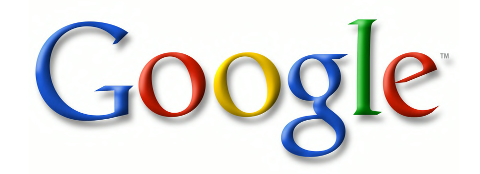
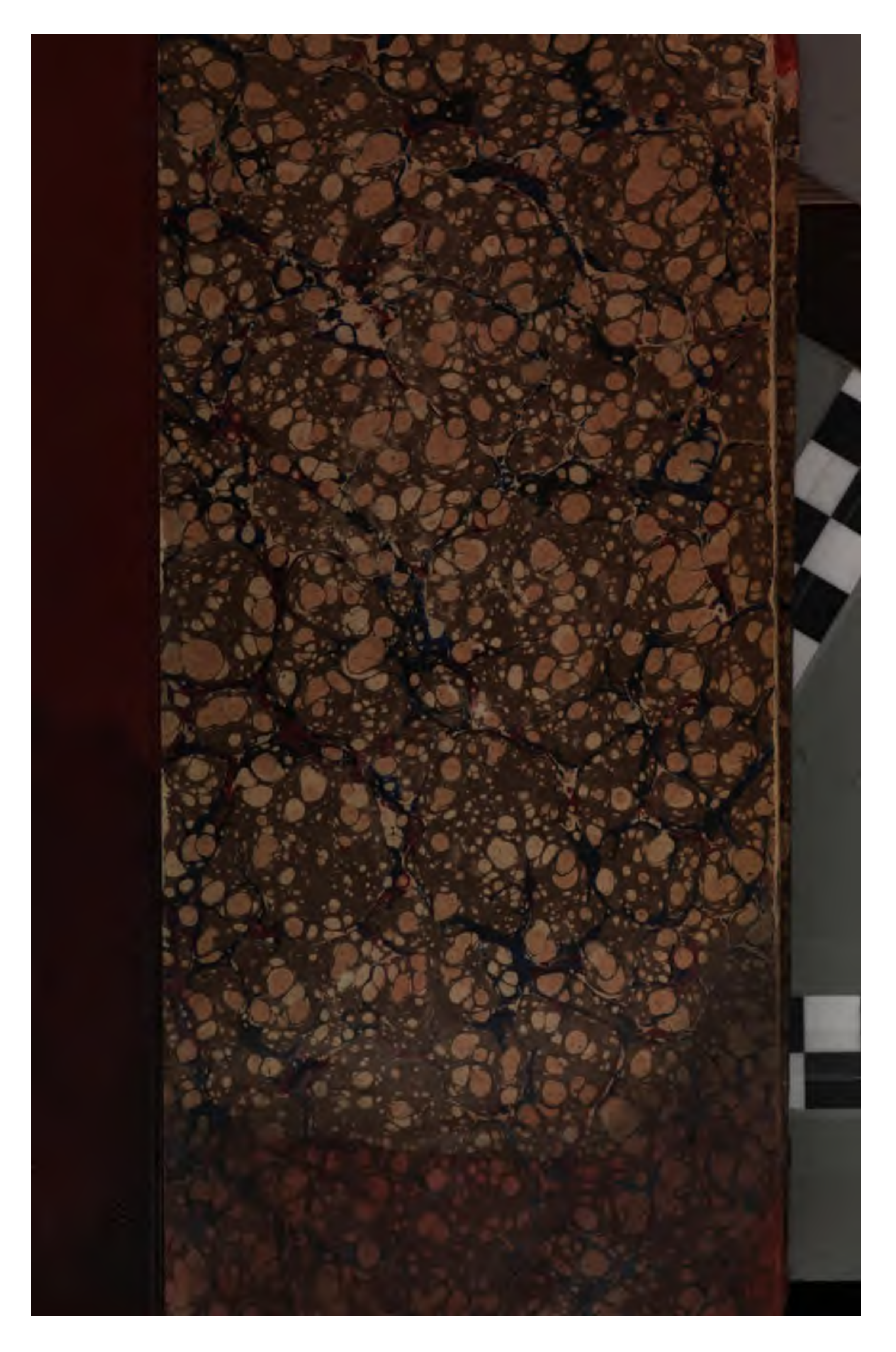
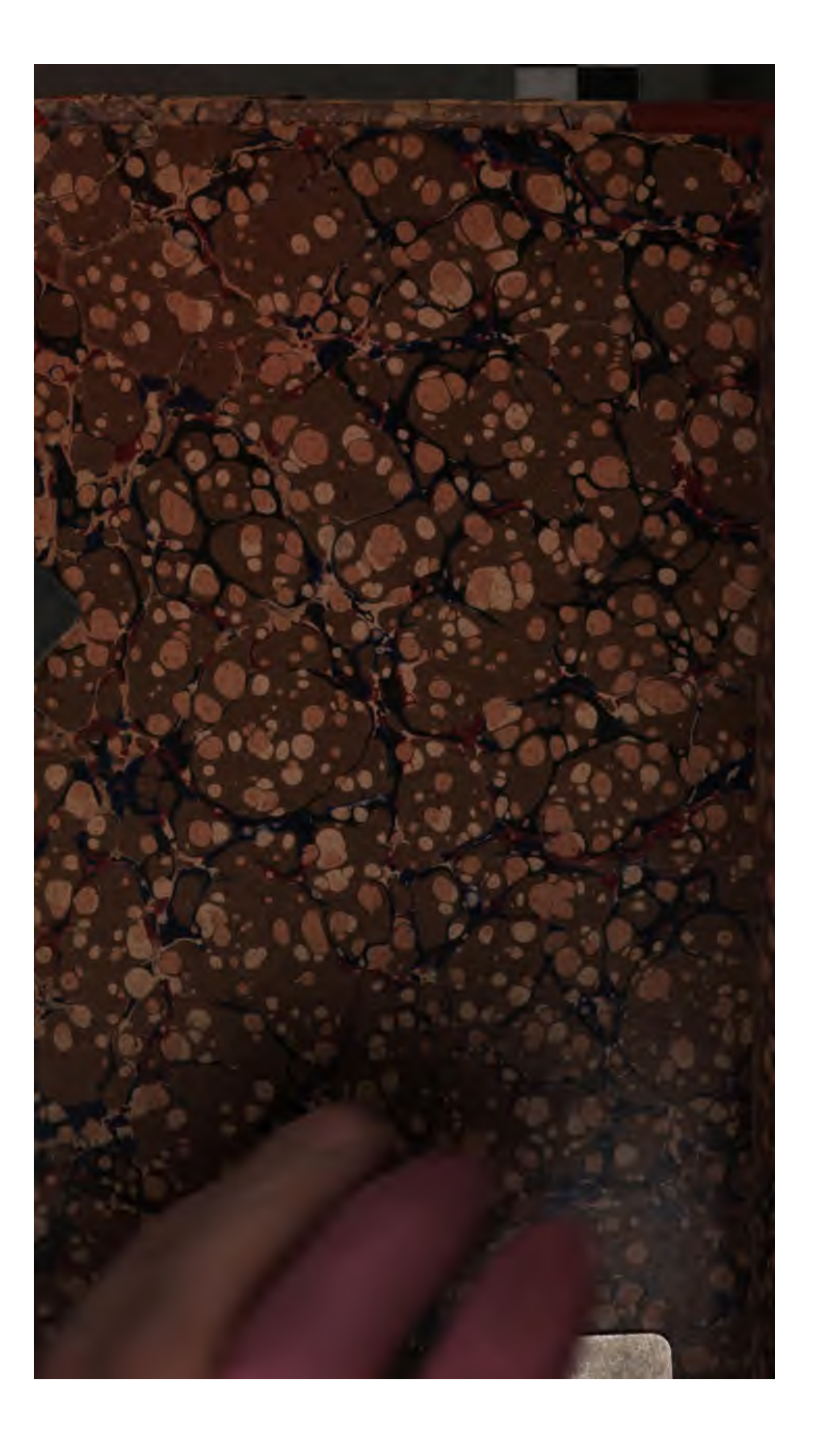
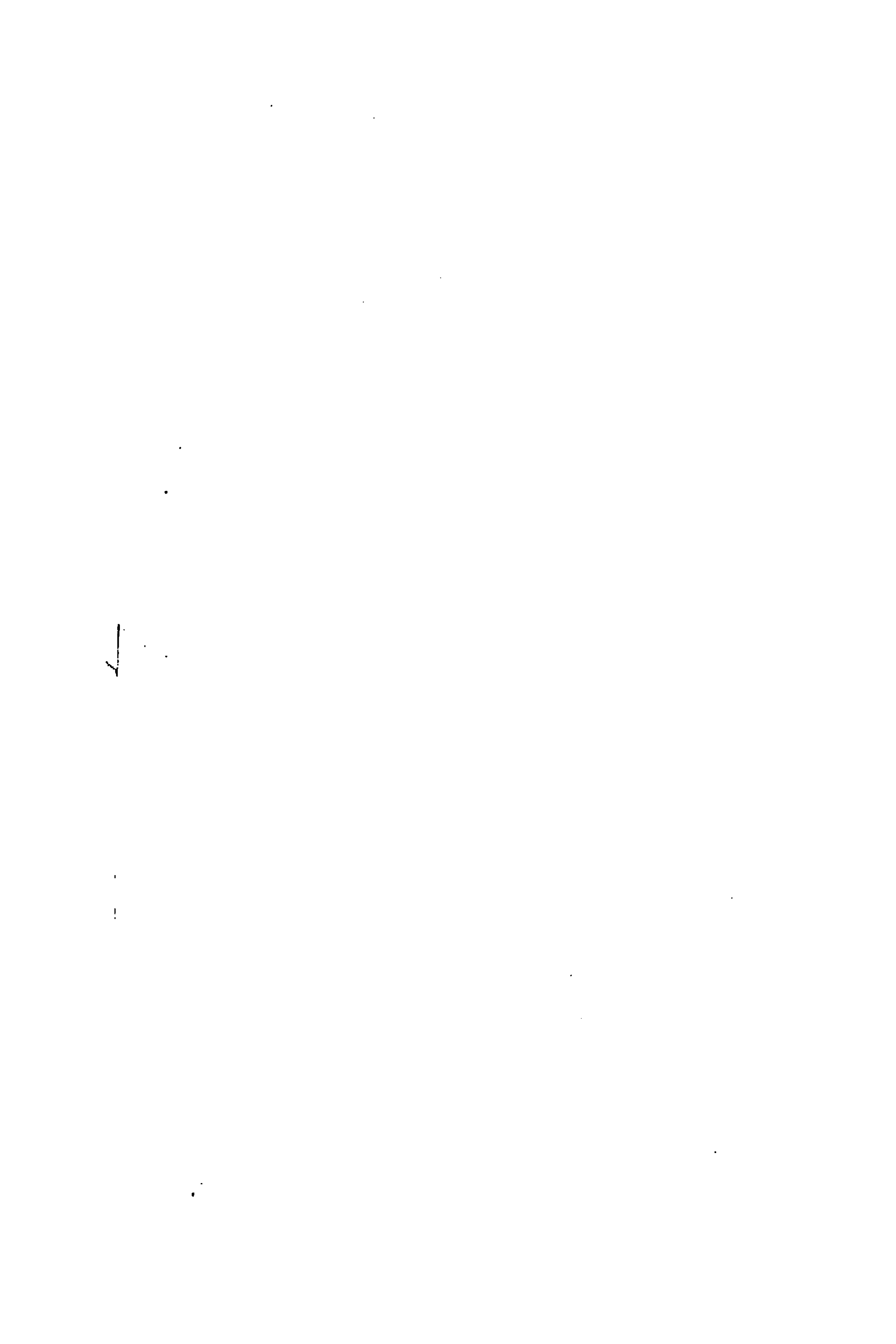




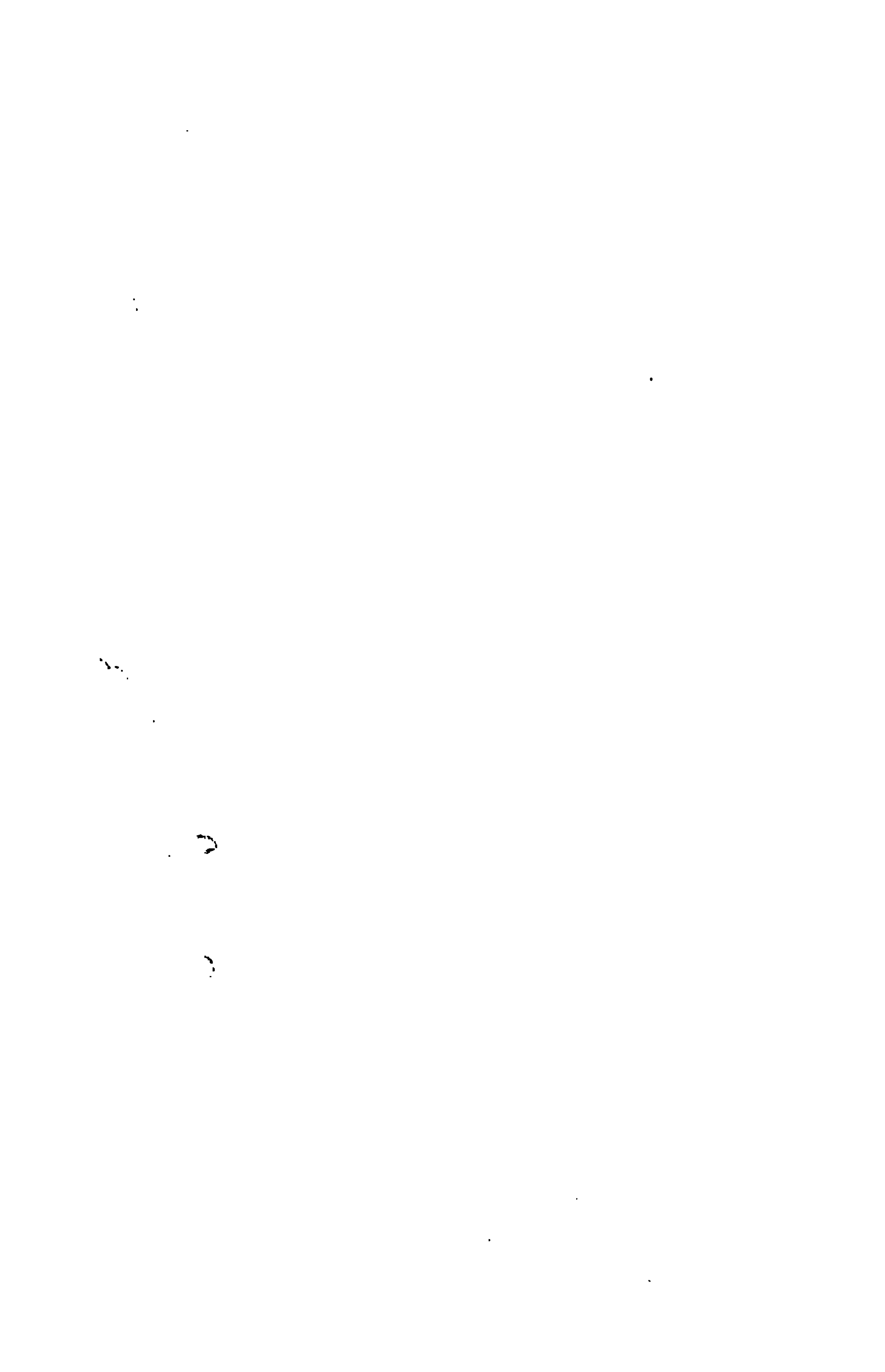












ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

EINUNDVIERZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE NEUNUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1897.

INHALT.

RÜDIGER VON BECHLAREN.

Die herkunft des markgrafen Rüdiger der heldensage ist noch unaufgeklärt. die spät aufkommende annalistische nachricht, die ihn zu einer geschichtlichen person des 10 jhs. macht, ist wertlos; darum schloss Lachmann (Anmm. 338), er müsse wol eher ein göttliches wesen als ein held sein. und nun begann man nach mythischen zügen an ihm zu suchen und fand beziehungen zu dem an sich hypothetischen Hruodberaht und zu dem nordischen Heimdall[1]. historiker dagegen hielten mit dem urteil zurück[2] oder leiteten aus den geschichtlichen verhältnissen der Ostmark unbestimmte deutungen ab[3]. Rüdiger ist ein typus der dichtung und hat als solcher eine entwicklung in ihr durchlaufen. die geschichte des typus ist zu schreiben, selbst wenn sein ursprung im dunkel bleiben sollte.

I

In welchem sagenkreise ist er zuerst erschienen? er gehört jetzt dem fränkisch-burgundischen und dem ostgotischen zugleich an; wir begegnen ihm in Nib. Not, Klage und späterer Walthersage (Nib. 1694 uö. Biterolf 7656 ff) einerseits, in Dietrichs Flucht, Rabenschlacht, Dietrich und Wenezlan, Etzels Hofhaltung anderseits, und schliefslich in der verschmelzung beider kreise: Bit., Rosengarten. die lage von Bechlaren weist nicht auf Dietrich; die handlung meidet den ort in den gedichten dieses kreises und verschweigt selbst den namen in DFlucht. in sämtlichen mhd. gedichten, die sich um Etzel drehen, kommt Rüdiger vor — er fehlt in der unvermischten Dietrichssage, Alpharts tod, Laurin, Sigenot, Eckenlied, Virginal. das heifst : nur als trabant Etzels ist er in den anziehungsbereich der letzteren geraten. dazu stimmt sein geringer einfluss auf ihren gang. denn abgesehen von der leitung des heunischen hilfsheeres ist er nur an einem punct mit

[1] Müllenhoff Zs. 10, 162. 30, 224 ff; vMuth WSB. 85 (1877), 265 ff.
[2] OLorenz Drei bücher geschichte und politik 628; Dümmler Piligrim.
[3] Keiblinger Geschichte des Ben.-st. Melk 100; Waitz Heinrich i[3] 242 f.

der haupthandlung verflochten: er vermittelt zwischen dem Berner und dem erzürnten Heunenfürsten, DFlucht Rab. Kl., und damit ist nachträglich in den Nib. das eingreifen der Amelunge und Dietrichs in den saalkampf motiviert. doch die vermittlerrolle selbst ist aus der vorausgesetzten eigenschaft des markgrafen als mächtigsten vasallen Etzels hervorgewachsen. hier stofsen wir auf einen typischen zug von gröfserer wichtigkeit, als bisher anerkannt worden.

Bei jedem der drei feldzüge gegen Ermanrich erscheint Rüdiger als oberfeldherr, dem selbst Dietrich sich unterordnet (DFl. 6107. 6811. 8502 uö. — Rab. 271—74. 984 uö.), ebenso im Bit. bei den heerzügen gegen Burgunden, Preufsen und Polen, trotz der teilnahme Biterolfs selbst. einmal — in der hindeutung auf den älteren krieg gegen Witzlan — tritt er sogar als hauptperson eines epischen stoffes auf, der mit dem bruchstück Dietrich und Wenezlan verwant (Zupitza DHB v s. LIV), aber wol älterer herkunft war [1]. auch dem dichter der Nib. stand er als kriegsberühmter heermeister der Heunen lebendig im sinne, Nib. 2197. der leiter von heerzügen wird zum führer von gesantschaften, die jenen oft nicht unähnlich sehen. im Bit. tritt er zweimal als sprecher der Heunen in Worms auf (5915. 8324. vgl. 4659 f), im Roseng. CD, vielleicht nach dem vorbilde des Bit. (Jänicke DHB I s. XXXI), als bote an Kriemhilt. so muss er denn auch der nächste vertraute Etzels sein. er ist des königs brautwerber in Nib. und war es vielleicht auch in dem verlornen gedichte von Helchens entführung [2]. diese rolle fliefst so natürlich aus den vorher genannten, dass unbefangener blick in ihr kaum ein besonderes charakteristikum Rüdigers sehen wird. will man sie dennoch auf mythische abstammung des werbers ausdeuten, so wäre vorher der nachweis einer umgekehrten entwicklung zu führen. bei vMuth finde ich den nicht. — schliefslich folgt aus seiner vertrauensstellung beim Heunenkönig, dass er die fürsprache für Dietrich übernimmt nach dem fall der königssöhne (Rab.) und nach einem andern, etwas dunkeln ereignis, das dem Ostgotenfürsten schon vor seiner flüchtung zu Etzel dessen ungnade zugezogen haben müste (Nib. 2195, Kl. 993 ff, Thidrekss. c. 338, Prosa vor d. Heldenbuch), wenn nicht vielmehr hier

[1] vgl. Witizla Ann. Fuld. a. 872. 896, MG. SS. I 384. 413.
[2] Bit. 375 ff, Thiðrekss. c. 42—56, Rafsmann Heldensage II 211 anm.

eine sorglose übertragung des empfanges nach der Rabenschlacht auf den ersten empfang an Etzels hofe vorliegt. — für diese vermittlerrolle lässt sich die entstehungszeit annähernd feststellen. im aufbau der sage von der Rabenschlacht ist Rüdigers fürsprache als nachträgliche ausschmückung kenntlich. Etzels versöhnung mit Dietrich wird daneben viel gründlicher durch den fall des Amelungen Diether besorgt, einen wahren ausgleich der schuld des Berners. ferner : die fabel der Rab. ist aufgebaut auf der vereinigten Dietrichs- und Ermanrichssage. das älteste zeugnis dieser vereinigung ist ums j. 1000 niedergeschrieben (Ann. Quedlinb. MG. SS. III 31, vgl. aber unten s. 24). bis zum 10 jh. etwa hiefs Dietrichs gegner Odoaker-Otacher statt Ermanrich. der fall der Etzelssöhne jedoch ist an den gotischen gegner gebunden. denn die geschichtlichen söhne Attilas fielen im kampf gegen Goten (Heinzel WSB. 119, 57 f); aufserdem bringt jene vorform der märe von frau Helchens söhnen, welche wahrscheinlich in den Hamđismal uns erhalten ist[1], einen sohn Etzels in feindliche stellung zu Ermanrich

[1] dass ein deutsches Hamðislied allein oder zusammen mit historischer erinnerung die grundlage der Rab. lieferte, ist mir wahrscheinlich trotz HS[1] 47 und Heinzel aao. die gegenwärtige motivierung vom ausritt der königsknaben aus Bern bildet ein knäuel von widersprüchen : aufforderung an Elsan, den hüter, mitzukommen, — ausritt ohne ihn; vorsatz, die stadtmauern zu besichtigen — an stark nebligem tage usw. in älterer fassung lockte jedesfalls die begier, am kampfe gegen Ermanrich teilzunehmen, die halbwüchsigen prinzen in den tod. eine ähnlichkeit mehr mit Erp in den Hamðismal, der durch seinen namen (Atlaqv.) und als stiefbruder des Hamði und Sörle sich als Guðruns sohn von Atli-Etzel bezeugt; Erp ist ebenfalls halb knabe, darum vom kampfe ausgeschlossen und dem anscheine nach heimlich aus dem gehöft auf die heide entwichen, um — gegen den offenbaren willen seiner mutter — dem ausritt sich anzuschliefsen; er wird ebenfalls auf einsamer heide von einzelgegnern tückisch gefällt, ehe er ans ziel gelangt. — die Hamðism. werden von Ranisch (dissert. Berlin 1888) 29. 81 in die erste hälfte des 10 jhs. gesetzt. die rolle, welche es Erp zuteilt, ist eine umbildung der ältern sage von der ermordung der Etzelssöhne durch ihre mutter. die umbildung wurde nötig infolge der neuen wendung, welche Kriemhildens rache vor der zweiten blüte der dichtung annahm (WGrimm HS[1] 361 f). Ortliebs tod in den Nib. lässt bekanntlich sogar noch den kindesmord durchblicken. dieser stufe der Hamðissage, mit éinem sohne Etzels, folgte allem anschein nach die verdrängung des brüderpaares Hamðir und Sörle durch Erp und Ort (so die alten namen nach Bit., vgl. Atlaqv. [Hm. 8]; Ortlieb Nib.; Ortwin Thiðrekss. c. 321 ff; Oddrûn, Atlis schwester, Drâp Nifl. Sigurðarqv. III), die verdrängung von personen eines absterbenden sagenkreises durch solche eines aufblühenden. denn alles, was Ermanrich allein

selbst. folglich ist Rüdigers vermittlungsact keinesfalls älter als das 10 jh., wahrscheinlich aber sehr junge zusatzbildung. doch selbst sein eintritt in die ostgotische sage ist eher abwärts von diesem zeitraum zu setzen. denn ebensowenig kann er in dem um Etzel und die Burgunden gesponnenen sagenkreise viel früher aufgetreten sein. dem dichter, welcher im 7 oder 8 jh. die deutsche vorlage des Waltharius schuf (Heinzel WSB. 109, 716), war er ohne zweifel unbekannt. im 9 jh. drang Dietrich noch mit ahd. namensform (Þjóđrekr, Edzardi Germ. 23, 86. 406 anm.) in die nordische Nib.-dichtung, Rüdiger nicht zugleich.

II

Den endgiltigen beweis bringt das Nibelungenlied. es zeigt Rüdiger in drei rollen : als brautwerber, als burgherrn von Bechlaren und als kämpfer in Etzels dienst. die beiden ersten auftritte sind episodische erweiterungen der ursprünglichen handlung; der zweikampf mit Gernot ist mindestens jünger als die voreddische form der deutschen sage, da Gernots stellvertreter in dieser letztern, der Godomarus der lex Burgund., in Deutschland jahrhunderte hindurch verschollen war (Heinzel WSB. 109, 712). zwischen den drei hauptscenen wird Rüdiger kaum erwähnt, ja er fehlt einige male, wo er an der handlung sich beteiligen müste. so weist die begrüfsung zwischen den Burgunden und Dietrich unausweichlich auf eine vorform des liedes mit Dietrich, doch ohne Rüdiger. andernfalls wäre es unerklärlich, warum Rüdiger, der eben noch die gäste zur burg Etzels geleitet hat, bei der ankunft fehlt (über str. 1661 s. u.). auch die folgenden partien bis 2072 ruhen auf solcher grundlage : als oberster lehnsmann Etzels (und überdies der königin durch besondere eide verpflichtet, die indessen auch fehlen könnten, s. u.) hat der markgraf vor Dietrich, Blödelin und Iring die aufgabe, das leid seines herrn zu rächen. doch niemand, nicht einmal Kriemhilt erinnert sich dessen bis zum morgen des zweiten kampftages, wo wie ein selbständiges lied

angieng, wie zb. auch die Harlungensage, verwitterte unter der überwucherung durch die Dietrichssage in dem grade, wie Dietrich der deutsche volksheld schlechthin wurde. die mhd. dichtung verrät durch ihre widersprechenden angaben über Ermanrichs tod, dass die überlieferung hierüber abgeschnitten war. aber die erinnerung an das junge brüderpaar, welches gegen ihn ausritt und bei der gelegenheit seinen tod fand, erlosch nicht, sondern gewann neue lebendigkeit durch den anschluss an die Dietrichssage.

die darstellung von Rüdigers ende einsetzt. und dies lied selbst, mit dem pflichtenconflict als kernmotiv, erweist sich in seinem aufbau als eine schöpfung des ritterlichen idealismus, in welchem auch der höfische charakter des '*vater aller tugende*' (Nib. 2139. Kl. 1067 und das minnesingergleichnis Nib. 1579) ohne rest aufgeht.

Im germanischen heldenalter sind die lebensbedingungen einfach, die anstöfse zum handeln unmittelbar. Hildebrand zweifelt nicht, ob er den speer zu werfen habe gegen seinen sohn, der den kampf will : '*der si doh nu argôsto ôstarliuto, der dir nu wiges warne, nu dih es sô wel lustit*'. anders Rüdiger, bevor er gegen den gastfreund und magen das schwert zieht : er wägt die gründe, er schwankt, er wünscht sich den tod, um nur nicht sich entscheiden zu müssen, und schliefslich bestimmen ihn mitleid und dankbarkeit (2099 f), gefühle, die er bei der abschätzung der pflichtstimmen nicht mit in die wagschale geworfen hat. so sind auch die gründe seines zweifelns verwickelt wie die verhältnisse im mittelalterlichen lehnsstaate. im brennpuncte des widerstreites, der dramatisch von aufsen her angeregt und unterhalten wird (durch den schimpf des Heunen und die mahnungen des königspaares), steht die kreuzung der untertanentreue gegen Etzel (2075 f) mit der den Burgunden gewährten geleitschaft (2081. 2087, 4). daneben würken verschärfend von der einen seite die vor Kriemhilden geleisteten eide (2086—88. 1097 f), von der andern die mit den Burgunden eingegangene gastfreundschaft und verschwägerung (2096 f). dem conflicte auszuweichen hindert die rücksicht auf die ritterehre, das product der massenmoral (*mich schendet elliu diet* 2091), deren urteil der dichter durch Rüdigers mund ausdrücklich dem gut und böse gegenüberstellt, und deren verdammungsspruch er den markgrafen doch schlimmer achten lässt als alles. ihr zu trotzen lehrt viele das leben, sich über sie in gedanken und taten zu erheben, individuen auf sich selbst zu stellen, wurde das mittelalter selbst im dichtertraum nicht reif. aber hier sehen wir die knospe dem springen nahe : ein zeugnis, wie jung die erfindung. ein anderes ist die vielseitigkeit der motive. und die verlobung Giselhers trägt den stempel der minnedichterzeit an der stirne. doch selbst seiner grundlage nach ist der conflict nur mit not in den rahmen der alten sage eingepasst worden. dass Rüdiger sich wissentlich

[illegible] Burgunden. streitet mit der wahrscheinlichkeit. [illegible] unbefangene am hofe Etzels sein [illegible] Kriemhildens betrübnis weifs [illegible] fernen grenze Eckewart [illegible] wenigstens ist sich des widersprüches [illegible] Dietrichs warnung fragte er sich, warum Rüdiger geschwiegen habe, und glitt mit einer [illegible] *weste Rüedegêr, daz er [illegible]* [illegible] künstliche einfädelung des [illegible] ist auffallend, weil eine einfachere [illegible] kampf des deutschen [illegible] Rüdiger, wie auch der übrigen Deutschen [illegible] ist nicht einmal [illegible] Deutschen in den [illegible] vermacht gegenüber den [illegible] und dieser gegensatz [illegible] feindseligen oder spötti[illegible] Zarncke Beiträge zur erkl. [illegible] unter anderem durch die [illegible] womit schon Stephan [illegible] die ältere Nib.-sage kann [illegible] hat, vermuten wir, einst [illegible] die tragödie des Coriolan [illegible]

[illegible] des conflicts ist noch ein [illegible] die vereidigung Rüdigers und seiner [illegible] Kriemhilt [illegible] Burgundenkönige mögen [illegible] wissen — und warum nicht? fragt man sich nach dem wortlaut von str. 1187 — oder auch nicht: was in dem vorausgeschickten, heimlichen gespräch zwischen Rüdiger und Kriemhilt heimlichkeit verdient, sehen wir nicht ein. 1195, 3. 4 ist eine abschwächung nach 1172. 75—77. 79 f. aufserdem ist zu vgl. 1118, 3. 1155, 4 und zu 1196, 4 : 1232. dass Rüdiger

[1] Thidrekss. c. 369 warnt sogar Gudelinda, und doch bewirtet und geleitet Rodingeir die Niflunge. dem sagaschreiber ist die notwendigkeit des pflichtenconflictes nicht aufgegangen: er bedeckt denselben, wie alles innere geschehen, mit schweigen. das ist ein mangel an durchdringung des stoffes, und sicher nicht, wie vMuth meint (WSB. 89, 2 s. 660) ein rest alter überlieferung, wonach Rüdiger selbst gewarnt hätte.

sich der tragweite seines eides bewust wäre, ist in den absichtlich allgemein und unklar gehaltenen versen nicht ausgedrückt, ja darf es nicht sein wegen der später erforderlichen unbefangenheit des helden gegenüber Kriemhildens racheplan. das gespräch ist mit dem hinblick auf das lied von Rüdigers ende erfunden (zu 1197 vgl. 2088) und bildet das einzige band zwischen diesem und dem brautwerbungsliede. heimlich ist es, damit der hörer erfahre, dass unheil im schwange ist. — nicht nur in 1195—97 selbst kommt die logik zu kurze, auch der zusammenhang der umgebung leidet störungen. bevor Kriemhilt die heunischen gesanten zum zweiten male vor sich beschied, erzählt das lied, *die naht unz an den tac diu vrouwe an ir bette mit vil gedanken lac* (1189). in qualvollen nachtgedanken sinnt die fürstin nach über vergangenheit und zukunft — mit welchem ergebnis? im färöischen lied von Högni (Rassmann Heldensage II 139) verharrt Gudrun nach Artalas werbender rede lange in schweigen, dann plötzlich erhebt sie sich und reicht ihm die hand: 'gerne folg ich könig Artala heim ins Hunenland'. sicher entsprang auch in den Nib. einst dem sinnen die entscheidung unmittelbar und jäh, wie es der heldenzeit gemäfs war. doch statt dessen muss jetzt Rüdiger am folgenden tage noch einmal viele bitten verschwenden, ohne neues zu sagen, noch einmal die fürstin in höfischen züchten sich sträuben (1193 AB. 1194 f), damit im heimlichen gespräch Rüdigers ende vorbereitet werde und der zuhörer durch diesen wink und die breitdeutliche aussprache str. 1199 f erfahre, was Kriemhilt ergrübelt hat.

Doch die entstellung reicht weiter. 1191—92 AB treiben die gesanten ihren führer an, dass er sich bei Gunther bescheid hole, denn sie wünschen baldigst heimzukehren. mit recht. der dritte tag ist da, an welchem Gunther seiner zusage gemäfs ihnen, nach rücksprache mit seiner schwester, antwort geben müste — und botenpflicht ist eile (Nib. 163. 700. 1419). daher auch die unzweideutigen worte (1142): *alsus beleip dô Rüedegêr unz an den driten tac.* in C jedoch sind st. 1191—92 AB ersetzt durch die unbestimmt lautende zeile: *si bâten dar gewinnen die Ezelen man* (191, 1 Z.), in allen hss. hat Rüdiger mit Kriemhilt statt mit Gunther die letzte und entscheidende unterredung und verzögert seine abreise, bis die fürstin zur mitfahrt gerüstet ist. in alledem liegt offenbar eine änderung des planes. es ist wahr,

dass Kriemhildens eigenmächtiges vorgehn der charakteristik dient und schon 1162 vorbereitet wird (*vil gar den mînen willen sol ich im selbe sagen*). doch auf kosten des zusammenhangs : seinem versprechen zuwider nimmt Gunther weder rücksprache mit Kriemhilt, noch verleiht er ihrer selbständigen zusage seine unentbehrliche, förmliche einwilligung (correct Thiđrekss. c. 357); endlich fehlt auch die herkömmliche beschenkung der boten durch den könig und ihre abschiednahme. alles das ist sicher gegen die absicht desjenigen dichters, der es von anfang an auf eine aller convention rechnung tragende darstellung der fürstlichen brautwerbung abgesehen hat, wovon man sich durch vergleich der st. 1141—54 mit ähnlichen abschnitten (75—104. 140—146 und 162—165. 681—707. 1348 ff. 1370—1434) leicht überzeugt. von 1155 an zeigt sich der ursprüngliche plan des liedes durch einen andern ersetzt, welcher die werbung mit der heimführung der braut in einen act verwebt und diesen durch das heimliche gespräch mit dem schlussauftritt der Rüdigerdichtung verknüpft. der dichter, welcher derart mit geringem sinn für wahrscheinlichkeit den stoff abrundete, hat ein technisches verdienst.

Die heimführung der braut indessen geht zurück auf dichtung des 10 jhs. und verdient daher nähere prüfung. in st. 1270 nämlich findet sich (Zarncke Beitr. s. 168 ff) diejenige diöcesangrenze des bistums Passau und damit — bis ins ausgehende mittelalter — des deutschen reiches festgehalten, die nur einmal in der geschichte, um 970, und zwar ganz vorübergehend giltigkeit gehabt haben kann : westlich oder östlich von Mautern (vgl. s. 10). mit recht schloss Zarncke, dass hierdurch die vielbezweifelte angabe der Klage von einer bearbeitung der Nib.-sage unter bischof Piligrim von Passau (971—991) bewahrheitet würde. über die form des brautfahrtliedes im werke meister Konrads lässt sich einiges feststellen. die hochzeit wurde nicht in Wien gefeiert. die stätte des alten Carnuntum lag bis nach Piligrims tode noch auf ungarischem gebiete[1] und konnte, wie alles land Unter der Enns nur zerstörung und trümmer aufweisen. welche veranlassung hätte jemand zu Piligrims zeit gefunden, den in römischer zeit begründeten, aber wol nur noch in gelehrter

[1] Mon. Boica 28 b. 86. 88 v. j. 983 und 991. vMeiller Regesten der Babenb. s. 3. 4 v. j. 1002.

überlieferung[1] fortlebenden ruf des ortes in die dichtung zu tragen? zur residenz der Ostmark wurde Wien durch Heinrich II (1141—47) erhoben, der zuerst dort urkunden ausstellte[2]. doch erst im beginn des 13 jhs. gewann der name der stadt volkstümlichen klang durch die glänzenden feste herzog Leopolds VI, seine schwertleite zu pfingsten 1200 (Walther v. d. Vogelweide), seine vermählung mit der Griechin Theodora 1203[3]. kein zeitpunct vor- oder nachher war der einführung Wiens in den sang von Etzels hochzeit so günstig wie dies vermählungsfest. wie 18 jahre vorher, beim Mainzer fest, Veldeke, so mochte nun zu Wien ein sänger des Nib.-liedes in fürstlichem kreise vortragen. hat er das brautfahrtlied mit rücksicht auf die gelegenheit umgedichtet, so dürfte er leicht am abschluss des gesamtwerkes hervorragenden anteil haben und der urheber von breiten partien jüngster hand sein, die innere verwantschaft verraten. dieselben eigenschaften nämlich, die wir an dem abrunder der Rüdigerdichtung entdeckten: mehr oder minder virtuose berechnung der würkungen, gleichgiltigkeit gegen motivierung und zusammenhang (auch, fügen wir hinzu, gegen überlieferte züge von hohem künstlerischen wert), hat Wilmanns (Anz. XVIII 106 f) an dem schöpfer vier junger scenen nachgewiesen. sie enthalten: Kriemhildens versuch, Hagen und Volker zu reizen (1696 ff), die nachtwache der beiden freunde, kirchgang nebst turnier und die Dankwart-âventiure. wie dieser dichter zu gunsten eigner erfindung mit der überlieferung umsprang, zeigt die stelle (1855), wo Hagen in dem knaben Ortlieb dessen eltern beschimpft, mit einem erfolge, der uns verblüfft, aber eine in courtoisie schwelgende hörerschaft sicher andächtig stimmte: der höfliche wirt Etzel wirft seinem altgermanisch unhöflichen gaste nur einen stummen, traurigen blick zu — eine correctur der ritterzeit an der art des heldentums. und wozu der effect? die Dankwart-âventiure sollte eingeschaltet werden, darum durfte Hagen der wörtlichen beleidigung nicht sogleich die tätliche nachsenden und

[1] vMeiller s. 98 f. [2] Huber Gesch. Österr. I 266 gegen vMeiller in Denkschr. der Wiener ak. VIII 15, wonach Wien bald nach 1096 hauptstadt geworden wäre. [3] Cont. Claustroneob. a. 1202, MG. SS. 9, 620: *hoc anno Liupoldus dux Austrie nuptias Wienne multis principibus ibidem convenientibus pomposissime celebravit*; vgl. a. 1203 und MG. SS. 9, 556 f. 590 s. 1203 mit Nib. 1283.

damit den saalkampf entfachen, wie alte sage dichtete (Thidrekss. Vorr. z. Heldenb.). wir erkennen hand und geist desselben dichters, der das motiv der str. 1189 verwässerte, der Lachmanns XI lied schuf und in demselben, beim empfang zu Tuln, die vier von Wilmanns bezeichneten scenen vorbereitete durch aufzählung der später auftretenden haupt- und nebenhelden (Anz. XVIII 109).

Die einführung Wiens ist wahrscheinlich nicht die einzige späte änderung im brautfahrtliede. erinnern wir uns der Thidrekssaga, deren abweichungen von den mhd. Nib. durch Rassmann, Edzardi, Busch ua. zum teil sicher als ältere deutsche varianten, übermittelt durch norddeutsche bearbeiter, erwiesen worden sind. in der saga kehrt Attilas brautwerber Osid nach erfülltem auftrag schleunig ins Hunenland zurück, wie es der sache gemäfs ist [1]. dann bricht der könig selbst nach Worms auf, vermählt sich dort mit Kriemhilt und führt sie heim (c. 358). die trennung der werbe- und brautfahrt erscheint in der geschichte durchaus als herkömmlich. die erfindung freilich, dass Etzel zum hochzeiten an den Rhein zieht, sieht nicht nach alter sage aus: der brauch forderte vom bräutigam entgegenkommen bis zur grenze seines landes (zb. a. 1042 die einholung der Agnes von Poitiers durch könig Heinrich III in Besançon mit hochzeit in Ingelheim MG. SS. 20, 798). dem entspricht Etzel in Nib. er begibt sich nach dem Tulner feld, das westlich bis zur mündung der Traisen reicht, dh. bis zur ungefähren reichsgrenze der ersten amtsjahre bischof Piligrims. im einklang damit wird das nahen der Heunen zuerst erwähnt (1271), als Kriemhilt in Traismauer, Helchens lieblingssitz (Nib. 1272 C. Bit. 13369), anlangt. dicht vorher nimmt Pilgerin abschied von seiner nichte, — dem wortlaut nach unbestimmt, ob westlich von Mautern, oder östlich davon, nach der Traisen zu. dass letzteres ursprünglich gemeint sei, geht mir zweifellos aus dem zusammentreffen der eben berührten drei umstände hervor: das Traisengebiet ist als grenze gedacht, bis zu welcher diesseits Pilgerin, jenseits Etzel ihr geleit ausdehnen [2]. bis zur grenze des deutschen reiches wird Kriem-

[1] in der bearbeitung B des herzog Ernst, die nach Bartsch (ausg. s. XXXVI) um 1190 in Baiern oder Österreich gedichtet ist, heifst es von kaiser Ottos werbeboten bei Adelheid von Baiern (439 ff): *er streich naht unde tac Hützel ruowe er phlac, unz er den rîchen keiser vant.*

[2] mit den urkunden, um derenwillen hauptsächlich Zarncke die grenze der jahre um 970 westlich von Mautern angesetzt hat, MB. 28 a, 192. 194

hilt von ihren verwanten begleitet, erst den brüdern, dann dem oheim. nur die strecke von Vergen (1231, Pföring a. Donau) bis Pledelingen (hs. C 198, 4 Z. hinter 1237 Lm., Plattling a. Isar), dem westlichsten ort der Passauer diöcese, bleibt unausgefüllt. doch vielleicht war im Piligrimschen epos Vergen noch nicht genannt, nur die Donau, als alte grenze des Burgundenreiches gegen Baiern (Riezler Gesch. Baierns I 822). hieraus folgt, dass Rüdigers geleitschaft nicht nur schlecht der werbefahrt angeflickt, sondern auch überflüssig ist. stammt sie ebenfalls vom abrunder der Rüdigerdichtung? eine nachlässigkeit wenigstens ist in seiner art: dem markgrafen ist für seine gesantschaft reicher lohn verheifsen (1091); als Etzel die braut empfängt, scheint das vergessen: der alte schluss des werbungsliedes ist getilgt.

Die Thidrekss. weifs nichts von Rodingeir als geleitsmann der braut, doch selbst als werber nennt sie einen andern. mit welchem recht? die breite schilderung der gesantenfahrt und die mit psychologischem interesse ausgeführte überredung Kriemhildens bilden den kern des mhd. liedes von der werbung. beide stoffe stimmen vorwiegend zu den künstlerischen neigungen des 12 und 13 jhs. für die märe von Kriemhildens rache ist die werbung ein unwesentliches vorspiel. zwar war dasselbe im 11 jh. schon in seiner psychologischen bedeutung erfasst (Gudrunarkv. II), doch leicht mochte das ältere epos flüchtig darüber hinweggehn. so kam es, scheint mir, dass später die anschwellende dichtung in verschiedenen gegenden dem brautwerber verschiedene namen gab, und dass Rüdiger diese rolle später als seine beiden andern erhielt. an ihr würde dann am allerwenigsten ein mythischer rest (vMuth aao.) haften können.

Erscheint nach alledem der erste abschnitt der Rüdigerdichtung als secundäre, zt. tertiäre bildung, muss im zweiten bewirtung und geleitung der Burgunden als unursprünglich, die verlobung Giselhers als jüngster ansatz gelten, so gewahren wir auch im dritten eine spur jüngerer umbildung. Rüdiger und Gernot fallen gleichzeitig, und bei dieser lösung scheint, wenn wir uns daneben das überleben eines der helden als möglich

(972) und 28 b 86. 208 (um 985) ist die annahme wol vereinbar, dass zwischen 972 und 985 auch die untere Traisen einmal als grenze gedient hat, zumal schon vor bischof Adalberts tode (971) das gebiet rings um die orte Traisem oder SPölten deutsch war, MB. 28 b, 87. 209.

vorstellen, das sittliche gefühl am ehesten seine rechnung zu finden. zugleich aber erhält dadurch die composition straffheit und übersichtlichkeit. auch Giselher und Wolfhart töten sich gegenseitig, so dass nun der fall der drei brüder im mittelpuncte je eines der drei schlussabschnitte steht: Gernot fällt im Rüdigerliede, Giselher beim kampf der Amelunge, Gunther als letztes opfer der Kriemhilt. wir glauben die hand des dichters vom j. 1203 widerzuerkennen. in der Thidrekss., die psychologischer vertiefung sowol wie kunstvollen aufbaus entbehrt, bleibt Gislher, nachdem er Rodingeir erschlagen hat, am leben und erhält nebst Gernoz später von Hildibrand die tötliche wunde (c. 390). was ist älter? die höhere oder die niedere, in den nackten begebenheiten ihr genüge findende kunst? die antwort stünde aus, hätte nicht Hildebrand in der geschichte der sage und somit vermutlich auch im kampf mit Gernot den vortritt vor Rüdiger. wenigstens der gleichzeitige fall der helden in Nib. wird aus künstlerischen rücksichten so hinreichlich erklärt, dass er schwerlich als mythologische erinnerung (vMuth WSB. 85, 276 f. Müllenhoff Zs. 30, 238) zu nehmen ist.

Allgemein, je tiefer wir uns in den aufbau der Nib. versenken, gewahren wir die spuren einer künstlerhand, welche das lockere gewebe der epischen handlung straffer anzieht, dramatisch abrundet und durch eigne, oft feinsinnige erfindung ergänzt, oft freilich auch in die kraftvolleren umrisse des alten heldensanges gleichgültig oder verständnislos störend hineinfährt und überall, um widersprüche im kleinen unbekümmert, wie sicher die zuhörer es auch waren, sorglos alte und neue bestandteile ineinander flicht. ihr würken zeigt sich auch in dem bisher nur gestreiften zweiten auftreten Rüdigers. das lied von der fahrt der Burgunden zu den Heunen enthält deutlichere spuren hohen alters, als irgend ein anderer teil in der zweiten hälfte des gedichtes: reste heidnischen götterglaubens, in einem kleinen zuge die auffallendste übereinstimmung mit einem der ältesten Nib.-lieder der Edda (Nib. 1504. Atlaqv. 29—35) und — nach WGrimms vermutung (HS[3] s. 444) — den treuen Eckart als markhüter. an der grenze von Rüdigers und damit auch von Etzels reich liegt dieser aus, und hierdurch ist er mit der frage nach Rüdigers ursprung verquickt worden. seine aufgabe ist doppelt: zu warnen und den weg zu weisen. seine zugehörigkeit ist unklar. nach

1572. 1573, 4 dient er Rüdiger, Kriemhilden dagegen (und infolgedessen auch Siegfried 1572) nach str. 1582, 1584, die ihn mit dem grafen Eckewart als eine person setzen. mit diesem hat er ursprünglich sicher nichts zu tun gehabt (Henning QF. 31, 7). dass er aber auch zu Rüdiger erst nachträglich in beziehung gesetzt ist, folgern wir aus einem riss, den die erzählung zwischen den Eckewart-strophen und der bewirtung auf Bechlaren aufweist. als Hagen den schlafenden wächter findet, bricht die nacht herein (*noch hinte* 1576). das heer hat trotzdem noch keinen rastplatz gefunden, ähnlich wie nach dem abenteuer mit Gelpfrat (1561 ff). jedoch die ausgedehnte episode auf Bechlaren spielt bei tage bis zu str. 1625. freilich hat der dichter der str. 1571 den widerspruch zu verhüllen versucht: er knüpft das begegnen mit Eckewart an die übernachtung in Passau an (*ruowe* geht auf 1570, 1, *dem lande* auf 1570, 3), als falle es in den beginn des tages, der die aufnahme in Bechlaren bringen soll, — nur stimmt dazu gar nicht die entfernung zwischen Passau und Bechlaren sowie der schlaf des wächters. — derselbe zwiespalt nun findet sich in Thiđrekss. auch hier redet Ekkivarđ die Niflunge an (c. 367): *nu er komenn herr i land mins herra Rođingeirs marggreifa*, und klagt später, wie Nib. 1573 : *er drapt min herra Sigurđ svein.* aber der widerspruch in der zeitrechnung ist noch nicht verdeckt. würklich lassen sich die Niflunge zur nachtruhe im freien nieder. Högni, der wache halten soll, entfernt sich eine strecke vom heere, wie beim abenteuer mit den Donauweibchen Nib. 1471; dabei findet er den schlafenden mann. das ist unzweifelhaft die echte fassung. auch die absonderung Högnis vom heere gehört dazu : ein ganzes reiterheer kann nicht unbemerkt den schläfer überraschen. nun aber folgt in Thiđrekss. die hier ganz unvermittelte, nur durch combination mit der mhd. fassung zu erklärende frage Högnis nach nachtquartieren und darauf Ekkivards antwort, erst warnung, dann mitteilung über Bakalar, Rođingeirs burg. der widerspruch löst sich hier wie in Nib., wenn man die verbindung zwischen den beiden episoden, der an der heunischen grenze und der auf Bechlaren spielenden, hinweghebt, nämlich Eckewarts auskunft über Bechlaren und botengang dahin. durch diese zutaten wurde der logische zusammenhang gestört engerer bindung der teile zu liebe.

Unser schnitt trifft zugleich eine stelle, die nach Müllen-

hoffs vermutung (Zs. 30, 249. 257) uns einen verhüllten heidnischen mythus bewahrt hat: raub und rückgabe von Eckewarts schwert. der mythus freilich ist nicht überliefert, sondern erst aus dieser stelle zu erschliefsen. handgreiflich dagegen ist ihre ähnlichkeit mit einem im Nibelungenlied benachbarten motiv, das im volksglauben tiefe wurzeln hat: Hagens raub und rückgabe der gewänder an die Donauweibchen. dass hier eine nachahmung vorliegt, und zwar auf der seite Eckewarts, scheint bewiesen zu werden durch die weniger zwingend motivierte rückerstattung des schwertes (vgl. 1575 mit 1475. Thidrekss. c. 367 R). der name Eckewart selbst konnte die erfindung begünstigen. — fällt somit Eckewarts verbindung mit Bechlaren, so ist auch sein verhältnis zu Rüdiger beseitigt, wie es denn nur durch die ganz überflüssigen und zt. törichten (1572, 2 nimmt 1575, 2 voraus) strophen 1572—73 gestützt wird. ferner verdankt er sein wächteramt in Kriemhildens reich nur der verschmelzung oder verwechslung mit dem burgundischen grafen Eckewart. so ergibt sich als kern der gestalt in der tat der treue Eckhart, der überall in deutschen landen den unheilskünder spielt. er begegnet den Burgunden am irgendwo gedachten eingang zum verhängnisvollen lande und warnt sie gleich den Donauweibchen. hierdurch wird einer sehr einladenden vermutung der boden entzogen, die sich auf den vermeintlich ursprünglichen zusammenhang Eckewarts mit der gegend von Bechlaren gründet. weil diese letztere in einer urkunde vom j. 853 das Herilungevelde heifst und noch 832 dort trümmer einer Herilungoburg sichtbar waren (MB. 28 a, 45. 21), meinte Müllenhoff (Zs. 10, 163. 30, 237), hier sei einst die Harlungensage localisiert gewesen, in welcher der treue Eckhart eine rolle spielte. bedenken gegen diese schlussfolgerung findet man bei OLorenz (Drei b. g. 268 anm.), die zahlreichen, über ganz Deutschland zerstreuten orte, deren namen mit Harling usw. zusammengesetzt sind, bei WGrimm HS[3] 42. 457. doch es sei so, dass der ortsname als zeugnis für eine verschollene ortssage gelte, die Nib. in älterer gestalt zeigen keine beziehung zwischen ihrem Eckewart und Bechlaren. und will man blofs um der Herilungoburg willen Rüdiger in eine uns nur andeutungsweise bekannte sage setzen?

Der 'milde markgraf', behaupten vMuth und Müllenhoff, sei im grunde derselbe mit knecht Ruprecht, der einst als Hruod-

beraht begleiter des höchsten gottes war. ja, wenn Rüdiger von anfang an der gabenspender gewesen wäre! doch weit entfernt: die beiwörter sind zeuge. in Nib. ist sein ständiges attribut *der guote* (1107, 4 C. 1121, 4. 1126, 4 AB. 1161, 2 C. 1634, 4. 2074, 1. 2139, 1 AB. 2152, 4 C. 2171, 4. 2181, 4. 2183, 4). selten erhalten dasselbe andere personen, wie Helche 1160, 4 C, Ute 1225, 3 C. nur ein- oder zweimal dagegen heifst Rüdiger *der milte* 1312, 4 ABC und — in bezug auf eine bestimmte handlung — 1633, 4 C. von den andern beiwörtern ist charakteristisch für Rüdiger nur noch *der vil getriwe* 2072, 4, die übrigen sind die allgemein üblichen. was folgt daraus anders, als dass die dichtung in dem helden das ideal ihres zeitalters aufgestellt hat? treue und freigiebigkeit sind die haupttugenden des deutschen ritters (Scherer DLittg.[2] 107. 222). schon WGrimm HS[1] 361 meinte, dass der ganze charakter des markgrafen seine bedeutung vom geiste des rittertums empfangen habe; während doch die übrigen charaktere des mhd. heldengesanges 'als sittliche ideale eine erbschaft lange verschwundener tage sind' (Scherer). — wie steht es in den andern gedichten? in Kl. tritt Rüdigers freigiebigkeit ganz zurück hinter andern tugenden. Kl. 1023 ff. 991 ff. 1012 ff wird seine treue, Kl. 942 ff. 1572 ff seine *êre* gepriesen, und nur beiläufig gedenkt Dietrich des gutes, das er vom markgrafen empfangen hat 1014 f. unter den nicht zahlreichen beiwörtern fehlt *milte*; dagegen heifst es 987 von Giselher : *ôwê, daz golt jâ nu nieman sam du tæte.* — im Bit. ist Rüdiger vor allem der kriegstüchtige feldherr. zweimal werden durchreisende in Bechlaren bewirtet: nicht reichlicher, als der sitte gemäfs ist. Rüdigers beiwörter sind *rich* 19 mal, *hêr* 12, *guot* 9, *edel* 7, *degen* (*helt*) *guot* 7, *mære* 3, *küene* 2, *tugentrich* 2, *lobebære*, [illegible], *wîs*, *tiurlîche* je 1 mal, endlich *milte* (6049) 1 mal mit nachdruck, doch in einer stelle, die sich geradezu an die Nib. anlehnt (Bit. 5980 ff. Nib. 77 ff. 1120 ff. Müllenhoff Zur gesch. d. Nib. s. 30). — je weiter indessen vom höhepunct der dichtung abwärts, um so mehr ist vom *milten marcgrâven* die rede, vielleicht mit unter der einwürkung der allitteration : geläufig ist er freilich schon dem [illegible] Spervogel (um 1175)[1], als stehendes beiwort erscheint *milte*

[1] MFr. 25, 29 über Wernhart von Steinberc : *hei wie er gab unde lie3! 26, 1 do begonde er teilen al sîn guot. do gewan er Rüedegêres muot .. der wart von sîner frümekeit sô mære.*

aber erst im 15 jh. (Freidank von 1462, Kaspar vdRoen. WGrimm HS[3] 288. 276). in den gedichten des ostgotischen kreises erweist er sich nur einmal über das bei fürsten übliche mafs hinaus freigebig (DFlucht 4792ff. vgl. 5091ff ua.); immerhin ist von den zahlreichen beiwörtern *milte* schon das häufigste. im Roseng. CD aber ist vermutlich (WGrimm HS[3] 396) die botschaft an Kriemhilt eigens hinzugedichtet worden, um in Rüdiger ein beispiel fürstlicher freigebigkeit — zur nachahmung, denkt sich das fahrende spielmannsvolk — aufzustellen. warum gerade er zum typus dieser tugend wurde? neben den angedeuteten ursachen liefert die lage von Bechlaren die ausreichendste erklärung; sie bot bei den im sagenstoff gegebenen, häufigen reisen hin und her zwischen Worms und dem Heunenland (Nib. 5mal, Bit. 4, Kl. 2) den spielleuten willkommene gelegenheit, prunk und ceremoniell des höfischen lebens zur lust der hörer auszumalen (Nib. 1103 ff. 1243 ff. 1582 ff. Bit. 939ff. 5511 ff und spätere Dietrichssage Thidrekss. c. 289; vgl. Vorr. z. Heldenb.). von den Nib. her, so scheint es, breitete sich die anschauung von Rüdigers gastlichkeit aus und verstärkte sich durch widerholung. die übertreibung geht schliefslich ins mythische (Roseng.), der ursprung ist nichts weniger als das.

III

Wichtiger für die deutung der gestalt des markgrafen scheint mir ein andrer punct. in Nib. und Bit. heifst Rüdiger der *ellende.* in der tat, ein deutscher untertan Etzels muss heimatflüchtig sein. aber wie ist er zu dem schicksal gekommen? die echte sage schweigt; was im Bit. gefabelt wird, ist nachträgliche erfindung (Jänicke DHB. v s. xxix). aber der umstand fordert eine erklärung. von Dietrichs verbannung gibt die sage den grund an, und geschichte blickt durch; ebenso bei Irnvrit, Iring und Hawart (WGrimm HS[1] 116f). von Rüdiger scheint der dichter der Nib. mehr gewust zu haben, als er ausspricht: anscheinend hat der markgraf seine kindheit in Deutschland verlebt (Nib. 1087. vgl. 1090. 1161), Gunthern ist er — trotz 1117 — *mîn lieber vriunt Rüedigêr, mîn* (*unser* C) *mâge und unser man* (1580, dazu WGrimm HS[3] 118). man mag diese angaben für bare erfindung halten, die dazu dienen solle, Rüdigers auskunft über Kriemhilt zu motivieren, so bleibt doch das rätsel ungelöst, dass er ein deutscher held und doch heunischer lehnsmann, dass er in aller

echten sage unlösbar mit Bechlaren verwachsen, fester als Siegfried mit Santen, als Dietrich mit Bern (wo dieser nie als herscher auftritt), und doch ein verbannter ist.

Leicht wurde Müllenhoff die lösung. war Rüdiger seit heidnischer zeit in oder bei Bechlaren heimisch, so muste er zum heunischen markgrafen sich umgewandelt haben in einer periode, wo die mark an der Donau von östlichen barbaren besetzt war, genauer: während der etwa hundertfünfzigjährigen Avarenherschaft vor 791. doch es fehlt an beweisen für Rüdigers göttlichkeit, und sein eintritt in die heldendichtung ist vor dem 10 jh. mindestens sehr unwahrscheinlich. aus einer ortssage aber stammt er schwerlich, da er vom 12—14 jh. im nahen Melk völlig ignoriert wurde (OLorenz Drei bücher gesch. 628). um 1160 schrieb Metellus, unser ältester zeuge für Rüdiger überhaupt, und sein 'Rogerius comes' gehört schon der heldendichtung, ja, er steht sogar schon in enger beziehung zum 'alten Dietrich' (WGrimm HS nr 31). auch der mönch im Traungau, welcher ums j. 1300 zuerst auf den gedanken kam, Rüdiger für den geschichtlichen vorgänger markgraf Leopolds I (974?—994) zu erklären, verriet jüngste sagenform unabsichtlich als seine quelle (Rugerum 'largum', Auct. Cremifan. a. 920, MG. SS. IX 552). also weder in örtlicher sage war Rüdiger auf Bechlaren ansässig, noch geschichtlicher überlieferung zufolge. wie konnte dennoch das lied ihn dorthin setzen? es gibt nur éine antwort darauf, die von Büdinger (Österr. gesch. I 466, vgl. Riezler Gesch. Bai. I 364) stammt: Bechlaren muss einmal sitz des markgrafen gewesen sein; die wideraufrichtung der Ostmark nach herzog Heinrichs grofsem Ungarnsiege im j. 950 konnte leicht dazu führen. für Burchard, der schon vor 971 markgraf war (MB. 28b, 88. 209. Huber Gesch. Österr. I 139, a. 2) und Leopold I ist keine residenz überliefert. wahrscheinlich unter dem zweiten Babenberger, Heinrich I (994—1018) wurde Melk hauptstadt (Huber I 180, a. 4. 197), das unter Burchards regierung noch dicht an der grenze lag (Zarncke Beitr. 168ff). dass Bechlaren in urkunden vor 1043 nicht vorkommt (Zarncke 197, a. 33), hindert nicht. selbst in den nahen stätten litterarischer tätigkeit, SPölten und Melk, beginnt der eigentliche urkundenvorrat erst mit dem 12 jh. (vMeiller Wiener denkschr, ph.-hist. cl. XVIII 2ff), und Bechlaren findet auch späterhin nur selten erwähnung (zum 2 male a. 1241 MB. 28b, 156,

dann 29 b, 138. 28 b, 483 usw.). dass der ort im 9 jh. noch jeder bedeutung ermangelte, hat Zarncke mit recht aus der nichterwähnung in MB. 28 a, 21, a. 832, gefolgert. als ärmliche siedlung von pechbrennern (*becheldrun*) mochte er vielleicht schon bestehn (Riezler aao. I 16). auf grund der sage aber müssen wir, ähnlich wie bei Worms, annehmen, dass von dort aus die Ostmark verwaltet worden ist etwa ein halbes jh. lang, im zeitalter Piligrims von Passau, der von 971—991 bischof war. hieraus folgt, dass vor der zweiten hälfte des 10 jhs. kein vogt von Bechlaren in den Nib. aufgetreten sein kann.

Doch noch ist nicht klar, warum dieser nun zum heunischen lehnsmann wurde. wir erwarten nach den seit etwa 955 befestigten geschichtlichen verhältnissen, dass der markgraf politisch wie persönlich als Deutscher erscheine, oder dass es noch keine mark Unter der Enns gebe, der zustand von 907 bis um 955. was wir statt dessen finden, deutet unausweichlich auf die einmischung eines noch unbekannten momentes. dieses hat Zarncke (Beitr. 168) zu treffen geglaubt : der dichter des 10 jhs., der Enns als grenze gegen Avaren und Ungarn noch gedenkend, habe es zugleich unmöglich gefunden, das seit 791 christliche land Unter der Enns, wo auch von 907—950 das christentum nicht ausgerottet worden sei, als ein heidnisches zu behandeln, und deshalb 'eine christliche mark unter hunnischer herschaft' fingiert. so erklärt Zarncke die Passauer diöcesangrenze von etwa a. 972 in Nib. 1270; aber erklärt er auch die ausdehnung des Heunenreiches bis an die Enns? gestehn wir dem dichter jenes kirchliche bedenken zu : hätte er dann nicht viel einfacher die mark in das deutschchristliche reich einbezogen? 'er fand Rüdiger als heunischen markgrafen vor'. aber das ist grade die frage, wie der Deutsche zu diesem titel kam. aufserdem ist Zarnckes prämisse unhaltbar. konnte der dichter des 10 jhs., konnte Piligrim, der hinter ihm stand, die mark, in welcher die deutschen ansprüche selbst durch fünfzigjährige ungarische besetzung nicht in frage gestellt schienen [1], nach 972 noch im liede hunnischer

[1] bei der neuordnung des besitzes in dem widereroberten lande, ums j. 985, beschworen die märker : alle zehnten 'provinciae inter Anesum et Comagenem montem . . Pataviensis ecclesiae . . fuisse et adhuc iuris esse debere' (MB. 28 b, 88. 206, vgl. Dümmler Piligrim s. 182, a. 23), und bestimmten über grund und boden, 'quod iure uniuscuiusque proprium esset' MB. 28 b, 86. 208.

herschaft unterstellen, so mochte er auch wol im stande sein, sich dort einen heidnischen fürsten oder statthalter hunnischer abkunft waltend, und demgemäfs die mark im ganzen als heidnisch zu denken. in wahrheit war nicht nur das christentum, sondern jede feste einwohnerschaft seit 907 so gut wie ausgerottet im lande Unter der Enns und zt. sogar diesseits des grenzflusses [1]. wollte anderseits der bischof die Traisenlinie als grenze seiner diöcese ums j. 972 in das lied einführen, wie er getan hat, was veranlasste ihn mit der reichsgrenze auf die jahre 950/5 zurückzugehn? wir stehn noch immer vor dem rätsel.

Die grenzverhältnisse allein reichen nicht aus zur lösung. fassen wir daher zusammen, was sich als kern der persönlichkeit Rüdigers aus der analyse der poetischen überlieferung ergab. sein gesamtes auftreten fanden wir charakterisiert durch die zwitterstellung des deutschen kriegsmannes in hunnischem dienst; aber einzig in den Nib. führt diese position zu derjenigen folge, die einem mit den Ungarn noch um seine eigne existenz ringenden geschlecht als die natürliche, ja notwendige erscheinen muste, zum widerstreit der pflichten. vgl. s. 6. so bildet denn der tragische untergang des helden den kern der Rüdigerdichtung, alles übrige ist nebenhandlung oder weiterspinnende erfindung. jener entwickelte sich unmittelbar aus der zuvor gegebenen stellung des markgrafen. gerade für den hauptact an eine übertragung von Dietrich auf Rüdiger zu glauben (Wilmanns Anz. XVII 101), hält schwer, weil bei Dietrich der pflichtenconflict, wenn er je in der dichtung raum fand, nicht so zwingend wie durch das lehnsverhältnis motiviert sein konnte. — die gestalt des kriegsmannes

[1] das erscheint selbstverständlich nach der bekannten weise der ungarischen raubzüge. für das Donaugebiet zeugt Piligrim selbst. in seinem entwurf zu einer bulle vom j. 972/3 bei Dümmler s. 123 (vgl. s. 53 f) erscheint — freilich mit offenbarer übertreibung — die ganze Lorch-Passauer diöcese als menschenleer bis zur schlacht auf dem Lechfelde; 'ex vicinorum frequenti populatione barbarorum deserta et in solitudinem redacta, nullum christianae professionis habitatorem meminit'. aus der gründungsurkunde von Wieselburg v. j. 979 ergibt sich, dass man Steinkirchen an der untern Erlaf, 'locum per multa annorum curricula desertum', erst durch bairische ansiedler neu bevölkern muste, MB. 28 a, 227. noch 985, freilich anscheinend nach neuen verheerungen durch den bürgerkrieg, den herzog Heinrich II erregte, erklärte Piligrim seinen bezirk für so verödet, 'ut absque habitatore terra episcopii solitudine silvescat' MB. 28 a, 243. vgl. Dümmler s. 65. die zerstörung traf heiligtümer und klöster bis tief nach Baiern hinein.

nun, der gegen seine deutschen landsleute auf der seite östlicher nachbarn, freiwillig oder durch lehnspflicht genötigt, ficht und vielfach auch fällt, ist ein typus, den die geschichte selbst geschaffen hat. wir können ihn durch mehrere jhh. verfolgen. im j. 869 steht der Baier Gundacar auf mährischer seite 'als Catilina gegen sein vaterland' in waffen, doch beim anbruch des kampfes erwacht jäh sein gewissen, — er könne nicht fechten, ruft er aus, die heiligen hätten seinen arm gelähmt, seine glieder umstrickt, — und er fällt ohne eignen schwertstreich von deutscher hand (Ann. Fuld. MG. SS. I 381). ich nenne ferner Isanrich, markgraf Aribos sohn, der mit mährischer hilfe jahrelang könig Arnulf trotzte und in Mautern (*Mûtâren* Nib.) von ihm belagert wurde (ebda 399. 413 f, a. 882. 898. 899); herzog Arnulf von Baiern, den geschichtliche legende lange zeit als würklichen lehnsherrn des 'Rudigerus marchio' ausgegeben hat; er weilte lange mit weib und kind im 'ellende' und kämpfte, heimgekehrt, gegen k. Konrad I — mit hilfe der Ungarn, wie spätere quellen wol nicht ohne grund hinzusetzen (MG. SS. III 291. XVII 570 usw. Dümmler Ostfränk. reich[2] III 595, 3. 612, 1. Jaffé MG. SS. XVII 570 not. 14); Arnulfs enkel Berthold, der, 951 verbannt, 955 an der spitze ungarischer truppen zurückkehrte (MG. SS. I 94. IV 402. Wilmans zu Otto Fris. Chron. 6, 20); herzog Konrad von Lothringen, der auf dem Lechfeld im kampf gegen seine einstigen bundesgenossen fiel; Konrad von Baiern, der 1053 und 1054 mit ungarischen scharen Kärnthen und Oesterreich brandschatzte (Ann. Altah. MG. SS. XX 806 f. 810). die vasallen der Baiernherzöge, und darunter die grafen der Ostmark, denen beispielsweise Arnulf fast königlich gebot (Riezler Gesch. Baierns I 332 f. 134. Waitz DVG VII 76. 148 f. 153), sahen sich widerholt vor das dilemma gestellt: bruch des lehnseides oder empörung gegen die reichsgewalt, in beiden fällen kampf gegen volksgenossen. die empörer aber waren lieblingshelden des volksgesanges; im 10 jh. allein wissen wir es von Heinrich dem Vogler, vom königssohn Ludolf und von herzog Arnulf selbst (Fragm. de Arnulfo MG. SS. XVII 570. Riezler aao. I 328). auf solche vorbilder ist Rüdigers rolle im epos zurückzuführen. als sein lehnsherr, der ihm den kampf gegen landsleute und verwante aufnötigte, ist für den bairischen herzog Etzel eingetreten. der zeitraum der eingliederung in die Nibelungensage ist nach dem früher gesagten zu bestimmen: da Rüdiger

mit der abgrenzung des ungarischen gebiets innerhalb der jahre 907—950/5 verknüpft erscheint, kann nur das 10 jh., und um Bechlarens willen nur die zweite hälfte desselben ihn der Nib.-sage geschenkt haben. nach Piligrims epos hin laufen die fäden zusammen.

Sehen wir zu, welche beweisgründe der Passauer bischof beizubringen vermag für seine vater- oder patenstelle bei der Rüdigerdichtung. er entstammte dem mächtigen adelsgeschlecht der Aribonen [1], einem der ältesten Baierns neben Liutpoldingern und Huosiern, demselben, welchem Aribo, der letzte karolingische markgraf der Ostmark, beizurechnen ist (A. starb, wahrscheinlich kinderlos, 904 oder 909 n. Juvavia Anhang s. 121. vgl. Riezler I 257 a. 1. Dümmler Ostfr. r. III 554). dessen sohn Isanrich beherschte als verbannter jahrelang die Ostmark (s. o.) die peinliche lage der glieder dieses geschlechts in den häufigen entzweiungen zwischen herzog und könig wird beleuchtet durch das ruhmreiche brüderpaar des 11 jhs., Aribo und Boto, die unter Konrad von Baiern (s. o.) gegen ihre stammesgenossen fochten, später aber durch heldenmütigen kampf gegen den grenzfeind ihr unrecht sühnten. — nun ist es merkwürdig, dass der name Rüdiger in bairischen urkunden bis gegen ende des 10 jhs. selten gegenüber anderen sagennamen (Dietrich, Dietmar, Ruodpreht ua.), aber gerade für die eigentliche heimat der Aribonen, im Chiem- und Salzburggau, sowie für die Ostmark und mindestens einmal sicher für einen Aribonen bezeugt ist, als sei er in dieser familie bevorzugt gewesen [2]. hat eine bestimmte person seiner verwant-

[1] Vit. Godehardi MG. SS. XI 172 not. b. Dümmler Piligrim 31.

[2] ich notiere aus MB. und dem urkundenanhang der 'Juvavia' (vKleinmayrn 1782), aus letzterem sämtliche Rüdiger: Rudker am Wallersee und bei Huningen 8 jh. Juvav. s. 40 c. 12. Ruodker am Mondsee a. 843 s. 90 c. 34. Ruodacher [*Hrôðvacar?*] in Baiern od. d. Ostmark a. 903 MB. 28 b, 203. Marchwart (!) comes et frater eius Rudker ums j. 985 als zeugen in der Ostmark 'presentia Piligrimi episcopi' MB. 28 b, 87. 209. — Marchwart ist ein Aribonen-name. so heifst ein bruder Sigehards und Engilberts Juvav. anh. s. 233, und in einer urkunde erzb. Friedrichs von Salzburg (945—991), auch eines Aribonen, stehn als erste zeugen (Juvav. s. 233. vgl. s. 166 z. 80. s. 136, 23. s. 152, 57): Engilperht comes, Marchwart comes, Willihalm comes, Fridaricus comes, Aripo etc. zu SMariae in Kärnten, wo die Aribonen reich begütert waren (Riezler aao. I 365. 863), fast lauter erbnamen der familie. erzbischof Friedrichs bruder Sigehard hatte zu söhnen den eben erwähnten Kärntner grafen Engilpreht und Piligrim, bischof von Passau, Juvav. s. 194 nr 11 a. 963; s. 191 nr 2; vgl. s. 198 nr 74 und Dümmler

schaft, ein tragisches ereignis dem bischof vorgeschwebt? oder lieh er den namen von aufsen und den stoff aus seiner eignen brust? denn auch er hat ja partei ergreifen müssen in einem unseligen familienhader, wo vieles ihn mit den gegnern verknüpfte, im aufstand herzog Heinrichs II. zwar stand Piligrim nicht mehr, wie seine vorgänger, unter lehnsgewalt des herzogs, aber immer noch focht der bischöfliche heeresbann unter bairischen fahnen und hatten die bischöfe wie alle reichsvasallen auf den tagen der bairischen herzöge zu erscheinen (Giesebrecht I 270). und trotzdem hielt Piligrim beim ersten aufstand (976), der die Ungarn von neuem ins land lockte, treu zum jungen kaiser, er sah seinen bischofssitz in flammen aufgehn und erlebte die schrecklichste verwüstung seines sprengels. die worte, mit denen seine treue später anerkannt wurde, lassen ahnen, welche starke versuchung er bestanden haben mochte [1]. im zweiten aufstand indessen, 984, trat er mit den übrigen bischöfen Baierns auf die seite des geächteten herzogs gegen den könig, der ein unmündiges kind war. erst nach Heinrichs freiwilliger entsagung erkannte er Theophano an. die königliche gnade erwies sich in neuen schenkungen, der herzog selbst verwendete sich für Piligrim (MB. 28 a, 243. a. 985) — am ende war er von alters her mit ihm befreundet wie Hagen mit Rüdiger? — das ist Piligrims pflichtenconflict. ist die vermutung zu kühn, dass meister Konrad Rüdigers ende nicht selbst gedichtet, sondern, als dictat etwa, aus dem munde seines bischöflichen herrn entnommen habe?

Hat Piligrim einmal, so oder so, schöpferisch auf die Nib. eingewürkt, so kommen wahrscheinlich auf seinen anteil noch zwei nebenpersonen, Gere und der markgraf Eckewart. mit Gero (gest. 965) kann er im j. 954 persönlich bekannt geworden sein, als dieser eine abteilung des belagerungsheeres vor Regens-

sao. — endlich finden sich 'Aribo et filius eius R(u)odiger' im Unterinntal unter erzb. Thiemo (1090—1101) Juvav. s. 302 c. 60. dieselben wahrscheinlich, doch getrennt, s. 303 c. 60 in einer freilassungs-urkunde, welche 'Gotilint (!) uxor Erchanharti' aufstellt.

[1] *Vir spectabilis Piligrimus .. partibus nostris favens pro viribus fide inconcussa in perturbatione atque vacillatione regni Baiowariorum ab adversariorum pernitiosissima persecutione tam in incendiis quam interfectione familiae ac devastatione non parvam episcopii sui perpessus est iacturam. Cuius fidem et constantiam aequum duximus remunerare et aecclesiasticae desolationi regia munificentia solamen aliquod impendere .. eius moti querelis* ... MB. 28 a, 219. a. 976.

burg anführte (Giesebrecht I 387). Eckhard I von Meifsen, Theophanos günstling, Ottos III freund, diente als kriegsmann, im kampf gegen heidnische nachbarn, der kirche, wie Piligrim als bischof: er rettete das christentum in Meifsen und Böhmen (Posse Markgrafen von Meifsen s. 16 ff). Piligrim, Gero und Eckhard gehören demselben geschichtlichen würkungskreise, derselben politischen richtung an; wenn sie im lied nebeneinander auftreten, spricht die wahrscheinlichkeit dafür, dass éin schöpfungsact sie dort eingeführt hat. auch in die Chanson de Roland, welche ungefähr gleichzeitig mit dem Piligrimschen Nib.-l. ihren ersten zusammenschluss zum epos erfahren zu haben scheint, drangen in denselben jahren zwei helden, wahrscheinlich noch bei lebzeiten: Gottfried von Anjou (gest. 987) und Richard von der Normandie (gest. 996) (éd. Gautier 1881, introd. p. XVIII s., not. v. 106. 171). noch in mhd. gedichte gerieten, nicht nur innerhalb der heldenlisten (HS[1] s. 137 f. 197 f. 212. 238 f), personen, die von der geschichte sehr bald nach dem tode vergessen wurden. ich nenne nur Wolfrat von Tengelingen im Rother (HS[3] s. 60 ff. vMeiller Salzb. reg. 543 f. Riezler 861). Piligrim unter den sagenhelden des 5 und 6 jhs. und den verkappten göttern ist nicht seltsamer, als die maler heiliger geschichten, die sich und ihre mitbürger als zuschauer der überall und nirgends sich begebenden mythen mit tiefem sinne darstellten.

Schliefslich widerspricht dichterische begabung nicht dem bilde, welches auch sonst uns von dem Passauer bischof vorschwebt. kirchenfürst und staatsmann, verfasser eines gelehrten symbolums und glaubenseifriger heidenprediger, muss er eine merkwürdige mischung von tatenfrohem und sinnendem geist in sich beherbergt haben. das blut seiner kriegerischen ahnen, durch geistliche zucht kaum gedämpft, trieb ihn zu handlungen, in denen sehr weltlicher tatendrang und ehrgeiz sich nur schlecht verhehlen: zu eifersüchtigem benehmen gegen den heiligen Wolfgang bei der Ungarnmission, zur urkundenfälschung im grofsen stile, die weitfliegende machtpläne verrät. mitreitend gegen die Ungarn vernahm er wol, wie Eckehard von SGallen, im kampfeslärm den widerhall der 'alten mæren' seiner knabenjahre; seine phantasie fand sich in ihrem element, und leicht wuchs ihm aus der mischung fremden und eigenen geschickes die Rüdigerdichtung hervor.

Stettin. H. LÄMMERHIRT.

DIE HELDENSAGE IN DEN JAHRBÜCHERN VON QUEDLINBURG.

Die erwähnung des bekannten zeugnisses zur Ermenrich- und Dietrichsage oben s. 3 hat mir veranlassung gegeben, mir die betr. partie der Quedlinburger annalen einmal etwas näher anzusehen. ich lege meine beobachtungen und schlussfolgerungen fast genau in der reihenfolge vor, wie ich selbst dazu gelangt bin.

Die sog. Annales Quedlinburgenses sind uns nur in der späten copie des obersächsischen geschichtsschreibers Petrus Albinus überliefert, die freilich lückenhaft und nicht ohne lesefehler, aber doch im einzelnen von nicht gewöhnlicher sorgfalt und genauigkeit ist. das werk trägt in seinen ältern teilen (MG. SS. III 22—70) durchaus den charakter einer auf die niedersächsische redaction der Hersfelder annalen aufgebauten compilation[1], in welche eigene, Quedlinburger nachrichten erst vom j. 913 an aufnahme gefunden haben. mit dem j. 993 tritt zeitgenössische berichterstattung ein, und die durchaus selbständige fortsetzung vom j. 994 ab gewinnt dann die bedeutung einer wichtigen quellenschrift für die regierungszeit Heinrichs II und bis zum j. 1025 (aao. 72—90)[2].

Ist der erste, von 994—1016 schreibende annalist der fortsetzung, wie ich es Usinger glaube, identisch mit dem urheber der compilation, welche in einer ihrer ausweitungen unsere zeugnisse umschliefst, so fällt die eintragung dieser zeugnisse vor das jahr 994. nun hat freilich LHoffmann in seiner programmabhandlung Zur geschichte des alten Thüringerreiches (höhere bürgerschule zu Rathenow 1872) den nachweis versucht, dass eben dieser erste teil, uzw. kaum vor dem ende des 12 jhs., interpolationen erfahren habe, und dazu rechnet er mit bestimmtheit den bericht vom untergange des thüringischen reiches (31, 37—32, 20) und mit hoher wahrscheinlichkeit die ihm vorausgehnden stücke aus der heldensage. und WWattenbach, der seiner beweisführung anfangs rückhaltlos zustimmte (Geschqq. I⁴ 278), hat später (I⁵ 320) nur die einschränkung gemacht, dass die erzählung vom Thüringerkriege im 12 jh. vorhanden gewesen sein müsse; 'aber zum ursprünglichen werke gehört sie nicht, und die be-

[1] vgl. HLorenz Die Annalen von Hersfeld, diss. Leipz. 1885, s. 26 ff.
[2] die litteratur s. bei Wattenbach Geschichtsquellen I⁶ 342 f.

merkung über Thiderik von Berne ist ein noch viel späterer zusatz'. in dieser form hält Wattenbach auch noch ı⁶ 343 an der ansicht fest und betont in der anmerkung seinen widerspruch gegen HLorenz Germ. 31, 137 ff. wahrscheinlich durch ein redactionsversehen sind dabei die wichtigen bemerkungen, durch welche Wattenbach selbst in der 2 auflage der Widukind-übersetzung eine neue, abweichende ansicht von der überlieferung kund gab (vgl. Neues archiv 12, 428), nicht zu ihrem rechte gekommen.

Die germanisten haben das zeugnis der Quedlinburger annalen nach wie vor unbeanstandet für die zeit um d. j. 1000 gelten lassen : entweder ohne kenntnis der anfechtungen oder (wie Heinzel WSB 119, ııı 56) im hinblick auf den Germania-aufsatz von HLorenz, welcher diese zurückweist. bemerkenswert ist darum die äufserung von Kögel in Pauls Grundr. ıı 1, 186 f, der unter widerholtem hinweis auf Wattenbach ı⁶ 319 f das sätzchen über 'Thideric de Berne' ganz über bord wirft, die übrigen zeugnisse aber für das 'in den ersten jahren des 11 jhs.' entstandene werk gelten lässt und ihren wert nur darum herabsetzt, weil es sich eben um eine 'kritiklose compilation aus allen möglichen dem verf. erreichbaren klosterannalen und andern büchern' handle [1].

LHoffmanns angriff gegen die überlieferung des werkes stützt sich hauptsächlich darauf, dass jene sagenhaften partien in gewissen geschichtsbüchern des 11 und 12 jhs., die aus dem Quedlinburger — würklich oder angeblich — geschöpft haben, nicht vorkommen sollten. diese einwände sind von Lorenz Germ. 31, 142 ff so überzeugend zurückgewiesen worden, dass ich nicht weiter darauf einzugehn brauche.

Anderer natur sind die eigenen bedenken Wattenbachs. dieser hat der 2 auflage von 'Widukinds Sächsischen geschichten' (Geschichtschreiber d. d. vorzeit, 2 gesamtausg., 10 jh., 6 bd) [2] eben jene abschnitte der Quedlinburger jahrbücher angefügt und darin zwei alte glosseme eingeklammert, die seinem geübten blick aufgefallen sind. von ihnen will auch ich ausgehn.

[1] in seiner Gesch. d. d. litt. ı 1, 149 wird dem zeugnis über 'Embrica und Fritla (um 1000)' gleichfalls kein bedenken in den weg gestellt; zu weiterem hat K. hier noch nicht gelegenheit gehabt.

[2] Leipzig oouj; sie stammt aus d. j. 1882 und ist mit einem nachtrag aus d. j. 1891 versehen.

Das erste scheint sich schon dadurch als eine alte randnote zu verraten, dass es gegenwärtig im text an recht ungeschicktem platze steht. nach dem satz über 'Ermanricus — Hemidus, Serila, Addacarus' und vor einem satz über des 'Theodoricus' rückkehr finden sich ganz unvermittelt die worte (31, 23—25): *Amulung Theoderic dicitur; proavus suus Amul vocabatur, qui Gothorum potissimus censebatur. et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim.* in dieser note finden wir im gegensatz zum umstehnden text ausschliefslich namenformen germanischer gestalt und endung. und dabei wird der name des helden im ersten sätzchen ganz anders gegeben als im zweiten: *Theoderic* — *Thideric.* die letztere form ist nach ausdrücklicher angabe der volkstümlichen überlieferung entlehnt — die andere muss also, da sie sich als germanisch gibt und die latinisierung offenbar absichtlich verschmäht, aus einer litterarischen quelle stammen, die entweder einer sehr viel frühern zeit angehörte (denn das *eo* ist auf dem sächsischen festland schon zeitig im 9 jh. durch *io, ia* verdrängt worden), oder einem aufserdeutschen Germanenstamme. natürlich kämen hier nur die Angelsachsen in frage, und so mag denn vorläufig dem *Amulung Theoderic* das zeugnis könig Aelfreds in seiner Boethiusübersetzung (ed. Rawlinson s. 1) *se Theodric wæs Amulinga* als beachtenswert gegenübergestellt werden (vgl. Zs. 12, 261).

Besser untergekommen im text wäre die zweite, der ersten durchaus parallele 'randglosse' (31, 39 f): *Hugo Theodericus iste dicitur, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone.* hier fehlt jene zweiteilung: wir haben nur die fremde episch-historische schriftquelle, kein zeugnis der volkssage. die bezeichnung '*Hûgas*' für die Franken ist anderweit nur durch den Beowulf (v. 2502. 2914) bezeugt; es ist wol zu beachten, dass der wenig ältere Widukind von Korvey zwar den Chlodwig unter dem namen 'Huga' einführt, aber von einer benennung aller Franken als Hugen nichts weifs[1]. zur erklärung des deutschen namens Hugdietrich (= 'Theodericus Hugonis') ist die epische benennung des volksstammes der Franken als Hugen keine notwendige voraussetzung.

[1] Müllenhoff, der die epische bezeichnung auch für das festland gelten lässt (Zs. 6, 437. 441; 12, 261), stützt sich dabei eben auf die Quedlinburger annalen!

Wir haben also einen zweiten wink für die heimatsbestimmung der gesuchten schriftquelle erhalten, einen wink, den wir uns für die prüfung des textes selbst zu nutze machen müssen.

Gewis hat die ganze partie den anschein compilatorischer arbeit. es tritt uns das gleich entgegen, wenn wir den Odoaker durcheinander nicht nur in verschiedenen rollen, sondern auch mit verschiedenen namenformen antreffen: nom. *Odoacar* (20), acc. *Odoacrum* (26), abl. *Odoacro* (14) als 'patruelis' des 'Theodoricus' — dazwischen abl. *Addacaro* (22) als bruder des 'Hemidus und Serila'. den 'Odoacer' kannte der annalist leicht aus mehr als éinem historischen handbuch und überdies aus der heimischen tradition (31, 27), welche berichtete, dass ihm Theoderich sein exil in der nähe des zusammenflusses von Elbe und Saale angewiesen habe. der *Adaccar* hingegen könnte wider der englischen quelle entstammen: schreibungen wie *Adward* für *Eadweard*, *Adwine* für *Eadwine*, *Adulf* für *Eadwulf* sind in urkunden der ags. zeit nichts seltenes (beispiele bei Hruschka Zur ags. namenforschung I 37. 38 passim).

Die beiden wichtigsten stellen setz ich nun vollständig her, uzw. in einer textform, die ich durch heranziehung des Chronicon Wirziburgense (MG. SS. VI) gewinne; dass dieses unabhängig aus der gleichen quelle schöpfte, gedenk ich unten zu erweisen, soweit es nicht schon die lesarten tun.

1) Q 31, 11—15 = W 23, 43—46:

Eo tempore Ermanricus[1] *super omnes Gothos regnavit, astutior omnibus*[2] *in dolo, largior in dono; qui post mortem Friderici filii*[3] *sui unici, sua perpetratam*[4] *voluntate, patrueles suos Embricam et Fritlam*[5] *patibulo suspendit, Theodoricum similiter patruelem suum instimulante Odoacro patruele suo de Verona pulsum apud Attilam exulare coegit.*

2) Q 31, 21—23 = W 23, 62 f:

Ermanricus[1] *rex*[6] *Gothorum a fratribus Hemido*[7] *et Serila*[8] *et Adaccaro*[9], *quorum patrem interfecerat, amputatis manibus et pedibus turpiter, uti dignus erat, occisus est*[10].

Lesarten: 1 *Ermenricus* W 2 fehlt Q 3 *f. sui un.*] *unici filii sui* Q 4 *perpetrata* Q 5 *Frithlam* W 6 *Ermanrici regis* Q 7 *Hamido* W 8 *Sarilo* W 9 *Odoacro* W 10 *o. est*] *occisio* Q

Diese mitteilungen aus der Ermenrichsage enthalten die drei deminutiva *Embrica(m)*, *Frithla(m)*, *Serila*, also koseformen auf *-ca* und *-la* statt des von der ahd. wie von der as. grammatik, wenigstens des Heliand, geforderten *-co* (*-cho*) und *-lo*. hat man bisher geglaubt, dass es sich dabei wie bei *Attila* um bewahrung der gotischen endungen handle? unmöglich! denn die träger dieser namen sind ja nicht historische personen mit einem festen platz in der geschichtschreibung, wie der grofse Hunnenkönig, dessen gotischer name sich so bequem von den Lateinern weiter führen liefs. jene stammausgänge können nur anglofriesisch, ingväonisch sein. sie begegnen auch auf dem festlande an der süd- wie an der ostgrenze des Sachsenstammes, aber, wie ich ein andermal zeigen werde, stets mit charakteristischen erscheinungen der Ingväonensprache zusammen. auch die fortsetzung der Quedlinburger jahrbücher kennt deutsche landsleute mit ähnlichen namenformen (79, 30. 81, 36. 84, 5. 29), aber wo ihr autor schriftliche quellen benutzt, hat er sich stets nach ihnen gerichtet: so gut er mit seinen jeweiligen vorlagen *Chlodio*, *Hugo*, *Gripho*, *Abbo*, *Tassilo*, *Drogo* schrieb, hat er auch die *Embrica*, *Fritla*, *Serila* aus der quelle entnommen. sein gewährsmann war hier also ein Sachse von ingväonischer abkunft, am wahrscheinlichsten ein Angelsachse.

Dafür spricht nun weiterhin die synkope des mittelvocals in *Fritla(m)*, die den zahlreichen festländischen belegen für *Fritilo*, *Fridilo* fremd ist (Förstemann I 429, Libri confrat. s. 446ª), sich aber ebenso im Wids. 113 (*Emercan and Fridlan*) widerfindet und dem ags. überhaupt durchaus geläufig ist. freilich soll abermals hinzugefügt werden, dass sich auch diese erscheinung dem deutschen sächsisch im süden und osten nicht fremd zeigt.

Zweimal wird der bruder des Attila genannt: 4 *Bletla*[1] *et Attila fratres* und 9 *mortuo Bletla*[1], *Attila eius frater*. zunächst wider die obige synkope, dann aber eine spur epischer tradition in rein historischen nachrichten. *Bleda* und *Attila* sind die von Marcellinus Comes, Jordanes usw. überlieferten geschichtlichen namen; aber die volkstümliche tradition hat das brüderpaar überall angenähert: wie im Nibelungenlied *Blœdel*[2] und *Etzel*, so bei den Angelsachsen *Blēdla* und *Etla*.

[1] der herausgeber hat beidemal *Bleda* in den text gesetzt.
[2] und daneben *Blœdelīn*, wie gelegentlich auch (Seifr. Helbl. 14,86) *Etzelīn*.

Der name *Bléda* ist von haus aus eine koseform zu namen, wie sie in Oberdeutschland als *Blatbertus, Blatgildus, Blatgisus* (Libri confrat. 419ᵃ, vgl. Förstemann I 266) bezeugt sind, wobei *bléd* — *blât* vielleicht die bedeutung 'flatus secundus' hat[1]. in Deutschland ligt eine umdeutung des namens vor im *Blœdel* — *Blœdelin* des Nibelungenliedes und im *Blóðlen* der Thidrekssaga. was der Quedlinburger bietet, ist nach wurzelvocal, synkope und endung die angelsächsische form : so steht denn auch bei Beda Hist. eccl. gent. Anglorum I 13 (ed. Holder[2]) *Bledla Attilae fratris* etc. und kurz vorher *Blædla et Attila regibus Hunnorum* : auch hier haben wir das nebeneinander einer volkstümlich umgestalteten und der traditionell litterarischen form.

Es kann kein zweifel mehr sein : der compilator hat in dem ganzen für die heldensage wichtigen abschnitt eine englische quelle stark benutzt, die ihm sowol rein historische wie sagenhafte nachrichten bot. der wortlaut dieser quelle ist in W noch besser überliefert als in Q, aber Q hat die namenformen der vorlage treuer bewahrt : beweis der *Adaccar* und die scharfe scheidung des *Hemidus* (**Hamaþius*) und *Serila*, die sich in W als *Hamidus* und *Sarilus* (abl. *Hamido et Sarilo*) genähert haben. gegenüber dem nord. *Sørli*, as. *Sarulo* (Trad. Werd. nr 32, ca. 800)[3] wird man **Searila* als die ags. form aussprechen dürfen. als zeugnisse englischen ursprungs werden diese notizen aus der Ermenrichsage künftig zu gelten haben. ihre aufzeichnung mag ins 9 jh. fallen.

Ich versuche dem Angelsachsen noch etwas näher auf den leib zu rücken : Beda selbst hat natürlich diese contamination epischer und historischer nachrichten nicht verschuldet, aber eines seiner werke ist es gewesen, an das sich die kecken, für uns so interessanten schmarotzer angesetzt haben. aus einem interpolierten und glossierten exemplar von Bedas weltchronik müssen der Quedlinburger wie der Würzburger Chronist ihre 'zeugnisse zur heldensage' haben!

Es ist merkwürdig, dass Pertz die wichtigste quelle für diese ganze partie der Quedlinburger annalen so gänzlich entgehn

[1] dies gegen Müllenhoff Zs. 10, 168f.
[2] vgl. auch Sweet Oldest english texts s. 133.
[3] ahd. *Sarhilo*, für das Müllenhoff Zs. 12, 305 beispiele gesammelt hat, wird man am besten ganz aus dem spiele lassen.

konnte. er bemerkt allerdings zu der nachricht vom tode des Aetius (31, 15f) : 'haec ex libro ante a. 801 scripto desumta esse videntur'. ganz richtig, der ganze satz stammt aus Marcellinus Comes und ist durch Beda vermittelt:

Marcellinus Comes z. j. 454 (Mommsen Chronica minora II 86, 16f): *Aetius magna occidentalis rei publicae salus et regi Attilae terror a Valentiniano imperatore cum Boethio amico in palatio trucidatur, atque cum ipso Hesperium cecidit regnum nec hactenus valuit relevari.*

Beda (Chron. min. III 304 § 493): *Aetius patricius, magna occidentalis rei publicae salus et regi quondam Attilae terror, a Valentiniano occiditur, cum quo Hesperium cecidit regnum neque hactenus valuit relevari.*

Ann. Quedlinburg. aao. 31, 15f: *Aetius patricius, magna occidentalis rei publicae salus et regi Attilae etiam terror, a Valentiniano iuniore occiditur; cum quo Hesperium cecidit regnum neque hactenus valuit relevari.*

So stammt denn neben anderm auch der satz Q 31, 4f: *Huius Theodosii tempore Bletla et Attila fratres in Hunis regnaverunt, et Illiricum Thraciamque depopulati sunt* aus Beda aao. 303 § 487 : (unter Theodosius) *Blaedla et Attila fratres multarumque gentium reges Illyricum Thraciamque depopulati sunt,* der den seinen widerum, diesmal wörtlich, aus Marcellinus Comes (aao. 81, 1f) entnommen hat[1].

Es hat vorläufig keinen zweck, die belege für die benutzung von Bedas compendium zu häufen, solange wir weder die untersuchung abschliefsen können, noch auf die aussicht zu verzichten brauchen, dass eine hs. mit jener interpolierten version, auf die wir geführt worden sind, zu tage trete. sowol das vollständige chronologische werk De ratione temporum, als jene weltchronik De sex huius saeculi aetatibus, die es als cap. 66 umschliefst, sind in einer grofsen anzahl von hss. auch auf dem continent und insbesondere in Deutschland verbreitet gewesen. die flüchtige liste bei Hardy Descriptive catalogue of materials rel. to the history of Great Britain und Ireland I (London 1862) 431ff ist jetzt schon bei weitem überholt durch Mommsen, der uns vor kurzem in den

[1] die auf den ersten blick verblüffende tatsache, dass sich unsere echt angelsächsische form *blaedla* (resp. *blaetla*) auch in zwei guten hss. des Marcellinus Comes findet, erklärt sich doch wol einfach aus einem herüberwürken des vielgelesenen Angelsachsen : die beiden codices gehören erst dem 11 jh. an, und U enthält geradezu den Beda vor dem Marcellin! — so steht diese form denn auch bei Hermann von Reichenau (MG. SS. v 82, 1 : *Bledlam*).

Chronica minora vol. III fasc. 2 auch mit einer ausgabe der chroniken des Beda beschenkt hat (verzeichnis der hss. p. 231—240), natürlich ohne die breite masse der überlieferung ausschöpfen zu wollen.

Den gleichen text des Beda wie am ende des 10 jahrhunderts der Quedlinburger, benutzte gegen die mitte des folgenden der Würzburger chronist (MG. SS. VI 17—31). die grundlage seines werkes war die sog. Epitome Sangallensis, deren unabhängigkeit von Hermann von Reichenau neuere untersuchungen festgestellt haben (Wattenbach II⁶ 45 f). zu den quellen, aus denen er diese seine vorlage bereicherte, gehörten in erster linie die beiden chroniken des Beda. aus der kürzeren entnimmt er zb. 24, 15 den satz *Acephalorum heresis abdicatur* (Chron. min. III 306 unterm strich), und wo sie schliefst, notiert er (beim j. 700) 25, 53 : *Beda venerabilis presbyter Anglorum chronicam minoris libri usque huc perduxit.* auch die gröfsere chronik (eben cap. 66 aus De ratione temporum) benutzt er in einer weise, die jede vermittlung durch die Annales Quedlinburgenses ausschliefst : während ihm beispielsweise der satz über 'Bledla et Attila' (oben s. 30) ganz fehlt und er die nachricht von der ermordung des Aetius (ebda) nur in knappem anzug widergibt (23, 49), hat er andere sätze getreu oder mit geringen kürzungen übernommen, die der Quedlinburger verstümmelt oder ganz fortlässt. ein beispiel mag genügen:

Beda (Chr. min. III 302, § 480):	Chron. Wirc. (MG. SS. III 23, 27 f):
Augustinus Hipponiensis episcopus et omnium doctor eximius ecclesiarum, ne civitatis suae ruinam videret, tertio obsidionis eius mense migravit ad Dominum V *Kal. Sept., cum vixisset annos* LXXVI, *in clericatu autem vel episcopatu annos ferme* XL *complesset.*	*Augustinus Hipponensis episcopus et omnium doctor eximius ecclesiarum, ne civitatis suae ruinam videret, tertio obsidionis eius mense migravit ad Dominum anno aetatis* LXXVI, *episcopatus vero sui* XL.

Ann. Quedl. (MG. SS. III 31, 3 f):

Augustinus Hypponensis episcopus et sanctae ecclesiae doctor eximius obiit.

Und ganz wie in den jahrbüchern von Quedlinburg treffen wir nun mitten unter solchen auszügen aus Beda jene oben s. 27 abgedruckten notizen zur Ermenrichsage, deren angelsächsischer ursprung mir klar war, lange eh ich an eine Bedahs. als vermittlerin dachte [1].

[1] nachdem wir den ausländischen ursprung dieser notizen in den geschichtsquellen von Quedlinburg und Würzburg festgestellt haben, gewinnt das an sich unbedeutende zeugnis des Ekkehard von Aura, oder, wie wir nach Bresslaus aufschlussreichen Bamberger studien (Neues archiv 21, 197—219) wol sagen müssen, des Frutolf von Michelsberg an wert, der MG. SS. VI 130, 41 nach deutlicher polemik gegen die von ihm benutzte Würzburger chronik doch zu den 'Sarus et Ammius' des Jordanes hinzusetzt : *quos conicimus eos fuisse, qui vulgariter Sarilo et Hamidiech dicuntur.*

Ich kehre nun noch einmal zu den 'glossemen' Wattenbachs zurück, die mit ihrem 'Amulung Theoderic' und ihrem 'Franci-Hugones' zuerst unsere sache gefördert haben. nachdem wir erkannt haben, dass schon eine der vom compilator benutzten quellen, ein Beda mit zusätzen und noten, in sich uneinheitlich war, brauchen wir am begriff des 'glossems' oder der 'randnote' nicht gerade festzuhalten: wir haben für jene noten und eine anzahl textstellen die gleiche quelle, eine Bedahs. englischen ursprungs wahrscheinlich gemacht, und die ausnutzung einer solchen quelle mit altertümlichen angelsächsischen namenformen wird man von vornherein der zeit der Quedlinburger äbtissin Adelheid († 999), der enkelin Ottos d. Gr., eher zutrauen als dem 12 jh. aber noch bleibt die bezeichnung 'glossem' und mit ihr der makel jüngern ursprungs an dem sätzchen 31. 24 haften, das Wattenbach für die zeit des annalisten als unmöglich bezeichnet, Kögel gar 'jedes wertes bar und ledig' gesprochen hat: *et iste fuit* ***Thideric de Berne. de quo cantabant rustici olim.*** dass im zeitalter der Ottonen die heldensage längst zu den bauern herabgestiegen war, bestreitet niemand — nur das ***olim*** ist es, an dem Wattenbach und Kögel anstofs nehmen. ein moderner leser list allerdings leicht heraus: 'einst sangen die bauern davon — jetzt ist auch bei ihnen der heldensang erloschen'. aber damit schiebt er sein eigenes litterarhistorisches interesse dem annalisten unter, der gar nicht daran gedacht hat, hier eine tatsache aus der geschichte der poesie festzulegen. schon Wackernagel und Lachmann (HS² 36 n. 3) haben diese klippe der interpretation erkannt und durch umschreibende übersetzungen des *olim* zu vermeiden gesucht: 'in meiner jugend' L., 'als ich noch nicht im kloster war' W. man stelle sich einmal den bejahrten capellan der dem kaiserhaus entsprossenen äbtissin Adelheid vor, der den ländlichen eindrücken früh entrückt worden ist und nun, sei es mit hochmut, sei es mit einem anflug von wehmut auf sie zurückblickt: seine quelle bot ihm zu dem Ostgotenkönig Theodoricus die erklärende notiz ***Amulung Theodric dicitur*** usw., und da fühlte er sich veranlasst, seinerseits hinzuzusetzen: 'das war jener Thideric von Berne, von dem man früher wol die bauern singen hörte'. dabei bringt diese zusatzglosse, die einzige, die wir zugestehn und auch sie authentisch, eben jene form des namens, die dem autor selbst geläufig ist: man vgl. zum j. 985 (67, 23) ***Thidericus***[1] *et* ***Ricdach marchiones*** *praeclare obierunt.*

Marburg. EDWARD SCHRÖDER.

hier haben wir in den nominativen *Sarilo* und *Hamidiech*, die ausdrücklich als vulgäre formen eingeführt werden, ein viel gewichtigeres zeugnis für die Ermenrichsage auf deutschem boden, als in den ablativen *Hamido et Sarilo* (!) des Chron. Wirz., die sich als lateinische entstellungen angelsächsischer formen entpuppt haben.

[1] markgraf der nordmark.

EDDISCHE FRAGEN.

1. Vǫluspa.

Von den beiden hauptrichtungen, die gegen den reingermanischen charakter der Vǫluspa, wie ihn Müllenhoff zu erweisen suchte, polemisieren, sieht die eine in dem gedicht bekanntlich das werk eines schon von der neuen lehre beeinflussten heiden, der nach fremdem, christlichem vorbilde den heimischen sagenstoff in genialer weise umformte (vgl. vornehmlich Bugge Studier over de nordiske gude- og heltesagns oprindelse s. 414—421); die andere hält es für die arbeit eines christen, der das oft behandelte thema von der heilsgeschichte der menschheit von der schöpfung bis zum sündenfall änigmatisch in der dunklen, mythengetränkten sprache heimischer weissagung vortrug (EHMeyer Vǫluspa und Eddische kosmogonie s. 54—113).

Die erstere ansicht, die von Müllenhoff selbst (DA v 48—71) und von Rydberg (Undersökningar i germanisk mythologi II 483—588) eine eingehnde widerlegung erfuhr, wird trotzdem noch von einem grofsen teile der forscher festgehalten : dagegen hat FJónsson kürzlich in seinem bedeutenden werke Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie (I 22 ff) sie aufs neue eingehend bekämpft und namentlich von dem gesichtspuncte aus, dass das gros der Eddalieder in Norwegen, nicht auf Island, entstanden sein müsse, die unmöglichkeit der Buggeschen annahme darzutun gesucht. gibt man ihm diese prämisse zu, und mir scheinen seine gründe für die norwegische herkunft der Eddalieder unwiderlegbar, so wird man, auch wenn man nicht geneigt ist, dem zeugnis der ältesten skalden für die echtheit der alten mythen übermäfsiges gewicht beizulegen, doch zweierlei mit Jónsson als feststehend annehmen müssen. einmal, dass der verkehr der Norweger mit den Iren, die angeblich die fremden stoffe überliefert haben sollen, weil ein ausschliefslich kriegerischer, einer litterarischen einwürkung denkbar ungünstig war, sodann, dass die Norweger bei der unruhe ihrer innerpolitischen zustände nichts weniger zu tun haben konnten, als sich mit derartigen speculativen mythencombinationen abzugeben. aber selbst dies zugegeben, ist eine so ungeheure gelehrsamkeit bei den Iren damaliger zeit sicher nicht vorauszusetzen. treffend äufsert Gering in seiner

Eddaübersetzung s. 8 : 'sie müsten ebenso gelehrt gewesen sein wie Sophus Bugge selbst, sie müsten auch ihre ganze gelehrsamkeit bei ihren gesprächen mit den piraten des nordens, die doch nicht studierens halber nach Britannien gekommen waren, fortwährend präsent gehabt haben'.

Auf noch geringere wahrscheinlichkeit aber kann die Meyersche hypothese anspruch machen. ganz abgesehen davon, dass man sich schwer eine vorstellung davon machen kann, wie ein priester des 12 jhs. auf die abenteuerliche idee, die christliche lehre in der angegebenen weise zu profanieren, gekommen sein sollte, und wie er dort ein publicum für seine mystification hätte finden können, ist seine auffassung aus zwei gründen unhaltbar. zunächst setzt sich der verf. mit der üblichen datierung der Völuspa ins zweite viertel des 10 jhs., die auf festen sprachlichen und metrischen indicien beruht (Hoffory Eddastudien s. 40, Jónsson aao. s. 134), in widerspruch, sodann unterlässt er, bei seiner vergleichenden beweisführung stets, einen strengen und principiellen unterschied zwischen dem alten gedicht, dessen unursprünglichkeit erst bewiesen werden soll, und der eingestandenermafsen christlich beeinflussten darstellung Snorris zu machen [1].

Was nun die textreconstruction Müllenhoffs anlangt, so darf man wol annehmen, dass sie in allen wesentlichen puncten anerkannt wird, da die beiden letzten kritischen Eddaausgaben, die von Sijmons und Jónsson, ihr im ganzen folgen [2]. bei der ent-

[1] vgl. besonders Kauffmann Zs. f. d. ph. 24, 96—114. 25, 399—402, der nicht nur die geringe meinung, die Meyer von dem vermögen der Germanen, eine kosmogonie selbständig zu schaffen, hegt, als unhistorisch erweist, sondern auch zeigt, wie selbst die blendendsten parallelen mit der christlichen litteratur des ma.s bei näherer prüfung in nichts zerfallen. auch der zusammenhang der weltschöpfung aus Ymi mit der mikrokosmologie des christlichen ma.s, den ich DLZ 1891, sp. 660 noch als möglich zugab, scheint mir nach den ausführungen RMMeyers (Zs. 37, 4. 6f) jetzt nicht mehr wahrscheinlich. dort ist nicht nur gezeigt, dass sich die eddische vorstellung unabhängig in den mythologien anderer völker widerholt, sondern auch, dass beispielsweise der indische und marianische mythus der Edda näher steht, als die aus Ambrosius und Honorius angezogenen stellen.

[2] Jónsson hat sich, wie ein vergleich seines aufsatzes Arkiv f. nord. fil. 4, 26ff, seiner Eddaausgabe und der Litteraturgeschichte (s. 136) zeigt, immer mehr der Müllenhoffschen ansicht angeschlossen; er tilgt vv. 30, 5ff. 37. 48 und nimmt in der strophenreihe 23ff ausfall mehrerer visur an, was

stehungszeit der Vǫluspa scheint mir nun freilich die frage, ob nicht einige indirecte christliche einflüsse vorliegen, an sich ebenso wenig gegenstandslos, wie die, ob das durch Müllenhoffs kritik uns in seiner letzten, vollkommenen gestalt vorliegende kunstwerk nicht doch hie und da aus älterer dichtung geschöpft oder auch im kleinen zusätze erfahren hat : weder der heidnische grundcharakter würde, wenn dies in begrenztem maſse zugegeben werden müste, darunter leiden, noch der künstlerische wert des gedichtes, im gegenteil würde die kunst des redactors um so gröſser erscheinen, der dem ganzen einen so einheitlichen stempel aufzudrücken wuste. haben wir doch ein analoges beispiel an der alten Thrymskvida, die wie wenige den eindruck eines liedes aus éinem gusse macht und doch in der uns vorliegenden auf den ersten blick einheitlichen gestalt das werk eines sehr discret, aber um so zielbewuster vorgehnden überarbeiters ist (Zs. 36, 281).

Die früheren arbeiten Jessens, Dietrichs, Weinholds und Edzardis nach dieser richtung sind bekannt : es kann natürlich heutzutage nicht mehr versucht werden, nach ihrem muster gröſsere bruchstücke kosmogonischer und eschatologischer lieder aus dem vorliegenden gedichte zu erweisen, denn einmal ist der heidnische charakter und name der entsprechenden süddeutschen gedichte, Wessobrunner gebet und Muspilli, die einen solchen versuch nahelegten, heute mehr denn je in zweifel gezogen (vgl. Golther Handb. d. germ. mythologie s. 64. 507. 539—541), anderseits hat Müllenhoff gerade dort, wo nach den arbeiten früherer die meisten anzeichen für eine derartige ansicht vorlagen, alle vermutungen durch seine einschneidende kritik der interpolationen (DA v 93 ff) abgeschnitten.

An zwei stellen jedoch, glaube ich, haben wir es tatsächlich

mir nach Müllenhoffs ausführungen (DA v 97 ff) unstatthaft scheint. Sijmons behält v. 55 als echt bei, die Müllenhoff selbst aao. s. 152 lange nicht zu tilgen wagte und die auch in seine strophenordnung passen würde. ich selbst habe (Zs. 36, 285 ff), durch ein früheres bedenken Müllenhoffs angeregt, die unechtheit der schlussstrophe zu erweisen gesucht, wodurch dann der letzte abschnitt 7 + 7 visur umfassen würde. ich bin auch noch heute von der notwendigkeit dieser athetese überzeugt, nicht aber, ob es richtig war, die möglichkeit eines directen christlichen einflusses, etwa des apokalyptischen drachens, zuzugeben.

mit einer discreten überarbeitung zu tun, und zwar auffallender weise an den beiden angelpuncten des gedichts, den episoden von Baldrs tod und dem erscheinen des höchsten gottes.

In dem ersten abschnitte, um den sich der ganze mittlere teil des gedichtes gruppiert (vv. 31—35), erscheint dreierlei auffallend. eine halbstrophe (Bugge 35. 34) findet sich in R und H in verschiedener fassung, eine visa stimmt fast wörtlich mit Vegtamskviđa 11 überein (Bugge 32, 5—8. 33, 1—4), die übrigen strophen aber (mit ausnahme von Bugge 35, 4—8) entsprechen inhaltlich ziemlich genau Vegtamskv. 6—9. 12.

Die ansichten der forscher sind über all dies ziemlich geteilt. Jónsson bezeichnet die halbstrophe der Hauksbok als unzweifelhaft weniger ursprünglich, Müllenhoff tritt dagegen mit allem nachdruck für ihre echtheit ein und erklärt die des codex Regius als eine auf Island entstandene parallelstrophe. während ferner die gleichlautende visa von Edzardi als unzweifelhaft von der Vegtamskvida entlehnt bezeichnet wird (Germ. 24, 57), meint Müllenhoff, dass die Völuspa sie herübergenommen und der interpolator sie dieser stelle erst angepasst habe (DA v 112). die auffallenden inhaltlichen entsprechungen endlich werden von Jessen (Zs. f. d. ph. 3, 76) durch nachbildung der Vegtamskviđa erklärt, während man an sich auch eine gemeinsame ältere quelle für beide gedichte annehmen könnte (ähnlich Grundtvig Er Nordens gamle litteratur norsk? s. 91).

Da es von vornherein als ausgeschlossen bezeichnet werden darf, dass die Völuspa einen gekürzten bericht der in der vorliegenden Vegtamskvida geschilderten vorgänge mit benutzung dieses gedichtes gegeben habe, so wird im wesentlichen eine aufklärung über die genannten eigentümlichen verhältnisse von der entscheidung zwischen den letztgenannten beiden ansichten zu erwarten sein.

Jessen und nach ihm Edzardi hatten dafür, dass der dichter der Vegtamskviđa die strophen der Völuspa vor sich gehabt und sie einem jüngern geschmack entsprechend erweitert habe, geltend gemacht, dass die darstellung im erstern liede ausführlicher ist. die vv. 6 f. 8 f. 12 schienen die andeutungen der Völuspa, dass Baldr der tod bestimmt sei, dass er durch Höđs mistelzweig fallen solle, dass grofse klage über ihn entstehn würde, genau zu paraphrasieren. wobei aber der dichter des jüngern

liedes sich arge misverständnisse zu schulden kommen liefse, wie hinsichtlich der schilderung der mistel.

Dagegen ist nun von vornherein zu bemerken, dass hinsichtlich der mistel offenbar auch schon der Vòluspadichter wenig orientiert war und sie schwerlich aus autopsie kannte (Wimmer Læsebog[3] 216[b]), dass also eine ältere quelle hier von beiden liedern auch in verschiedenem grade misverstanden sein kann. wäre aber eine paraphrase der Vòluspa beabsichtigt, so ist es kaum zu erklären, warum diese gerade bei der gleichlautenden visa ausgesetzt haben sollte. dass diese in der Vòluspa nur interpolation sein kann, ist nach Müllenhoffs ausführungen unzweifelhaft und wird durch die später mit genau derselben tendenz angehängte visa 55 bestätigt; der dichter der Vegtamskvida müste dieselbe aber schon vorgefunden haben, und unbegreiflich bleibt es, warum er gerade sie unverändert herübernahm.

Dazu kommt aber endlich, dass in v. 12 ebenfalls keine getreuę paraphrase vorzuliegen scheint : zwar der grundgedanke, dass klage um Baldrs tod entsteht, ist derselbe, aber die angabe der Vòluspa : *Frigg of grét í Fensǫlom vǫ́ Valhallar* wäre nur unter voraussetzung der sehr künstlichen Edzardischen erklärung, wonach die maide, die um Baldrs tod weinen, Friggs augen sein sollen (Germ. 27, 337 ff), genau umschrieben. mit recht aber nimmt Bugge (Studier s. 256) an, dass die weinenden Ägis töchter sind, die um den toten gott ähnlich klagen wie die *κοῦραι ἁλίοιο γέροντος* um Achilleus.

Dagegen spricht nun für die zweite auffassung mancherlei. zunächst, dass ein älteres, der Vegtamskvida ähnliches lied von der Gylfaginning Snorris tatsächlich vorausgesetzt wird (vgl. Bugge Fortale s. xxx, Mogk Beitr. 7, 292). sodann, dass ein solches, für beide gedichte als quelle angenommen, alle schwierigkeiten leicht beseitigen würde. sehr wol konnte in ihm die fesselung Lokis neben den Vali betreffenden vorgängen erwähnt sein, der Vòluspadichter aber liefs sie, seinem sprunghaften und andeutenden stil gemäfs, fort und schilderte nur die vorgänge vor und nach der fesselung. aus naheliegenden gründen aber wurde sie dann nachträglich in die Vòluspa interpoliert. und ebenso v. 32, 1—4. 33, 5—8, die sich in der Vegtamskvida noch aus dem ältern gedicht erhalten hatte.

Die beste stütze aber gewinnt diese auffassung durch eine

betrachtung der jetzigen gestalt der Vegtamskvida. die widersprechendsten urteile sind über dies gedicht gefällt worden : nach der gewöhnlichen ansicht soll es zu den jüngsten der Eddalieder gehören und andern liedern seine ausdrücke entlehnt haben, dagegen bezeichnet es Jónsson als ein gutes altes gedicht, stellt es der Thrymskvida an die seite, ja vermutet, dass es demselben verfasser entstamme.

Diese scheinbaren widersprüche schwinden, wenn man sich die schon von andern (Edzardi aao. s. 57, vgl. auch Rosenberg Nordboernes aandsliv I 176) festgestellte tatsache vergegenwärtigt, dass offenbar der prächtige anfang (vv. 1—5) in gar keinem verhältnis steht zu dem folgenden matten und zum teil unverständlichen abschnitt. die von Jónsson (aao. s. 148) hervorgehobenen ähnlichkeiten mit der Thrymskvida, die in der tat beide lieder in die engste beziehung setzen und schwerlich auf entlehnung beruhen, betreffen, soweit ich sehe, alle jene eingangspartie. dass diese grofsartig angelegte einleitung ein ganz anderes thema als fortsetzung verlangt, als das folgende kurze zwiegespräch, ist schon widerholt hervorgehoben worden, und mit recht macht Jónsson (aao. s. 147) geltend, dass die rätselhafte frage wegen Baldrs beweinung unmöglich die seherin zur erkenntnis gebracht haben kann, dass sie Odin vor sich habe. mit fug verlangt er daher eine schlussfrage entsprechend dem ende der Vafthrudnismal : 'was wird Odin dem Baldr ins ohr sagen, bevor er zum scheiterhaufen gebracht wird?'

Müssen wir so ein älteres lied, aus dem Vegtamskvida und Völuspa schöpften, voraussetzen, so erscheint es uns sehr begreiflich, wie der dichter der letztern gerade durch den prächtig erhaltenen anfang (vv. 1—5) zur schöpfung der herlichen figur der Völva angeregt werden konnte, aber auch zu dem geistreichen plane, den tod Baldrs als gegenwart auffassend und von dort rückwärts und vorwärts blickend, die weltschicksale in einem grofsartigen gemälde durch die seherin beleuchten zu lassen.

Anders aber als der dichter der Vafthrudnismal beantwortete er sich, wie wir gleich sehen werden, die alte rätselfrage.

Schon Müllenhoff hat (DA v 30) hervorgehoben, dass diese, die auch Hervararsaga c. 11 widerkehrt, wol von jeher zu keinem andern zwecke gestellt war, als um immer unbeantwortet zu bleiben : es war also hier eine anregung zur speculation, ohne

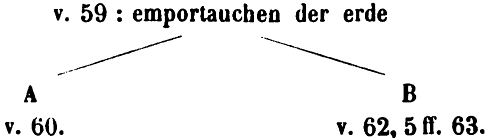
auf eine durchaus bestimmte lösung rechnen zu können, schon im heidentum selbst gegeben. ebenso klar aber ist es, dass sie zum tode Baldrs und zur sorge Odins, des welterhaltenden gottes, in engster beziehung stehn muss, und dass, wer eine antwort versuchte, zunächst auf den gedanken kommen muste, dass es sich dabei um die widerkehr Baldrs selbst oder um einen ersatz für den guten gott handeln müsse, und dass sie, da in der gegenwärtigen schuldbeladenen welt kein platz für eine solche gestalt war, nur in änigmatischer weise die frage: 'wird in einer künftigen welt Baldr herschen?' oder 'wer wird in einer künftigen welt Baldrs ersatz sein?' umschrieb.

Vergleichen wir nun damit die schilderung der welterneuerung, wie sie die Edda bietet, so finden wir tatsächlich eine verschiedenheit der darstellung, die auf die doppelte beantwortung jener frage zurückgeht. der schluss der Völuspa (vv. 62, 5 ff—65) erwidert darauf: 'ein neuer mächtiger gott wird herschen, und unter ihm werden die schuldlosen und die bisher in der alten welt wenig zur geltung gekommenen götter wideraufleben und es wird ein neues menschengeschlecht sein'. vv. 60—62, 1—4 desselben gedichts aber: 'Baldr wird der höchste herscher sein, und ein vergnügtes Asengeschlecht und ein glückliches menschengeschlecht wird unter ihm leben'.

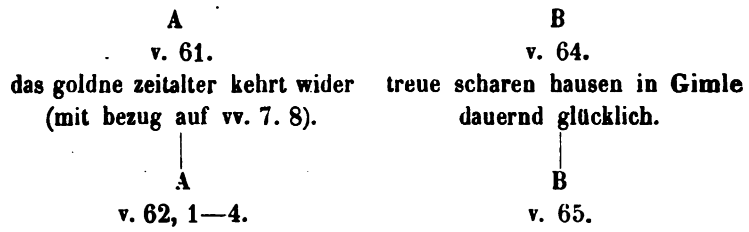
Dass tatsächlich diese doppelauffassung bestand, zeigt m. e. mit sicherheit eine betrachtung sowol der ganzen schlusspartie der Völuspa wie der Vafthrudnismal, die im wesentlichen mit den vv. 60—62, 1—4 der Völuspa übereinstimmen.

Nach dem emportauchen der neuen welt, die ein echt norwegisches landschaftsbild schildert (v. 59), wird der zustand derselben in doppelter weise ausgemalt, und vv. 60 ff einerseits, vv. 62, 5 ff anderseits zeigen einen so auffallenden parallelismus, dass man an folgende doppelte recension denken könnte:

v. 59 : emportauchen der erde



A	B
v. 60.	v. 62, 5 ff. 63.
es finden sich die Asen auf dem Idafelde und denken der alten zeit.	es finden sich Höd, Baldr, Höni, Lodur, und Vilis und Ves söhne in Vindheim zusammen.



Beidemal würde die handlung in der erscheinung des obersten gottes gipfeln, und die doch immerhin auffällige tatsache, dass es nach erwähnung der widerkehr der Asen heifst: *Baldr mon koma*, während er gleich darauf n e b e n oder vielmehr h i n t e r Höđ aufgeführt wird, würde sich dann aus der redaction erklären, die, um für den obersten gott platz zu schaffen, die worte, welche die oberherschaft Baldrs aussprachen, unterdrückte.

Bestätigt wird diese vermutung durch den bericht der Vafthrudnismal, in denen Müllenhoff DA v 244 ff eine bewuste ergänzung zur Vŏluspa erblickte, die aber Jónsson wol mit recht älter ansetzt als jene (aao. s. 66. 140). die abweichungen von der chronologischen widergabe der ereignisse erklären sich hier gewis zum teil aus der anlage des gedichts: so die vorwegnahme des kampfes mit Surt (vv. 17 f), da Odin, um sich als kundig zu legitimieren, notwendig auch eine frage aus der eschatologie beantworten muste. wenn aber am schluss des gedichts, der sich nur mit dieser beschäftigt, der dichter gegen die natürliche ordnung erst nach der widerkehr der Asen von Odins tode und Vidars rache handelt und dann als abschluss die alte rätselfrage bringt, so ist dies nicht anders zu erklären, als dass, wie Müllenhoff (DA v 245) schon hervorhebt, 'nach seiner ansicht Odin dem Baldr im neuen götterreiche eine noch höhere stelle zugedacht hatte, als ihm v. 62 der Vŏluspa zuerkennt, indem sie ihn mit Höđ gemeinsam ihres vaters siegreiche gehöfte bewohnen lässt'.

Vergegenwärtigen wir uns nun, dass die Vafthrudnismal aufserdem manches enthalten, was in der Vŏluspa fehlt, aber gleichwol auf alter guter vorstellung beruht, wie die fortpflanzung der menschen im holze Hoddmimis (DA v 103), dass aber anderseits manches von diesem in zusatzstrophen der Vŏluspa, die aber gleichwol von Müllenhoff als gut und alt bezeichnet werden,

widerkehrt oder wenigstens seine entsprechung hat, wie der *fimbulvetr* (Völ. 45 : *vindǫld, vargǫld*), das widererscheinen Viđars und Valis sowie Viđars rache (Völ. 32, 4—8. 33, 1—4); vor allem aber die von Müllenhoff lange auch als echt betrachtete strophe B 55, so darf man wol fragen, ob nicht in den Vafthruđnismal, mit denen sich vv. 60 f der Vòluspa berühren, eine ebenso berechtigte, wenn nicht ältere auffassung vorligt, wie in den schlussstrophen des letztern gedichtes.

Denn welche von beiden dem naiven volksglauben näher ligt, braucht kaum erörtert zu werden : dass sich die vergnügten Asen auf dem Iđafelde widertreffen, dass sich die symbole ihrer alten glückseligkeit widerfinden, dass nun ungesät die äcker wachsen (analog vv. 7 f), ist gewis die nächstliegende vorstellung, und auch ein schweigen über die menschen in der strophenreihe darf nicht auffallen, da nirgends im gedicht auf diese sonderlich rücksicht genommen wird, sie beim untergang mit der kurzen bemerkung *troþa haler helveg* (v. 52) abgetan werden, ja, wie es nach v. 64 scheint, ein strenger unterschied zwischen ihnen und den göttern in bezug auf die letzten dinge überhaupt nicht gemacht wird.

Ebenso können zwar die götter der Vafthruđnismal in der neuen welt mythologisch gewis auf kein höheres alter anspruch machen, als die der Vòluspa [1], welche alle durch die ältesten skalden schon vorausgesetzt werden, doch lag ihr widererscheinen der volkstümlichen anschauung sicher näher : sie alle zeichnen sich durch ungewöhnliche stärke aus, und dass die rächer Baldrs und Odins in der neuen welt eine hervorragende rolle einnehmen, entspricht dem altgermanischen rechtsbegriff, wie schon Kauffmann hervorhob, gewis mehr, als dass Baldr und sein mörder Höđ einträchtiglich widerkehrten.

Freilich darf man mit Kauffmann nicht so weit gehn, einen christlichen einfluss hierin zu erblicken. denn wir haben gar keine veranlassung, anzunehmen, dass die verpflichtung der blutrache sich auch ohne weiteres auf die verhältnisse in Valhöll

[1] Baldr Haustl. 16, Høner ebend. 1—13, Vile Ynglingatal 4 (vgl. FJónsson Arkiv 9, 7) : der Baldrmythus und die doppelte trias Oðin-Hôni-Loður und Oðin-Vili-Ve werden also vorausgesetzt; dagegen sind, aber wol zufällig, Viþarr und Vále, Magne und Móþe dort nicht zu finden (vgl. Thors bruder Meile, der Harbl. 9 mit Magne zusammen genannt wird, zweimal : Haustl. 4. 14).

übertrug, geschweige denn auf ein späteres leben nach vollständiger zerstörung der alten welt. und ebensowenig ist es angängig, mit EHMeyer in der doppelten göttertrias einen anklang an die trinitätslehre zu erblicken (Germ. mythol. s. 265). wie unchristlich wäre allein die vorstellung, dass zwei derselben (Héner und Lóþorr) unabhängig vom dritten in der neuen welt existieren sollen. am allerwenigsten aber verdient die zusammenstellung des saales Gimle und seiner getreuen scharen und das erscheinen des höchsten gottes mit dem himmlischen Jerusalem der Apokalypse und mit dem widererscheinen Christi im Matthäusevangelium, obwol sie von Meyer (Völuspa s. 231 ff) mit grofsem nachdruck widerholt wird, glauben : ich kann mich hier auf die vortrefflichen ausführungen Hofforys (Eddastudien s. 126 ff) berufen.

Vielmehr knüpfte die anschauung der vv. 62, 5 ff der Völuspa ebenfalls an durchaus heimische vorstellungen an : griffen die vv. 60 f auf das goldne zeitalter zurück, so gibt diese strophenreihe offenbar ein verklärtes und idealisiertes bild von Odins Valhöll. schon dort lösten sich streit und krieg mit den unangenehmen irdischen consequenzen in ein heitres spiel auf, vgl. Vafþrm. 41 : *Aller einherjar Óþens túnom í hǫggvask hverjan dag; val þeir kjósa ok riþa vige frá, sitja meir of sátter saman.* es ist nur eine steigerung der dortigen anschauung, wenn der begriff des friedlichen hier noch mehr urgiert wird. dafür, dass wir uns unter den treuen scharen, die in Gimle hausen, sicher nur ein idealisiertes abbild der Valhöllschar zu denken haben, spricht nicht allein die bewuste und absichtliche ähnlichkeit, die unser dichter dem himmlischen saal mit der alten Odinsburg verliehen, sondern die ausdrückliche bezeichnung des aufenthaltes von Baldr und Höđ als *Hropts sigtopter* und ihrer selbst als *valtívar* — die besserung von Rask hat im letztern falle die anschauung des dichters erst verdunkelt. weder Baldr noch Höđ sind schlechthin als unkriegerisch zu denken : nicht nur in der Lokasenna (v. 27) bezeichnet den Baldr seine mutter unzweideutig als kriegerisch, sondern auch das Sögubrot (FAS I 373) stellt ihn in bestimmten gegensatz zu Höni, dem *hræddastr ása*: nur kann er erst in der neuen schuldlosen welt die zweite und bessere seite seiner tätigkeit, die rechtsprechung im frieden, recht entwickeln. hinsichtlich Höđs aber, dessen name schon den

begriff: 'kampf' enthält, hat Rydberg aao. II 285—291 nachgewiesen, dass die vorstellung von seiner blindheit sich lediglich durch ein misverständnis Snorris in der Gylfaginning, vermutlich veranlasst durch die schilderung in Ulf Uggasons Husdrapa, die auf die anschauung von bildlichen darstellungen zurückgieng, erklärt[1]. was aber die übrigen der genannten Asen anlangt, so wird Höni zwar an einer stelle als feige bezeichnet, aber das wesen dieses gottes, dieses wahren schmerzenskindes der nordischen mythologie, ist uns trotz den zahlreichen erklärungsversuchen doch zu rätselhaft, als dass darauf eben viel zu geben wäre: noch weniger aber wissen wir von Loður, der nicht einmal handschriftlich an dieser stelle überliefert wird, oder gar von den söhnen Vilis und Ves.

Trotz der ursprünglich verschiedenen grundanschauung sind nun aber die schlussstrophen der Völuspa so geschickt an v. 62, 1—4 angeknüpft, dass wir ohne jene oben angedeutete auffälligkeit in den vv. 60ff es kaum ahnen würden, und der einheitliche charakter des liedes wird dadurch ebensowenig gestört, wie in der mittelpartie (vgl. s. 38).

Die eigentümliche fülle des ausdrucks aber, die mit dieser zudichtung verbunden ist, kann ich nicht als einen fehler des vorliegenden kunstwerks betrachten, sondern sie ergibt und rechtfertigt sich m. e. aus der tendenz des dichters, der in einer zeit allgemeiner auflösung — auch die schilderung v. 45 hängt offenbar mit den greueltaten der söhne Harald Harfagris zusammen — bemüht war, zu zeigen, dass die alte heidnische weltanschauung in keiner weise hinter der neuen christlichen zurückstand (Jónsson aao. s. 134). dass er dabei gewisse momente, die durchaus auf altgermanischer anschauung fufsten (vgl. s. 42 u. 39), aber freilich trotzdem eine überraschende ähnlichkeit mit christlichen vorstellungen zeigten, wie auch Müllenhoff zugibt (aao. s. 31), mit nachdruck am schlusse hervorhob, ist nur natürlich, und insofern darf vielleicht von einem indirecten einfluss des christentums gesprochen werden: seine darstellungsweise aber ist, wenn sie auch vielleicht nicht die älteste vorstellung repräsentiert (vgl. s. 41), doch auch hier durchaus volkstümlich und heidnisch.

[1] Völuspa und Vegtamskviða wissen von seiner blindheit ebensowenig etwas wie Saxo, und meiner ansicht nach hat Detter in seiner abhandlung über den Baldrmythus (Beitr. 19, 495ff) viel zu grofses gewicht auf diesen völlig secundären mythenzug gelegt.

Ich brauche kaum hervorzuheben, dass die tatsache einer ablehnenden haltung bei den führenden geistern des volkes gegenüber dem christentum — und als solchen müssen wir uns doch den Völuspadichter vorstellen — auch sonst in historischen zeugnissen ihre stütze findet: die ausführungen KMaurers (Bekehrung des norwegischen stammes zum christentum, besonders I 193 ff. II 367 ff) liefern reiches material dafür. vor allem die beiden grofsen skalden Eyvind Skaldaspilli und Egil Skallagrimsson.

Hielt doch letzterer, trotzdem er in England das kreuz genommen, also äufserlich zum christentum übergetreten war, ebenso wie seine tochter an den heidnischen gebräuchen fest, und seine gedichte sind gerade dort, wo sich der einfluss des neuen glaubens so recht geltend machen könnte, wie in dem herlichen Sonatorrek (Jónsson Egilss. s. 308), voll heidnischer anspielungen. und nicht nur könig Eirik Blutaxt, der schon die taufe empfangen, muste es sich gefallen lassen, nach seinem tode durch die dichtung nach Valhöll versetzt zu werden, sondern auch könig Hakon der Gute, der doch das christentum begünstigt hatte, erfuhr dies schicksal, und deutlich klingt, wie Maurer mit recht hervorhebt, in den Hakonarmal widerholt der dank des grofsen skalden wider für sein trotz den christlichen bestrebungen glimpfliches verfahren gegenüber den alten göttern (vgl. Maurer I 173. 166f).

2. Fafnismal.

Dass die drei lieder Reginsmal, Fafnismal und Sigrdrifumal ein gröfseres ganzes bilden, oder, um den Vigfussonschen ausdruck zu gebrauchen, ein altes Völsungenlied darstellen, scheint schon die handschriftliche überlieferung anzudeuten. im codex Regius nämlich schliefst sich die prosa der Fafnismal unmittelbar an die des voraufgehnden liedes an — erst vor visa 1 findet sich die überschrift *frá dauða Fáfnis*, die überdies nur für die eigentlichen Fafnismal passt —, die endprosa der Fafnismal ebenso ohne trennung an die des nur in papierhss. mit dem besondern namen Sigrdrifumal benannten liedes, so dass sie Grundtvig einfach zu diesem gedichte zieht, Jónsson, mir wahrscheinlicher, erst mit der prosa hinter Sigrdrifumal 1 die Fafnismal schliefsen lässt.

Unterstützt aber wird diese annahme durch die auffällige tatsache, dass in allen drei liedern derselbe wechsel der beiden strophenformen sich findet und sowol die fornyrðislag- wie die

ljoðahattvisur von demselben hang zu gnomischem ausdruck beherscht werden [1].

Die meisten gelehrten nehmen freilich in allen drei liedern eine doppelte recension an, nicht nur weil ihnen der wechsel der strophenform in ein und demselben liede künstlerisch unstatthaft erscheint, worüber ich mich Anz. xxii 341 geäufsert habe, sondern vor allem gestützt auf die stilistischen verschiedenheiten, auf die Edzardi (Germ. 23, 320ff) hingewiesen hat. ich bin weit entfernt, diese in abrede zu stellen, dennoch verdienen seine feinen beobachtungen nach verschiedenen richtungen eine einschränkung.

[1] dieser führte dann zu zusätzen und erweiterungen mannigfacher art, wie dies Müllenhoff besonders an den Sigrdrifumal nachwies; dass die rettungsversuche Jónssons bei diesem gedichte nicht haltbar sind, habe ich Anz. xxii 341 f hervorgehoben. ebensowenig vermag ich aber der echterklärung der von jeher beanstandeten vv. 12—15 der Fafnismal beizustimmen. die Völsungasaga benutzt auch sonst schon den interpolierten text, die visur lassen aber jeden innern zusammenhang mit dem vorhergehnden vermissen; dass Sigurð, der Fafnis weisheit kennt, die gelegenheit benutzte, um sich über verschiedenes wissenswerte zu informieren, mag durchaus dem nordischen brauch entsprechen, aber ihm lag hier doch wol alles näher als diese kosmogonischen und eschatologischen notizen, die, wie Gering mit recht hervorhebt, wol aus einer ältern redaction der Vafthruðnismal stammen. mit der möglichkeit, dass wir ihre beziehung nicht mehr erkennen, ist natürlich wenig anzufangen, ich versteh jedesfalls nicht, wie man daraufhin behaupten kann, dass Müllenhoff mit der tilgung der strophen sicher unrecht habe. beipflichten kann ich Jónsson nur hinsichtlich der vv. 3. 4 der Reginsmal. Bugge hatte diese beanstandet, da er es im zusammenhange unpassend fand, dass Loki hier eine neue bedingung für Andvari stellt, sein leben zu lösen, während er die andere, auf die es ihm eben ankommt, schon v. 1 angebracht hatte, nämlich das gold und silber zu schaffen. Jónsson hat, um die frage Lokis zu motivieren, angenommen, dass auch hier wider die gelegenheit benutzt werden sollte, um etwas über die zukunft zu erfahren, und dass Andvari nur im hinblick auf die lüge, die Brynhild nach Gripisspa 47f und Völsungas. c. 29 schluss begeht, indem sie Sigurð fälschlich beschuldigt, die harte strafe angegeben habe. aber abgesehen davon, dass so junge quellen dafür herangezogen werden müssen, wie kommt Loki hier zu einer solchen und gerade zu dieser frage? die ganze deutung scheint mir sehr künstlich, und viel einfacher ist die sache so zu verstehn, dass Andvari sich in v. 2 arm und machtlos darstellt: in diesem falle ist die nennung der strafe in v. 4 gleichbedeutend mit der herausgabe des goldes, da Andvari sich selbst das gericht spricht, und den widerspruch in vv. 1 u. 3 beseitigt. nur so erklärt sich aber auch genügend, dass der zwerg auf die anzapfung in übertriebner weise die hohe strafe nennt, die sonst nur meineidigen zukommt (Völ. 39), um so noch einmal seine wahrheitsliebe zu beteuern durch die versicherung, dass er sich der tragweite einer eventuellen lüge wol bewust war.

Dass die ljoðahattvisur bestimmte wendungen widerholen, wie das *fara til heljar heþan*, ist richtig; ebenso dass sie wenigstens in den Fafnismal keine kenning enthalten — in den Sigrdrifumal (20) findet sich bekanntlich die wendung *hvassa vápna hlynr* und in den Reginsmal (20) eine auffällig gekünstelte wortstellung —, dagegen kann ich Edzardi hinsichtlich der fornyrðislagvisur nicht völlig beistimmen : die ähnlichkeit in der anwendung derselben worte, von denen blofs die von *horskr* (vv. 35. 36. 42) einigermafsen auffällig erscheint, berührt nur den schluss der Fafnismal, die sonstigen übereinstimmungen aus dem schluss der Reginsmal wollen wenig besagen. die beiden sprichwörter Regm. 13 : *es mér fangs vǫn at frekom ulfe* und Fafnm. 35 : *es mér ulfs vǫn þars eyro sék*, die ja ganz verschiedenes bedeuten, sind auch sonst in der isländischen litteratur gang und gäbe, und das *aldrs of synja* (Fafn.36. Regm. 15) genügt sicher nicht, eine ursprünglich engere zusammengehörigkeit zu erweisen. ebenso ist die verteilung der kenningar in den strophen der Reginsmal und Fafnismal eine verschiedene. wol haben wir dort auf 7 strophen 7 und hier auf 9 strophen 8 kenningar, aber dort sind nur 3 strophen, hier nur 4 davon betroffen. aufserdem erklärt sich der skaldische ausdruck, der in den Reginsmal durchaus stilistische eigentümlichkeit zu sein scheint, hier sehr wol durch die situation. die vögel müssen geheimnisvoll und dämonisch sprechen, daher ausdrücke wie *fjǫrsega* (v. 32); *spiller bauga, hildemeiþr, hers jaþarr* für Sigurð, vor allem aber mit immer sich steigernder änigmatik des ausdrucks *folkvitr, hǫrgefn*, und vielleicht *sigrdrifar* (vv. 43. 44) für Brynhild. dazu kommt auch, dass in verschiedenen strophenarten sich gleiche wendungen finden, so Fafnm. 35 und Sigrdrm. 31 *ástráþ*, ferner Fafn. 44 : *máat Sigrdrífar svefne bregþa* und Sigrdrm. 2 : *es eige máttak bregþa blundstǫfom.*

Es scheint demnach, auch falls die an zahl weit geringeren fornyrðislagstrophen einem ursprünglich andern gedichte angehörten, dass ihre einfügung in den neuen zusammenhang nicht willkürlich, sondern nach künstlerischen principien, mit dem streben nach angleichung in inhalt und form, erfolgte. an sich näher ligt es aber, mit Müllenhoff (DA v 361 und Zs. 23, 151 f) an der ursprünglichen zusammengehörigkeit beider strophenformen festzuhalten und in ihrem wechsel, der durch prosaerzählung unterbrochen wird, einen ungefähren nachklang derjenigen epischen

überlieferungsform zu erblicken, in welcher die Nibelungensage nach dem norden gelangte.

Eine endgiltige entscheidung können wir freilich, da bei den Reginsmal die scheidung von echt und unecht nach inhaltlichen gesichtspuncten kaum je sicher gelingen wird, und da die kurzen und überdies nur fragmentarisch überlieferten Sigrdrifumal nicht genügendes material zur beurteilung an die hand geben, nur aus dem schluss der Fafnismal (vv. 32—44) gewinnen, wo Grundtvig in scharfsinniger weise die notwendige zusammengehörigkeit der beiden strophenarten aus künstlerischen gesichtspuncten zu erweisen gesucht hat.

Seine annahme, dass die wildaufreizenden ljođahattvisur von ein und demselben dritten vogel gegenüber den im fornyrđislag gedichteten weissagungen der beiden ersten vögel gesprochen zu denken seien, hat heftigen widerspruch erfahren, und doch glaube ich, dass nicht nur alle einwände hinfällig sind, sondern dass seine auffassung durch eine genaue betrachtung des zweiten teiles der Fuglamal (vv. 40—44), wo sicherlich die vögel nicht im chore zusammensprechen, ihre bestätigung findet.

Die Fuglamal zerfallen in zwei durch eine prosanotiz getrennte ungleichartige teile, von denen der erste die aufreizung der vögel zum morde Regins, der zweite die prophezeihung auf Sigrdrifa umfasst. nur in dem ersten (vv. 32—39) haben wir den wechsel der strophe, nur er findet sich in Völsungasaga und Skaldskaparmal benutzt, nur in ihm geben diese quellen und der codex Regius eine andeutung, wie die visur auf die einzelnen vögel zu verteilen sind.

Codex Regius und Völsungasaga legen sie 7 verschiedenen vögeln in den mund, so dass in dem zweiten teil zwei von diesen mit ihrer meinung müsten zurückgehalten haben. die Skalda kennt überhaupt nur die beiden ersten strophen, die sie auf zwei vögel verteilt (c. 43). daraufhin vermutete Jessen (Zs. f. d. ph. 3, 49), dass nur diese ursprünglich gewesen seien und die übrigen erst später hinzugedichtet: dem entsprechend wären aber auch in der zweiten partie sieben igđur anzusetzen, und es müsten dort zwei strophen ausgefallen sein.

Diese auffassung wird scheinbar gestützt durch die v. 35, wo, wenn man sich nicht zu der besserung *ykkar* statt *yþvar* entschliefst, wie Bugge hervorhob, die visa nicht von einem vogel

gesungen sein kann, der vorher schon gesprochen hat: für die ursprünglichkeit der beiden ersten visur aber könnte angeführt werden, dass sie tatsächlich den inhalt des zur aufreizung unmittelbar notwendigen erschöpfen und dass von den folgenden strophen 4 im andern versmafs gedichtet sind, die beiden übrigen aber (vv. 35. 36) eben gerade jene oben erwähnte ähnlichkeit mit den Reginsmal enthalten, dass in ihnen das doppelte *horskr* widerkehrt, dass sie inhaltlich fast ganz tautologisch sind: sie umschreiben v. 33, 7 f *vill bǫlvasmiþr bróþor hefna*, und v. 39 schlösse sich an v. 33 vortrefflich an: auch dass auf einer bildlichen darstellung (Jónsson aao. s. 275) sich nur zwei vögel finden und ebenso im färöischen Brinhildsliede, unterstützt diese auffassung. anderseits ligt es auch nahe, bei der eigentümlichen zweideutigkeit der v. 40 an einen ausfall etwa vor 41 zu denken, wo vielleicht in zwei visur auf Gudrun in ähnlicher weise geheimnisvoll gedeutet wäre, wie auf Sigrdrifa in 42—44, so dass nach der absichtlich unklar gehaltenen visa 40, die auf beide frauen gehn kann, ein teil der vögel die Gudrun empfiehlt (v. 41), der andre die Sigrdrifa als nicht erreichbar hinstellt (v. 44): man hätte dann auch dort wie im ersten teil in den vv. 34. 37 f zwei höhepuncte des gesprächs: vielleicht waren die visur dort im ljodahatt gedichtet und dies gerade der grund ihres ausfalls. dass die worte der prosa: *þá heyrþe Sigurdr, hvar igþor mǫlto* nicht dagegen sprechen, ligt auf der hand: im chor haben die vögel die visur sicher nicht gesprochen, und sprechen im ersten teil sieben, so verlangt die concinnität das unbedingt auch im zweiten teile.

Gegen die Jessensche ansicht spricht nun freilich die bildliche darstellung am portal der Hyllestadskirche, die ausdrücklich drei vögel zeigt, und auf sie gründet sich Grundtvigs oben genannte geistvolle vermutung [1].

Freilich scheinen zunächst wichtige bedenken ihr entgegenzustehn. wenn Jónsson nämlich meint, dass der von Grundtvig behauptete unterschied in der tonart der beiden strophenarten, indem

[1] wenn Jónsson in den beiden von ihm angenommenen recensionen a) zwei vögel annimmt, b) drei, so mag das erste sich durch die übereinstimmung der vv. 34 und 38 allenfalls erklären, wieso aber v. 36 wider derselbe vogel sprechen soll wie v. 32, bleibt unerfindlich, und J. hat es nicht verraten: viel eher würde man meinen, dass hier noch derselbe vogel wie v. 35 weiterspräche.

die ersten mehr belehren und beschreiben, die letzten direct zum mord aufreizen, tatsächlich nicht existiert, so ist das im allgemeinen zwar nicht zuzugeben und wird am wenigsten durch den hinweis auf v. 36 bewiesen : gewis enthalten auch die fornyrđislagstrophen eine aufforderung Regin zu töten, aber in rein reflectierender und räsonnierender weise : es wird ihm gewissermafsen auf grund allgemeiner lebensregeln als probat hingestellt, Regin zu töten, ehe er ihn selbst des lebens beraubt. dagegen in den vv. 34 und 38, die sicher demselben verfasser angehören, wird die aufforderung heftig mit aller bestimmtheit gestellt und mit der erwerbung des schatzes aufs glücklichste motiviert, und um so mehr stehn diese visur von den übrigen ab, weil sie auch inhaltlich völlig tautologisch sind. es ist aber trotzdem nicht zu läugnen, dass éine visa, nämlich 37, durchaus in den ton der fornyrđislagstrophen hineinschlägt. aber diese ist auch sonst verdächtig, da sie ebenfalls zu einem wichtigen formellen bedenken, auf das Edzardi aufmerksam machte, veranlassung gibt.

Dieser betonte nämlich mit recht, dass in der vorliegenden fassung bei der Grundtvigschen vermutung der dritte vogel zuletzt zwei visur sprechen müste. die concinnität erfordert durchaus, dass eine der beiden strophen getilgt werden muss. ich habe mich früher für die athetese von v. 38 entschieden. indes ist abgesehen davon, dass die tautologie in den vv. 34 und 38 sicher beabsichtigt ist, damit das misverhältnis verknüpft, dass, nach dem v. 34 die harten aufreizenden worte gefallen sind, alles spätere nur eine abschwächung bedeuten würde, insbesondere die v. 37, und dass daher ihre widerholung als abschluss hier durchaus notwendig wird. dagegen kann v. 37 nicht nur ohne störung fehlen, sie stellt sich bei näherem zusehen als eine nachbildung von v. 36, mit benutzung von v. 33, heraus : man vgl. *mjǫk's ósviþr* = 36, 1—4, *ef enn sparer fianda enn folkskáa* = 36, 5 f, *þars Regenn liggr, es hann ráþenn hefr* = v. 33, 1 f.

Der hastige entschluss Sigurđs schliefst sich der aufreizenden visa 38 dann im selben versmafs passend an : auch mag hier auf die wahl des ljođahatts der parallelismus mit Fafn. 21 : *ligg í fjǫrbrotom þars þik hel hafe* gewürkt haben.

Es liegt nun aber nahe, nachzuprüfen, ob die Grundtvigsche auffassung nicht durch die betrachtung der zweiten partie eine gewisse bestätigung erhalten kann. denn dass sämtliche vögel

im chor die folgenden fornyrđislagstrophen sprechen, ist aus der summarisch mitteilenden prosanotiz : *þá heyrþe Sigurþr, hvar igþor mǫ́lto* (vgl. vorher : *hann heyrþe, at igþor klǫkoþo á hríseno*) keineswegs zu schliefsen. es fragt sich vielmehr : tritt nicht auch dort der dritte lebhaftern anteil nehmende vogel gegenüber den andern mehr kühl reflectierenden hervor? doch zunächst eine kurze prüfung dieser oft besprochenen episode.

Es ergeben sich, da die Sigrdrifa als besondere person nach Sijmons ausführungen definitiv beseitigt ist, im wesentlichen drei möglichkeiten, um die strophen im handschriftlich überlieferten zusammenhang zu erklären. entweder man bezieht v. 40 auf Brynhild, dann ist v. 41 eine interpolation, weil sie den zusammenhang von vv. 40—42ff unterbricht. oder aber, man sieht in ihr eine hindeutung auf Brynhild und Gudrun, so dass eine absichtliche zweideutigkeit der prophezeiung vorläge; dann könnte v. 41 auf Gudrun, v. 42ff auf Brynhild bezogen werden. oder endlich, man bezieht vv. 40f auf Gudrun, die übrigen aber auf Brynhild-Sigrdrifa.

Die erste ansicht, der sich Müllenhoff anschloss, scheint auf den ersten blick die nächstliegende. erstlich verlangt die unmittelbar folgende handlung der Sigrdrifumal, wo von der erwerbung Sigrdrifas und ihrer verlobung mit Sigurd die rede ist, nur die erwähnung dieser : v. 41 scheint also von dem hauptthema abzulenken. hierzu kommt, dass ihre spätere zufügung aus einem doppelten grunde sich leicht erklären würde. sehr wol konnte die bezeichnung *mey veitk eina myklo fegrsta, golle gódda* den interpolator zu dem misverständnis veranlassen, dass in v. 40 Gudrun gemeint sei, da er sie ähnlich auf diese Sigkv. III 2 und Gudrkv. II 1 angewant fand. sodann aber beobachten wir auch sonst, wie das motiv der prophezeiung zu späteren erweiterungen gemisbraucht wird und um sich wuchert; so am schluss des III Sigurdsliedes, wo die breite vorhersagung von Gudruns schicksalen störend den zusammenhang unterbricht. auch in der Gudrkv. II wird es dreimal als stilistisches kunstmittel verwant und in der späten Gripisspa dann in lächerlicher weise gehäuft.

Dagegen spricht nun für die zweite möglichkeit, die Sijmons früher (Beitr. 3, 255) annahm, die absichtliche änigmatik jeder weissagung, die auch im vorherbesprochenen ersten teile der

Fuglamal ihr correlat findet, ferner dass die oben genannten epitheta an sich ebenso der Gudrun wie der Brynhild zukommen können (vgl. aufserdem HHiörv. 1. Sigkv. III 34. Atlam. 72), dass aber der ausdruck *ef geta mętter* im notfall den doppelsinn zulässt: 'wenn du sie doch erlangen könntest', und 'es ist dir nicht beschieden, sie zu erlangen'. auffallen würde dabei freilich, dass die rätselhaftigkeit in den auf Gudrun gehnden strophen dann nicht in ähnlicher weise fortschritte, wie in den visur, die von Sigrdrifa handeln, dass vielmehr v. 40 gleich eine bestimmte aufforderung enthält, Gudrun zu freien, während die aufforderung, um Brynhild zu werben, erst nach zwei strophen (vv. 42 und 43) erfolgte. dagegen wäre gegen das bedenken, dass dann auf Gudrun, zu der Sigurd zeitlich später kam, zuerst genauer eingegangen würde, mit Edzardi geltend zu machen, dass die vögel — und zumal wenn sie in v. 40 schon auf beide gedeutet hatten — nicht chronologisch getreu zu berichten brauchten, dass sie vielmehr das ereignis, welches am folgenschwersten für Sigurd wurde, die verlobung mit Brynhild, zuletzt als ihren höchsten weissagetrumpf vorbrachten.

Es darf daher diese ungenauigkeit als abweichung von der üblichen form der sage nicht betrachtet werden, und noch weniger ist es angängig, im falle der dritten möglichkeit, dass nämlich die ersten strophen Gudrun zuzuweisen seien, aus dieser anordnung auf eine ältere form der sage, nach der Sigurd unmittelbar nach der tötung Fafnis zu den Giukungen käme, zu schliefsen, so dass also die verlobungsscene überhaupt wegfiele und die schlussstrophen der Fafnismal auf die durchreitung der waberlohe für Gunnar als erste begegnung mit Brynhild giengen. diese ansicht hat von vornherein das bedenkliche, dass dann in v. 1 der Sigrdrifumal, die doch auch von Sijmons als ursprünglich zum schluss der Fafnismal gerechnet wird, zweimal die gewaltsame umänderung von *Sigmundar burr* und *Sigurþr* in *Gunnarr* erfolgen müste, da er bei der zweiten werbung doch nicht in eigner gestalt erscheint. aber auch die von Sijmons herbeigezogenen stellen der Helreid und des III Sigurdsliedes können diese auffassung nicht stützen. über die art, wie das erstere, sehr junge lied zu künstlerischen zwecken im einzelnen veränderungen vornimmt, hab ich an anderer stelle (Anz. XVIII 232) ausführlich gesprochen: dass von dem ersten ritt durch die waberlohe ge-

schwiegen wird, erklärt sich bei dem geringen umfange des liedes als poetische notwendigkeit, um lästige widerholungen zu vermeiden, und die interpolation v. 11, welche die verlobung in der jüngern version nachholte, zeigt doch am deutlichsten, dass ihr verfasser die voraussetzung einer frühern verlobung in v. 5 als selbstverständlich annahm. ebensowenig können die kurz resumierenden visur Sigkv. m 1—5 etwas beweisen, in denen eine genaue darstellung so wenig beabsichtigt ist, dass sogar des rittes durch die waberlohe nicht erwähnung getan wird. wieso aber die worte 'er hätte sie, wenn er sie hätte haben sollen' nur unter der voraussetzung der Sijmonsschen ansicht einen sinn haben sollen, bleibt ebenso unverständlich; im gegenteil ist die zurückweisung auf das frühere zusammensein hier vor v. 4, wo die details der zweiten werbung geschildert werden, durchaus passend. am besten und prägnantesten würde der sinn der worte getroffen, wenn man sich mit Jónsson zu der leichten emendation *átte* entschlösse, so dass es dann mit bittrer ironie hiefse: 'er hatte sie schon', — nämlich, bevor er um sie für Gunnar warb, infolge der früheręn verlobung — 'wenn er sie hätte haben sollen!' endlich die worte *es veget hafþe* sind nicht, wie Sijmons meint, notwendig auf den drachenkampf zu beziehen. die zeilen *Vǫlsungr unge, es veget hafþe* und *Vǫlsungr unge, ok vega kunne* können auch beidemal nur ein epitheton ornans Sigurds enthalten und bedeuten: 'welcher zu kämpfen verstand' (vgl. Regm. 18: *þás hugen gladde Vǫlsungr unge ok veget hafþe*)[1].

Die endgiltige entscheidung, welcher von den genannten erklärungen der vorzug zu geben sei, hängt m. e. im wesentlichen von der auffassung der schlusstrophe ab. der erste teil ist klar: 'du wirst sehen, jüngling, die maid unter dem helme, die auf Wingskorni vom walplatz ritt'. wie aber ist der zweite teil aufzufassen? zunächst ist *skjǫldunga niþr* als anrede oder als subject zu *bregþa* zu betrachten, und im letztern falle, wer ist mit dem ausdruck gemeint? ferner, warum wird die letzte äufserung getan? jedesfalls wird, wie der nachdruck in der sprache zeigt, ein trumpf mit ihr ausgespielt, — aber soll sie eine abschreckende

[1] ich fasse mit Jónsson, den codices des Nornagestsþátts folgend, *Vǫlsungr unge* als subject, nicht wie Bugge als anrede, und erkläre: 'als die raben erfreute der junge Völsung, welcher gekämpft hatte, dh. welcher in kämpfen erprobt war'.

oder aufreizende würkung ausüben? endlich, scheint nicht in den worten *máat Sigrdrifa svefne bregþa . . fyr skǫpom norna* eine bestimmte beziehung auf v. 41 : *fram visa skǫp folkliþǫndom . . þá mont . . munde kaupa* zu liegen, da beidemal der allmacht des schicksals in so besonderer weise erwähnung getan wird?

Was den ersten punct anlangt, so scheint Sijmons daran anstofs zu nehmen, dass der vogel, falls er äufserte : 'nicht kann der Skiöldungenspross dh. Sigurđ den schlaf der walküre brechen' eine wissentliche unwahrheit sagte : aber es fehlen doch für eine solche falsche weissagung auch sonst analogien nicht. überdies würde die mitteilung : 'Sigrdrifas schlaf kann nach dem ausspruch der nornen von niemand gebrochen werden' ohne den einzigen, der davon ausgenommen ist, auch nur andeutend zu erwähnen, doch im wesentlichen auf dieselbe unwahrheit hinauslaufen. endlich seh ich aber nicht ein, warum mit *skjǫldunga niþr* nicht auch überhaupt allgemein ein königssohn bezeichnet sein konnte, vielleicht mit absichtlicher änigmatik des ausdrucks, da sowol Sigurđs person (v. 32. 36) wie die andrer (v. 33. 41) in dieser ganzen partie absichtlich umschrieben werden. auch dass Sigurđ vv. 40. 41 und 44 direct angeredet wird, zwingt nicht *skjǫldunga niþr* hier als anrede zu fassen, da auch v. 32 ff immer in der dritten person von ihm geredet wird.

Wenn ich also auch keinen grund sehe, an der Jónssonschen art die worte zu construieren anstofs zu nehmen, so kann ich doch seiner motivierung, dass der vogel beabsichtigt haben sollte, Sigurd vom schlafenden weibe fernzuhalten, nicht beipflichten, vielmehr wendet Sijmons mit recht ein, warum er denn, wenn er dies beabsichtigte, überhaupt die walküre erwähnte? wir können hinzufügen : und in einer weise auf sie deutete, dass Sigurđs ganze neugier wachgerufen werden muste, zumal wenn man die worte der übrigen vögel (vv. 42. 43) betrachtet, die doch auch sonst im einverständnis mit ihrer mitweissagerin sich befinden. wollte der vogel in v. 44 aber nicht warnen, so konnte seine weissagung nur den zweck verfolgen, Sigurd aufzureizen, und wodurch konnte er dies besser erreichen, als indem er ihm gewissermafsen höhnend zurief, dass die ihm so verführerisch geschilderte jungfrau für immer ihm vom schicksal versagt sei? und so enthält denn die schlussstrophe die stärkste

und nachdrücklichste aufforderung, sich der Sigrdrifa zu bemächtigen.

Es fällt nun aber der eigentümliche parallelismus der vv. 41 und 44 auf, welche die Gudrun- und Brynhildpartie abschliefsen. beidemal wird die bis dahin unbestimmt genannte jungfrau genau bezeichnet (v. 41 Gudrun als Giukis tochter, v. 44 Brynhild mit ihrem mythischen namen Sigrdrifa), beidemal wird die macht des schicksals nachdrücklich hervorgehoben, beidemal endlich wird in leidenschaftlicher weise, durch verlockendes inaussichtrücken an erster stelle, durch scheinbar völliges versagen an zweiter Sigurds ganze tatkraft angespornt. leicht erblickt man in ihnen den dritten vogel des ersten teiles wider, der Sigurd so energisch zur tötung Regins mahnte, während die übrigen visur (40. 41. 42) das kühl reflectierende, das gewundene in der prophezeiung und teilweise auch den skaldischen ausdruck der vv. 32 f. 35 f haben, also wol den beiden andern vögeln zuzuteilen sind[1].

Man vermisst nun freilich in der Gudrunepisode den einen vogel und wird, da die concinnität von v. 41 und 44 eine ähnliche entsprechung in den voraufgehnden strophen verlangt, an sich geneigt sein, zu der oben (s. 48) genannten vermutung, dass im text etwas ausgefallen sei, zurückzukehren. hatten wir aber im ersten teil die vögel auch nach Jessenscher auffassung auf höchstens 6 reducieren müssen, so werden wir hier auch nicht einen ausfall von 2, sondern nur von einer visa annehmen, wie dies schon Edzardi tat, und zwar vor v. 41. dadurch würde denn auch die zweideutigkeit der v. 40 endgültig beseitigt. was diese strophe einst enthalten, ist unschwer zu denken : eine ähnliche weitere märchenhafte hindeutung auf Gudrun, wie in vv. 42 f auf Brynhild, also vermutlich eine geheimnisvolle anspielung auf die verhängnisvolle freundschaft mit ihren brüdern oder dgl.

In diesem falle würde aber noch ein besonders prägnanter gegensatz der oben genannten vv. 41 und 44 entstehn : Gudrun, deren geschlecht ihn verderben wird, wird er erwerben, w e i l d a s s c h i c k s a l e s w i l l, Sigrdrifa, die ihn glücklich machen könnte, soll er nicht erhalten, w e i l s i e d a s s c h i c k s a l ihm

[1] sie enthalten nur éine aufforderung hinsichtlich Guðruns zu handeln, und zwar in bedingungsform, vgl. v. 40 *ef geta mę́tter* und v. 32 : *ef . . fjǫrsega . . ę́te*, v. 35 : *ef hafa kynne ástráþ miket*, v. 36 : *ef bróþor etr á brott komask* : über Sigrdrifa wird lediglich geheimnisvoll referiert.

versagt; man könnte dann also auch in v. 41 einen ähnlichen hohn finden, wie in v. 44, und es würde die abweichung von der chronologischen erzählung dann um so verständlicher werden, da die erwerbung der Sigrdrifa als das wichtigste der ganzen weissagung mit nachdruck an den schluss gestellt wird.

Haben wir also auch nicht den wechsel der strophenform, so ist doch die Grundtvigsche verteilung der visur auf drei vögel auch hier festzuhalten, und die unentbehrlichkeit der vv. 34 und 38 im gegenwärtigen zusammenhang wird dadurch erhärtet. ob v. 41 und 44 einmal in der andern strophenform gedichtet waren, ist eine frage, die natürlich nicht mehr zu entscheiden ist; aber möglich wäre es doch, und dann könnte eine spätere irrtümliche auffassung, dass die vögel im chor sprächen, die vielleicht auch den ausfall hinter v. 40 verschuldete, die veranlassung geworden sein, die für diesen fall natürlich notwendige angleichung der strophenform vorzunehmen.

3. Sigurđarkviđa in skamma.

Finnur Jónsson hat (Litteraturhistorie 168 ff) nachzuweisen versucht, dass ein teil der eddischen lieder auf Grönland entstanden sei. dafür sprechen in der tat zwei erwägungen. einmal, dass die jüngern nachclassischen gedichte sich der zeit ihrer entstehung nach weder nach Norwegen noch nach Island setzen lassen. Jónsson hat anschaulich gezeigt, dass der hauptteil der lieder in Norwegen in den friedensepochen unter Harald Harfagri und Hakon dem Guten entstanden zu denken ist, auf Island aber die verhältnisse dem aufkommen einer mythischen dichtung — es sei denn zu praktischen skaldischen zwecken — nicht günstig waren. sodann der umstand, dass hsl. ein jüngeres, nachclassisches gedicht direct als 'grönländisches' bezeichnet ist: da dieses, die Atlamal, in inhalt und form tatsächlich einen ganz singulären charakter zeigt, so ligt es an sich nahe, auch die andern jüngern lieder nach dieser seite hin zu prüfen, und es ist geradezu wunderbar, dass dies vor Jónsson niemand unternommen hat. bei zweien, dem Oddrunargrat und der Gudrunarhvöt, glaube ich, muss man ihm rückhaltslos zustimmen. sie zeigen denselben eigentümlichen anfang wie die Atlamal, indem sie die persönlichkeit des dichters hervortreten lassen, beide ergehn sich in denselben endlosen klagen bis ins detail und sind zugleich erfüllt von einer

merkwürdig wehmütigen gedrückten stimmung, die auf ein abgeschlossenes einsames land deutet. auch die mangelhaften geographischen vorstellungen der Atlamál finden im Oddrúnargrát wenigstens ihr correlat, und Gudrúnarhvöt hat die eigentümliche form *Hniflungr*, die, wie Jónsson zeigt, weder isländisch noch norwegisch sein kann (v. 12 vgl. Atlm. 88).

Die möglichkeit grönländischen ursprungs muss auch für Helreid und Helgakvida Hundingsbana I zugegeben werden, wenngleich bei letzterem liede sich mehrere bedenken geltend machen. es zeigt, namentlich am anfang, züge, die durchaus auf eine anschauung norwegischer landschaft zu deuten scheinen. dazu tritt die pracht der schilderung, zb. der seeschlacht, in der man ein glänzendes abbild der vikingerzeit gefunden hat, die jedesfalls ganz andere, grofsartigere verhältnisse zeigt, als wir sie in den Atlamál finden. man vgl. nur hier die darstellung der flotte und die aufzählung der truppenmassen mit den angaben der Atlamál, die Gunnar und Högni mit drei mann aufbrechen lassen, die dem mächtigen Atli dreifsig mann gefolgschaft geben und Gudrun erzählen lassen, dass Sigurd mit drei schiffen einen vikingerzug unternommen habe (Jónsson aao. 312)[1].

Auf keinen fall kann aber für die Sigurdarkvida in skamma grönländische herkunft zugegeben werden. ganz abgesehen davon, dass das lied wie das vorige einen ganz andern anfang zeigt als die obengenannten (*ár vas alda*, *ár vas þats Sigurþr*), dass die häufige anwendung von *húnskr* (vv. 4. 8. 18. 66. 67) keineswegs auf ein misverständnis von Gudrkv. I 26 zurückzuführen ist, sondern sich nach Müllenhoffs deutung ausgezeichnet metonymisch als *suþrǿn* erklärt, dass es ein durchaus willkürliches verfahren ist, die schlechte strophenüberlieferung, die sonst gerade ein kriterium älterer lieder ist, hier durch die laxheit der Grönländer in formeller hinsicht zu motivieren, beruht Jónssons annahme auf der irrtümlichen ansicht von der einheitlichkeit des liedes.

[1] der durch den stabreim gesicherte ausdruck *Hniflungom* (v. 48, 10) ist allerdings auffällig, vermutlich ist die langzeile aber erst später in das gedicht gekommen, denn 1) sie überfüllt die strophe, 2) der ausdruck *Hniflungar* passt nicht, da die Granmarssöhne keine Nibelungen sind, 3) die frage des harrenden Hödbrodd vor Gudmunds rapport ist vollkommen überflüssig.

Die bedenken, die sich schon bei ganz flüchtiger betrachtung dagegen erheben, hab ich Anz. XXII 342 hervorgehoben[1].

Gegen die einheitlichkeit spricht aber auf das bestimmteste, dass in der mitte des gedichtes das eindringen einer jüngeren, der Völsungensage entsprechenden sagenform längst beobachtet ist. die frage ist freilich, ob nur vv. 36—38 als jüngerer zusatz auszuscheiden sind, oder ob wir in der ganzen episode 34—40 das wolerhaltene bruchstück eines die jüngere sagenform darstellenden liedes haben.

Die erste ansicht ist zuletzt von Sijmons (Zs. f. d. ph. 24, 25 ff) ausführlich begründet worden. er behält zunächst v. 39 Bugge in dem überlieferten zusammenhang hinter v. 35 bei und erklärt die ersten visur (35. 39) so, dass Brynhild nach ihrem entschlusse, unvermählt zu bleiben, sich beim erscheinen der Giukunge dem volkskönige, der mit golde safs auf Granis rücken, dh. dem töter Fafnis, den sie auch an den strahlenden augen erkannte, verlobt. dagegen sollen die visur 36 — 38 die wesentlich andere vorstellung enthalten, dass Brynhild durch kämpfe gewonnen wird, die, wie Oddrgr. 16 ff zeigen, an stelle der ältern waberlohe getreten waren, und dass sie sich dort, durch Sigurđs schatz geblendet, ergibt. gegen beides aber erheben sich wichtige bedenken. was zunächst die angeblich echten visur betrifft, so können sie sich unmöglich mit den eingangsstrophen des gedichts vertragen, denn wenn gesagt wird, dass Brynhild bei ihrem bruder Atli erzogen wäre und unvermählt bleiben wollte, so widerspricht das direct der alten sagenauffassung, nach der sie sehr frühzeitig schon eine walküre war, und nähert sich der jüngern vorstellung,

[1] die angeblichen entlehnungen und nachbildungen beziehen sich zunächst in grofser anzahl auf den stark interpolierten schluss des gedichts von v. 53 an, im übrigen fast ausschliefslich auf visur, die Müllenhoff als unursprünglich ausgeschieden hat. die von ihm als echt bezeichneten strophen enthalten nur folgende anklänge: *Vǫlsungr unge, es veget hafÞe* = Reg. 18. v. 29: *svá sló sváran sínar hendr* = Guđrkv. I 1. v. 29: *ok gullo viþ gęss í túne* = Guđrkv. I 16. v. 30: *hló þá Brynhildr eino sinne af ǫllom hug* = Brot. 10. v. 48: *hné viþ bolstre* = Guđrkv. I 15. v. 57: *vaþen at vilja* = Hamđism. 5 und endlich v. 71: *mjǫtoþr* = Oddrgr. 16. in allen diesen fällen können aber auch die betreffenden lieder die entlehnenden sein, ja für Brot und Guđrunarkviđa I lässt sich dies in den strophen, die sich um Sigurđs ermordung drehen, wie sich später (s. 61) zeigen wird, sogar beweisen.

nach welcher sie im frauengemach stickend sitzt (Völsungas. c. 24). wenn der dichter dann fortfährt : 'bis die Giukunge zur behausung geritten kamen', so ist hier doch deutlich die vorstellung, dass auch die werbung bei Atli erfolgte, und schon weil die vorher genannte vorgeschichte dazu nicht passt, ist nicht anzunehmen, dass eine durchreitung der waberlohe hier ursprünglich gestanden habe und erst durch den jüngern zusatz (vv. 36 ff) verdrängt sei[1]. ebensowenig leuchtet aber ein, warum in v. 38 die worte : ***lék mér meir í mun meiþmar þiggja, bauga rauþa burar Sigmundar*** auf die begehrlichkeit Brynhilds gedeutet werden müssen : wie der zusatz : ***ne annars manns aura vildak*** zeigt, ist sie nicht durch den schatz geblendet worden, vielmehr erkennt sie, wie v. 39, daran den ihr bestimmten gemahl. passend übersetzt daher Gering zeile 5 f : 'die funkelnden ringe von Fafnis töter'. dazu kommt, dass gerade in dieser zweiten episode (vv. 36—38) die walkürennatur Brynhilds besonders hervortritt : ***skyldak ver eiga eþa val fella,*** und auch die zusammenstellung mit Oddrunargrat 16 ff hat ihre bedenken, da dort nicht mit sicherheit festzustellen ist, ob man nicht doch an die waberlohe zu denken hat. fassen wir also alles zusammen, so entspricht weder der angeblich echte abschnitt der alten sagenform, noch scheint es erlaubt, die beiden strophenreihen, die sich beide um Atli als den, der über

[1] wenn sich Sijmons auf das in Völsungasaga c. 27 paraphrasierte lied beruft, das den flammenritt mit grofser ausführlichkeit schildere und ebenfalls keine frühere bekanntschaft mit Sigurð voraussetze, so lässt der eigentümliche bericht von dem wechsel der ringe, auf den letztere auffassung sich gründet (vgl. Beitr. 3, 280 f), sich doch auch anders erklären : die Skaldskaparmal, die berichten, dass Sigurð der Brynhild den Andvaranaut gibt, dürfen zur erklärung der sage m. e. nicht herangezogen werden, da dort die abweichung sich aus der spaltung der walküre in zwei personen, wodurch eine frühere bekanntschaft unmöglich wurde, vollkommen erklärt. da in der Völsungasaga an zwei stellen ausdrücklich das umgekehrte berichtet wird, so kann man sich das eben so gut aus doppelter überlieferung erklären : c. 27. 28 repräsentieren die ältere, c. 24 und 29 die jüngere sagenform. in v. 27 würde dann also erzählt, dass Sigurð der Brynhild den Andvaranaut, den er ihr bei einer frühern zusammenkunft gegeben hatte, nahm und ihr einen andern aus Fafnis erbe dafür gab, und eben dies hält Guðrun c. 28 der Brynhild vor. die worte Brynhilds in c. 29 : ***hvat gerðir þú af hring þeim, es ek selða þér, es Buðli konungr gaf mér*** deuten zurück auf die verlobung c. 24, wo der ring nicht genannt wird (***Sigurðr gaf henni gullhring***) : mit c. 29 beginnt nach Edzardi (Völsungasage s. XXII) ein neues lied.

Brynhilds schicksal verfügt, und nicht um Odin gruppieren, auseinanderzureifsen.

Dies wird unnötig bei der auffassung, die ich (Anz. xviii 227) im anschluss an Müllenhoff und Ranisch vertreten habe. fasst man nämlich *hétomk* als plusquamperfect (v. 39), so könnten die worte auf ein früheres versprechen gehn, sei es, dass man mit Müllenhoff an ein stilles gelöbnis denkt, oder mit Ranisch an eine würkliche verlobung in einer ähnlichen jüngern darstellungsform, wie sie das aus Völsungas. c. 24 f vorauszusetzende lied schildert. es ergäbe sich dann also folgender gute zusammenhang : 'ich lebte glücklich im hause meines bruders, ich hatte schätze genug, nicht wollt ich mich vermählen, bis die Giukunge kamen; da drohte mir Atli, mein erbe zu entziehen, wenn ich mich nicht vermählte. ich schwankte, ob ich nicht walküre bleiben sollte, aber ich liefs mich bereden, und doch wollt ich nur Sigurds gold haben, sonst waren mir schätze gleichgiltig: hatt ich mich doch nur dem Graniritter gelobt. er hatte ganz andre augen wie ihr. nicht wankelmütigen sinn kennt die walküre' [1].

Klarer als hier, wo sich eine unbedingt sichere entscheidung nicht fällen lässt, ligt der umfang der interpolation bei den strophen zu tage, die sich um Sigurds ermordung gruppieren. die sachlichen bedenken der partie, die diesen visur unmittelbar voraufgehn (vv. 6—20), hat schon Müllenhoff hervorgehoben (DA v 374 f). aber auch der sprachliche ausdruck ist hier sehr ungeschickt, lästige widerholungen kehren wider, wie vv. 14 und 16, schlechte nachahmungen an sich guter strophen, wie vv. 17

[1] die Buggesche umstellung ist bei dieser auffassung nicht notwendig, doch empfiehlt sie sich, weil auf diese weise die strophen, die sich mit Sigurð beschäftigen (vv. 38—40) wolpassend zusammenrücken. auffällig bleibt freilich auch bei dieser erklärung zweierlei. zunächst dass in Völsungas. c. 29 die v. 39 sicher auf die erste und einzige werbung bezogen wird, sowie dass nach c. 24. 25. 29 Brynhild nicht bei Atli, sondern bei Heimi oder Buðli weilt : dies könnte sich aus der redactionstätigkeit der sage, die auch sonst vermittelte, erklären. sehr merkwürdig aber bleibt es, dass Brynhild erklärt, nachdem sie sich Sigurð verlobt : 'nicht wollt ich, dass mich ein mann hätte'. man erwartete : 'dass mich ein andrer mann hätte'; oder sollte es etwa heifsen : 'nicht wollt ich, dass mich ein mann hätte, da der einzige, dem ich mich verlobt hatte, nicht widerkam?' dies möchte man aber gern ausgedrückt sehen.

und 20, ja grobe misverständnisse, wie v. 18, wo Brot 9, wie Müllenhoff zeigte, unzweifelhaft ganz falsch aufgefasst ist. dazu kommen unpassend gebrauchte widerholungen aus echten strophen des gedichts selbst, wie *mǫg frumungan* (v. 6), auch eine, wie schon das plötzliche präsens *gengr* zeigt, aus dem zusammenhang vollständig herausfallende strophe (v. 8). dieselben ungereimtheiten kehren wider in den visur nach der mordscene. die maſslose wut und ungerechtigkeit Gunnars contrastieren merkwürdig mit seiner frühern kopfhängerei und nachgiebigkeit (vgl. v. 31 f mit 13), und stilistisch finden sich ausdrücke wie das sonst nur noch in den späten Atlamal vorkommende *óva*.

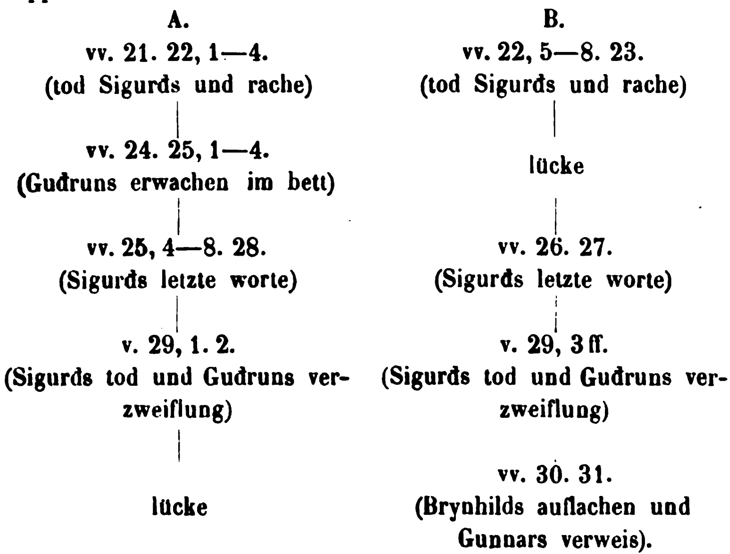
Dagegen zeigen die visur dazwischen (21—31) ein sehr verschiedenartiges gepräge. zunächst stehn die vv. 26 f ganz unvermittelt zwischen vv. 25 und 28 : die beiden letzten sollen ausgesprochener weise einen trost enthalten : *þér bréþr lifa* und begnügen sich in der klage am schluss, Sigurđs unschuld zu beteuern. jeder vorwurf gegen Brynhild fehlt. im gegenteil, sie scheint noch entschuldigt werden zu sollen : *mér unne mǫr fyr mann hverjan* heiſst es v. 28, 1 f. diesen zusammenhang unterbrechen die vv. 26. 27 in ganz unerhörter weise. sie enthalten in geradem gegensatz zum vorigen schmähungen gegen Guđruns brüder, die der treulosigkeit geziehen werden, sie stellen der Guđrun, die eben getröstet werden sollte, die tötung des sohnes in aussicht, sie bezeichnen mit allem nachdruck Brynhild als die urheberin alles unheils : *ein veldr Brynhildr ǫllo bǫlve.*

Hierzu tritt die stilistische verschiedenheit der beiden strophenreihen : die vv. 24 f. 28 sind wie die die mordscene umgebenden partien voll anspielungen auf andre lieder oder bestehlen echte ausdrücke des gedichts, so : *en hón vaknaþe vilja firþ* = Völkv. 11, *es Freys vinar flaut í dreyra* = Hamđism. 7, *svá sló sváran sínar hendr* = v. 29, *brúþr frumunga* = v. 4, *grand ekke vank* = v. 5. ähnlich ungeschickt sind auch vv. 21. 22, 1—4, mit denen sie sich in dem eigentümlichen substantivischen gebrauch eines adjectivums, der dort dreimal widerkehrt, berühren (vgl. v. 25 : *rammhugaþr*, vv. 21 f : *óbilgjarnan, hergjarn, óbilgjǫrnom*). ganz anders die vv. 26 f : hat Sigurđs verhalten in den ebengenannten strophen etwas weichlich sentimentales, und erinnert besonders in dem albernen trost : 'deine brüder leben noch', an die oben hervorgehobene unwürdige

charakteristik Gunnars und Högnis, so ist er hier tüchtig und und heldenhaft gezeichnet: in gedanken an seinen sohn stirbt er, im zorn gegen die feigen verräter und die unheilstifterin Brynhild. und ganz dem entsprechend sind die folgenden vv. 29—31 gehalten: der prachtvolle contrast zwischen dem maſslosen schmerz Gudruns und der grenzenlosen freude Brynhilds, das würdige benehmen Gunnars, der der Brynhild ihr unrecht vorhält, ohne doch wie v. 32 in ungerechtigkeit und törichte übertreibung zu verfallen. auch nachahmungen anderer lieder sind in dieser partie nicht nachzuweisen, vielmehr zeigt eine nähere prüfung der beiden stellen, an denen Jónsson nachahmung des Brot und der jungen Gudrunarkvida I annimmt, dass jene lieder die entlehnenden sind[1]. erwägt man nun noch, dass die stilistisch höchst ungeschickten partien (s. 60): vv. 21. 22, 1—4 inhaltlich identisch mit dem unmittelbar darauf folgenden (vv. 22, 5—8. 23) sind, dass das zweimalige zusammenschlagen der hände (vv. 25 und 29) längst als unwahrscheinlich und geschmacklos beanstandet ist, dass endlich der ausdruck (v. 27): *þótt sjau aler* (obwol du sieben zur welt brächtest) im gegenwärtigen zusammenhang sehr sonderbar ist (Müllenhoff aao. s. 380), und eine lesart wie Völsungasaga c. 30 wol

[1] hinsichtlich der v. 29 meinte Müllenhoff, dass sie aus einem ältern liede stammen müsse, dass sie in Guðrunarkviða I 1 aber in ganz gedankenloser weise nachgebildet sei (DA v 372. 380), und ähnlich urteilt Edzardi (Germ. 23, 183). wenn es dort heiſst: 'da weinte Guðrun, Giukis tochter, so, dass die thränen flogen und die gänse hell aufschrieen auf dem hof, die herlichen vögel, die das mädchen hatte', so bleibt es durchaus unverständlich, wie auf das weinen Guðruns hin die vögel hätten aufschreien sollen, dagegen ist es an unsrer stelle, wo gesagt wird, 'so schlug sie die hände zusammen, dass die becher im winkel erklirrten', durchaus gut motiviert. bezüglich der v. 30 schwankt Müllenhoff und meint, dass es sich an und für sich nicht sagen lasse, welche von beiden visur die ursprünglichere sei. man könnte für entlehnung aus dem Brot vielleicht anführen, dass dort die zweite zeile charakteristischer *bǫr allr dunþe* (vgl. Sigkv. III: *Buþla dótter*) lautete: das entscheidende ist aber auch hier die situation, und Edzardi (aao. s. 182) hebt mit recht hervor, dass, nachdem Brynhild nach v. 8 f ihr interesse für den toten Sigurð kundgegeben hat, das plötzliche auflachen in v. 10 verletzend würken muss — die strophe macht, wie Müllenhoff (aao. s. 369) hervorhebt, in ihrer stellung in der hs. den eindruck einer bloſsen variante zu v. 8 —, dagegen hier ist das plötzliche auflachen als antwort auf die erschütternde klage Guðruns durchaus begreiflich.

sicher dem ursprünglichen näher kommt, so dass es nicht notwendig ist, sich die worte (vv. 26 f) der Gudrun gegenüber gesprochen zu denken, so wird es nicht zu kühn sein, an folgende doppelte recension hier zu denken.



recension A, nach dem vorhergesagten, die jüngere, geht, wie v. 24 zeigt, auf die darstellung von Hamdismal 7 zurück, wonach Gudrun beim erwachen den gemahl tötlich verwundet im bette findet [1]. dass diese sagenform, die erst die späte Nornagestssaga als die verbreitetere registriert, die jüngere ist, daran ist mit Bugge (Zs. f. d. ph. 7, 389) und Golther (Abhandl. d. bayr. ak. d. wiss. 1888, s. 479) durchaus festzuhalten: von den übrigen liedern setzen sie nur noch die ganz junge Gudrunarkvida I und Gudrunarhvöt voraus, und wenn sie in einem alten liede wie den Hamdismal sich findet, so ist, wie ich schon früher hervorhob, gewis zu beachten, dass einmal dort der tod Sigurds nur episoden-

[1] vgl. v. 24: *sofnoþ vas Goþrún í sęingo sorgalaus hjá Sigurþe, en hón vaknaþe vilja firþ, es Freys vinar flaut i dreyra* und Hamðism. 7: *es þeir Sigurþ svefne ór vǫkþo, sazt þú á beþe, en banar hlógo; bǿkr vįro þínar enar bláhvíto roþnar valblóþe, fluto í vers dreyra; svalt þá Sigurþr, sazt þú of dauþom, glýja né gáþer. Gunnarr svá vilde*; vgl. die entsprechende stelle Guðrhv. und ebendort v. 17: *es Sigurþ minn sigre rįndan i sęing vǫgo.*

haft erwähnt wird, sodann aber das gedicht nach Bugge jüngere zusätze enthält und also auch hier die ältere vorstellung von einer ermordung im freien nachträglich verdrängt sein kann.

Ganz auf dem boden dieser ältern sagenform, die wir aus dem Brot und der Gudrunarkv. II erschliefsen können, steht nun aber recension B, nach der wir folgende handlung voraussetzen dürfen: [Sigurd wird auf einer thingfahrt ermordet], er tötet Guthorm in der v. 22, 5 ff angegebenen weise. dann gedenkt er sterbend [seines weibes und im anschluss daran] seines unmündigen sohnes (v. 26 f). [Sigurds tod wird Gudrun gemeldet]; sie bricht in heftige klagen aus; Brynhild dagegen frohlockt, und nun folgt Gunnars verweis. die darstellung war also der des Brot sehr ähnlich. die vv. 25 f lauten : 'einen zu jungen erben hab ich leider, als dass er fliehen könnte aus der feinde behausung : [sie haben zu schnell den schändlichen plan, den kaum ersonnenen, keck vollzogen][1]; nicht reitet ihnen, auch wenn ihm heranzuwachsen beschieden wäre (vgl. s. 61, Edzardi Völsungasaga s. 158), ein solcher schwestersohn zum thinge; ich weifs sehr wol, was das zu bedeuten hat : Brynhild ist an allem unheil schuld'. da nach Völsungas. c. 31 Sigurds sohn beim tode des vaters erst drei jahr alt ist, so ist die bezeichnung : 'ein solcher neffe (wie mein sohn) wird nie mit seinen verwanten zum thinge reiten' für 'ihnen behilflich, dienstlich sein', was es doch, wie auch die paraphrase der sage *ríþa í her meþ sér* zeigt, bedeuten sollte, sehr merkwürdig; sie erklärt sich erst durch eine prägnante beziehung auf die situation, unter der sie vom sterbenden Sigurd gesprochen wurde, genügend. man könnte nun annehmen, dass die erwähnung der *nýleg rǫþ*, die zwar sprachlich nur 'kürzlich gefasste pläne' bedeuten können, aber immerhin durch ein wortspiel mit *ný* neumond auch auf eine frühere thingversammlung, wo der mord beschlossen wurde, vielleicht deuteten (Lüning Edda s. 392), die genannte ausdrucksweise verschuldet hätte. näher ligt es doch aber, anzunehmen, dass sie eine beziehung auf Sigurds eignes schicksal, die ermordung auf der thingfahrt, enthalten, dass also durch ihre wahl Sigurds worte zugleich einen vorwurf in dem sinne bezeichnen: 'mich, der ich euch auf dem thing stets behilflich war, habt ihr getötet, nun wird auch mein junger sohn von euern händen

[1] das eingeklammerte nach Gerings übersetzung s. 231 : die stelle ist noch nicht völlig befriedigend erklärt.

sterben müssen, ihr könnt aber lange warten, bis ihr einen dafür findet, der wie ich und er euch in den thingberatungen so gut unterstützte'. dass der abweichende bericht der Völsungasaga dem nicht im wege steht, habe ich schon früher (Anz. xviii 227) hervorgehoben : sie verfolgte lediglich den redactionellen zweck, die beiden widersprechenden erzählungen zu vereinigen.

Die ermordung Sigurds auf einer thingfahrt setzen aber auch, wie Jónsson (Litteraturhistorie i 280f) zeigte, die schlussstrophen der Sigrdrifumal voraus (vv. 22—37), die sämtlich in engster beziehung auf Sigurds schicksale gedichtet sind. mögen einzelne anspielungen, wie v. 33, immerhin unklar bleiben, im ganzen sind die hinweise auf die spätern vorgänge, auch chronologisch ziemlich genau, unverkennbar. nicht nur die schlussstrophe (v. 37) deutet mit den worten : *langt líf þykkjomka lofþungs vita*; *romm ero róg of risen* bestimmt auf Sigurds tragisches ende, auch auf das verhältnis zu Gunnar und Sigrdrifa (vv. 22. 23), auf die list der frauen Grimhild und Gudrun (vv. 26. 28. 32), endlich auf die tötung Guthorms v. 35 wird gewiesen. mit recht vermutet daher Jónsson in dem dritten rate (v. 24) eine hindeutung auf die verhängnisvolle thingscene. wenn dort die lehre gegeben wird, nicht mit törichten männern auf dem thing zu streiten, und als sechster rat die warnung erfolgt, wenn die männer im rausch sich in feindseligen worten ergehn, nicht mit den trunknen kriegern zu hadern (v. 29), so scheint der dichter dieser strophenreihe angenommen zu haben, dass derartige vorkommnisse auch bei Sigurds ermordung auf der thingfahrt mitgewürkt hätten; ob es eine derartige version der sage gab, oder ob der dichter durch ein misverständnis, etwa von Sigurdkv. iii 2 : *drukko ok dœmþo dégr mart saman*, zu dieser auffassung gelangte, ist bei den dürftigen andeutungen nicht mehr zu entscheiden.

Da wir in zwei fällen die interpolierung einer die jüngere sagenform darstellenden strophenreihe in unser sonst die ältere enthaltendes lied nachweisen konnten, so werden wir mit recht an seiner einheitlichkeit in der überlieferten gestalt zweifeln müssen und an einem ältern kern, wie ihn Müllenhoff (DA v 372ff) annahm, festhalten : dieser ist aber gut altertümlich und kann daher nicht in Grönland, sondern nur in Norwegen entstanden sein.

Berlin, sommer 1896. FELIX NIEDNER.

DREI LIEDER AUS WIENER HSS.

Die beiden weltlichen von den drei liedern, die unten zum abdruck gelangen, stehn in der hs. der Wiener hofbibliothek nr 3027 (*Monsee, papier, kl.* 8⁰, *s. Tabulae* II 182, *Hoffmann nr* XCII). *die hs. ist von mehreren händen geschrieben, die einander ablösend verschwinden und widerkehren. die älteste hand, welche die die hs. einleitenden lateinischen prosastücke schreibt* (*bl.* 1ᵃ—118ᵃ, *Hoffm. nr* I—IV), *datiert mehrmals* 1494. *sie kehrt in der hs. aber nicht mehr wider, und die deutschen partien des buches mögen um* 2 *bis* 3 *decennien jünger sein. so beweist die überlieferung des gedichtes von den sieben worten Christi am kreuz durch unsere hs. nichts gegen die autorschaft Böschensteins* (*s. Böhme Altd. liederb. s.* 650), *und es kann auch nicht wundern, den auf Sebastian Brants Narrenschiff zurückweisenden gedichten vom Schlaraffenland* (Es ist in khurz vergangen jaren das narrenschiff vom landt gefarn, *nach unserer hs. gedruckt bei Zarncke s.* CXXII f) *und von der Narrenkappe* (*nach unserer hs. bei Zarncke s.* CXXXIII f *und bei Keller Fastnachtssp. nachl. nr* 132, *nach einem fliegenden blatt von c.* 1560 *in Goedekes Gengenbach s.* 410 ff *und auch sonst öfter, s. Keller-Sievers Verzeichnis altd. hss.* 62, 204) *in diesem sammelband zu finden. Keller benutzte den codex im nachleseband der Fastnachtssp. auch sonst und gab aus ihm nr* 129 *das Susannenspiel* (*hs.* 161ᵇ—173ᵇ, *aus gleicher quelle, sonderbarerweise ohne kenntnis von Kellers publication widerholt von KSchröder Germ.* 22, 342 ff), *nr* 130 *das Rumpolt- und Marethspiel* (*hs.* 281ᵇ—295ᵃ, *vgl. auch Keller, bd* VI *nr* 115 *und Vigil Rabers hs. bei OZingerle, Wiener neudr.* IX *nr* 1 *und* 8, *s. VMichels QF.* 77 *s.* 67—79) *heraus. MGeyer benutzte die hs. bei edition einer sehr verbreiteten fassung der Tischzucht und ihrer fortsetzung: 'Von den jungen knaben'* (*hs.* 344ᵇ—351ᵇ *samt Benedicite und Gratias, die dazu gehören, Geyer Altd. Tischzuchten s.* 3 f, 14—21). *Kehrein endlich druckte in seinen Kirchen- und religiösen liedern aus hss. der k. k. hofbibl. zu Wien, Paderborn* 1853 *vier geistliche lieder aus der hs. ab, seine nrr* XXVI—XXIX: *die Tagzeiten Mariae* (*hs.* 212ᵇ—214ᵇ), *die geistliche tagweise* Gotlich so wil ich singen (*hs.* 278ᵇ—281ᵃ), *Johann Böschensteins sieben worte* (*hs.* 295ᵇ—296ᵇ, *s. auch Wackernagel Kirchenl.* II 1327), O patris sapientia in vulgari (*hs.* 354ᵇ—355ᵃ, in latino *hs.* 353ᵇ—354ᵇ, *andere übersetzungen bei WKL*

II 929—933). *der text des Hesellohers* Von üppiglichen dingen (*hs.* 174b—177a) *wurde von AHartmann* (*Hans Hesellohers lieder, Erlangen* 1890, *vgl. die collation Anz.* XVII 216 f) *herangezogen. unter den hss. des Sibillengedichtes* Got was ie und ist iemer (*hs.* 181b—203a) *gab ihr Vogt* (*Beitr.* 4, 51) *die bezeichnung W².* *über den übrigen zt. prosaischen inhalt der hs. vgl. Hoffmann aao. manches ist nach andern hss. längst ediert. so das gedicht vom pfennig* Nwn schweygt *usf.* (*hs.* 224a—225b) *bei Myller bd* II, *nach cgm.* 1020 *bei Keller Fastnsp. s.* 1183 (*s. auch Keller-Sievers Verzeichn.* 42, 88. 60, 7), *das gedicht* Von aim vögallein (*hs.* 317b—319b) *nach cgm.* 1020 *in Kellers Altd. ged., Tübingen* 1842, *s.* 12 f (*s. auch Keller-Sievers* 2, 37). *besonders hervorheben möchte ich das Zwiegespräch zwichen Mensch und Tod* (*hs.* 304a—307b), *das in Eschenburgs denkmälern s.* 426—432 *nach einer Wolfenbüttler hs. gedruckt wurde und dort beginnt:* Wer bist du, den ich hier an sich, ein seltsam creature. *während bei Eschenburg die* 9 *strophen des Menschen und die* 9 *strophen des Todes einzeln einander dialogisch ablösen, stehn in der Wiener hs. die strophen des Menschen in continuo und folgen hierauf die sämtlichen strophen des Todes; auch fehlen bei Eschenburg die in unserer hs. den strophen des Menschen und denen des Todes vorangehenden verse* (vita O junger mensch merck gar eben Es ist nit pesser den das leben Das vn [*sic*] got hat selber geben Humilitas radix virtutum *und* mors O mensch sich an mich Der dw pist der was ich Gedenck wer dw must werden Vnd thů recht hie auff erden Superbia radix viciorum), *die aus der strophenform herausfallen und in der vorlage der Wiener hs. jedesfalls unter entsprechenden bildern standen.* 'Der kryeg der frawen und der dieren' (*hs.* 311a—313a) *ist verschieden von dem in Kellers Altd. erzählungen s.* 222 ff *aus Valentin Holls hs. herausgegebenen gedicht gleichen vorwurfs;* 'Von der peicht' (*hs.* 319b—325a) *ist zwar nach Lassbergs hs. gedruckt im Liedersaal* I *nr* XXXIII[1], *jedoch ist der text der Wiener hs. viel vollständiger und besser; des Teichners Der welt lauf* Mich wundert dickh *usf.* (*hs.* 325a—327a) *ist sattsam bekannt* (*s. Keller Fnsp.* 3, 1124. 1139. 1432. 1436 *uö. Hagen-Büsching Grundr. s.* 412), *aber verschieden von dem gleichnamigen gedicht Teichners im Liedersaal* II *nr* CXLII. *die übrigen poetischen stücke der hs.* (*die nrr* XII. XIV. XVI. XXII. XXIII. XXV. XXVI.

[1] *darnach widerholt vdHagen GA* II *nr* 44.

XXVII. XXXI. XXXV und XXXVIII bei Hoffmann) kann ich nicht gedruckt nachweisen. davon sind nr XII und XIV zwei frische und übermütige volksliedchen, die mir des abdrucks wol wert erscheinen. das erste, ein zur zeit der Türkenkriege des 15 jhs. in Ungarn entstandenes soldatenlied, in dem ein Salzburger seinem unmut über das lagerleben in der fremde luft machte, das andere ein lotterlied in bekannter manier (vgl. aufser dem Üblen weib etwa Uhland II nr 277—279, Böhme nr 248, Mittler nr 851. 853. 857 udglm.)[1], in dem der mann sich über ehelichen zwist und üble hauswirtschaft humorvoll tröstet. nr 1: das Soldatenlied (hs. 211^{a}—212^{a}, die blattzählung bei Hoffmann ist heute vielfach unrichtig) trägt die rote überschrift carmen und ist von der zweiten in der hs. erscheinenden hand (dh. von der zweiten deutsch schreibenden) aufgezeichnet. dieselbe hand schreibt die prosa von den vier angeltugenden (bl. 123^{a}—161^{a}), das Susannenspiel (bl. 161^{b}—173^{b}), Niclas von Wyles übersetzung des Goldenen esels (bl. 226^{b}—278^{b}), die geistliche Tagweise (bl. 278^{b}—281^{a}), das Rumpolt- und Marethspiel (bl. 281^{b}—295^{a}) und seite 311^{a}. der titel des unten an zweiter stelle mitgeteilten liedes Wer els wer steht bl. 214^{b} unter noten, der text folgt bl. 215^{ab}. so wie bei dem soldatenlied, sind die strophen abgesetzt, die verszeilen meist durch verticalstriche, die strophenabschnitte (s. zu 2, 12) sehr sorgfältig durch gröfsere anfangsbuchstaben gekennzeichnet. mit dem liede Wer, Els, wer setzt die fünfte und letzte der an dem deutschen teil unserer hs. schreibenden hände ein, sie ist der hand v. j. 1494, die zu anfang der hs. die lateinischen stücke bringt, sehr ähnlich, aber nicht mit ihr identisch. aufserdem rührt von ihr her das Carmen infamie mulierum et dominarum in opido lanndfhût existencium (bl. 220^{b}—223^{b}), vom Pfennig (bl. 224^{b}—225^{b}) und von bl. 295^{b} (sieben worte Christi) angefangen bis schluss der hs. (bl. 356) alles, mit ausnahme von s. 311^{a}, auf der der schluss des gedichts von der Welt falschheit (Hoffm. nr XXV) und der anfang des Kriegs der

[1] es finden sich in unserem lied sogar recht starke anklänge an diese nummern, vgl. zb. v. 2f. 8f mit Uhland 279, 2. — 22f. 35f vgl. Uhland 277, 5; s. auch Böhme 248, 16. 18. — 26f vgl. Böhme 248, 14. — 33 vgl. Uhland 279, 10 und auch Böhme 248, 13. [weit näher steht das kurze seitenstück in Friedrichs Saufteufel (Theatr. dial. 320^{b}) und in Schildos Spielteufel: Wehre, wehre Else wehre, Das wir nicht zureich werden. Zerbrich du Krûse, ich die töpff, So schlahen wir vns vmb die köpff. Verspiel du den mantel ich den rock, So gerathen wir an den Bettelstock. R.]

frau und der magd (Hoffm. nr XXVI) *von der obengenannten, zweiten hand nachgetragen ist*[1]. 'Wer, Els, wer' *ist aus dem gedächtnis aufgezeichnet : v.* 32 *wurde für ein dem gedächtnis des schreibers entfallenes wort freier raum gelassen; es wird daher nicht zu kühn sein, wenn ich in den anmm. zum liede durch ein paar sehr nahe liegende besserungen dem reime zu hilfe zu kommen trachte.*

Das als nr 3 *gedruckte gedicht ist die geistliche contrafactur eines sehr lockeren liedchens vom* *Habersack*, *das im Wunderhorn, angeblich nach einem fliegenden blatt aus dem jahre* 1500 (*ed. Heidelberg* 1808, II 392 ff), *gedruckt ist. Die erste der fünf strophen lautet daselbst*: Und wollt ihr hören singen, Ich sing ein neues Lied, Von einem feinen Fräulein, Und wie es dem ergieng, Sie war genannt der Habersack, Gott geb ihr einen guten Morgen Und einen guten Tag, Tag und Tag und aber Tag, Mit der ich heut Nacht sprach. *weiter ab stehn die lieder vom edelmann im habersack die u. a. FLMüller Deutsche volkslieder als nr* 325—327 *mitteilt. die hs. (papier,* 2 *hälfte des* 15 *jhs. kl.* 8°. 197 *bll., holzdeckel mit rotem leder überzogen), die uns den geistlichen habersack überliefert, befindet sich zu Wien in besitz der der frau prof. Monti, welche mir die benutzung derselben auf das liebenswürdigste gestattete*[2]. *es wird vielleicht erwünscht sein, wenn ich hier eine kurze inhaltsangabe der hs. gebe. dabei kommt nur der erste teil der hs. in betracht (bl.* 1—41), *der st. ungedruckte geistliche gedichte enthält, bl.* 42—*schluss* (197) *füllen weniger interessante prosaische deutsche tractate (Beichtspiegel, über die* 7 *tage der woche, über die kirchen Roms usf.) in bedeutend jüngerer schrift.*

bl. 1ᵃ—28ᵃ *Regenbogens Veronica. anfang*: O swesser got deiner genaden ich beger *usf. schlechter und kürzender text. die zeilen sind, hier wie immer in der hs., fortlaufend, die strophenanfänge durch rote anfangsbuchstaben deutlich gemacht. — bl.* 28ᵇ *leer. — bl.* 29ᵃ—30ᵃ Das ist ain rüef von vnser frawñ in gleichformiger[s] melodei des ruefs der zecheñ gepot O swesser vater herre got (*di. WKL.* II *nr.* 1005). 1. Maria aller welt ain trost verleicht das wir erkennē dein grosse genad Das wir dich

[1] *außerdem schreibt hand* I: *Schlaraffenland bl.* 117ᵇ—120ᵇ, *Narrenkappe bl.* 175ᵇ—178ᵃ, *Tagzeiten bl.* 210ᵇ—212ᵇ; *hand* III: *nur den Hesselloher bl.* 172ᵇ—175ᵃ; *hand* IV: *Sibille bl.* 179ᵇ—201ᵃ, *die Priameln bl.* 202ᵃ—208ᵇ *und wol auch 'ex Gestis Romanorum' (schmied Focas) bl.* 214ᵃ—218ᵇ.

[2] *die hs. figurierte* 1893 *als nr* 1885 *in catalog* 919 *von Kirchhoff und Wigand in Leipzig.*

vō herczen alzeit loben vnd dar nach im hymelreich das gib vns ewigkleich. 7 *strophen, alle mit* Maria *beginnend. — bl.* 30ª—33ª Das ist ain pet vō vnſ⁵ lieben frawē vō funf gesetzñ als fünf puchstaben den namē maria beschliefsñ vnd ist genāt das v i n g e'l n v n s e r l i e b e n f r a w e ñ. *verschieden vom* 'guldein vingerlein' *des Mönchs von Salzburg* (*WKL* II *nr* 550) *und von* Vnser frawen vingerlin (*ebda nr* 797). *anfang:* Mechtigiste vnd hochgekronte hymel künigin. 5 *mal* 7 *reimpaare. — bl.* 33ª—36ª Das pet ist genāt das g u l d e ñ A u e m a r i a. *verschieden vom goldenen Ave des Mönchs* (*WKL* II *nr* 547), *ebenso von WKL* II *nr* 1026, *Heinrich von Laufenberg* (*ebda nr.* 774—776), *von KBartsch Erlösung nr* VI, *s.* 196—206, *nr* VII, *s.* 207—209 *und von Bruder Hans* (*ed. Minzloff*) *v.* 1—180 *udglm., aber identisch mit cod. Vindob.* 3007, *bl.* 125ª—126ᵇ (*Hoffmann s.* 178). *jedoch ist der text der hs. der hofbibl. womöglich noch schlechter als der unserer hs. anfang:* AVE. Gegrwsset seistu hochgelobte kunigin reiche. *ursprünglich wol* 12 *strophen zu* 10 *zeilen* (*gepaarte reime*), *die mit den lateinischen worten des Ave begannen. in unserer hs. fehlt die* 6 *strophe* (*Vindob.* 3007*:* du bist dy hymel phorte), *im Vindob.* 3007 *die* 3 *und* 4 (PLENA. Dw pist volle guet *und* DOMN̄'. Der her⁵ hat dich im selbs aus erkorñ). — *bl.* 36ª—37ª. Ain anders g e p e t v ō V n s e r l i e b e n f r a w e ñ. *anfang:* O maria dw hoch heyliger⁵ nam ich sündiger mēsch rüf dich in andacht an. 14 *reimpaare. darnach:* Wie möcht ihesus seiner⁵ uil werden mueter⁵ maria etwas uersagenn die jn vnter irem rain kouschñ hertzeñ newn monadt hatt getragenn Amen. — *der übrige teil der seite* (37ª) *ist leer, mit bl.* 37ᵇ *beginnt eine zweite hand mit ganz verschiedener orthographie, sie setzt die strophen ab, die zeilen laufen fort, werden aber durch reimstriche ziemlich regelmässig getrennt, überschriften fehlen. diese hand schreibt: bl.* 37ᵇ—39ª: d i e h e i l i g e n d r e y k u n i g hüben sich auf das gespor sy süchten das vil klaine der stern lewcht in ewen dar (*l* vor?) sy funden maria die rainen mit jrem klainen kindelein (*l.* kind) ain esel ain rint vnd joseph nur allaine. *ein weihnachtslied.* 8 *strophen. am schluss:* in der weifs der tag wol durch die wolcken drang (*di. WKL.* II *nr* 1155, *s. Böhme s.* 201 *anm.*). — *bl.* 39ᵇ—41ᵇ *der* H a b e r s a c k. *der dialect des schreibers ist bairisch, das lied ist aber wol in Schwaben gereimt:* I = ei (geit: czeit: erfrewt 32. 34. 36), *es reimt* â:ô (hat:rot:spat 14. 16. 18), â:au (lauff:gestrafft:

schlaff 50. 52. 54), ê : œ (ler : schwär 47. 49), *auffallend häufig sind gerundete und nicht gerundete* e- *und* i-*laute gebunden* (gehört : wert : gemert 5. 7. 9. sünt : kind : lind 23. 25. 27. sünt : kind 64. 66. geit : czeit : erfrewt 32. 34. 36. hey : strey : zeit 5. 6. 7).

In den folgenden texten ist orthographie und sprache der hs. genau widergegeben. die abkürzungen wurden aufgelöst, auch n̄ *und* en̄ *der hs.* 3027 *gleichmässig* en *geschrieben*; dz *der sonstigen orthographie gemäfs als* das; *den eigennamen gab ich grofse anfangsbuchstaben.*

1.

Carmen.

1. Ich vorcht kain windter nye so hart
pey allen meinen tagen.
was ich den sumer hab derspart,
wirdt michs der windter fragen:
5 gruemad vnd hey,
fuetter vnd strey,
zw der selben zeit
als ich hab ein getragen.

2. Noch wil ich von hawfs nit lan,
10 solt mich der windter krenken!
dacz Vnger man vil kurczweyl hat
mit leysen auf den penken.
ain Vnger suecht
ain laus mit stich.
15 hab sey der rit!
kain kumer chan sy mir wenken.

3. Dy Vnger seind den Tewschen nit hold;
ich hoff, es wel sich machen.
sy thuent recht als der saw der wolff:
20 er puelts wol vmb den pachen.
das ist ain spil,
ders glauben wil.
dacz Vnger da liegents vnd stelen vil,
kayns gueten wellent sy nit lachen.

4 wirdt michs *nicht hypothetisch*, michs *für blofses* mich, *vgl. v.* 28. 32. 59. 64 *und wol auch* 21   11 decz   13 f *l.* ain Unger spricht 'ain laus nit sticht'? *ESchröder*   19 d^s wolff d^s saw   20 *er bewirbt sich um den schinken: so eigennützig sei auch die liebe der Ungarn zu den Deutschen.* nit, *oben in v.* 17, *wird also wol zu streichen sein.*

25 4. Dacz Vnger ich nit geren pin,
solt ich dy warhait melden;
gein Salczpurg stet mir all mein syn,
solt ichs pey fuessen zeldten
alz ain trabant;
30 daz thuet mir andt.
Vngerlandt (wärst du verprandt!)
hordt ichs loben selten.

5. Der Pewgenzain ist ain gueter schmid,
das las ich euch wol wissen.
35 sy, wen er an dy Turken zeucht,
so stilt er guet fein fische.
vmb dreyssig phundt
sindt ym gesundt
in seinen schlundt;
40 er lät sich nit derwischen.

6. Der Sparring redt des morgens frü:
'hawpman, mir wellen raytten!'
er gibt vns zessen recht als den sawn;
mir wellens nit lenger payten.
45 wol ein dem zelt
hat er das gelt.
wenn ich das meldt,
mir wellens noch von ym taylen!

7. Der Schwarcz der redt ain wenig dar zw,
50 wär pesser, *er hiet geschwigen.*
der Pewgenzain speybt vns smorgen frü

28 pey] dy 30 *vielleicht zu streichen?* 32 *l.* wolt ichs loben, nit schelten? *ESchröder. dann natürlich ohne klammern in v.* 31 33 schmid?! *war vielleicht* gscheyt *das reimwort auf* zeucht? *behält man* schmid, *wäre* zeucht *etwa in* ficht *zu ändern* 43 *l.* der kü? *ESchröder. 'gerade die widerkäuenden kühe werden sehr früh gefüttert'* 50 *l.* er wär state? *bair.-österr. 'stat sein' (mit hellem, geschlossenem umlauts-a) = schweigen* 51 ff *er vomiert uns den braten, sc. den uns der hauptmann vorenthält. dieser steckt das geld für unsere ration in den eigenen sack und gibt uns zu essen, wie den säuen. der 'Beugenzein' hält sich an gestohlenen fischen schadlos, nur allzugut : in einem schaff (di.* scheff *v.* 53) *findet mans wider 'gesottenes und gebratenes'. jedoch ist diese str. vielleicht noch viel stärker verderbt.*

von fischen fein guet praten:
wol in dem scheff
hat er das pest
55 (wenn ich das west!)
gesoten vnd gepraten.

8. Der vns das lyedlein new gesang
vnd newe hat gesungen,
Andre Nadler ist ers genant,
60 ym wircz gar wol gezawen.
er singt vns das
vnd singt vns pas
. . . .
er lobts dy raynen frawen.

53 ff *correspondiert mit* 45 ff 58 *l.* vnd welt irs ym getrawen? gelauben? 60 gezawen *ESchröder*] gelungen 62 pas] mer *am schluss* Gócz *auf neuer zeile* (*mitte*) 63 an underlas? *Roethe.*

2.

Wer, Els, wer.

1. Wer, Els, wer! vnnd prauch guet fleys,
das wier das jar
nit reycher werdenn.
Dar zwe ich dier auch helffn will
5 tag vnd nacht
auff diser erdenn.
Wer, Els, wer! so wer ich auch,
kain aygens haus
wöll wir vns vber kumenn;
10 Prichstu dye höffen, so prich ich die krieg:
wie es sich fuegt,
so hütt dich vor dem frumen.

2. Wer, Els, wer! vnnd brauch gûtt fleys,
Das vnsser weyss
15 kaym menschenn gevalle.

1 prauch *später eingeschoben.* *l.* nim guet war? 4 *l.* helffn mag? 11 *l.* fueg 12 So, 21 Zw, *die grossen buchstaben des textes sonst nach der hs.*

Dar zwe ich dir auch helffenn will
zw aynem zyll
mit reychem schalle.
Wer, Els, wer! wie ichs maynn,
20 halt mich nit allain
zw aynem eelichenn manne:
Der dyr gefelt und dich dan pitt,
versachs ym nit;
so kemb wir vön ander.

25 3. Wer, Els, wer! das ratt [ich] dir,
alle wochenn zwier
pade vnd sey wolle.
Dar zwe ich dier auch helffenn wil
tag vnd näcbt
30 wie ich solle.
Wer, Els, wer! dan kauf kain hoff,
......, kain schoff,
der kwe dorfstw nit melchnn;
Vnd wen wier vnsser gutt verzeren,
35 so vor wir dahin
mit anderen gueten gesellen.

27 wolle = volle 28 *vgl. zu* 4 32 ..... *leerer raum in der hs.;* kain gaiſs? 34 vnd Wer wier 35 *l.* vor wir geren?

3.

Habersack.

1. Man hat gar lang gesungen
vom habersack genant,
das liecht ist wol derklungen
so weit in ferre lant.
5 hastu nu gar wol gehort,
furpas solt du singen
got dem schöpfer wert
tag vnd nacht vnd alle tag,
so wirt dein frewd gemert.

3 liecht = liet

10 2. Dein sunt die solt du mallen
aus dem herczen dein,
got deinen herren weczallen
die pitter marter sein,
die er erliten hat
15 fur dich vnd all sunder
mit seinem plūt so rot.
tag vnd nacht vnd alle tag
wetracht das frū vnd spat.

3. Wenn du nu hast gemalen
20 dein sunt, czu wellicher stunt,
von den sunden [pist] gefallen,
gepeicht von herczen grunt
dem priester all dein sunt,
vnd dienstu got dem herren
25 vnd pist die weil sein kind,
vnd nacht vnd tag vnd alle tag,
sein purd ist sūſs vnd lind.

4. Die welt pey czeit verachte,
fach in der jugent an,
30 gotes leiden wetrachte,
der dir wol helffen kan.
so dir got die gnad geit,
so magst du wol erwerben
[frewd] hie in diser czeit;
35 tag vnd nacht vnd alle tag
wirstu von got erfrewt.

5. Ligstu dann noch in sunden
vnd pist der jaren alt,
dem priester dich verkunde
40 vnd laſs von sunden palt,
tū genūg vnd hab rew
gänczlich jn deinem herczen,
so wirt dein frewd ernewt

10 *über* mallen : gancz 23 *zu lesen ist mit umlaut* sünt sünt 64 *und* gehört 5 38 jaren an

tag vnd nacht vnd alle tag.
45 das rat ich dir mit trewen.

6. Man vnd weib vnd auch die kinder,
nu volget meiner ler,
lat ewch in sunden nit finden
vnd last von sunden schwär.
50 schaut an der welt lauff,
die jeczunt hie auf erden sind;
ich furcht es wert gestrafft
tag vnd nacht vnd alle tag.
wacht aus der sunden schlaff!

55 7. Vnd last ewch palt erwecken
aus der sunden punt,
so mag ewch nit erschrecken
der tewfflisch hellisch hunt;
wenn wer in sunden stirbt,
60 den tüt der tewffel malen.
er ewigklich verdirbet
tag vnd nacht vnd alle tag,
gotes er nymmer erwirbt.

8. Da von söll wir vns hüten
65 vnd legen hin die sunt,
Maria durch all dein güte
nu pit dein liebes kind,
wann du pist die müeter sein,
got hat dich aus erkorn,
70 der sunder der ist dein.
tag vnd nacht vnd alle tag,
löſs vns von der helle pein.

9. Laſs vns dein gnad erwerben
hie vor vnserm endt,
75 in sunden nit ersterben,
Maria dein hilf vns sent.
wehüt vns vor der helle laid

45 *vorher* wirstu von got erfrewt (= 36) *getilgt*

vnd pit dein liebes kind,
das es sey vnser gelait
80 vnd tag vnd nacht vnd alle tag,
so sich die sele schaid.

Graz. K. ZWIERŽINA.

ZUR ÄLTERN JUDITH.

MSD xxxvii 11[b] 13 f *du zuhiz wiblichi undi slabranihichi.*

Die beiden reimwörter ändert Hofmann in *willichi* und *slâ baltilichi*; MSD setzen dafür *wîglîchi* und *slâ vrabillichi*, indem sie *slabranihichi* als schreibfehler 'zunächst aus *brauillichi*' erklären. die änderungen sind, besonders im zweiten reimwort, sehr stark und gewähren nur lückenbüfser, die dem sinne nach recht überflüssig sind. der zusammenhang verlangt etwas anderes. nach den worten *du heiz dîn wîb Âvin uur daz betti gâhin, ob er ûf welli, daz su in eddewaz ⟨duelli⟩* kann man nur eine mahnung zu höchster eile erwarten, und diese bietet auch, bei leiser nachhilfe, der überlieferte text:

du zûhiz, wî blichi
undi slâbrâui nichi,
du slâ Holoferni
daz houbit uon dem bûchi.

'du zücke, schnell wie blick und lidschlag!'
zum reime vgl. Wiener Genes. 695 (19, 7): *ofte siz aneplicte, aue sâ si nidernicte.* — die wortform *blichi* hat in diesem gedichte nichts auffallendes. *slâbrâ* ist als *slegibrâwa* (Graff iii 316) belegt. — für den beliebten vergleich seien aufser Graffs Notkercitat *in slago dero brauuo* 'in ictu oculi' N 2, 12 einige belege angeführt, die in den wbb. nicht verzeichnet sind: *ter man einer stunt wilo zergât: so diu brâwa zesamine geslât . . . sô wird sîn skiero uergezzen* Mem. mori 45; *und beschach daz in sô kurzer frist als ein ouge zuo geslagen ist und wider ûf geblicket hât* Mar. himmelf. 1101; *alsô schiere sô ein ouge ûf unde zuo ist gitân* Wackernagel Predd. xii 74; *in als kurzer stunde als ein ougbrâwe mac ûf und zuo gegân* Berthold i 222, 4; *biz daz ein brâ an die andern kumt* Berth. ii 29, 19.

Laibach, 26 februar 1896. ANTON WALLNER.

[Wir kommen mit diesem vorschlag auf den rechten weg, aber in ordnung ist die stelle — schon um des *wi* willen — noch nicht. E. S.]

LITURGISCH-DRAMATISCHE AUFERSTEHUNGSFEIERN AUS VENEDIG, GRAN, MEISSEN UND WORMS.

Bei meinem letzten aufenthalte in London (juli 1893) hielt ich auf dem britischen museum eine nachlese nach lateinischen osterfeiern, namentlich in der hoffnung, durch neue funde die richtigkeit der ansicht, die ich in meiner schrift : Die lateinischen osterfeiern (München 1887) hinsichtlich der verbreitung der liturgisch-dramatischen auferstehungsfeiern ausgesprochen habe, weiter zu belegen. es ist mir gelungen, 4 neue feiern aufzufinden, die teils wegen ihrer form, teils wegen des ortes oder der zeit der aufführung ein besonderes interesse bieten, sodass eine veröffentlichung in der Zeitschrift gerechtfertigt erscheint [1].

1. Venedig.

Die auffindung der feier aus Venedig war für mich aus verschiedenen gründen sehr wertvoll. zunächst wird den bisjetzt aus Italien nur in geringer zahl (7) bekannten denkmälern ein neues hinzugefüget; dann war es wichtig für mich, einen weitern beleg dafür zu haben, dass die dramatischen auferstehungsfeiern noch im 18 jh. in geltung waren — in meiner schrift gehören von 224 denkmälern nur 3 dem 18 jh. an (vgl. s. 36 und 39). vor allem aber ist die feier interessant wegen der art der darstellung. die aufführung, die der regel nach am grabe stattfindet, beginnt hier an der haupttür der kirche, welche bei dem satz Venite et videte erst geöffnet wird, um der procession eingang zu gewähren,

[1] außerdem fand ich unter Harl. mss. 2927, xv jh. 8° fol. 285b, einem Breviarium Parisiense, eine feier, deren text mit Paris III (Lange aao. s. 60) übereinstimmt, sowie in einer anzahl von drucken (breviere, agenden etc.) feiern, die in meiner schrift bereits verwertet waren. unter 'Liturgies, Church of Rome' 1, nr 3395. d. 25. Breviarium . . . episcopatus pragensis Venetiis 1517 8° (aao. s. 122 ff. Prag IV). 2, nr 3356. g. 18. Agenda Bamberg. Ingolstadii 1587 (aao. s. 93). 3, nr 3365. b. 38. Salzburger legende 1575 (aao. s. 104, Salzburg VIII). 4, nr 3405. f. 2. Brev. Frisingense (aao. s. 102). 5, nr 3365. b. 19. Rituale ecclesiasticum Augustense 1580 (aao. s. 108. Augsburg IX). 6, nr 52. b. 12. Breviarium Augustense 1495 (aao. s. 90). 7, nr 3356. g. 6. Obsequiale secundum chorum Eystetensem 1539 (aao. s. 71). 8, nr 3405. g. 18. Scamnalia . . . diöcesis Frisingensis. 2°. Venetiis 1520 f. 198 (aao. s. 102). 9, nr 3356. bb. 1. Agenda . . ecclesie Constantiensis 4°, 1570. f. 121b (aao. s. 47).

die sich darauf nach dem grabe begibt, um sich von der auferstehung des herrn zu überzeugen. — die feier geht mit besonderem pomp unter mitwürkung des dogen in der Marcuskirche vor sich.

Die feier steht in einem druck aus dem jahre 1736 (*Liturgies, Church of Rome nr* 1219. *e.* 25) *mit dem titel : Officium Hebdomadae Sanctae secundum cousuetudinem Ducalis Ecclesiae Sancti Marci Venetiarum, a Dominica Palmarum usque ad diem Paschae inclusive . . . Venetiis* MDCCCXXXVI. *Typis Antonii Bartoli et Blasii Maldurae.* 8°.

f. 345. Summo mane, aperto prius a Sacristo sepulchro, et Sanctissimo Sacramento in suo loco debita reverentia collocato, Clerus noster hora competenti in Sacrarium hodie conveniat, ac unusquisque Magistri Caeremoniarum cura suo fungatur officio. Et Palla inprimis aperta, ac Thesauro super Altare bene disposito, quatuor Acolyti ordinarii Camisis mundi induti, Cereos argenteos deferentes, e Sacrario moderate discedunt. Cruciferi autem Dalmaticis albis damascenis novis supra lineas Tunicas induti, in medio eorum magnam Crucem argenteam deferunt. Hos sequitur Clericorum et Sacerdotum turba juniorum. Postea Subdiaconi et Canonici gradatim solemnibus Pluvialibus induti. Deinde Reverendus Vicarius vel Senior Canonicus pre- | f. 346 | tiosioribus cum Ministris indutus Missalibus Paramentis, cum tribus candelis accensis, Serenissimo Principi, Procuratori et Celebranti distribuendis. Postremo sequitur Caeremoniarum Magister cum tribus Clericis, quorum alter deferat librum ordinarium, alter Orationale pro dicenda Prima opportuno tempore ad Sepulchrum, tertius sit a negotiis ejusdem Magistri. Hujus modi processio exit per portam Sancti Clementis, et recte ad Scalam majorem ad sinistram sub Porticu contendit. Quae firmatur sub Porticu superiori Palatii, et facto Choro ex utraque parte, Celebrans una cum ministris, Comite Caeremoniarum Magistro, ascendens Scalam ducalem, occurrit Sereniss. Principi e Scala Collegii descendenti, ubi, prius facta debita reverentia, offert Candelam accensam Suae Serenitati, aliam Procuratori nostrae Ecclesiae, qui hoc Processionis itinere praecedit (de more) caeteros Oratores, et est prope Sereniss. Principem, sed in reditu locum petit suum. Tertiam Candelam Celebrans sibi retinet. Quibus candelis oblatis, praedictus Clerus | f. 347 | summa modestia descen-

dens e scala majore Palatii, exit per portam auream (nisi pluat), tunc enim eodem ordine, quo venit, fieret introitus per portam Sancti Clementis, et iretur ad Sepulchrum per parvam Scalam Sancti Jacobi (prius amotis sedibus ab praedicationem ibidem praeparatis). Et postquam nostra Crux ingreditur Plateam, Campanae pulsantur. (Licet mane campana Ducalis adventum Principis indicans, non pulsetur, neque a Celebranti de Dominica Resurrectione Sereniss. Princeps admoneatur). Cum pervenerit autem Processio ad secundam januam majorem Ecclesiae, quae clausa est, et omnes aliae clausae sint, praeter duas parvas, scilicet quae tendunt in Canonicam et in Palatium ad Sanctum Clementem. Et facto Choro inter duas illas januas majores sub porticu Ecclesiae, quo melius fieri potest, intrat etiam sua Serenitas eo sub porticu cum Procuratore et Oratoribus. Canonicus celebrans accedit ad januam clausam, et pulsat ter cum annulo aeneo pendente ex ipsa tribus ictibus pro quali | f. 348 | bet vice, ita ut sint novem ictus. Et Cantores interius cantent v.:

Quem quaeritis in Sepulchro, Christicolae?

Et illi de foris extrinsecus cantantes respondeant:

Jesum Nazarenum Crucifixum, o Caelicolae.

Et illi deintus dicant:

Non est hic, surrexit sicut praedixerat. Ite, nuntiate, quia surrexit, dicentes.

Quo facto iterum dicant qui deintus sunt:

Venite et videte locum, ubi positus erat Dominus. Alleluja, alleluja.

Cum autem dicant

Venite et videte

Panduntur fores Ecclesiae, et omnibus in eam ingredientibus, procedit Clerus ordinate contre Sepulchrum. Ad quod, cum Sereniss. Princeps pervenerit, firmat se, facie ad Sepulchrum versa. Tunc Celebrans ascendit ad Sepulchrum, et immisso capite, utrinque erigens se (versa facie ad Sereniss. Principem) in porta Sepulchri cantat v.:

Surrexit Christus.

Et Chorus respondeat:

Deo gratias.

Deinde in medio spatio Chori idem decantat, aliquantulum extollens vocem, et Chorus eo modo (quo supra) respondeat. Tertio

canit apud Serenissimum Principem in debita distantia, semper exaltando | f. 349 | vocem:

Surrexit Christus.

Resp.:

Deo gratias.

Et facta eadem per Chorum responsione, accedens ad Sereniss. Principem, deosculatur eum et Procuratorem, dicens:

Surrexit Christus.

Et illi respondeant:

Deo gratias.

Deinde Sacerdos deosculatur Diaconum et Subdiaconum, idem dicens. Illi vero dant osculum sibi propinquioribus. Et sic successive usque ad minimos Clericos (qui adsunt), dicentes et respondentes (ut supra). Postea Serenissimus Princeps cum Senatu ascendit Chorum. Clerus vero remanet ad Sepulchrum (praeter Cantores, qui suum ascendunt Pulpitum ad canendam Missam) dicens Primam legendo.

2. Gran.

Die von mir s. 171 *ausgesprochene ansicht, dass die liturgisch-dramatische auferstehungsfeier über das gesamte gebiet der römischen kirche verbreitet gewesen sei, findet durch die nachstehnde feier eine weitere bestätigung. nachdem ich dieselbe auf dem britischen museum aufgefunden hatte, verschaffte ich mir die von Dankó, kanoniker der metropolitankirche in Gran in seiner recension meiner schrift Literar. rundschau* 1888 *s.* 213*ff citierte abhandlung von ihm* : *Die feier des osterfestes nach der alten römisch-ungarischen liturgie in der Österreich. vierteljahrschr. f. kathol. theol.* 1872 *s.* 103*ff und* 175*ff. es findet sich in dieser abhandlung eine ungarische osterfeier der ältesten form mit den sätzen* Quem queritis . . . Jhesum Nazarenum . . . Non est hic . . . Surrexit . . . Tedeum laudamus, *sowie die feier aus Gran, aber in abgekürzter form. da nun die abhandlung Dankós allen, die sich mit untersuchungen über die lateinischen osterfeiern befasst haben, unbekannt geblieben ist, so dürfte ein vollständiger abdruck der feier in der Zeitschrift am platze sein.*

Die feier findet sich unter Liturgies, Church of Rome 3365. *de.* II. : *Ordinarium officii divini secundum consuetudinem Metropolitanae Ecclesiae Strigoniensis, a mendis purgatum et editum*

opera et expensis Reverendissimi Domini Nicolai Telegdini Episcopi Quinque ecclesiensis et in spiritualibus Archiepiscopatus Strigonensis. Impressum Tirnaviae in aedibus eiusdem Reverendissimi do: *E. GG.* 1580. 8⁰.

I. 8ᵃ. In festo gloriosissimae Resurrectionis Domini nostri Jesu Christi. Priusquam pulsetur ad Matutinum, clausis ianuis templi, Succustos aperit Sepulchrum et apertum relinquit. Corpus domini, quod in sepulchro positum fuit, reponit in monstrantiam. Quam in mensa indumento altaris decenter vestita ante ostium sepulchri supra corporale collocat cum duabus candelis in candelabris ardentibus. Sicut enim certum est, Christum, antequam mulieres et discipuli ad sepulchrum venirent, resurrexisse, ita conuenit hanc ceremoniam peragi, priusquam populus in templum conueniat.

Ad Matutinum, Invitatorium et alia omnia, ut in libro. Dum autem | I. 8ᵇ | lectiones cantantur, induuntur in sacrario Diaconus et Subdiaconus, pro hoc festo in Tabula notati, vestibus albis, suo ordine conuenientibus. Disponuntur duo ad ferendum Thus et Turribulum, item duo alii ad portanda vexilla. Et finita ultima lectione, dum in organo incipitur respons. Dum transisset Sabbatum, descendit officians cum praedictis et aliis ministris processionaliter ad sepulchrum, et illud semel circumit, staique ante mensam in qua est monstrantia posita. Ubi finito responsorio incensat primum, deinde sumit in manus monstrantiam, incipitque et chorus prosequitur Introitum Resurrexi sine versu. Qui dum a choro cantatur, portat et ponit Sacramentum ad altare Sanctae Crucis. Et postquam Introitus fuerit finitus, duo pueri veniunt ad ostium sepulchri. Quorum unus cantat:

Quem quae | k. 1ᵃ | ris, mulier, alleluia.

Alter vero respondet:

Iesum Nazarenum, alleluia.

Rursus primus:

Surrexit, non est hic, alleluia. Ecce locus, ubi posuerunt eum, alleluia.

Deinde accipiens in manus monstrantiam officians, ibidem apud altare Sanctae Crucis, vertit se ad populum, incipitque Antiphonam:

Pax vobis ego sum, alleluia.

quam chorus prosequitur. Et hoc fit ter, voce semper altius eleuata. Quibus peractis, cantetur:

Tedeum laudamus.

ac reuertitur processio ad chorum, et Monstrantia collocatur in altari maiori super corporale et ibi stat usque ad finem laudum.

3. Worms.

Add. Mss. 19, 415. *Breviarium ad usum ecclesiae Wormatensis.* xv *jh.* 4°. *f.* 327ᵃ. *nach dem dritten Responsorium Dum transisset.*

Et uadit processio ad sepulchrum, ubi tres sacerdotes induti albis dicunt ant.:

Quis reuoluet nobis lapidem ab ostio monumenti, alleluia, alleluia.

Deinde dyaconi in sepulchro existentes submissa uoce subjungunt ant.:

Quem queritis in sepulchro, o christicole?

Sacerdotes respondentes dicunt ant.:

Ihesum nazarenum, o celicole.

Quibus respondent dyaconi ant.:

Non est hic, surrexit sicut predixerat, ite, nuntiate, quia surrexit.

Redeuntes autem sacerdotes cum sudario a monumento alta uoce ostendendo sudarium cantent ant.:

Surrexit Dominus de sepulchro, qui pro nobis pependit in ligno, alleluia.

Et in vulgari:

Crist ist erstanden.

Quibus finitis cantor cum gaudio intonat:

Te deum laudamus.

4. Meifsen.

Liturgies, Church of Rome 3405. *eee.* 5. 4°. *Breviarius denuo reuisus et emendatus, Ceremonias, Ritum canendi, legendi, ceterasque consuetudines in choro insignis et ingenue Misnensis Ecclesie obseruandas compendiose explicans. Anno millesimo quingentesimo vicesimo.*

fol. ɪvᵇ. Tertio Responsorio Dum transisset cum uersu Gloria patri et repetitione cantatis, reincipitur Responsorium. Et domini cappis festiualibus induti, candelas ardentes singuli in manibus portantes, processionaliter procedant ad monasterium per

choros alternatim stantes. Responsorio finito prouisores ante tumbam Bennonis incipiant ant.:

Maria Magdalena.

Qua finita, due marie casulis rubeis indute stantes ante sepulchrum | f. v[a] | cantent ant:

Quis reuoluet.

Angeli in sepulchro dalmaticis albis induti respondeant cantantes:

Quem queritis?

Item marie:

Iesum na.

Item angeli:

Non est hic.

Post hec angeli sepulchrum aperientes cantent:

Venite et videte.

Marie inspecto sepulchro redeant, et stantes ante altare crucis, versis vultibus ad orientem cantent:

Ad monumentum venimus.

Tunc chorus:

Currebant duo simul.

Interea petrus et ioannes dalmaticis rubeis induti, petro claudicante, cursorie vadunt ad sepulchrum. Et accepto sudario, reuertantur stantes ante altare crucis, faciebus versis ad occidentem, cantent:

Cernitis, o socii.

Postea duo sacerdotes vicarii seniores casulis induti, stantes intra hostium domini Decani, ostendentes ymaginem ressurrectionis, cantent:

Surrexit dominus de sepulchro.

Et Chorus:

Qui pro nobis pependit in ligno, alleluia.

Item duo sacerdotes predicti:

Surrexit Dominus.

Et Chorus:

Qui pro nobis.

Tertio iidem sacerdotes incipient:

Crist ist erstanden.

Et chorus prosequitur. Postea sine interuallo:

Te deum laudamus.

Halberstadt. C. LANGE.

ZU NOTKERS ANLAUTSGESETZ[1].

In Notkers schriften wird das gemeinahd. *d* = germ. *þ* im wortanlaut, resp. im anlaut zweiter compositionsbestandteile, durch *d* oder durch *t* bezeichnet, je nachdem das unmittelbar vorhergehende wort, resp. der erste compositionsbestandteil, auf sonorlaut oder auf geräuschlaut ausgeht. das gemeinahd. *t* = germ. *d* und germ. *t* vor *r* wird dagegen meist durch *t* widergegeben, ohne rücksicht auf den auslaut des vorhergehenden wortes.

Jedoch finden sich fälle, in denen auch für diesen laut *d* eintritt. während Höfer Germ. 18, 203 behauptete, dass nach Notkers intention gemeinahd. *d* und *t* gleich behandelt werden sollten und in den überwiegenden *t* für gemeinahd. *t* fehler der schreiber erblickte, meint Braune Ahd. gramm. § 103, anm. 2, dass *t* das ursprüngliche sei und die sporadischen *d* auf versehen der schreiber zurückgingen, die den wechsel von *d* — *t* für gemeinahd. *d* im sinne gehabt hätten.

Die wahrheit liegt in der mitte. Höfers sowol wie Braunes annahme hat zur voraussetzung, dass *d* für gemeinahd. *t* unter denselben bedingungen erscheint, wie *d* = gemeinahd. *d*, dh. nach vocalen, liquiden und nasalen. tatsächlich kommt aber in den am besten überlieferten werken Notkers *d* = gemeinahd. *t* niemals nach vocalen und liquiden vor, sondern ganz ausschliesslich nach *-n*. ich stelle im folgenden die fälle zusammen[2].

Boethius. A a) *den dág* 17, 18; 124, 27; 291, 17, *chúrzeren dág* 38, 27, *éinen dág* 65, 25, *in dág* 112, 11, *ûfuuértigen dág* 225, 9, *héiterén dágen* 50, 7, *uuánnân dágoliches* 101, 9; *lìden dáretôn* 253, 18; *nehéin déil* 110, 27; *ten (den) dôd (dôt)* 19, 4; 204, 30; 205, 6; 292, 8, *chénûn dôd* 222, 28; *in dróum* 335,19;

[1] ich hatte bereits die im folgenden besprochene erscheinung und ihre erklärung gelegentlich einer durcharbeitung des Boethius erkannt und auch schon aus dem Marcianus Capella den grösten teil des materials zusammengestellt, als ich bemerkte, dass vor mir Edith Elizabeth Wardale in ihrer (Züricher) dissertation Darstellung des lautstandes in den psalmen Notkers nach der SGaller hs. für die psalmen dieselbe beobachtung gemacht und die richtige erklärung (vgl. § 115 note 1) gefunden hat.

[2] ich citiere nach dem I band von Pipers ausgabe. unter A sind die fälle von *d* im wortanlaut, unter B die von *d* im anlaut zweiter compositionsteile, unter a) die belege von *d* = germ. *d*, unter b) die von *d* = germ. *t* zusammengestellt. ob *indrínnen* zu b) gehört, ist unsicher.

lébenden drûog 301, 1; *nehéin dúnst*[1] 167, 30; *man dûot* 76, 9; 174, 30, *in dûot* 99, 19, *frien dûot* 103, 16, *fertóchenen dûot* 172,27, *máren dûont* 118, 21/22, *ten dûonten* 236, 24.

b) *érnestlichén dránen* 7, 12; *gûoten dróst* 49, 10; 73, 14/15.

B a) *úndárohàft* 79,12; *úndûron* 33, 15, *úndûrlicho* 62,2, *úndiure* 86, 2, *úndiuriu* 228, 9; *úndódigi* 115, 5; *indûon* 209, 7, *indûent* 157, 25/26; 196,12, *indán* 195, 27/196, 1; 279, 17.

b) *indrinnen* 85, 25; 138, 24; 164, 21, *indrinnet* 164, 15, *indrán* 19, 27/28; *úndriuua* 28, 16; 31, 12; 39, 32; 54, 28, *úndriuuón* 42, 24; 142, 23; 251, 14; *úndróst* 13, 27, *úndróste* 15, 15/16.

Marcianus Capella. A a) *mitten dág* 755, 3, *tritten dáges* 768, 12, *siben dága* 832, 15, *in dágen* 840, 32/841, 1, *in dagáltlichero* 761, 15; *min deil* 731, 7, *tritten déiles* 705, 9; *uuórmazigen disg* 703, 9; *in diuren* 806, 22; *súnnún dóhter* 736, 32; *fiurenten drácchen* 746, 11/12, *geuuúndenen drácchen* 769, 14; *uuin drinchen* 820, 32; *níderhángenton dúncheló̂ro* 770, 11/12; *in dûot* 733, 14.

b) kein beispiel.

B a) *úndódig* 733, 21; 805, 24; 811, 4, *úndódigero* 825, 19, *úndódigi* 810, 29; *indûon* 711, 6, *indûot* 711, 8, *indûen* 800, 21, *indân* 715, 13/14; 796, 6, *indánemo* 723, 8, *indánez* 751, 10.

b) *Úndriuua* 737, 8.

In den Kategorien findet sich nur das éine beispiel *man dribet* 429, 10, in den schriften *περὶ ἑρμηνείας* und De musica gar keines.

Selbst in den Psalmen ist die regel im grofsen und ganzen beobachtet, doch erscheinen hier auch etliche *d* nach vocal, vgl. Wardale aao. § 86 samt den noten. dasselbe ist der fall in De syllogismis, wo wir nicht nur *ánderên dierin* 616, 26; *endrénnen* 596, 10, *indrinnenne* 597, 18/19, sondern auch *Nedrúnche* 597, 5 (doch ist hier *d* in *t* corrigiert) und *Álde dág* 609, 28/29 finden und in De partibus logices, wo *d* in *álliu dier* 594, 13 (G hat *tier*) und *éinero dóhder* 595, 9 begegnet.

Diese wenigen ausnahmen können nicht gegen die tatsache aufkommen, dass im Boethius und Marcianus Capella $d = t$ nur

[1] das beispiel ist nicht sicher; in den Psalmen wird *dúnist* immer mit *d* geschrieben (Wardale aao. § 86 note 6), der im Boethius vorkommende beleg *stárh túnest* 80, 30 gibt keine entscheidung.

nach *n* erscheint. offenbar haben diese *d* mit dem Notkerischen anlautsgesetz nichts zu tun; sie verdanken vielmehr demselben lautwandel ihre existenz, durch den im inlaut *t* nach nasal in Notkers dialekt zu *d* geworden ist, *héndi* = älterem *henti*. richtig formuliert hat das lautgesetz zu heissen: im innern des satztactes wird silbenanlautendes *t* zu *d*, wenn die vorhergehende silbe auf nasal ausgeht.

Auf verschiebung der silbengrenze beruht es, wenn das ursprünglich auslautende *t* des präfixes *int-* vor vocal zu *d* wird. im Boethius findet sich *indéret* 36, 17/18, *inddnotér* 37, 19, *indédelet* 160, 14, in den Kategorieen *inddnót* 450, 19.

Gegen die vorgetragene erklärung der *d* für *t* im anlaut ist der einwand denkbar, dass diese *d* auch für germ. *t* erscheinen, während im wortinlaut germ. *t* nach *n* erhalten bleibt: *uuínter*. allein das *t* von *uuintar* ist nicht deshalb von dem übergang zu *d* verschont geblieben, weil es sich in seiner qualität von dem *t* = germ. *d*, etwa in *uuuntar* unterschieden hätte, sondern weil es durch das folgende *r* geminiert war. das *tt* von **uuinttar* wurde ebensowenig zu *d*, wie das *tt* von **santta*, das nicht auf germ. *t* beruht. vgl. Paul mhd. gramm.[4] § 71 anm.[1] in wörtern wie *untróst* muste nun freilich ursprünglich das *t* vor *r* gleichfalls geminiert werden, aber man versteht leicht, dass durch den einfluss des simplex *tróst*, bei dem zu beginn des satztaktes die gemination nicht zur geltung kommen konnte, in das compositum das einfache *t* wieder eingeführt werden konnte.

Die regel, dass nach nasal für *t d* geschrieben wird, ist nur dort strenger beobachtet, wo es sich um den anlaut zweiter compositionsteile handelt. ich finde im Boethius nur die ausnahme *ébentéila* 18, 13, im Marcianus Capella *tróumtrúgenara* 823, 25/26. mehr ausnahmen haben die psalmen, vgl. Wardale § 86, note 2. in den übrigen schriften kommt kein fall vor.

Im wortanlaut dagegen überwiegt *t* auch nach nasalen. im

[1] so erklärt sich auch die bekannte erscheinung, dass in der unflectierten form *-endi* und im adv. *-endo* der part. präs. in Notkers dialekt *t* zu *d* geworden ist, während in den flektierten formen überwiegend *t* geschrieben wird. im letztern fall lag eben *j*-gemination des *t* vor. — dass *tt* nicht zu *d* wurde, ergibt sich aus der oben gegebenen formulierung von selbst, denn der erste teil des *tt* stand nicht im silbenanlaut und der zweite nicht nach *n*.

Boethius kommt vor[1]: *tábela*, *tág* (2), *tát* (14), *téil* (8), *téilen*, *tief*, *tier* (2), *tieuel*, *türe* (2), *tóhter* (2), *tód* (3), *tôt*, *toub* (2), *tóugen*, *trágen* (2), *triben*, *trinchen*, *tráng*, *tróum*, *trúgetieuel*, *trûreghéit*, *trûregi*, *trûobi*, *túged* (3), *tûomgot*, *tûon* (12), *tuárôn*; *triuua* (4). im Marcianus Capella: *tábella* (2), *tág*, *téil* (7), *tód*, *tódig*, *tóhter*, *tóu* (2), *tóugen* (2), *tóugeni* (2), *tóumen*, *trágen* (3), *trágebétte* (2), *trinchen*, *trûoben*, *trûreg*, *túnchel*, *tûon* (5), *túre*, *tútta*, *tuála*; *tréttôn*, *triuua*. in den Kategorieen: *tát*, *téil* (16), *trágen*, *triegen*, *tûon* (4). in περὶ ἑρμηνείας: *tát* (3), *téil*, *tôt*, *tûon* (2). in De syllogismis: *téil* (9), in De musica *téil* (22). es erscheinen also im wortanlaut nach nasal im Boethius 29 *d*, 72 *t*, im Marcianus Capella 15 *d*, 39 *t*, in den Kategorieen 1 *d*, 23 *t*, in περὶ ἑρμηνείας 0 *d*, 7 *t*, in De syllogismis 1 *d*, 9 *t*, in De musica 0 *d*, 22 *t*. dass nach *-m* überhaupt nur *t* vorkommt (Boeth. 4 mal, Marc. Cap. 2 mal, Kat. 1 mal) ist gewis nur zufällig. wegen der Psalmen vgl. Wardale § 86 note 1 und 2.

Dass die *t* nach *n* durch die schreiber in die überlieferung gekommen sind, halte ich für sicher, dagegen lässt es sich kaum entscheiden, ob sie dabei ihrer aussprache oder einer orthographischen schablone folgten. die abweichende behandlung der composita würde sich in beiden fällen leicht erklären. in compositis zeigen sich noch in lebenden alemannischen mundarten spuren der alten regel, vgl. Stickelberger, Beitr. 14, 430.

Baden, N.-Ö. 1 october 1896. M. H. JELLINEK.

ZUR BIOGRAPHIE EINIGER WÜRTTEMBERGISCHER DICHTER.

1. DER VON STAMHEIM.

Diesen vornamenlosen minnesänger aus der 2 hälfte des 13 jhs., dessen heimat man früher im Thurgau, neuerdings auch in der Passauer gegend gesucht hat, nimmt FGrimme mit guten gründen

[1] ich gebe alle wörter im nom. resp. im inf. die eingeklammerten ziffern geben die zahl der belege an. wenn einem wort keine ziffer folgt, so bedeutet das, dass es nur éinmal nach *n* erscheint. nicht mitgezählt sind die fälle, in denen *t* nach einem interpunctionszeichen steht, mit ausnahme von *tâlen* 246, 30, wo der punct sicher falsch ist. inwiefern sich einige *t* dadurch erklären, dass sie einen nicht durch die interpunction angedeuteten satztact eröffnen, untersuche ich hier nicht.

für Württemberg in anspruch (Germ. 37, 161—165). er lässt dabei unentschieden, ob er aus dem oberamt Ludwigsburg oder aus dem oa. Calw stamme, und weiss die frage nicht sicher zu beantworten, ob es zweierlei familien von Stammheim im württembergischen gegeben habe. in solchen fragen muss sich die historische und genealogische localforschung ins mittel legen, und diese hat bis jetzt in Württemberg für die biographien der einheimischen minnesänger und sonstigen mittelalterlichen dichter noch keineswegs überall ihre schuldigkeit getan. was insbesondere den herrn von Stammheim betrifft, so hat man würklich zwei geschlechter seines namens im württembergischen zu unterscheiden. der älteste herr von Stammheim, Dietrich vSt. um 1140, der im codex Hirsaugiensis f. 50 a (ausg. von ESchneider hinter den Württ. vierteljahrsheften f. landesgesch., jahrg. x, 1887, s. 43) erscheint, ist Grimme entgangen. dieser Dietrich ist aus topographischen gründen in das oa. Calw zu verweisen. nicht von jedem der in der folge urkundlich bezeugten herren vStammheim lässt sich mit gewisheit sagen, welcher von beiden familien er angehört hat. sicher ist dagegen, dass das stammheimsche wappen, welches einen gewöhnlich als sittich bezeichneten vogel zeigt, von dem im oa. Ludwigsburg sesshaften geschlecht geführt wurde, während das wappen der schwarzwälder herren vStammheim unbekannt ist. da das wappen unsres minnesängers, über das Grimme aao. näher gehandelt hat, in der hauptsache mit dem der familie vStammheim im oa. Ludwigsburg übereinstimmt, so dürfte damit die frage, soweit derartige fragen überhaupt lösbar sind, gelöst sein: aller wahrscheinlichkeit nach ist der herr von Stammheim, von dem sich übrigens nur ein einziges (11 strophisches) lied erhalten hat, ein glied des einst zu Stammheim im württemberg. oa. Ludwigsburg hausenden adelsgeschlechtes.

2. DER MARNER.

Was seine engere heimat anbetrifft, so scheint es nicht überflüssig darauf hinzuweisen, dass die handwerksbezeichnung, die offenbar in dem namen steckt, *marner* = weber grober wollener tücher, bisher nur in Ulm zu belegen ist (DWb vi 1669) und dass in eben diese gegend auch der älteste urkundliche träger des namens führt, den Grimme Germ. 32, 419 f — 1312 zu Blaubeuren — nachgewiesen hat.

3. KASPAR HUBER.

(Huober, latinisiert Huberinus). von diesem (1500—1553), dem ersten stiftsprediger in Öhringen nach einführung der reformation in der grafschaft Hohenlohe 1544, dessen geistliche lieder bei PhWackernagel DKL III nr 989 und 1100—1102 s. 838 ff. u. 922 f. stehn, ist überliefert, dass er 'zu Wilspach in Baiern' geboren sei. Bertheau (ADB 13, 258 f.) setzt hinter diese notiz ein fragezeichen und verzichtet darauf, Hubers heimat zu bestimmen. Bossert (Theol. studien aus Württemberg I [1880] s. 202) nimmt Wiesbach bei Neumarkt als geburtsort unsres dichters an. diese vermutung ist von vornherein wenig glaubwürdig. weit wahrscheinlicher ist es, dass Huber zu Willsbach im württemberg. oa. Weinsberg das licht der welt erblickt hat. Willsbach war mit der grafschaft Löwenstein 1441 an Kurpfalz 'gekommen und mit diesem land vereinigt geblieben, bis herzog Ulrich im sog. bairischen erbfolgekrieg 1504 das dorf eroberte und für alle zeiten württembergisch machte. in Hubers geburtsjahr 1500 war Willsbach also kurpfälzisch. es ist nun aber eine leicht erklärliche verwechslung, wenn Huber als Baier statt als Pfälzer ausgegeben wird. vor seiner berufung nach Öhringen war er an der einführung der reformation in der Pfalz beteiligt. auch diese beziehung scheint dafür zu sprechen, dass Willsbach in wahrheit seine heimat gewesen ist.

4. JAKOB FRISCHLIN.

Über diesen vielschreibenden schwäbischen schulmeister, der lateinisch und deutsch, verse und prosa in geschmacklosester weise durcheinander mengte und eine wahre carricatur seines bruders Nicodemus vorstellte, hat Scherer ADB 8, 96 kurz gehandelt. er lässt Frischlin am 25 juli 1557 geboren sein, und dieselbe angabe findet sich auch in württembergischen handbüchern, so namentlich im Königreich Württemberg, bd. III buch V, Bezirks- und ortsbeschreibung (Stuttgart 1886) s. 261. nun sagt aber unser schriftsteller in der präfatio zu einem seiner im manuscript (eigentum des k. staatsarchivs in Stuttgart) vorhandenen historisch-poetischen machwerke, dass er 1556 getauft sei. da man dem manne, so wenig man sonst auf ihn halten darf, wenigstens zutrauen kann, dass er in dieser angelegenheit orientiert gewesen ist, so ist obige datierung seiner

geburt als falsch anzunehmen. als todesjahr Frischlins ist an der citierten stelle der Bezirks- und ortsbeschreibung 1616 angegeben, während in der ADB nichts bestimmtes darüber gesagt ist. die oben angeführte präfatio ist jedoch 'die Jacobi 1619' zu Balingen, wo der autor damals als pensionär lebte, geschrieben, ja nach anderen mss. auf der k. öff. bibliothek in Stuttgart erfreute er sich noch 1620 und 1621 des daseins, s. WHeyd Die hist. hss. der k. öff. bibliothek zu Stuttgart I 1 (Stuttgart 1889—1890) nr 331 und 333. gerade in jenen jahren hat der geschäftige compilator seine mufse noch zu zahlreichen schriftlichen arbeiten verwendet. bald nach 1621 mag er gestorben sein; denn kein lebenszeichen von ihm führt über dieses jahr hinaus. die verschiedenen stationen der laufbahn Jakobs hat Strauss in seinem Leben des Nicodemus Frischlin (Frkf. 1856) s. 352 kurz aufgezählt. im folgenden ist der versuch gemacht, hauptsächlich auf grund der übermässig langen titel seiner meist ungedruckten schriften das genauere festzustellen. (die handschriften meist auf der k. bibliothek und im k. staatsarchiv zu Stuttgart; vgl. den schon citierten katalog Heyds und JJMosers Wirtemberg. bibliothec, 4 auflage, von Spittler besorgt, Stuttgart 1796.) demnach war Frischlin 1578—1579 präceptor in Waiblingen, wohin er offenbar direct von der universität weg gekommen war, 1579—1581 in Cannstatt, 1581—1594 abermals in Waiblingen, 1594—1595 in Neuenstadt am Kocher, 1595 bis mindestens 1599 schulrector in der reichsstadt Reutlingen. weiter amtete er zu Urach, Schorndorf und Winnenden. 1606—1608 war er schullehrer zu Möckmühl, bis 1612 zu Ebingen, 1612 bis mindestens 1614 zu Balingen. weitere nicht bekannte zwischenstationen liegen bei dem unruhigen mann wol im bereich der möglichkeit. ostern 1616 war er jedenfalls schon zur ruhe gesetzt; damals hauste er zu Stuttgart (Heyd I 1 nr 84), zog sich dann aber in seine vaterstadt Balingen zurück.

Stuttgart. R. KRAUSS.

EIN WEITERES BRUCHSTÜCK DER IWEINHS. M.

Die Kasseler bibliothek besitzt, wie mein freund der bibliothekar dr Carl Scherer inzwischen festgestellt hat, noch ein weiteres fragment der Zs. 40, 242 *besprochenen hs., das von Grein, aus*

dessen besitz es herrührt, bereits bestimmt und auf dem umschlag mit dem vermerk 'Von kohlenregistern für das haus Schaumburg um 1580' *versehen ist.*

Es sind zwei blättchen, die sich zu einem obern halbblatt zusammenschliefsen. von den — wahrscheinlich — 29 *zeilen der seite sind* 17 *und von der* 18 *zeile so viel erhalten, dass ihr wortlaut kaum zweifelhaft sein kann. diese* 36 *zeilen bringen bei der bekannten raumausnutzung* 51 *verse, deren lesung durch moder vielfach erschwert* (*im abdruck cursiv*), *aber selten unmöglich gemacht wird. der schnitt hat die* 8 *zeile getroffen.*

Blatt 5, *vorderseite.*

Sie *s*in in ir gemote.
T*ruwe* u*nder* *i*n beiden.
So sich brodere scheiden.
D*us* was*it* under in zwen.
2710 Der wirt vñ d' here gawen.
Warn ein ander liep gnoch.
So daz ir ieweder *t*roch.
Des andern liep unde leit.
Her erzeigte [1] sine houescheit.
2715 D[s] here gawen der bescheiden man.
*Vnde ge*sage *uch* (?) war *an.*
Die maget heiz lunet.
Die so beschedelichen tet.
Daz si so grozer herte.
Den here*n* yw*en* ner*te.* 2720
Mit irn goten witzen
Zv̂ der gie er sitzen.
Vnde gnade*t i*r uil sere.
Daz si so manige ere.
Dem heren ywen sinem sellen bot. 2725
Wan daz er mislich[s] not.
Ane chumber gn*as.*
Vñ da ce lande here was.
Daz *er* . . . uon ir sch*ulden.*

[1] *oder* erceigte?

rückseite.

Wie im uwe[s] ofscheit.
2745 Dise ere hat geuoget.
D[s] in an rehte gnoget.
Er hat uon u ein schone wip.
Ein rich lant vnde den lip.
Vñ wes ein man ce der werlt gert.
2750 Were ich biderbe vñ so gewert.
Da*z m*in geeret were ein wip.
Ich han niht liebers den den lip.
Den gab ich u celone.
Vm (?) mines gesellen crone.
2755 Die er uon uwen schulden treit.
Hie wart mit steter sichercheit.
Ein stete selscaft vnder in zwen.
Frouwe laudine uñ ywen.
Die buten in ir huse.
Dem chunige artuse. 2760
Selh ere die in allen.
Wol moste geuallen.
Do si da siben nacht erbiten.
Do was cit daz si riten.
Do si orlop nemen wolde*n.* 2765
Die da riten solden.
H[s] gawen die truwe man.
Forde den heren ywen h*in* dan.
Von den luten sund[s].
Er sprach iz enist ein wnder. 2770

Die im vorigen bande der Zs. publicierten blätter und blättchen hat hr prof. Emil Henrici nachverglichen. auf grund nochmaliger einsicht kann ich die folgenden abweichungen seiner lesung von meinem druck als richtig resp. (*die cursiven*) *sicher erschliefsbar bezeichnen* : 6110 diz schelten 6152 '*noch*' *statt* '*mir*' 6156 cespate, *also wol auch* 6155 rate 6671 '*gem* . . .' *statt* (*meines correcturversehens*) '*ganc*' 7869 ar *deutlich erhalten* 7894 ntfa, *das nach meinen notizen von mir noch gelesene* h *ist inzwischen von dem vermoderten blättchen abgefallen!* E. SCH.

ZU DEN COLMARER FRAGMENTEN.

Die wertvollen pergamentblätter, deren inhalt Zs. 40, 305ff durch Martin veröffentlicht wurde, hab ich dank dem liebenswürdigen entgegenkommen ihres finders und hüters, des herrn archivdirectors Pfannenschmid zu Colmar, hier in Marburg einsehen können. es handelte sich mir zunächst um das blatt mit den bruchstücken der Crescentia. ich halte, was ich jetzt nur andeuten will, die hier gebotene fassung nicht für ursprünglich, aber gegen die heranziehung der nach meiner ansicht aus der Kaiserchronik geschöpften version der sammelhss. von Heidelberg (341) und Kolocza zur ergänzung der lücken hegte ich gleichwol starke bedenken, und diese hat mir die einsicht des blattes I^{cd} noch verstärkt. die ergänzungen Martins nehmen nicht genügende rücksicht auf den raum; es ist dabei nicht immer beachtet worden, dass auf I^{c}, wo die zeilenschlüsse fehlen, 12—16 buchstaben zur verfügung stehn, auf I^{d} aber, wo der gleichmässige anfang der zeilen weggeschnitten ist, die ergänzung nur 11 bis höchstens 14 buchstaben beanspruchen darf. so darf also beispielsweise I^{d}, 13f nicht ergänzt werden *daz* | ir daz houbit suste *unde* mit c, sondern nur *daz* | ir daz ore suste *unde* mit K.

Ich habe die gegebene gelegenheit benutzt, alle drei blätter zu collationieren, freund Kochendörffer hat eine zweite collation vorgenommen und diese mit der meinigen verglichen. die ergebnisse sind, wie ich nicht anders erwartet hatte, für die Crescentia minimal; für die andern stücke ergaben sich ein paar nicht unwichtige lesungen. die schöne, fast elegante schrift bietet doch für den ersten leser gewisse gefahren, die uns eine kleine nachlese ermöglicht haben. ich gebe nur das unbedingt gesicherte und klammere zweifelhaftes ein. zusammenrückungen, die Martin

stillschweigend aufgelöst hat, erwähn ich nur, wo sie ein interesse haben; die verschiedenen majuskeln *V* und *U* lass ich unberücksichtigt. ich rate aber jedem, den es reizt, die lückenhaften teile zu ergänzen, sich die blätter selbst anzusehen[1].

Crescentia. I^a, 9 *zihage*, das *a* steht unbedingt fest, was M. auf *u* geführt hat, ist ein von der rückseite durchschimmernder strich (*zibage* schien mir nicht ausgeschlossen). 10 *er* 13 *uirgezzin* 18 *gitregide* 23 *gisuûrin* — I^b, 5 *uil* 26 *si* 31 *sie* 33 *giwerb* 46 *eren* am untern rande ist von der ersten weggeschnittenen zeile gegen das ende hin noch der obere teil der initiale *E* (Kchr. 11690) sichtbar; vorher können 38—40 buchstaben gestanden haben, also keinesfalls die volle lesung der Kchr. 11687. 88, die, auch in die orthographie der fragmente übertragen, noch gut 50 buchstaben ergeben würde. — I^c, 3 vom *d*(es) ist noch der anfang erhalten. 9 *giwizzin* 22 nach *stunt* ist der erste strich eines nasals sichtbar, also ist *n*aket zu lesen, nicht 'bloz'. 36 vor der lücke steht *mir*, nicht *min*, und zu ergänzen ist 'min kint habest gi-', was der raum auch durchaus gestattet. 38 vor der lücke ist wider der erste strich eines nasalbuchstaben erhalten. 39 *ellindez* 42 *daz* erscheint gesichert. 44 l. *wan*de nach spuren des *d*, dem sonstigen sprachgebrauch und den raumverhältnissen. — I^d, 9 *da* ist unsicher, *du*? oder *nu*? 14 u*nde* 26 *uirliesin* 34 *in* das zweite *den* fällt nicht mehr in die lücke, sondern ist nur verwischt und schlecht lesbar. 45 *zwene* 46 *trittin* 47 *zi*.

Scopf von dem lone. II^a, 1 vielleicht ist es nicht überflüssig, unter hinweis auf Martin s. 309 die grosse initiale S hervorzuheben, die keinen zweifel lässt, dass wir den beginn des gedichtes vor uns haben. 5 *Under* 12 *noh ie* (b a) 26 *sulin* 40 *die* — II^b, 2 *Sueme* 4 *An* 6 *zuo* war überklebt, jetzt deutlich. 52 *mût* — III^a, 2 *gût* 6 *Ein* — III^b, 11 *Sueliz* 41 *dinir* 49 *ebenunte*, dh. *eben unde* (vgl. Martin s. 311), der schreiber hatte eine zusammenrückung der vorlage offenbar selbst nicht recht verstanden und nahm dann nachträglich, um seine leser vor ähnlichem irrtum zu schützen, noch eine trennung vor. — III^c, 13 auf *d* folgt ein verticalstrich, der die ergänzung

[1] in der nachfolgenden collation bezeichnet (anders als im abdruck des textes) cursiv die sichere lesung, antiqua das ergänzte — ein ungeschick, das ich zu spät einsehe.

[illegible] wahrscheinlich [illegible] gebin' 39 wune 44 [illegible] 121 erweitert sich die lücke [illegible] um ca. 4 buchstaben, sodass bei den ergänzungen mit [illegible] buchstaben gerechnet werden muss. — III¹. [illegible] fordert eine [illegible] die zeile zu kurz, und in der lücke [illegible] treten soll. mit 23 [illegible] 32 *piern* 34 *sine* 43 *ni-mahter* [illegible] usw. 47 die 58 *do* [illegible] II. 2 [illegible] *vier*) *ende* st. *miner* [illegible] *quadruplum*'.

Conversio Pauli. II 27 *[illegible]* 34 der *engile* 44 *[illegible]* 45 [illegible] *Do*. die stelle dürfte übrigens nach der entfernung des [illegible] lesbar werden. II⁴ 3 vor *teil* ist . . . *e* lesbar 4 *se* . . . . *e*. ebenfalls *ne were* 7 das reimwort auf [illegible] kann also nur wole gewesen sein 15 [illegible] 24 [illegible] das durch hinzuziehung des reimpuncts vor dem *i* verlesen scheint 26 wir lesen . . . *nin sundigis* 28 *i fro* mit seiner deutlichen trennung darf nicht zu un*fro* ergänzt werden, eher *sus* sol ih iemir werdin *fro* 35 *ih* 39 vor *bildetost* wortschluss, keinesfalls gi- 43 *Du* 45 . . . *niste* 49 *Tu* E. SCH.

ASCARII.

Unter den auxilia Palatina werden in der Not. dignit. Or. c. 5 und Occid. c. 5 und 7 *Ascarii seniores et iuniores*; Occid. c. 5 und 7 auch *Honoriani Ascarii seniores* und ebenda c. 31 *Auxilia Ascarii Tauruno sive Marsonia* (scil. *consistentes*) aufgezählt. denselben namen einer truppengattung bezeugt eine stelle bei Ammianus 27, 2, 9 für die zeit unter Valentinian und Valens um 367 n. Chr. hier *Ascarii* durch *hastarii* zu ersetzen, wie dies gelegentlich geschehen ist, war schon mit rücksicht auf die vorerwähnten belege in der Not. dignit. unstatthaft.

Was *Ascarii* bedeutet, war bisher freilich noch nicht aufgeklärt. wegen der vielen Germanenstämme, deren namen unter den hilfstruppen in der Not. dignit. aufgezählt werden — unter denen die *Falchovarii, Raetovarii* und *Brisigavi* nur durch diese quelle bekannt sind, — liefse sich auch bei den *Ascarii* an einen solchen denken. wäre *Ascivarii* oder doch *Ascuarii Ascoarii* über-

liefert, so liefse sich dies mit rücksicht auf mlat. (lex Sal.) *ascus*, bair. *asch* (Schmeller 1, 122), aisl. *askr* (durch russ. vermittlung neugriech. ἄσκός; s. Weinhold An. leb. 138), ags. *æsc* in der bedeutung 'navis' als 'schiffsleute' deuten. im besondern dürfte man dahinter eine bezeichnung germanischer seeräuber vermuten, die zu ags. *æscman*, aisl. *askmaðr* 'nauta, pirata' sich verhielte wie aisl. *skipveri* (pl. *skipverjar*) zu *skipmaðr*; und *Ascomanni*, der name für die nordischen seeräuber bei Adam Brem. de situ Daniae c. 212, hat schon ganz die function eines volksnamens. aber die übereinstimmend bezeugte endung *-arii* in *Ascarii* lässt sich in so früher zeit nicht als entwicklung aus *-varii* erklären.

Auch zusammensetzung mit *heer*, got. *harjis*, also ein germ. nom. sing. **aski-harjaz* = ags. *æsc-here* 'exercitus hastifer' oder 'exercitus navalis' ist aus gründen der form und bedeutung nicht gut in anschlag zu bringen. eher könnte der ausgang *-arii* mit dem von got. *bôkareis*, *liuþareis*, *wullareis* verglichen werden. allein im hinblick auf andere namen von truppengattungen wie *lancearii*, *scutarii*, *sagittarii*, *clibanarii*, *cataphractarii*, *ballistarii*, *cruppellarii* ist kaum zu zweifeln, dass wir es auch bei *Ascarii* mit dem lat. suffix *-ârius* zu tun haben.

Gleichwol bleibt der name auch für den germanisten interessant. denn so wie obige bezeichnungen durchaus ableitungen aus waffenbenennungen darstellen, und zwar teilweise unlateinische, so ist *asc-*, für das es aus dem lateinischen schlechterdings keine erklärung gibt, sicher dasselbe wie germ. **askiz*, ahd. *ask*, aisl. *askr*, ags. *æsc* in dem überall belegbaren sinne von 'speer'. *Ascarii* hat also ganz die bedeutung wie ags. *æsc-berend(e)* oder *æsc-wiȝan* und bezeichnet offenbar eine germanische truppe nach der ihr eigentümlichen waffe. von dem germ. wort für diese, das, wie der name *Ascarii* beweist, frühzeitig ins soldatenlatein aufnahme fand, stellt span. *azcona*, prov. *ascona*, altcat. *escona* 'speer', port. *ascona* 'komet' (wie lat. *hasta*) vermutlich eine rom. weiterbildung dar.

Wien, 3 januar 1896. RUDOLF MUCH.

GAPT.

Der älteste könig aus dem geschlechte der über die Goten herschenden *Ansis*, die auch *semidei* und *heroes* genannt werden, heifst bei Jordanes bekanntlich *Gapt*, wofür JGrimm GDSpr. 538

(774) *Gaut* herstellen wollte mit rücksicht auf den *Géat* der ags. stammtafeln und aisl. *Gautr*, einen beinamen Odins. aber Müllenhoff in Mommsens Jordanesausgabe s. 143 macht mit recht darauf aufmerksam, dass got. *u* sonst nirgends in *p* verderbt ist, und dass auch eine form *Gaut* bei Cassiodor und Jordanes auffallen würde, da in den damals noch im munde des volkes lebenden namen wulfilanisch *au* zu *ó* gewandelt war. bei dem zweitfolgenden namen der genealogie, bei *Augis*, besteht übrigens eine ähnliche schwierigkeit, der man durch änderung in *Agis* abzuhelfen gesucht hat.

Vielleicht stammt aber *Gapt* würklich nicht unmittelbar aus volkstümlicher überlieferung, sondern zunächst aus griechischer quelle. im neugriech. wird *αὐτός aftós* ausgesprochen : s. Thumb Handbuch der neugr. volksspr. 3 (§ 2); anderseits ist altes *πτ* in *φτ* übergegangen, *ἑφτά* zb. vertritt agr. *ἑπτά, κλέφτης* agr. *κλέπτης* [s. Thumb 10 (§ 14)], ein lautwandel, der aber gewis früher eintrat, als er sich allgemein durch die schrift ausdrückte. die schreibungen *Γαυτ* und *Γαπτ* fielen also seit dem eintritt der neugriechischen aussprache in dem lautwert *Γαφτ* zusammen, daher auch an stelle von *Γαυτ*, das ursprünglich widergabe von got. *Gaut(s)* war, in griechischer handschriftlicher tradition sofort *Γαπτ* treten konnte. damit soll nur auf eine möglichkeit hingewiesen werden. wenn umgekehrt *Þrafstila*, der name eines Gepidenkönigs und eines trabanten des Aetius (lat. *Trapstila*), griech. *Θραυστίλας Θραυστήλας* geschrieben wird (s. Müllenhoff in Mommsens Jordanes 155), so ist der grund hierfür auch lediglich in der neugriech. aussprache zu suchen.

Wien, 15 januar 1896. RUDOLF MUCH.

Nachträge zu den Wiener liedern
(oben s. 66).

Z. 14 v. o. wäre als anmerkung ein hinweis auf Seelmann Mnd. fastnsp. s. 45–48 (Dialog zw. Leben und Tod) nachzutragen. — ebda z. 8 v. u. schalte man nach 'vorwurfs' ein: aber identisch mit dem ebda s. 225 aus cgm. 713 gedruckten gedicht 'Das Gredlein zu lichtmess'. — ebda z. 7 v. u. vor 'jedoch': und nach einer dritten hs. bei Keller, Altd. erzählungen s. 383—385.

K. Z.

DIE STÄDTE IN DER GERMANIA DES PTOLEMÄUS.

Es ist noch immer die landläufige ansicht, dass das alte Germanien ein wild- und waldland gewesen sei, dessen spärliche bevölkerung in verstreuten höfen wohnte. sie ist indessen nach allen richtungen irrtümlich. denn erstlich war Deutschland in der Römerzeit bereits ein ziemlich dicht bevölkertes land, und ferner war dorfsiedlung bei den Germanen die regel. auch die bekannte stelle in der Germania des Tacitus c. 16, wo von ihren niederlassungen die rede ist, spricht für diese, wenn man nur dort *ne pati quidem inter se vinctas* statt *iunctas sedes* herstellt, was ohnedies ihr sinn im übrigen selbst erfordert: s. Zs. 36, 107 ff. nur ummauerte städte, zumal *urbes* in römischem sinne, werden den Germanen aao. abgesprochen, womit freilich auch nur eine regel angegeben ist, von der ausnahmen so gut wie selbstverständlich sind. wissen wir doch aus Tacitus selbst (Ann. 2, 62) von der *regia* und dem *castellum Marobodui*, wobei man nicht etwa an eine blofse zufluchtsstätte für den kriegsfall, sondern nur an einen ständig bewohnten ort denken darf, da dort angesiedelte *lixae et negotiatores* erwähnung finden. man kann hier, wie in etlichen andern fällen, auf die näher wol bei dieser gelegenheit nicht eingegangen zu werden braucht, einwenden, dass es sich um gegenden handelt, die erst im letzten jahrhundert v. Chr. aus dem besitz der Kelten — bei denen wir überall auch städte antreffen — in den der Germanen übergegangen waren. allein damit ist die möglichkeit des bestandes von städten mindestens in den ursprünglich keltischen teilen der Germania magna bereits zugegeben.

Was die auch ihrem ursprunge nach germanischen ortschaften betrifft, so konnten doch auch diese, selbst wenn würklich nicht éine befestigte darunter gewesen wäre, durch einwohnerzahl, gunst der lage, nachbarschaft von heiligtümern oder versammlungsstätten, sitz von behörden, oder durch geschichtliche ereignisse, die sich bei ihnen abspielten, zu solcher bedeutung gelangen, dass sie von römischer seite der eintragung in eine karte oder ein itinerar für wert gehalten wurden. endlich hat es ja in jenen teilen der Germania magna, die zeitweise von den Römern besetzt waren, erwiesenermafsen auch römische be-

festigungen gegeben, die übrigens selbst wider an der stelle bereits vorhandener ansiedlungen der einheimischen bevölkerung angelegt sein werden.

Nach all dem ist es nicht so befremdlich, als es gemeiniglich gilt, wenn uns Ptolemäus in seiner *Γερμανίας μεγάλης θέσις* eine reihe von städten anführt. der ausdruck *πόλεις*, den er gebraucht, wird dabei allerdings nicht auf die goldwage gelegt werden dürfen, aber an einem verzeichnisse bemerkenswerter ortschaften an und für sich wäre von vornherein nichts auffallendes.

Im einzelnen stehn freilich der verwertung seiner angaben grofse schwierigkeiten im wege. so ist leider die überlieferung der städtenamen in seiner Germania bedeutend schlechter als die der stammnamen, wie dies ja natürlich ist, da es sich dabei meist um namen handelt, die gerade nur an der in betracht kommenden stelle vorkamen, die sich also, wenn einmal durch einen zufall verderbt, gar nicht mehr berichtigen liefsen. hie und da liegen wol die fehler klar zu tage; manches aber ist vielleicht heillos entstellt.

Ein anderer übelstand ist die willkürlichkeit der ortsbestimmungen. die ganze geographie des Ptolemäus ist bekanntlich nur die beschreibung einer karte, die ihm vorlag, nicht das gesammelte originalmaterial für eine solche. wenn er die längen- und breitengrade seiner städte angibt, so folgt daraus nicht, dass diese schon in einer der quellen, aus denen die eintragungen stattgefunden haben, verzeichnet waren, sondern er list sie nur von der ihm vorliegenden karte ab. in diese aber sind die namen vielfach ganz leichtfertig eingesetzt, wie dies deutlich in jenen fällen sich zeigt, die wir controlieren können.

So ist zb. *Κλαυδιούιον* di. *Claudium Iuvavum*, Salzburg, bei ihm an die Donau gerückt und zwar zwischen **Ἀρελάπη*, das an die Erlaff gehört, und *Οὐινδόβονα*. *Νοιόμαγος* (Speier) setzt er nördlich von *Βοϱβητόμαγος* (Worms) statt südlich. wenn solches in römischem provincialgebiet vorkam, wessen haben wir uns dann erst beim barbarenland zu versehen? übrigens können wir auch in der Germania magna ein paar fälle recht gut beurteilen. so ist *Λουπία* (oder *Λουππία*), das doch offenbar ein nach der *Lup(p)ia*, Lippe, benannter ort ist, im osten der Weserquelle angesetzt. *Ἀμισία*, das ebenso zur *Amisia*, *Ems*,

gehört und wol das Tacitus Ann. 2, 8 erwähnte *Amisia* am linken ufer des flusses nahe seiner mündung ist, steht anderthalb grade südlich von seiner quelle. der name *Σιατουτάνδα* (aus **Συατουτάνδα*) — in der nordwestecke der ptolemäischen Germania — ist, wie zuerst Müller Die marken des vaterlandes I 114 gezeigt hat, einem misverständnis der worte *ad sua tutanda digressis rebellibus* bei Tacitus Ann. 4, 73 entsprungen. bezeichnend ist, dass man diesen namen in der gegend, wo die Friesen standen, um die es sich aao. handelt, an eine bestimmte stelle der karte eintrug, deren länge und breite nach graden und minuten uns Ptolemäus gewissenhaft mitteilt. darnach lässt sich der wert der gradbestimmungen auch dort beurteilen, wo es sich sicher um würkliche ortsnamen handelt. ein beispiel, dass diese ohne rücksicht auf die volksnamen eingetragen sind, ist *Οὐΐρουνον*, das doch mit dem volke der *Οὐΐρουνοι* zusammengehört, aber viel weiter östlich als diese steht. dagegen ist der ort *Ῥούγιον* allerdings an einer stelle eingezeichnet, wohin das volk der Rugier, das bei Ptolemäus *Ῥουγίκλειοι*[1] heifst, zu stehn kommt.

Bei der kritiklosigkeit, die sich immerhin in dem wenigen schon geoffenbart hat, ist es kein wunder, wenn auch dinge in die Germania magna hineingeraten sind, die anderswo am richtigen platze stünden. so hat schon Zeufs Die deutschen und die nachbarstämme 762 mit recht vermutet, dass *Μεδιολάνιον*, *Τενδέριον*, bei Ptolemäus zwischen Ems und Rhein, und *Νοναίσιον*, östlich von der *Ἄβνοβα* angesetzt, eigentlich ans linke Rheinufer gehören, wo wir aus anderen quellen ein *Mediolanum*, *Teudurum* (jetzt Tüdderen) und *Novesium* (jetzt Neufs) kennen. ebenso ist *Λευφάνα*, bei Ptolemäus an der unteren Elbe gelegen, als das niederrheinische *Levefanum* der Tab. Peut. erkannt worden: s. Müller Ptol. 266.

So ist aber auch im osten *Σετιδάνα*, klärlich ein dakischer name — s. Zeufs Die Deutschen und die nachbarstämme 762 —, in Deutschland verdächtig. man ist dann versucht, auch *Σουσουδάτα* in *Σουσουδάνα* zu berichtigen, beziehungsweise zu tilgen, zumal Cod. X (Vaticanus 191) . . . *ανα* bietet und verderbte nebenformen auf *-δανα* fast bei allen dakischen namen auf *-δανα* überliefert sind. auch gibt es würklich einen dakischen ort *Ζουσίδανα* bei Ptolemäus III 8, 4 und thrakische personennamen wie *Σοῦσος*,

[1] so ist das handschriftliche *Ῥουτίκλειοι* zu bessern: s. Beitr. 17, 183.

Susulla: s. WTomaschek Die alten Thraker II 44 (WSB. 131). doch kann man auch — und dies ligt wol näher — an ein durch schreibfehler entstelltes *Σούδητα* oder lat. *Sub Sudeta (silva)* denken, nur sicher nicht mit Müllenhoff DA II 222 an *Soest Sosatium*. *Ῥιουσίαυα*, in dem man wegen des unkeltischen und ungermanischen *iu* oder *ui* (cod. lat. 4803 hat *Ruisiava*) leicht einen fehler vermuten wird, sieht ganz so aus wie ein verderbtes *Ῥουσίδαυα*, in dem vor *Α Δ* leicht übersehen werden konnte; das wäre dann das dakische *Rusidava* der Tab. Peut., das etwa infolge der bloſsen angabe einer quelle, dass es über der Donau liege, aufs geratewol nach Germanien versetzt sein könnte. indessen lässt sich eine zum keltischen stimmende lautgestalt des namens leicht herstellen, indem man ihn in *Rusiava* oder *Rigusiava* ändert. noch besser kommt man aus, wenn man von der form *Ruisiava* ausgeht, denn ein ihr zu grund liegendes griech. *Ῥουισιαυα* kann auch für *Ῥοουισιαυα*, gallisch *Rovisiava*, stehn. die ableitung ist hier die gleiche wie in *Segusiavi* GC[2] 783, der stamm der gleiche wie in ir. *róe*, *rói* f. 'ebenes feld', das Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 285 auf eine grundform *rovesjā* zurückführt und mit zend. *ravaṅh* 'weite', lat. *rūs* zusammenstellt.

Ferner erinnern *Ἀρσόνιον* (oder *Ἀρσήνιον*) und *Ἀρσικούα*, beide nahe der ostgrenze Germaniens angesetzt, an den jenseits derselben in Sarmatien aufgestellten stamm der *Ἀρσιῆται* — oder nach den hss. EZWX Arg. *Ἀρσυῆται* — und gehören vielleicht zu diesen. zwischen den schreibungen *Ἀρσόνιον* und *Ἀρσήνιον* könnte ein verlorenes *Ἀρσοίνιον* vermitteln, da *οι* und *η* in neugriech. aussprache zusammenfallen. wie *Ῥούγιον Rugium* sc. *oppidum* oder *castellum* der ort der *Rugii*, könnte *Arsīnium*, *Arsonium* jener eines volkes namens *Arsīni*, *Arsones* sein. die bedeutung eines elementes *Arsi-* in personennamen wie ahd. (bair.) *Arsirid*, lgbd. *Arsiulf*, — hierher gehört auch das runische *Arsi-Voda*, das ich im gegensatz zu Wimmer Aarbøger II 9 (1894), 41 ebenfalls für lgbd. halte, — sucht Bruckner Spr. d. Lgbd. 60 zu erklären durch hinweis auf die ablautende stammform *Ursi-* Först. I 1218, welche genau dem griech. *Ἀῤῥι-* *Ἀρσι* in den namen *Ἀῤῥίλεως*, *Ἀρσίνοος*, *Ἀρσινόη* ua. entspreche, womit dann auch altind. namen wie *Ṛshigupta* ua. zu vergleichen seien. dass innerhalb der germ sprachen noch ags. *eorsian* 'zürnen' dazu gehöre, wie Bruckner meint, wird sich freilich nur dann

behaupten lassen, wenn man die ganze mit *eorsian* jedesfalls zunächst verwante sippe von *irre* (vgl. ahd. *irri* auch 'erzürnt', ags. *yrre* 'erzürnt, zornig'), in der ja nach ausweis von got. *airzeis rr* aus *rz* hervorgeht, mit beizieht. am nächsten ligt es wol, innerhalb des germanischen aisl. *orre* 'birkhahn', ahd. *orrehuon* 'auerhuhn' zu vergleichen, doch bleibt es hier fraglich, ob wir von einer grundform *u̯rsón-*, zu aind. *vṛšan* 'männlich', lat. *verres* 'eber', lit. *vèrszis* 'kalb', lett. *wersis* 'stier' gehörig, mit vocalisiertem *u̯* wie in as. ags. *dol*, ahd. *tol* gegenüber got. *dwals* auszugehn haben oder von *ṛsón-*, das mit aind. *ṛša-bha* 'stier', zend. *arṣan*, griech. ἄρσην in näherer beziehung stünde. auch für *Ursi-* bestehn übrigens diese verschiedenen möglichkeiten. ferner vgl. man *riese*, germ. *wrisi-*, und das bei Kluge Et. wb. dazu bemerkte. mit *Ursi-* — und *wrisi-*? — verwant wird der ahd. name *Uris* sein, belegt in *Urisesdorf, Urisesperc, Urisesseo* (Grienberger Die ortsnamen des Ind. Arn. und der Breves not. Salzb. 67) mit altem und echtem *i*, da diese örtlichkeiten heute nicht *Urschdorf* usw., sondern *Irrsdorf, Irrsberg, Irrsee* (mit durch die mda. beeinflusster schreibung statt *Ürrsdorf* usw.) heifsen. ist Bruckners deutung von *Arsi-* in namen richtig, so ergibt sich auch für **Arsīni*, **Arsones* ein passender sinn. Ἀρσιῆται oder Ἀρσυῆται aber ist, wenn es germanisch ist, gewis verderbt; wol aus Ἀρσίκται Ἀρσύκται, wie uns denn vertauschung von *K* und *H* auch späterhin noch aufstofsen wird. dann würde der name an adjectivbildungen wie aisl. *fǫxóttr*, ags. *þyrneht(e)*, *stáneht(e)*, ahd. *hovarohti* (Kluge Nom. stammb. § 218) erinnern und könnte eine gleichbedeutende nebenform zu *Arsīni* sein. WTomaschek Die alten Thraker II 54 (WSB. 131) stellt die ortsnamen Ἄρσα in Dardanien, Ἄρσαζα im bezirk Naissos und Ἄρσενα, sämtlich aus Procop, mit Ἀρσόνιον Ἀρσιῆται zusammen und vergleicht lit. *aršus* heftig. auch die *Ase* bei Hamm hiefs noch im 15 jh. *Arsene* oder *Orsene* (Müllenhoff DA. II 225), was zusammen mit *Arsia* 'fluss und stadt in Istrien' auch an aind. *dṛṣati*, *ṛṣáti* 'bewegt sich schnell, fliefst schnell' erinnert. bei dieser verbreitung anklingender worte verliert die deutung des in betracht stehnden volksnamens aus dem germanischen sehr an wahrscheinlichkeit, zumal er, zu thrakischen namen wie Πιέ-φιγοι, Πιεγγῖται, *Pie-porus*, *Ierasus*, Ἀβίητα gehalten, auch was die lautverbindung *ie* anbelangt, die er enthält, nicht besonders auffiele. dass in

den Karpaten Germanen sowol mit pannonischen als auch mit dakischen stämmen zusammenstiefsen, unterligt keinem zweifel. damit hängt aber offenbar das vorkommen ungermanischer und unkeltischer ortsnamen an der ostgrenze der ptolemäischen Germania zusammen, deren uns noch mehr unterlaufen werden. sie aber als irrtümliche eintragungen zu bezeichnen, wäre nicht ganz gerechtfertigt, vielmehr hängt ihre versetzung nach Germanien mit einer weiteren begrenzung des, wie wir aus Tacitus schon sehen, nicht rein ethnographischen begriffes von Germanien zusammen.

Nach Boecking wäre endlich *Ἄνανον* (*Ἄναουον, Ἄναβον*), die östlichste stadt Germaniens an der Donau, identisch mit dem auf dem südlichen Donauufer gelegenen *Odiabo* der Not. dign. p. 95, 10, wofür er *Anabo* schreiben wollte. doch ist, wie Mommsen CIL. III 1, p. 460 dargetan hat, *Odiabo* dasselbe wie *Azaum* des It. Ant. (= **Adiaum*; vgl. auch die pannonischen *Ἀζαλοί*); es bliebe also nichts übrig, als mit Müller Ptol. 275 *ἈΝΑΒΟΝ* aus *ἈΔΙΑΒΟΝ* abzuleiten, was graphisch sehr wol möglich ist. allein es ist doch zu beachten, dass *Ἄνανον*, wie es ist und ohne dass man es dann von seiner stelle zu rücken braucht, eine sehr einfache etymologie zulässt mit rücksicht auf kelt. *anavo-* 'harmonie', wozu zahlreiche personennamen gehören; s. Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 14, Glück Die kelt. namen 106. aufserdem vgl. man kurwälsch (aus dem keltischen?) *aneva* 'arve, bergkiefer'. von anklingenden ortsnamen nenne ich *Anaua*, jetzt *Anif*, bei Salzburg, ein zweites *Anif* im Pongau, und *ad Campanavam, Gampanif*, das heutige Elsbethen bei Salzburg: s. ThvGrienberger Die ortsn. des Ind. Arn. und der Breves not. Salzb. 18; ferner *Anavio* bei den Silverlands in Higher Buxton Derbyshire; ein flussname ist *Anava*, jetzt *Annau* in Frankreich: s. Holder Akelt. sprachsch. 136; vielleicht ursprünglich auch jenes *Campanava*, kelt. *Cambanava* 'die krumme Anava'; vgl. *Crumbinaba*. doch liegt es näher, hier unmittelbar an den vorerwähnten baumnamen zu denken und ortsnamen wie das niederösterreichische *Piro torto* der Tab. Peut. und *Krummnussbaum* zu vergleichen.

Aufserdem sind etliche namen deutlich mehrfach eingetragen. so hat Holz Beiträge zur deutschen altertumskunde I 66 *Οὐιρίτιον* sicher mit recht als dittographie zu dem nebenstehenden *Οὐΐρουνον* gedeutet, entstanden durch einfluss des benachbarten

namens *Βουνίτιον*. wie leicht solche mischformen entstehn konnten, zeigt *Οὐιρούτιον*, *Virutium* in hs. *GΣΦΨ* und der ed. Ulm. statt *Οὐιρίτιον* und *Βουρίτιον*, *Buritium* in *Φ* und ed. Ulm. statt *Βουνίτιον*. ebenso pflichte ich der von Müller Ptol. 271 geäufserten ansicht bei, dass dieses *Βουνίτιον* nichts anderes als das richtiger bereits weiter im westen eingetragene *Μουνίτιον*, ferner *Ἄλισος* (*Ἄλεισος*) und *Λακιβούργιον* identisch sei mit *Ἄλισον* (*Ἀλεισόν*) und *Ἀσκιβούργιον*. was die verderbnis von *Μουνίτιον* in *Βουνίτιον* betrifft, ist sie allerdings auffallend, aber nicht ohne alle seitenstücke: vgl. *Γαβανόδουρον* bei Ptol. II 13, 3 neben *Γαμανόδουρον* in andern hss., *Φαμίρανον* bei Ptol. II 11, 12 hs. ב statt *Φαβίρανον*, *Vindomona* neben *Vindobona* im It. Ant., ebenso *Αὐγουστόμανα* neben *Αὐγουστόβανα*, *Αὐγουστόβονα* bei Ptol. II 8, 10, *Haemodae* bei Mela III 6, 6 neben *Αἰβοῦδαι* Ptol. II 2, 10, *Aemodae* und *Haebudes* aus verschiedenen quellen nebeneinander bei Plinius HN. 4, 103, *Γουδαβοῦν* bei Theophanes 288, 2 statt *Γουδαμοῦνδ*[1]. bei *τὸ Κέμμενον ὄρος*, *τὰ Κέμμενα ὄρη* bei Strabo und Ptolemäus neben *Cevenna mons* bei Cäsar, *Gebennae*, *Gebennici montes* bei Mela und Lucan, kelt. *Kebennā Kebno-* 'rücken' (Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 76) mag es sich um einen lautlichen vorgang handeln ähnlicher art oder umgekehrt wie der, durch den ags. *heofon*, as. *heban* von got. *himins* sich unterscheidet: s. Noreen Abr. 140. — der abstand zwischen *Ἄλισος* und *Ἄλισον* ist zu geringfügig, um bei einer quelle wie das vorliegende ptolemäische städteverzeichnis überhaupt ernstlich in betracht zu kommen. auch *Ἄλισον* ist übrigens noch nicht ganz correct, da lat. *Aliso*, gen. *Alisonis*, das zu grund ligt, durch *Ἀλισών* widerzugeben war. daran denkt auch, nur nicht entschieden genug, Müller Ptol. 271. so ist aber auch *Μουνίτιον*, das Holz 62 als lateinischen namen erkannte, folgerichtig als *Μουνιτιών* = lat. *munitio* 'befestigung' herzustellen. man vgl. auch Ptol. II 14, 3 und 4 *Βριγέτιον* und *Ποτόβιον*, *Παταούιον* gegenüber lat. *Brigetio* und *Poetovio Petavio*. — *Λακιβούργιον* trägt, wie es ist, den stempel der verderbtheit an sich, liefse aber allerdings eine deutung zu, wenn man in *Ἀλκιβούργιον* bessern wollte. doch ist auch verderbnis

[1] die verwechslung von *β* und *μ* ist, worauf mich nachträglich Kossinna aufmerksam macht, schon von Müllenhoff DA. III 32 anm. 1 besprochen, wo noch andre beispiele angeführt sind.

aus *'Ἀσκιβούργιον* leicht begreiflich, wenn man annimmt, dass *Δ* differenzierte dittographie von *Δ* ist und *Σ* übersprungen wurde.

Übrigens begegnet uns noch ein drittes *'Ἀσκιβούργιον*. dieser name steckt nämlich offenbar auch hinter dem namen *Βικούργιον* zwischen *Σούδητα ὄρη* und *Μηλίβοκον ὄρος*. denn auch der name *'Ἀσκιβούργιον ὄρος* Ptol. II 11, 5 lautet in den hss. BCEFGNPRSTVZΓΣΦΨΩ : *'Ἀσβικούργιον ὄρος* und abfall anlautender buchstaben, wie ihn *Βικούργιον* weiter noch voraussetzt, ist ebenfalls belegbar : zb. Ptol. II 11, 5 in *Ἀλίβοκον* der hs. C und W statt *Μηλίβοκον*; II 8, 7 *Αἴρκιοι* hs. F statt *Αὐλίρκιοι*; II 9, 6 *'Ρομανδύων* statt *Οὐιρομανδύων*; II 9, 4 *Μέτακον* statt *Νεμετακόν*; II 2, 8 *Βλάνιοι* in mehreren hss. statt *'Εβλάνιοι*; II 11, 16 *'Ροβόδουνον* in der mehrzahl der hss. statt *'Εβουρόδουνον*, ein fall, der übrigens auch ein anderes beispiel der vertauschung von buchstaben ist. ob freilich *Βικούργιον* gerade auf das rheinische *'Ἀσκιβούργιον* zurückgeht, ist fraglich; es kann auch der gleichlautende gebirgsname unter die städtenamen geraten sein oder auch würklich noch ein anderer ort dieses namens aufser dem rheinischen bestanden haben.

Wenn das verzeichnis zwei orte namens *Μαριωνίς* enthält, entsteht nach dem vorausgehnden der verdacht, dass es sich um zweifachen ansatz eines und desselben handelt. auch den, wie sich uns später zeigen wird, etymologisch gleichwertigen namenformen *Βουδορίς, Βουδοργίς, Βουδόριγον* entsprechen kaum drei verschiedene orte. ebenso ist wahrscheinlich, wie Müller Ptol. 273 vermutete, *'Έβουρον* und *'Εβουρόδουνον* dasselbe. ferner kommt sogar die möglichkeit in betracht, dass *'Ρεδιντούινον* und *Μελιόδουνον* denselben ort bezeichnen, worüber an anderer stelle ausführlich gehandelt werden soll, was auch von der mutmafsung gilt, dass drei orte an der ostgrenze unter wenig verschiedenen namen doppelt eingetragen sind.

In einem falle scheint ein nach Germanien gehöriger ort, nämlich *Καρρόδουνον*, aufserdem auch an den oberlauf des Tyras angesetzt zu sein. der name ist wol einmal aus einem — germanische orte aufzählenden — itinerar in die karte eingetragen worden, ein andermal mochte man ihn am Schwarzen meere als den einer endstation eines am Tyras hinaufführenden handelsweges erkundet haben, ohne zu erfahren, dass er selbst nicht mehr an diesem flusse, sondern schon weiter im westen zu suchen

sei. so konnte er auch in die Sarmatia Europaea an den Tyras geraten. auf solche art erklärt sich vielleicht am einfachsten die andernfalls befremdliche erscheinung eines keltischen ortsnamens im norden der Karpaten.

Es wird sich nun empfeblen, jene fälle zusammenzustellen, in denen es möglich ist, namen des ptolemäischen ortsverzeichnisses oder die betreffenden örtlichkeiten selbst auch in andern quellen oder im ererbten namenbestande Deutschlands nachzuweisen. von diesen haben *Μεδιολάνιον, Τευδέριον, Νουαίσιον, Λευφάνα, Ἀσκιβούργιον*, die aber alle auf das linke Rheinufer gehören, schon erwähnung gefunden, ebenso das aus einer misverstandenen Tacitusstelle herstammende *Σιατουτάνδα*.

Unter den würklich auf die rechte Rheinseite gehörigen orten mag der geschichtlich denkwürdigste zuerst erwähnung finden. schon längst hat man in *Ἄλισον* das bekannte castell *Aliso*, das bei Velleius Pat. 2, 120 und Tacitus Ann. 2, 7 genannt wird, widererkannt. auch seine lage lässt sich mit voller bestimmtheit angeben auf grund der mitteilung des Dio Cassius 54, 53, dass Drusus ein castell angelegt habe am zusammenflusse der Lippe und des Elison: *ᾗ ὅ τε Λουπίας καὶ ὁ Ἐλισὼν συμμίγνυνται.* nun gibt es an der Lippe selbst allerdings keinen nebenfluss, dessen name zu diesem stimmen würde, wol aber nimmt die Alme nicht weit oberhalb ihrer mündung eine *Eller* auf, die wol eben so stark ist wie sie selbst, so dass das kurze stück nach ihrem zusammenfluss bis zur mündung der vereinigten bäche in die Lippe ebensogut nach dem einen wie dem andern zufluss heifsen kann. an ihrer mündung aber liegt das dorf *Elsen*, so dass diejenigen sicher das rechte getroffen haben, die *Aliso* mit diesem gleichsetzen. der unterschied zwischen *Elsen*, dessen endung die eines erstarrten dativs ist, und *Eller* ist lediglich aus verschiedener betonung entsprungen: wie ersteres got. **Alisô* würde letzteres **Alizô* lauten; und ganz dasselbe verhältnis besteht zwischen dem baumnamen ndl. *els* einerseits und ndd. *eller*, ags. *alor*, aisl. *ǫlr*, *elrer*, *elre*, ahd. *elira*, *erila* anderseits. damit ergibt sich von selbst, dass die von Müllenhoff DA. II 225 ohne rechten grund verworfene erklärung des **Aliso* *Ἐλισών* als 'Ellerbach' doch die zutreffende ist. und die verschiedenheit der ableitung im namen der benachbarten *Alme*, älter *Almana* (s. Müllenhoff aao.) hindert nicht, diesen nach aisl. *almr* 'ulme' —

belegt auch in ahd. *Almisinth*, lgbd. *Almaricus*, *Almeinus* (Bruckner Spr. d. Lgbd. 46) — als 'ulmenbach' zu verstehn und als gegenstück dazu aufzufassen. vielleicht ist gar das suffix in *Almana* auf diesen flussnamen von andern aus übertragen. es empfahl sich jedesfalls besser für einen kürzern als für einen längern wortstamm. aber auch das nebeneinanderbestehn zweier verschiedener ableitungen ist denkbar. Dios Ἐλισών wird nicht eine ungenaue widergabe sein, sondern auf eine ablautende parallelform des namens zurückgehn, die sich zu *Aliso* so verhält wie ahd. *elmboum*, engl. *elm* zu aisl. *almr*. ähnlich benannte flüsse gibt es noch mehrere in Deutschland, so die *Else*, *Elisa*, die bei Bingen in den Rhein fliefst, die *Alsa*, jetzt *Als* oder *Alsbach*, bei Wien, die *Olsa* in Schlesien, deren slavischer name leicht auf einen germanischen mit *a* als stammvocal zurückgeht. anderseits beachte man mit rücksicht auf Ἐλισών die *Ilse*, nebenfluss der Ocker, alt *Ilsa*, und die *Ilse* bei Lemgo. bei der über das germanische hinausreichenden verbreitung des wortes *aliso*- 'erle' ist es übrigens, auch wenn alle diese flussnamen zusammengehören, möglich, dass nichtgermanische sprachen an ihnen teil haben, wie sich denn würklich ganz ähnliche auch in rein keltischem gebiete finden.

Bei *Aliso* haben wir es mit einem flussnamen zu tun, der ortsname geworden ist. und seitenstücke hiezu enthält unsre namenliste mehrere. so Λουππία (Λουπία), das sicher an die Lippe gehört und wol würklich Lippstadt ist, wie Müller 269 f annimmt. ebenso ist Ἀμισία ein ort an der Ems, im besondern derjenige, den Tacitus Ann. 2, 3 erwähnt, wo es heifst: *Lacus inde et Oceanum usque ad Amisiam flumen secunda navigatione pervehitur. Classis Amisiae relicta, laevo amne; erratumque in eo quod non subvexit.* vgl. Müller aao. Ναβαλία Ναυαλία wird mit recht zusammengehalten mit Tacitus Hist. 5, 26: *Petito* (sc. *a Civili*) *colloquio scinditur Nabaliae fluminis pons, in cujus abrupta progressi duces.* Φληούμ ist das castell *Flevum*, das Tacitus Ann. 4, 73 erwähnt wird, benannt nach der lage am *Vliestrom*, dem *Flevum* des Plinius HN. 4, 101. Ἀλκιμοεννίς endlich liegt sicher an dem flusse, der im mittelalter *Alcmona*, *Altmuna*, *Altmule*, jetzt *Altmühl* heifst: s. Zeufs Die Deutschen und die nachbarstämme 13; vermutlich ist Ἀλκιμουννίς ΣΦΨ cod. lat. 4803, edd. Rom. Ulm. Arg. eine bessere form.

Eine zusammensetzung mit einem flussnamen, und zwar dem

bekannten des Main *Moenus* scheint *Μηνοσγάδα* zu sein. denn die schreibung *Μηνο-* statt *Μοινο-* erklärt sich leicht aus den eigentümlichkeiten der neugriech. aussprache und *Μονόσγαδα Monosgada*, edd. Arg. Ulm., cod. 4803 ist um so eher ein rest der alten richtigen form, je leichter *I* gerade vor *N* ausfallen konnte. ist *Μηνο-* abzutrennen, dann muss man aber notwendigerweise das zweite glied mit *ΣΤ* und nicht mit *ΣΓ* beginnen lassen, und in der tat finden wir in ZSΩ¬BE ed. Vic. *-στάδα*. dieses wort gehört offenbar mit unserm *staden*, ahd. *stado* zusammen, ja es könnte diesem worte, worauf es übrigens nicht notwendig ankommt, sogar in seinem auslaute entsprechen — vgl. *Nasua* bei Cäsar, *Chariovalda*, *Catvalda* bei Tacitus (gegenüber aisl. *Sigvaldi*, *Ívaldi*, *folkvaldi*, ahd. *alowalto* usw.). der dental indessen zeigt die würkung der ursprünglichen stellung des hochtons auf dem suffix oder dem ersten compositionsglied und steht auf gleicher stufe wie in unserm *stadt*, *statt*, *stätte*, ahd. mhd. *stat*, sofern wir es nicht mit einem fehler wie bei *Φρούδις* statt *Φρούτις* zu tun haben.

Dem gegenüber liegen andern namen mehr oder minder unmittelbar gebirgsnamen zu grunde, wobei man nicht gerade an misverständnisse denken muss: sind uns doch auch jetzt noch ortsnamen auf *-berg* und *-wald* geläufig. von *Βικούργιον* di. *'*Ασκιβούργιον* abgesehen, kommt hier vor allem *Μηλοκάβος* in betracht, das durch ähnliche umstellung aus *Μηλοβάκος* entstanden ist und mit *Μηλίβοκον ὄρος*, dem alten namen des Harzes, zusammengehört. daran dachte man auch früher schon: s. Müller Ptol. 272. der unterschied zwischen **-βάκος* und *-βόκον* ist aber kein zufälliger. haben wir doch auch bei Cäsar noch *Bacenis* di. germ. *Bākenī* als bezeichnung des Harzes belegt, ein wort, das sich, vom suffixablaut abgesehn, mit dem mittelalterlichen gebirgsnamen *Boconia* deckt und 'buchenwald' bedeutet. wenn aber erst zu beginn unsrer zeitrechnung idg. *ā* im germanischen zu *ō* wurde (s. Möller KZs. 24, 508), lassen sich *-bācus* und *bōcum* — auf *o* statt *ω* bei Ptolemäus ist nichts zu geben — als verschiedene stufen der entwicklung oder verschiedene auffassungen eines mittellautes zwischen *ā* und *ō* betrachten. das zweite compositionsglied im gebirgsnamen ist dann unmittelbar mit mhd. *buoch* n. 'buchenwald', nhd. *Buch*, oft vorkommender ortsname, gleichzusetzen. auch in zusammengesetzten ortsnamen begegnet dieses

wort als zweiter teil, und eine menge von solchen ist schon bei Förstemann DNb. II² 286 f. belegt, der auch bereits, wenngleich zweifelnd, *Μηλίβοκον ὄρος* hier einreiht, übrigens die zusammensetzungen mit ahd. *buohha* 'buche' wie *Rabanesbuohha, Heiligunbuochun, Ezzilenbuohhun, Hugisbuocha, Lachbuocha, Michilunbuochun* von denen mit *bōk, buoh* 'buchwald' nicht gehörig auseinanderhält. unter letzteren sind uneigentliche composita mit dem namen des besitzers im gen. als erstem bestandteil besonders zahlreich vertreten wie *Ekkirikespuch, Andoltisbuoch, Erichesbuch, Ruotpoldespuoch, Igilsbuch, Ratolfesbuah, Richkeraspuoc, Willigisespuah.* andre enthalten als ersten teil adjectivische bestimmungen wie *Dichipohc, Vinsterbuch,* auch in flectierter form wie *Aldenbuch, Hellenbuhc, Witenbuoch.* unter den zusammensetzungen mit appellativen gibt es mehrere mit tierbezeichnungen: dazu gehören sicher *Rossebuch, Ulenbuch, Wolfbuoch.* in diese gruppe wird auch **Mēlibōcum, *Mēlobăcus* zu stellen sein. man vgl. *malia, mala* 'kuh' in der Lex Salica und das von HKern in den noten zu JHHessels Lex Salica § 34 zur erklärung beigezogene ndl. *maal,* geldrisch *mâle* 'a young cow that has not yet calved, either owing to its youth or else to exceptional weakness'. dieses germ. wort gehört offenbar mit griech. *μῆλον* 'kleinvieh', keltisch *mīlon* aus *mēlon* (ir. *mîl,* nir. *miol,* cymr. corn. bret. *mil*) 'tier' zusammen. in irischen geographischen namen scheint *miol-* so viel als 'ameise' oder 'mücke' zu bedeuten: s. Joyce Irish names of places II 291 f. bei *Melibocum* aber wird man eher an eine besondere art jagdbaren wildes oder wild im allgemeinen denken dürfen. vgl. cymr. *mil-gi,* corn. *myl-gy,* nir. *miol-chu* 'canis venaticus'. diese etymologie von *Μηλί-βοκον* lässt sich natürlich auch unter der voraussetzung vertreten, dass *Μηλοκάβος* anders zu beurteilen ist, als es hier geschieht. nach dem, was sich sonst über die schreibung der namen bei Ptolemäus ergibt, könnte hier *η* allerdings auch den neugriech. lautwert, di. den von *i,* haben. dieselbe möglichkeit ist unter anderm auch bei dem namen *Σημανὰ ὕλη* zu erwägen, den ich Beitr. 20, 29 mit griech. *ἱμονιά,* as. *simo,* aisl. *sima,* aind. *simân* zusammengestellt und wegen des stammvocals, der mir die keltische entwicklung *ē* aus idg. *ei* darzustellen schien, für keltisch genommen habe. fasst man dagegen *ά* als widergabe von lat. *Simana* (wobei auch griech. *σῆμα* orthographie von einfluss gewesen sein kann), so fällt,

unbeschadet der vorgetragenen etymologie, mindestens die nötigung hinweg, das wort für ungermanisch zu halten. umgekehrt würde uns die voraussetzung des lautwertes *i* für das *η* in *Μηλι-Μηλο-* auf die keltische entwicklung aus idg. *mēlo-* führen. für germanischen ursprung des gebirgsnamens entscheidet aber sein zweiter teil.

Ein gebirgsname steckt auch in *Ἄρταυνον Ἄρκταυνον* (so ΣΦ, edd. Vic. Rom. Ulm. Arg.). zugleich verbirgt sich hinter diesem namen ein ort, der aus der geschichte bekannt ist. aber weder wird man mit Ukert Geogr. III 372, dem Holz 62 hierin nachfolgt, an *arx Tauni* denken dürfen, noch mit Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 18 an eine ableitung aus kelt. *artos* 'stein' nach art von *Ἀλαυνοί, Acaunum, Genauni* Zeufs-Ebel GC. 774. das rechte trifft vielmehr Müllenhoff DA. II 220, der den namen für nichts anderes als *Aretaunum*, *ad Taunum*, die gallisch-lateinische benennung des von Drusus '*in monte Tauno*' errichteten castells bei Homburg vor der Höhe und dies für die übersetzung davon nahm. hierfür spricht gerade die form *Ἄρκταυνον*, in der K wie öfters mit H verwechselt ist; vgl. *Ἰνηρίωνες* Ptol. II 11, 6 neben *Ἰνκρίωνες*, *Καλκοῦα Καλκούα* Ptol. II 3, 12 in der mehrzahl der hss. statt *Καληοῦα*, *Κοινόηνον* Ptol. II 11, 12 in den meisten hss. statt *Κοινόκνον*, *Τάλκτον* Ptol. II 6, 56 hs. Z statt *Τάλητον Τώλητον*, *Αλκτα* Ptol. II 16, 7 hs. Z, *Alcta* ed. Vic. statt *Ἄλητα*, *Δουκόνα Δουκῶνα Δούκον Ducona* Ptol. II 7, 9 in mehreren hss. neben *Δουήονα Δουηόνα*, *Ἄβικτα* Ptol. III 7, 2 hs. EZ neben *Ἀβίητα*. an dem überlieferten *Ἄρκταυνον* zu ändern sind wir umsomehr genötigt als die lautgruppe *rkt* schon urkelt. zu *rt* vereinfacht war und der name im übrigen durchaus nicht das aussehen eines germanischen hat. somit ist *Ἀρη-ταυνον* herzustellen, worin der erste teil genau zu kelt. *arē-*, vorkelt. *parei-* in *Ἀρη-κομίσκους*, *Ἀρη-γενούα*, *Arē-morici* stimmt, worüber jetzt Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 35 zu vergleichen ist. die synkopierung in *Ἄρταυνον* vergleicht sich der in *Armorici* neben *Aremorici*. mit der lage des von Tacitus Ann. 1, 56 erwähnten Taunuscastelles stimmt die von *Ἄρκταυνον* bei Ptol. recht wol, so dass an beider gleichheit kaum mehr zu zweifeln ist. der keltische name beweist übrigens, dass die Römer eine vorhandene germanische, in ihrem ursprunge sogar vorgermanische anlage benutzten.

Φαβίρανον, nicht weit von der Nordseeküste zwischen Weser und Elbe eingetragen, bringen Müller und andere mit dem namen der insel *Fabaria* zusammen, die Plinius HN. 4, 97 erwähnt als *Burcana*, *Fabaria nostris dicta*. aber *Fabaria* und *Φαβίρανον* sind nicht wol unmittelbar zu vereinigen. ich vermute deshalb, dass *Φαβάρινον*, lat. *Fabarīnum* sc. *oppidum* oder *castellum* die ursprüngliche form des namens war. ähnliche vertauschungen von buchstaben sind uns schon in *Βικούργιον*, *Ἀσβικούργιον*, *Ῥοβόδουνον* und *Μηλοκάβος* untergekommen und auch sonst sehr häufig. ich führe hier noch an: *Samulo-cenis* Tab. Peut. für *Sumalo-cenis*; *Σεμιγοῦντος* statt *Σεγιμοῦντος* bei Strabo 291; *Σαργάτιοι*, ein offenbar sarmatisch benannter stamm in der Sarmatia Eur. des Ptol. (III 5, 10) gegenüber *Σαγάρτιοι* in der hs. ב und pers. *Σαγάρτιοι* bei Herodot I, 125; *Βοδοῦνοι* Dio 60, 20 gegen *Δοβοῦνοι* Ptol. II 3, 12; *Ῥουνικάται* Ptol. II 12, 3 gegen *Rucinates* Plin. HN. 3, 137; *Κανδόβουνον* Strabo IV 6, 8 statt *Καμβόδουνον*; *Οὐισποί* bei Ptol. II 11, 6 statt *Οὐσιποί*; *Ἰνκρίωνες* ebenda statt *Νικρίωνες*; *Δουήονα* Ptol. II 7, 9 statt *Δηούονα*; *Monisterium* Ptol. II 11, 4 cod. lat. 4803 statt *Νομιστήριον*; *Μιλιοσάλεον* Ptol. II 11, 13 hss. BEZ *Miliosaleum* ed. Vic. neben der gemeinen lesart *Λιμιοσάλεον*; *Ἀρελετία* (aus *ἈΡΕΛΕΓΙΑ*) Ptol. II 11, 13 hs. *X* statt *Ἀρεγελία*; *Λαχούσου* Ptol. II 11, 3 hs. X statt *Χαλούσου*; *Ἰουνδέριος* Ptol. II 2, 7 in mehreren hss. statt *Οὐινδέριος*; *Λινδόνιον* Steph. Byz. statt *Λονδίνιον*; ferner *Fanagulf* Schöpflin nr 34 statt *Faganulf*, *Gadalaifus* Anz. XVIII 46, *Dalag[aifus]* CIL V 8606 neben *Dagalaifus*. diese beispiele liefsen sich natürlich leicht um ein vielfaches vermehren. auf eine germanische befestigung auf der insel *Fabaria* deutet wol Strabo VII 1, 3 hin, der von Drusus berichtet: *ἐχειρώσατο καὶ τὰς ἐν τῷ παράπλῳ νήσους, ὧν ἐστι καὶ ἡ Βυρχανίς, ἣν ἐκ πολιορκίας εἷλε.*

Die beobachtung, dass umstellung und vertauschung von buchstaben gerade bei Ptol. besonders häufig auftritt, kommt uns noch in etlichen fällen zu statten. so bei beurteilung des namens *Αἰστουία*. mit dem volke der *Aestii* hat dieser sicher nichts zu tun. vielmehr ist *Αἰστιούα* herzustellen und dies als *aestiva* sc. *castra* zu nehmen. während der zeit ihrer herschaft in Westdeutschland verbrachten die römischen legionen die gute jahreszeit zumeist in sommerlagern; besonders aber ist hier an das des Varus

zu denken; vgl. Velleius 2, 117: *mediam ingressus Germaniam .... trahebat aestiva.* *Αἰστουία* steht bei Ptol. auf dem rechten Elbufer, was aber umsoweniger verschlägt, da als nächster ort nordöstlich davon *Ἄλισος* di. *Aliso*, weiter *Βουνίτιον* di. *Munitio* und noch weiter *Δακιβούργιον* di. *Asciburgium* angesetzt ist, letzteres an der *ripa Oceani* statt an der *ripa Rheni.* augenscheinlich sind alle diese vier orte zusammen an die unrechte stelle geraten, vielleicht ist aber ihre gegenseitige lage im wesentlichen festgehalten.

Dann wären wir berechtigt, *Munitio* auf eine der befestigungen zwischen Aliso und dem Rheine zu beziehen, wie uns solche — von funden abgesehen — durch geschichtsquellen bezeugt sind; so von Tacitus Ann. 2, 7: *cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita.* ich denke vor allem an den limes des Tiberius und ein an ihm von Germanicus angelegtes festes lager, von dem aus er seinen Germanenkrieg mit dem raubzug ins Marsenland eröffnete; s. Tacitus Ann. 1, 50: *at Romanus agmine propero silvam Caesiam limitemque a Tiberio coeptum scindit, castra in limite locat, frontem ac tergum vallo, latera concaedibus munitus.*

Unter *Τρόπαια Δρούσου* ist trotz dem ganz unstichhaltigen einwand bei Müller 269 gewis das siegesdenkmal des Drusus zu verstehn, das Dio Cassius 55, 1 erwähnt. *Τὸν Οὐίσουργον διαβὰς* heifst es daselbst von Drusus *ἤλασε μέχρι τοῦ Ἄλβιος πάντα πορθῶν· ἐκεῖνον . . . ἐπεχείρησε μὲν περαιωθῆναι, οὐκ ἠδυνήθη δὲ, ἀλλὰ τρόπαια στήσας ἀνεχώρησε.* damit ist Florus 4, 12 zusammenzuhalten: (*Drusus*) *Marcomannorum spoliis insignibus quendam editum tumulum in trophaei modum excoluit.*

Sehr auffallen würde es, wenn das berühmte *Teutoburgium*, das wir aus dem namen des *Teutoburgiensis saltus* erschliefsen können, unter den ortsnamen in der Germania des Ptolemäus fehlte. Zeufs hat es deshalb (Die Deutschen und die nachbarstämme 7) hinter dem namen *Τουλισούργιον* vermutet, eine ansicht, die vielfach zustimmung fand, so zuletzt von Holz 63, der an einfluss des vorausgehnden *Τουλίφουρδον* denkt. sicher ist wegen *Τουλί-φουρδον* auch *Τουλι-σούργιον* abzuteilen, und dass dies zunächst in *Τουλι-βούργιον* zu bessern ist, wird kein einsichtiger bestreiten. verderbnis von *Β β* zu *Σ σ* liegt auch in

Λαγκό-σαργοι bei Strabo vor [worin im übrigen *Γ* zunächst auf *T* zurückgeht und *-βαρτοι* für *-βαρδοι* vielleicht dialektische schreibung ist; vgl. die kyprische schreibung und aussprache *περτίκιν* = *πέρδικα* 'rebhuhn': Thumb Handb. d. neugr. volksspr. 16 (§ 26)] und in *Βούλανες* Ptol. III 5, 8 ed. pr. statt *Σούλωνες*, ohne dass hier der grund des fehlers deutlich wäre. bei *Τουλισούργιον* statt *-βουργιον* kann man an den einfluss von namen wie *Οὐίσουργις, Κασουργίς* denken. ein namenelement *Τουλι-* in *Τουλί-φουρδον*, worin der zweite teil sofort als 'furt' verständlich ist, liefse zusammenstellung mit *Thuliberch* bei Förstemann DNb. II² 1455 zu, das man an mhd. *daʒ tülle* 'pfahlwerk, zaun von brettern und pallisaden' (nach Ehrismann Beitr. 20, 62 collectivbildung zu germ. *þulaz* mit anlautendem *t* wie *tûsent*, *tiutsch*, *tâht* ua.) anknüpfen möchte. auch *zülle*, mhd. *zülle*, *zulle* (got. **tuljô?*) 'flussschiff, kahn', woran Grimm Gramm. III 437 dachte, käme immer noch in betracht; denn dieses wort, wie jetzt üblich ist, aus der slav. sippe von russ. *čelnu*, poln. *czołn*, czech. *člun* herzuleiten ist doch mehr als kühn. da *furt* ursprünglich sicher jede art von übergangsstelle über ein wasser bezeichnet, auch wenn man dabei nicht waten konnte, wäre ein name des sinnes 'kahnfurt' recht wol möglich. aber wenn **Τουλι-βούργιον* noch weiter in *Τευτο-βούργιον* zu bessern ist — eine solche änderung empfiehlt sich ja auch wegen der lage des ortes, der westlich von der mittleren Weser eingetragen ist, — so ist nicht nur die frage zu erwägen ob darin die verderbnis dem einfluss des benachbarten *Τουλί-φουρδον* zuzuschreiben ist, sondern auch die, ob etwa auch dieses in *Τευτό-φουρδον* gebessert werden soll. inhaltlich würde sich ein solcher name, der 'die grosse, vielbenützte furt' bedeutet, sehr empfehlen, und würklich gibt es mehr als einen ort dieses namens: bei Förstemann DNb. II², 1445 sind erwähnt ein *Deotfurdi* (a. 974), jetzt *Dietfurt* bei Quedlinburg, ein *Dietfurt* (a. 1090), jetzt *Dietfurt* an der Thur, ein *Theotfurt* (a. 802), jetzt *Dittfurt* an der Altmühl, endlich ein *Thietfurt* (a. 960) bei Mersch in Luxemburg. in Rudolphs ortslexikon von Deutschland sind 9 örtlichkeiten namens *Dietfurt* verzeichnet.

Aus *Τευτο-* kann *Τουλι-* freilich nicht leicht entstanden sein; allein dieses *teuto-* als compositionsglied germanischer namen wie *Teuto-burgiensis saltus*, *Τευτο-βούργιον* (in Pannonien),

Teuto-meres, *Τευτο-νάρ(ι)οι* ist in dieser gestalt bekanntlich keltische entsprechung von echt germanischem *þeuda-*, das unbeeinflust durch das urverwante keltische compositionsglied in lat. transscription *theudo-* oder *teudo-* lauten muste. ebensogut wie *Teutoburgium* ist also *Teudoburgium* denkbar und wenn darin der compositionsvocal *o* mit *i* vertauscht wurde, wie ja auch das pannonische *Τευτοβούργιον* des Ptol. im It. Ant. als *Teutiburgio*, in der Not. dign. als *Teutiborgio* auftritt, kann dies dem einflusse von germ. *Asciburgium* und vor allem dem der lat. composita zuzuschreiben sein, in denen ja der compositionsvocal *i* zu ausschliefslicher herschaft gelangt war. umso leichter aber konnten diese hier einwürken, wenn es auch ein lat. wort *-burgium* in zusammensetzungen wie *Quadri-burgium* gab, das zudem hier in einer ortsbezeichnung auftritt, daher von den Römern sicherlich von dem *-burgium* in germanischen ortsnamen nicht auseinander gehalten werden konnte.

Das zu tun fällt sogar uns noch nicht leicht. man hält ja lat. *burgus* so gut wie allgemein[1] für eine alte entlehnung des vulgärlatein aus dem germanischen; ich verweise beispielshalber auf Kluge Pauls Grundr. I 317, wo auch *Quadri-burgium* als germanisch betrachtet wird, auf desselben Et. wb.[5] unter *burg*, auf Diez Et. wb.[4] unter *borgo*, auf Thurneysen Keltoromanisches 49, auf Bruckner Spr. d. Lgbd. 86. das wort *burgus* tritt aber im lateinischen schon lange vor der zeit auf, in welcher sich germanische einflüsse auf das römische heerwesen bemerkbar machen. sogar das erst aus *burgus* abgeleitete wort *burgarii* zur bezeichnung der besatzungsmannschaften der *burgi* ist, worauf mich prof. Bormann aufmerksam macht, bereits aus der zeit des kaisers Hadrianus durch zwei denkmäler gesichert: s. gr. GTocilescu Inschriften aus Racovitza-Copačeni in Rumänien, Arch. epigr. mitt. XVII 2 (1894), 224. zu beachten ist auch, dass das germ. wort got. *baurgs* usw. femininum und consonantischer stamm ist; man würde also lat. widergabe durch *burx burgis*, nicht durch *burgus burgi* erwarten. dagegen stimmt *burgus* formell vollkommen zu griech. *πύργος*, da griech. *υ* im lat. regelrecht durch *u*, griech. anlautendes *π* bei volkstümlicher entlehnung durch *b* widergegeben wird. für beide übergänge ist lat. *Burrus* gegenüber griech. *Πυῤῥός* — dass dies derselbe name ist bezeugt

[1] [doch vgl. Feist in d. Festschr. zu Hildebrands 70 geburtstage s. 20 ff. R.]

Cicero Or. 48, 160 — ein beispiel, ebenso *buxus*, *buxis*, woher unser *buchs* stammt, neben griech. *πύξος*, *πύξις*; vgl. ferner lat. *baxea* gegenüber griech. *πάξ*. auch griech. *κ* wird lat. *g*, zb. in *gubernare* aus *κυβερνᾶν*. endlich stimmt die bedeutung von *burgus*, das Vegetius 4, 10, der erste, der es verwendet, durch 'castellum parvulum' definiert und das auch später im sinne von 'wachtturm' gebraucht wird, nicht sowol zu der von germanisch *burg-* als zu der von griech. *πύργος*. lateinisch *burgus* und die daraus entspringende romanische wortsippe ist also von deutsch *burg* und seiner verwantschaft fernzuhalten, womit übrigens nicht die möglichkeit bestritten werden soll, dass nachträglich eine beeinflussung der bedeutung des romanischen wortes durch das anklingende germanische stattgefunden habe. doch wäre es auch durch einen solchen einfluss nicht zu erklären, warum ersteres gerade offene unbefestigte ortschaften bezeichnet, und so bleibt wol nur die annahme übrig, dass der name des *burgus* auf die um ihn herum sich bildende niederlassung, die in ihm im falle der not eine zufluchtsstätte fand, ähnlich wie eine solche später befestigte kirchen boten, übertragen wurde. keinesfalls aber darf man den bedeutungsunterschied zwischen dem germ. und dem rom. worte übersehen. es ist deshalb verfehlt, wenn Thurneysen Keltoromanisches 49 und Kluge Et. wb.[5] 60 air. *borg* (*borgg, borcc*) 'stadt' aus *burgus* herleiten, da es seiner bedeutung wegen nur aus anord. *borg* entspringen kann. umgekehrt weist bei engl. *borough* der damit verbundene begriff 'marktflecken' auf rom. quelle. was den ursprung von *burgus* betrifft, ligt die sache jedesfalls ganz klar. wenn aber dieses wort = griech. *πύργος* ist, dann ist auch *Quadri-burgium* sicher derselbe name wie das sicilische *Τετρα-πύργιον* bei Damasc. Vit. Isid. 63.

An namenformen *Τενδίφουρδον*, *Τενδιβούργιον* wäre also nichts besonders auffallendes. wenn aber anlautendes *T* statt *Th* lediglich auf eine mehr volkstümliche lat. form hinweist, wenn ferner das *i* der compositionsfuge sich als eine art von latinisierung darstellt und sich vielleicht aus überlieferung der namen durch römischen soldatenmund erklärt, könnte auch die beseitigung des unlateinischen diphthongs *eu* und sein ersatz durch einen geläufigen laut auf die gleiche rechnung gesetzt werden. dann hätten wir es hier mit einem seitenstücke zu der unter dem einflusse der italien. volkssprache erfolgten monophthongie-

rung von langob. *eo* zu *e* oder *o* zu tun, für die sich bei Bruckner Spr. d. Lgbd. 111 belege finden. aus demselben grunde ist aus *teodiscus* italien. *tedesco* oder (dial.) *todesco* geworden. und trotzdem Bruckner hier nur an einen schreibfehler denkt, lässt auch *Tutulfus* eine ähnliche erklärung zu; vgl. übrigens *Thudelindis*, Kraus Die christl. inschr. d. Rheinl. 30. wie man für *eo* ersatz durch *e* und *o* suchen konnte, so konnte man für *eu* gelegentlich zu *u* greifen. griff man doch mitunter sogar zu dem diphthong *au ao*; denn dass bei *Taudulus Taodebert* nicht mit Bruckner 108 an ein ablautverhältnis zu den mit got. *þiuda-* langob. *t(h)eude-* componierten namen zu denken ist, wird völlig klar durch die von ihm s. 109 selbst erwähnte schreibung *Aosebius*, das ja doch für *Eusebius* steht. ein stamm idg. *touto-* neben *teuto-* ist auch sonst unerhört, denn gallisches *Toutates, Loucetius, Toutoni* ist jüngere keltische entwicklung aus älterem aber noch belegbarem *Teutates, Leucetius, Teutoni*: vgl. Brugmann Grundr. I 57, verf. Beitr. 17, 5. natürlich kommt aufserdem die möglichkeit einer verderbnis von *ευ* zu *ου* in betracht, wie eine solche in *Λουφάνα* Ptol. II 11, 12 hss. BEZ *Lufana* ed. Vic. statt *Λευφάνα*, *Τουδέριον* Ptol. II 11, 13 hss. GΣΦ¬, edd. Ulm. et Arg., *Τουτέριον* hs. X statt *Τευδέριον* vorliegt. sie war hier leichter noch möglich, da in beiden fällen das zweite compositionsglied *ου* als stammvocal enthält. über die möglichkeit einer verderbnis von *Δ* zu *Λ* endlich, wodurch aus *Τουδι-* *Τουλι-* wurde, bedarf es kaum einer bemerkung. gerade diese und die umgekehrte verwechslung begegnet hundertfach.

Jedesfalls weist die zu grunde liegende form *Teudi-* oder *Tudi-burgium*, auf die wir geraten sind, gegenüber dem *Teutoburgiensis saltus* bei Tacitus Ann. 1, 60 auf eine von diesem verschiedene quelle, wobei man an Plinius verlorenes werk über die germanischen kriege denken darf. dass deshalb die Annalen doch auch benützt sind, zeigt das aus Ann. 4, 73 entnommene *Σιατουτάνδα*. dagegen fällt es wider auf, dass der name des schlachtfeldes *Idistaviso* aus Ann. 2, 16 nicht herübergenommen wird. ebensowenig ist dies der fall beim namen *Arbalo* eines ortes, bei dem Drusus einen sieg erfocht nach Plinius HN. XI 18, 1. dies wenige genügt schon um zu zeigen, dass es sich bei dem städteverzeichnis in der Germania des Ptolemäus gar nicht um eine gründliche ausschöpfung der benutzten quellen handelt.

Ταρόδουνον gilt längst mit recht für das mittelalterliche *Zarduna Zartuna*, jetzige *Zarten* im südlichen badischen Schwarzwald, wozu auch die lage des ortes auf der karte, so gut man es erwarten kann, stimmt. die *Βωμοὶ Φλαύιοι* ferner liefsen sich leicht als die *Arae Flaviae* der Tab. Peut. erkennen.

Schwerer fällt es, über *Ματτιακόν* etwas bestimmtes zu sagen. von Müller Ptol. 272 wird es mit *Mattium genti caput* bei den Chatten nach Tacitus Ann. 1, 56 zusammengestellt; nach Holz 56 hätte Ptolemäus aus dem volksnamen der *Mattiaci* und diesem *Mattium* eine gelehrte compromisform geschaffen, was ganz unglaublich ist. eher dürfte man an die *Fontes Mattiacae* Plinius HN. 31, 20 oder *Aquae Mattiacae* Ammianus 29, 4, das jetzige Wiesbaden, denken. aber diese namen hätte Ptolemäus wol durch *πηγαὶ Ματτιακαί* oder *ὕδατα Ματτιακά* widergegeben und ein lat. *Mattiacum* als andrer name dieses ortes ist zumindest nicht nachweisbar. auch die lage von *Ματτιακόν* bei Ptolemäus im norden von **Ἀρήταυνον* spricht — so weit darauf überhaupt etwas zu geben ist — für gleichstellung des ortes mit *Mattium* und gegen Wiesbaden; es fragt sich nur, ob sich *Mattium* und *Mattiacum* als nebenformen rechtfertigen lassen. das keltische suffix *-āko-* ist, wie d'Arbois de Jubainville Recherches sur l'origine de la propriété foncière et des noms de lieux habités en France 187 ff ausführlich gezeigt hat, in verbindung mit römischen gentilnamen und beinamen auf *-ius* aufserordentlich productiv. und zwar sind die so entstandenen ortsnamen ursprünglich bezeichnung von anwesen bestimmter grundeigentümer, deren name in ihnen fortlebt. damit ist es aber keineswegs ausgeschlossen, dass es vereinzelte ähnliche bildungen schon in vorrömischer zeit und vor dem übergang von grund und boden in privatbesitz gegeben habe, da ihnen ja auch namen von häuptlingen oder sonst hervorragenden persönlichkeiten zu grunde liegen können. daneben gibt es auf gallischem boden zahlreiche beispiele, dass römische gentil- und beinamen auf *-ius* ohne hinzutritt eines suffixes (mitunter in der form des femininums) als ortsnamen verwendung finden : s. d'Arbois Recherches 344 ff; und auch dieser gebrauch wird auf vorrömische anfänge zurückgehn. so ist *Epo-rēdia* wol die stadt der *Epo-rēdii* oder des *Epo-rēdios* (oder *-rēdis, -rēdos?*), auf jeden fall aber ein von einem personen- oder volksnamen abgeleiteter auf ein *i̯o*-suffix endender

ortsname. besonders wichtig aber für uns ist die tatsache, dass sich formen auf *-io-* und auf *-iāko-* als gleichwertig nebeneinander bestehend nachweisen lassen. so setzt der name der *Matronae Julīneihiae*, die doch offenbar mit dem orte *Juliācum*, *Jülich* zusammengehören, in dessen nähe ihr denkmal gefunden ist, nach ThvGrienberger Eranos Vindobonensis (1893) s. 262 f einen ort *Julia* oder *Julius*, *Julium* und *Julīni* als seine einwohner voraus. ebenso weist der name des Alemannenstammes der *Brisigavi* (di. *Brīsi-gavii*) *seniores et iuniores* der Not. dign. und unser *Breisgau* auf eine nebenform *Brīsia* oder *Brīsius*, *Brīsium* neben *Brīsiācum*, *Breisach*. vor allem aber kommt *Mogontia*, *Magontia*, ahd. *Maginza* 'Mainz' (aus **Magentia*) neben *Magontiācum*, *Moguntiācum* in betracht. genau so also wird sich *Mattium* bei Tacitus zu *Ματτιακόν* bei Ptolemäus verhalten.

Dass wir es hier mit keltischen namen zu tun haben, hat jüngst — Idg. forsch. 5, 87 f — WStreitberg dargetan und sieht mit recht in dem zu grunde liegenden personennamen eine koseform mit hypokoristischer gemination, die auch in dem anderweitig überlieferten gall. *Matto* (= cymr. *Math*), *Mattonius*, *Mattius* vorliege. darauf, ob diese auch noch von andern vollnamen als den sicher mit dem *i*-stamme *mati-* = ir. *maith* 'gut' zusammengesetzten wie *Matidonnus*, die er zur erklärung beizieht, ausgehn können — man denke an *Matu-genus*, *Teuto-matus* — kommt es nicht so sehr an.

Der *Matto* oder *Mattios*, auf den wir hiermit geraten sind, braucht übrigens gar nicht einer vorgermanischen zeit anzugehören, sondern kann in anbetracht des vorkommens keltischer namen wie *Ariovistus*, *Maroboduus*, *Boiocalus*, *Verritus*[1] bei den

[1] diesen namen hält Kossinna Beitr. 20, 278 wol mit recht für keltisch. *-ritus* steht vielleicht für altes *-pritus* und entspricht dann germ. *-friþus* *-friþaz*. im gegensatze zu Kossinna bin ich dagegen von der deutschheit von *Mallo-vendus* vollkommen überzeugt; vgl. GGA. 1896 s. 902.

Dass sich bei den linksrheinischen Germanenstämmen einschliefslich der Bataver ganz besonders starke keltische einflüsse bemerkbar machen, ist selbstverständlich. auf die vielen bei ihnen belegten keltischen namen sei deshalb hier nicht näher eingegangen. dagegen sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass der keltische mit dem volksnamen der *Bitu-rīges* identische personenname *Bitu-rīx* auch bei den Sugambren belegt zu sein scheint: vgl. Strabo p. 292 *καὶ Δευδόριξ, Βαιτόριτος τοῦ Μέλωνος ἀδελφοῦ υἱός, Σούγαμβρος*, wo zunächst wie so oft *Τ* für *Γ* verlesen und *Βαιτόριγος* her-

westlichen Germanenstämmen ebensowol ein chattischer häuptling gewesen sein. und vielleicht sind die von den Chatten ausgehnden in das verlassene Ubierland eingewanderten *Mattiăci* ursprünglich die leute desselben mannes, dessen name in *Mattium* fortlebt, aus dessen umkreis sie gekommen sein mögen. wir hätten es dann mit einem keltischen seitenstück zu germ. namen wie *Gundbadingi*, *Carlingi*, *Lotharingi* zu tun.

Damit will ich die möglichkeit nicht völlig in abrede stellen, dass die *Mattiaci*, woran ich früher dachte, durch ihren namen als leute aus dem bereich von *Mattium* bezeichnet seien, woher sie ja gekommen sein können. so mögen auch die *Segontiaci*, die Cäsar BG. 5, 21 in der nachbarschaft der Trinobantes kennt, nach einem orte *Segontion* oder *Segontia* benannt sein, wenngleich dies nicht das *Segontium*, jetzt *Caer Seiont*, in North Wales zu sein braucht, das von ihnen recht abgelegen ist, und noch weniger natürlich das *Segontia* in Spanien.

Was die lage von *Mattium* betrifft, ist auf Braune Idg. forsch. 4, 348 zu verweisen. es ist in der tat sehr wahrscheinlich, dass, wie dieser annimmt, die namen des dorfes *Metze*, seit dem 11 jh. als *Mezehe*, *Metzihe* belegt (= **Mezzaha* 9 jh.), und des baches *Metzoft* (aus **Mattiapa*), an dem das vorgenannte dorf gelegen ist, den namen *Mattium* forterhalten und beide ursprünglich nichts anderes als 'bach von *Mattium*' bedeuten. am selben gewässer wird man dann dieses zu suchen haben, wenn auch nicht notwendigerweise gerade in *Metze*. das element *-apa* mit gleicher bedeutung wie ahd. *aha* ist auf hessischem boden auch in germ. zeit noch productiv, wie die zahlreichen deutschen wortstämme zeigen, an die es antritt. auch der name **Mattiapa* muss deshalb nicht notwendigerweise in vorgermanischer zeit geprägt sein.

Ähnlich gebildet wie *Ματτιακόν* ist wol *Βίβακον*. ich

zustellen ist. das *αι* hat aber hier wol wie in *(Σ)αιγιμήρου* für *Segimeri* und sonst oftmals den wert von *ε*, daher man ein lat. *Beto-rix* oder *Betu-rix* erschliefsen darf; vielleicht sogar *Bitu-rix*; vgl. griech. *Τεβέριος* statt *Tiberius* und ähnliches: s. Dittenberger Hermes 6, 129 ff, Kossinna Idg. forsch. 2, 184. übrigens steht auch in der Tab. Peut. *Beturiges* und sonst kommt *Betoregas*, *Betorex* udgl. vor: s. Holder Akelt. Sprachsch. 438 f. *Μέλων* an der angezogenen Strabostelle ist nach ausweis des *Maelo* auf dem Mon. Anc. in *Μαίλων* herzustellen. *Δευδόριξ*, womit nichts anzufangen ist, da germ. **Þeuda-rīkz* nicht so widergegeben werden konnte, halte ich für verschrieben aus *Λευδόριξ*, lat. **Leudu-rix*.

dachte bei diesem allerdings ursprünglich an germ. *bī̌* 'bei' und *bak* 'bach', also an einen an einem bache im allgemeinen oder an dem flusse namens *Bac* des Geogr. Rav. gelegenen ort. allein die lage des ortes in altem Keltenlande und die verbreitung des in rede stehnden kelt. suffixes lässt doch eher an eine kelt. bildung denken. freilich wäre wegen des überwiegens von *i-āco-* über bloſses *āco- Βιβίακον* eine noch passendere form, und sie ist vielleicht die ursprüngliche. in der ansicht, dass der name keltisch ist, bestärken mich die *vicani Bibienses* einer inschrift aus Sandweier im badischen Mittelrheinkreis; ja nach dem, was wir über das verhältnis von *Julium* (od. *-ius -ia*) zu *Juliacum, Magontia* zu *Magontiacum*, *Brisia* (od. *-ius*, *-ium*) zu *Brisiacum*, *Mattium* zu *Ματτιακόν* in erfahrung gebracht haben, kann auch ein name *Bibium* (od. *-ius -ia*) ein synonym von *Bibiacum* sein, und die natur der ptol. karte lässt es nicht als ausgeschlossen erscheinen, dass *Βίβακον* und *vicani Bibienses* sich auf denselben ort bezieht. freilich kann *Bibienses* auch für *Bivienses* stehn und zu *bivius*, *bivium* gehören, wodurch die hier als möglich erwogene beziehung auſser betracht käme; doch beachte man anderseits, dass der name *Bibium* durch das It. Ant. p. 274 auch in Pannonia superior belegt ist, wo Ptol. II 14, 1 ebenfalls ein gebirge *Βέβια ὄρη* kennt. — nicht völlig ausgeschlossen ist endlich die möglichkeit, dass *Βίβακον* aus *Βίβρακον* entstellt ist, was mit kelt. *bibros*, *bebros* oder *-us* 'bieber' zusammenzustellen wäre.

Vielleicht darf man auch die namen *Βουδόριγον*, *Βουδορίς* und *Βουδοργίς* von einem personennamen ableiten. auf jeden fall sind alle drei unter demselben gesichtspunct zu betrachten und schlieſsen, auch was ihren auslaut anbelangt, ursprung von derselben grundform nicht aus. das *γ* in *Βουδοργίς* und *Βουδόριγον* (für *-ργιον*? vgl. *Οὐισούριγος* Ptol. II 11, 1. hs. C. *Οὐισουρίγιος* DEFGLMNOSVΞΩ statt *Οὐισούργιος*) lieſse sich ähnlich auffassen wie in *Visurgis*, woran auch Müllenhoff DA. II 215 gedacht hat, der sich das beim namen des flusses eingeschobene *g* wol mit recht aus der eigentümlichen natur von germ. *j* nach *r* erklärt; er vergleicht unser *bürge ferge scherge*, ahd. *burio fario scario*. es ist übrigens weiter daran zu erinnern, dass sich sowol die runenschrift als Wulfila des lat. *G* zur widergabe von germ. *j* bedienen. wenn aber Müllenhoff, der auch auf *Κασουρ-*

γίς, *Κοριδοργίς* (und die von uns bereits als nicht hierhergehörig erkannten namen *Τουλισούργιον* und *Βικούργιον*) verweist, bemerkt, bei den Kelten finde er nichts ähnliches, so ist dagegen einzuwenden, dass die sprachliche zugehörigkeit der vorliegenden namen ja noch gar nicht feststeht; ferner ist auf die lesarten *Τησοργιακόν* hss. BEZ, *Τισοργιακόν* CFNPRSVW ΓΠΩבר, *τὶς ὀργιακόν* DMOΔΞ, *Τισοργειακόν* L, *Τοσοργιακόν* G bei Ptol. ɪɪ 9, 1 und *Gesogiaco* auf der Tab. Peut. statt *Γησοριακόν Gesoriacum* zu verweisen. was den auslaut *-ίς* anbelangt, so ist sein häufiges vorkommen in den namen der Germania des Ptol. auffallend. natürlich kann ihm lat. *-is* zu grunde liegen, das selbst wider an germanische nominative auf *-iz* und *ī*, keltische auf *-is* und *-ī* sich anschliefst. gelegentlich aber scheint griech. *-ίς* bei Ptol. vielleicht unter dem einflusse von bildungen wie *Χερουσκίς*, *Μαρκομαννίς* gegenüber lat. *Cheruscia*, *Marcomannia* sein gebiet auf kosten von lat. *-ia* erweitert zu haben. ist doch auch statt *Πραιτωρία Praetoria* bei Ptol. ɪɪɪ 1, 30 in den hss. ΦΨ und ed. Arg. *Πραιτωρίς*, in Σ *Πλατωρίς* geschrieben. wir können demnach auch ein lat. *Budorgia*, jedesfalls aber die möglichkeit eines zu grunde liegenden barbarischen wortstammes *Budorio-* in betracht ziehen.

Anderseits lassen sich mit *Βουδόριγον* namen wie *Carbantorigum* in Britannien im südlichen Schottland, *Duroco-regum* j. Donqueur, aus **Dūnoco-rīgum* mit dissimilatorischem ersatz von *dūr* durch das verwante *dūn*, *Ego-* oder *Ico-rigium*, jetzt Jünkerath, *Novio-regum* im dep. Charente inf., *Sego-rigium*, jetzt Worringen im kreis Köln, vergleichen und auch von *Βουδορίς* und *Βουδοργίς* wird man zugeben, dass sie leicht aus *Βουδοριγίς* verderbt sein können. wir hätten es dann mit einem aus einem personennamen *Budo-rīx* gebildeten ortsnamen zu tun, wovon übrigens die früher erwogene möglichkeit nicht allzuweit abführt, da *Budorio-* als aus einer kurzform entspringende nebenform von *Budo-rīgio-* aufgefasst werden kann. vielleicht ist auch *Gēsoriācum* eine verkürzung anstatt *Gēso-rīg(i)ācum* und zu einem kelt. personennamen *Gēso-rīx*, worin der erste teil gleich germ. *gīsa-* in namen ist, gehörig. was *Budo-rīx* betrifft, so ist es genaue keltische entsprechung zu *Poterich* Chron. mon. Casin. bei Förstemann DNb. ɪ 291, wo noch andre mit **buda-* zusammengesetzte namen verzeichnet sind, denen sich weitere bei Bruckner Spr. d.

Lgbd. 237 anreihen. einen urkeltischen wortstamm **budo-* 'gebot' erschliefst Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 180.

Von orten Deutschlands, deren namen zu den eben behandelten in beziehung gebracht worden sind, kommen *Bodriki*, jetzt *Buderich* bei Werl w. v. Soest, ferner *Botreche*, jetzt *Büdderich* (auch *Buderick* gesprochen) w. v. Düsseldorf und *Büderich*, Wesel gegenüber, in betracht. doch hat der erstaufgeführte, wenn er von dem eben besprochenen personennamen abgeleitet ist, deutlich germanischen lautstand. allein so gut als bei Plutarch, Strabo und Tacitus germ. namen auf *rīk-* nach der analogie keltischer auf *rīg-* umgestaltet erscheinen, könnte dieses element auch bei Ptolemäus keltisiert sein. *Büdderich* und *Büderich* weisen wol auf ein keltoromanisches *Budoriăca*, *-o* zurück, was nach unseren erfahrungen eine alte nebenform *Budoria* nicht ausschliefst, wie wir bei *Mattium* gesehen haben. diese orte liegen auf dem linken rheinufer; doch liefs sich ja eine irrtümliche übertragung von namen aus der Germania inferior in die Germania magna auch sonst mehrfach belegen. übrigens ist nur *Βουδορίς* in der nähe des Rheines eingetragen. *Βουδοργίς* und *Βουδόριγον* dagegen, die beide wol auf éine örtlichkeit gehn, stehn weit im osten zwischen der obern Elbe (beziehungsweise Moldau) und dem *Ἀσκιβούργιον ὄρος*.

Sicher ein personenname und zwar der des bekannten Markomannenkönigs steckt nach allgemeiner annahme in *Μαρό-βουδον*, das bei Ptol. offenbar die *regia* oder das *castellum* des Maroboduus bezeichnet, die von Tacitus Ann. 2, 62 erwähnt werden. unglaublich aber ist, dass Ptolemäus oder sein vorgänger selbst einem personennamen die function eines ortsnamens gegeben habe, ohne dass sie ihm in ihrer quelle schon zukam. Holz vermutung (s. 36), dass er aus den worten des Strabo p. 290: *τὸ τοῦ Μαροβόδου βασίλειον* herausgelesen sei, ist schon gar unannehmbar, denn diese worte sind dort apposition zu *Βουΐαιμον*, hätten also höchstens zur eintragung eines vermeintlichen städtenamens *Βουΐαιμον* führen können. auch haben wir ja würklich bereits keltische namen wie *Carbanto-rigum*, *Duroco-regum*, *Novio-regum* kennen gelernt, die zu gall. *rīx rīgis* 'herr, fürst' gestellt werden. ferner gehört *Andematunnum*, der alte name von Langres, zu einem personennamen *Ande-matunnus*, *Lit-marum* 'in pago Biturico' (667) Pard. II 143 doch wol zum

personennamen *Litu-marus*. das bereits erwähnte *Λευφάνα* des Ptol., *Levefanum* der Tab. Peut. erinnert auffallend an den lgbd. mannsnamen *Leofanus*, *Leufonus*; vgl. auch *Liviperga* usw. bei Bruckner Spr. d. Lgbd. 277. auch aus der inschrift *Andecamulenses* Orelli 1804 ist nach d'Arbois Recherches 388 f ein ortsname *Andecamulus* oder *Andecamulum*, zu einem personennamen *Andecamulus* gehörig, zu folgern. nach d'Arbois ist *Andematunnum* wahrscheinlich eine kurzform für *Andematunno-dunum*. trifft dies zu, so liefse sich auch ein **Marobodunum* als kurzform zu **Maroboduo-dunum* denken. ähnlich kann sich *Ἔβουρον* zu dem südlich davon eingetragenen *Ἐβουρό-δουνον* verhalten, die beide wol derselbe ort sind.

Bei *Μαρόβουδον* kommt übrigens noch eine andre möglichkeit in betracht. man sollte nämlich *Μαροβόδουνον* oder *Μαροβόδυον* erwarten. vielleicht ist in letzterer form die lautgruppe *δυ* in *υδ* umgestellt worden. möglicherweise geht aber die überlieferte form gar auf *Μαροβ(οδ)ουδ(ουν)ον* zurück, wobei sich der wegfall der hier in klammer gesetzten silben graphisch leicht erklären liefse. *Μαρόβουνον* der hs. X liefse sich dann als *Μαροβ(οδουδ)ουνον* verstehen.

Durch den ansatz unmittelbar gegenüber von *Brigetio* (Komorn) ergibt sich vielleicht für *Κελαμαντία* die möglichkeit, seine lage zu bestimmen. dem namen des ortes, der auch *Κελμαντία* ΣΦΨ edd. Rom. Ulm. Arg., *Καλαμαντία* X, *Κελεμαντία* CPRVWα geschrieben wird, ligt wol gar lat. *Clementia* zu grunde. zur art der verderbnis vgl. man, was die stammsilbe betrifft, *Γαμαβρίουνοι* statt *Γαμβριούιοι* bei Strabo p. 291 oder *Γαιοβόμαρος* bei Dio Cassius 77, 20 statt *Γαιβόμαρος* (s. Kossinna Zs. 29, 268), *Τευτονόαροι* statt *Τευτονάρ(ι)οι* bei Ptol. II 11, 9. ein lat. benanntes *Clementia* wäre um so sicherer für ein castell gegenüber von *Brigetio* zu nehmen. doch bleibt die änderung des ableitenden *-entia* in *-αντια* der überlieferung unaufgeklärt, und da *-antia* sonst vielfach in keltischen namen vertreten ist, kann es sich auch hier um einen solchen handeln.

Sicher einen lateinischen namen trägt dagegen *Φηλικία* *Felicia*, das 1½ grad nördlich von Carnuntum eingetragen ist. dort kann es natürlich nicht am richtigen platze stehn. ein lateinisch benannter ort kann an der March auch nur ein brückenkopf gegenüber von Carnuntum gewesen sein. von ihm stammen

wol die römischen mauerreste, die man bei Stopfenreut im Marchfelde gefunden hat. dass hier Ptol. einen ort vom Donauufer so weit landeinwärts versetzt hat, ist auch kein schlimmerer fall als seine ansätze von *Τευδέριον*, *Ἄλισον*, *Φαβίρανον* und so vieler anderer orte.

Für Stillfried an der March, wo mein vater eine ausgedehnte, von wallbauten umschlossene ansiedlung entdeckt hat, die vom beginn der metallzeit an bis herab ins mittelalter bewohnt war, kommt der name *Ἐβουρόδουνον* in betracht, der erste, der an der March angesetzt ist. an das nicht weit von *Οὐινδόβονα* eingetragene *Μεδιολάνιον* kann man bei Stillfried schon deshalb nicht denken, weil dieser name die lage inmitte einer ebene voraussetzen würde, die bei dem nur gegen osten ans Marchfeld anstofsenden Stillfried nicht zutrifft.

Der namen *Ῥούγιον*, *Οὐΐρουνον* und ihrer zugehörigkeit zu den stämmen der *Rugii* und *Οὐίρουνοι* (Zeufs 154. 133) ist oben schon gedacht worden. zu *Rugium*, *Virunum* wird *oppidum* oder *castellum* zu ergänzen sein.

Auf die vielen naiven localisierungsversuche bei Müller, Holder Ak. Spr. und andern einzugehn, wäre verlorne zeit. erwähnt sei, dass bei *Τρήουα* Zeufs 762 an Hamburg dachte, das nach Owens Welsh dict. im cymr. *Treva* heifst; dessen angabe beruht indes auf erfindung. auch die bekannte gleichstellung von *Καλισία* mit *Kalisch* brachte Zeufs aao., jedoch nicht ohne beifügung eines fragezeichens. ich weifs weder dafür noch dagegen etwas von belang zu bemerken. doch hat der name eher das aussehen eines keltischen als eines germanischen, weshalb er vermutlich nicht an die stelle gehört, wo er steht, sondern weiter nach süden. dass nicht mehr von den ptolemäischen städtenamen, zumal solchen, die nach Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien fallen, sich forterhalten haben, hat nicht darin seinen grund, dass die betreffenden orte eingegangen sind, sondern darin, dass in diesen gebieten durch das eindringen der Slaven ein nahezu vollständiger wechsel des geographischen namenbestandes eingetreten ist.

Unter den namen, deren spur wir aufser bei Ptolemäus noch in andern quellen begegnet sind, fanden sich etliche sicher lateinische: so **Munitio*, **Aestiva*, **Fabarinum*, *Arae Flaviae*, *Tropaea rusi*. auch unter den Ptolemäus allein angehörigen haben

wir *Φηλικία* und mit vorbehalt *Κελαμαντία* als lateinische verzeichnet. möglicherweise geht auch *Βροδεντία* oder besser *Βρονδεντία* GΣΦΨ, das nördlich der oberen Donau angesetzt ist und wol innerhalb des limes gehört, auf *Προυδεντία Prudentia* zurück. *ν* ist ja oft mit *υ* verwechselt und auch vertauschung von media und tenuis ist aus Ptolemäus mehrfach zu belegen: ich verweise nur auf *Φροῦδις* statt *Φροῦτις*. doch muss hier auch die möglichkeit in anschlag gebracht werden, dass *Βρονδεντία* richtig überliefert und ein kelt. wort ist. es liefse sich nämlich aus dem keltischen ansprechend deuten durch zusammenstellung mit *brondâ*, *brondjo-* 'brust', erhalten in ir. *bruinne* m. 'brust', acymr. *bronn* im comp. *bronn-breithet*, jetzt *bron* f. 'pectus, mamma', bret. *bronn*, *bron* f. 'mamelle', in ortsnamen auch 'ein runder hügel' und mit ablautendem cymr. *brynn* m. 'collis', grundform *brendo-* (s. Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 184).

Lateinisch oder, wenn man will, gallo-romanisch ist endlich *Γραυιονάριον* oder vielleicht besser mit hs. X *Γρανονάριον*. das suffix *-ario-* spielt bei der bildung romanischer ortsnamen überhaupt eine grofse rolle; s. d'Arbois Recherches 602 ff, wo zahlreiche beispiele von solchen mit ältern und neuern belegen angeführt sind. ich hebe daraus hier besonders den franz. ortsnamen *Gravières* aus **Gravarias* hervor, dessen stammwort *gravo-* 'gries, grober sand' aus dem keltischen — s. Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 117 — ins romanische übergegangen ist, in dem es durch franz. *grève* 'sandiges, flaches ufer', pr. cat. *grava* 'kies', chw. *grava*, *greva* 'sandfläche', venz. *grava* 'bett der bergströme' und die ableitungen *gravelle* (engl. *gravel*), *gravier*, *gravois* vertreten ist: s. Diez Et. wb. unter *grève*. zu einem stamme *gravo-* würde sich eine erweiterung *gravo*, *-onis* gerade so verhalten wie italien. *sabbione*, franz. *sablon* zu lat. *sabulum* 'sand, kies', und auch eine form *gravio* ist gewis denkbar. daraus ergibt sich weiter die möglichkeit einer form *Gravonario-*, *Gravionario-* neben *Gravario-*, womit das ptolemäische *Γραυ(ι)ονάριον* übereinkommt. die bedeutung dieses namens, der sicher einen ort aus der gegend innerhalb des römischen limes bezeichnet, ist entweder 'sandige gegend' oder wahrscheinlicher wie die von italien. *sabbionaja* (aus **sablonaria*) 'sandgrube'. ebenso gebildet wie *Gravonarium* sind die inselnamen *Fabaria* und *Glēsariae*.

Damit wäre eine gruppe von namen als lateinisch erwiesen.

was den sprachlichen charakter der übrigen betrifft, so ist von vornherein zumeist keltischer oder germanischer ursprung zu erwarten. aber natürlich sind einige auch zu verderbt oder enthalten kein kriterium zur bestimmung ihrer herkunft. so weit diese deutlich ist — dabei bleiben übrigens die nicht würklich nach Deutschland gehörigen von der betrachtung ausgeschlossen —, überwiegen die keltischen bei weitem. dies erklärt sich indessen nicht daraus, dass etwa die mehrzahl der ortsnamen in Germanien keltisch gewesen ist, sondern daraus, dass gerade die der römischen reichsgrenze zunächst gelegenen teile der Germania magna, aus denen die meisten dieser namen stammen, altes Keltenland waren. dazu kommt, dass die nachrichten über Deutschland den Römern vielfach durch Kelten vermittelt wurden, die gewis oftmals traditionell keltische namen von orten fortbewahrten, auch wenn sie in Deutschland selbst von seiten der Germanen durch andre ersetzt worden waren.

Von den in keltischen ortsnamen so oftmals vertretenen *-briga* 'berg', *-briva* 'brücke', *-magus* 'feld', *-durum* 'feste', *-dunum* 'burg, stadt', *-ritum* 'furt' begegnen uns auf dem boden der Germania bei Ptol. nur die beiden letztgenannten.

Das keltische *-dûnum* ist bekanntlich unserm *zaun* nächstverwant. die bedeutung 'burg, stadt' hat sich aber stellenweise auch bei dem germ. worte entfaltet wie ags. *tún*, engl. *town* zeigt. auch aisl. *tún* 'gehöft' ist zur bildung von ortsnamen verwendet worden: beispiele dafür sind *Sigtún* und das mythische *Nóatún*. solche germanische ortsnamen wären von den Römern sicher mit den verwanten keltischen zusammengeworfen und ihnen angeglichen worden, wie nicht anders die germ. personennamen auf *-rīkz* den keltischen auf *-rīgs*. trotzdem ist unter den 6 oder 7 hier in betracht kommenden namen sicher kein deutscher, wie die ersten compositionsglieder zeigen. sie gehören überdies alle nach Süddeutschland, wo sich für germ. *tūna-* die bedeutung des engl. *town* oder aisl. *tún* nicht wahrscheinlich machen lässt und wo anderseits keltische namen sich in grofser zahl finden musten.

Am ehesten wäre man noch bei *Λουγίδουνον* geneigt, an einen von haus aus germanischen namen zu denken oder das wort für eine keltische bezeichnung der stadt der Lugier zu halten, so wie *Batavodûrum* eine solche der Bataverfeste ist. der name Lugier umfasst indessen eine ganze gruppe von stämmen,

deren verein im besten falle den charakter eines staatenbundes hatte. die benennung eines ortes nach dem gesamtvolk liegt deshalb gar nicht im bereich des wahrscheinlichen. *Λουγίδουνον* wird also ganz dasselbe sein wie *Lugudunum*, *Lugdunum*, ein name, für den wir aus Gallien im ganzen wol ein dutzend belege besitzen : s. Charles Albert Williams Die franz. ortsnamen kelt. abkunft 54. 56. in vier fällen ist der name *Lugdunum* für bestehnde orte altüberliefert und zwar für Lyon, Laon, Leyden und SBertrand. ein ortsname, der nicht mehr fortlebt, ist: *Lugdunum villa in pago Cenomanico* (625) Pard. I 222, II 226. aufserdem gehn auf *Lugdunum* zurück : *Loudun* (Vien) *Lauduno* (800) *Lausdunum* Karol., *Laudun* (Gironde) *Laudunum* (1088), *Lauzun* (Lot-et-Garonne), *Mont-Lauzun* (Lot), *Laons* (Eure-et-Loir) *Laudunum* (1300), *Lion* (Loiret) *Lodunum* Karol. — auch *Lugdunum Laon* hiefs *Laudunum* in karol. zeit. d'Arbois Recherches 152 erklärt *Lugu-dunum* als 'forteresse du dieu *Lugus*'; doch wird es wol auch männer dieses namens gegeben haben. denselben sinn wie *Lugdunum* haben nach Rhys Lectures on the origin and growth of religion 406 f. 420 die namen *Dinlleu* in Arvon und *Dinlle* im Wrekin-district in Shropshire, die einem gallischen *Dūnon Lugovos* 'stadt des *Lugus*' entsprechen. den namen *Lugus* selbst, mit dem der eines welschen heros *Lleu* identisch sein soll, erklärt er ebenda 408 f aus einem cymr. *lleu* 'licht'. anders versteht ihn Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 257.

Σεγόδουνον entspricht genau dem gallischen *Sego-dunum*, jetzt Rodez. aufserdem gehn nach Williams D. franz. ortsn. 72 auf *Sego-dunum* zurück : *Suin* (Saône-et-Loir) *Seudunum* Röm. *Sedunum* Karol. und *Sion Sedunum* (Schweiz). ein *Segedunum* findet sich in Britannien. *sego-* wird bei Fick Vgl. wb.[4] II 297 mit 'gewalt, sieg' übersetzt und mit unserm *sieg*, skr. *sáhas* 'macht, sieg', zend. *hazaṅh* 'gewalt' zusammengestellt. *Sego-dūnon* wird also die 'starke, mächtige, siegreiche stadt' gewesen sein. fast ganz derselbe name ist das nordische *Sig-tún*. auch sonst ist *sego-* im keltischen in zusammengesetzten namen oft vertreten. in solchen wie *Sego-vellauni* hat es vielleicht keine andre function als ags. *Sige-* in *Sige-scildingas*; vgl. *Catu-vellauni* und *Headu-scilfing*, *Headu-beardan*.

Καρρόδουνον heifst aufser dem in Germania und dem bereits erwähnten in Sarmatia noch ein ort in Pannonia superior

(Ptol. II 14, 4) und einer in Vindelicia (Ptol. II 12, 4). der name liefse sich nach kelt. *karros*, woher lat. *carrus* stammt, als 'wagenburg' erklären. indessen begegnet *Carrus* CIL XII 356 als beiname des Mars, CIL VII 1336, 248 als cognomen. daher ist d'Arbois wol im rechte, wenn er *Carrodunum* als 'burg des mannes oder gottes *Carros*' deutet.

Ἐβουρόδουνον ist ebenfalls noch aus andern keltischen ländern bekannt. ich führe nach Williams 59 an *Eburodunum* jetzt *Yverdun* (Schweiz), *Ebrodunum*, jetzt *Embrun* (Hautes-Alpes), ferner die erst aus karolingischer zeit belegten namen *Everdunum*, jetzt *Averdon* (Loire-et-Cher), und *Ebredunum*, jetzt *Bredons* (Cant). gallisch *eburo-* pflegt man nach Ebels vorgang GC[2] 88 mit ir. *iubhar*, *hibar* 'eibe', womit Windisch Ir. texte 613 unser *eber-esche* zusammenbringt, gleichzustellen. danach wäre *Eburo-dunum* = 'eibenburg'. da aber widerum *Eburus* auch als personenname vorkommt: CIL III 4167 (aus Pest), 5033 (Kärnten), 6010, 82 (steiermärkische gefäfsinschrift: *Eburus fec.*), Schuermans Sigles figulins nr 2048 (aus Douai eine marke *Eburu*), so gewinnt die deutung von d'Arbois Recherches 169 als 'stadt des Eburus' an wahrscheinlichkeit.

Für *Ταρόδουνον* fehlt eine genaue entsprechung auf gallischem boden. ein *Taro-dūrum* aber gab es. es ist das heutige *Tarare* (Rhône), *Taradrum* in karolingischer zeit; vgl. *Briare*, *Jouars* aus *Brivodurum*, *Diodurum* (Williams 58). wegen gall. *Taros*, *Tarus*, *Tara*, flussnamen, und ir. *tara* (aus *tarajo-s*) 'tätig, lebhaft', skr. *tarạ́ni* 'rasch, energisch' *tarasá* 'eilends, flugs' setzt Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 123 ein keltisches *taro-s* 'schnell' an, wovon er *taros* in *Deio-taros* trennt. auch in *Taro-dūnon* könnte der erste teil flussname sein; es wäre dann die stadt an einem flusse oder bache *Taros*, der sich freilich nicht nachweisen lässt. da wir aber namen wie *Deio-tarus*, *Brogi-tarus*, *Tar-condarius* besitzen, liegt es nahe, auch hier wider an eine stadt oder burg des *Taros* zu denken. ich halte es für möglich, dass auch ein name wie *Brogi-taró-dūnon* zu *Taro-dūnon* gekürzt wurde.

Μελιόδουνον hat Glück D. kelt. nam. 138 mit dem gall. *Mellodunum* gleichgestellt. in der tat könnte *melio-* im gallischen zu *mello-* geworden sein, geradeso wie *Allo-broges* aus *Alio-broges* hervorgeht. und aus eben diesem lautwandel erklärt es sich

vielleicht, warum ein ort auf der Tab. Vel. 7, 37 *Leucomelium*, dagegen 3, 73 *Leucumellum* geschrieben wird. in ir. *meall*, älter *mell* 'collis, locus editus', das Glück 139 zur erklärung des gallischen *Mello-* beizieht, ist jedoch dieser ursprung der geminata ausgeschlossen. daher darf man *Mellodunum* mit diesem ir. worte oder mit *Μελιόδουνον*, nicht aber mit dem einen und dem andern zusammenstellen. beiläufig sei bemerkt, dass man wegen cymr. *Mell-deyrn* (= *Mello-tigernus*), worin das erste glied mit germ. *mella-* in *Flēdi-mella* (s. Zs. 36, 45 f) zusammengehören kann, auch bei *Mello-dūnon* an benennung nach einer person denken darf. für *Melio-dunum* fehlt aber vorläufig noch eine erklärung.

Übrigens liegt es nahe, verderbnis von ΜΕΛΙΟ aus ΜΕΔΙΟ zu vermuten. *Medio-dūnon* wäre = 'mittelburg'.

Ein zweiter bestandteil *-δουνον* steckt endlich noch in *Ῥεδιντούινον*. dass dieser name stark verderbt ist, lässt sich auf den ersten blick erkennen; vielleicht ist ihm aber doch beizukommen. zunächst scheint eine änderung von *-τουινον* in *-δουινον* unbedenklich, wenn man in betracht zieht, dass in neugriech. aussprache die tenuis nach nasal, also *μπ, ντ, γκ*, mit der media nach nasal, also *μβ, νδ, γγ*, völlig zusammenfliefst zu den lautwerten *mb*, *nd*, *ng*, ein umstand, aus dem sich die neugriech. orthographie von *κολυμπῶ* 'schwimmen' (altgriech. *κολυμβῶ*), *ἕντεκα* 'elf' (agr. *ἕνδεκα*), *δέντρο* 'baum' (agr. *δένδρον*) erklärt — s. Thumb Handbuch der neugr. volkssprache 11 (§ 15) — ebenso aber auch überlieferte schreibungen wie **Σεγι-μοῦντος* (*Σεμι-γοῦντος* libri) bei Strabo p. 291 di. *Segimundus*, *Λαγκό-σαργοι* p. 290 für *Λαγγό-βαρδοι*, *Βουργούντων* Ptol. II 11, 8 statt *Βουργούνδων*, *Ἰγγρίωνες* Ptol. II 11, 6 neben *Ἰγκρίωνες*, *Ὀβρίγγος* *Ὀβρίγγα* Ptol. II 9, 2. 8 neben *Ὀβρίγκος* *Ὀβρίγκα*, *Κάμποι* Ptol. II 11, 11 für kelt. *Kamboi* (wenn hier nicht angleichung an *καμπή*, *campus* udgl. vorliegt). weiter aber lässt sich das *I* in *-ΔΟΥΙΝΟΝ* leicht als dittographie der ersten hasta des folgenden *N* erklären. damit wären wir bei *Ῥεδιν-δουνον* angelangt, das man aber umsomehr als schreibfehler für *Ῥεδιό-δουνον* nehmen wird, wenn sich auch neben *Μελιό-δουνον* gelegentlich (in P.) *Μελινδ.* findet : hier wie dort ist das *O* durch *N*, das nichts anderes als eine differenzierte dittographie des vorausgehnden *ΛΙ* oder *ΔΙ* ist, verdrängt. mit

Ῥεδιό-δουνον ist schon etwas anzufangen. denn es lässt sich, zumal Ptol. III 1, 30 auch *Ἐπορεδία* statt *-ρηδία* schreibt, für kelt. *Rēdio-dūnon*, 'die stadt des *Rēdios* oder *(Epo-)rēdios*', nehmen.

Daneben kommt aber endlich noch die möglichkeit in betracht, dass gar *Μελιό-δουνον* und *Ῥεδιο-δουνον* von haus aus derselbe name — **Medio-dunum* — sind. die verderbnis *P* für *M* wäre freilich einer von jenen fällen, über die wir nicht rechenschaft geben können. was aber doch an diese möglichkeit denken lässt, das ist der umstand, dass dann die ganze namengruppe *Ἐβουρόδουνον, Μελιόδουνον, Βουδοργίς* weiter nördlich nochmals, offenbar aus anderer quelle als *Ἔβουρον, Ῥεδιντούινον, Βουδόριγον* eingetragen erschiene.

Mit keltisch *-ritum* 'furt' zusammengesetzt ist *Λοκό-ριτον*, mit dessen erstem teil man zunächst *Sege-locum* in Britannien vergleiche. vielleicht wäre *Λωκό-* richtiger, was sich als jüngere keltische Entwicklung aus *Louko- Leuko-* darstellen würde; vgl. *Ollo-tōtae, Catu-slōgi, Brōco-magus, Caerōsi, Nōri*: Zs. 39, 51. *Lōco-ritum* wäre die 'lichte furt' oder die furt über einen fluss namens *Lōkos-a Leukos-a*; vgl. den fluss *Leuca* in Britannien beim Geogr. Rav. kaum aber enthält hier wie in *Augusto-ritum* der erste teil einen personennamen. ebenso in betracht käme noch ein dem lat. *lûcus*, ahd. *lôh*, ags. *léah*, lit. *laúkas* entsprechendes wort, das dem keltischen kaum von haus aus fehlte. namen wie *Sege-locum* liefsen sich deutschen wie *Water-loo*, *Ven-lo*, *Hohen-lohe* vergleichen. besonders fällt für diese etymologie der gallische ortsname *Sidoloco* der Tab. Peut. (jetzt *Saulieu*) ins gewicht, zumal er würklich bei Ammianus 16, 2 noch *Sedelaucum*, im It. Ant. 360 *Sidoloucum* geschrieben wird. *Sido-* ist wol dasselbe wie das Zs. 39, 38 besprochene cymr. *hydd* 'stag', ir. *sidh sidheann* 'venison', der ganze name also mit 'hirschwald' zu übersetzen.

Μεδιολάνιον ist derselbe name wie der des oberitalischen *Mediolan(i)um* (Ptol. schreibt auch dieses *Μεδιολάνιον*), der übrigens auch aus Britannien und Gallien belegt ist. aus jenem ist ein *Mediolanum* in Shropshire, aus diesem ein *Mediolanum*, jetzt Saintes (Charente-Inférieure), eines, jetzt Évreux (Eure), eines, jetzt Château-Meillant (Cher), eines, jetzt Miolan (Rhône), und eines, jetzt Mâlain, bekannt; aufserdem aber führt Williams 63 noch 28 andre französische ortsnamen an, die auf *Mediolanum*

zurückweisen. von dem bei Ptol. irrtümlich aus der Germania inferior in die Germania magna versetzten *Mediolanum* *Μεδιολάνιον* war bereits die rede. trotzdem wir es also hier mit dem verbreitetsten gallischen ortsnamen zu tun haben, ist das wort *lāno-* in den keltischen sprachen verloren, liefs sich aber als regelrechte entsprechung zu lat. *plānus* erschliefsen. *Mediolanium*, was auch für den oberitalischen ort nach Mommsen CIL. I 5, p. 634 die bessre form ist, verhält sich zu *Mediolanum* wie *triennium* zu *annus* oder got. *andanahti* zu *nahts*. der sinn des namens ist 'mittelfelde'.

Δηούονα ist genau derselbe name wie *Δηούονα* (so ist das *Δουήονα* Ptol. II 7, 9 herzustellen), jetzt Cahors. da Ausonius diesen namen *Divona*, die Tab. Peut. *Bibona* schreibt, so wird man wol auch den namen *Divona* der quelle von Bordeaux als latinisierung von *Dēvona* betrachten dürfen. zu erwähnen sind hier noch *Δηουάνα*, stadt der *Ταίζαλοι* (Ptol. II 3, 9) und 6 stadt- oder flussnamen *Dēva* : s. Holder Akelt. Sprachsch. 1273 f. all dies gehört zu kelt. *dēvos* (aus *deivos*) 'gott' eigentlich 'der strahlende'. vermutlich ist auch das *Δηούονα* in der Germania der name eines flusses oder einer quelle und durch übertragung erst der einer ansiedlung.

In einigen fällen wird eine leichte änderung der überlieferten form genügen, um den keltischen charakter des namens darzutun. so wird man, da Ptol. II 9, 5 *Ἀτουάκουτον* statt *Ἀτουάτουκον* *Aduatuca* schreibt, auch *Σετουάκωτον*, *Σετουάκουτον* GΣΦΨ zunächst in *Σετ-ουάτουκον* und vielleicht weiter noch unter voraussetzung von verderbnis von *Γ* zu *Τ* *Σεγ-ουάτουκον* *Seg(o)-vatucum* berichtigen. über *Seg(o)-* vgl. oben s. 126.

Οὔσβιον ist in *Οὐσούβιον* herzustellen. vgl. *Ussubium* (statt *Usubium*) in Gallien im It. Ant., *οὐσουβίουμ* ('herba lactago, lauriola Gallis') Dioscorides 4, 147. über das verhältnis des namens zu *Vesubio*, *Vesubiani* s. Beitr. 17, 138 f. wir haben es hier, wie es scheint, mit einer ableitung von gall. *vesu-* *usu-* 'gut' zu tun. doch vgl. man auch lat. *Vesu-vius*, aisl. *usle* 'feuersbrunst', *eim-yria* 'heifse asche', *ysia* 'feuer'.

Ein merkwürdiger, aber nicht heillos verderbter name ist *Κοινόκνον*, wie die hss. GΣΦΨ offenbar besser als die mehrzahl der hss. schreiben, die *Κοινόηνον* mit einer unmöglichen lautverbindung überliefern. über verwechslung von *H* und *K* s. oben

s. 109. das wort erinnert durch seine bildung an got. *kēlikn* 'turm', das aus dem inschriftl. überlieferten gall. *kēliknon* entlehnt ist (vgl. KBeitr. 2, 108, Kluge in Pauls Grundr. I 303); ja bei näherem zusehen gibt es sich als ganz dasselbe zu erkennen. wenn eine hs. (A) *Κοινόηνον* weiter in *Κοινόοινον* ändert, so ist dies gleich ein beweis, dass *η* durch das denselben lautwert besitzende *οι* ersetzt werden kann; vgl. oben s. 100. 107 und *Καντιηβίς* (hs. A) statt *Καντιοιβίς*. fast notwendig muste der ersatz von *η* durch *οι* dort eintreten, wo griech. worte mit *οι* wie hier *κοιλός, κοινός* anklangen. im übrigen war *ΛΙ* leicht der verwechslung mit *Ν* ausgesetzt, wie umgekehrt zb. *Βροδελιτία* und weiter *Βροδελτία* in hss. statt *Βροδεντία* steht. so wurde aus *ΚΗΛΙΚΝΟΝ ΚΟΙΝΚΝΟΝ*. die schliefsliche änderung in *Κοιν-ο-κνον* entsprang dem bedürfnisse, das wort aussprechbar zu machen, und dass man dabei gerade den vocal *ο* zum einschub zwischen die angehäuften consonanten wählte, war im anschluss an den griech. wortstamm *κοινο-* recht naheliegend. ob *Kēliknon* auch als ortsname von Kelten herrührt, oder dazu bereits von Germanen das lehnwort verwendet wurde, ist zweifelhaft; doch ist darauf hinzuweisen, dass dieses nur im gotischen nachweisbar ist. eingetragen ist der name auf der rechten seite der Elbe, aber in der nähe von *Αἰστουία, Ἄλισος, Βουνίτιον* und *Λακιβούργιον* und ist mit diesen namen zusammen nach westen zu rücken. wem es beliebt, der mag an den turm der Veleda an der Lippe denken. dieser wird ein teil eines heiligtums gewesen sein und auch das kelt. *kēliknon* der inschrift bezieht sich nicht auf ein profanes gebäude.

Λιριμιρίς ist auffallend durch das darin alleinherschende *ι*, das indessen seinen bereich hier wol durch graphische assimilation auf kosten eines andern vocals erweitert hat. keinesfalls aber werden wir dabei aufser acht lassen dürfen, dass im neugriechischen auch andre vocale noch den lautwert *ι* angenommen haben. die hss. ADXΞ schreiben *-μηρίς* statt *-μιρίς*; umgekehrt Strabo p. 292 *Οὐκρομίρου* statt *Οὐκρομήρου*. wir werden also auch hier zunächst *Lēri-* neben *Līri-* und *-mēris* neben *-mīris* zu erwägen haben. *Lēri-* entspricht dem cymr. *llwyr* 'ganz', ir. *léir* (grundf. *lēri-* aus vorkelt. *leiri-* oder *pleiri-*) : vgl. zumal zusammensetzungen wie cymr. *llwyr-dda* (kelt. **lēri-dagos*) 'completely good', *llwyr-ddrwg* (kelt. **lēri-drukos*) 'completely bad or

evil'. nach deren analogie wäre auch ein **lēri-māros* 'sehr grofs' denkbar, und vielleicht ist an unsrer stelle *Ληρι-μαρίς* das ursprüngliche. der ort könnte selbständig so benannt oder als die stadt der *Leri-māri* bezeichnet sein. bei dem charakter unsrer quelle liegt annahme einer verderbnis jedesfalls näher als der ansatz eines mit *māros* aus idg. *mōros* in ablautverhältnis stehnden und eine genauere entsprechung zu got. *mērs* darstellenden keltischen *mīros*, das man allenfalls in *Miro-briga* suchen könnte. der name *Nertomir* Brambach CIRh. add. 1376, 11 hat in dieser form wol niemals bestand gehabt.

Στράγονα schlage ich vor in *Στράτονα* zu ändern, wobei wider wie so oft *T* und *Γ* verwechselt wäre. *Stratona* stelle ich zu kelt. *stratu-s* 'fläche' (ir. *srath* 'strand', cymr. *ystrad* 'fläche, tal, strafse'). die bedeutung 'street' scheint übrigens cymr. *ystrad* nur in anlehnung an fremdworte angenommen zu haben und diejenige von 'flat, vale, dale', in der es auch gebraucht wird, die aber Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 313 übersieht, die ursprüngliche zu sein. an entlehnung aus lat. *strāta* ist schon deshalb nicht zu denken, weil dem *ā* ein *aw* entsprechen müste. das neuirische *srath*, das uns sehr häufig in ortsnamen begegnet (s. Joyce Irish names of places II 399), ist nach diesem die gewöhnliche bezeichnung für 'the level, soft, meadow-land or holm — often swampy and sometimes inundated — along the banks of a river or lake'.

Λευκάριστος macht, verglichen mit griech. namen wie *Λευκ-άνωρ*, *Μεγ-άριστος* ebenfalls ganz den eindruck eines griech. personennamens. doch kann ein ursprünglich schon vorhandener anklang an einen solchen zu völliger angleichung an ihn geführt haben. den charakter eines kelt. compositums erhält das wort aber, wenn wir es in *Λευκό-ριστος* berichtigen. eine solche form lässt auch eine etymologie zu. da idg. *leuko-* 'licht', wie schon der volksname *Leuci* zeigt, auch dem keltischen nicht fremd war, bedarf das bestimmungswort der zusammensetzung kaum weiterer erörterung. der zweite teil stellt die genaue keltische entsprechung zu aind. *pṛṣṭhá-m* 'rücken, gipfel, berggipfel' und nndl. *verst*, mndl. *vorst*, mnd. *vorst*, nnd. *forst* 'spits van't dak, van een berg, van een helm' vor. ganz dasselbe wort ist aber offenbar auch unser *forst*, mhd. *vorst*, ahd. *forst*, das man schon seiner form wegen von mlat. *forestis*, mhd. *forest* usw. trennen

muss. auch unser *first*, mhd. *virst*, ahd. *first* (aus **persti-*) ist natürlich mit dem gleichbedeutenden nd. und ndl. worte (das auf *prsto-* zurückgeht) nächstverwant : s. Kluge Et. wb.[5] 108. eine dritte nebenform ist idg. *prosto-*, aus der kelt. *rosto-s* 'vorgebirge, wald', (ir. *ross* 'wald, vorgebirge', cymr. *rhos* 'moor, planities irrigua', bret. *ros* 'tertre couvert de fougère ou de bruyère, terrain au pente particulièrement lorsqu'il regarde la mer' : Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 312) entspringt. die verschiedene bedeutung des wortes im irischen, worüber auch Joyce Irish names of places 443 zu vergleichen ist, stimmt ganz zu der des ndl. *vorst* neben hochdeutsch *forst*. **Leuco-ristus* wird man als 'lichtenwald' oder 'lichtenberg', vielleicht auch als 'kahlenberg, lysa-gora' verstehn dürfen.

Zweiffellos gallisch ist ferner *Κολάγκορον*, wie *Κολάνικα* (*Κολανία*), stadt der brittischen *Δαμνόνιοι* bei Ptol. II 3, 7, *Calanconnum vicaria*, jetzt *Chalençon* (Ardèche), Holder Ak. sprsch. 689, und der fluss *Calanca* in Oberitalien zeigt. was die ableitung betrifft, vergleiche man *Duro-cortorum*.

Dasselbe gilt von *Καντι-οιβίς*. neben gall. britt. *Canto-* 'weifs, glänzend, leuchtend' in namen begegnet auch *Cantio-Canti-*; vgl. *Cantjori* (aus *Cantio-rīx*) IBCh. 135, *CANTIORII* Allmer-Dissard t. II p. 368, *Canti-smerta* CIL XII 131. *-οιβίς* liefse sich durch eine vorauszusetzende einfachere form neben dem durch eine ableitung weitergebildeten kelt. *oibelos, oibellos* 'feuer, funke' (Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 47) erklären, zu dem auch der cymr. name *Ufel-wyn* (aus **Oibelo-vindos*) gestellt wird. auch an air. *oiph* 'das äufsere, (freundliche) miene', gael. *aoibh* 'a courteous, civil look, a cheerful countenance' liefse sich anknüpfen, was sich, sofern es sich um die bedeutung handelt, noch besser empfiehlt. doch ist es unklar, ob als keltische grundform obiger worte *aibā* oder *oibā* anzusetzen ist : vgl. Thurneysen Keltoromanisches 88. ein personenname liegt wol dem behandelten ortsnamen zu grunde.

Ἀβίλουνον ist mit namen wie *Abilus, Abilius, Abileia* (Holder 7), vor allem mit *Obilonna* auf der Tab. Peut. (bei den Allobrogern) zusammenzuhalten. vgl. *Ὀβρίγκος* neben *Ἀβρίγκας, Abrincatui*.

Κάνδουον enthält ein element *kand-*, das aus *knd-* entstanden sein und zur wz. **kond, *knd* 'brennen, leuchten' (Fick Vgl. wb.[4] II 90) gehören kann. die ableitung ist dieselbe wie im sinnverwanten volksnamen der *Aedui* und in zahlreichen zumal

germ. farbenadjectiven : s. Kluge Nom. stammbild. § 186. für kelt. ***kand-uos** setze ich die bedeutung 'glänzend, leuchtend' voraus, dieselbe also, die dem vermutlich verwanten *kantos* zukommt.

Βογάδιον erinnert an den volksnamen der *Ῥο-βόγδιοι*, in dem ein mittelvocal in keltischer oder vorkeltischer zeit synkopiert zu sein scheint.

Ἀρεγελία steht vielleicht für *Ἀρη-γελία*. für ir. *gil ·i· uisge* setzt Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 112 eine grundform *gelu-an*. wenn dies richtig ist, könnte **arē-gelios* bedeuten 'am wasser gelegen'. zu vgl. ist noch *Οὔξαμα Ἀργεῖλα* Ptol. II 6, 55, *Uxama Argelorum* CIL II 696, *Uxama A(r)gaela* CIL II 2907, beiname des arevacischen Uxama zum unterschied von *Uxama Barca* bei den Autrigones. das schottische *Argyle* dagegen, in älterer, irischer schreibung *Airer-Gaedhil* i. e. 'the territory of the Gael or Irish', hat natürlich hier ganz aus dem spiele zu bleiben.

Τεκελία gehört möglicherweise mit kelt. *tekos*, *tekis* 'angenehm, schön' (Fick Vgl. wb.[4] II 126) zusammen. auch durch kelt. *tekô* 'fliehe' = aind. *tákati* 'schiefsen, stürzen', zend. *tacaiti* 'laufen, eilen', asl. *teką* 'laufe, fliefse', lit. *tekù* 'fliefse, laufe' (Fick Vgl. wb.[4] II 125) liefse es sich deuten. vgl. zumal lit. *tekėlas* 'drehbarer schleifstein, läufer'. zu diesem verbum stellt Stokes aao. den flussnamen *Ticinus* (nach ihm aus *Tékēno-s*, aber besser wol aus *Tēkīno-s*, herzuleiten); so könnte auch in *Tecelia* ein flussname stecken.

Auch der flussname *Λουπ(π)ία*, der uns bei Ptol. als ortsname begegnet ist, wobei es fraglich ist, ob diese übertragung von den Kelten, Germanen oder Römern vorgenommen wurde, dürfte keltischen ursprungs sein. zu vergleichen ist der name *Lupio* CIRh. 130. 1390, sofern er keltisch ist. selbst *Lupo-dunum* könnte, wie *Curtio-dunum*, *Libero-dunum* nach einem *Curtius*, *Liber*, so nach einem lateinisch benannten *Lupus* den namen führen, wenn nicht gar, worauf ahd. *Lobodungouui*, *Lobodunburg* hinweist, *Lupo-dunum* lat. volksetymologische umgestaltung von echt keltischem und volkstümlich gebliebenem *Lubo-dunum* ist. es ist aber trotz mangelnden belegen nicht unwahrscheinlich, dass das griech. *λύκος*, lat. *lupus* (grundform **luqos*) auch im keltischen eine entsprechung hatte, die gallobrittisch gar nicht anders als *lupos* lauten konnte. *Lupia* wäre dann 'die wölfin' oder

'die wölfische'. germanischem *wulfaz* (grundform *vl̥qos*) dagegen würde kelt. **vlipos* entsprechen. gab es etwa ein *Vlipia* neben *Lupia*, auf das unser *Lippe* zurückgeht?

Ναβαλία, gegenüber *Ναυαλία* zu bevorzugende schreibung, — vgl. *Nabalia fluminis pons* Tacitus Hist. 5, 26 — ist genau derselbe name wie der des in Thüringen zu suchenden flusses *Nablis* bei Venantius Fortunatus 4, 2. nach Förstemann DNb. II² 1068 hätte von letzterem das *Nabelgowe* östlich von Sondershausen den namen. auch die *Naba, Nab* ist ähnlich benannt. der *Νάβαρος* in Britannien bei Ptol. II 3, 1, jetzt *Naber*, führt aber wider in rein keltisches gebiet. vermutlich gehören alle diese flussnamen mit aind. *nabhanú* 'quell' und seiner sippe zusammen.

Ἡγητματία scheint einem mit *-matus* oder *-matis* zusammengesetzten personennamen wie *Teuto-matus, Víhir-matis*[1] (über die oben s. 117 gehandelt wurde) entsprungen. nicht vergleichbar ist dann der pannonische ortsname *Annamatia, Adnamatia*, der vom namen *Ad-namatius, Ad-namatus* ausgeht. *Ἡγητ-*, *Ἡγιτ-* (wie zahlreiche hss. schreiben) könnte ein consonantischer stamm sein. doch sieht die überlieferte form *ΗΓΗΤ* nicht eben vertrauenerweckend aus und kann leicht durch eindringen einer dittographie entstellt sein. als anklingende, allenfalls in betracht zu ziehende worte erwähne ich nur *Civo-tegetis* (Holder 1035), gall. **epet-, ipet-*, das ich Beitr. 17, 139 nachgewiesen habe, endlich den ortsnamen *Ἔγητα* (*Egeta, Aegeta*) Ptol. III 9, 3, in Moesia superior.

Ἀνδουαίτιον, auch *Ἀνδουέτιον* geschrieben, entspricht jedesfalls lateinischem *Anduetium* und ist genau so abgeleitet, wie das unweit davon am andren Donauufer eingetragene *Βριγέτιον, Βριγαίτιον, Βραιγαίτιον* bei Ptol. II 14, 3. andre ableitungen vom selben stamme sind die personennamen *Andu-eia* (CIL III C II p. 928) und *Andu-enna* (CIL III C II p. 928, VIII p. 944) von der

[1] dies ist sicher = ir. *fíor-maith* aus *vīro-matis*. der einwand, den vGrienberger Beitr. 19, 534 gegen meine deutung macht, dass Stokes-Bezzenberger s. 272 nur gall. *vĕros* ansetzen, trifft nicht zu, da dieses *vĕros* eben falsch ist. idg. *ē* hat im gallischen *ī* als regelmäſsige entsprechung, wie schon *rīx* = lat. *rēx* zeigt. vGrienbergers etymologie: 'der mannmilde' ist lautlich unanfechtbar, kommt aber gegenüber der so naheliegenden andern nicht in betracht, da die ablautstufe *vīros* neben *viros* 'mann' für das keltische nicht nachweisbar und umsoweniger wahrscheinlich ist, da auch die idg. nachbarsprachen, das germanische und italische sie nicht kennen.

wachstafel der Pirusten vielleicht auch der ortsname Andesia (vgl. Bergusia) in Gallien.

Μερσούιον, wenn diese von hs. X gebotene lesart die richtige ist, erinnert an anorw. *Mjǫrs* 'der Mjösensee'; indes spricht die ableitung doch eher für ein keltisches wort. hat es bei der gemeinen lesart *Μεσούιον* zu bleiben, so ist *Mesua*, name eines hügels in Gall. Narb. bei Mela 2, 5, zu vergleichen.

Βέργιον klingt allerdings deutsch und kann eine collectivbildung zu *berg* sein, dieselbe, die um die vorsilbe *ga-* vermehrt in **ga-bergja-n*) gebirge vorliegt. doch ist derselbe wortstamm wie unser *berg* in gleicher gestalt auch im keltischen vertreten, wie die namen *Vobergenses*, *Berginus*, *Bergintrum*, *Bergusia*, *Bergomum*, *Bergidum* zeigen: s. Stokes bei Fick⁴ II 171. ja das *Βέργιδον* bei Ptol. II 6, 67, jetzt *Berga* in Spanien zwischen Ebro und Pyrenäen, heifst bei Livius XXXIV 21, 1 geradezu *Bergium*.

An stelle von *Κοριδοργίς* scheint mir *Κονδοργίς* der hs. X den vorzug zu verdienen. nach dem über *Βουδοργίς* bemerkten werden wir auch hier *Condor-is* oder *Condo-rīg-is* in anschlag bringen. dazu vgl. man die namen *Condus*, *Seno-condus*, *Condollus*, *Condilleos*, *Tar-condarius*, *Ver-condar-dubnus*, *Condarinus* (Holder 1092, 1097), nach d'Arbois zu ir. *cond* 'citoyen, homme en jouissance de la plénitude des droits civils' gehörig.

Κασουργίς wäre dementsprechend auf *Casur-is* oder *Casu-rīg-is* zurückzuführen. hier ist aber noch andres zu erwägen. nach analogie von *Βαιούρη* bei Constantinus Porphyrog. könnte sich *Κασουργίς* auf *Κασουαργίς Casuaria* zurückführen lassen. *Casuaria* heifst ein ort in Gallien (It. Ant. 347, 10), was man indes, da er am flusse *Chaise* zu suchen ist, in *Cas-varia* abzuteilen haben wird; vgl. *Argento-varia*, *Durno-varia*, *Οὐιβαντα-ύαριον*. sonst liefse sich auch an die germ. *Chasuarii Κασουάρ(ι)οι*, die Hase-anwohner, denken, nach denen ein ort in Gallien ebenso benannt sein könnte, wie andre nach dort angesiedelte Allemannen und Markomannen *Alemannia* und *Marcomannia* hiefsen: vgl. *Allemagne* (Calvados), im 11 jh. *Alemannia*, *Marmagne* (Côte-d'Or), a. 723 *Marcomannia*, ein andres *Marmagne* (Cher) und ein drittes (Saône-et-Loire); s. d'Arbois Recherches 414. bei *Κασουργίς* aber bleibt zusammenhang mit *Κασουάρ(ι)οι* immerhin zu erwägen.

Νομιστήριον, das übrigens auch griechischen worten angeglichen sein mag, lässt sich mit den gall. ortsnamen *Segustero*, jetzt *Sisteron* (Basses-Alpes), und *Segustrum* (in karol. zeit belegt), jetzt St. Seine (Côte d'Or), und dem personennamen *Epo-stero-vidus* vergleichen. sehr auffallend ist der anklang von *Numistro* (Plutarch Marc. 24: *Νομίστρων*) in Bruttium.

Παρίεννα vergleicht sich, was die ableitung betrifft, mit namen wie *Arduenna*, *Cebenna* oder jüngeren bildungen wie *Avenna*, *Turenna*; was den stamm anbelangt, ist an die *Par-isii* und die *Πάρ-ισοι* zu erinnern, auch an die kelt. wurzeln *qer* 'machen', *qer* 'zahlen, kaufen' und an *qerjo-* 'kessel', Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 61. doch ist wegen der lage des ortes im äufsersten osten (sofern wir der karte trauen dürfen), auch das illyrische und dakische in anschlag zu bringen. germanisch ist der name sicher nicht.

Στερεόντιον scheint für *Στερόντιον* oder *Στρεόντιον* (wie wirklich die hs. X schreibt) oder *Στερευόντιον Στρευόντιον* (vgl. *Στερενόντιον* in hss. A u. O; in M ist über *εο* ein *ν* nachgetragen) verderbt; der name erinnert sehr an *Στρεουίντα*, *Στρεουιντία* (so und wol besser in X), und dieser wenigstens hat nicht ungermanisches aussehen. *τ* kann auch für germ. *þ* stehn und zudem nach *ν*, wie wir gesehen haben, *δ* vertreten. germ. *strewind-ja-* wäre eine participialbildung zur verbalwurzel *strŭ̄*, *streu*, vorgerm. *srŭ̄*, *sreu*, zu der unter anderm unser *strom* gehört, und mit griech. *ῥέων-οντος* (aus *σρέϝων-οντος*) abgesehen von der ablautstufe des suffixvocales identisch. *Στρεόν-τ(ιον)* **Στρευόντ(ιον)* liefse sich auf ein ablautendes *streund-strewund-* oder *streunþ- strewunþ-* zurückführen. im gallischen ist aus *srŭ̄* *frŭ̄* geworden: s. Zs. 39, 43.

Γαλαιγία habe ich Zs. 35, 369 als germ. *Galegja-n* 'lager' gedeutet. die codices zeigen indes ein schwanken zwischen *Γ* und *K* im anlaute und da *αι* immer den wert von *ai* und von *e* haben kann, *Γ* aber sehr häufig mit *T* verwechselt wird, so sind wir über die ursprüngliche gestalt des namens sehr wenig im klaren. wegen der möglichkeit, dass er richtig *Calaetia* heifst, erwähne ich die keltischen personennamen *Calaetus*, *Calaetius* bei Holder Ak. sprsch. 687.

Φεύγαρον und *Φουργισατίς* haben unkeltischen anlaut und sind daher, wenn sie richtig überliefert sind, als germanisch zu

betrachten. eine etymologie liegt jedesfalls nicht auf der hand. *Φουργισατίς* vergleicht Zeufs Die Deutschen und die nachbarstämme 318 mit *Elsass* und deutet es als 'waldsitz'. allein weder ist für einen germ. wortstamm *furgi-* die bedeutung 'wald' wahrscheinlich, noch konnte dem *a* in ahd. *Elisâzon* bei Ptol. etwas andres als *η* entsprechen.

Für *Λιμιο-σάλεον -σάλαιον -σάλιον -σάλιον* der übrigen codices hat Müller das durch den einzigen codex X bezeugte *Λίμιος ἄλσος* in den text gesetzt. indessen ist mit einer gottheit *Limis* nichts anzufangen. *-saleum -salium* dagegen läfst sich als collectivbildung zu *saal* erklären entsprechend dem *-burgium* neben *burg*. der erste teil ist vielleicht in cod. MEZ und ed. Vic., die *Μιλιοσάλεον Miliosaleum* bieten, richtiger überliefert und könnte ursprünglich ΜΙΔΙΟ- gelautet haben. das wäre natürlich = got. *midjis*, der ganze name also got. *Midja-sali*. doch lässt sich auch mit *Λιμιο-* ebensogut auskommen. vgl. engl. *lime-tree* (wozu kelt. *lēmo-*, cymr. *llwyf* gehört: Stokes bei Fick Vgl. wb.[4] II 242) 'linde' und unser *leim*, ahd. *lîm*, ndl. *lijm*, ags. aisl. *lîm* 'leim, kalk', und seine sippe, die auch *lehm* und lat. *limus* umfasst.

Σκοῦργον darf wol für *Scurium* genommen werden nach dem was oben über *j* nach *r* bemerkt wurde; vgl. zumal *Οὐίσουργος* bei Dio Cass. dies sieht aus wie eine ableitung zu dem in ahd. *scûr* mhd. *schûr* 'wetterdach, schutz' erhaltenen worte und nur durch das geschlecht von *scheuer*, mhd. *schiure*, ahd. *sciura* geschieden. dann hätten wir es mit einem namen nach art von **Kēliknum* oder *Hleiðr* zu tun, vielleicht auch mit der bezeichnung eines tempels. — da wir indessen weiter im westen die aus volksnamen gebildeten ortsnamen *Οὐίρουνον* und *Ῥούγιον* angetroffen haben, die sogar (mit einschaltung der sprossform *Οὐιρίτιον*) unmittelbar vorher aufgeführt werden, denkt man bei dem genau an die Weichselmündung gestellten *Σκοῦργον* allzuleicht an die *Sciri*. für *Scirium* sc. *oppidum* oder *castellum* konnte zunächst *Σκίργον Σκεῖργον*, vielleicht auch *Σκῦργον* (wie der volksname auch sonst *Σκῦροι Scyri* geschrieben wird) stehn. das *ου* könnte dann vom vorausgehnden namen *Ῥούγιον* aus eingedrungen sein. doch ist aufserdem die möglichkeit in erwägung zu ziehen, dass es würklich eine nebenform germ. *Skūrōz -iz* oder *Skūrjōz* neben *Skīriz Skīrōz* gegeben habe.

tatsächlich steht dem got. *skeirs*, as. ags. *scîr*, aisl. *skírr* 'klar', ahd. *skēro* 'schier', nnorw. dial. *skēr*, nschwed. dial. *skīr* 'elster' durch wurzelvariation abweichendes aisl. *skýrr* 'hell', *skiór* 'elster', aschwed. *skȳr-skuta* 'ans licht ziehen' gegenüber: s. Noreen Abr. 67. was im besonderen die vocalstufe *ū̆* anbelangt, vgl. man formen wie mhd. *slūchen*, got. *hrūkjan*, mhd. *vūm*, ahd. *strūhhēn*, ags. *slúpan*, mndd. *tūgen*, aisl. *gnúpr* neben zugehörigen wurzeln mit vorgerm. *ā̆i̯ ē̆i̯ ō̆i̯* und *ī̆* bei Noreen Abr. 67 ff und ahd. *luzil*, as. *luttil* neben got. *leitils*, aisl. *lítell*.

Die zahl der aus volksnamen abgeleiteten ortsnamen erweitert sich übrigens noch um einen. es ist dies das zweimal vertretene *Μαριωνίς*, das einen stammnamen *Μαρίωνες* voraussetzt. dieser ist sonst nicht belegt, erklärt sich aber leicht als germ. **Marjonez*, got. **Marjans*, eine ableitung von *meer*, germ. *mari*, got. *marei*, die im sinne mit dem gallischen *Morini* und *Are-morici* übereinkommt. er ist also wol ein name für einen seeanwohnenden stamm oder mehrere zusammen, vielleicht auch für inselbewohner.

Auf festem boden stehn wir bei *-βουργιον* und *-φουρδον*, doch giebt auch hier form und bedeutung der namen zu einigen bemerkungen anlass.

Bei *-φουρδον* in *Λούπ-* und *Τουλί-φουρδον* ist gegenüber unserem *furt* f. (und m.), ahd. *vurt* m., mndl. *vord*, ags. *ford* m. der neutrale ausgang auffallend, was übrigens ebenso von dem verwanten keltischen *ritum* gilt. über *Τουλι-* ist schon gehandelt. um *Λούπφουρδον* mit der *Lupia* zusammenzubringen, müste man *Λουπιόφουρδον* als ursprüngliche namenform voraussetzen. demgegenüber halte ich es für einfacher, *Δούπ-φουρδον*, *Δεύπ-φουρδον* herzustellen, das wäre 'tief-furt'; vgl. das bekannte *Tiefurt* bei Weimar. für *ευ* kann das *ου* des zweiten wortteiles eingedrungen sein, soferne nicht, was ich allerdings für weniger wahrscheinlich halte, eine ablautform zu germ. *deupa-* vorliegt. vgl- über solche Kluge Et. wb.[5] 376.

In den namen auf *-βουργιον* ist die bedeutung dieses wortes noch keineswegs sichergestellt. bekanntlich ist unser *burg* den lauten nach dasselbe wie ir. *brí*, acc. *brigh*, cymr. *bre* 'mons, collis' (kelt. *brigs* aus *bhr̥ghs*), wovon das in keltischen städtenamen so oft belegte *-briga* eine ableitung darstellt. aber auf dem ganzen keltischen sprachgebiet ist eine bedeutung 'stadt'

bei diesem worte nicht nachweisbar. und auch im germanischen ist mindestens *Ἀσκι-βούργιον ὄρος*, das ist 'eschengebirge', noch ein beleg für die alte bedeutung des wortes. diese wird aber auch in dem ortsnamen *Ἀσκι-βούργιον* die ursprüngliche sein, weil 'eschenberg' einen viel besseren sinn gibt als 'eschenburg'. bei **Τευδι-βούργιον* liegt die bedeutung 'burg' schon näher, wiewol das erste glied hier nicht eben auf die starke bevölkerung hinzuweisen braucht, und die *Gröten-burg*, deren name ein synonym zu *Teutoburgium* ist, zwar der höchste berg des Osning ist, aber keine spuren einstiger besiedlung zeigt. anders steht die sache bei dem in einer ebene gelegenen pannonischen *Τευτοβούργιον*, dessen name von den Kimbern ausgeht: s. verf. Beitr. 17, 218 f. und völlig fest steht auch die bedeutung 'burg, stadt' im volksnamen *Οὐισβούργιοι* 'die gute burgen besitzenden oder bewohnenden', und in *Βουργίωνες* di. 'burgbewohner', einem anderen namen desselben stammes. vgl. verf. Beitr. 17, 133. zu dem bedeutungswandel 'berg' zu 'burg, stadt' hat gewis der umstand mit beigetragen, dass man mit vorliebe anhöhen zur anlage befestigter niederlassungen wählte. im aisl. und in der norw. mundart von Lister bedeutet sogar *berg* auch noch 'terasse, flade, som har høit land eller fjeld paa sin bagside, men foran faller saa brat af mod det lavere liggende land, at dets bestigelse derfra faller vanskelig' (s. Fritzner 171), worin sicher ein teil der grundbedeutung des germ. wortes erhalten ist. dazu aber kam einfluss von seite des zeitwortes *bergen* und seiner sippe, zumal ausgehend von bildungen nach art von aschwed. *finger-borgh* 'fingerhut', mit dem Noreen Abr. 97 auch die frauennamen *Inge- Val-borgh* zusammenstellt. es sind also, wenn man will, zwei worte zusammengeflossen. die frage nach der ursprünglichen beziehung zwischen *bergen* einerseits und wz. *bhergh bhr̥gh* 'hoch' anderseits wird dadurch nicht berührt. was die bedeutungen betrifft, scheint mir ein solcher zusammenhang wol möglich, wie schon unser 'aufheben' statt 'aufbewahren' zeigt.

Sicher germanisch sind ferner *Ἀσκαλίγγιον* und *Φληούμ*. über letzteres vgl. man Müllenhoff DA. II 226 und Kossinna Anz. XVI 15. danach ist wegen der späteren formen des namens *Flĕvum Flĕvo* anzusetzen. doch ergäbe sich auch für eine form mit länge eine etymologie: vgl. isl. anorw. *flói* m. 'fjord; a) om

saadan udvidelse af et vandløb, som dannes ved rig tilstrømning af vand, eller ved an indsnævring af terrænet, en vandets opdæmning, som hindrer afløbet. b) om bugt, som fra havet gaar in i landet': s. Fritzner 443, wo auch eine reihe von ortsnamen wie das pluralische *á Flóm* (nom. *Flóar*, *Flár*) angeführt werden, die aus diesem appellativum entsprungen sind. da die ältere form dieses namens im nordischen **fláar*, **flāwaR* war — s. Noreen Aisl. gr. 49 — wäre völlige übereinstimmung des nordischen wortes mit *Flevo* bei Mela denkbar, an dessen schwachem ausgang wir schon um dessentwillen nicht anstofs nehmen werden. ob würklich dem nordischen worte und der schreibung bei Ptol. zu liebe eine alte nebenform *Flǣwa- -an-* neben dem später fortlebenden *Flewa-* anzusetzen ist, lasse ich dahingestellt, doch scheint mir die bedeutung des namens mindestens durch das jedesfalls verwante nordische wort aufgeklärt zu sein. seine zugehör zur wz. *plu, plĕ̌u, plŏ̌u* 'fliefsen, schwimmen, schwemmen' stand ja übrigens schon fest.

Ἀσκαλίγγιον halt ich für verlesen oder verschrieben für *Ἀσκιλίγγιον*. wahrscheinlich gehört der name nicht unmittelbar sondern durch vermittlung eines personennamens zu *askiz* 'esche, lanze', geradeso wie dies bei *Ascilinga*, Förstemann DNb.[2] II 129 der fall ist. **Ἀσκιλίγγιον* ist die stadt der **Ἀσκίλιγγοι*, der nachkommen oder leute eines mannes, der got. *Askila*, ahd. *Askilo* heifsen würde — vgl. *Ascila* fem. Greg. Tur. 2, 9 —, was selbst wider eine koseform für einen mit *aski-* zusammengesetzten namen ist.

Was noch zu untersuchen übrig bleibt, sind ein paar namen von sowol ungermanischem als auch unkeltischem charakter. erwähnung haben davon schon gefunden *Ἀρσίκουα*, *Ἀρσόνιον* (*Ἀρσήνιον*) und *Σετίδαυα*. hierher gehört aber auch *Ἀσκαυκαλίς*, die nächste stadt südlich von *Σκούργον*. für ganz unverderbt wird nicht leicht jemand diesen namen halten, und man fühlt sich zunächst versucht, ein mit *ask-* anlautendes germanisches wort, etwa **aski-lauha-*, hinter ihm zu suchen. allein die ähnlichkeit des illyrischen ortsnamens *Αὐσανκαλεί* Ptol. II 16, 6, *Ausancalio(ne)* Tab. Peut. ist fast zu grofs für blofsen zufall. da *ν* und *υ* oft verwechselt sind, lässt sich leicht *Ἀσκανκαλίς* herstellen, das aber weiter sehr einfach aus *Ἀσανκαλίς* sich entwickeln konnte, da der name des rheinischen *Ἀσκιβούρ-*

γιον sogar als der nächste städtename folgte. *᾿Ασαυκαλίς* aber ist, von dem plus einer ableitung abgesehn, dasselbe wie *᾿Ασάνκα* und beides gewis bezeichnungen desselben ortes. dann darf aber auch *Σετουία* für einen kürzern, vielleicht keltischen namen von *Σετίδαυα* gelten, wofern nicht etwa *Σεγουία* (vgl. das span. *Segovia*) und *Σεγίδαυα* herzustellen ist. von dem paar *᾿Αρσίκουα*, *᾿Αρσήνιον* (*᾿Αρσόνιον*) gilt wesentlich dasselbe. und widerum sind drei namen — *᾿Αρσίκουα, Σετούια, ᾿Ασάνκα* — in etwas abweichender gestalt — als *᾿Αρσήνιον* (*᾿Αρσόνιον*), *Σετίδαυα*, **᾿Ασαυκαλίς* — und somit wol einer andern quelle entnommen, in derselben reihenfolge weiter im norden eingetragen. an bessrer stelle stehn sie aber gewis im süden neben den *Σαρματικὰ ὄρη*, im heutigen Oberungarn, wo pannonische (also den Illyriern nächstverwante) volkselemente wie die Osi des Tacitus sich auf das nördliche Donauufer vorgeschoben hatten und wo sich die nordwestlichsten ausläufer des thrakisch-dakischen stammes mit den Germanen berührten. einem dieser oststämme schreibe ich endlich auch das südlich von *᾿Αρσίκουα* verzeichnete *Σιγγονή* zu. allerdings gibt es auch ein keltisches *Singi-dunum* bei den Skordisken, das heutige Belgrad, allein diese stehn auf einem viel zu vorgeschobenen posten des Keltentums, als dass dieser name über den verdacht hybrider bildung erhaben wäre. anderseits gibt es ein *Σίγγος* zwischen Sarte und Piloros auf der halbinsel Sithonia und ein dakisches *Σινγίδαυα* westlich von Apulum und Germizera bei Ptol. III 8, 4. der *Singasteinn* des nordischen mythus SnE. I 264. 268, 1 bleibt hier besser aus dem spiele.

Zur erleichterung der übersicht füge ich noch ein verzeichnis der behandelten *πόλεις* des Ptol. in alphabetischer anordnung bei und verweise bei jedem namen auf die stellen dieser abhandlung, an denen er erörtert ist.

Wien, im april 1896.

RUDOLF MUCH.

PAMPHILUS UND GLISCERIUM.

EINE UNEDIERTE ELEGISCHE KOMÖDIE.

Auf das gedicht von Pamphilus, Gliscerium und Birria hat zuerst Hauréau aufmerksam gemacht in seiner beschreibung des cod. reg. Christ. 344 der vaticanischen bibliothek [1], wo er einige verse abdruckt und von dem übrigen eine kurze inhaltsangabe bringt. auf grund dieser angaben wies Müllenbach (Comoediae elegiacae p. 5) dem gedichte seinen platz an unter von ihm behandelten elegischen komödien, und dieser ansicht stimmte Cloetta [2] zu.

Da eine herausgabe des gedichtes in mehrfacher beziehung wünschenswert schien, bemühte ich mich um eine abschrift, die mir durch herrn dr HGraeven freundlichst in Rom besorgt wurde.

Die handschrift (R) stammt aus dem ende des 12 (Müllenbach p. 10) oder dem 13 jh. [3], sie scheint die einzige uns erhaltene zu sein. auch zeigt die überlieferung des textes, dass die verse noch nicht häufig durch abschreibung vervielfältigt waren. bei der ausgabe habe ich die orthographie der hs., welche die im 12 jh. übliche ist [4], möglichst beibehalten und nur eine gewisse gleichmäfsigkeit hergestellt durch beseitigung der abweichungen: in diesen fällen ist die la. der hs. unter dem texte zugefügt.

[1] Notices et extraits des manuscr. vol. 29, II part. p. 360.

[2] Beitr. z. litteraturgesch. d. ma.s u. d. renaiss. I 83.

[3] Peiper Arch. f. litteraturgesch. 5, 540.

[4] so steht i stets für y in eigennamen und fremdwörtern (martirium, clamis), an stelle von ae und oe tritt e. die assimilation ist im allgemeinen streng durchgeführt, erwähnenswert ist connoscet 32, connatus 203, sowie pessica 68. zwischen m und folgendes t und n ist immer p eingeschoben. in der aspiration ist wenig consequenz; ch in nichillum, h in mihi. ph wechselt mit f, doch so, dass das erstere überwiegt, zb. Pamphilus 25 mal, Pamfilus 7 mal. mittellateinischem brauch gemäfs ist thorus ('ehebett') mit h geschrieben; eingeschobenes h findet sich ferner in coheunt 125 und honus 140. ci für ti steht regelmäfsig, c für g in cincula 152. nach x in compositis fällt s aus (exultare 21, exquamare 41), ebenso b und d vor st (sustitit 16. 155). consonantenverdoppelung wird gelegentlich unterlassen. bemerkenswert ist dinde für deinde, während vindico (mit i 'rächen', mit e 'in anspruch nehmen') und iŏcundus (abgeleitet von iŏcus) der mlt. schreibweise durchaus entsprechen.

Postquam Pamphileas rumor pervenit ad aures
  Gliscerium Gallis finibus esse suam,
Pamphilus ascendit, comes illi Birria factus
  carpit iter pedibus exiciale suis;
5 compositoque fere sumptu ieiunus uterque
  Parisius veniunt, hic eques, ille pedes.
dum sua divertunt huc illuc lumina, tandem
  est tua Gliscerium, Pamphile, visa tibi.
tunc color atque fames et vox abiere videnti,
10 solus in attonita mente retentus amor.
utque videt subito stupefactum, Birria clamat:
  'unde stupes, num quid ire recusat equus?'
Pamphilus ad praesens sublato posse loquendi
  inter singultus hec ita verba dedit:
15 'impie, nonne vides?' sic incipit, 'impie, nonne?'
  substitit et rursus: 'impie, nonne vides?'
Birria: 'quid videam, mi Pamphile?' Pamphilus illi:
  'quod video mirum est, inspice, si videas'.
Birria: 'nunc video'. cui Pamphilus: 'hercule pridem
20 vidi, nunc euge, Birria serve bone!'
Pamphilus exultans nimis affectansque videri
  miles plus equo calcibus urget equum.
inquantum natura sibi concessit et usus,
  cruribus extensis militat ante suam.
25 accedens: 'salve mea!' dixit, at illa: 'quis est hic?
  qui me, cum non sim, iactitet esse suam?'
Pamphilus admirans respondit: 'sum tuus, esne
  tam cito, Gliscerium, nescia facta mei?'
tunc ea subridens inquit: 'mi Birria, salve!
30 sum tua, tu meus es, Pamphilus esto sui'.
ille: 'recedamus', ait, 'hospicioque recepta,
  Pamphile, cognoscet te tua tuque tuam'.
non modicum placuit sententia dicta, recedunt,
  apprensum loris Birria ducit equum.
35 succedit domui ternarius ille, domusque

ohne überschrift 1 P *von* Postquam *ist ausgelassen, um mit roter tinte zugefügt zu werden* 2 Glisceriam *Hauréau* 16 sustitit *R* 27 repondit *R* 31 receptus *R* 32 connoscet *R* 34 Appressum *R*

maioris numeri non erat illa capax.
ante fores stabulatur equus, iussuque magistri
Birria, quos reperit, comparat ere cibos.
gallinas, pullos, perdices emit alosas,
40 mullos, gardones, hospiciumque redit.
explumat volucres, pisces exquamat eosque
incidens aperit, extrahit exta, iacit.
transfixeque veru volucres assantur, alumpnos
subpositis flammis decoquit unda suos.
45 tempore cenandi sumens mantile paratis
omnibus in pelvim Birria misit aquam.
infundens manibus et discumbentibus escas
apponens solus Birria Martha fuit.
non lotis manibus tandem discumbit et alvo
50 implendi servit officiosa manus.
Pamphilus inquit : 'habes operosos, Birria, dentes
et discum promptas evacuare manus'.
qui contra : 'peditem ieiunia longa fatigant;
nos epule, sed te, Pamphile, pascit amor'.
55 dixit et in medio semesi piscis arista
gutture transversa gutturis artat iter.
Pamphilus assurgens vitam ledendo redemit
et durum collo contulit antidotum.
dicens : 'parce cibis, discrecius esse videtur,
60 vivere ieiunus, quam comedendo mori'.
Birria : 'plus doleo colafis quam pondere morbi;
morbus enim gravis est, sed medicina magis'.
Pamphilus : 'auferte mensam, sedeamus ad ignem,
et sit cum pomis altera cena nuces'.
65 tolluntur tripodes, et adulti Pamphilus ignis
prunas Gliscerii distrahit ante pedes.
coctana, poma, nuces cenantur, amigdala, ficus,
cenantur musto persica mersa novo.
et statim gallus cantavit, Birria solus
70 cantantis patula suscipit aure sonum.

40 Mulos *R* 43 Transfixoque *Hauréau* 44 dequoquit *R* 46 pelū *R*; pelvim *wird bestätigt durch Vulg. ev. Joh.* 13, 5 48 marta *R* 52 promtas 56 gutturis] aëris? *ESchröder* 61 colasis *R* 67 amindala *R* 68 musco *R* pessica *R*

dinde refert : 'audi, mi Pamphile, preco diei
ales et leto nunciat ore diem'.
tunc iubet afferri vinum lectumque parari
Pamphilus, et iussus iussa iubentis agit.
75 infundit vinum calici dominoque propinat
defixis genibus subpositaque manu.
Stramine construitur modico Venerique paratur
lectus, qui potius relligiosus erat.
Sternuntur supra decus ornatusque cubilis
80 pelles, sed pannus lineus omnis abest.
Pamphilus interea domine famulatur et eius
pronus de pedibus calciamenta trahit.
qui prius accumbens domine resupinat amictum
psalmorumque subit immemor atque crucis.
85 Gliscerium tandem spoliis nudatur, et ulnis
amplexam socio collocat ille thoro.
amplexatur eam iocunda negocia tractans
et Veneris totus subditur obsequiis.
vervecum spoliis operiri sustinet ultro
90 caprorumque togis deliciosus amor.
ultimus accubuit extincta Birria luce,
cui celum tegimen, culcita terra fuit.
dum vicina sibi Vulcanus terga tuetur,
altera pars potuit scire, quid esset hiems.
95 sic oblitus equi temulentus Birria stertit,
et miser ante fores philosophatur equus. —
Pamphilus ad tempus gremiis elapsus amice
respirat Veneri deliciisque thori.
Gliscerium, sit causa licet quia nescia, querit
100 adventus causam principiumque vie.
ille : 'potest', inquit, 'in te tua questio solvi,
quesite causa es principiumque vie'.
Gliscerium : 'quid me derides, Pamphile, non sum
tanti, que tante sim tibi causa vie'.
105 Pamphilus : 'an dubitas? num quid non credis amanti?
est evangelium, quod tibi dicit amans'.
Gliscerium : 'fictis uti licet inter amantes,

72 et] ut? *Roethe* 76 defixis] deflexis? *ESchröder* 78 religio[illegible]us *R*
90 que *fehlt R* 101 questio solvi] queso resolvi *R* 106 euvangelium *R*

fictaque non nihilum commoditatis habent.
cum sim res fragilis, credis, temerarie credis,
110 quin timeam lites, verbera, vincla, minas.
sum mortalis ego, decet immortalis amica,
que possit penam martiriumque pati'.
ille : 'Deum testor, cessabunt iurgia, pene,
et sacramento, si placet, addo fidem'.
115 illa : 'sacramenti vinclis fideique ligatos
solvit et absolvit imperiosus amor.
mens ex preterito perpendit docta futurum,
preteritique memor iure futura timet'.
Pamphilus : 'ha modice fidei, quare dubitasti
120 preteritove times iure futura modo?
absit! mutavi mentem, mutatio mentis
in meliora trahit ad meliora manus.
murice presignis dabitur tibi vestis et auro
intexto dabitur exhilarata clamis'.
125 firmatur pactum, coheunt in pignora dextre
atque fides pacto fecit inesse fidem. —
et rursus gallus cantavit. 'Birria, surge!'
Pamphilus exclamat ingeminatque vocans.
Birria sic secum : 'dormi, mi Birria, iustum est,
130 qui prior accubuit, surgat ut ille prior.
clamat item : 'surge, noctis fugit umbra, diei
precursor celo Lucifer astra fugat'.
hic tacet, hic clamat, invitus Birria tandem
consurgit factus improbitate probus.
135 assumpto freno reseratur porta, minister
in latus exanimem ter pede pulsat equum.
frustra pulsatur, quod mortuus ante resurget,
quam monitu vocis vel pede surgat equus.
Pamphilus interea collectis rebus in unum
140 ter circa ducto fune redegit honus.
egrediturque foras dicens : 'lentusque fuisti
et nunc et semper, Birria, lentus eris'.
ille : 'quid obiurgas, in me mora nulla, sed iste
[illegible] insperata morte moratur equus.

108 nichillum *R*   110 verbera] verba *R*   120 Preteritoque (ue *above*) *R*   iure] ire *R*

145 Pamphilus : 'heu! quid? equus est mortuus?' ille: 'videto,
si non vis verbo credere, crede rei.
nunc', ait, 'rex esto tui, moderare dolorem;
nemo doloris ope dampna levare potest'.
Pamphilus : 'ha conductus erat, Deus omnia reddet'.
150 Birria respondit : 'excoriemus eum!'
Pamphilus : 'ad nummos trahe, Birria, vende capistrum,
subsellam, frenum, cingula, vende cutem!' —
et factum est. vestes fert Birria. qui duo primum
venerunt, modo tres ingrediuntur iter.
155 substitit ad nonam subnixus Birria furca
horam prandendi preteriisse querens.
Pamphilus huic : 'quid nos sermone moraris inani?
Birria, vade, potes ire simulque loqui'.
Birria : 'noster equus periit servando dietam,
160 pesteque consimili sum periturus ego.
non me sola fames, sed sarcina multa fatigat
et via, que pedibus est inimica meis'.
Pamphilus : 'Ebroicam donec veniamus ad urbem
ieiunare decet Birria sive mori'.
165 ille : 'mihi misero mors est vicinior urbe,
me miserum, quod mors me fugat urbsque fugit!'
prostimulante fame properans compendia querit,
quoque magis properat, se putat ire retro. —
ductus ad occasum devexo limite celi
170 merserat Hesperio limite Phebus equos,
ad portam comites urbis venere priores,
impulsuque pedum ianua clausa patet.
occurrunt vigiles tamquam latronibus illis
querentes primum nomen et unde genus.
175 conticuere, loqui descivit lingua timore,
fustes et gladii causa timoris erant.
et quia quesitis nil respondetur, in ipsos
iniecere manus invidiosa cohors.
Pamphilus in cenum prensis a fronte capillis

150 respondet *R* (i *über* e) excoriamus *R* (e *über* a) 152 cincula *R* 155 sustitit *R* 162 q· que *R* 163 euboicam *R* 173 Occurunt *R* 174 primam *R*

180 volvitur, et crebro verbere terga sonant.
a sompno cives clamor subitusque tumultus
excitat, et multum murmur in urbe fuit.
qui modo lentus erat, subito velocior aura
factus deposita Birria fasce fugit.
185 altera pars vulgi clamat: 'dimittite iustum!'
altera pars clamat: 'mortificate reum!'
alterius partis precibus sic vita redempta est,
et clamidis denuo reddita Gliscerium. —
discedunt. illis occurrit Birria clamans,
190 et solis dominum vindicat ille minis.
Pamphilus: 'hostis abest, et nunc bellaris in hostem?
pax, dampnis possunt addere dampna mine'.
dixit et invisa simul egrediuntur ab urbe;
preterito presens continuatur iter.
195 Lexovium triduo ieiunia verbera passus
Birria cum domino Glisceriioque venit.
Gliscerium digito visi pignacula templi
ostendit comites letificando suos.
Birria: 'iam solos concedo movere planetas,
200 his insit motus et mihi longa quies.
iam labor exhaustus, iam sabbatizabo coquina
presulis, ut possim me reparare mihi'.
Pamphilus: 'Henrici regis cognatus in urbem
intrabo tamquam cetera turba pedes!'
205 Birria: 'discretum est, licuit semperque licebit,
ut pedes incedas, si tibi desit equus'.
urbi succedunt, hilaris pater excipit illos;
gaudent, illa suum, sic habet ille suam. —

183 subita *R* 189 occurit *R* 195 Lexodium *R* 201 sabati-
R 203 connatus *R* 205 discertum est *R*

Der inhalt des gedichtes gibt einige anhaltspuncte, um die
und herkunft zu bestimmen.

Dem liebhaber Pamphilus ist zu ohren gekommen, dass seine
bte Gliscerium, die ihn aus nicht näher bezeichneten gründen
ssen hatte, sich in Frankreich befindet (Gallis finibus 2) *und*
r in Paris (*v.* 6), *wo der jüngling nach langer mühseliger*
(*v.* 5. 104 tante vie) *mit seinem diener Birria ankommt und*
ch einen glücklichen zufall die gesuchte gleich findet. nachdem

das widersehen würdig gefeiert ist, machen sich die drei zu fuſs, da das für die reise gemietete pferd den strapazen und der schlechten behandlung erlegen ist, auf den rückweg nach der heimat. ermattet kommen sie eines abends zu den toren einer stadt (euboica urbs, *so der text v.* 163), *werden übel aufgenommen und schlieſslich nur gegen geschenke wider freigelassen. von neuem beginnt der anstrengende marsch, der sie nach drei tagen* (triduo *v.* 195) *nach* Lexodium (*so die hs.* 195) *führt, einer stadt mit bedeutender kirche* (pignacula templi *v.* 197) *und einem bischofssitze* (*v.* 202). *dort werden sie von dem vater des Pamphilus empfangen, und alle not hat ein ende.*

Diese hin- und rückreise bildet den rahmen des gedichtes. die stadt Lexodium *muss also auſserhalb der grenzen Frankreichs liegen und doch nur wenige tagemärsche von Paris entfernt sein. diese bedingungen werden erfüllt, wenn wir in leichter änderung des überlieferten textes v.* 195 *für* Lexodium : Lexobium *oder* Lexovium *lesen.* Lexovium *ligt an der stelle des alten Noviomagus, der hauptstadt des aremoricanischen stammes der Lexovier* (*vgl. Cäsar BG.* III 9. 11; *Plin. ep.* 4, 107), *es ist das heutige Lisieux im dep. Calvados. von altersher war es durch eine straſse mit dem etwa* 180 *km entfernten Paris verbunden. die stadt war sitz eines bischofs und besaſs eine* 1022—1233 *erbaute berühmte kathedrale.*

Drei tagemärsche von Lexovium entfernt auf dem wege nach Paris müssen wir die 'euboica urbs', in welcher den reisenden so übel mitgespielt wurde, suchen. nun gibt es keinen ort in der gegend, der diesen namen führt oder von dem er als beiname genannt wird. eine genaue durchforschung der in betracht kommenden örtlichkeiten ergibt aber auch hier, dass im text der ursprüngliche name verderbt und durch conjectur wider herzustellen ist, ein vorgehn, das um so unbedenklicher ist, als ja auch ein zweiter ortsname von dem in einer anderen gegend lebenden abschreiber falsch widergegeben wurde. so änderte er das ursprüngliche e b r o i c a u r b s *in* euboica, *den ihm vielleicht bekannten beinamen von Kumae und der gegend von Neapolis. 'Ebroica urbs' ist das heutige Evreux, sein ältester name ist Mediolanum Aulercorum im gebiete der Aulerci Eburovices* (*vgl. Cäsar BG.* III 17. VII 75), *eine stadt, von der noch bedeutende reste gezeigt werden. der ort bekam seinen späteren namen ('civitas Ebroicorum') von der landschaft, dem*

[illegible] [illegible]' (*oder Ebroicinus*), *dessen mittelpunct er in der* [illegible] [illegible] *Karolingerzeit bildete. die entfernung von Evreux* [illegible] [illegible] *beträgt etwa* 70 *km*, *konnte also bequem in drei* [illegible] [illegible] *wenn auch anstrengenden* (*vv.* 199—201) *märschen* [illegible] *werden. die wegstrecke von Paris nach Evreux ist* [illegible] [illegible] [illegible], *die reisenden brauchten also sicher mehrere tage,* [illegible] [illegible] [illegible] *teil ihres weges zu vollenden, obwol das gedicht* [illegible] *angaben darüber nicht enthält.*

Sonst würde alles passen. es handelt sich nur noch um die angabe von v. 3, *wonach der ausgangs- und endpunct der reise, d. h. Lexovium, außerhalb Frankreichs liegen muss. das gedicht muss demnach in einer zeit entstanden sein, in der die Normandie, zu der Lexovium gehörte, nicht in französischem besitze war. nun wurden nach den thronstreitigkeiten und wirren am ende des* 12 *jhs. von Philipp* II *August ansprüche auf die Normandie als französisches lehen geltend gemacht und das land in den jahren* 1203 *und* 1204 *erobert. es blieb dann französisch über* 200 *jahre, bis es nach dem siege von Azincourt Heinrich* V *von England auf kurze zeit zurückgewann. da bis zu dieser letzten zeit mit der datierung hinabzugehn schon das alter der hs. verbietet, so bleibt als terminus ante quem das jahr* 1203.

Eine weitere angabe des gedichtes lässt die zeit desselben noch genauer bestimmen. beim einzug in Lexovium ruft Pamphilus unwillig aus 203 f. 'Henrici regis cognatus in urbem intrabo tamquam cetera turba pedes!' *und wird von dem diener mit einem alten scherze über diese schmach getröstet. die bezeichnung 'Henricus rex' kann sich nur auf einen der beiden ersten englischen könige des namens, Heinrich* I (1100—1135) *oder Heinrich* II *Plantagenet* (1154—1189) *beziehen. aber auf welchen? allgemeine erwägungen sprechen für den zweiten Heinrich. denn während Heinrich* I *mit waffengewalt die Normandie seinem bruder Robert entriss* (1105) *und sie nur unter schweren kämpfen behaupten konnte, erhielt sie Heinrich* II *als erbteil von seiner mutter Mathilde, die mit dem tode ihres gemahls, des grafen Gottfried von Anjou, dort meist ihren wohnsitz hatte. auch außerdem hatte Heinrich* II *auf friedlichem wege durch erbschaft von seinem vater und durch heirat mit Elenore von Poitou in Frankreich großen länderbesitz erworben, ein reich, das wol den 'Gallis finibus' gegenüber gestellt den konnte. jedesfalls möchte seine stellung in Frankreich die*

prahlerische benennung v. 203 *am ersten gerechtfertigt erscheinen lassen. diese annahme wird dadurch noch empfohlen, dass, wie gezeigt werden wird, das gedicht in anlage und form die abhängigkeit von der komödie Amphitruo des Vitalis von Blois erkennen lässt, dieser aber hat erst kurz vor der mitte des* 12 *jhs. gedichtet.*

So würden sich als grenzen für die abfassung die jahre 1154 *und* 1189 *ergeben, also die zeit, in der die gattung der elegischen komödie in diesen gegenden eifrig gepflegt wurde, in der die Alda Wilhelms vBlois, der Milo des Matthäus vVendôme und die Lydia, der Miles entstanden sind.*

Der name des dichters fehlt in der hs., und das gedicht wird, wie es scheint, in der litteratur des ma.s nirgends erwähnt. so wird sich genaueres über die person des verfassers wol nie feststellen lassen. die sprache aber und die im gedichte hervortretenden anschauungen lassen wenigstens über seinen beruf und seine bildung keinen zweifel. im gegensatz zu den meisten gleichzeitigen gedichten dieser gattung zeigen sich hier auf schritt und tritt christliche anschauungen und gedanken (vgl. 45 *Birria als 'Martha'*, 78 f. 84 psalmorum immemor atque crucis, 106 evangelium, 113 *der christliche schwur*, 149 deus omnia reddet *uam.). dazu kommen manche ausdrücke, die dem cultus und klosterleben entstammen (zb.* ieiunia, dieta, calix, immortalis amica, martirium, nona, sabbatizare). *der verf. war also in kirchliche anschauungen völlig eingelebt und mit dem klösterlichen leben vertraut. er wird ein priester oder mönch gewesen sein. das bestätigt seine sprache, die überraschende übereinstimmung mit der Vulgata zeigt. wie daraus eine menge von einzelausdrücken und phrasen entlehnt sind, mögen einige beispiele beweisen.*

49 n o n l o t i s m a n i b u s tandem discumbit (*sc.* Birria servus), *vgl. Marc.* 7, 2 et cum vidissent quosdam ex discipulis eius communibus m a n i b u s id est n o n l o t i s manducare panes eqs. — 119 ha! m o d i c e f i d e i! *vgl. Matth.* 8, 26 et dixit eis Jesus: Quid timidi estis, m o d i c a e f i d e i? — 197 p i n n a c u l a t e m p l i, *vgl. Matth.* 4, 5. — 121 a b s i t! mutavi mentem eqs. *vgl. das paulinische* absit μὴ γένοιτο *zb. Rom.* 6, 31.

Der zweimal (69 *u.* 127) *widerkehrende ausdruck* e t s t a t i m (*bezw.* r u r s u s) g a l l u s c a n t a v i t *ist wörtlich nach den evangelischen stellen von der verleugnung Petri gebildet, und die*

schilderung des mahles (45—48) *ist zusammengesetzt aus der erzählung von der fufswaschung und dem mahle Jesu bei Lazarus.*

45 tempore cenandi sumens mantile paratis omnibus in pelvim (hs. pelū) Birria misit aquam; *ev. Joh.* 13, 4 surgit a coena (*sc.* Jesus) et cum accepisset linteum, praecinxit se, deinde mittit aquam in pelvim eqs.

47 infundens manibus et discumbentibus escas apponens solus Birria Marta fuit; *ev. Joh.* 12, 2 fecerunt autem ei coenam et Martha ministrabat, Lazarus vero erat unus ex discumbentibus cum eo.

Bei 185 f *schwebt offenbar Matth.* 27, 20 ff (*Luc.* 23, 16 ff) *vor.*

Eine derartige vertrautheit mit der bibel ist nur denkbar bei einem manne, dem durch die tägliche handhabung im beruf der heilige text so in fleisch und blut übergegangen ist, dass er seine sprache beeinflufst.

Auch über die heimat des dichters gibt das werkchen keinen aufschlufs. es lässt sich nur vermuten, dass er aus Lexovium stammte, der heimat des Pamphilus, wo er vielleicht zu der umgebung des praesul gehörte, zu dem der held seines gedichtes nach v. 201 f. *in beziehung gestanden zu haben scheint.*

Die sicherheit, mit der die örtlichkeiten und die einzelnen umstände der reise angegeben sind, sowie die einfachheit der handlung, die so anspruchslos und natürlich erzählt wird, dass man nicht wol an der wahrheit zweifeln kann, führen zu der annahme, dass dem dichter ein würkliches vorkommnis den stoff zu seinem gedichte bot, ein vorkommnis, das er in satirischer absicht behandelte, denn es zeigt sich entschieden das bestreben, den helden zu verspotten und in mislichen lagen zu zeigen. damit stimmt überein, dass der dichter seine personen unter fingiertem namen auftreten lässt. die namen Pamphilus, Glycerium und Birria werden ja in dem mlt. gedichten dieser zeit häufig und geradezu typisch verwendet [1], *kommen aber in dieser zusammenstellung nicht vor, sodass man vielleicht annehmen kann, der dichter habe aus einer hs. der terenzischen Andria die hauptpersonen in sein gedicht aufgenommen, woraus sich auch die verderbte form des namens Glycerium erklären würde.*

Bei der ausarbeitung des gedichtes wählte der verf. die form der damals beliebten elegischen komödie. das gedicht entspricht in

[1] *vgl. Cloetta Beitr.* I 83. 90 *anm.*, 100; *Müllenbach p.* 10 *f.*

allen teilen den uns überlieferten definitionen der komödie, wir dürfen ihm also mit fug diesen namen beilegen, auch wenn es sich durch seinen inhalt etwas von den uns bekannten komödien dieser zeit unterscheidet. wir sind nun in der lage, das vorbild anzugeben, nach welchem der dichter gearbeitet hat; es ist der Amphitruo des Vitalis von Blois. diese komödie hat ihm augenscheinlich als muster für die ganze anlage des gedichtes gedient, aufserdem aber im einzelnen viel material geliefert. er entnimmt ihr wortzusammenstellungen und versteile in menge (zb. 129 ∾ *Amph.* 169; 172 ∾ *Amph.* 272; 189 ∾ *Amph.* 228; 200 ∾ *Amph.* 232 *u.* 270; 201 ∾ *Amph.* 527; 204 ∾ *Amph.* 234), *manchmal hat er den gedanken des Vitalis in geringfügiger weise geändert, doch so, dass die abhängigkeit unverkennbar bleibt (zb.* 31 ∾ *Amph.* 107 *u.* 140; 141 *u.* 183 ∾ *Amph.* 168; 155 ∾ *Amph.* 149; 161 f ∾ *Amph.* 79 *u.* 152), *oder er stellt die worte seines vorbildes einfach in sein gedicht ein (zb.* 110 ∾ *Amph.* 118 *u.* 382; 127 ff ∾ *Amph.* 61 ff; 192 ∾ *Amph.* 478). *besonders für die schilderung des dieners Birria borgte der unbekannte dichter viele züge aus dem Amphitruo, sodass der Birria dieses gedichtes in seiner fressgier und faulheit, feigheit und schlafsucht das leibhaftige gegenstück zu dem sclaven Birria bei Vitalis bildet, der wider seine vorbilder in der antiken komödie hat. als einziges beispiel, das zugleich die arbeitsweise des dichters charakterisiert, seien aus beiden komödien die scenen nebeneinander gestellt, in denen Birria aus dem schlafe aufgeweckt wird.*

127 'Birria, surge!'	*Amph.* 61. 'Cito Birria surge!'
Pamphilus exclamat ingeminatque vocans.	dixerat Alcmena, clamat at ille tacet.
Birria sic secum: 'dormi, mi Birria iustum est,	Birria sic secum: 'clamet licet illa, taceto;
qui prior accubuit, surgat ut ille prior'.	haec vigilet, dormi; cursitet illa, iace'.
clamat item: 'surge! noctis fugit umbra, diei	67 sic iterum Alcmena: 'propera, mi Birria, surge!'
precursor celo lucifer astra fugat'.	
hic iacet, hic clamat; invitus Birria tandem	
consurgit factus improbitate probus.	69 paruit ille minis.

Andere elegische komödien scheint der dichter nicht gekannt zu haben, wenigstens finden sich bei ihm keine spuren von benutzung der uns überlieferten, die um die mitte des 12 jhs. entstanden siud.

Cuxhaven. K. LOHMEYER.

SCEAF
UND DIE WESTSÄCHSISCHE STAMMTAFEL.

Über Sceaf, den eine reihe ags. genealogien an die spitze der einheimischen fürstengeschlechter stellt und von dem man annahm, dass er auch durch den Scyld Scefing des Beowulf bezeugt werde, haben JGrimm, Kemble und besonders Müllenhoff gehandelt und seine sagenhafte bedeutung erörtert. ihnen gegenüber vermutete Möller Das ags. volksepos s. 43f, dem sich Sarrazin Beowulfstudien s. 40 anschloss, dass Sceaf nur mit unrecht in den genealogien geführt werde und lediglich aus einem beinamen des Scyld erschlossen sei. nachdem Binz in Sievers Beitr. 20, 147f diese annahme noch weiter zu stützen gesucht und Sievers selber sich dahin geäufsert hat, 'dass die figur des Sceaf erst aus patronymisch umgedeutetem Scyld Scefing (urspr. 'Scyld mit der garbe') gefolgert ist' (Ber. d. sächs. ges. d. wiss. 1895, s. 176), wird eine genauere prüfung der quellen unerlässlich.

Das hauptmaterial liefern die ags. stammbäume, deren gesamttradition wir hier nicht verfolgen. es sei nur kurz daran erinnert, dass sie alle den ursprung der fürstengeschlechter auf Wodan zurückführen, einige aber (diejenigen von Kent, Wessex, Bernicien, Nordhumbrien) darüber hinaus bis zu Geat die reihen verlängern. von Geat bis zu Sceaf reicht durch eine anzahl von mittelgliedern nur noch der westsächsische, während der kentische bei Nennius (Chron. min. III 171) mittels der erfundenen Vanlus und Saxus den Geat von dem alten Negua di. Ingua herleitet. die geistlich gelehrte anknüpfung an Noa, Adam oder Christus ist von vornherein den meisten der verlängerten stammbäume eigen, ohne dass ihrer volkstümlichkeit damit ein sichtbarer abbruch geschähe.

Dass diese listen nicht nur durch den mund des volkes verbreitet, sondern auch als eine art primitiver und officieller geschichtsquelle von den geistlichen geführt wurden, hat Grubitz mit recht hervorgehoben[1]. damit wachsen diese genealogien über die bedeutung vereinzelter und zufälliger aufzeichnungen hinaus. wol konnten in ihnen wie in andern hss. sich misverständnisse einschleichen, aber solange noch nicht der zusammenhang mit der lebendigen tradition geschwunden war, wurden die namen auch wider nachcontroliert, so dass ein so grundsätzlicher irrtum wie die conservierung eines gelehrten fehlschlusses, der hier hinsichtlich des

[1] Krit. untersuchungen über die ags. annalen s. 23.

Sceaf gerade den selbständigsten quellen zugetraut wird, von vornherein wenig wahrscheinlich ist.

Dass die gesamte überlieferung von Sceaf und seinen nachkommen eine westsächsische ist, bestätigt sich durchaus. erst ganz späte autoren bringen in diesen sachverhalt verwirrung hinein. wenn im 13 jh. Matthäus Paris auch den mercischen Offa ebenso wie später den Älfred auf Sceaf und Adam zurückführt[1], und im 15 jh. Otterbourne, nachdem er kurz zuvor in üblicher weise den Hengest von Wodan hergeleitet, nachträglich die kentische liste über Geat, Sceldwa bis Adam verlängert[2], so sind beide nicht nur mit die letzten in der ganzen reihe, sondern es wird sich alsbald auch herausstellen, dass sie westsächsische vorlagen benutzten, in denen es sich ausschliefslich um den westsächsischen stammbaum gehandelt hat.

Die provenienz der liste lässt sich in sofern noch genauer bestimmen, als es sich deutlich nicht um verschiedene quellen, sondern um die varianten einer einzigen handelt. nicht nur zeigt ihr tenor eine weitgehnde übereinstimmung, auch alle autoren die sie überhaupt verzeichnen: die verfasser der Sachsenchronik (Thorpe I 126 f, Earle² I 66 f), Asser De rebus gestis Aelfredi (Mon. hist. Britt. s. 468), Aethelweard III 3 (s. 512), Florentius (s. 544), Simeon (s. 674), Wilhelm vMalmesbury II 116 (ed. Stubbs I 120 f), Johannes Wallingford (Hist. Britt. Scriptores ed. Gale I 535), sowie Matthäus II 403 bringen die genealogie an der nämlichen stelle, beim tode des königs Aeþelwulf z. j. 855 resp. 857, gelegentlich auch wol schon z. j. 849 bei der geburt des Aelfred oder — wie Matthäus — bei Aelfred selbst z. j. 871. hieran vermag nichts zu ändern, wenn Ailred vRievaux (ed. Twysden Hist. angl. script. X 350) denselben stammbaum bei der königin Matildis, einer descendentin Aeþelwulfs im 10 gliede, oder Radulfus (ibid. s. 529) bei Heinrich II, dem sohne der Matildis, einflechten, denn beide haben nachweislich hier jene ältern westsächsischen quellen benutzt, was auch bei der von Wright und Halliwell (Reliquiae antiquae II 172) veröffentlichten, bis zu Eadgar und seinen söhnen herabreichenden liste der fall ist. ebensowenig ist es von belang, wenn die von Kemble herausgegebenen genealogien (Die stammtafeln der Westsachsen s. 31 f

[1] ed. Luard, Rerum britt. medii ævi scriptores 57, I s. 343 und 403.
[2] Duo rer. anglic. script. ed. Hearne I 31 f.

und Beowulf 2 s. IV) umgekehrt schon drei generationen vor Aeþelwulf mit Caphe di. Eafa abbrechen, da auch hier die vorlage alsbald erkennbar wird und Eafa weder an der dynastie beteiligt war, noch sonst irgendwie bedeutsam hervorgetreten ist.

So lässt sich die folgerung nicht abweisen, dass die genealogie für den angegebenen platz berechnet gewesen ist und in der vorliegenden fassung nicht älter, aber auch nicht wesentlich jünger als das jahr 857 oder spätestens die regierungszeit Aelfreds sein kann. handelt es sich aber nur um die verschiedenen fassungen eines einzigen denkmals, so lässt sich Sceaf nicht durch die bemerkung beseitigen, dass die ältern quellen ihn nicht kennen (Binz s. 147), sondern wir müssen, indem wir die descendenz der überlieferung klar legen, vor allem das original zu reconstruieren suchen.

Von den erwähnten autoren dürfen wir gleich den Simeon vDurham ausscheiden, da seine liste offenbar aus derjenigen des Asser abgeschrieben ist. dies beweisen aufser den übereinstimmungen die gemeinsamen fehler. während beide den sonst mehrfach fehlenden Creoda als vorgänger der Cynric führen, fehlen nur ihnen beiden der Esla, sohn des Elesa, Wig, sohn des Gewis, sowie die nächstfolgenden Freawine und Frithogar. Bældæg erscheint bei ihnen als Belde und Itermon — durch den vorhergehenden Heremod veranlasst — als Itermod.

An der spitze der übrigen genealogien, die wir in chronologischer folge behandeln, steht immer noch die Sachsenchronik, mag man nun mit Grubitz s. 17 f den katalog bis zum Amen als den schluss der bis z. j. 857 reichenden westsächsischen bearbeitung, oder mit Earle[1] Introd. s. XIII als einen nicht vor 865 geschriebenen zusatz betrachten, oder mit Horst Zur kritik der altengl. annalen s. 9 f ihn der bis 865 reichenden, noch vor 871 niedergeschriebenen compilation zuweisen. was Binz im auge hat, wenn er hier von einer 'spätern, unvolkstümlichen interpolation der genealogie in der chronik' spricht, 'welche die reihe der ags. könige bis auf Adam fortzusetzen unternimmt' (s. 147), vermag ich nicht zu erkennen. in würklichkeit gehören diese stammtafeln grade zu den ältesten bestandteilen der chronik. die unsere ist die letzte, die überhaupt noch in ihr vorkommt: auch dies ein zeichen, dass um 855 eine bestimmte schicht der chronik ihr ende findet. denn vor widerholungen solcher listen pflegte man

sich, wie die früheren partien lehren, durchaus nicht zu scheuen. auch die biblische anknüpfung ergab sich von selbst, sobald die einheimischen geistlichen die antike geschichtschreibung fortzuführen begannen, und kann hier ebensowenig befremden, als wenn etwa in der Historia Brittonum im anschlus an eine noch ältere tradition die westgermanischen stammväter Hessitio, Armenon und Negue (Istwio, Ermino, Ingue) auf Japhet und Noe zurückgeführt werden (Chron. min. III 159. Germ. ant. 163).

Für die annahme, dass der katalog im original noch nicht gestanden habe, wo doch alle ältern hss. ihn führen, fehlt es an jedem anhalt. wenn er in der überarbeitung des Laud ms. aus dem 12 jh. nicht vorhanden ist, so kann dies unmöglich ursprünglicher sein. dass diese bearbeitung nicht nur in bestimmter tendenz zusätze macht, sondern ebenso auch kürzt und weglässt, lehrt ua. grade unser abschnitt zur genüge, wo der unmittelbar folgende passus *Ond þa fengon Æþelwulfes suna twegen to rice, Æþelbald to Wesseaxna rice, ond Æþelbryht to Cantwara rice ond to East Seaxna rice ond to Suþrigea ond to Suþ Seaxna rice; ond þa ricsode Æþelbald v gear* sinnwidrig in *þa fengon his II sunu to rice, Æþelbald to West Seaxna rice and to Sudrigean. and he rixade v gear* zusammengezogen ist. überdies ist im Laud ms. der anfang der genealogie in *He wæs Ecgbrihting* sogar noch vorhanden, während der rest ebenso übersprungen wurde, wie z. j. 755 (Earle[2] s. 50), wo von der mercischen stammtafel auch nur das erste glied *se Offa wæs þingcferþing* stehen geblieben ist.

Aber, wie Möller und Binz hervorheben, ist wenigstens die person des Sceaf der ältesten chronikhandschrift, dem Parker ms., 'noch unbekannt.' allerdings fehlt hier Sceaf nebst andern namen, nur wäre auch hervorzuheben, das schon der erste augenschein an dieser stelle das vorhandensein einer lücke zur evidenz erhebt. der ganze anfang der liste ist im Parker Ms., dem sich der Cott. Oth. B. VI anschliefst (Thorpe I 126 f), offenbar verstümmelt. denn auf Geat folgen in übereinstimmung mit der sonstigen überlieferung zunächst noch Tætwa, Beaw, Sceldwea, Heremod, dann aber heifst es von Itermon Hraþraing mit raschem sprunge: *se wæs geboren in þære earce* und die biblischen namen von Noe bis Sed, Adam und Christus machen den schluss[1]. dass

[1] die angabe von Binz: 'in den ältern genealogien wird die reihe der vorfahren nur bis Scyld weitergeführt' entbehrt jeder begründung.

Hraþra oder Haþra von dem keine sage etwas weifs, die nationale überlieferung jemals eröffnet habe, ist schon deshalb nicht anzunehmen, weil ihm hier sein ständiger durch die Allitteration zugeordneter vordermann Hwala fehlt. mit Hwala zugleich sind denn auch Bedwig und Sceaf fortgefallen, welche in den hss. BCD an der spitze stehn. dass die letztern hss., von denen B noch dem 10 jh. angehört, hier einen willkürlichen zusatz haben sollten, ist gegenüber dem in A offen zu tage liegenden versehen gar nicht anzunehmen. denn die redaction von BCD geht auf dasselbe original wie A zurück und bewahrt noch in andern fällen die ursprüngliche lesart.

Eine verderbnis anderer art bietet an der für Sceaf entscheidenden stelle die Aelfredbiographie des Asser. dass Asser hier aus der chronik geschöpft hat, wird wol nicht bezweifelt werden. die abhängigkeit geht schon aus der gleichen zusätzlichen bemerkung über Ine — der einzigen in dem stammbaum der chronik — hervor:

Ingild wæs Ines broþur West Seaxna cyninges, þæs þe eft ferde to Sče Petre] þær eft his feorh gesealde

Ingild et Ine, ille famosus Occidentalium rex Saxonum, germani duo fuerunt; qui Ine Romam perrexit, et ibi vitam praesentem finiens . . .

Das Parkerms. kann nicht umgekehrt auf Asser beruhen, denn es teilt nicht die von den abschreibern des Asser als diesem eigentümlich erwiesenen auslassungen von Esla, Wig, Freawine und Freoþogar, kennt andrerseits aber nicht den Creoda, zieht auch nicht wie Asser und seine abschreiber den Finn und Godwulf zu Fingodwulf zusammen und schreibt richtig Itermon für Itermod. nur hat dem Asser nicht genau die version A vorgelegen, da er den Creoda hinzugefügt und die vorfahren des Geat vollständiger verzeichnet. in beiden fällen stimmt er zu BCD, ohne im übrigen deren specielle fehler A gegenüber zu teilen, so dass die würkliche quelle erst aus der vergleichung aller hss. zu gewinnen ist.

Asser nun setzt die in A mit Itermon Hraþraing abbrechende reihe durch Hwala, Bedwig, Sem, Noe bis Seth und Adam fort, also grade so wie BCD, nur dass Sem den platz des Sceaf einnimmt. dass Asser mit seiner variante auf einer bessern überlieferung fufse, ist äufserst unwahrscheinlich. ebensowenig wie

Hraþra in A kann Bedwig an der spitze der nationalen überlieferung gestanden haben. sollte es Sceaf nicht sein, so würde man den freilich an seinem richtigen platze schon angeführten Sceldwa erwarten. der fehler liegt zweifellos in Sem, den nur ein unbedachter abschreiber an dieser stelle anbringen konnte, denn an eine verwechselung mit Japhet ist schwerlich zu denken. aber der fehler ist alt. nicht nur der den Asser wörtlich widerholende Simeon, auch die ganze mit ihm enger verknüpfte reihe von Ailred vRievaux, Radulf, Wallingford, Matthäus und Otterbourne haben ihn vorgefunden. ebenso setzt ihn Florentius, der, wie die vergleichung lehrt, aus derselben quelle wie Asser schöpfte, voraus, wenn er an stelle des Sem vielmehr den Seth zum vater des Bedwig und sohn des Noa macht, der sonst immer und, wie in der chronik, alsbald auch bei Asser richtig als sohn des Adam widerkehrt. wie Sem kann auch Seth nur durch eine flüchtige schreibung oder correctur hierhergekommen sein. mag nun Seth aus Sem oder, was näher liegt, Sem aus Seth gemacht sein (die schreibung Semh des Wallingford könnte sogar auf eine alte dittographie führen), gemeint kann immer nur der eine, sonst an dieser stelle stehnde Sceaf sein, der in der schreibung Sceph oder Seph (s. u.) dem Seth bereits so nahe steht, dass die letztere form einem geistlichen abschreiber, dem die biblischen namen geläufiger als diejenigen der alten heldensage waren, sich aufs leichteste darbot.

So ist die älteste überlieferung — diejenige des 9 jhs. — weit davon entfernt, im sinne von Möller und Binz gegen den Sceaf als ersten stammesheros der Westsachsen zu zeugen, vielmehr spricht sie mit ihren verderbnissen noch so kräftig für ihn, dass wir keine veranlassung haben, den einwandfreien listen der chronologisch zunächst sich anschliefsenden quellen irgendwelches mistrauen entgegen zu setzen. nicht nur die zweite redaction der Sachsenchronik (BCD), sondern auch die chronik des Aeþelweard führen den Sceaf an derselben ersten stelle. keine von beiden hat hier direct aus der andern geschöpft, denn in BCD fehlen Frithowald und Frithowulf, bei Aeþelweard dagegen Cuþa und Creoda sowie die ganze zwischen Scyld und Sceaf stehnde reihe. dass beide versionen des 10 jhs. unabhängig von einander den nicht hergehörigen Seth oder Sem ausgemerzt und dafür aus einem in den listen nirgend überlieferten beinamen des Scyld den

Sceaf erschlossen, den BCD überdies gleich um fünf glieder von derjenigen person getrennt hätte, von der er irrig entnommen war, gehört wol zu den grofsen unwahrscheinlichkeiten. so müssen wir denn schon annehmen, dass Sceaf sowol in der vorlage von BCD wie in derjenigen des Aeþelweard gestanden hat resp. aus richtiger kenntnis der volksüberlieferung an seinem platz eingesetzt worden ist.

Mit Asser und dessen sippe hat Aeþelweard keine specielle gemeinschaft, wol aber mit der chronik und zwar weniger mit BCD als mit A, wie die kürzere bemerkung über Ine und das fehlen des Creoda lehren. ob er schon den verstümmelten schlusspassus vorfand, müssen wir dahingestellt sein lassen; wahrscheinlich kannte er noch eine einfachere fassung, in der Sceaf der directe vorgänger des Scyld war und in der die biblischen namen fehlten. dass ihm überdies der weg zur lebendigen volksüberlieferung offen stand, bewährt er, wenn er an stelle des Bældæg der chronik vielmehr den Balder als sohn des Wodan einsetzt und wenn er von Sceaf dieselbe geschichte wie der Beowulf vom Scyld Scefing erzählt, die ankunft des knaben auf einem mit waffen ausgestatteten schiff. zugleich aber war er sich bewust, die officielle westsächsische tradition zu bieten, wenn er den Sceaf zum ahnherrn der ganzen reihe machte: die ausdrückliche hervorhebung *de cuius* (des Scef) *prosapia ordinem trahit Athulf rex* lässt darüber keinen zweifel.

Florenz vWorcester, der chronologisch auf Æþelweard folgt, schreibt an der betreffenden stelle den Asser ziemlich verbotenus aus, teilt auch einen speciellen fehler desselben (Itermod für Itermon), vermeidet aber im gegensatz zu Simeon die auslassung von Esla, Wig, Freawine, Frithogar, Iared, fasst auch den Fingodwulf richtig als zwei personen und macht vielleicht ursprünglicher den Seth statt Sem zum ahnherrn der ags. fürsten, so dass ihm noch eine bessere überlieferung des Asser als dem Simeon und uns zu gebote gestanden haben muss, falls er nicht etwa den Asser mit andern richtigern listen verglich und danach verbesserte, ohne jedoch dabei in neue irrtümer zu verfallen.

An Asser, oder vielmehr an Florentius schliefst sich das gros der folgenden autoren an: Ailred vRievaux, Radulf, Johannes Wallingford, Otterbourne. alle haben dieselbe vollständige reihe, alle schreiben Itermod und teilen den zuerst bei

Florentius auftretenden schreibfehler Ingles für Ingild (Ingils Flor.), nur kehren sie mit Fingo(l)dwulf und Sem resp. Semh für Seth wider zur vorlage des Florentius zurück. dabei gehören Ailred und Radulf enger zusammen, wie ihre gemeinsamen fehler (in 4. 5. 7. 12. 14. 16. 17. 31) erweisen, und Joh. Wallingford folgt ihnen mehrfach.

Von dieser gruppe zu trennen ist Wilhelm vMalmesbury, welcher in seinem bericht zwei verschiedene quellen verknüpfte. für den ersten hauptteil wird er die chronik des Aeþelweard benutzt haben. an den besonderheiten des Asser, Florentius usw. beteiligt er sich nirgend. dagegen ist wie bei Aeþelweard auch bei ihm Sceaf der vater des Sceldius-Scyld, Creoda zwischen Cynric und Cerdic fehlt ebenso wie bei Aeþelweard und im Parkerms., den Cuda dagegen hat er allein ausgelassen. die kleinen einschaltungen führen durchweg auf Aeþelweard, schon bei Cerdic (*qui fuit primus rex Westsaxonum* = *qui et primus possessor Brittanniae partis occidentalis* Æth.), besonders aber bei Sceaf. nur widerholt er nicht einfach den bericht seiner vorlage, sondern stattet ihn selbständig mit neuen gelehrten und volkstümlichen zügen aus. für Scandza citiert er den Jordanes und auf Haithebi als herschaftssitz des Sceaf mag ihn eine andre stelle des Aethelward (MHB. s. 502) gebracht haben. wenn er aber den jungen Sceaf in bewuster abweichung von Aeþelweard nicht auf einem mit waffen und schätzen ausgestatteten schiff, sondern auf einem steuerlosen fahrzeug, das haupt auf einer garbe ruhend, schlafend ans land treiben lässt, wird man darin nicht wie Binz eine willkürliche etymologische spielerei mit seinem namen erkennen. die kleinen begleitenden züge (*navi sive remige, posito ad caput frumenti manipulo, dormiens*) schliefsen sich zu einem festen bilde zusammen und können nur der würklichen sage entnommen sein. dass dem Wilhelm mehr als andern historikern der zugang zur letztern offen stand, beweist sein ganzes werk zur genüge.

Auf diesen stammbaum folgt alsdann noch der rest eines zweiten, welcher die in der chronik, bei Asser und seiner sippe zwischen Scyld und Sceaf eingeschaltete, bei Aeþelweard dagegen fehlende namenreihe nunmehr als die vorfahren des Sceaf nachbringt, um sie mit einem Strephius — dem vater Bedwigs und sohne Noas — enden zu lassen. Müllenhoff Zs. 7, 412 meinte, dass

dieser Strephius mit Scef nicht identisch sein könne, da letzterer nach Sceldva bereits seine stelle erhalten habe, aber mit der, wie mir scheint, unerlässlichen annahme zweier verschiedener quellen ist jedes hindernis, ihn für eine dublette des Sceph zu nehmen, beseitigt.

Matthäus Paris, der letzte der noch nicht behandelten autoren, schliefst sich bei der stammtafel des Offa (I 343) fast genau an Simeon vDurham, den abschreiber Assers, an, bei derjenigen des Alfred (I 403) benutzt er daneben andre quellen, den Florentius und den Wilh. vMalmesbury, dem er die sage von Sceaf, dem sohne des Seldwa entnahm, um alsbald zu seiner hauptquelle zurückzukehren.

Es erübrigt noch die besprechung der zusammenhangslos überlieferten genealogien. von den durch Wright und Halliwell Reliquiae ant. II 172 f veröffentlichten hat die erste kürzere, mit Ine beginnende und bis Wodan Frealafing reichende einige besonderheiten, geht aber im wesentlichen, wie die auslassung von Esla, Wig, Freawine und Friþogar lehrt, auf Asser resp. Simeon zurück. die andre bis zu den söhnen Eadgars herab verlängerte beruht, wie das vorhandensein von Creoda und das fehlen von Friþuwald und Friþowulf erweisen (Tætwa und Hwala sind erst durch eine neue flüchtigkeit fortgefallen) auf der zweiten version der Sachsenchronik (BCD). sie wurde die quelle für die nordischen aufzeichnungen (Sievers Beitr. 16, 361 f, Möller s. 44 anm.), in denen besonders wider der stammvater Scef zu den wunderlichsten umgestaltungen veranlassung gab, indem aus Se Scef alsbald Seseph, Cespheth, in dem wol se Seph und se Seth zusammenflossen, und andre varianten hervorgiengen.

Von den aus der zeit Heinrichs VI stammenden genealogien (Kemble Stammtafeln s. 31 f und Beowulf II p. IV) besteht die ziemlich identische liste von I und II aus zwei verschiedenen teilen. der erste gröfsere reicht von Noah bis Caphe (di. Eafa), der zweite von Jetha, Gethas (di. Geat) bis zu Woden und dessen uxor Frealaf. der letztere gehört der kentischen reihe an und ist wol direct aus Heinrich von Huntingdon (MHB. s. 707) entnommen, da auch der (bei Nennius nicht vorhandene) schreibfehler Flocwald für Folcwald, den vater des Finn, sich widerholt. der erste ist westsächsisch und wird, wie schon Müllenhoff anmerkte, im wesentlichen auf Wilhelm vMalmesbury beruhen, mit dem er den schreibfehler Stermonius für Itermon und den

neben Sceph vorhandenen Strepheus gemein hat. Doch deutet Inglis für Ingild auch einen einfluss der Florentius-sippe an. aufserdem finden sich manche besonderheiten: auslassungen, entstellungen und willkürliche erweiterungen. hier zuerst wird Japhet zwischen Noa und Strephius eingeschoben, ebenso vor Geatta, Geathus und wol durch ihn veranlasst eine reihe von völkernamen: Gotus, Juthus, Suethedus, Dacus, Wandalus, Gethus (Ehecius), Fresus, von denen in einer marginalnote die neun nordischen stämme abgeleitet werden *qui quondam regnum Britanniae invaserunt et obtinuerunt*: die Saxones Angli Juti Daci Norwagenses Gothi Vandali Geati et Frisii. sie erschienen Müllenhoff Zs. 7, 415 besonders altertümlich. in der tat erkennen wir in der art, diese alten volksnamen durch einen heros eponymos von den göttern herzuleiten, ebenso das fortwürken älterer tratitionen, als wenn in der Historia Brittonum (Chron. min. III 160) ein Gotus, Gebedus als söhne des Armenon und Vandalus, Saxo als söhne des Negue aufgeführt werden. an unserer stelle aber sind sie wol einfach aus dem prolog von Heinrich von Huntingdons V buch (oder dessen quelle) entnommen, der grade wo er von Adelwulf (a. 837) zu handeln beginnt, bemerkt: *Immisit ergo Dominus omnipotens velut examina apium gentes crudelissimas, scilicet Dacos cum Gothis, Norwagenses cum Suathedis, Vandalos cum Fresis.* Daci für Dani ist bei diesen historikern häufigerer sprachgebrauch. dagegen möchte ich Heinzel nicht beistimmen, wenn er Anz. XVI 275 in dem dieser reihe vorausgehnden Cinrincius auch noch einen Cimbricus sucht, vielmehr wird Ettmüllers ältere erklärung zu rechte bestehn, dass in ihm der in der hauptliste übergangene Cynric, der mitbegründer der westsächsischen dynastie, steckt. auch die schreibung steht dem Chinricus des Wilh. vMalmesbury am nächsten.

Mit beiden listen eng verwant ist Kembles dritte (s. 32 f), die sich noch durch eine gröfsere anzahl biblischer namen auszeichnet. sie verknüpft die kentische mit der westsächsichen liste eingestandenermafsen zu dem zwecke, um Edward IV über Engest und Sceafeus, *de quo Saxoues vocabantur*, auf Adam zurückzuführen. ihr kommt es darauf an, für Edward die als älteste überlieferung geltende sage von Sceaf noch zu gewinnen, die im wesentlichen nach Wilhelm vMalm. widererzählt wird.

So sind mit der zeit recht complicierte listen entstanden.

in einem aber sind sie alle einig, soweit nicht offenbare verstümmlungen vorliegen: den Sceaf in irgend einer gestalt an die spitze der einheimischen geschlechter zu stellen, mag er nun in den verschreibungen oder umgestaltungen als Seth, Sem (Semh), Sceph, Steph (Kemble II s. VII), Strepheus, Sceafeus oder in den nordischen quellen als Seph, Sphetb etc. sich darstellen, wobei die biblischen umformungen natürlich erst möglich wurden, seit der stammbaum auch an die väter des alten testamentes angeknüpft war. so konnte er, indem man die identität dieser formen nicht mehr bemerkte, in derselben liste doppelt, ja bei Kemble III sogar dreimal, als Strephius, Sceph und Sceafeus vorkommen, — auch dies ein zeichen, wie fest er in der überlieferung haftete. am ausführlichsten über ihn sind aber diejenigen lateinischen quellen, welche auch sonst der volksüberlieferung am nächsten stehn. er bleibt der erste und der bedeutsamste und gilt schliesslich als der begründer aller englischen geschlechter. auf ihm ruht der letzte mythologische nimbus des stammbaumes.

Dem Sceaf gegenüber tritt Sceldwa in diesen listen durchaus zurück. obwol sie sonst von willkürlichkeiten nicht frei sind, macht doch keine einzige den versuch, ihn an die spitze zu bringen, und damit wird ihm als stammvater der westsächsischen könige allein schon jeder boden entzogen.

Aber selbst wenn die genealogien die sagenhafte stellung des Sceaf nicht zu sichern vermöchten, müsten wir sie aus innern gründen erschliessen. die neue hypothese, welche an der einfachen und natürlichen interpretation vorübergeht, hat doch nur den hintergrund einer grammatischen möglichkeit. wenn der Scyld Scefing des Beowulf der neben den stammbäumen allein noch in betracht kommt, nicht 'Scyld, der sohn des Sceaf', sondern 'Scyld mit der garbe' wäre, so bliebe er eine auffällige erscheinung. seinem namen nach müssen wir in Scyld einen kriegerischen beschützer oder beschirmer suchen, dazu aber will die garbe wenig passen. zwar meint Binz, dass er eben zwei verschiedene eigenschaften vereinigt habe, was sehr einfach klingt, sich in dieser weise aber wol nur bei den grofsen göttern findet, die verschiedene sphären allmählich an sich gerissen haben, kaum bei einer so speciellen sagenhaften figur. wer den Scyld als ersten herscher aus weiter ferne herkommen liess, hätte ihn sicherlich wie der Beowulf mit seinen attributen, mit schild und waffen, schwer-

lich aber mit einer garbe ausgerüstet und ihm nach der letztern einen beinamen gegeben. ein sprachlicher grund, in Scefing etwas anderes als die gewöhnliche patronymische bildung zu suchen, ist nicht vorhanden, denn Sceaf bedeutet als name nicht, wie Möller s. 43 und Kögel Zs. 37, 274 voraussetzen, 'manipulus, garbe', sondern 'der mit einer garbe ausgestattete', wie auch Brand in derselben genealogie nicht 'schwert' ist, sondern einer 'der ein schwert führt' uam.

Dass die alte märchenhaft einfache Sceafsage allmählich auf Sceldwa vorrückte und sich dem entsprechend mit heldenhafteren zügen anfüllte, oder — wenn es sich ursprünglich um zwei selbständige, später verbundene sagen gehandelt haben sollte — dass Scyld den Sceaf teilweise zurückzudrängen vermochte, begreift sich sofort aus der politischen bedeutung der skyldingischen dynastie, leichter jedesfalls als die entgegenstehnde annahme, dass man den ganzen Sceaf erst aus einem beinamen des Scyld grammatisch herausconstruiert und ihn so zum vater des eigentlichen ahnherrn gemacht habe. und dass auch noch der Sceafa, der nach Widsið 32 über die Langobarden herschte, 'schon auf dieselbe weise' dh. ebenso misverständlich erschlossen sein soll, macht die hypothese wahrlich nicht besser.

Freilich die unzuträglichkeiten, die sich aus jener sagenverschiebung oder vereinigung ergaben, haben weder der Beowulf, der den Scyld aus der ferne kommen, aber ihm immer noch seinen vater liefs, noch Aeþelweard zu beseitigen vermocht, der die heldenhafteren züge umgekehrt in die Sceafsage aufnahm, aber das sind vorgänge einfachster art, die uns den gang der verderbnis nur noch anschaulicher machen.

Wie lange Sceaf schon die westsächsische genealogie eröffnete, ist schwer zu bestimmen. unter allen ags. dynastien hatten die Cerdicinge vielleicht die meiste veranlassung, ihren stammbaum mit göttern und mythischen heroen auszustaffieren, was sie denn auch in ausgiebiger weise taten. *twegen aldormen* nennt die chronik den Cerdic und Cynric, die i. j. 495 mit 5 schiffen nach Brittannien kamen, aber erst 519 den königstitel annahmen (*rice onfengun*). der name des Ceartic, Cerdic der nicht deutsch, sondern keltisch ist (= interpres, Gramm. celt.[2] s. 874, Müllenhoff Beovulf s. 62), klingt gar nicht königlich. Ceretic heifst auch in der Hist. Britt. (Chron. min. III 177) der interpres des Guorthigirnus, der mit

Hengest über dessen tochter verhandelt (einige andere belege s. bei Holder Altkelt. sprachsch. I 991 f). wenn jene sächsischen emporkömmlinge, nachdem sie ein festes reich begründet, sich nicht damit begnügten, ihren stammbaum auf Wodan zurückzuführen, sondern ihn durch weitere mittelglieder bis Geat verlängerten, um ihn schliefslich bei Sceaf enden zu lassen, so wollten sie damit ihre sippe zweifellos an den ältesten überhaupt noch erreichbaren anfang nationaler erinnerungen anknüpfen, ähnlich wie das geschlecht des Hengest bei Nennius über Wodan und Geat hinaus bei Ingue seinen ursprung sucht, jenem anderen 'ankömmling', der *wæs ærest mid Eastdenum gesewen secgun*. der parallelismus zwischen Sceaf und Ingue ist hier unverkennbar. sie stützen einander gegenseitig und hängen offenbar im mythus zusammen.

Damit wird die stellung des Sceaf hoffentlich wider gesichert sein. der ganze stammbaum, von dem ebenso wie von den übrigen angelsächsischen noch eine kritische ausgabe zu erwarten ist, stellt sich etwa folgendermafsen dar:

	Aeþelwulf	Ecgbryht
	Ealhmund	Eafa
5	Eoppa	Ingild [Ines broþur]
	Cenred	Ceolwald
	Cuþa	Cuþwine
11	Ceawlin	Cynric
	Creoda	Cerdic
15	Elesa	Esla
	Gewis	Wig
	Freawine	Friþogar
21	Brond	Bældæg
	Wodan	
	Friþuwald	Frealaf
26	Friþuwulf	Fin
	Godwulf	Geat
30	Tætwa	Beaw
	Sceldwea	
	[Heremod	Itermon
35	Haþrá	Hwala
	Bedwig]	
		Sceaf

Bis 22 ist alles in äufserer ordnung. die paare bewegen sich in den festen formen der allitteration, die man bei 17 wol auch für den anlaut der zweiten silbe wird zugeben müssen. Creoda (13) kann befremden, da die historischen quellen ihn nie-

mals neben Cerdic und Cynric nennen. aber mag die geschichte seine rasch vorübergegangene existenz zu melden vergessen haben, oder mag sein name, der auch in der mereischen genealogie vorkommt, nur der allitteration halber hier stehn, in der liste hat er seinen sicheren platz. dagegen unterbricht 23 Wodan in auffallender weise und im gegensatz zu 29 Geat die allitteration, was in andern listen, wie der alten kentischen, nicht der fall ist, so dass man die möglichkeit wird erwägen müssen, ob nicht die sächsische eigentlich auf Geat gemünzt war und Wodan darin nachträglich erst seinen platz fand. mit 30 beginnt eine verderbnis, die kaum noch zu heilen sein wird. Tætwa und Beaw stehn rettungslos vereinzelt da, während alles was zwischen Sceldwea und Sceaf steht als eine interpolation von nicht aufgeklärter herkunft zu betrachten ist, die bei Aeþelweard, Malmesb. ı und einmal bei Kemble auch würklich fehlt.

Strafsburg 1896. R. HENNING.

WOLFRAM PARZIVAL 115, 21.

Wie kommt Wolfram dazu, 115, 21 sich zu fürchten, die damen könnten den fortgang seiner dichtung für schmeichelei halten? derselbe Wolfram, der 337, 1 ff in ganz ähnlichem zusammenhang (337, 27. 28) geflissentlich alles gute aufzählt, das er den frauen seiner mären nachgesagt habe? derselbe Wolfram, der 116, 5 in einer weise fortfährt zu erzählen, die den von ihm zu seinem schaden erprobten corpsgeist der damen von neuem herausfordern muste? ich vermute, dass der reim vielmehr gelautet hat *smæhen* : *wæhen*. *smechen* konnte sehr leicht in *smeihen* verlesen werden, und die änderung von *wæhen* in *reichen* ergab sich dann von selbst. die beiden reimworte finden sich in ganz ähnlichem sinne auch Wh. 4, 23. 24 (*die rede wæhen!*), während mir der ausdruck *unkundiu wort reichen* trotz Frauenlob 57, 10 etwas befremdendes hat. eine ähnliche umkehr des ursprünglichen textes bis ins gegenteil liegt vielleicht 118, 16 vor: *erne kunde niht gesorgen, ez enwære ob im der vogele sanc die swære* (*suere* für *sueze*, wie umgekehrt Reinm. vZweter 49, 2 C) *in sîn herze dranc*, 'er wuste nichts von sorgen, wenn ihm nicht der vogelsang jenen schmerz (118, 8. 9) bereitete'. diese construction würde ich empfehlen, auch wenn sich *süeze* im hinblick auf Chrestien 1303 f oder als gewollte andeutung der widerspruchsvollen schmerzenswollust halten liefse; *ob* wird Klage 1788 mit recht von Lachmann nach conditionalem *lieb wære* aus A eingesetzt, wo die vulgata das geläufigere *daz* vorzieht. R.

LIED AUF KÖNIG FRIEDRICH UND CHRISTOF WOLFSAUER.

Die handschrift des Britischen museums nr 16592 — *die ich in den Mitth. des instituts für österr. gesch.* 17, 586 *ff beschrieben habe — enthält auf bl.* 22 *und* 23 *das unten mitgeteilte historische lied. es steht als dritte nummer unter mehreren auf die geschichte Friedrichs* III *sich beziehenden stücken: das vorausgehnde erwähnte noch seine* 1440 *erfolgte wahl zum römischen könig, das folgende erzählt seine reise zur krönung in Aachen* 1442. *dass durch die einfügung des liedes an dieser stelle auch ein urteil über die zeit, in die sein stoff gehört, ausgesprochen sein sollte, bezeugt die überschrift, unter der es abgeschrieben wurde:* Wie Ertzherzog Fridreich seine Veind In der Steyrmarch vberwand, So sein aign landlewtn warn Vnd Ine verhindern woltn an der Cronung des Romischen Reichs. *dieser titel rührt wol von demjenigen her, der die uns in der hs.* 16592 *überlieferten auf Friedrich sich beziehenden quellen sammelte und ordnete (s. Mitth. d. inst.* 17, 600).

Die geschichte der hs. (aao.) lehrt, dass weder die orthographie der unmittelbaren vorlage, noch gar die des originals aus der vorliegenden abschrift widerhergestellt werden kann. ich bringe daher genau die schreibung der hs. mit allen ihren inconsequenzen, und drücke die beiden, gleichbedeutend in ihr verwendeten diakritischen zeichen durch ˘ *aus. ich regle nur die worttrennung, den gebrauch der grossen anfangsbuchstaben und setze für* ſ *und* s *überall* s. *strophen und verszeilen sind in der hs. nicht abgesetzt; interpunctionszeichen kommen fast gar nicht vor. abkürzungen löse ich auf. von mir ergänztes ist cursiv gedruckt. alles übrige, worin ich von der hs. abweiche, merke ich unter der zeile an.*

In sachlicher hinsicht ist die überlieferung des liedes eine leidlich gute. sein schreiber hatte keinerlei gelüste systematischer änderung, er übernahm die fehler seiner vorlage und erzeugte selbst durch unverstand oder flüchtigkeit neue; nur an verhältnismässig wenigen stellen sind schwerere verderbnisse des textes eingetreten: solche überhaupt anzunehmen berechtigt uns aber die analogie zur beschaffenheit des textes der anderen stücke, die derselbe schreiber in die Londoner hs. eingetragen hat.

Seit 1435 *finden wir den namen des steirischen edlen Christof von Wolfsau mit der geschichte Wildons verknüpft: am* 1 *august dieses jahres erhält er — gegen andere leistungen — vom herzog Friedrich veste und herschaft Wildon samt dem landgericht und urbar zu leibgeding, unter der bedingung, dass er binnen* 6 *jahren* 400 *pfund pfennige auf den bau der veste verwende* (*Mitth. d. histor. ver. f. Steierm.* 8, 182, *Lichnowsky Regg.* II 3448, *u. s.*). *diese vergabung wird am* 22 *juli* 1438 *widerholt: aus besonderer gnade gibt der herzog dem Wolfsauer veste und herschaft Wildon mit dem landgericht auf lebenslängliches leibgedinge, diesmal mit der verpflichtung, in den ersten* 6 *jahren je* 100 *pfund pfennige auf die besserung des baues aufzuwenden:* welhs jars aber der . . . Wolfsawer sewmig wer vnd nicht hundert phunt phennyng völliclich auf die egenant vnser vesten Wildoni verpawet, denselben abgang sol er das nachst jar darnach erstatten vnd verpawn . . . . Tet er aber des auch nicht, so mugen wir vns der benanten vnser vesten dann wol vnder winden oder schaffen ze vnderwinden vnd damit hanndeln nach vnserm geuallen vngeuerlich (*Chmel Gesch. Friedr.* IV I 374 *f*).

Die ursachen, aus denen es zu dem in dem liede geschilderten verlust Wildons kam, sind ganz im dunkeln: man möchte vermuten, dass der Wolfsauer die bedingung nicht einhielt und Friedrich darum von seinem recht gebrauch machte; aber es sind anhaltspuncte vorhanden, denen gemäss wir das Wildoner localereignis lieber in einen weitern zusammenhang setzen werden: ein schriftstück, das Chmel Materialien I (2 *heft*), 69 *mitteilt, zählt eine menge personen auf, die* 1441 *den landfrieden in Steiermark und Kärnten gebrochen haben — unter ihnen ist auch der Wolfsauer genannt; und am* 9 *october* 1441 *schreiben die steirischen stände an den propst Andreas von Seckau, sein contingent zum aufgebot der drei lande Steier, Kärnten und Krain zu stellen, zur abwehr gemeinsamer gefahr, namentlich gegen Christoph Wolfsauer und seine helfershelfer,* die da mainen die land verrer ze beschedigen (*Krones in Beitr. z. kde steierm. geschq.* 3, 97). *der anlass der weit um sich greifenden unruhen ist wahrscheinlich in den bestrebungen der mächtigen gegner Friedrichs, der grafen von Cilli, zu suchen, obwol gerade im jahre* 1441 *mit ihnen waffenstillstand — bis in den herbst hinein — geschlossen war* (*Chmel Gesch. Friedr.* II 124): *denn das ebengenannte verzeichnis der landfriedensstörer in Steiermark*

und Kärnten weist mehrmals ausdrücklich auf Cilli als den herd der bewegung, und auch dort wo es den Wolfsauer erwähnt, wird mitgeteilt, dass ein teil der schatzung, der er sich schuldig machte, nach Cilli abgeliefert wurde.

Die einnahme Wildons, von der das lied singt, mit sicherheit in das jahr 1441 *und daher in den verlauf der in diesen quellen gemeinten fehden zu setzen, wird durch zwei andere nachrichten ermöglicht: am* 29 *november* 1441 *'erteilt könig Friedrich dem markte Wildon auf fünf jahre . . . . steuerfreiheit zum ersatze für die vielen beschädigungen durch raub und brand im kriege gegen Christof Wolfsauer und dessen genossen', Muchar Gesch. Steierm.* VII 299; *und ein geistlicher, der von* 1467—78 *pfarrer in SGeorgen an der Stiefing gewesen war, hat unter andern notizen, die er in den kalender seines breviers eintrug (Beitr. z. kde steierm. gesch.* 14, 19 *ff*), *zum* 6 *august notiert*: Anno d. 1441 dux Albertus frater Friderici tunc temporis rex Romanorum lucratus est civitatem Fuerstenfeld *und unmittelbar darauf — zum* 11 *august* —: Volsauer dedit sibi castrum Vildon et castrum Ror isto die (*aao.* 22). *der aufzeichner der chronikalischen notizen bringt teils längstvergangenes, das er nur vom hörensagen oder aus schriftlichen quellen wissen konnte, teils ereignisse seiner zeit, darunter auch selbsterlebtes; ob die uns interessierende notiz zu dieser oder jener gruppe gehört, ist nicht zu entscheiden; ihr herausgeber, Kernstock, weist ferner auch für solche nachrichten, die der gegenwart des chronisten angehören, irrtümer der datierung nach.*

Aber die jahreszahl wenigstens steht sicher durch die angeführten urkunden, insbesondere jene vom 29 *nov., und die überschrift des liedes in der Londoner hs. hat das richtige getroffen, wenn sie seinen stoff in die zeit zwischen Friedrichs wahl und krönung versetzt — wie sie denn auch mit der charakterisierung der fehde insoferne recht hat, als die heimischen schwierigkeiten und unruhen in der tat die ursache waren, dass der gewählte könig mehr als zwei jahre verstreichen lassen muste, ehe er nach Aachen zu reisen im stande war. dass das vom SGeorgener pfarrer gemeldete ereignis ebendasselbe ist, von dem das lied spricht, wird ferner dadurch bestätigt, dass er gleichzeitig die eroberung von Rohr erwähnt, von der str.* 7 *auch das lied meldung tut.*

Aber auch die nähere zeitangabe in der SGeorgener notiz scheint glauben zu verdienen: fiele die eroberung Wildons erst nach dem

9 *october — von dem der brief der stände an den propst von Seckau datiert ist —, so wäre es auffallend, dass schon am* 29 *november der in seinen entschlüssen ja durchaus nicht rasche könig dem schwer geschädigten markte Wildon steuerfreiheit gewährte; und der brief der stände redet ja überdies von einem* verrer beschedigen, *um dessenwillen die drei lande das aufgebot erlassen: der Wolfsauer setzt also früher begonnene schädigungen des landes nur fort. so hindert denn nichts, das stadium der fehde, in dem Wildon fiel, vorher zu denken, zu der zeit, die der SGeorgener pfarrer nennt. Chmels regesten Friedrichs weisen den könig bis zum* 8 *august* 1441 *in Wiener Neustadt, vom* 20 *august ab in Graz nach: er kann also schon am* 11 *vor Wildon gestanden haben.*

Volsauer dedit sibi castrum, *sagt die chronikalische notiz: ihr verfasser war ein schlechter lateiner, sein* sibi *kann sowol auf* dux Albertus *als auf* Friderici tunc temporis rex (!) Romanorum *bezogen werden — letzteres um so leichter weil diese nominativische apposition, als er die notiz zum* 11 *august eintrug, ihm als das subject des vorausgehnden satzes erschienen sein kann. ein widerspruch zum liede, das Friedrich als den eroberer kennt, braucht daher nicht herausgelesen zu werden.*

Vereinigen wir also die nachrichten des liedes mit den übrigen vorhandenen, so lässt sich folgender verlauf der fehde vermuten: Christof von Wolfsau hat im lande geraubt und geplündert (vgl. str. 16) *und die landherren gegen sich aufgebracht (str.* 3, 4). *könig Friedrich hat Rohr genommen (str.* 7) *und belagert ihn in Wildon. der Wolfsauer übergibt die burg (str.* 22, 1) *— am* 11 *august* 1441 *— und zieht ab. er setzt aber die fehde fort, sodass das land im herbst ein aufgebot gegen ihn und seine genossen erlässt.*

Die endgiltige beilegung der händel kennen wir nicht: einiges über ihren weiteren verlauf lehrt der absagebrief, den Jan Czapek, der feldhauptmann des Polenkönigs, an Friedrich richtet (Kollar Analecta II 1027): *Jan Czapek steht in fehde mit herrn Christof von Liechtenstein, der* ein anfankch ist der gefenkchnuss des edeln Cristoffen von Wolfsaw, *deshalb hat auch* fraw Wandala gemahl des vorgenanten Cristoffs *von Wolfsau ihm (dem Czapek) ihr* haus getraut vnd eingegeben. *der brief ist vom* 25. *jänner* 1442: *der Wolfsauer ist inzwischen also in gefangenschaft geraten; und*

wenn wir im liede str. 17, 4 *unter den belagerern* den von Liechtenstein, *in dieser urkunde aber und in diesem zusammenhang Christof v. L.* (*-Nicolsburg, s. über ihn Falke Gesch. d. hauses Liecht.* I 450 *ff*) *genannt finden, so ist kein zweifel, einerseits dass die person der urkunde mit der des liedes identisch ist, andrerseits, dass der Wolfsauer im verlauf ebenderselben fehde, in der Wildon fiel und die steirischen stände ihn befehdeten, in die gefangenschaft des Liechtensteiners geriet. dass Christoph von L. in einer steirischen fehde tätig ist, nimmt nicht wunder, da er vertrauensmann Friedrichs war* (*s. Falke aao.*); *undeutlich aber sind die fäden, die von der gattin des Wolfsauers zum feldhauptmann Wladislaws hinüberführen. Wandula wird ausdrücklich auch im absagebrief genannt, den Roman Liechtenawer an die anwälte der landschaft zu Österreich richtet* (*Kollar aao.* 1028 *f*): . . durch der edlen fraun frau Wandala von Wolfsaw (willen), der diener ich pin, die in grosser beswerung gegen ew gewesen ist vnd nechtigclich von ew hat trachten müssen, das doch sy vmb ew vnd vmb die ganzen lantschaft in Osterreich nie verschuldet hat (*vom* 21 *jänner* 1442). *in diesen beziehungen Christofs von Wolfsau und seiner frau dürfte aber wider eine spur der grösseren politischen verwicklungen und gegnerschaften liegen, in denen das geschick des Wolfsauers nur eine episode war.*

Christof von Wolfsau ist jedesfalls wider frei geworden: 1450 *findet man ihn an der seite herzog Albrechts in fehde mit Ulm und Schaffhausen, Lichnowsky* III 1500. 1503. —

Das lied ist denn auch in rein historischer hinsicht nicht ohne bedeutung, denn es stellt feste verbindung zwischen den äusserlich zusammenhangslosen urkundlichen nachrichten her und geht auch über die chronikalische notiz des SGeorgener pfarrers hinaus, da es erklärt, wie der Wolfsauer später in der gefangenschaft Christofs von Liechtenstein erscheinen konnte. die geschichte Friedrichs wird dadurch um ein kleines kriegerisches capitel, das in den hochsommer 1441 *fällt, reicher.*

Litterarhistorisch ist das lied bei der grossen seltenheit älterer beispiele seiner gattung aus Innerösterreich besonders willkommen. sein verfasser steht sichtlich auf seite des königlichen siegers: andeutung näherer beziehungen zur person des königs fehlen aber durchaus, ja gegen solche spricht str. 24, 2, *und mit dieser zeile verglichen, könnte in* 23, 3 *f sogar leise ironie liegen.*

[*bl.* 22ª] 1 Ich wais ain haw̆s, das haist Wildan,
da ligt der konig vor
mit ritter vnnd mit knechtn,
das sag ich eŭch fur wăr.

2 Vnd wăr es nicht zŭ leŭden,
ain solicher v̆bermŭet,
den den der Wolfsaw̆er treibet,
es pringt im nimer kain gŭet.

3 Er maind das lannd zw̆ ŭberherrn
vnd nimbt fŭr sich den prannd:
es wiert im noch geweret,
den lanndherrn [1] thet es annt.

4 Er maind, er wels bezwingen
das haw̆s von Ŏsterreich [2]:
es mag im nicht gelingen,
das gelaŭbt mir schicherleich.

5 Der *kunig* ließ beraiden
deu vor des morgen frŭe:
'Nicht lennger wel wir beitten,
Wolfsaw̆er, tue darzŭe!

6 Wildan ich tar [3] gewingen, [danneckh,
das wais ich, an deinen [*bl.* 22ᵇ]
ich will dich noch bezwingen,
das dw̆ mŭest werden kranneckh'.

7 'Wol aŭf, wier wellen reiden,
wen Ror das ist dahin!
ich wil nicht lennger peiten,
noch krieg stet mir mein sin.

8 Wol aŭf, ir werden knaben!
ir legt an ew̆ das pest,
wir wellen hinaus traben,
wier pringen dem konig gest:

9 Mit dem konig wellen wir essen [4]
ein mal oder drey̆,
des wel wier nicht vergesen,
der sorgen sein wier frey̆.

10 Dy̆ fŭrstŭgkh [5] well wier schennckhen,
dy̆ mal setz wier hindan,
vnnd wer sein geltschŭlt meldet [6],
der sŭechs zŭm [7] Wildan!'

11 'Dy̆ fŭrstŭgkh welln wier in schenckhen,
vber dy̆ mal wiert es wol geleich;
ich wil in dran gedencken',
sprach konig Fridreich;

12 'Sy̆ mŭssen dann entrinen
zŭ Wildan aw̆s der maŭr,
mich dunckh [8] in meinen sy̆nnen,
dy̆ furstŭckh wern in zŭ saw̆r'.

13 'Wildan [9] ist ain herter stain,
das haws ist gar vest [10],
[*bl.* 23ª] dy̆e knaben sein v̆berain,
sy̆ lassen vnns kain rest,

14 Sy̆ gaŭffen [11] an dy̆e zĭnnen,
sy̆ treiben iren praw̆s,
mit may̆ster Hannsen [12] sy̆nnen
well wier sew trey̆ben heraŭs.

15 Das sŭlch [13] mag nicht geniessen,
wan es hat khainen zannd:
darein well wier schiesen,
das thŭet den knaben ant.

16 Vnd wer da hat gesprenget
gen Wildan in den kray̆s
vnnd das lannd befenget,
genomen kŭe vnnd gay̆s:

17 Sy̆ mŭessen vnns beleiben
dy̆ knaben al gemain,
da wel wier zw̆ sweigen' [14],
sprach der von Liechtenstain;

18 'Des tags [15] wel wier geleben,
da merckh ain y̆eder aŭf,
das sy̆ sy̆ch gern geben,
wold wir sy̆ nemen aŭf' [16].

19 Der Wolfsaw̆er trat an dy̆ maŭr,
ir mŭgt hŏrn, wie er sprach:
'der schimph mocht mir werden zŭ saw̆r',
da er daz volckh an [*bl.* 23ᵇ] sach;

20 'Zŭ dem konig wel wier reittn,
ob ich *zŭ* gnaden kăm,
ich wil nicht lenger peitten,
ob er das haw̆s aufnăm'.

3, 2 f pranndes wiert **5**, 2 d. v.] den vor; *ich habe* deu *hergestellt, weil der schreiber für asgf. sonst* dy̆ *gebraucht und im* deu *der vorlage die ursache seines fehlers liegen wird* **6**, 1 Ich wil den Ror gew. **8**, 3 wellen *übergeschrieben* **11**, 4 Fridrich **12**, 3 in meinem sy̆n **14**, 1 kauffen 4 sew] sein, *vgl. zu* 5, 2 **15**, 1 sŭlch] sŭl genessen **16**, 2 den] dan **17**, 1 Sy̆ mŭessen sy̆ mŭessen 3 swegen 4 liechstain **18**, 4 w. w.] wolden **19**, 2 Irn **20**, 4 aufenăm

21 *Das haws* das ward gelassen
dem konig in sein gber[17];
zŭ Wildan aŭf der gassen
dar ligt des konigs her.

22 Sў synnd daŭon gezogen
wol von ainem gŭtten paw;
er hat sўch selbs betragen
her Cristof von Wolfsaw.

23 Das lied ward gesŭnngen
vom[18] konig Fridrich:
er hat ain weise zŭngen,
das gelaŭbt mir sicherlich;

24 Das haws hat er inen,
des hiet wol nienmand getrawt,
Wildan dў hochen zinnen,
dў hat er woll beschaŭt.

21, 4 a *in* dar *undeutlich* 24, 2 das

Anmerkungen.

[1] *man denkt dabei an das aufgebot der landschaft, von dem die urkunde Beitr. z. kde steierm. gesch.* 3, 97 *redet.*

[2] *der verfasser konnte wol um so eher vom haus Österreich hier sprechen, weil auch herzog Albrecht — wie die aufzeichnung des SGeorgener pfarrers zum* 8 *august vermuten lässt, s. o. — bei der herstellung des landfriedens mit tätig war.*

[3] *man denke bei der handschriftlichen lesart* den Ror *nicht an ein mitglied der österreichischen familie der Rohrer, etwa an Jörg von Rohr, der allerdings, wie sein beschwerdebrief vom* 20 *mai* 1441, *Keller Anal.* II 887 *lehrt, bei Friedrich in ungnade war und in fehde mit Christof von Liechtenstein stand: denn, von anderm abgesehen, ist zwischen ihm und dem könig schon am* 7 *juli* 1441 *einigung zu stande gekommen (aao.* 976). *in der lesart könnte* den *nur als partikel gefasst, bei* Ror *nur an das in der nähe von Wildon gelegene schloss gleichen namens gedacht werden, das dem Wolfsauer* 1438 — *wol in ausführung der vom herzog ihm ausgestellten urkunde, s. o. — vom verweser Andreas Krabastorfer übergeben worden war, Chmel Gesch. Friedr.* I 374; *noch Schmutz Topogr. lex.* III 383 *bezeichnet Wildon als zur herschaft Rohr gehörig. bei dieser auffassung ist aber* den *verdächtig, und vor allem müste zwischen str.* 6 *und* 7 *ein so starker sprung der handlung angenommen werden, wie ihn die composition des liedes sonst nicht aufweist. ich glaube daher, dass der schreiber — oder seine vorlage —* Wildan *als* wil den *verlas und aus der folgenden strophe* Ror *für ein* tar *conjicierte.*

[4] *zu diesem str.* 9—12 *festgehaltenen (durch* gest 8, 4 *schon eingeleiteten bilde) vgl. man* wirtschaft *Dan.* 5206 *für 'kampf' und das Sempacher lied Liliencron nr* 34, 10 ff, *wo den 'mädern' ein 'morgenbrot' gegeben werden soll (wie hier vom* fürstŭgkh *gesprochen wird).*

[5] *kann wol nur 'frühstück' bedeuten (vgl. anm.* 4). *war die lautform* fürst. *lebendig? oder ist sie entstellung durch einen schreiber, dem diese bezeichnung des frühmahls nicht geläufig war?*

[6] *vielleicht liegt hierin anspielung auf die zahlreichen forderungen für ausständigen sold, die an Friedrich gestellt wurden, vgl. Chmel Gesch. Fr.* II 105 ff.

[7] *neutraler artikel bei dem ortsnamen, wie Liliencron nr* 11, 107 vmb allez Veltkilch.

[8] *der schreiber lässt auch in andern teilen der hs. öfters das* t *der 3 ps. sg. weg.*

[9] *ich lege str.* 13—18 *in den mund des Lichtensteiners, weil die verwendung der* 1 *ps. sg., die in den reden des königs* 5. 6. 11. 12 *vorkommt, hier fehlt; weil ferner* 11. 12 *abgeschlossne erwiderung auf* 7—10 *und str.* 13, 1. 2 *den ansatz einer neuen gedankenreihe enthält.*

[10] *die ähnliche — häufige — formel auch im munde einer handelnden person, Liliencron nr* 78, 5 Haun sprach : mein schloß ist gar vest.

[11] *s. DWB.* IV a 1, 1547, *vgl. auch* gaufeln *Schmeller* I 875 : '*sie häufen mit vollen händen*'?

[12] *als der könig zur krönung nach Aachen zog, waren in seinem gefolge* maister Erhart vnd maister Hanns deÿ Büchſenmaÿster, *Mitt. d. inst. für österr. gesch.* XVIII 664.

[13] *wenn ich hier* sülch *vermute, so setze ich mich freilich dem vorwurf aus, den teufel mit Beelzebub zu vertreiben, da* sulch *nur aus Jüngl.* 263 *belegt und überdies unerklärt ist : aber die strophe ist, soviel ich sehe, nur verständlich unter der deutung : 'das . . . kann nichts geniefsen, wenn es keinen zahn hat : schiefsen wir also in die veste' — das vorhergehnde bild vom frühmahl* 9 ff, *ferner wol auch* 14, 1 f *würkt hier fort: wer keine zähne hat, kann nicht schmausen, brechen wir sie ihnen also aus; ich sehe daher keinen ausweg als in dem unverständlichen* sül *der sententiösen eingangszeilen einen tiernamen zu vermuten, und da legt sich jenes* sulch (— *im Jüngl. freilich wol ein vogelname!* —) *am nächsten, in dem ich eine ablautform zu* swelch, *also den begriff 'vielfrafs' suche; dieser würde hier gut passen.*

[14] *die zeile ist mir undeutlich. ist gegensatz zu* 14, 2 *gemeint: 'die knaben müssen unser werden, und dazu (= dabei?) sollen wir stille sein (brauchen wir nicht zu lärmen)'? oder ist in* dazẘ wel wir ſÿ ſweigen *zu ändern?*

[15] *ich belasse den gen. in rücksicht auf DWB.* IV a 2, 2930.

[16] *Liliencron nr* 133, 25 (*uö.*) *bitten belagerte,* daß man si wolt ufnemen.

[17] gber = *gewere.*

[18] *ganz gleiche bedeutung des* von *bei ähnlichem verbalgebrauch zb. im schluss der 'Niclashäuser fart' Liliencron nr* 148, 491 : Das ist von Niklashausen gedicht.

INNSBRUCK. JOSEPH SEEMÜLLER.

EIN SPOTTLIED AUF DIE BAUERN AUS DEM 15 JAHRHUNDERT.

Unter den reichhaltigen Freundsberger sachen des Museum Ferdinandeum zu I n n s b r u c k *ligt* (*Urk. nr* 163) *ein doppelstreifen papieres* (30 *hoch,* 11·1 *cm. breit*), *auf dem sich das folgende*

übermütige spottgedicht auf die bauern befindet; hr prof. ORedlich hat es mir freundlich ausgehoben[1]. *es stammt der schrift nach aus der ersten hälfte des* 15 *jhs.*[2] *und ist in kurze absätze geteilt, von denen die ersten* 9, *welche strophen darstellen, auf der ersten seite (des vorderblattes) platz fanden, der letzte, in dem die verstümmelte* 10 *strophe mit der vollständig erhaltenen letzten durchlaufend zusammengezogen ist, steht auf der rückseite* : 5 *zeilen; der rest ist leer. die verse sind nicht abgesetzt und nur ungleichmäfsig durch grofse anfangsbuchstaben herausgehoben. leider ist das stück durch feuchtigkeit und wurmfrafs an vielen stellen beschädigt, auch die schrift mehrfach verwischt. unsichre lesung geb ich cursiv, conjiciertes (nach Redlich) überdies in klammern; mehrfach muss ich mich aber auf andeutung durch puncte beschränken. auf prof. Schröders wunsch habe ich das genaue bild der überlieferung aufgegeben und die verse abgeteilt. auch die inconsequent gebrauchten grofsen anfangsbuchstaben sind beseitigt, sonst aber an der schreibung nichts geändert; nur die interpunction ist natürlich hinzugefügt.*

Das lied, das 'ein reiter fein' gedichtet haben will, nimmt eingangs die form des dialogs zwischen dem hofmann und dem bauer, um jedoch bald aus dieser und aus der anredeform in die aussagende überzugehn. — ich habe darauf verzichtet, parallelen anzuführen, die sich schon aus JBoltes arbeit Der bauer im deutschen liede (Acta Germ. III 3) *und der dort verzeichneten litteratur (s. bes. s.* 284. 290. 293) *gewinnen liefsen.* S. M. PREM.

1. 'Ei pawrlein, wolst nicht vppig werden
und liest mich mit dir reden:
liest mich deine schuech an sehen,
ich wolt dir ain haller geben'.

2. Das pawrlein zornikchleichen sprach:
'der redt solt du mich vertragn.
so sach ich nie kain hoffeman,
kein soleichen *mantt nie tragñ*'.

2, 4 *nach spuren ergänzt von S.*

[1] *auf bitte der redaction hat hr prof. Seemüller in Innsbruck das blatt aufs genauste nachverglichen; seine lesungen sind im text verwertet und in den anmerkungen mit S. bezeichnet.*

[2] *das wasserzeichen ist ein ochsenkopf mit der hoch gestielten blume.*

3. 'Der mantel ist ains guten tuchs,
nu schaw in eben an:
es kost ain ell drey haller,
darczu das sneiderlon'.

4. Was streicht er . . sein knod . .
. . *gikł* veben schi(*es*)*s*
darein . . . sich der knebł
mit *s*(*inem*) seiner , . . g

5. Sein fuezz sind ausgesp*icz*
recht als . . . .
. . . . *seinen augen*
als ain vogel haist die awl.

6. So hat er ne(*u ain ki*)tel weÿs,
der hat ein der mi(*ten*
sech)*es* vnd dreissig valden
ja nach dem *n*(*euste*n) siten.

7. Ja es ist nindert *ch*ain pawrentroll,
er well drey gürtel umb tragen,
er steht auf seinen fuessen —
er solt den ritten haben!

8. So hat er ein joppen rot,
darauf ein gollier weÿs;
darein snüert sich der esel
mit allem seinem fleizz.

9. Vnd hat er dann ain graben huet,
darumb ain r . . . . lein slair,
des dunkcht er sich gar hochgem*ů*t.
alles vngelukch geb in hail!

10. So hat er denn ein messer rott (!),
tret er an seiner seitten
— — — — — — — —
— — — — — — — —

11. Der vns das liedlein newes sang,
das tet ain reitter vein,
er hat so wol gesungen
von einem roczigen pawrelein.

4, 2 gikł *zweifelnde lesung S.s* *S:* schı·g^s? *sehr unsicher*
5, 2 *in dieser zeile list S. noch* (*ca. buchstaben* 9—11) wol 3 seinen (*Redlich*) *erklärt S. für unlesbar*

DER URRIESE.

EHMeyer benutzt im Litbl. f. germ. u. rom. phil. (17, 217 f) eine besprechung von Golthers Mythologie, um einigen seit jahren angesammelten groll gegen kritiker seiner anschauung und methode zum ausdruck zu bringen. Golther selbst werden nur etwa zwei spalten gewidmet, Kauffmann mehr als fünfeinhalb, und mir eine lange anmerkung. in dieser tritt M. wie immer sehr siegesgewis auf, spricht aber nicht einen satz aus, der nicht falsch oder schief wäre.

Er macht es mir zunächst zum vorwurf, dass ich es versäumt hätte, alle züge Ymis zu würdigen und (Zs. 37, 1) nur dessen traurige zerstückelung herausgegriffen hätte, 'die freilich Grimm besonders ausführlich besprochen hatte'. das tat Grimm, weil in dieser zerstückelung der schlüssel zum ganzen verständnis Ymis steckt; ich aber habe mein gutes recht gebraucht, aus EHMeyers ausführungen einen einzelnen punct herauszunehmen und mich auf diesen zu beschränken. so gut wie M. verlangt, ich hätte an dieser stelle auch die andern Ymismythen behandeln sollen, kann er jedem philologen, der eine einzelne textstelle bessert, die billige rüge erteilen, er habe nur etwas einzelnes herausgegriffen.

Er tadelt weiter, dass ich in meiner liste der parallelen zwischen den körperteilen des urwesens und den bestandteilen der welt mehrere der entscheidendsten, und zwar immer nur die aus christlicher anschauung hervorgegangenen, weglasse. da ich (s. 4) ausdrücklich sage, ich führte hier nur die vergleiche an, die wir am häufigsten treffen, so verstand es sich von selbst, dass ich in dieser aufzählung die seltenern nicht nenne, ob sie für M. 'entscheidend' sind oder nicht. da es sich um die frage der ursprünglichen übereinstimmung handelt, so verstand es sich von selbst, dass ich hier solche vergleiche nicht nenne, die aus christlicher anschauung hervorgegangen und also secundär sind. dieser vorwurf beweist also nur, dass die belesensten leute oft recht schlecht zu lesen verstehn.

Er wendet sich endlich triumphierend gegen meinen 'paradesatz', wobei er nicht nur die verzeihliche, aber bei einer polemik immerhin bedenkliche ungenauigkeit begeht, viel mehr als bei mir gesperrt gedruckt ist, für unterstrichen auszugeben, sondern auch in nicht feiner weise verschweigt, dass dieser satz ein citat aus JGrimm ist und sich ganz ausdrücklich als solches gibt!

Inhaltlich wirft er diesem satz nun 'mindestens drei grobe schnitzer' vor. zunächst seien altn. *heili* 'hirn' und altn. *hauss* 'hirnschale' durcheinandergeworfen, 'obgleich die altn. quellen sie ganz scharf auseinanderhalten'. das letztere ist nicht unrichtig, und ich hätte diesen punct ausführlicher beleuchten sollen. allerdings bedeutet altn. *heili* gehirn, altn. *hauss* hirnschale, und beide werden ja auch gerade Grimn. 40—41 gegenübergestellt. nur ändert das nichts an unsrer behauptung. gerade die gewundenen gänge des gehirns sind eben nach dem begriff der wölbung benannt, wie der himmel auch. übrigens ist es ja nichts seltenes, dass für körperteile worte gewählt werden, die auch für die teile des universums anwendung finden, wie man zb. 'gaumen' mit *χάος* (Kluge Et. wb.[5] 129) vergleicht. und ebenso wenig ändert jene ungenauigkeit des ausdrucks etwas an der tatsache, dass auch beim Ymi-mythus der himmel aus dem schädel geschaffen wird.

Zweitens decretiert M., weder sei *κοῖλος*, *κοιλία* mit *caelum*, noch mit *heili*, und dieses widerum nicht mit *caelum* verwant. auch hier liegt kein grober schnitzer JGrimms — gegen den der herausgeber seiner Mythologie sich wol schonender hätte ausdrücken dürfen — sondern höchstens eine streitige etymologie vor. Vaniček in seinem Etymolog. wb. der lat. sprache ([2] s. 70) stellt immer noch *κοῖλος* und *caelum* zusammen, leitet in seinem Griech.-lat. etymol. wb. (s. 154—159) immer noch beide von der gleichen wurzel ab, wie Fick Vgl. wb. d. idg. spr.[3] II 62 es tut. Thurneysen (Kuhns Zs. 28, 155) stellt ebenfalls *κοῖλος* immer noch mit *cavus* zusammen und zwar nicht mit *caelum*, wol aber mit archaist. *cohus* 'höhlung des himmels'; ganz ebenso wider Prellwitz in seinem neuen Etymol. wb. der griech.-spr. s. 155; nach ihnen gehören also allerdings *κοῖλος* und *caelum* direct nicht mehr, indirect aber vielleicht immer noch zusammen.

Zweifellos ist also die etymologie nicht, die ich vertrete; aber sie ist auch durchaus nicht einfach wegzucommandieren, am wenigsten von jemandem, dessen philologische schwäche nicht erst seit Heinzels recension (Anz. XVI 347) bekannt ist.

Auch die gleichung *heili-caelum* oder *heili-κοῖλος* halt ich einstweilen aufrecht. wir wissen noch viel zu wenig über contractionen bei idg. *w*, um sie hier einfach bestreiten zu dürfen, zumal sie bei einem semasiologisch nahestehnden worte, got. *sauil* altn. ags. *sól* nachweisbar eingetreten ist. ein verschiedenes re-

[illegible]

[illegible] weise an; gegen [illegible] chkeit zu zeigen. [illegible] aber auf die gefahr hin, dass er den augenb[illegible] gegner den helm vor ihm abnimmt, von neuem benutzt, um einen hieb gegen dessen haupt

[1] vgl. auch ahd. *himilize*, mhd. *himelze* 'decke eines (gewölbten) zimmers'.

zu führen, muss ich widerholen, dass es mir gar nicht einfällt, an gelehrsamkeit und besonders belesenheit (denn ganz dasselbe ist doch wol beides nicht) mich mit meinem namensvetter zu vergleichen. nur steht es, wie ich vor kurzem auf ganz anderm gebiet auszuführen hatte, mit dem reichtum des wissens nicht viel anders als mit sonstigem reichtum : die ausdehnung allein entscheidet nicht, viel eher der ertrag. und wer das altväterische erbe sorglich zu wahren strebt, fährt am ende noch eben so gut, wie wer seinen sehr viel gröfseren besitz durch waghalsige speculationen gefährdet. ich warte also bei M.s hohn ruhig ab, wer zuletzt lachen wird; mag ich immer 'Klein-Roland' sein, es gibt doch so manchen riesen, vor dem ich mich recht wenig fürchte.

Wenigstens aber soll meine antwort an positivem inhalt nicht ganz so arm sein wie M.s angriff. er macht mir auch noch den vorwurf, dass ich nicht alle züge Ymis zu würdigen versuche. dazu war an jenem ort durchaus kein raum; er könnte ebenso gut verlangen, dass ich über alle riesen reden sollte. aber ich bin gern bereit, meine vorstellungen von Ymi jetzt zu entwickeln; und M. wird dabei vielleicht sehen, dass all seine lufthiebe mich nicht hindern, sein dankbarer schüler in mancher mythologischen grundanschauung zu sein.

Dass man eine höhere und niedere mythologie scheidet, natürlich ohne schroffe grenzen, dass man eine beständige beeinflussung der niederen durch die mehr oder weniger 'gelehrt' schaffende höhere annimmt, dass man vorzugsweise für die niedere deutungen aus den stoff- und interessengebieten des volkes aufsucht, das alles scheint mir durchaus berechtigt und trotz Kauffmanns widerspruch auch für die altn. mythologie zutreffend, mag auch hier die überwiegende masse unseres materials einen verhältnismäfsig 'gelehrten' charakter tragen. und gerade EHMeyer hat in dieser richtung theoretisch sowie (in geringerm mafse) auch praktisch fortschritte angebahnt. später hat er sich durch das vorurteil, wo irgend eine entfernte ähnlichkeit zwischen einer altn. legende und einer christlichen stelle auftaucht, da müsse entlehnung vorliegen, den weg verrammelt und so ziemlich alles der gelehrten, christlich-lateinisch-griechisch-hebräischen mythenfabrication zugeschoben.

So auch hier. für seine vergleichung des biblischen schöpfungsberichtes mit dem eddischen (EHMeyer Die eddische kosmogonie

s. 98") verweise ich hier nur [illegible] auf das gründliche büchlein von Lukas über die [illegible] der alten völker (vgl. Anz. [illegible]). seine [illegible] von Ymi und Hymi (Germ. mythol. s. 145) [illegible] an Lukas 34: dem urvater aller [illegible] [illegible] 'töchter' zuerteilt werden. [illegible] Ymis erstlinge [illegible] unter dem linken arm entsprungen seien, als er schlafend in schweiß lag, soll (Germ. mythol. s. 145) auf [illegible] vorstellungen von dem eingeschlafenen urmenschen Adam zurückgehn, aus dessen linker seite ein weib genommen wurde. weshalb in aller welt behielt der bibelkundige Edda-verfasser das nicht bei, sondern brachte den schweiß, den zweiten Adam zur Eva und gar die achselhöhle statt der rippe in seine [illegible] des schöpfungsberichtes? wo bleibt überhaupt eine übereinstimmung, sobald man von M.s formulierung zu den texten selbst geht? denn trifft man schlechterdings nur widersprüche. in der Edda erwachsen mann und weib, in der bibel werden sie geschaffen — der denkbar schroffste gegensatz, [illegible] und [illegible], werden und machen. ferner sind diese beiden erstlinge nicht die einzigen urmenschen, sondern neben ihnen steht der gleichfalls aus Ymi selbst hervorgegangene sechsköpfige sohn, den M. freilich mit sechs hauptsünden zusammenbringt — der himmel allein weiß wie! und so geht es fort. jeder charakteristische unterschied wird verwischt, jeder vage anklang an biblisch-kirchliche dinge als entscheidend in den vordergrund gestellt!

Sollte ich Ymi definieren, so würde ich mich nicht viel anders ausdrücken als Golther (s. 514): 'der rauschende, brausende urstoff, zum riesenmäßigen urleibe geformt'; der zusatz 'das gewässer des meeres' bringt vielleicht schon einen falschen zug hinein. ist es doch überhaupt gewagt, solche urgestalten mit unsern modernen begriffen umschreiben zu wollen. Ymi ist die personification des noch nicht geformten, noch nicht — man erlaube den kunstausdruck — differenzierten; und insofern ähnelt er dem chaos. nur aber wird dies noch nicht geformte mit einer der kindlichen abstraction natürlichen inconsequenz doch unter einer gewissen form gedacht: unter der des riesen. der riese ist der vorläufer des menschen, sein unförmlicher vorbote, noch ein mittelding zwischen element und geschöpf: riesen sind menschenähnliche berge, heulende gewitterstürme, alles was physisch mehr, geistig weniger ist als der mensch.

Nun aber entsteht die frage, wie aus diesem nach dem bilde des menschen geschaffenen urstoff die dinge hervorgehn sollen? zweierlei möglichkeiten sind da, die wir schon oben einander gegenüberstellten, die in den kosmogonien aller völker oft einzeln, nicht selten vermischt auftreten : die des organischen entstehens und die des künstlichen geschaffenwerdens.

Welche älter ist, ursprünglicher? doch wol die, welche die analogie des überall zu beobachtenden, geheimnisvollen wachsens und entstehns auch in die anfänge trägt. als ein ungeheurer weltbaum erscheint das universum, an dem der gott Odin als frucht erwächst — dies scheint mir wenigstens die ursprüngliche idee des geheimnisvollen mythus; oder, bei andern völkern, der urkeim tritt als weltei auf, aus dem die welt sich herausschält. so dürfte auch hier die lehre von dem spontanen werden der wesen die ältere sein. nichts weiter als das unbeabsichtigte, als die teilnahmslosigkeit des riesen wird dadurch ausgedrückt, wenn es Gylf. 5 heifst, die urkinder seien während seines schlafes entsprungen — was übrigens ein späterer zusatz scheint, denn Vafþr. 33 steht davon noch nichts. der 'schlaf' ist eben nur ein symbol der geistesabwesenheit; ebenso entsteht zb. in der kosmogonie der Letten (Lukas s. 262) ein adler aus dem im traum gesprochenen wort des gottes. nicht minder scheint es späterer rationalistischer zusatz, dass Ymi in schweifs gerät : die einzige aussonderung, die der mensch ohne äufserliche veranlassung von sich gibt, liefert das späterer anschauung für die entstehung unentbehrliche feuchte element. allmählich ist dann diese — in keiner kosmogonie ganz fehlende — elementarlehre noch viel weiter geführt worden, als man für den urriesen noch eine vorgeschichte ausgrübelte, die Gylf. 6 mitgeteilt ist; ob sehr viel ältere lehren dabei mitspielten, wie Mogk (in Pauls Grundriss I 1112) andeutet, bleibt zweifelhaft.

Der kern des Ymi-mythus scheint also der : die unförmliche urmasse, die alle gestalten gleichsam schon potentia, schon in limbo enthält (und aus der sie deshalb bei der 'zerstücklung' ausgesondert werden können), wird personificiert (vgl. Lukas s. 243), und von ihr werden zwischenglieder zwischen urmensch und menschheit abgeleitet. natürlich nach der ältesten, einfachsten kategorie : genealogisch. erscheint doch noch viel später der teil als 'kind' des ganzen, weshalb zb. die einzelne münze

mit patronymischem suffix *silberlinc* 'sohn des silberschatzes' heifst, und umgekehrt das kind als teil des vaters, woraus zb. vdSteinen die merkwürdige sitte der couvade ableitet (Unter den naturvölkern Centralbrasiliens s. 334 f). mann und frau werden wie in einem nest in der achselhöhle getragen : einer jener versuche, die geburt vom mann plausibel zu machen, wie die schenkelgeburt des Dionysos, die schädelgeburt der Pallas und Evas geburt aus Adams rippe andre sind. speciell die achselhöhle wird auch sonst im zaubergebrauch benutzt : die serbischen hexen zb. (denen auch wider, 'während sie schlafen', der böse innewohnende geist entflieht, dh. ohne ihr zutun) schmieren sich mit einer salbe unter die achsel. — neben dieser einen form der geburt vom manne tritt eine andere uralte auf: die entstehung der menschen aus einem urweltlichen zwillingspaar (Oldenberg Religion des Veda s. 532). diese wird hier reflectiert in der erzeugung eines riesischen ungeheuers durch die beiden füfse, die bis auf unsre noch umlaufende scherzwendung von den 'gebrüder Beneke' hin so häufig als zwillingspaar aufgefasst werden. beide formen werden ungeschickt contaminiert, wie das überall vorkommt, wie etwa die griech. mythologie entgegengesetzte jenseitsvorstellungen vermischt (Maafs Orpheus s. 275 f).

Drittens aber stellt sich neben diese beiden formen, wie aus dem urmenschen die eltern des menschengeschlechts organisch, durch wachstum hervorgehn, die legende von der schöpfung der stammeltern. sie setzt bereits die vorstellung bestimmter schöpfungskräftiger götter voraus, die — wie gerade auch EHMeyer dargetan hat — jünger ist als die von 'dämonen' aller art. überall fast tritt, sobald sich eine feste hierarchie der übermenschlichen wesen entwickelt hat, die anschauung auf, diesen höchsten wesen, den göttern, müsse auch der ursprung der menschen zugeschrieben werden. so wird er spät Agni angedichtet (Oldenberg aao. s. 125 f); so vermischen sich in der Prometheussage elemente des mythus von den menschenbildenden Titanen mit dem orthodoxen dogma von ihrer beseelung durch die götter — ganz ähnlich wie Völ. 17 f oder wie im schöpfungsberichte der Genesis; so tauchen in der Genesis selbst cap. 6 plötzlich die nicht von Adam und Eva, den durch gott geschaffenen ureltern, stammenden 'kinder Gottes' auf und gesellen sich zu den töchtern der menschen. nun also werden die götter vermittler zwi-

schen Ymi, dem ungestalteten urstoff, und der gestalteten materie. sie legen ihn fest und teilen ihn auf, dh. sie zerlegen ihn in die bestandteile, die er eben von vorn herein enthält. die 'zerstückelung' ist nur das grob materielle bild einer 'entwickelung', einer auflösung des chaos in seine potentiell längst vorhandenen elemente, wie sie der alte denkvers Vafþr. 21, Grimn. 40 noch ohne nennung der götter darstellt, während Grimn. 41 schon diese hinzutreten. die 'zerstückelung' wird nun so vorgenommen, dass die geläufigen hauptteile von mikrokosmos und makrokosmos aufgezählt und parallelisiert werden; wobei man ein sinnfälliges tertium comparationis aufsuchte und daher unvermeidlich öfter auf etymologischen bahnen einherschritt, dh. diejenige innere form, die schon in der urzeit den namen des dinges bestimmt hatte, zum zweiten male aufgriff und emphatisch widerholte. hierdurch wurden denn allerlei übereinstimmungen hervorgerufen; mehr noch wurden durch die materie selbst an die hand gegeben (vgl. Lukas aao. s. 255f).

Ich bin also mit M. darin ganz einverstanden, dass die kuh Audhumla 'von zweifelhafter echtheit' ist und die ganze reihe von ihr bis Oðin Vili Vé mit der taciteischen stammtafel nicht verglichen werden darf (Germ. myth. s. 145); sie scheint mir eine erfindung ganz von der barocken art der schildkröte, die das indische universum trägt. die dreieinigkeit scheint mir freilich M. in Oðin Vili Vé nicht viel glücklicher zu suchen, als Nägelsbach sie im Homer fand (Lehrs Populäre aufsätze s. 89, vgl. s. 155). Meyers gleichsetzung von Ymi und Hymi (aao. s. 144) muss ich dagegen, wie schon angeführt, verwerfen, wie es zb. Golther (s. 175) und besonders nachdrücklich Mogk (aao. s. 1044) auch tun. wenn ferner M. die bildung eines einzelnen berges oder gewässers aus dem körper des riesen zugibt (Kosmogonie s. 71), oder sogar Ymis schädel für den himmel, sein blut zur see allgemein zu bewilligen geneigt ist (Germ. mythol. s. 146), so geb ich eigentlich nur einen schritt weiter als er und halte die ganze aufteilung des urwesens für alt — dem kern nach, nicht in der darstellung der Gylf., nicht einmal ganz in der der Grimnismal.

Dass eine versöhnung auf dieser basis zu stande kommt, glaub ich freilich nicht, und kaum wag ich zu erwarten, dass M. auf meine darstellung auch nur näher eingeht. andere werden es hoffentlich tun und werden mindestens meinen versuch, überall widerkehrende phasen in der entwicklung der mythen auch hier aufzudecken, nicht deshalb a limine abweisen, weil ich keine kirchenväter citiert habe. von Oldenberg, Rohde, Usener zu lernen, scheint mir mindestens so berechtigt, wie dass man Creuzer, Kanne und Rühs zu leitsternen nimmt; am besten scheint es mir freilich, wenn man überhaupt keine ernstgemeinte forschung aus vorgefassten gründen hochmütig abweist.

Berlin, 9 juli 1896. RICHARD M. MEYER.

BERLINER
FRAGMENT AUS STRICKERS KARL.

In der sammelmappe (ms. germ. fol. 923) mittelhochdeutscher gedichte der kgl. bibliothek zu Berlin, aus der ua. Steinmeyer Zs. 37, 235ff das Wigaloisbruchstück e veröffentlicht hat[1], befinden sich in einem umschlage mit der aufschrift: 'Deutsche gedichte, noch näher zu bestimmen' einige kleine fragmente, die noch nicht bekannt sein dürften.

Eines von diesen stammt aus des Strickers gedicht von Karl dem Grofsen. es sind zwei streifen einer zweispaltig geschriebenen pghs. des ausgehnden 14 oder beginnenden 15 jhs., teile eines doppelblattes, aus dessen mitte ein grösserer, vom untern rande ein kleinerer streifen abgeschnitten worden ist. der schnitt läuft nicht ganz gerade; die äufsere kante des hintern blattes ist stark beschädigt, so dass von der äufsern spalte ungefähr nur noch die hälfte unversehrt ist.

Unsere fragmente sind wol beim einbinden eines buches verwandt worden; leider lässt sich nicht mehr constatieren, woher sie stammen: weder von wem sie erworben, noch aus welchem buche sie losgelöst sind. die mappe, in der sie jetzt aufbewahrt liegen, besteht, wie der accessionskatalog ausweist, seit c. 20 jahren und enthält alten und neuen bestand neben einander.

Wir bezeichnen die ganze vorderseite des uns so fast vollständig erhaltenen doppelblattes mit A, die inneren mit B, C, die rückseite mit D, den anteil der beiden fragmente mit 1 und 2, die spalten mit a und b. die fragmente sind 5 und 6¼ cm hoch und 17 cm breit.

Was ihr äufseres angeht, so treten die linien, die sich der schreiber zog, noch auffällig stark hervor; die verticalen sind bis zum rande durchgezogen, die horizontalen laufen nur innerhalb jener. auf den rändern finden sich reste von gröfseren roten initialbuchstaben, von denen wenigstens einer noch (C 2 b) spuren einer hübschen ausmalung zeigt. daneben kommen auch einfache rote initialen vor (B 2 b = 8299). die zeilen beginnen mit grofsen anfangsbuchstaben, die rot durchstrichen sind; rot angemerkt sind auch im innern der zeilen die grofsen buchstaben, zweimal ein h;

[1] vgl. darüber auch meine mitteilungen in der Festgabe an KWeinhold, dargebracht von der Gesellschaft f. deutsche philologie (Berlin 1896) s. 52 und 62.

einmal ist sogar der rote strich als verstärktes 'deleatur' gebraucht: zwei unterpunctierte buchstaben (8264) sind noch rot durchstrichen. von abkürzungen sind nur $\bar{e}$ = *en*, ' = *er*, gebraucht; *i* erscheint fast durchgehends als *í*, mit einem zarten schrägen strich versehen.

Erhalten sind uns folgende verse (nach der ausgabe von Bartsch):

A 1 a = 8177—8183	A 1 b = 8213—8220
A 2 a = 8199—8209	A 2 b = 10 plusverse.
B 1 a = 8233—8238	B 1 b = 8271—8277
B 2 a = 8257—8266	B 2 b = 8293—8303
C 1 a = 9157—9163	C 1 b = 9193—9199
C 2 a = 9179—9189	C 2 b = 9215—9225
D 1 a = 9229—9235	D 1 b = 9265—9271
D 2 a = 9251—9261	D 2 b = 9287—9297

Zwischen fragm. 1 und 2 fehlen also 14—18 verse, vom untern rande sind jedesmal 3—4 verse abgeschnitten. erinnern wir uns nun, dass frgm. 1 zugleich den obern rand des blattes gibt, so erhalten wir für die ganze seite der hs. durchschnittlich 7 + 15 + 11 + 3 (4) = 36 zeilen. zwischen vers 8303 (+ 3[4]) und 9157, also dem vorder- und hinterblatte, fehlen nun gerade 854 verse. beachten wir jedoch, dass nach 8220 beim beginne eines neuen capitels einige verse als inhaltsangabe vorausgeschickt sind, ebenso wie sie die hs. F bietet und exemplificieren wir einmal aus F (abgedruckt bei Schilter im Thesaurus II), das, wie noch zu beweisen bleibt, in der tat ein näheres verhältnis zu unseren fragmenten (Be) hat, so erhalten wir ungefähr 863 verse, da der anfang einer neuen episode, vor der auch eine inhaltsangabe gestanden haben mag, in die lücke fällt. diese 860 + 3 verse (3 davon entfallen noch auf die seite B 2) entsprechen 12 seiten mit ungefähr 72 zeilen auf der seite = 6 blättern = 3 doppelblättern. demnach war unser fragment das äufsere doppelblatt eines quaternio.

In die folgende collation mit dem texte bei Bartsch sind alle etwa interessierenden formen aufgenommen; ausgeschlossen sind nur widerkehrende varianten, die sich aus der sprachform der hs. ergeben und durchgehnde graphische eigentümlichkeiten.

Die hs., die in Bayern-Österreich geschrieben ist, zeigt durchgehends *ei*, *ou*, *eu* für mhd. *î*, *û*, *iu*; auch in formen wie

ellev, *armev*, und anderseits in *ritterleich*, *herleich*. eine ausnahme macht nur *userweltev* mit dem erhaltenen monophthong im anlaut und das zweimalige *div*. für mhd. *ei* ist meist *ai* geschrieben, vereinzelt auch *ei*. mhd. *k* wird als *ch*, mhd. anlt. *b* meist als *p* widergegeben. der umlaut ist nicht bezeichnet, ausgenommen den umlaut von *a* zb. in *Chaerlingen* und vielleicht von *uo* in [*c*]*huener* (9232). mhd. *uo* ist *u* oder *ů*; *pf* wird als *ph*, *z* als *tz* geschrieben. gestütztes *k* erscheint immer als *ck*: *dancken*. mhd. *s* und *z* im auslaut werden schon promiscue gebraucht, doch sieht man noch deutlich, dass in der vorlage unseres schreibers *waz* und *wes*, *daz* und *des* geschieden waren; so scheidet er 8179. 83. 8301 u. ö. *swaz*, *daz*, *iz* und 8213. 9224. 25 *des*, aber 8235 schreibt er *was* und 8236 *swaz*, ebenso *dos* 8271 und 9158 *vns* (= *vnze*); inlautend ist *zz* beibehalten. die verbindung *ht* ist immer *cht*. die präp. *durch* wird mit svarabhakti als *durich* geschrieben. *v* und *u* stehn promiscue, nur heisst es immer *vnd*, *vber*.

Interessant ist die einführung der anrede 'Ihr' vers 9182 ff. gegenüber dem duzen in allen andern hss. ob der schreiber von Be diese höfischere art der rede zwischen Karl und Aimunt selbst eingeführt hat oder sie schon in seiner vorlage fand, ist schwer zu sagen. mit der änderung der anrede hängt auch die la. von vers 9180 *div manhait* gegen das *dîn manheit* der übrigen hss. zusammen. über die art der anrede beim Stricker redet vJecklin Germ. 22, 137 anm.

Collation von Be mit dem texte bei Bartsch:

8177 *Balerne* 78 *dienten* 79 *hin ce* 80 *betwanc ich im* 81 *dienten* 82 *Reussischem* 83 *vntze* . . *Portigal* 99 *gefuget* . . *dich*

8200 *ellev* 02 *einem leit gleich* 04 *beviliche ohein* 06 *hilfe sein* . . 08 *hilfe* 13 *armev* 14 *deheine boser nicht* 16 *hate* 17. 18 fehlen 19 *enphie* 33 *Ich wil ev sagen wie das quam* 34 *di* 35 *was* . . . . *oder* 37 *Desen* 38 *waren* . . *allesampt* 57 *Nicht wanne ein sonne waere* 59 *Gleichen* 61 *also* 62 *di* 63 *Chaerlingen vnd* . . *Ispaniē* 64 *ṣiẓehant* 65 *vmmazzen* 66 *vnd groz* 71 *Baidev ein sturme vnd ein dos* 72 *di starcken gros* 73 *erwerten* 75 *muez* 77 *misleich* 93 *Lebentic* 94 *gedinges* 95 *Der erste* 97 *Do enwas*

8300 *lebendes* 01 *sahen iz*

9157 *Daz er dich fleizziclichen* 58 *vns dirre* 59 *Brytanie* 60 *als gotes* 61 *fure* 62 *gedencke ot* 63 *den vil lieben* 79 *her aimvnt* 80 *div vil wol* 81 *furte Flemmīge* 82 *Ich euch piten vnd manen* 84 *ir euch bevolichē lazzet sein* 86 *Ir endurfet mich sein nīm* 87 *degen Aimvnt* 88 *Let* 89 *Swas . . . chumpt zv dē handen* 93 *laitere Vr . .* 95 *ritterleich* 97 *Oygiere* 98 *vrowe*

9217 *Paiern zu* 19 *muest* 20 *Dv pist gew : : :* 21 *Ormenye* 23 *Swas gegen* 30 *[P]aiern zv* 31 *here* 32 *[c]huener volke* 33 *wol mit in* 34 *userweltev* 56 *tue* 65 *lobe* 67 *dem Franchreich* 68 *herleich* 69 *sullen . . vmme* 71 *noch heute* 88 *dehainer* 90 *si enwolten* 93 *vnd* 94 *scheine* 95 *hertze vnd*

Ob unser fragment nun etwa zu irgend einem bereits bekannten als teil derselben hs. zu stellen sei, ist für den, der nicht alle auswärtigen stücke selbst gesehen hat, schwer zu sagen. das jedesfalls ist sicher, dass Be zu keinem der seit Bartschs ausgabe veröffentlichten gehört: weder vJecklins Münchener hs. (Germ. 22, 129—66), noch Bartschs Pariser und Berliner fragment (Germ. 32, 488—490), noch Schönbachs Innsbrucker (Zs. 33, 379—80) oder Werners polnische bruchstücke (Zs. 34, 242—246) haben mit unserem Be etwas zu tun [1].

Gleichwol sind wir in der lage, das verhältnis von Be zu den übrigen hss. näher bestimmen zu können. die bei Schilter abgedruckte ehemals Strafsburger hs. F stimmt nämlich nicht nur in gemeinsamen laa. mit Be überein, sondern hat auch eine so verblüffend ähnliche sprachform, dass wir zwischen Be und F die allerintimste beziehung annehmen können. hinzu kommt noch ferner, dass auch Be die von vJecklin so sehr getadelten capitelüberschriften mit F gemeinsam hat. eine zusammenstellung der laa. wird die verwantschaft zwischen Be und F deutlich machen: F deutet dabei an, dass die betr. la. aus Bartschs apparat, der zusatz 'Sch(ilter)', dass sie aus dem abdruck im Thesaurus geschöpft ist.

B e s t e l l t s i c h z u F i n f o l g e n d e n f ä l l e n:

8179 *hin ce* (F *hinzu*) 80 *betwanc* (= EFH) . . *ich im* 99 *gefuget* (BF *gefugt*) . . . *dich gan.*

[1] das von FKeinz in den MSB 1869 II s. 317—18 besprochene Münchener frgm. ist dasselbe was Docen Misc. II 109 erwähnt und Bartsch in s. ausg. s. XLI als verloren bezeichnet hat.

8202 *leit* (Sch) 13 *armev* (Sch) 14 *nicht* (= BF) 17. 18 fehlt Be (= FH) 20 *der* (= DEF) 33 *Ich wil ev sagen wie* + 18 verse einleitung (= F) 35 *oder* 37 *Desen* (F *desn*) 38 *waren* 57 *Nicht wanne ein svnne waere* (= FH) 61 *also* 63 *vnd in Ispaniē lant* (FH *vnd yspanien*) 64 *ṣizehant* (= EFH, wo *sâ* fehlt) 71 *Baidev eín sturme vnd ein dos* (= FH) 73 *erwerten* (Sch) 93 *Lebentic* (BCDEF *lebendick*) 95 *Der erste* (= BF) 99 grosse initiale (F absatz)

8300 *lebendes* (= BDFG)

9157 *fleizziclichen* (F *vleizchleich*) 58 *vns dirre* (Sch) 60 *als gotes* (= FH) 62 *gedencke* (= BEFH *gedench*) . . *ot* (Sch) 63 *den vil lieben* (= FH) 79 *her* (= F fehlt *grâve*) 86 *mich seiǹ* (Sch) . . *warnen* (Bartsch: *warnen* gegen BCDEGH) 87 *degen* 89 *zv dē handen* (Sch)

9220 fehlt *ein* (= AF) 33 *wol mit in* (Sch) 56 *tue* (Sch) 67 *mit dem* (Sch) 68 *herleich* (= FH) *herliche* 71 *noch heute* (Sch)

Be weicht dagegen in folgendem von F ab:

8182 *dem* fehlt F 83 *Vntze ze* (*ze* fehlt Sch)

8200 *berichten* F *verrichten* 04 *beviliche* F *enphilich* 06 *sein* F(Sch) *dein* 14 *deheine* F(Sch) *chain* plusverse: *iamer vnd* F (Sch) fehlt *vnd* 61 *di* F(Sch) *div* 64 *quamen* F (Sch) *chom* 66 *vnd groz* F *vnd so gros* 93 *Lebentic* F (Sch) *Lentigen*

9181 *furte* F (Sch) *fuer* 84 *bevolichē* F (Sch) *enpholichen*

9215 *sprach* : *e* : F (Sch) *Er sprach* : *Naymis* 20 *gew* : : : : BCDEFG *getriwer* 59 *gemant* F (Sch) *genant* 88 *E si* F *e daz si* . . *dehainer* F (Sch) *chaine*

Be steht gegen alle übrigen hss.

8206 *sein* 94 *gedinges* 9179 *her* 80 *div* . . *vil wol chvnt* 81 änderung der anredeform in 'Ihr' 9290 *Si enwolten*

Wir haben also in Be das stück einer hs. vor uns, die in einer engen beziehung zu F, der ehemaligen Strafsburger hs. gestanden haben muss. nach den untersuchungen vJecklins (Germ. 22, 132 ff) bildet nun F mit H und K eine zweite gruppe der hss. dieser gruppe ist demnach Be ebenfalls zuzuweisen.

Berlin. WILLY SCHEEL.

Berichtigung zu s. 70 : z. 4 v. o. ist das letzte beispiel zu streichen.

CHRONOLOGIE
DER GEDICHTE SUCHENWIRTS.

I

Grösere folgen Suchenwirtscher gedichte liegen in den hss. A, B und C vor (s. Kratochwil Germ. 34, 203 ff), die umfangreichste und wichtigste in A: mit ihr hauptsächlich hat es die folgende untersuchung zu tun.

B will sich auf die ehrenreden beschränken; es enthält 20 nummern, die sein schreiber, der bekannte sammler Job Hartmann freiherr von Enenkel folgendermafsen einleitet: *Dises Heldenbuech oder beschreibung* xx. *Oesterreichischer umb die* 1300. 1330. 1350 1380 *berümbten helden Ritterlicher Thaten Ist abgenommen vnd geschriben mit meines vnderschribnes handen, aus dem alt vor* 200. *Jahren geschribnen buech bei herren Wolf Christoffen Velderndorfer zum Neidenstein Zu befinden: vnd miers mitgetheilt Im* 1625. *Jar. Dabei noch andere mehr Poetische beschreibung oder getichte, samt eingemischten historien von Oesterreichen Sach, absonderlich in ein buech geschriben.*

C, das von dem sammler Christoph Adam freiherrn von Fernberg (17 jh.) herrührt, bringt 10, meist historische, gedichte Suchenwirts (darunter jedoch keine einzige ehrenrede). am schluss der abschrift list man: *In disem altem buech daraus dise Reimen geschriben sein dise getichte zu finden samt der Tichter Namen.* es folgen nun mit ziffern gezählt 40 nummern, denen die zahl der seiten, die sie einnahmen, beigeschrieben ist [1]. als erste nummer ist verzeichnet: 1) *Zwainzig Oesterreichischen Helden Ritter Thaten, das in ein absonderlich buech vnder meinen historicis sub lit .... loc ... lib ... da Eitel authores Manuscripti, eingeschriben worden. pag.* 66. von den folgenden nummern sind die nächsten 26 andere gedichte Suchenwirts, ohne chronologische folge aneinandergereiht (denn nr 6 zb. — aus 1378 — und nr 8 — aus 1387 — stehn vor 18: aus d. j. 1377); zuweilen sind die titel mehrerer gedichte in eine fortlaufende zeile zusammengezogen, doch meistens so, dass so viele nummern vorangestellt wurden, als gedichte vereinigt wurden; einmal (nr 3) sind aber auch drei,

[1] in ähnlicher weise verzeichnet Vigil Raber den inhalt der hs. des Benedikt Debs, Wackernell Altd. passionsspiele s. v.

einmal (nr 20) auch zwei gedichte unter einer nummer verbunden. was das register von nr 28 ab aufzählt, gehört nicht mehr Suchenwirt an und ist für unsere zwecke ohne belang.

Fernberg nennt also die bestandteile einer handschrift, die die *Zwainzig Oesterreichischen Helden Ritter Thaten* und aufserdem *andere mehr Poetische beschreibung oder getichte samt eingemischten historien von Oesterreichen Sach* enthielt: seine copie der 'zwanzig rittertaten' besitzen wir nicht mehr, aber jenes register zum zweiten teile der hs. enthält keine einzige der nummern, die in der abschrift der 'rittertaten' bei Enenkel sich finden. die copie Fernbergs wird also eben das geboten haben, was wir in B haben, und es ist so gut wie sicher, dass das 'alte buch', von dem Fernberg redet, eben dasselbe war, das Enenkel vom Veldern-dorfer erhalten hatte. das hat bereits Kratochwil richtig erkannt und aus den beziehungen zwischen Enenkel und Fernberg erklärt.

Enenkel sagt ausdrücklich, dass seine abschrift aus dem 'alten buche' selbst gewonnen sei; auch für C setzt Kratochwil das nämliche voraus, ohne aber zwingenden beweis dafür zu geben. seine annahme ist zwar nach dem wortlaut der einleitenden notiz Fernbergs (*In disem altem buech* usw.) an sich wahrscheinlich, aber bei der wichtigkeit der folgerungen, die darauf sich stützen, ist es notwendig, die möglichkeit, dass Fernberg seine kunde nur aus zweiter hand — nämlich aus den Enenkelschen abschriften — habe, schärfer auszuschliefsen. und ein directer beweisgrund ligt in der tat nahe: Fernberg gibt die zahl der seiten, die die 'zwanzig rittertaten' enthielten, auf 66 an, Enenkels copie (B) bringt sie aber auf 50 seiten.

Die abschriften B und C sind daher von einander in der tat unabhängig, daher müssen ihre übereinstimmungen im titel der 'zwanzig' ehrenreden bereits auf die gemeinsame quelle zurückgehn (vgl. Kratochwil s. 242).

Hier bereits müssen die beiden sammler die ersten stücke als xx *österreichischer helden .... thaten* bezeichnet und vereinigt gefunden haben. für unsere zwecke ist es nötig, der frage nach dem alter dieses titels näher zu treten.

Enenkel fügt an seine summarische beschreibung der zweiten hälfte des alten buches den appositiven zusatz: *absonderlich in*

ein buech geschriben. er kann bedeuten, entweder, dass die gedichte dieses teiles innerhalb des 'alten buches' selbst als ursprünglich selbständige hs. noch erkennbar waren, oder dass Enenkel den zweiten teil, getrennt von dem vorhergehnden, in ein eigenes buch schrieb oder schreiben liefs. die erste möglichkeit — die für die geschichte der verbreitung und anordnung der Suchenwirtschen gedichte bedeutsam wäre — wird durch folgende erwägung beseitigt:

Die 'zwanzig rittertaten' der ersten nummer des alten buches umfassen 4789 verszeilen (— man prüfe diese summe nach den umfängen in Primissers ausgabe, unter zurechnung der ergänzungen, die Friess und Kratochwil veröffentlicht haben, endlich unter abzug der sechzehn nach Kratochwil s. 241 in B fehlenden verse — von denen freilich nicht sicher ist, ob sie auch im 'alten buche' fehlten) auf 66 seiten : die seite enthielt also 72,5 zeilen (wobei die überschriften unberücksichtigt sind, und da es uns auf proportionale zahlen ankommt, auch unberücksichtigt bleiben können).

Vergleicht man damit die seitenumfänge im zweiten teil der hs., so ist das bild vorerst ein aufserordentlich buntes : für nr 5 (Primisser XXXII), das nach hs. A 58 zeilen hat, gibt Fernberg 2 seiten an, für 23 XXXVI — nach A 88 zeilen — aber nur 1, für 7, das (nach dem text Hätzlerin s. 203) 184 verse hat, nur 2, und zwischen den verszahlen 29 und 92 für die seite schwanken die aus Fernbergs aufzeichnung sich ergebenden teilziffern in 21 variationen : Fernberg hat offenbar sowol seiten, auf denen nur einige verse eines gedichtes standen, für voll gerechnet, als auch — in andern fällen — teilstücke von gedichten und damit teile von seiten vernachlässigt. berechnet man seine 23 angaben einzeln auf die jedesmal entfallende seiten-verszahl und zieht man daraus das arithmetische mittel, so erhält man die durchschnittszahl von 71,27 zeilen auf der seite : man sieht, dass sie nur um ungefähr acht zehntel hinter der durchschnittsziffer für die erste hälfte zurückbleibt, und man darf schliefsen, dass, wie zu vermuten war, das 'alte buch' eine einzige, in gleichmäfsigem papierformat und gleichmäfsiger äufserer einrichtung angefertigte hs., nicht eine sammelhandschrift war.

Für die durchschnittszahl 72 liefert erwünschten beweis auch eine lücke in der ersten hälfte : in seiner abschrift des achten

stückes (Primisser nr IX) merkt Enenkel nach IX 138 an, dass hier *ein abgang* sei *wegen eines oder zwaier herausgerifsner bletter* (Kratochwil 240): in der tat setzt sein text mit v. 41 desjenigen gedichtes fort, das bei Primisser als nr XIV gedruckt ist, es fehlen also 104 das gedicht IX beschliefsende verse, der titel von XIV und XIV 1—40, also, ohne den titel, 144 verszeilen, das ist 2 seiten zu 72 zeilen — dieselbe zahl, die, unter vernachlässigung der titel, für das 'alte buch' auch sonst sich ergab.

Enenkels *absonderlich in ein buech geschriben* bedeutet also, dass er wie die '20 rittertaten', so auch den rest der hs. je in ein besonderes buch abschrieb; ebenso hat Fernberg es mit der ersten hälfte gehalten, er hat auch die zweite abgesondert zu copieren begonnen, aber nach 10 nummern, die er in willkürlicher folge eintrug, abgebrochen und sich mit summarischer verzeichnung des bestandes seiner vorlage begnügt.

Er hat dabei auch den wertvollen schreibervermerk aufgenommen, der uns sagt, dass sämtliche Suchenwirtiana im 'alten buch' am tage der märtyrer Vitus, Modestus und Crescentia des jahres 1402 bereits abgeschrieben waren (Kratochwil 313).

Wir haben keinerlei grund anzunehmen, dass Enenkels B die im 'alten buch' überlieferte reihenfolge der 'rittertaten' verschoben habe; vielmehr findet die folge in B erstens durch ihre übereinstimmungen mit der in A indirecte gewähr, und die hauptabweichung der reihe B von der reihe A — dass nämlich die reden auf Kreufspeck und Traun in B unmittelbar auf die erste Ellerbachrede folgen, in A erst viel tiefer unten in der reihe — erweist sich als im 'alten buch' schon vorhanden dadurch, dass die von Enenkel nach IX 138 angemerkte lücke seiner vorlage gerade das ende der ersten Ellerbachrede und den anfang der Kreufspeckrede umfasst.

Weniger sicher können wir über die in C summarisch überlieferte ordnung des zweiten teils urteilen. sie ist weder chronologisch, noch zeigt sich ein einteilungsprincip nach poetischen gattungen oder metrischen formen. sie stimmt auch nicht mit der reihenfolge jener 10 stücke, die Fernberg ihr in gänze entnahm; man versteht aber das gegenseitige verhältnis dieser beiden anordnungen am besten, wenn man annimmt, dass Fernberg aus der im zweiten teil der hs. gebotenen masse zuerst auf historische gedichte sein augenmerk richtete: so co-

pierte er zuerst die nummern C 18, 19, 'von fünf fürsten' und 27 — nummern von C zwar auslassend, aber in ihrer folge vorschreitend —, dann wählte er zurückblätternd 6, 8 und 17 aus, wobei er die nicht historischen nummern 7 und 9—16 übergieng, dann kam aus deren zahl nr 9 zur abschrift, endlich 22, und noch ein historisches gedicht : 23.

Bei dem mangel jeglichen einteilungsgrundes in der inhaltsangabe des zweiten teiles ist an sich wahrscheinlich, dass Fernberg in der aufzählung einfach seiner vorlage folgte, überdies, da er die seitenumfänge jedes gedichtes an den rand schrieb und sich diese arbeit ohne verständlichen grund erschwert hätte, wenn er willkürlich bald dieses bald jenes stück herausgegriffen und doch keines hätte übersehen wollen. am gewichtigsten spricht endlich dafür, dass die reihe der inhaltsangabe im ganzen auch die des 'alten buches' war, der umstand, dass mehrere einzelne folgen im zweiten teil mit der anordnung in A übereinstimmen : so C 17. 18. 19 = A 32. 33. 34; C 14. 15 = A 28. 29, und dass andere wenigstens noch verwantschaft mit der in A erkennen lassen — man vgl. zb. C 20. 21. 22. 23. 24. 25 mit A 37. 36. 41. 43. 38. 40.

Im 'alten buch' lag also eine die meisten erhaltenen gedichte Suchenwirts umfassende anordnung vor, welche sämtliche ehrenreden, fast durchaus so gereiht wie in A, an die spitze stellte, die übrigen gedichte aber wahrscheinlich in einer folge bot, die als ganzes keinen erkennbaren einteilungsgrund verrät, teilweise jedoch mit der ordnung in A übereinstimmte. die vereinigung der ehrenreden ist natürlich nicht zufällig und beweist, dass schon zu anfang des 15 jhs. die anfänge zu einer aussonderung dieser formell sehr verwanten und für den dichter kennzeichnenden gedichte gemacht waren.

Aber der zusammenfassende titel der ehrenreden, wie wir ihn bei Enenkel und Fernberg finden, kann nicht eben so alt wie die hs. (das 'alte buch') selbst sein, weil er durch ihre bis zur zahl 20 (statt 21) reichende zählung verrät, dass der zählende das zwischen IX 138 und XIV 41 (nr 8 und 9 B) fallende blatt nicht mehr vor sich hatte, daher den titel von 8 IX auch auf das ende von 9 XIV bezog und die zwei, verschiedenen gedichten angehörenden bruchstücke für éin ganzes hielt. er hat jenen gesamttitel ferner zu enge geschmiedet, da sein ausdruck *helden*

auf B 7 nicht passt, das von der witwe kaiser Ludwigs handelt, so auch sein adjectiv *oesterreichisch* nicht auf Friedrich von Lochen B 21, noch auf Ludwig von Ungarn B 6. so wird wahrscheinlich, dass auch die inhaltsangabe des zweiten teils von dem herrührt, der zuerst den ehrenreden den titel *zwanzig . . . ritterthaten* gab.

Auf die sammlung der ehrenreden, wie sie im alten buch vorlag, muss eine sachverständige hand einfluss genommen haben, da sie gedichte, die den ehrenreden blofs ähnlich sind, wie XIX (Teichner) und V (auf Albrechts III tod) ausgeschlossen hat; ihr aber authentische gewähr zuzuschreiben, verhindert der umstand, dass sowol II (kaiserin von Bayern) einbezogen ist, das die form der ehrenrede nur nachahmt ohne selbst eine zu sein, als 5 (Sumolf Lapp), das nur der form nach der gattung angehört, im inhalt aber eine travestie der ehrenrede ist. einen ansatz zur vereinigung des gleichartigen beobachten wir auch im zweiten teil, wenn die inhaltsangabe bei Fernberg die drei verwanten gedichte von der minne, ihrem gericht und ihrem schlaf unter einer nummer (3) verbindet.

Dergleichen weist uns auf exemplare, in denen gruppen verwanter gedichte als bücher gröfsern oder geringern umfangs in umlauf waren, oder auf sonderexemplare der einzelnen stücke, die nach innerer oder äufserer verwantschaft geordnet wurden. für beide möglichkeiten gibt die Suchenwirt-überlieferung tatsächliche anhaltspuncte, die zweite spielt dabei aber eine gröfsere rolle und ist bedeutsamer.

Aus ihr erkläre ich zunächst das verhältnis der gesamtanordnung im 'alten buch' zu der in A. die willkür, in der dort die gedichte des zweiten teils einander folgten, sticht sehr ab von der ordnung der ehrenreden im ersten. folgende übersicht erleichtert die vergleichung der folge der ersten 21 nummern im 'alten buch' (beziehungsweise B) mit dem platze eben derselben gedichte in A. die arabischen ziffern bedeuten die stellenzahl in den hss. A und B, die römischen die nummern in der ausgabe Primissers; von den ersten 5 stücken von B ist nur der schluss des fünften (dessen text B Primisser noch nicht kannte) im heutigen bestande von A erhalten (A nr 1).

	B	A	
1			
2			
3			
4			
5			1
6	i	i	2
7	ii	ii	3
8	ix	ix	5
9	xiv	xi	8
10	xviii	x	9
11	xi	xii	10
12	x	xiii, 1 fassung	11
13	xii	iii	12
14	xiii	xiii, 2 fassung	13
15	iii	xiv	14
16	vii	vii	15
17	vi	vi	16
18	xv	xv	21
19	viii	viii	22
20	xvi	xvi	24
21	xvii	xvii	27
		xviii	35

Ohne hier bereits näher auf die prüfung von A einzugehn, st so viel doch klar, dass die übereinstimmungen in den reihen B und A nicht zufällig sein können. A selbst kann nicht die quelle von B sein, weil B im texte der ehrenreden vollständiger ist, vgl. Kratochwil 240, ebensowenig das 'alte buch' die von A, weil jenes xiii nur in éiner fassung enthielt [1] und weil, wie sich zeigen wird, die einordnung von xiv und xviii in A besser ist; von mehreren andern gründen, die man aus Kratochwils mitteilungen entnehmen kann, darf ich hier absehen. A und B hatten also eine gemeinsame quelle, von der sie in der anordnung der ehrenreden sich leiten liefsen; da A wie das 'alte buch' um 1400 anzusetzen sind, so rückt jene den letzten lebensjahren Suchenwirts bereits sehr nahe.

[1] die texte xiii^1 und xiii^2 in A sind nicht copien einer und derselben vorlage, sondern flossen, wie die varianten von v. 99 und 119f beweisen, aus zwei verschiedenen exemplaren dieser ehrenrede. wie Kratochwil s. 480 das verhältnis auffasst, wird nicht klar.

Sie wird sämtliche in A und B + C enthaltenen gedichte Suchenwirts überliefert haben und zwar im wesentlichen in der anordnung A, dh. ehrenreden und andere gedichte unabgesondert, untereinander gemischt. denn nähmen wir für jene quelle die ordnung B, C an, so wäre nicht verständlich, wie ein sammler oder abschreiber diejenigen gedichte, die nicht ehrenreden sind, so, dh. in so sachverständiger und nach verschiedenen richtungen bedeutsamer weise unter jene hätte mischen können, wie wir es in A finden. hatte aber die quelle im allgemeinen die gestalt von A, so konnte das alte buch (B + C) daraus entstehn, wenn man zunächst nur die ehrenreden herausschrieb, alles übrige unter sie gestreute vor der hand vernachlässigend, und dann diese zwischenstücke sowie alles andere auf die letzte ehrenrede folgende nachtrug. warum wurde aber dabei die ordnung der vorlage so willkürlich verschoben? ein fingerzeig mag daraus entnommen werden, dass auch im ersten teil zwei nummern (XIV. XVIII) an falsche stelle geraten sind : absicht ist bei diesen verrückungen nicht zu erkennen, eher mechanisches verwirren, das sich am besten erklärt, wenn wir die gemeinsame quelle aus einzelnen exemplaren der einzelnen gedichte zusammengesetzt denken. in bestimmter, noch näher zu untersuchender reihenfolge gesammelt, wurden sie in A, nicht ohne auslassungen und andere fehler abgeschrieben; dieselben exemplare, alle ehrenreden und das gedicht auf die kaiserin von Bayern voran, waren auch die vorlage des 'alten buches', doch traten diesmal unordnungen der folge ein, die stücke gerieten durcheinander, in geringem mafse im ersten teil, stärker im zweiten — doch sind auch hier noch kleinere gruppen der ältern folge erhalten.

Für dasein und umlauf von einzelexemplaren spricht auch der doppeltext von XIII in A (s. oben s. 199 anm.), ferner der umstand, dass von den hss., die Kratochwil aufzählt, mehrere nur je ein gedicht Suchenwirts enthalten, spricht endlich das register, das in m[2] (Kratochwil s. 332 f) zu finden ist : es nennt *puech* die einzelnen, ganz verschiedenartigen teile der hs., die es aufzählt; als *das ander puech* sind Suchenwirts Sieben freuden, als *das dritt puech* sein gedicht von Fünf fürsten, als *das sechst puech* das Schöne abenteuer, *das sibent puech* die ehrenrede auf den Kreufspeck bezeichnet — das hat wol nur sinn, wenn diese ge-

dichte, die insgesamt bis auf die Sieben freuden kurz sind, aus einzelexemplaren abgeschrieben wurden.

In andern fällen aber wird man auf vorlagen gewiesen, in denen verwante gedichte zu einer kleinen gruppe vereinigt waren; so wenn in m^4 (Krat. s. 447) die gedichte von der Liebe und Schöne, vom Widerteil und dem Schönen abenteuer zusammen überliefert sind, in m^5 (Krat. s. 452) die beiden ersten.

Man steht daher jedesmal grundsätzlich vor der möglichkeit, dass das vorkommen eines einzigen Suchenwirt oder einer kleineren gruppe von solchen entweder auf eine der zwei grofsen sammelhandschriften (oder ihre gemeinsame quelle) zurückzuführen ist (wie tatsächlich bei der hs. C), oder auf ein einzelnes exemplar oder eine verbunden abgeschriebene kleine gruppe von solchen [1].

II

Um den — mehrfach schon angedeuteten — vorzug der anordnung in A näher zu prüfen und zu erweisen, geh ich von den aus den einzelnen gedichten zu schöpfenden zeitlichen anhaltspuncten aus: die darauf sich beziehenden, sehr verdienstlichen untersuchungen Primissers können heute vielfach berichtigt und verbessert werden. ich zähle die stücke so, wie sie in A aufeinanderfolgen (die beigefügte römische ziffer bedeutet auch hier die nummer Primissers); jene gedichte, die vor der hand der datierung sich versagen, bezeichne ich mit einem stern. die vier nummern 1^a. 2^a. 3^a. 4^a sind jene vier stücke, mit denen die sammlung der ehrenreden im 'alten buch' (B) begann; sie fehlen heute zwar in A, sind aber an gleicher stelle und in derselben ordnung auch für A vorauszusetzen; denn A ist am anfang verstümmelt, es beginnt heute mit den schlussversen des fünften stückes von B, es wird, wie es übereinstimmend mit B in den folgenden ehrenreden die gemeinsame quelle repräsentiert, so auch in dem jetzt fehlenden anfangsteil jene vier nur noch in B überlieferten gedichte enthalten haben (vgl. dazu auch Kratochwil s. 238 ff). diese sind daher, in der ordnung wie B

[1] diese methodischen erwägungen hat Kratochwil in seiner fleifsigen und mannigfach fördernden zusammenstellung und untersuchung der Suchenwirthss. aufser acht gelassen, wie überhaupt seine thesen und vermutungen über das verhältnis der hss. vielfach der nachprüfung und berichtigung bedürfen.

sie bringt, dem heutigen bestande von A voranzuschicken (ihren text sowie auch den von 1 s. bei Friess WSB. 88. 103 ff).

1ª Auf den verstorbenen (†) Moriz von Haunfeld. er ist noch nachweisbar am 28 oct. 1353, Wien, wo er die urkunde Dietrichs und Stephans von Hohenberg siegelt (Urkdb. Öst. ob. d. Enns vii 331; die abbildung eines Haunfelder siegels und zwar des Stephan von H. — vetters des Moriz — bei Hanthaler Recens. ii, tafel 34. Suchenwirts beschreibung stimmt überein). der wortlaut der urkunde vom 20 april 1357 (Muchar vi 338), in der Jost von Zelking für sich und seinen bruder das schloss Burgschleinitz samt dem kirchenlehen dem herzog wideraufsendet, 'so wie diese von Moriz von Haunfeld und Ulrich dem Stuchsen an ihn gekommen waren', darf wol auf Moriz tod gedeutet werden.

2ª Auf (†) Hans von Kappellen. er ist (s. Urkdb. Öst. ob. d. E. vii 377) am 3 oct. 1354 noch am leben, am 2 jänn. 1358 (ebenda s. 546 ff) bereits verstorben. worauf Friess angabe aao. 101, dass er im jahre 1357 gestorben sei, beruht, weifs ich nicht.

3ª Auf herzog Albrecht ii von Österreich. natürlich vor dem 20 juli 1358 — dem todestag Albrechts. v. 74 f:

des chaiser, chunich ruchen
und seinen hof besuchen

erlaubt wol eine grenzbestimmung nach rückwärts. die stelle geht auf die besuche kaiser Ludwigs, dann könig, später kaiser Karls iv und könig Ludwigs von Ungarn in Wien. der plural *kaiser* zwingt zur deutung, dass Suchenwirt auch von besuchen weifs, die Karl iv, bereits als kaiser, dem herzog machte: als kaiser war Karl zum ersten mal mai 1356, dann juni 1357 in Wien. nr 3ª ist also wol zwischen 1356 oder 1357 und 1358 verfasst.

4ª Auf (†) Albrecht von Raubenstein. das original einer von ihm mit Reinprecht von Wallsee und Hans dem Tursen am Gertrudentag 1351 ausgestellten urkunde habe ich durch herrn APosonyis güte in seiner reichen sammlung in Wien gesehen. in einer urkunde herzog Albrechts vom 27 märz 1354 (Lichnowsky Reg. iii 1670) wird er als bereits verstorben bezeichnet. Meiller, Herren v. Hindberg Abh. d. Wiener ak. viii tafel, setzt seinen tod ins jahr 1354. zwei siegel Albers und zwei seines sohnes Heinrich s. bei Leber Ritterburgen Raubeneck usw. tafel viii.

*1 Auf Sumolf Lapp von Ernwicht.

2 (I) Auf könig Ludwig von Ungarn. das gedicht führt die erzählung der taten Ludwigs bis zu seinem zug nach Oberitalien 1356 (juli).

3 (II) Auf die (†) kaiserin von Bayern, di. Margarethe, witwe kaiser Ludwigs, † juni 1356.

*4 (XXIII) Rede von der minne.

5 (IX) Auf Puppli von Ellerbach. die erzählung seiner taten ist bis in den sommer 1357 geführt; da er bereits december 1357 starb (Huber Gesch. Öst. II 225), ist die abfassungszeit von nr 5 in sehr engen grenzen bestimmbar.

*6 (XLV) Rede von hübscher lug.

*7 (XXIV) Minne vor gericht.

8 (XI) Auf (†) graf Ulrich von Pfannberg. er starb 1355 (Cont. Zwetl. IV, MGSS. IX 686).

9 (X) Auf (†) Puppli von Ellerbach. s. zu nr 5.

10 (XII) Auf (†) Herdegen von Pettau. ich kann ihn bis februar 1352 als lebend nachweisen (Muchar VI 325). in einer urkunde vom 4 juli 1363 (ebenda 366) ist von ihm als einem verstorbenen die rede.

11 und 13 (zwei vorwiegend formell von einander abweichende fassungen — bei Primisser XIII, nach der zweiten fassung) Auf (†) Ulrich von Wallsee. die erzählung der taten Ulrichs reicht sicher bis 1356 (vgl. z. 165, teilnahme am zuge Ludwigs von Ungarn gegen Treviso), wahrscheinlich aber bis in die zeit zwischen december 1357 und juni 1358, wenn ich z. 173 f richtig auf die fehde zwischen herzog Stephan von Bayern und erzbischof Ortolf von Salzburg deute (vgl. dazu Kurz Öst. unter Albrecht d. Lahmen 331) und wenn z. 176 f auf das schiedsrichteramt Albrechts II 1358 sich bezieht. die angabe Kratochwils — der hierin Primisser s. 240 folgt —, dass nämlich das letzte im gedicht erwähnte ereignis ins jahr 1363 falle, ist irrig: die deutung, die Primisser selbst s. 246 dem zug nach Salzburg gibt (wobei er sich auf Pez Scriptores I 413 bezieht), weist auf das jahr 1357, sodass Primissers '1363' nur einem irrtum entsprungen sein kann. — sonst kann ich Ulrich lebend nur bis 1359 (Muchar VI 346) nachweisen.

12 (III) Auf (†) Albrecht II von Österreich; starb 20 juli 1358.

14 (XIV) Auf (†) Friedrich Kreufspeck; starb 1360; vgl.

Leber aao. s. 239ff und tafel vii, wo abbildung seines grabsteins mit dem schilde zu finden, dazu Blätt. f. landesk. v. Niederöst. 1871, s. 142f.

15 (vii) Auf (†) burggraf Albrecht von Nürnberg. starb anfangs april 1361.

16 (vi) Auf (†) herzog Heinrich von Kärnten. er starb 1335. das gedicht setzt den tod kaiser Ludwigs 1347 voraus (vgl. z. 145ff).

*17 (xxi) Der brief.

*18 (xxv) Das schöne abenteuer.

*19 (xxvi) Die jagd.

20 (xxvii) Der rat vom ungeld. die in dem gedicht gemeinte verzehrungssteuer von 10% auf alle öffentlich ausgeschänkten getränke ist von Rudolf iv 1359 (Huber ii 282) eingeführt worden. das gedicht setzt (z. 24. 42) den tod Rudolfs iv 1365 voraus; mit der bitte, die steuer aufzuheben, wendet sich Suchenwirt in gleicher weise an herzog Albrecht wie an herzog Leopold: auf beide ohne unterschied geht 85 *ir seit geherret weiter lant* — das setzt die zustände vor der teilung 1379 voraus. innerhalb dieser grenzen 1365—79 fällt das gedicht, aber wahrscheinlich nahe an 1365, denn der nachruf an Rudolf iv (23ff) lässt annehmen, dass sein tod noch in frischer erinnerung war (der tod Friedrichs 1362 wird dagegen nur in aller kürze erwähnt z. 18), und die ratschläge, die Suchenwirt den beiden jungen fürsten gibt, schliefsen, abgesehen von der bitte um aufhebung des zehnten auf den wein, nur allgemeine mahnungen in sich, enthalten noch keine anspielung auf verkehrte oder gefahrdrohende mafsnahmen (wie zb. nr xxxiv), passen also am besten auf die ersten zeiten des antritts der gemeinsamen regierung. die von Primisser s. 287 angenommenen beziehungen auf das jahr 1383 sind schon deswegen unrichtig, weil die dort gemeinte weinsteuer kein zehnte ist und nur für Wien galt.

21 (xv) Auf (†) Leutold von Stadeck. ist bis 1366 nachgewiesen, 1367 ist er schon tot.

22 (viii) Auf (†) Burkhard von Ellerbach den älteren. aus angaben des gedichtes selbst (42 und 215) geht hervor, dass er 1369 starb.

*23 (xxviii) Der widerteil.

24 (XVI) Auf (†) graf Ulrich von Cilli. starb am 26 juli 1368 (Chron. von Cilli, hg. v. Krones, s. 72, vgl. 204 f).

25 (XXIX) Vom pfennig. die engsten sicheren grenzen, die sich aus den mannigfachen anspielungen des gedichtes gewinnen lassen, sind die jahre 1365—1373, als die regierungszeit Ottos V in der mark Brandenburg (z. 169). die anspielung auf die geldnöte der jungen österreichischen fürsten (213 ff) ist recht durchsichtig; die auf sie gehnden äufserungen des pfennigs *die sind ze junch und chenn mein nicht* und *wurden si ein wenig alt, daz si mich erchanden paz, pey in so belib ich sunder haz* geben leider kaum einer bestimmteren vermutung raum, als dass die zustände ihrer ersten regierungsjahre 1365—1370 gemeint seien. die anspielung wäre wol anders ausgefallen, wenn Suchenwirt bereits die juni 1370 eingetretene tatsache gekannt hätte, dass die herzoge durch ihre schwierige finanzlage sich genötigt sahen, die gesamte finanzverwaltung anderen zu überlassen (vgl. Huber II 296 und unten zu nr 40).

*26 (XXX) Der minne schlaf.

27 (XVII) Auf (†) Friedrich von Lochen. das meiste über ihn findet man bei Riedel Cod. dipl. Brandenb. (vgl. auch das Meklenburg. urkdb.). die erzählung seiner taten reicht bis in die zeit um 1350 (vgl. Klöden Dipl. gesch. d. markgr. Waldemar bd III und IV). er starb aber erst zwischen 7 febr. und 13 märz 1365 (Riedel A XXI 39 und 40).

*28 (XXXI) Die 'verlegenheit'.

*29 (XXXIX) Die 10 gebote.

*30 (XXXII) Der geiz.

31 (XXXIII) Der getreue rat. das gedicht warnt die österreichischen fürsten vor länderteilung. an und für sich könnte es auf die in die endgiltige teilung von 1379 auslaufenden, von 1372 an dauernden streitigkeiten zwischen Albrecht III und seinem bruder Leopold III, oder auf die gleich nach Albrechts III tod (am 29 aug.) 1395 beginnenden gegensätze zwischen dessen sohn Albrecht IV und dessen neffen Wilhelm bezogen werden. im gedichte selbst liegen keine vollkommen sichern objectiven anhaltspuncte der entscheidung: Primisser deutete auf 1395, Kratochwil auf die zeit um 1377. Primissers deutung ist jedesfalls wahrscheinlicher und besser begründet: denn für sie fällt der ausdruck 67 *prueder oder prueder chind* gewichtig in die wagschale —

erst 1395 gab es streit zwischen vettern. auf *prueder chind* muss umsomehr geachtet werden, weil das verwante gedicht nr xxxiv im gegensatz dazu blofs von brüdern spricht. das alter der fürsten selbst lässt in beiden fällen den ausdruck *pippel*, mit dem sie 117 angeredet werden, gleich berechtigt (oder unberechtigt) erscheinen; für das jahr 1395 werden wir ihn aber besser verstehn, weil Suchenwirt in der klagerede auf Albrecht III in verwantem gedanken sagt

101 *Sein sterben daz was allzefruo*
den edeln fürsten junge,
Di heten erst genomen zů . . !,

weil ferner im munde eines alten mannes ein ausdruck wie 'kinder', mit dem er junge männer anredet, viel näher ligt und begreiflicher ist, als wenn wir ihn um etwa 20 jahre früher dem dichter in den mund legen. bezieht sich nr xxxiii aber auf die ereignisse nach dem 29 aug. 1395, so muss das gedicht wol vor dem Hollenburger vertrage vom 22 nov. 1395 geschrieben sein — denn z. 82 heifst es *daz weter ist noch chleine*, und die mahnung an die getreuen räte, dazu zu sehen, dass der streit geschlichtet werde, ehe das unwetter dem lande hagelschaden bringe (81), hätte keinen sinn, wenn rat und landherren ohnedies den vertrag schon vermittelt hätten (vgl. Huber II 322).

*32 (xix) Auf den (†) Teichner. ich versuche keine datierung dieses gedichtes, weil die sichern zeitanspielungen in den eigenen gedichten des Teichners nur bis 1359 und 1363 (Karajan Üb. d. Teichner s. 92ff) reichen und die beziehungen mehrerer seiner gedichte auf die Preufsenfahrten des 14 jhs. bei deren häufigkeit keinerlei wahrscheinlichere deutung gestatten.

33 (iv) Von herzog Albrechts III Preufsenfahrt. sie fand 1377 statt, Suchenwirt selbst nennt diese jahrzahl (1 ff), ohne dass man mit voller sicherheit sagen könnte, er habe die erzählung 1377 auch gedichtet; denn

557 *Di red han ich gedichtet . . .*
als sich di rais vergangen hat

ist nicht auf die zeit der abfassung zu beziehen.

34 (xxxiv) Von der fürsten teilung. wendet sich wie 31 (xxxiii) gegen teilungsgelüste. die parabel vom mächtigen vater, der auf dem totenbett seinen zwei söhnen mit dem holzstück, das un-

gespalten nicht gebrochen werden kann, die vorteile der einigkeit vor augen führt, ferner die zeile 117

wo zwen prüder haldent trew,

die nicht mehr in der parabelerzählung, sondern in der schlussanrede an die fürsten steht, dort, wo sie an jenes beispiel zu denken gemahnt werden, bevor es zu spät sei, lehrt deutlich, dass die streitigkeiten zwischen Albrecht III und Leopold III gemeint sind. auf das stadium, in welchem die widerholten teilungshandlungen der beiden zur zeit der abfassung des gedichts stehn, weist 97 ff:

di gült di megt ir tailen wol
iegleicher in sein chamer —
purg und stet pei einander schol
beleiben . . .

dh. die einkünfte sind wol schon geteilt — das mag so bleiben; doch der auftauchende plan, den länderbesitz selbst zu teilen (*auz gueten landen weit . . stukch und drümer machen* 101), ist gefährlich, und von ihm ist entschiedenst abzuraten. schon im hausvertrag von 1364 war teilung der einkünfte vorgesehen, bei einheitlichkeit der verwaltung. dieser zustand erlitt, im sinne einer gleichstellung Leopolds mit Albrecht, einige änderungen im vertrag vom 25 juli 1373, aber die einheit der länder war doch insofern gewahrt, als alle beamten beiden herzogen den eid zu leisten hatten; er wurde am 3 juni 1375 auf ein jahr verlängert unter gleichzeitiger vergrößerung der rechte Leopolds, ferner war hier schon für den fall einer fortdauer der streitigkeiten vorgesehen, dass Österreich, die stadt Wien und die burg daselbst, im notfall auch die übrigen länder in gleiche hälften geteilt werden sollten. der gedanke einer weitestgehnden länderteilung war also hier bereits völlig an den tag und die darin liegende gefahr in den gesichtskreis der bevölkerung getreten. Suchenwirt konnte daher damals mit besonderer bedeutung schon sagen *purg und stet pey einander schol beleiben!* die mahnungen nützten freilich nicht : am 25 sept. 1379 teilten die brüder die österreichischen länder vollständig (vgl. Zeifsberg im Archiv f. öst. gesch. 58, 10 ff und Huber II 298 ff). ich möchte das gedicht daher zwischen 1375 und 1379 setzen.

35 (XVIII) Auf (†) Hans von Traun. die erzählung seiner taten geht bis zu Leopolds III zug nach Preufsen, der nicht, wie

Primisser und mit ihm Kratochwil annehmen, 1370, sondern 1372 fällt (Egger Geschichte Leopolds III s. 18). aber Hans von Traun lebt noch am 7 juni 1378, wie aus der bei Wöber Die Skiren s. 242 f gedruckten urkunde hervorgeht.

*36 (XL) Die 7 todsünden.

*37 (XLI) Die 7 freuden Mariae.

*38 (XLII) Vom jüngsten gericht.

39 (XXXV) Von zwei päpsten. Suchenwirt nennt z. 85 ff das jahr 1378 als dasjenige, das uns einen kaiser und einen papst geraubt habe, so, dass jetzt ein kaiser zu wenig, ein papst zu viel auf erden sei. das gedicht fällt also nach Karls IV tod (29 nov.) 1378. nun kennt es unter anderen die länder von Livland bis Toscana, vom Rhein bis nach Ungarn als anhänger papst Urbans; Provence und Frankreich, Spanien, Portugal, Arragon *und dennoch mer, des ich nicht mag genennen* als anhänger des gegenpapstes Clemens. Österreich ist also durchaus zu jenen gezählt : das weist wol auf die zeit, da Leopolds III merkwürdige verhandlungen mit Clemens noch nicht in Österreich bekannt geworden waren. das schreiben Ludwigs von Frankreich an herzog Leopold vom 28 jan. 1379 (Kurz Öst. unter Albrecht III I 290) setzt ihren beginn schon voraus. ich vermute daher, dass das gedicht sehr bald nach Karls IV tod verfasst wurde.

40 (XXII) Der neue rat. der dichter kommt eines tags bei einem ritte zu einem einsiedler. der war gewissenhafter erzieher eines jungen fürsten gewesen, hatte aber einem neuen ratgeber platz machen müssen. ein jahr lang sah er dem neuen treiben und seinen schädlichen würkungen zu, dann zog er sich von der welt *in disew wuest* zurück. was ich zur zeitlichen bestimmung und deutung einzelner stellen dieses gedichtes vorzubringen weifs, ist freilich sehr unsicher : die mitglieder des rates lassen ihrem herren seinen willen, nehmen dafür aber sein gut; bekannt ist, dass ein junger herr, dem väterliche hilfe nicht zur seite steht, übervorteilt wird; findet er einen treuen pfleger, so merken es land und leute; aber weh dem lande, dessen herr ein *chind ist junger jar* (131 ff); der klausner sieht viele junge herren, die nicht selbst um land und leute sich kümmern wollen und doch herren heifsen : wer herr genannt wird und selbst keine gewalt hat, der ist nicht herr, sondern knecht (157 ff). diese letzte stelle erinnert an die verhältnisse um 1370 : am 9 juli dieses

jahres überliefsen die herzoge einer commission bestehend aus Albrechts hofmeister Hans von Liechtenstein-Nikolsburg, Leopolds hofmeister Reinhart von Wehingen, ihrer beiden hub- und münzmeister in Österreich Johann von Tyrna (und zwei bürgern) die innere verwaltung (finanzen, beamtenernennung, steuerausschreibungen) auf vier jahre (Huber II 296, Falke Gesch. d. hauses Liechtenstein I 337); factisch begaben sie sich damit aller innern regierungsgewalt, und darauf würden die zz. 161 ff von herren, die nicht herren sondern knechte sind, gut passen. dass an der vorhergehnden stelle nur von éinem jungen fürsten die rede ist, darf nicht befremden, denn der singular ist im sinne der einkleidenden fabel gebraucht. der durch jene urkunde herbeigeführte zustand war auf vier jahre in aussicht genommen, kann aber nicht so lange gedauert haben, denn schon 1373 nehmen die herzoge am kriege zwischen Venedig und Padua teil, obwol der vertrag 1370 die teilnahme an auswärtigen händeln an bestimmte bedingungen geknüpft hatte und mehrere seiner bedingungen beim eintreten solcher verwicklungen überhaupt kaum aufrecht zu erhalten waren. und wenn ich endlich die stelle 188 ff

ob er wolt fliegen in die lant,
darumb setz ee guete phant,
vest und nutz und waz er hab

auf Leopolds Preufsenfahrt 1372 deuten darf, so würde 1372/73 als abfassungszeit anzusetzen sein.

Noch unsicherer als diese vermutungen wäre natürlich der versuch, den 'Neuen rat' auf eine bestimmte persönlichkeit zu deuten: die wahl könnte, wenn man Albrecht als hauptperson des gedichts im auge behält, kaum auf einen andern als seinen hofmeister Johann von Liechtenstein fallen, der 1368 zum ersten mal in der nähe Albrechts erscheint, schon 1369 vom herzog (pfandweise) in den besitz von Falkenstein gesetzt wird und lange jahre das vertrauen Albrechts und seine gunst geniefst, bis 1394 sein unaufgeklärter tiefer sturz eintritt (vgl. Falke aao. 335 ff). Johann von Liechtenstein löst in der hofmeisterwürde den Wolfgang von Winden ab, der noch im december 1367 als Albrechts *hofmaister* erscheint; juni 1369 ist bereits der Liechtensteiner inhaber der würde (Nö. urkdb. I 718 und Bll. d. ver. f. ldkde. v. Nö. 1889, s. 296).

*41 (XLIII) Der fremde sinn. der dichter ist schon ein graubart (z. 22).

*42 (XLIV) Der doppelsinn (*die red ist equiuocum*). wie bei nr 41 (XLIII).

43 (XXXVI) Der umgekehrte wagen. die vertreibung Antonios della Scala aus Verona, von der z. 5 redet, fand am 18 oct. 1387 statt (Saraina Le historie de' Veronesi 1586, s. 56b f), und der sturz der Carrara, auf den z. 77 f anspielt:

der junge hat Padaw verlorn,
der alt verlos Terfeise,

war im november 1388 vollendete tatsache (Rubeis Mon. eccl. Aquileg. appendix s. 56). Suchenwirt überschaut noch nicht die länger dauernden folgen dieser ereignisse, ja selbst von der gefangennehmung Franz des älteren von Carrara scheint er noch nichts zu wissen. auch der tod Antonios della Scala sept. 1388 (Verci Storia della marca Trivig. VII 116) ist ihm noch unbekannt. der ausdruck z. 29 f *nu* w*il die Slang und auch der Wagen* (di. Visconti und Carrara) *mit einander chriegen* verrät die vorstellung, dass der krieg zwischen Mailand und Padua noch im gange, durch den verlust von Padua und Treviso noch nicht abgeschlossen sei. das gedicht wird daher noch ins jahr 1388 zu setzen sein. das gemetzel am charfreitag in Aquileja, von dem 53 ff die rede ist, fällt ins jahr 1387 (Manzano Annali del Friuli V 447 f, vgl. die anm. ebenda). die ansetzung der andern im jahr vorher in Sacile vorgefallenen mordtat auf den charfreitag dürfte irrtümlich sein; denn Suchenwirts erzählung geht wol auf den kampf zwischen den italienischen und deutschen in Sacile liegenden söldnern Antonios della Scala, in welchem die italienische übermacht den Deutschen übel mitspielte. er geschah im september 1387 (Manzano aao. 431 f). Suchenwirt war hier wol übel unterrichtet; auch darin, dass er die schuld dem Franz Carrara zuschiebt; das dürfte damit zusammenhängen, dass die italienischen übeltäter später allerdings in den dienst des Paduaners übertreten (Verci XVI 133).

44 (XXXVII) Vom krieg der fürsten und reichsstädte. im gedicht ist gegen schluss die jahrzahl 1387 genannt: v. 105 *Do* 1300 *jar vil gar nach Christ gepurt vergiengen, darnach das siben und achtzikist jar, vil lewff sich anviengen, chrumb und wunderleich gestalt.* diese art der nennung gibt uns noch keine sicherheit

über die zeit der abfassung. ähnlich drückt sich Suchenwirt nr 45 (XXXVIII), 326 ff aus : *da man daz* 94 *jar nach* 1300 *iarn zalt . . . . lewff gar wunderleich gestalt geschehen sind*, aber ebenda 337 beseitigt er die auch hier bestehnde undeutlichkeit durch die bestimmte angabe *des selben iars die red ich ticht.*

In unserem gedicht redet er von einem 'krieg' zwischen fürsten und reichsstädten, der *angehoben hat* (z. 1), er fürchtet, dass er viel jammer schaffen werde, wenn man ihn nicht bald gütlich austrage (*verslichtet* 6). in einer zusammenkunft der fürsten und städteboten zu Mergentheim war am 5 nov. 1387 das Heidelberger bündnis verlängert worden. aber schon am 27 nov. 1387 brach insbesondere herzog Friedrich von Bayern den frieden durch gefangennehmung des erzbischofs Pilgrim von Salzburg und durch beraubung von städtebürgern. der städtebund schlug ein sühngeld aus und beriet ende 1387 und anfang 1388 zu Ulm (Stälin Würtemb. gesch. III 342 f). diese verhältnisse passen vollkommen auf die im gedicht gezeichnete situation. zweifelt man daran, ob 'krieg' blofs auf diplomatische händel oder auch auf waffenkampf deute, so mag man noch den fehdebrief heranziehen, den die zu Ulm versammelten städteboten beschliefsen und am 17 jänner 1388 an herzog Friedrich senden. viel weiter ins jahr 1388, in die zeit, da der allgemeinere kampf bereits entbrennt, der zur niederlage der städte bei Döffingen führt, wird man nicht gehn dürfen: denn Suchenwirt sagt, dass man den krieg, der angehoben hat, noch *gar chlaine schatzet* (z. 2), und das ganze gedicht drückt vorwiegend die besorgnis vor k o m m e n d e n kriegsschäden aus.

Es ist daher ende 1387 oder anfang 1388 zu setzen — in rücksicht auf die datierungsformel v. 105 wird man lieber an ende 1387 denken.

45 (XXXVIII) Aristoteles ratschläge. ist durch die eigenen angaben Suchenwirts (325 und 337) dem jahre 1394 zugewiesen (vgl. zu nr 44). es ist n a c h dem mai dieses jahres abgefasst, da v. 333 ff von könig Wenzels gefangennehmung schon wissen.

46 (V) Auf (†) herzog Albrecht III. der herzog starb am 29 aug. 1395. das gedicht muss sehr bald darnach verfasst sein. denn Suchenwirt schiebt in die klage um den toten eine begrüfsung der hinterbliebenen jungen fürsten; unter anderem wünscht er ihnen

107 *got lazz in wol gelingen,*
daz si mit rechter ainung leben

— ein wunsch, den die erfahrungen unter Albrecht III und Leopold III dem eifrigen anhänger der landeseinheit recht nahe legten; der gedanke hat aber ausschliefslich noch die form eines segenswunsches — Suchenwirt hat also noch keinen anlass, auf entgegengesetzte neigungen der fürsten warnend anzuspielen: die tendenzen, die schon im november 1396 zum Hollenburger teilungsvertrag führten, waren also noch nicht greifbar (vgl. zu nr 31 XXXIII). —

Das ist die summe der in A (und für 1a—4a in B) überlieferten gedichte. ich füge, um diese bemerkungen zur chronologie abzuschliefsen, noch die drei in andern hss. erhaltenen hinzu, mit denen wir dann das werk Suchenwirts überschauen.

*XLVI. Streit der liebe und schönheit.

XX. Von 5 fürsten. Suchenwirt selbst nennt das jahr 1386, dessen läufe er erzählen will. sie reichen bis zur schlacht bei Sempach 9 juli 1386 und bis zum tode des Blasius von Forgach — des mörders könig Karls von Neapel —, der ebenfalls in den juli (auf den 25) fällt (Huber II 339 f). das gedicht wird noch 1386 verfasst sein, da Suchenwirt von der mitte jänner 1387 erfolgten erdrosselung der königin Elisabeth noch nicht weifs (vgl. z. 115—120).

* Der würfel (Liederb. der Hätzlerin s. 203).

Von diesen gedichten sind mit voller sicherheit auf ein bestimmtes jahr datierbar nur 5 IX (1357) und 45 XXXVIII (1394); in letzterm nennt Suchenwirt die jahreszahl selbst. an sicherheit zunächst kommen 39 XXXV und 44 XXXVII (1378 und ende 1387 oder anfang 1388), auch diese enthalten ausdrückliche nennung der jahreszahl; so wird man denn auch das vierte gleiche eigenschaft aufweisende gedicht 33 IV ins jahr 1377 (oder sehr bald darauf) verlegen dürfen.

Setzt man ihnen chronologisch geordnet ihre stellenziffern in A an die seite

IX	1357	5
IV	1377(/78)	33
XXXV	1378	39
XXXVII	1387/88	44
XXXVIII	1394	45,

so stimmt ihre reihenfolge in A mit der zeitfolge überein. der gedanke, dass die gedichte in A überhaupt nach der zeit ihrer abfassung geordnet seien, legt sich nahe. würde er sich auch sonst bestätigen, so ergäbe sich auch für die zahlreichen sonst nicht datierbaren gedichte aus ihrer reihenfolge in A der schluss auf ihre abfassung, und die hs. A würde somit ein wertvolles bild der dichterischen entwicklung Suchenwirts geben. schon Primisser sagt einl. s. XLVI (ohne einen anderen beweis als die daten der historischen gedichte), dass 'die handschrift ungezweifelt die ordnung, in welcher Suchenwirt seine reden verfasst hat, beibehält'; ähnliches scheint Kratochwil vorgeschwebt zu haben, da er in seiner liste der gedichte Suchenwirts s. 483 ff die zeitlich sonst nicht bestimmbaren stücke wie Primisser 'nach der folge' datiert; der beweis für die berechtigung des schlusses fehlt auch bei ihm. ebenso bei WUhl, der Allg. d. biogr. 37, 779 schlankweg nur behauptet, dass die hs. A 'besonders wertvoll durch die chronologische anordnung der gedichte' sei. die frage ist aber litterarhistorisch interessant und wichtig genug, dass man auf jede weise ihr näher zu rücken versuche, als es bisher geschah.

Wenn ich die in A erhaltenen datierbaren gedichte (samt den vier im anfange von A ausgefallenen, nach B) in strengster rücksicht auf die früher gewonnenen zeitlichen andeutungen ordne und einem jeden seine stellenziffer in A (beziehungsweise B) zur seite schreibe, so ergibt sich folgende übersicht:

(VI) Heinrich von Kärnten; in oder nach 1347 16
(XII) Herdegen von Pettau; in oder nach 1352 10
Moriz von Haunfeld; nach 1353, vielleicht vor, in oder nach 1357 . . . . 1ª
Albrecht von Rauhenstein; in oder nach 1354 . . . 4ª
Hans von Kappellen; nach 1354; vor, in oder nach 1358 . . . . 2ª
(XI) Ulrich von Pfannberg; in oder nach 1355 8
Albrecht II von Österreich; zwischen mai 1356 und 20 juli 1358 . . . . 3ª
(II) Kaiserin von Bayern; in oder nach juni 1356 . . 3
(I) König Ludwig von Ungarn; in oder nach juli 1356 2
(IX) Puppli von Ellerbach; zweite hälfte 1357 5
(X) „ „ „ ; nach dec. 1357 9

(III) Albrecht II von Österreich; nach 20 juli 1358 . . 12
(XIII) Ulrich von Wallsee; in oder nach 1359. . . 11. 13
(XIV) Friedrich Kreufspeck; in oder nach 1360 . . . 14
(VII) Albrecht von Nürnberg; in oder nach april 1361 . 15
(XVII) Friedrich von Lochen; nach anfang 1365 . . . 27
(XXIX) Vom pfennig; zwischen 1365 und 1373 25
(XXVII) Rat vom ungeld; zwischen 1365 und 1379 . . . 20
(XV) Leutold von Stadeck; in oder nach 1367 . . . 21
(XVI) Ulrich von Cilli; nach 26 juli 1368 24
(VIII) Burkhard von Ellerbach; in oder nach 1369 . . 22
(XXII) Der neue rat; 1372/73 40
(XXXIV) Von der fürsten teilung; zwischen 1375 und 1379 34
(IV) Albrechts ritterschaft; in oder bald nach 1377 . . 33
(XVIII) Hans von Traun; nach 7 juni 1378 35
(XXXV) Zwei päpste; ende 1378 39
Von 5 fürsten; zweite hälfte 1386 . . . . . .
(XXXVII) Von fürsten und reichsstädten; 1387/88 44
(XXXVI) Der umgekehrte wagen; ende 1388 43
(XXXVIII) Aristoteles ratschläge; 1394 45
(V) Albrecht III; zwischen 29 aug. und nov. 1395 . . 46
(XXXIII) Der getreue rat; vor november 1395, aber nach nr 46 (V) 31

Man beachte nun, dass in den fällen, wo die datierung auf die formel 'nach x' sich beschränken muss, keineswegs immer 'bald nach x' verstanden werden darf. dass zwischen dem tode des herrn, dem Suchenwirt eine ehrenrede widmet, und der abfassung des gedichtes selbst erheblich lange zeit liegen kann, ja ganze jahre, beweist VI (16), das mindestens 12 jahre nach dem tode Heinrichs von Kärnten gedichtet ist, wahrscheinlich aber noch viel später (denn kein einziges der andern datierbaren gedichte kann vor die 50er jahre fallen). man hat also das recht zu sagen, dass in jedem falle, wo nur 'nach x' datiert wird, die abfassung beliebig lange nach jenem jahre angenommen werden kann. berücksichtigt man das, so sind in der anordnung aller 31 datierbaren gedichte, wie sie A bietet, nur zwei nahezu sichere fehler nachzuweisen : 44 XXXVII, das ende 1387 oder anfang 1388 fällt, steht nach 43 XXXVI, das ende 1388 gehört; und 31 XXXIII (zweite hälfte 1395) steht vor 33 IV (1377). die stellung von 40 XXII (1372/73) zwischen 39 XXXV (1378) und 44 XXXVII (1387/88) kann

ich hier nur mit aller vorsicht als fehler vermuten, denn die von mir oben getroffene datierung ist nur eine möglichkeit. da aber 31 xxxIII mit sehr grofser wahrscheinlichkeit als falsch eingeordnet zu bezeichnen ist, so wäre wol möglich, dass die ähnlichkeit der titel der beiden gedichte (Getreuer rat — Neuer rat) zur verwechslung von 31 xxxIII mit 40 xxII anlass gegeben haben könnte, so dass 31 xxxIII dorthin geriet, wo 40 xxII stehn sollte, der 'Getreue rat' an die stelle des 'Neuen rates', denn dieser würde — nach meiner datierung — ganz gut zwischen die rede auf Lochen (27 xvII) und Albrechts ritterschaft (33 IV), di. an den platz, wo jetzt in A der 'Getreue rat' steht, zeitlich passen. die folge der verwechslung wäre aufserdem die falsche und willkürliche einreihung des 'Neuen rates' gewesen.

Wollte man dem umstand, dass 33 IV. 39 xxxv. 44 xxxvII. 45 xxxvIII zeitlich richtig geordnet sind, etwa deswegen wenig gewicht beimessen, weil der dichter selbst in diesen gedichten die jahreszahl genannt habe, so bleibt doch die tatsache aufrecht, dass 27 andere stücke ohne nachweisbaren chronologischen widerspruch gereiht wurden — ohne dass jene äufserliche hilfe zu gebote stand. ihre aufeinanderfolge zeigt auch keinerlei beeinflussung durch ein bestimmtes schema, durch das mechanisch ordnung in sie gebracht worden wäre : die untern grenzen von 1ª—12 zeigen ziemlich bunt wechselnde, keineswegs regelmäfsig fortschreitende zahlen, 14 und 15 schreiten (1360. 1361) regelmäfsig vor, darauf folgt aber sogleich 1347, 21 und 22 sind wider durch die jahrzahlen 1367, 1369 bezeichnet, aber auf 22 folgt doch wider 24, das ist 1368.

Auch formale gesichtspuncte helfen uns in beurteilung der anordnung in hs. A.

Eine zunächst inhaltlich auffallende gruppe im Suchenwirtwerk bilden die 'ehrenreden'; sie sind auch formal scharf gekennzeichnet. ihre allgemeinsten merkmale sind : inhaltlich, preis einer historischen adelichen persönlichkeit, meist einer bereits verstorbenen, nur dreimal einer noch lebenden, und beschreibung ihres wappens; formal, abfassung in reimpaaren und bestimmte, typische composition. dazu kommt ein negatives merkmal : in keiner einzigen nennt der dichter seinen namen — was wol daraus zu erklären, dass der zweck und gattung der 'ehrenreden'

das persönliche hervortreten ihres 'sprechers' und verfassers ausschloss.

Diesen merkmalen entsprechen die gedichte 1^a. 2^a. 3^a. 4^a. 2 i. 5 ix. 8 xi. 9 x. 10 xii. 11 und 13 xiii. 12 iii. 14 xiv. 15 vii. 16 vi. 21 xv. 22 viii. 24 xvi. 27 xvii. 35 xviii. nicht dazu gehören 3 ii (kaiserin von Bayern), 32 xix (Teichner) und 46 v († Albrecht iii), weil keines der drei eine wappenschilderung enthält, weil aufserdem das zweite und dritte den namen des dichters nennt, weil ferner das dritte gekreuzte reime aufweist, von der typischen composition der ehrenreden abweicht und in seiner zweiten hälfte von der klage um Albrecht in eine begrüfsung seiner neffen und seines sohnes übergeht. nr 1 zeigt die formalen kennzeichen der ehrenreden, tritt aber — als travestie — inhaltlich aus ihrem kreis.

Die ehrenrede ist folgendermafsen componiert:

Sie beginnt mit einer einleitung i, in der Suchenwirt von der macht des todes redet, die ein verdientes leben abgeschnitten hat, oder zum preise seines helden aufruft, oder (besonders gerne, 10 mal) von *kunst* und *unkunst* spricht, mit obligater klage über seine eigene *unkunst*. diese themen werden auch verbunden. wie notwendig ihm eine solche einleitung dünkt, zeigt der ausnehmend kurze eingang von 14 xiv, in dem er das fehlen eines 'geblümten' anfangs mit der sonstigen länge der rede zu entschuldigen sich veranlasst findet. nur einmal (5 ix) ist höfische schilderung der frühlingsnatur als einleitungsmotiv verwendet. (zu 1^a ist die einleitung verloren).

Der hauptteil ii ist der schilderung der person des helden und seiner taten gewidmet. den kern bildet fast immer die erzählung seiner taten ii B; sie ist umgeben, vorne von einer in preisendem ton gehaltenen allgemeinen charakterschilderung ii A, hinten wider von allgemeinem, jedoch meist kurz gehaltenem preis ii C; darauf folgt in den klagereden (einmal aber auch in einer ehrenrede auf einen lebenden, 3^a) eine meist an die jungfrau gerichtete fürbitte für den helden ii D.

Der schluss iii enthält überall die wappenschilderung iii A. darauf folgt iii B ohne ausnahme die nennung des namens des helden (der bis dahin verschwiegen war[1]); sie ist formelhaft

[1] vgl. Roethe Reinmar vZweter 226 ff, bes. anm. 285.

mit widerholtem kurzen preis oder kurzer klage, auch mit kurzer fürbitte verbunden; zuweilen wird auch die *krie* des helden genannt[1].

Von den gedichten, die nicht ehrenreden sind, ist 1 formal ihnen gleich, 3 ii (kaiserin von Bayern) und 32 xix (Teichner) ihnen nachgeahmt, denn hier sind die glieder i, ii A, ii D und iii B deutlich ausgeprägt; entfernter ist die composition von 46 v ihnen verwant: zwar finden wir auch hier die typische einleitung und im hauptteil lässt sich etwa ein ii B (33—92) und ii D (133—140) ausscheiden; aber was in ii B an geschichtlichen taten des helden angeführt wird, ist nicht um ihrer erzählung willen dargestellt, sondern als beleg für die eigenschaften der weisheit, freigebigkeit, des mutes, welche nächster darstellungszweck sind; und zwischen ii B und D steht ein überblick über die noch lebenden glieder des hauses, mit dem Suchenwirt von der composition einer ehrenrede ganz abgeht.

Um vorkommen, anordnung, umfang der typischen glieder in den ehrenreden leichter überschauen zu lassen, füge ich hier eine tabelle ein, deren wagrechte reihen die glieder und ihre zeilenzahl in jeder einzelnen ehrenrede, zuletzt die gesamtzahl der verse enthalten[2]. in der kopfleiste ist zwischen iii A und iii B ein ii B und ii D für jene gedichte eingeschoben, in denen diese letztgenannten glieder nicht an ihrer gewöhnlichen stelle (in ii) stehn. nr 1 konnte hier, wo es sich um formmerkmale handelt, einbezogen werden.

[1] die vorausgehnden zur selben gattung gehörigen gedichte — Liedersaal ii, nr 125 und 128, Hagens Germ. 6, 251 — zeigen eine gewisse verwantschaft in form und inhalt, lehren aber zugleich, dass Suchenwirt die scharfe und festgehaltene gliederung seiner ehrenreden sich selbst geschaffen hat. — die angebliche klage um Johann vBrabant, Hagens Germ. 3, 116 — über das gedicht in cgm. 717, dem dieser titel zukommt, verspricht ESchröder baldige mitteilungen — gehört nicht hierher. der provenzalische planch (s. HSpringer Altprov. klagelied) und das mhd. klagelied bieten nur allgemeinste stoffanalogien.

[2] bei der prüfung meiner angaben beachte man, dass — abgesehen von der zählung fehlender reime — Primissers druck der nr 12 iii und 15 vii durch die nachträge von Friess s. 122 und 125, der von nr 9 x und 27 xvii durch die Kratochwils s. 486 zu ergänzen ist.

nr.		titel	i	ii				iii			
				A	B	C	D	A	ii B	ii D	B
1ª		MvHaunfeld	....	....	..54		16	A + B = 27 =			(= A + B) (= 27)
2ª		HvKappellen	29	30	52			28		10	5
3ª		AvÖsterreich 1	39	75			20	20	10		4
4ª		AvRauhenstein	27	42	50	4	12	18			5
1		SLapp	7	56	56			18			5
2	i	kg. v. Ungarn	34	64	59	10		32			9
5	ix	PvEllerbach 1	32	23	158	6		16			7
8	xi	UvPfannberg	82	177	33			17			19
9	x	PvEllerbach 2	23	18	216	18	16	18			9
10	xii	HvPettau	37	52			14	30			5
11 u. 13	xiii	UvWallsee	25	32	122	14	8	24			7
12	iii	AvÖsterreich 2	35	142				96		11	6
14	xiv	Fr. Kreufspeck	6	13	306	4	2	14			7
15	vii	AvNürnberg	25	40	146	29	9	24			9
16	vi	HvKärnten	45	80	32	18	22	20			5
21	xv	LvStadeck	9	20	137	25		26			9
22	viii	BvEllerbach d. ä.	29	3	167	24	12	10			5
24	xvi	UvCilli	21	2	138	22		30		7	8
27	xvii	Fr. vLochen	21	2	190	6	4	22			7
35	xviii	HvTraun	37	2	472	30		12		6	11

Daraus ergibt sich zunächst ein überblick über die variationen des schemas. vorauszuschicken ist, dass 8 xi unter allen ehrenreden eine sonderstellung insofern einnimmt, als hier allein die einkleidung in die (in Suchenwirts minnereden regelmäfsig erscheinende) aventiurenartige rahmenerfindung gewählt ist; dadurch sind auch die teile i und iii B zu besonders starkem umfange geschwellt worden.

1) In 3ª. 10 xii. 12 iii kommt der hauptteil ii B (ferner auch ii C) gar nicht vor: von einzelnen historischen taten Albrechts ii und Herdegens von Pettau wird dort, wo ii B stehn sollte, gar nichts erzählt; ii A bildet hier den kern.

2) In 2ᵃ. 12 III. 24 XVI und 35 XVIII steht glied II D im schlussteil III, zwischen wappenschilderung und namennennung.

3) In 35 XVIII. 14 XIV und 9 X weicht glied II C insofern ab, als es bestimmtere angaben bringt, als sonst hier platz finden: am schärfsten in XVIII, wo geradezu nachträge zu den historischen erlebnissen des gliedes II B stehn. in X ist überdies in dem teil II C das motiv der fürbitte bereits angeschlagen, obwol es aufserdem an seinem gewöhnlichen ort II D hier vorkommt.

4) Das glied II C fehlt natürlich in den gedichten, die den teil II B nicht enthalten, da es hier mit II A zusammenfallen muste (3ᵃ. 10 XII. 12 III). es fehlt aber auch in 1ᵃ. 2ᵃ. 1. (8 XI).

5) Die einleitung zu glied III bezieht sich, wo sie vorkommt, regelmäfsig blofs auf den teil III A (nicht zugleich III B); nur in 1ᵃ. 4ᵃ. 1 und 14 XIV kündigt Suchenwirt einleitend an, dass er von wappen und namen sprechen wird, und wol in folge dessen ist in 1ᵃ glied III so componiert, dass III A und III B in einander verwoben sind.

6) In 2ᵃ und 4ᵃ wird glied II B — in ungewöhnlicher weise — durch eine neuerliche anrufung der kunst oder gottes, der die schwachen fähigkeiten des dichters unterstützen soll, eingeleitet.

7) In 3ᵃ ist nach der wappenschilderung III A ein nachtrag eingeschoben, der seinem inhalt nach in das (fehlende) glied II B gehören würde; ich bezeichne ihn daher auch an seiner stelle mit II B.

8) In 22 VIII. 24 XVI. 27 XVII. 35 XVIII ist glied II A nur in ganz rudimentärem ansatz vorhanden, ja man könnte auch sagen, dass es ganz fehle, indem es syntaktisch mit dem schluss von I éinen satz bildet. man bemerke dabei auch die sprachlich formelhafte ähnlichkeit dieses gliedes in VIII (30—32). XVI (22 f). XVII (22 f).

Normale folge und regelmäfsiger inhalt aller glieder — wobei man im auge behalte, dass teil II D in ehrenreden auf lebende nicht vorkommen kann — zeigen 2 I. 5 IX. 11. 13 XIII. 15 VII. 16 VI.

Absolute, nur einmal vorkommende unregelmäfsigkeiten zeigen (aufser 8 XI) 1ᵃ s. punct 5) und 3ᵃ s. punct 7). die nummern 1ᵃ. 2ᵃ. 3ᵃ. 4ᵃ zeigen aber ferner zusammen die meisten fälle von abweichungen vom normalschema: in 1ᵃ ist 4) und 5), in 2ᵃ 2) 4) 6), in 3ᵃ 1) 7), in 4ᵃ 5) 6) vertreten. punct 1) gilt aufser für 3ᵃ noch für 12 III und 10 XII; 12 III ist aber klagerede

auf dieselbe person, auf die, während sie noch lebte, 3ᵃ gedichtet ist; nun beobachten wir in einem ähnlichem falle (5 IX und 9 X), dass die klagerede in ihrem hauptteil die motive der zugehörigen ehrenrede auf den lebenden widerholt (wenn auch in variierter form), es könnte daher die auslassung von II B in 12 III darin begründet sein. punct 2), der in 2ᵃ vertreten ist, kehrt aufser in 12 III auch in den schon nach den äufseren chronologischen anhaltspuncten viel späteren gedichten 24 XVI und 35 XVIII wider; die umstellung des gliedes II D wird also vom dichter selbst als erlaubt betrachtet worden sein. dasselbe gilt für punct 5). punct 4) erscheint zwar in 8 XI wider, aber schlüsse sind darauf kaum zu bauen, da die einzig dastehende einkleidung dieser ehrenrede die auslassung von glied II C herbeigeführt haben kann. vollends 6) und 7) sind auf 1ᵃ—4ᵃ beschränkt.

Aus all dem ergibt sich aber eine sonderstellung dieser vier stücke aus inneren gründen, die mit ihrer überlieferten reihenfolge und stellung gut übereinstimmt: Suchenwirt hatte sich noch kein festes schema der composition für die ehrenreden gebildet.

Die frage, ob 10 XII, das wie die zusammengehörigen stücke 3ᵃ und 12 III den teil II BC nicht hat, daher in die gruppe der ältesten ehrenreden zu schieben oder an seiner stelle zu belassen sei, muss offen bleiben.

Sehr auffallend ist die zusammengehörigkeit von 22 VIII. 24 XVI. 27 XVII. 35 XVIII in bezug auf punct 8): eben diese ehrenreden folgen aber in der überlieferung A in gleicher reihe aufeinander. auch hier also bestätigt sich die anordnung A durch innere gründe.

Vergleichen wir endlich noch die umfänge der einzelnen glieder wie der ganzen gedichte.

Die umfänge der einleitung bewegen sich ohne unterschied zwischen 20 und 40 zeilen. die drei unter diesem mafse bleibenden fälle sind über die ganze reihe zerstreut, einer: 14 XIV ist vom dichter ausdrücklich entschuldigt (z. 5 f). der einzige weit das mittel überschreitende fall gehört dem schon durch seine einkleidung abseits stehenden gedichte 8 XI an, ihm zunächst steht 16 VI: man beachte, dass auch hier wie in XI das glied II A unverhältnismäfsig stark entwickelt ist.

Ergibiger ist die prüfung der umfänge II A und II B. in

den ersten sechs nummern (abgesehn von 1ᵃ) fällt auf, dass diese glieder entweder ungefähr gleich grofs sind (wobei II B leicht überwiegt), oder dass II A jedesfalls die hälfte von II B übersteigt. von 5 IX ab wird aber II B um vieles umfangreicher als II A und als hauptteil entschieden herausgearbeitet. eine ausnahme machen nur 8 XI und 16 VI, wo im gegenteil II A den folgenden teil weit überwiegt: die sonderstellung von 8 XI wurde schon mehrmals betont; dass 16 VI sich auch in dem wuchern der einleitung ihm anreiht, war eben gesagt. 3ᵃ, 10 XII und 12 III, in denen glied II B gar nicht entwickelt ist, müssen bei dieser vergleichung natürlich aufser spiel bleiben. dass das verhältnis von II A zu II B in 1ᵃ kaum anders als in 2ᵃ oder 4ᵃ usw. gewesen sein wird, darf man aus dem umfang von 1ᵃ II B, der mit den verwanten teilen in 2ᵃ usw. ganz übereinstimmt, erschliefsen.

Die linie II C lehrt kaum etwas anderes, als dass dieses glied anfänglich gar nicht vorhanden war, dann in geringem, später in gröfserem umfang entwickelt wurde, ohne aber rückkehr zu den einfacheren ansätzen auszuschliefsen.

II D bewegt sich in mittleren umfängen, die zu sichreren schlüssen keine handhabe geben. ebenso III A — die einzige auffallende ausnahme in 12 III erklärt sich daraus, dass der dichter hier, und nur hier, eine anschaulichere form der wappenschilderung gewählt hat (indem er sich den leichenzug vergegenwärtigt), und daraus, dass er hier drei wappen zu beschreiben hatte. aus den ziemlich gleichmäfsig kurzen umfängen von III B tritt nur 8 XI hervor: — wider im zusammenhang mit der vereinzelten form seiner rahmenerfindung.

Lehrreich ist hinwider die letzte columne: die nummern 2ᵃ—1 bewegen sich um die verszahl 150 herum; dasselbe können wir — nach den übrigen verhältnissen — von dem unvollständigen 1ᵃ annehmen. von 2 I ab steigt sie aber über 200 und erhält sich auf dieser höhe, bis auf die einzige ausnahme 10 XII, das auch in dieser beziehung wider auffällt.

Die untersuchung der composition ergab also für die ehrenreden zusammengehörigkeit der anfangsgruppe, der schlussgruppe, bestimmte gegensätze der anfangsgruppe zu den folgenden ehrenreden. gegen ihre folge in A erhob sich nirgends ein entscheidender widerspruch, zweifel nur wegen des gedichts auf Herdegen von Pettau 10 XII, das man wegen seines geringeren

umfanges und wegen fehlens der glieder II CD gerne von seinem überlieferten platz höher hinauf, gegen die anfangsgruppe zu, rücken möchte.

Hiermit ist auch die oben s. 199 ohne beweis ausgesprochene behauptung erwiesen, dass der einzige wesentliche unterschied der anordnungen in A und in B — dass B nämlich die nummern 14 XIV und 35 XVIII (in dieser abfolge) zwischen 5 IX und 8 XI stellt — ein fehler der hs. B ('des alten buches') ist: schon die aus XIV und XVIII zu schöpfenden rein historischen anhaltspuncte machen eine solche einordnung der stücke in hohem grade unwahrscheinlich, und sie widerspricht auch formalen kennzeichen insbesondere von 35 XVIII. wir haben ferner erwünschte bestätigung für die ja schon aus andern gründen höchst wahrscheinliche annahme gefunden, dass die das 'alte buch' beginnenden, in A ausgefallenen stücke 1ª—4ª in der tat in den anfang der reihe gehören.

Das aus der untersuchung der historischen fingerzeige erwachsene günstige vorurteil für die in A überlieferte anordnung der gedichte hat sich also auch von andern gesichtspuncten aus gefestigt und vertieft. und wie dort der schluss auf die glaubwürdigkeit von A nur ganz wenigen ausnahmen gegenüberstand, so hat sich auch hier nur für ein gedicht einiger zweifel an der richtigkeit seiner einordnung aufgedrängt.

Wir dürfen daher von diesem ergebnis ausgehn, um den umkreis und die entwicklung der Suchenwirtschen dichtung überhaupt auf grund der abfolge der gedichte in A zu prüfen.

Geht man von der voraussetzung aus, dass sie im ganzen chronologisch sei, hält man die in einzelnen gedichten enthaltenen zeitangaben und das was aus der sonst oben angestellten prüfung bisher sich ergab, hinzu, so ist abfolge und datierung so zu gestalten:

	1ª	zwischen	october 1353	und zweiter hälfte 1357
	2ª	„	october 1354	
	3ª	„	mai 1356	
	4ª	„	3ª	
	*1	„	4ª	
(I)	2	„	juli 1356	
(II)	3	„	2	
(XXIII)	*4	„	3	

(IX)	5	in der zweiten hälfte	1357	
(XLV)	*6	zwischen	5	und 1370 (?)[3]
(XXIV)	*7	„	6	
(XI)	8	„	7	
(X)	9	„	december 1357	
(XII)	10[1]	„	9	
(III)	12	„	juli 1358	
(XIII) (11 a.)	13	„	1359	
(XIV)	14	„	1360	
(VII)	15	„	april 1361	
(VI)	16	„	15	
(XXI)	*17	„	16	
(XXV)	*18	„	*17	
(XXVI)	*19	„	*18	
(XXVII)	20	„	1365	
(XV)	21	„	1366/67	
(VIII)	22	„	1369	
(XXVIII)	*23[2]	„	22	
(XVI)	24	„	juli 1368	
(XXIX)	25	„	24	
(XXX)	*26	„	25	und 1372/73
(XVII)	27	„	*26	
(XXII)	40	um	1372/73	
(XXXI)	*28	zwischen	40	und ende 1378
(XXXIX)	*29	„	*28	
(XXXII)	*30	„	*29	
(XIX)	*32	„	*30	
(IV)	33	„	1377	
(XXXIV)	34	„	33	
(XVIII)	35	„	juni 1378	
(XL)	*36	„	35	
(XLI)	*37	„	*36	
(XLII)	*38	„	*37	

[1] gehört vielleicht vor nr 1, vgl. oben s. 220. 221 f.

[2] gehört vielleicht nach 1, vgl. s. 227.

[3] wer die oben s. 205 begründete vermutung, dass nr 25 — nach welchem hier die grenze 1370 bestimmt ist — nicht nach juni 1370 falle, für zu unsicher hält, der dehne die klammer bis nr 27 aus und bestimme die grenze (gemäfs nr 40) auf 1372/73.

(xxxv) 39 ende 1378
(xliii) *41 zwischen 39 } und 1387/8
(xliv) *42 „ *41 }
(xx zweite hälfte 1386 [1])
(xxxvii) 44 um 1387/88
(xxxvi) 43 ende 1388
(xxxviii) 45 zwischen mai und ende 1394
(v) 46 zwischen ende august und november 1395
(xxxiii) 31 zwischen 46 und november 1395 [2].

In dem zeitabschnitt von 1353 (oder später) bis zweite hälfte 1357 finden wir neun (oder elf) gedichte, von da bis um 1370 neunzehn (oder siebzehn), dann bis 1372/73 drei, von da bis ende 1378 elf, zwischen 1378 und 1387/88 nur drei; um diese zeit und ende 1388 je eines, dann pause von mehr als fünf jahren, endlich 1394 und 95 drei gedichte: also ein reich ausgestatteter anfangsabschnitt, dann etwa fünfzehn jahre mittleren ertrages, dann wider fünf bis sechs fruchtbare jahre; von da an spärliche, unterbrochene und gleichsam nur gelegentliche production. wenn auch durchaus nicht ausgeschlossen ist, dass diese liste (samt xlvi und dem 'würfel') keineswegs das ganze werk Suchenwirts darstellt und dass vieles verloren sein dürfte [3], so birgt sie in diesem zweimaligen, in die jugend und das reife alter fallenden höhepuncte und in dem darauf folgenden versiegen keinerlei innere widersprüche. daher muss man es als mögliche, wenn auch auffallende tatsache hinnehmen, dass die zeit zwischen juni und ende 1378 allein fünf gedichte hervorgebracht hat, darunter die weitaus längste aller ehrenreden, die auf den Trauner, und das weitaus längste aller Suchenwirtschen gedichte, die Sieben freuden Mariae.

Ehe ich zur hervorhebung der von Suchenwirt zu verschiedenen zeiten gepflegten arten übergeh, mach ich noch auf einiges aufmerksam, was unabhängig davon neue gewähr der annahme zuführt, dass die im vorhergehnden hauptsächlich nach A

[1] ist, obwol es in A nicht vorkommt, hier eingefügt, weil es sicher datierbar ist.

[2] vor der hand noch nicht in die reihe aufgenommen sind die (nicht in A erhaltenen) gedichte *xlvi und *Der würfel.

[3] xxii v. 46 weist *dikch* auf mehrere mahngedichte zurück: es geht aber nur der 'Brief', der 'Rat vom ungeld' (und etwa noch der 'Pfennig') vorher.

getroffene anordnung in der tat ein historisches bild der dichtung Suchenwirts gibt.

Bis zum jahr 1377 verwendet Suchenwirt nur das kurze reimpaar, mit einziger ausnahme von 20 xxxvii, dem Rat vom ungeld, für den er die seltene form des durchgängigen dreireims gewählt hat. vielleicht noch 1377 — in nr 34 xxiv, der Fürsten teilung — tritt zum ersten mal der gekreuzte reim auf; er verwendet ihn dann 1378 und noch einmal zwischen 1378 und 86, neben dem reimpaar; von 1386 ab sind alle gedichte in gekreuzten reimen. da gerade diese letzten stücke insgesamt nach historischen anhaltspuncten zu datieren sind, so ist dadurch — ganz abgesehen von der anordnung in A — der vorherschende gebrauch dieser reimform in Suchenwirts letzter periode erwiesen. was nun an den vorhergehnden nummern die anordnung in A lehrt — späten und allmählichen übergang zu dieser form — passt sehr gut.

In nr 41 xliii und 42 xliv nennt sich Suchenwirt (z. 22 und 15) graubärtig (man bemerke xliv 16 das inchoative ***davon so grabet mir der part***) : nach der anordnung in A fallen diese gedichte etwa 25—30 jahre nach seinen frühsten werken.

In 26 xxx wird ein erwachen der minne nach einem schlaf geschildert, der ***mer wenn zehen jar*** gedauert hat (xxx 20, 81); die erwachende fragt (91) : ***ach wie lebt nu di edel diet, den ich e scham mit zuchten riet?*** ich deute den einfall, die minne gerade 10 jahre schlafen zu lassen und dabei auf lehren zurückzuweisen, die sie *ē*, also bevor sie in den schlaf versank, gegeben hatte, dahin, dass Suchenwirt auf seine eigenen letzten gedichte, in denen er die minne personificiert hatte auftreten lassen, zurückweist, und damit auf die tendenz dieser früheren äufserungen. in der tat hat er in 4 xxiii, 7 xxiv, 18 xxv und 23 xxviii minneallegorien gedichtet. 26 hat nun besondere beziehungen zu 18 : minne erscheint in beiden gedichten in derselben gesellschaft mit ehre und zucht; in beiden gedichten sind wir in einen förmlichen haushalt der minne versetzt, frau zucht heifst xxv 128 ***truchsess***, xxx 18 ***hofmaisterinne*** der minne, das motiv von der unanständigen kleidung der ritter, das xxx 98 weiter ausgeführt wird, ist xxv 261 angedeutet; in beiden gedichten wird der minne auskunft über weltläufe gegeben. besteht die von mir vermutete beziehung in der tat, so stimmt der zeit-

unterschied *mer wenn zehen jar* sehr gut mit der anordnung der gedichte in A : nach dieser kann 18 im jahre 1361, 26 zehn oder etwas mehr als 10 jahre später geschrieben sein. unter dieser annahme lassen sich auch äufserungen im gedichte xxx, die sonst unbestimmbar wären, gut und in historischem sinne in diese zeit einfügen : frau Minne ladet den dichter, den man (z. 179) in Österreich *pey den fürsten tugentleich* findet, ein, den aufruf zu einem turnier zu übernehmen (248) und zuzusehen, ob *di fürsten ledig sint vor grozzem chrieg.* die fürsten — 1371/72 herschten Albrecht und Leopold noch über die ungeteilten länder; und insbesondere 1371 lag beiden die teilnahme an auswärtigen händeln noch ferne, da ihr verwaltungs- und finanzvertrag, von dem oben s. 208 f die rede war, ihnen die hände gerade in dieser beziehung noch band. —

Suchenwirts nachweisbare dichterische tätigkeit erstreckt sich über ungefähr vierzig jahre, etwa 1355—1395. bis um 1370 ist sie durch die ehrenreden gekennzeichnet; darein sind, zweimal in gruppen, dreimal vereinzelt scherzhafte oder allegorisch-lehrhafte gedichte verstreut und zweimal zeitgedichte im weiteren sinne. zwischen 1356 und 1357 fallen die scherzgedichte : die travestie einer ehrenrede (auf Sumolf Lapp, 1) und das Lügenmärchen 6 xlv; dergleichen kehrt später nicht wider. zwischen diesen beiden stücken beginnt mit 4 xxiii, der Rede von der minne, die reihe der minne-allegorien 4 xxiii. 7 xxiv. 18 xxv. 23 xxviii. 26 xxx — alle gehören in die periode der ehrenreden, die gattung reicht in die spätere zeit seiner dichtung nicht hinüber. in jener reihe selbst bemerken wir zunächst die form der gerichtsallegorie zweimal, in 4 und 7, vertreten, in 7 in jeder hinsicht entwickelter und reicher; Suchenwirt, der in beiden persönlich sich einführt und schon in 4 an der erfundenen handlung insofern teil hat, als er einen auftrag der minne zu verkünden übernimmt, ist in 7 noch enger mit der handlung verwoben, indem er in dem 'process' als anwalt (fürsprecher) der minne auftritt. in 7 zum ersten mal auch die typische höfische schilderung des gegenständlichen (eines zeltes 113 ff, eines stuhles 131 ff, der frauentracht und -schönheit 140 ff). noch reicher und vielseitiger ist seine beteiligung in der fabel von 18 xxv, diese selbst anschaulicher und mit zahlreicheren zügen aus der würklich-

keit ausgestattet. hier auch noch ausführlichere schilderung des gegenständlichen (36 ff. 167 ff). die reichste erfindung herscht aber in 26 xxx, der Minne schlaf; das gedicht zeigt unter allen seiner gattung die freieste bewegung, Suchenwirt, der wider seine person in die fabel verflicht, gibt seiner eigenen gestalt reale züge seiner würklichen persönlichkeit. bisher ist die folge dieser allegorien in der entwicklung eines formalen darstellungsvermögens oder besser einer darstellungstechnik sehr wol zu verstehn. zwischen 18 und 26, den zwei bestentwickelten beispielen ihrer gattung, steht aber 23 xxviii der Widerteil, ein gedicht, das die eigenschaften eines rechten ritters denen eines wetterwendischen, trägen, unkriegerischen entgegenstellt : seine allegorische erfindung ist sehr arm, es steht darin weit unter 4, Suchenwirts eigene teilnahme an der handlung besteht nur darin, dass er das gespräch der *Stæte* mit Venus behorcht — auch hierin ein rückschritt hinter 4.

Ich glaube, dass wir für diese nummer die anordnung in A mit recht anzweifeln dürfen. die schilderung des unechten ritters geschieht im munde der dame im bunten kleid durchaus per ironiam, aber mit sehr stark, ja grotesk aufgetragenen zügen : es ist dasselbe stilmittel, das er — nur mit gröſserer derbheit (da es sich ja dort um einen bauer handelt) — im Sumolf Lapp (1) verwendet hat; und in der nähe von 1 vermute ich die ursprüngliche stelle des Widerteils.

Von den 5 übrigen nicht zur gattung der ehrenreden gehörenden gedichten dieses zeitraums hat 19 xxvi ebenfalls allegorische einkleidung — jagdallegorie; auch hier wird frau Minne im mittelpunct stehn, doch nicht in didaktischer bedeutung wie in den andern minneallegorien, sondern in einer persönlichen, uns nicht mehr näher bestimmbaren : darauf weisen die schlusszeilen. das kleine gedicht — ein liebesbrief? — wird lyrischen anregungen entsprungen sein.

Rahmenerfindung fehlt auch nicht in 17 xxi, dem Brief, wenn auch Suchenwirt sich mit ihr hier geringste mühe gegeben hat: ein didaktisches strafgedicht auf hof- und adelsverhältnisse, in briefform gekleidet.

Das klagegedicht auf Margarethas von Bayern tod 3 ii ist, wie schon nachgewiesen, nachahmung der form der ehrenreden. eine

ebensolche kehrt im zweiten zeitraum in dem gedicht auf den Teichner wider.

Es erübrigt endlich 20 XXVII, der Rat vom ungeld, und 25 XXIX der Pfennig: jenes ist das einzige nicht allegorische zeitgedicht, das diese erste gruppe in A überliefert: sowie in die zweite noch zwei ehrenreden fallen, so ist dem hauptcharakter der zweiten durch nr 20 hier schon präludiert. zur selben gattung gehört 25, doch ist hier der historische inhalt in allegorische erfindung gekleidet (vgl. 40 der zweiten periode).

Ehrenreden und didaktische minneallegorien füllen also grösstenteils die zeit von etwa 1355—70. scherzgedichte, die in ihren anfang fallen, finden später keine fortsetzung. dem rein didaktischen gedicht und dem historischen im weitern sinne beginnt er sich erst in den sechziger jahren mit dem Brief, dem Rat vom ungeld und dem Pfennig zu nähern.

Das historische gedicht der Neue rat 40 XXII, mit dem ich den zweiten zeitabschnitt einleite, hat noch erfundene, aventiurenartige einkleidung und vermittelt daher noch zwischen der früheren zeit, in der er diesen schmuck für gedichte, die nicht ehrenreden waren, regelmäßig anwendete, und der späteren, in der er ihn fast ganz vermeidet. mit dem nächsten historischen gedicht von Albrechts Ritterschaft 33 IV ist die allegorische form mit ihrer typischen aventiureneinleitung dauernd verlassen, und mit dem übernächsten von der Fürsten teilung 34 beginnt auch die herschaft des gekreuzten reims in dieser gattung: 34 XXXIV. 39 XXXV. XX. 44 XXXVII. 43 XXXVI. 46 V. 31 XXXIII. in 34 verwendet er zur symbolisierung des politischen kerns noch eine parabel (vom holzstabe, der, gespalten, leicht zu brechen ist); die symbolisierung der mächte Mailand und Padua durch schlange und wagen in 43 ist nicht mehr allegorie, da diese embleme die wappenbilder Mailands und der Carrara sind, so wie adler und löwe den deutschen und böhmischen könig Wenzel (z. 1) bedeutet. diese zweite periode prägt den charakter des historischen gedichtes auch dadurch schärfer, dass Suchenwirt nunmehr ausdrücklich jahreszahlen nennt: in 33. 39. XX. 44. eines unter diesen, XX, hat den charakter einer jahreschronik, indem es auffallende, örtlich weit auseinander, zeitlich aber nahe zusammen liegende ereignisse darstellt.

Das zweite kennzeichen dieser periode sind die rein di-

daktischen und religiösen gedichte. unmittelbar auf nr 40 xxii folgen die Verlegenheit 28 xxxi, die Zehn gebote 29 xxxix und der Geiz 30 xxxii, die zur erstgenannten gattung gehören. in der Verlegenheit ist noch ein schwacher ansatz zu einer umrahmenden erfindung zu sehen, indem Suchenwirt episch beginnt: *Mich vragt ein minnechleiches weip* (*die maht wol haissen Laitvertreip*), und den lehrhaften inhalt seines gedichtes in die form eines gespräches bringt: ist ein thema vom sprechenden dichter abgehandelt, so leitet eine frage der unterrednerin den fortschritt des gedankenganges ein. die einleitende form ist teichnerisch, so auch die möglichst allgemein gehaltene behandlung gegenwärtiger zeitverhältnisse moralischer art. anspielung auf bestimmte persönlichkeiten wird vermieden, dafür gewinnt der didaktische ausdruck des getadelten misstandes trotz seiner allgemeinen adresse an treffender bestimmtheit; zuweilen verläuft er in dialogischer form, wird dadurch lebhafter und zeigt leise ansätze zum satirischen genrebild. die persönliche teilnahme Suchenwirts an dem menschen und poeten Heinrich Teichner wird durch das zeitlich naheliegende gedicht 32 xix erwiesen.

Ohne jede veranschaulichende einkleidung und ebenso allgemein moralisierend sind 29. 30, auch in lehrhaft-trockenem tone verwant. im vorletzten jahre seiner dichtung aber taucht wider stilisierende einkleidung lehrhaften stoffes auf: die lehren seines fürstenspiegels gibt der alte Aristoteles seinem schüler Alexander in briefform, 45 xxxviii. diese rahmenerfindung hat er aus den Secreta secretorum. S. teilt ausdrücklich mit, dass *ain fürst* [Albrecht iii?] ihm den stoff vermittelte [v. 339] und v. 345 heifst es: *er sagt mir, ez stüend geschriben in Secret secretorum, in der epistel beliben der fürsten ordenung ze frum* — das ist die 'Epistel de regimine principum', auf die sich auch Toischers bearbeitung D der Secreta (Toischer s. 6) beruft; zwischen dieser recension und Suchenwirts gedicht herscht ein sehr naher zusammenhang, ja sie fällt mit ihm geradezu zusammen.

Nr 29 enthält bereits mehrere biblische erzählungsmotive und berührt sich dadurch mit den vorwiegend religiösen gedichten: 36 xl den Sieben todsünden, 37 xli den Sieben freuden Mariae, 38 xlii dem Jüngsten gericht. ihr charakter ist am besten in 37 ausgeprägt; das lehrhafte tritt hier ganz zurück; die composition ist sehr übersichtlich und sorgfältig, namentlich in der am reichsten

ausgeführten siebenten freude, der himmelfahrt Mariae. neu ist ein aufputz durch citierung der evangelisten und patristischer autoritäten, doch versäumt Suchenwirt nicht, den priesterlichen gewährsmännern, die ihm dabei halfen, zu danken (1528 ff). viele berührungen mit den rein didaktischen gedichten zeigen aber 36 und 38, besonders jenes, das von seinem religiösen einteilungsgrund, den 7 todsünden, nur ausgeht, um den rahmen für tadel moralischer schäden seiner zeit zu gewinnen. man könnte sie vielleicht ebensowol zu der vorausgehnden gruppe zählen.

Religiös-didaktisch ist auch das Aequivocum 42 XLIV; ich stell es abseits, weil es in seinen durchaus rührenden reimen ein technisches kunststück liefern will. bemerkenswert ist an ihm für unsere zwecke der ausdruck persönlicher sündhaftigkeit, der bei Suchenwirt neu ist und (samt dem grauenden bart z. 16) auf vorgerückteres alter weist.

Unmittelbar voraus geht ihm ein zweites reimkunststück, 41 XLIII der Fremde sinn : alle reimwörter einsilbig, nach der anordnung gekreuzter reime, doch so, dass dem reime a wie b seine umkehrung entspricht (*chor*, *geb* : *roch*, *beg* [= *weg*]). es kann inhaltlich in keiner der vorhergehnden gruppen untergebracht werden, da es ohne jeden straffen innern zusammenhang mit den gedanken nach mafsgabe des reimbedürfnisses wechselt. nur v. 41—60 zeigt eine etwas längere strecke verbundener zusammenhangender gedanken; es ist für den religiösen einschlag dieser späten gedichte kennzeichnend, dass das motiv 41 ff wider ein biblisches ist. ebenso auch in der einleitung zum letzten gedichte (31 XXXIII).

In diese spätzeit 1372—95 fällt nur noch éine ehrenrede 35 XVIII, die auf Traun, 1378, und éine nachahmung der ehrenreden, 32 XIX auf den Teichner (zwischen 72/73 und 77).

Die historischen gedichte in gekreuzten reimen und die gruppe der rein didaktischen und religiösen geben dieser zweiten periode ihr gepräge. Suchenwirt schliefst aber nicht mit den religiösen, mit dem ausdruck persönlichen schuldgefühls : in den letzten jahren seiner tätigkeit herscht das historische zeitgedicht.

Einheitlich erhält sich das bild seiner litterarischen tätigkeit durch die langen jahre nachgewiesener würksamkeit insofern, als er bis zuletzt bleibt was er anfangs war : verfasser historischer und didaktischer reden; es ändern sich nur die anlässe

und die formen. die berufsmäfsige historische rede — die ehrenrede — herscht anfangs, wird seltener, macht schliefslich freierer und individuellerer production ganz platz. den hauptgrund werden wir im aufhören seines berufes als knappe von den wappen zu suchen haben. auch seine didaktik entwickelt sich von der typischen aventiurenform zu persönlicherer bestimmtheit : auch später kehren überlieferte formen der didaktik wider, aber solche, die freiere bewegung für den directen ausdruck des persönlichen urteils gestatteten. religiöse stoffe treten hinzu. aber er schliefst nicht mit typischer weltflucht, sondern als der den weltläufen teilnehmend zugewante historische sprecher.

Wir dürfen nunmehr auch den beiden noch obdachlosen gedichten XLVI, dem Streit der Schöne und Liebe, und dem Würfel die heimstatt zu geben versuchen.

Nr XLVI — ein streitgedicht zwischen Schöne und Liebe, in dem zuletzt Minne als vermittlerin auftritt — ist in die aventiurenmäfsige erfindung gekleidet, die uns aus der ersten periode wolbekannt ist. die einleitende ausführliche schilderung des ganges in die frühlingsnatur wie in 7 XXIV. 18 XXV (kürzer in 4 XXIII. 23 XXVIII). Suchenwirt belauscht das gespräch der frauen, bleibt sonst aber an der handlung unbeteiligt — wie im Widerteil 23. man möchte es darum wie 23 gegen den anfang der periode stellen; auch die armut der erfundenen handlung, die geringe in ihr herschende bewegung spräche dafür. auffallend ist aber im inhalt des gesprächs der allegorischen frauen die abstracte allgemeinheit ihrer argumente, während Suchenwirt überhaupt und so auch in den minneallegorien dieses zeitraums seine moralischen erwägungen mit viel stärkerer beziehung auf würklichkeitsverhältnisse darstellt und daher gewöhnlich mit viel stärkerem accent des lobens oder tadelns versieht. auffallend ist ferner die ganz vereinzelte erscheinung, dass Suchenwirt seinen namen erst in der letzten zeile nennt, so wie der Teichner, und mit der teichnerischen formel : *also spricht der Suchenwirt.* Teichneranklänge aber fanden wir auch im anfang der zweiten periode. dieser selbst kann das gedicht nicht zugeteilt werden, weil es — ganz abgesehen von den früher erwähnten andern merkmalen — seine allgemeinen reflexionen durchaus höfisch färbt. es ist mir daher am wahrscheinlichsten, dass es ganz in den anfang der minneallegorien, noch vor 4 zu setzen ist. dort stünde es auch

[illegible] ebenfalls ein streitgespräch [illegible] beide gedichte [illegible] überliefert sind. es wäre [illegible] dem Suchenwirt seinen [illegible] daraus zu erklären. [illegible] manier nachahmte, während er [illegible] stück die technik der [illegible] durchaus festhält.

Zweifellos in die zweite periode gehört der Würfel. jede rahmenerfindung fehlt. die üblen folgen des würfelspiels werden zuerst in durchaus prosaischen, dem täglichen leben entnommenen erwägungen dargestellt. geistliche gedanken, mit bibelerinnerungen, bilden den schluss. auch das persönliche element tritt hervor: Suchenwirt selbst hat gespielt, jetzt unterlässt er es aber. das gedicht stellt sich der nr 30 [illegible], dem Geiz, ganz nahe (vgl. auch beiderseits die eingangsrede). doch bereichert es den kreis der kunstgattungen der zweiten periode, indem sonst kein rein didaktisches gedicht derselben ein so bestimmtes und enges sittliches thema des täglichen lebens sich zum vorwurf nimmt und in so bestimmter weise durchführt. indem auch auf alles 'blümen' der rede verzichtet wird, ist es das auffallendste beispiel für einwürkung des Teichners auf Suchenwirt, nicht in äußerlichkeiten, sondern im stil.

Das eben gewonnene, in vielen seiner einzelheiten nach der anordnung in A gezeichnete bild trägt nichts widersprechendes in sich; und die möglichkeit selbst, es so zu zeichnen, wird die annahme stützen helfen, dass die reihenfolge der gedichte in A im großen und ganzen eine chronologische ist.

Auf die darlegungen im ersten abschnitt dieser untersuchung zurückweisend, darf ich nunmehr bestimmter dieselbe ordnung auch für die gemeinsame vorlage (X) von A und B + C (dem 'alten buche') in anspruch nehmen.

X enthielt also sämtliche in A noch vorhandenen 45 verschiedenen nummern (11 und 13 — die beiden fassungen der ehrenrede auf Wallsee — als éine nummer gerechnet), außerdem die vier frühesten ehrenreden (1ᵃ—4ᵃ), das gedicht von Fünf fürsten und den Würfel — sechs stücke, die bloß in B + C überliefert sind (wie hinwider das in A enthaltene Aequivocum im 'alten buche' — nach dem register bei Fernberg — fehlte).

X war aber dennoch nicht eine vollständige sammlung; denn jedesfalls fehlte ihm das gedicht von der Liebe und Schöne — wenn wir nicht annehmen wollen, dass es zufällig in A sowol als im 'alten buche' ausgefallen sei. wie viel es sonst vermissen lasse, dafür gibt es kein directes zeugnis; auf die pausen, die unsere aus X (A) gewonnene übersicht bemerken liefs, könnte man freilich vermutungen bauen.

Ob die fehler der reihe A, die wir bezüglich der stelle von 44 XXXVII. 31 XXXIII. 40 XXII. 10 XII. 23 XXVIII mit gröfserer oder geringerer sicherheit zu bemerken glaubten, bereits der quelle X zuzuschreiben sind, ist nicht für alle fünf in gleicher weise zu entscheiden. sicher stand 10 schon in X dort, wo wir es in A finden, weil es auch im 'alten buch' in derselben umgebung stand; die gleiche annahme ist für 31. 40 und 23 wahrscheinlich, weil die anordnung dieser stücke im register zum 'alten buch' noch die verwantschaft mit ihrer ordnung in A erkennen lässt. für 44 lässt uns die vergleichung mit dem 'alten buch' im stich, da es dort jedesfalls ganz willkürlich, vgl. oben s. 194, untergebracht war.

Schon daraus ergibt sich (man denke auch an die unvollständigkeit von X!), dass die sammlung der einzelexemplare, die wir in X vermuteten, nicht von Suchenwirt selbst und unmittelbar herrührte. dasselbe beweisen uns gemeinsame textverderbnisse in A und im 'alten buche'.

Aber wir sind mit X der lebenszeit des dichters schon so nahe gerückt, dass wir unmittelbar hinter X die originale sammlung O ansetzen dürfen. ob nun die einzelnen bestandteile, aus denen O sich zusammensetzte, originalconcepte oder abschriften waren — ihre anordnung muss jedesfalls auf Suchenwirt selbst zurückgeführt werden. das lehren die dargestellten innern und äufsern merkmale der ausläufer dieser sammlung.

Wohnt den vorstehnden untersuchungen an sich überzeugungskraft inne und halten sie auch der nachprüfung von der sprach-stilistischen und rhythmischen seite aus stand, so verfügt der litterarhistoriker, der das bild der entwicklung des schriftstellers Suchenwirt zeichnen will, über eine quellenmäfsige grundlage, die für eine zeit wie das vierzehnte jahrhundert eine ganz aufserordentlich günstige genannt werden muss.

Innsbruck, 4 januar 1897. JOSEPH SEEMÜLLER.

LAT. UND KELT. *E* IM GERMANISCHEN.

I *ē*.

Das lat. *ē* war geschlossen, seine aussprache im einzelnen zu bestimmen ist aber schwer, weil manche nuancierung und variation auf dem weiten gebiete, das die lat. vulgärsprache einnahm, stattgefunden haben kann. auch das kelt. *ē* war wol ein enges. zwischen beiden *ē* zeigt sich aber ein grofser unterschied, wenn wir untersuchen, welche schicksale sie im germanischen erlebt haben.

Für das lat. *ē*, sowol das urspr. lange als auch das im vulgärlatein schon gelängte *ĕ*, gilt die regel, dass es bei der übernahme ins germ. zu jenem *ē*[2] wird, das im nord.-westgerm. erhalten bleibt und im ahd. später diphthongiert wird. wird das lat. *ē* bei germ. betonung unbetont, so erscheint es als *i* zb. *moneta* : *munizza*. ich habe keine veranlassung, hier noch einmal auf die fälle einzugehn, da diese erscheinung schon genügend behandelt ist (vgl. Kluge Pauls Grdr. I 316, Streitberg UG. § 79)[1].

Demselben schicksal wie reines lat. *ē* ist nun auch der aus *ae* entstandene monophthong verfallen. dafür haben wir éin sicheres ggerm. beispiel: got. *Kreks*, ahd. *Kriach*. wie das lat. *ae* zu engem *ē* werden konnte, ist schwer zu sagen, an der tatsache ist aber nicht zu rütteln, dass die ggerm. grundform ein lat. *Grēcus* fordert. und daraus nun, dass dieses *ē* denselben lautwandel mitmacht, wie die übrigen lat. *ē*, folgt die unhaltbarkeit der annahme Kossinnas (Festschrift f. KWeinhold s. 27 ff) und Mackels (Zs. 40, 259 anm.), dass *Grēcus* zunächst von den Goten entlehnt und erst von diesen in der form *Kreks* an die übrigen Germanen weitergegeben wurde. wir haben kein recht, das *ē* des got. *Kreks* auf eine andre basis zurückzuführen, als das in dem worte *mēs*, dem wol niemand abstreiten kann, dass es schon urgerm. aus lat. *mēsa* (= *mēnsa*) entlehnt ist. die parallele (*Graecus*) **Grēcus* : got. *Kreks* : ahd. *Kriach* = *mēsa* : got. *mes* : ahd.

[1] auch die beiden letzten untersuchungen über germ. *ē*[2] behandeln die lat. rom. lehnwörter: Franck Zs. 40, 1—60, Mackel ibid. 254 ff. da ich hier nicht über die natur des germ. *ē*[2] handeln, sondern nur eine parallele zwischen kelt. und lat. ziehen will, kann ich mir ein eingehn auf obige aufsätze ersparen. gelöst ist m. e. auch durch sie nicht die schwierige frage des germ. *e*[2] und seiner diphthongierung im ahd.

mias redet eine zu deutliche sprache. entlehnte ferner das got. für sich ein lat. wort mit *ae*, so ersetzt es diesen laut durch *ai*. das ist der fall in *praitoria* lat. *praetoria* (neben *praitoriaun* = gr. *πραιτώριον*).

Kreks würde wol auch als urgerm. lehnwort nicht angefochten worden sein, wenn nicht das *ae* in *Caesar* im germ. eine andre behandlung erfahren hätte. Kossinna folgert aus diesem zwiespalt, dass beide wörter zu verschiedener zeit und an verschiedenen orten entlehnt wurden. eine der beiden möglichkeiten genügt aber auch schon. und selbst wenn beide entlehnungen in die zeit des urgerm. fallen, so brauchen sie nicht gleichzeitig zu sein. welche die frühere ist, lässt sich schwer entscheiden, die lat. aussprache verhilft uns zu nichts. denn lat. *ae* wurde nicht durchweg monophthong gesprochen, sondern behielt auch noch seinen diphthongischen klang (Seelmann Musspr. d. lat. 178). selbst auf italienischem boden verbreitet sich die monophthongierung nur langsam, noch bis 200 n. Chr. ist hier der diphthong nachweisbar (vgl. zb. die karte bei Martin Hammer Die locale verbreitung frühester romanischer lautwandlungen im alten Italien. Hallenser diss. 1894). bei dieser sachlage ist nicht unmöglich, dass die Germanen wol ein *Grēcus*, aber noch ein *Caesar* übernahmen. ferner kann ja *Caesar* auch von den einzelsprachen im germ. entlehnt sein. die Goten können ihr wort, bei dem wir nicht wissen, ob sie ihr *ai* als diphthong oder monophthong (*ǣ*) sprachen, aus der lat. griech. amtssprache (gr. *Καῖσαρ*) übernommen haben. die westgerm. entlehnung kann früher oder später als die got. stattgefunden haben, hier jedesfalls aber mit diphthongischem *ae*. eine letzte möglichkeit will ich nur andeuten. *Graecus* und *Caesar* können wol zu gleicher zeit, aber von verschiedenen seiten her ins germ. gedrungen sein. die Kelten nämlich musten ein lat. *Caesar* mit diphthongischem *ae* übernehmen und auch zunächst erhalten. nehmen wir nun an, dass das wort 'kaiser' von gallischem boden aus zu den Germanen gekommen ist, so ist alles in ordnung.

Wie dem nun auch sein mag, das wort für Grieche findet eine in allen beziehungen befriedigende erklärung nur als ggerm. lehnwort. wie man sich dem gegenüber mit 'kaiser' abfinden will, ist weniger wichtig. denn zur erklärung dieses wortes stehn uns mehrere wege offen.

Jedesfalls wird lat. *ē*, wenn es germ. betont blieb, zu *ē*². über die natur dieses *ē*-lautes will ich, wie schon oben angedeutet, hier nicht handeln, möchte aber doch auf die ausführungen Kretschmers über germ. *ē* (Einleitung s. 17 f) hinweisen. ganz unwahrscheinlich ist mir aber die annahme Kossinnas, dass sich noch im got. die beiden germ. *ē* in verschiedener articulation erhalten hätten, *ē*¹ geschlossen, *ē*² offen. dagegen spricht neben andern bedenken von vornherein, dass das sicher offene gr. *αι* (= *ä*) nie durch got. *e* widergegeben wird. Mackel nimmt wenigstens mit recht an, dass die Goten das lat. angeblich offene *ē* durch einfache lautsubstitution mit ihrem engen *ē* widergaben, — vorausgesetzt, dass sie zu solcher lautsubstitution veranlassung hatten.

Von diesen ggerm. entlehnungen scheiden sich solche, die im ahd. lat. *ē* durch *ī* ersetzen, wie zb. in den worten für seide, pein, feier. alle diese worte documentieren sich als spätere entlehnungen, man vgl. über sie Kluge im EWb.[1]

kelt. *ē*.

1. got. *reiks*, ahd. *rīh* usw. das wort ist aus dem gall. *rīg-* (*-rīx*) entlehnt und zwar vor der lautverschiebung[2]. an der entlehnung kann kein zweifel sein, denn nur gewaltsame combination könnte in germ. *ī* die tiefstufe einer wurzel sehen, die hochtonig idg. *rēig* lauten würde[3]. eine andere frage aber ist die, ob wir für das gall. zur zeit der germ. entlehnung noch *rēg* mit *ē* ansetzen müssen. neben gall. *rēx* findet sich auch *reix*, *rex* (Glück Kelt. nam. b. Caesar 70, 1). d'Arbois de Jubainville glaubt nun nachweisen zu können, dass sich idg. *ē* noch zt. kelt. erhalten habe. zu seinen beweisen gehört auch die schreibung *rēx*. mit seiner ansicht sind indessen die keltologen nicht einverstanden (vgl. noch dazu Kretschmer Einleitung 17¹). sie lehren:

[1] auf die kurze bemerkung Jellineks über *ē*² in der besprechung von Streitbergs Urg. gr. (Zs. f. d. ph. 29, 376) sei wenigstens hingewiesen.

[2] das ist die allgemeine annahme. es wäre aber auch möglich, in dem *k* des germ. wortes die lautsubstitution zu sehen, die man bei *kreks* jetzt allgemein annimmt (vgl. Kossinna aao., Streitberg Got. elb. § 22, 9).

[3] es wäre dies eine weiterbildung mit *g* aus der in lat. *rēs*, ai. *rāy-* vorliegenden wz. *rēi*. notwendigerweise wäre dann lat. *rēx*, *rēgis* von *rĕg-ere* zu trennen (cf. zb. Hübschmann Idg. vocalsyst. 89). die existenz zweier idg. wurzeln *rĕg* und *rēg* wird aber bestritten und Hübschmanns annahme abgelehnt, zuletzt nachdrücklich von Kretschmer Einleitung p. 126².

idg. *ē* ist kelt. zu *ī*, idg. *ei* zu *ē* geworden. in *rēx* neben *rix* sehen sie einfluss lat. schreibung (cf. Brugmann Grundr. I § 74). ich wage die frage nicht zu entscheiden. wenn aber germ. *rīk-* vor der lautverschiebung entlehnt ist, so halt ich es immerhin für möglich, dass in der frühen zeit, die sich daraus ergibt, das kelt. noch idg. *ē* und *ei* (letzteres als *ē*ⁱ) erhalten hatte. das germ. erhebt dagegen jedesfalls keinen einspruch, denn, wie wir später sehen werden, wird kelt. *ē* im germ. regelrecht durch *ī* vertreten. das germ. *ī* darf daher nicht zum beweise des frühen übergangs von idg. *ē* in kelt. *ī* herangezogen werden (wie zb. von Brugmann aao., Kretschmer aao.).

2. ags. *rīdan*, anord. *rīða*, ahd. *rītan* (dazu *reita* 'currus' Graff II 478). gall. *rēda*, air. *riadaim* (vgl. noch Glück s. 143 ff). man nimmt hier urverwantschaft an, wogegen sich lautliche bedenken nicht erheben lassen. die reit- und fahrkunst war bei den Kelten ganz besonders ausgebildet, selbst die Römer nahmen gall. darauf bezügliche worte in ihren sprachschatz auf. ich glaube nun, dass im germ. zwei wortsippen zusammengefallen sind. wir haben ein echt germ. wort got. **reidan* (vgl. *raidjan*; Kluge EWb. s. v. bereit) mit der bedeutung 'parare, expedire'. dazu kommt eine alte entlehnung aus dem kelt. in der bedeutung 'vehi'. beide fielen zusammen, da kelt. *ē* zu *ī* werden muste und beide wortclassen sich auch in der bedeutung nicht allzufern standen.

3. ahd. *pfarifrit*, *pferfrīt*, nhd. pferd, gall. lat. *paraverēdus*. das wort schliefst sich an nr 2 an und ist sicher eine entlehnung, es fragt sich nur woher. bei directer entlehnung aus dem kelt. ist das wort ebenso regelrecht, wie wenn man annimmt, dass es aus dem lat. *paraverēdus* zu uns gekommen ist. im ersteren falle ergab kelt. *ē* germ. *ī*, im zweiten muste lat. *ē*, weil es germ. unbetont wurde, ebenso zu *ī* werden.

4. got. *lekeis*, *lekinon*, ahd. *lāhhi*, gall. **lēg*, air. *liaig*. Uhlenbeck Got. et. wb. s. v.: 'vor der lautverschiebung entlehnt, oder urverwant'. letzteres ist das einzig richtige, denn weder kelt. *ē* noch lat. *ē* sind irgendwo zu germ. *ē*¹ geworden.

5. ahd. *krīda*, nhd. *kreide*. Kluge Wb.: 'die geschichte der entlehnung ist dunkel'. Fick-Stokes Wb. II 63: 'air. *cré*, gen. *criad* und cymr. *pridd* ... das verhältnis zu lat. *creta* ist noch nicht ausgemacht'. wenn auch das wort ahd. vereinzelt dasteht (ein beleg Graff IV 594), so kann es doch früh entlehnt sein. ein lat. *ē*

hätte nun regelrecht *ie* ahd. ergeben, man könnte daher vermuten, dass es aus dem kelt. entnommen ist, wofür die regelrechte vertretung des kelt. *ē* durch *ī* spräche. indessen sind die ausführungen Kluges Wb. s. v. nicht unbeachtet zu lassen, der in ihm ein lehnwort nach art der 'seide', 'pein' sieht (vgl. oben s. 236).

6. ahd. *bīhal*, *bīl*, nhd. *beil*. air. *biail*, gen. *béla*. man stellt ahd. *bīhal* als einheimisch zur wz. *bhid* (*findo* 'beiſsen', an. *bílda*)[1]. Thurneysen Keltorom. s. 84 f tritt für einen zusammenhang mit dem irischen worte ein. es wird ihm aber wol niemand zugestehn, was er, allerdings nur unter vorbehalt, annimmt, dass die irischen missionare die bezeichnung *biali*, mit zweisilbigem *ia* nach Deutschland gebracht haben. ist ahd. *bīhal* (mit unorganischem *h*) entlehnt, so muss es aus dem continentalkeltischen stammen. die lautgesetze erhöben dagegen keinen widerspruch. wie sich aber dann das nord. dazu stellt, wäre schwer zu erklären. ich komme bei diesem worte zu einem non liquet, da mir auch die oben angeführte etymologie wenig annehmbar erscheint.

Bei allen diesen worten gewinnen wir deshalb kein sicheres resultat, weil bei allen andere erklärungen möglich, wenn nicht gar wahrscheinlicher sind, als entlehnung aus dem kelt. die sichere entscheidung gibt uns der name des Rheins : ahd. *Rīn*, gall. *Rēnos*. wäre hier in urgerm. zeit — denn nur um diesen zeitpunct kann es sich handeln — das gall. *ē* als *ē* übernommen worden, so müste es ahd. **Rān*, im günstigsten falle **Rian*, **Rien* lauten. ahd. *ī* geht aber nur auf urgerm. *ī* zurück, folglich wurde kelt. *ē* im urgerm. zu *ī*. dazu stimmt noch ein andrer name. der name der gallischen *Trēveri*, dessen langes *ē* durch lat. dichter bezeugt wird (vgl. Glück s. 155), ist ahd. erhalten in dem stadtnamen *Trieri* (Graff v 544). nur scheinbar ist hier die oben gewonnene regel durchbrochen. ahd. *Trieri* geht zurück auf **Trĭuri*, **Trīuri* **Trīvri*. der vocal (*e*, *u*) hinter dem *i* ist nur der reflex des vor dem *r* vocalisch gewordenen *v*. der so secundär entwickelte diphthong fiel mit dem ursprünglichen notwendigerweise zusammen (vgl. zb. *ēo*, Braune Ahd. gr.² § 43, anm. 6)[2].

[1] Kluge EWb., Brugmann Grundr. II 1 § 62, der fragt, ob das kelt. wort dazugehört. [2] anders, aber mich nicht überzeugend, handelt über *Trieri* Franck Zs. 40, 45.

II *e*.

Das lat. *ĕ*, soweit es kurz geblieben war, erfuhr entsprechend dem lat. *ē* eine zwiefache behandlung, je nachdem es betont oder unbetont war.

Das betonte *ĕ* wurde germ. teils zu *ĭ*, teils blieb es erhalten. es scheint wie das germ. *ĕ* behandelt zu sein. mustert man die sammlungen Kluges (Pauls Grdr. I 309ff), so findet es sich erhalten zb. in *cellarium* : *chellari*, *decanus* : *tehhan*, *decimare* : *tehhamon*; in *i* ist es wie das germ. *ĕ* übergegangen bei folgendem *i* und *u* und vor nasal + cons., resp. in gemination (*ceresia* : *chirsa*, *persica* : *pfersih*, später *pfirsih*; *mentha* : *minza*; *gemma* : *gimma*).

Unbetontes lat. *e*, mag es nun erst im germ. unbetont geworden sein, oder schon im vulgärlatein eine accentverschiebung erlitten haben, erscheint germ. als *i*, das später im ahd. auch als irrationaler vocal, als *e*, *a*, *o*, *u* sich zeigt. zu diesen *ĕ* gehören namentlich die lat. diminutiva auf *ellus, ella, ellum* (s. u. s. 241 f).

Beim kelt. *ĕ* sind wir wider nur auf unsicheres material angewiesen, widerum lehrt uns aber ein name die lautgesetzliche vertretung.

1. die gall. *Sequana* wird ahd. widergegeben durch *Sigana* (Graff VI 147; Müllenhoff DAk. II 221). das ahd. *i* kann hier nur ggerm. *i* sein, und bei der altertümlichkeit des namens müssen wir die vertretung als die lautgesetzliche ansehen, es ist also kelt. *ĕ* im germ. = *i*[1].

2. gall. *iserno* neben *isarno*, ahd. *isarn* kommt hier nicht in betracht.

3. gall. wz. *sep*, lat. *sequ-*, got. *siponeis* und seine sippe (Much Beitr. 17, 33). Uhlenbeck bezweifelt, wol mit recht, diese gleichsetzung. got. *i* ist ferner nicht entscheidend für die vertretung von kelt. *ĕ* im germ., da es urgerm. *ĭ* und *ĕ* sein kann.

4. gall. *elkos*, ir. *elc*, *olc*. Bezzenberger stellt dazu (Fick Wb. II 42) ahd. *ilki*, *ilgi* (Graff I 245). die sache scheint mir aber

[1] die lautform *Sigona* könnte allerdings auf entstehung des *i* durch den *u*-umlaut hinweisen. die unsichere natur des kelt. *u* in *Sequana* (statt *Sepana*, Brugmann Grundriss I 326[1]) gebietet aber vorsicht. bei kelt. *Hercynia*, got. *fairguni*, *Fergunna*, *Virgunt* wird urverwantschaft vorliegen.

sehr unsicher, die bedeutungen stimmen nicht (*elkos* 'schlecht', *ilki* 'fames'), und die mangelnde lautverschiebung wiese auf entlehnung. das gall. wort hat wol in keiner weise mit dem germ. etwas zu tun.

5. gall. *celicnon*, got. *kēlikn*. das gall. wort kann nur kurzes *ĕ* haben, denn es gehört zu dem in lat. *cello* vorliegenden stamme. eine form im gall. mit *ē* würde völlig in der luft schweben. wollte man an ablaut *ĕ* zu *ē* denken (lat. *tĕgo*, *tŏga*, *tēgula*), so käme man auch nicht zum ziel, da idg. *ē* ja kelt. *ī* ist, und selbst wenn es noch urkelt. *ē* wäre, müste es germ. durch *ī* vertreten sein. in beiden fällen also könnte man got. nur eine form **kilikn* oder **keilikn* erwarten. nun ist *kēlikn* dreimal (Mc. 12, 1. 14, 15; Lc. 14, 28) ohne jede variante überliefert, und es gehört mut zu der behauptung, dass an den drei stellen eine verschreibung stattgefunden habe und uns durch schreiberflüchtigkeit die richtige form vorenthalten sei. wie man sich diesen tatsachen gegenüber mit *kelikn* abfinden will, weiß ich nicht, auf keinen fall kann directe entlehnung vorliegen. wer ferner die wz. *sep* und *celicnon* aus dem gall. ins got. gedrungen sein lässt, muss auch erklären, warum das gall. *ĕ* einmal durch *ĭ*, das andre mal durch *ē* vertreten ist[1].

Um das resultat unsrer untersuchungen noch einmal kurz zusammenzufassen, so ist lat. *ē* betont im germ. als *ē*[2] erhalten geblieben, unbetont zu *ī* (weiter *ĭ*) geworden, lat. *ĕ* ist betont als *ĕ* und *ĭ* vertreten (je nach den folgenden lauten, wol wie das germ. *ĕ*), unbetont ist es zu *i* und irrationalem vocal geworden. kelt. *ē* wird zu *ī*, kelt. *ĕ* zu *ĭ*.

Berlin. WILHELM LUFT.

[1] ebenso unsicher steht es mit dem andern lehnwort, das nur das got. mit dem kelt. gemein haben soll (Much Beitr. 17, 33): *alew*, *alewe*, *alewabagms* stets mit *ē* und gegen den verdacht der verschreibung hinreichend durch die häufigkeit der belege geschützt. lautgesetzlich hätten wir *ei* zu erwarten, für das an einigen stellen *ē* sich finden könnte. außerdem ist die lat. grundform **oleivum*, **olēvum* noch nicht über jedem zweifel erhaben, und über die grundform der in frage kommenden kelt. wörter sind die acten noch nicht geschlossen, wie ich von herrn dr EZupitza erfahre. bei dem dritten lehnwort *peikabagms* (palmbaum) ist lautform und bedeutung noch unerklärt trotz Much aao.

DIE LAT. DIMINUTIVA AUF *-ELL-* UND *-ILL-* IM DEUTSCHEN.

Die lat. diminutiva auf *-ellus*, *-ella*, *-ellum* sind im germ., da unbetontes lat. ĕ zu ĭ werden muste, mit denen auf *-illus*, *-illa*, *-illum* zusammengefallen. die ältesten belege zeigen uns nun diese worte im germ. mit éinem *l*, und es scheint hier das lautgesetz zu walten, dass die lautfolge *-ill* urgerm., wenn sie unbetont war, zu *-il* vereinfacht wurde. das zeigt sich klar im ahd.: *flagellum* : *flegil*; *misellus* : *misal-(suht)*; *saccellus* : *sehhil*; *scamellum* : *scemil*; *scutella* : *scuzzil*; *catillus* : *chezzil*; *sigillum* : *sigil*. später wurde hier das *i* als irrationaler vocal verdumpft, und es trat auch vermischung mit dem germ. suffix *-il* ein. das ags., das ja auch in der erhaltung der aus lat. betonter länge entstandenen germ. unbetonten länge den urzustand nicht klar erhalten hat (Kluge in Pauls Grundr. I 313), hat auch das *i* nicht rein erhalten. das got. fügt sich im allgemeinen dem gesetz : *katils* (oder besser *katilus*?); in *sigljo* ist das *i* geschwunden, aber wenigstens das eine *l* erhalten. der schwund des *i* wird von dem schwachen verbum *(ga)sigljan* ausgegangen sein, wo das *i* in formen wie zb. **gasigilida* ua. sich nicht halten konnte. nachdem so das verbum *sigljan* festgeworden war, wird das *i* auch aus dem substantiv gedrängt worden sein, zumal auch dieses eine *j*-ableitung hatte[1]. *sigljo* und *sigljan* sind ggerm. lehnworte.

Zu den besprochenen diminutiven gehört nun auch got. *asilus*,

[1] merkwürdig ist demgegenüber die erhaltung des *-ill-* in *kapillon*. ein ggerm. lehnwort ist das nicht, es ist nur im got. vorhanden. aufserdem hat es hier eine bedeutung erhalten (es übersetzt das gr. *κείρειν* 'haare abscheren'), die im lat. nirgend nachweisbar ist (Du Cange : *capillare* = *τριχόω* 'mit haaren bedecken'). woher die Goten das wort und seine singuläre bedeutung haben, ist noch nicht gefunden. ein lat. *capillus*, *capillare* hätte nach der analogie von *sigillum*, *sigillare* bei ggerm. entlehnung **kapilus*, **kapiljan* im got. ergeben müssen. *kapillon* kann in das got. nur gedrungen sein, als das ggerm. lautgesetz schon abgewirtschaftet hatte, dass *-ill-* zu *-il-* wird. entweder haben daher die Goten das wort aufgenommen, als sie auf italischem boden safsen, oder es ist das lat. *capillare* zunächst ins griech. gedrungen und hat hier seine singuläre bedeutung erhalten. von hier aus wanderte es mit vielen andern in griechisches gewand gekleideten lat. worten zu den Goten. dass **καπιλλᾶν* sich nicht belegt findet, wird man gegen meine vermutung nicht geltend machen können, denn die geforderte bedeutung *κείρειν* ist ja für das lat. wort auch nicht belegt. sollte das erhaltene *ll* ferner noch auf betonung des *-ill-*, statt des *ka* weisen?

ahd. *esil*, ags. *esol*. Kluge sagt, *asilus* sei lautgesetzlich aus lat. *asinus* entstanden; ich kann nicht einsehen, weshalb. das germ. hat keinerlei abneigung gegen die lautfolge *s*- *n*. möglich wäre ja hier der übergang des *n* in *l* schon im vulgärlatein, dem widersprechen aber die romanischen sprachen. das ggerm. *asilus* ist natürlich zu trennen von spätern deutschen entlehnungen, wie *cuminum*, ahd. *kumil* (neben *kumin*), *lamina*, westfäl. *lämmel*. diese worte sind in die germanische wortclasse mit *l*-suffix übergetreten, die nicht nur diminutiva umfasste. germ. *asilus* geht nun lautgesetzlich auf ein lat. *asellus* zurück, ohne irgend welchen rest zu lassen, dennoch sträubt man sich, für das germ. dieses lat. diminutiv als grundform zu postulieren, aus dem einzigen grunde, weil *asellus* nicht auch für die romanischen sprachen als grundlage anzunehmen ist.

Hierbei ist nun aber zweierlei zu überlegen. zunächst ist es unberechtigt, für das germ. und rom. dasselbe lat. wort als grundlage anzunehmen. die romanischen sprachen weichen häufig in ihren entlehnungen aus dem lat. von den germ. ab (nur als beleg will ich anführen deutsch 'elfenbein', frz. *ivoire*, ital. *evorio*: lat. *elefantus* und *eburеum*; deutsch 'kessel', frz. *chaudeau*, lat. *catillus* und *caldellum*; deutsch 'essig', frz. *vin-aigre*, lat. *acetum* und *vinum acre*). zweitens aber zeigt sich noch ein klaffender spalt zwischen dem rom. und germ. in dem worte für esel selbst. die romanischen sprachen postulieren ein vulgärlat. *asnu* mit synkopiertem *i*. das germ. verlangt hingegen nachdrücklich die erhaltung des *i*. Kluge kann diesen zwiespalt nicht erklären und sagt, in *asilus* sei auffallenderweise der mittelvocal erhalten, während andre vulgärlat. lehnworte im germ. durchaus diese synkope aufweisen[1]. aus allem geht hervor, dass das germ. wort nicht auf dasselbe lat. wort zurückgeht wie die romanischen, und da ich oben gezeigt zu haben glaube, dass *asellus* lautgesetzlich im germ. zu *asilus* werden muste, bleiben keinerlei bedenken mehr gegen die annahme, dass das lat. den Germanen ein *asellus* überlieferte[2].

Berlin. WILHELM LUFT.

[1] die nichtsynkopierung des *a* in *caesar*, got. *kaisar* kann auf frühe, ggerm. entlehnung weisen, oder auf entlehnung aus einer sprache, die nicht mittleres *a* synkopierte.

[2] nhd. *assel* ist natürlich von dem obigen wort fern zu halten.

BRUCHSTÜCKE ALTDEUTSCHER DICHTUNGEN AUS MARBURG UND GÖTTINGEN.

I

Durch die geduldige güte des hrn archivrat dr Könnecke in Marburg habe ich die 11 *handschriftenfragmente mit mhd. versen, die sich im besitze des Marburger staatsarchives befinden, hier zu Göttingen in ausgiebiger mufse studieren können, und ich berichte im folgenden über ihren inhalt. nicht alle sind unbekannt : über die bll.* 3 *und* 4 *habe ich schon in meinem Reinmar vZweter s.* 141 *ff gehandelt, und Könnecke hat von ihnen ebenso wie von dem Willehalmfragment nr* 9 *in seinem Bilderatlas*[2] *s.* 61. 66 *je eine probe gegeben.*

Fragm. 1 : *ein kleines pergamentbruchstück aus dem* ***Leiche Reinmars von Zweter****, etwa* 7¼ *cm breit,* 6¾ *cm hoch; vorderseite* 15, *rückseite nicht ganz* 14 *zeilen; aufsen sind je* 20—32 *buchstaben von der zeile weggeschnitten, ebenso die gröfsere untere hälfte des blattes, dessen vollständiger text ca.* 11 *cm breit,* 14—15 *cm hoch gewesen sein wird; dass auf der innenseite eine zweite spalte fortgeschnitten sein sollte, wird schon durch diese mafse widerlegt. verse sind nicht abgesetzt. die sehr zierliche und kleine schrift deutet auf das* 13, *spätestens auf den anfang des* 14 *jhs. der schreiber war wol aus nordbairischem sprachgebiet: im anlaut vor vocalen meist* ch *für mhd.* k, c; *für mhd.* uo, üe *meist* u, *für* ie *zuweilen* i.

Im verein mit dem von mir in WMüllers nachlass gefundenen, jetzt dem kgl. seminar f. deutsche philologie gehörigen nd. fragment von sprüchen Reinmars vZweter (verzeichnet im Göttinger handschriftenkatalog III 507, *Müller* I 4) *bezeugt auch dieses Marburger bruchstück, das ich i nenne, wider die überraschende verbreitung der Reinmarschen gedichte. aber auch für die kritik ist es nicht ganz wertlos. es reicht, abgesehen von den vielen schnittlücken, auf der vorderseite von v.* 68 megde iehen *bis v.* 117 zu dir mut[s] m, *auf der rückseite von v.* 170 chennich daz *bis v.* 205 *f* swerte des si. *dass i zu der gruppe Ckl gehört, beweist schon das fehlen von v.* 69, *die reihenfolge* 78. 77, *die textfassung der auf* 186 *folgenden verse, sowie viele einzelne laa. aber i scheint*

weder mit C noch mit K näher verwandt zu sein [illegible] : vgl. 81 und [illegible] *oder* [illegible] . volle C, vullen K, [illegible] *die lesung* von[1] *W bestätigt wird* [illegible] W, [illegible] W[2] [illegible]; *ferner vgl.* 87 : 113 truren W, [illegible] truren CK : 116 scme [illegible] schirmet CK, erschirme W. *so tritt er als nützlicher dritter zeuge für diese kleine* [illegible]. *besonders schätzbar in der partie* 170—205, *wo C fehlt.*

Ich verzeichne alle laa., in denen [illegible] *von meinem text abweicht: eckige klammer kennzeichnet die durch verstümmelung verlorenen stellen.* 69 *fehlt* 70 [illegible] himele 71 men[schlich — 73 Von] 74 [illegible] [illegible] — 76 [illegible] ze 76 [illegible] 77 78 ligit 77 [illegible] — 80 muter [illegible] 81 uel (uol?) 82 englen no[ch — 83 verge]buge 85 zu — 86] muge 87 sunnenphenget (*hätte ich sunn schreiben sollen?*) 89 [D]n — 90 nie] 91 vnd och nimmer gewunnen 92 di[n — 93 hi]mel geeret 94 danites [illegible] 95 v[nt — 96]gar [illegible] 98 fri[untlichen — 100] da 102 [illegible]burde — 103] reiner 104 war 105 du [— 106 [illegible]] 107 got er minne schenk[e — 108] das 109 reiner *geist kruter* [illegible] 110 ele[illegible]te vilt 111 S[it — 112 den] 113 sweig ei — 115] gebenedi[illegible] 117 mut[1] m[eit — 170 er]chennich 171 [illegible] [ist — 172 sanc] 174 [war — 175 ga]r 176 disme ch[illegible]nde 178 [aller — 179 h]imelhabe 180 crippeknabe 181 [esel — 182 wel]ch 183 ne laz (*richtig?*) 184 [sich — 185 durch [illegible] 186 formecleit [— 186 *anm.* s[i]n 187 [illegible] dich verdriszen. vnde la die minne [— 190 w]ir 191 [illegible] genanne — 192 w]ir uerlegen 193 gedenke an [illegible] 194 [unt — sün]den weigen. wir sin von [illegible] herschaft. N[illegible] [er — 196 phlege]n 198 du suzer [— 199 [illegible] 201 [durch — 202] in ir herze 204 bis [— 205 d]em [illegible]

Fragm. 2 : *zusammengefalteter ausschnitt aus einem zweispaltigen, verse absetzenden pergamentblatte des* **Väterbuchs** *in folio, etwa mitte des 14 jhs.: nach einer bemerkung von kanzleihand des 17 jhs.* Register uber die Inkünften dero Pfarr Sehheimb ao 1628 L[illegible] [illegible] *als actenumschlag benutzt. der ausschnitt ist 16 cm hoch, 25 breit: er ist sowol auf der aufsenseite als namentlich oben und unten beträchtlich beschnitten : von 44 zeilen*

[1] *dass* 91 nimmer *in K einem* nimmer nie *CW gegenübersteht, darf nicht beirren. die übereinstimmung von C und W muss zufall sein, da C sonst nie mit K stimmt und das* nie *in C (nicht in W) durch den vers ausgeschlossen wird.*

sind nur 19—20 *geblieben. der beschriebene raum umfasst in der breite ca.* 20 *cm und lässt sich auf eine höhe von ca.* 35—36 *cm berechnen. leichter lesbar ist gröstenteils die erste spalte der vorderseite; ihre zweite spalte dagegen ist sehr beschabt und die rückseite so geschwärzt, dass nur gegen das licht einige züge durchschimmern. der dialekt des schreibers ist ausgeprägt nordmittelfränkisch* : dat, it, sattes, *sonst* z; leis [= liez], eit [iht], eyman, *auch* hælt [hielt]; ind [*f.* unde]; mach, plach, dach [tac]; slaiffen [slâfen]; weder, einsedel; he, de [er, der]; zerde, nerde *usw. neue erzählungen beginnen mit roter initiale, jeder vers mit einer rot durchstrichenen letter. das bruchstück enthält nach Frankes zählung (Väterbuch s.* 7) *die vv.* 15382—15401, 15425—15444, 15467—15492, 15515—15535. *ein abdruck des nur zum kleinsten teile zusammenhängend lesbaren fragments ist zwecklos: ich beschränke mich darauf, für den künftigen herausgeber die sehr geringen gesicherten abweichungen von der Leipziger hs. (cod. ms.* 816, *bl.* 79, *sp. c, z.* 34 *ff) zu verzeichnen, von sprachlichem und orthographischem absehend; cursives ist unsicher, eingeklammertes gar nicht lesbar* : 15386 zû eme weder 87 als 88 Ind (*immer*) olies 89 spisen 90 da *vo* ernerde 92 da stan 93 Dat du *v*ˢ drin 95 sattes ouch 98 sin amt. — 15426 nie inplach 29 *al* dˢ zit 32 So eym̄[ann]e [gen] *mir* eit war 33 Odˢ mir [gen] eym̄ane eit 36 dr*o*[m]en. — 15471 sin 76 *wand der man* 78 *ime* 80 *deme* 82 [eige]slich. — 15515 *Mich noch leiz* 23 W . d[e] 24 eme. *unser fragment hat* 15432*f offenbar den richtigen text.*

Fragm. 5 : *die äufsere hälfte eines der länge nach halbierten folioblattes aus einer zweispaltigen pergamenths. des* **jüngern Titurels**, *aus dem ende des* 14 *jhs. am innern rande ist die erhaltene spalte arg zerfressen und zerrissen; die dadurch entstandenen lücken lassen sich aus zwei beiliegenden kleinen pergamentfetzen nur zum allerkleinsten teile ergänzen. flecken im perg. erschweren manchmal die lesung. die spalte hat* 53 *zeilen; höhe des textes* 29 *cm, mit rand* 37 *cm; breite der spalte ca.* 10½ *cm. die strr., aber nicht die vv. sind abgesetzt. jede zweite str. hat eine durch* 2 *zeilen reichende rote initiale; die für die zwischenstrophen wol beabsichtigten blauen initialen fehlen. kleine rote striche markieren zuweilen die versgrenzen. die schreibung trägt eine mitteldeutsche färbung, die etwa nach Hessen oder dem nordmainischen*

Rheinfranken weist, aber durchaus nicht consequent ist: zo, *sonst meist* u, *selten* û *für mhd.* uo; hi, *sonst meist* e, *sehr selten* ie *für mhd.* ie; giet [= gêt]; koningk, orlop; brebe; verborghen; disse; kegn; *das seltsame, aus dem meifsnischen Sachsenspiegel bekannte* wintz [*f.* unz, *verhochdeutschtes* wente]; *aber zb. regelmäfsig* ph. *das bruchstück ähnelt in der sprache den Goslarer fragmenten* (*Zs. f. d. phil.* 2, 107), *stammt aber aus andrer hs.*

Die spalte (m^1) *reicht von str.* 4562, 1 [vt]pa[n]dragones *bis* 4582, 3 vn̄ lac in *und steht Hahns hs.* (B^1) *erheblich näher als dem drucke von* 1477 (B^2) [1]. *ich collationiere nach Hahn; eckige klammern bezeichnen lücken und löcher, die ich aber nur an stellen notiere, wo* B^1 *und* B^2 *auseinandergehn; auf die übereinstimmung zwischen* m^1 *und* B^2 *mache ich durch ein* (B^2) *aufmerksam, nicht auf die differenzen.* 4562, 1 [vt]pa[n]dragones 9 [anent —] da (B^2 do) barunes wuste *im text gestr., am rande hinzugefügt* 4563, 1 le [— m]ere nv wirt (B^2 wird nū) gester[ket — 2] d^s ere mit dissen (B^2)[—]verserket (B^2 besercket) 3 irin [v]nagewichet 4 wernde helden sunderlichē 4564, 2 do dich ouch [gamore]t 3 der [herzogi]nne br[. .]hen rad 4565, 1 verschul[den] 2 gamoreten verlust [imm]er muzen (B^2) 3 an [dir] (B^2) 4566, 1 nv bliben hi sol mit al (B^2 beleiben sol hie m. a.) 2 daz er von (B^2 d. sy v.) 3 hi komen (B^2 her k.) sine berbester (B^2) 4 ob da keyn

[1] 4562, 4 kumber m^1B^1, vrleugē B^2; 4563, 4 du můst dich hi der werden wernde sin m^1B^1, du můst die land sein werende vor in B^2; 4565, 4 diu werdekeit sich had so wol m^1B^1, sich dein preiſs so weite hat B^2; 4566, 4; 4668, 1 recken : uf ellen hohe erwecken m^1B^1, richen : wol fůren helffeliche B^2; 4569, 2 daz se dir helfe senden. vber al din lant m^1B^1, das dir auch h. s. alle dein land B^2; 3 so daz se alle varen oder sturen m^1B^1, vnd die nit selbe varent das die st. B^2; 4 daz dich muz an prise (B^1 frevden) turen m^1B^1, die dich zelt czů den gebúren B^2; 4572, 2 der ein und ouch der ander m^1B^1, herre ich vnd die ander B^2; 4577, 4 ob ich nu solde miden m^1B^1, er dacht solt ich hie m. B^2; 4578, 1 Se trosten (m^1 torsten) sich gedingen als ie die nuverzageten m^1B^1, in gaben trost ged. die sein d. unv. B^2; 4579, 2 da (*fehlt* B^1) waren krumbes der da niht (d. n. *fehlt* m^1) wold erwinden m^1B^1, leichter werent der nit wolt erw. B^2; 4580, 4 ein nuwes verderben m^1B^1, ein frődē sterben B^2; 4582, 1 f mit herzen swer bedecket so tougentlich verborgen alsam ein vrowden troum in het erwecket m^1B^1, den diser h. schwere. die trůg er so verb. recht also ob es im ein nicht enwere B^2; *und ebenso in zahlreichen minder eingreifenden lesarten.*

muter wa[s ir h]erre[n] swester (*E*² ob du bist ein kint i. h. s.) 4567, 1 D[az] selbe (*E*² dasselb tůt) 2 kvnd de schar kegn vf ellen hohe wecken 3 we kvme 4 suze neve (*E*² sůsser mag) dich al sulhes (*E*²) wernde 4568, 1 selbe (*E*²) 2 *de* mitte 3 de sterbent (*E*² sy st.) 4 anzowe norigals. de *turent* 4569, 1 Ich 2 din lant (*E*²) 4 an prise 4570, 1 [D]a noch (*E*²) grosten de helfe krefte 2 hi werdent (*E*²) 3 noch (*E*²) sicheyt 4 de sint (*E*²) 4571, 2 do (*E*²) wol machte (*E*² do m.) 3 so daz 4 iach *fehlt* solde wol] hoch 4572, 2 vch (*stets*) 4 daz se da lant icht kunde da werden laubardien (*E*² dz dise l. icht k. hie w. lampardien) *mit* werden *beginnt die rückseite des fragmentes.* 4573, 1 voge[t — 2] recht der volge iehende [— 2] der do 3 da manic der [— t]ruwet 4 vwerē 4574, 1 [E]yn voget 2 er sprach (*E*² der sprach) vil naben (*E*² v. naher) sorgen [we] du lute 4 heyme 4575, 1 verwust [nu al ge]-liche 2 wintzan 3 da [mit der] helfe 4 allen 4576, 1 [D]o was irre des muste s[in suz]e jugent. min sin alsus 2 wirre muste 4 da muste (*E*² do m.) [de]me wolde kiesen (*E*²) 4577, 2 ouch wolde (*E*² do w.) 3 ire 4 ir] se 4578, 1 E torsten sich vnvertzageten 2 do beklageten 3 noch (*E*²) kalander 4 norrgals 4579, 1 were noch (*E*²) 2 da waren da niht *fehlt* 3 inz kegn sacheyt ich ge merke (*E*² in es gen zagheit nit mercke) 4 do 4580, 1 [D]O (*E*²) gamoret 2 witzen 4 sinen 4581, 1 ein] kegn (*E*² mit) 2 er ouch phlag 4 vrowde 4582, 1 truwen 2 tougentlich alsam 3 lac in *die berührungen zwischen m*¹ *und E*² *beschränken sich auf kleinigkeiten, meist gleichartige metrische correcturen, die unabhängig entstanden sein mögen; der gemeinsame fehler* sterbent 4568, 3 *könnte sich ebenso aus der falschen auflösung von* st'bent *erklären.*

Fragm. 6 : *ein zweispaltig beschriebenes pergamentblatt aus der* *Christherrechronik*, *mitte des* 14 *jhs.*, 24 *cm breit*, 33 *cm hoch; text* 17 *cm breit*, 23 *cm hoch; breite der spalte gegen* 8 *cm. die verse sind abgesetzt*, 38 *auf der spalte. an gröſsern abschnitten ist für initialen in je zwei zeilen raum gelassen; die einzelnen zeilen beginnen mit majuskeln. am obern rande der vorderseite von einer hand des* 16 *jhs.* : Valentin Knoblauch scriber; *am untern rande der rückseite von einer spätern kanzleihand* : Erb-

register anno dccvj Michaelj, *andrer kritzeleien nicht zu gedenken. die schreibung zeigt md. elemente, aber ohne consequenz:* û *und* u *promiscue für mhd.* uo *und* u (sûn, ûbir *ua.*); ie *und* i *für* ie (*einmal* we); u *für* iu *und* üe; van; virwar; silbe (*stets für* selbe; *oberhessisch? vgl. Vilmar Idiot. s.* 382); segin, ir—, *auch* altire (*altar*); her [= er]; plac; thure [= tiure]; offir; iegin [= gegin]; wien, boer (*neben* hohisten, nach); *im auslaut* ch *statt* c *nur in* ichlich, iarich. *wenn das plurale* die 47, 26 *aus einem singular der vorlage misverstanden ist*[1], *so würden manche jener md. eigenheiten schon ihr zuzuweisen sein; eine nähere locale begrenzung empfiehlt sich schon darum nicht.*

Das bruchstück bezieht sich auf Num. 6—8, *eine partie, die RvEms ganz kurz abtut* (*Zs.* 25, 308). *ich gebe die varianten zu Schützes abdruck, von dem das fragment die vv.* II 46, 23—50, 26 *umfasst.* 46, 23 israhelis 24 irkant 25 Daz 26 were 28 Swenne 29 sagich 30 Sus vinc her 31—34 sinen segin Mûze sich mit selden dir wegin Her gebe dir vride hute din Wise dir daz antlize sin 35 genediger ansicht 36 Daz silbe noch hute 47, 2 Die gewonlich 3 dem segine 5. 6 Also in der ewartin wort Dri stunt ouch nanten dort 7 crist 8 der 9 Bezeichinlich 10 Daz her daz almitalle 11 Als iz was bezeichint dort 12 vnd 14 Irvult hau 17 samen werendir 18 Die nicht scheidunge treit 19 do 21 Das *fehlt* 23 wagins [*das* s *ganz blass*] wol 24 als deckin 25 vertigen herwagin 26 Die soltin tragin Zwene ochsin ichlichin zûgin Die an sterke niman trûgin 27 kunne der 28 Brachte einen ochsin dar 29 den waginen 31 Sundir alliz 33. 34 Zwene wagene die soltin lemmir als sie varen woltin 35 da nach 48, 2 vier wagine daz 4 Ir ir 5 Die in als ich e 6 Waz zû vurene was 9 Sint daz die wiunge ane 10 brachte hie 11 warheit 12 Ir ichlich 13 kleinote 14 Als demûtliche 15 zû eime offire 16 Swaz altíre 17 In gotis dinste vir war 20 Des do] alrest 21 kunnis 22 edile 23 berhaftir 24 her dar 25 vnde riche silbir was 26 iegin 27 Alrest ein 28 rich vnde thure 29 Eyn 30 Dar inne den *fehlt* 31 wazs ein schone fiala 31 Hie mite her sa 33 golt vaz geziret 34 Daz

[1] die *für Schützes* der *auch* 47, 2. 16.

was ediles 35 Semil mel 36 Da bi her mee 49, 1. 2 nach dem gebote Brachte her dar zu offire gote 3 er *fehlt* vrides 4 Noch zwene ochsin her bot 5 vnde *fehlt* 6 ich- licher 7 Vumf mit benanter zal 8 iarich 9—11 Hie was begangen mite Der . e . gebot . nach dem site Als sie da silbe 12 Vnd da hatte vſ geleit sin *vor* 13 *absatz* 13. 14 [A]lsus brachten sie da gar Die vursten van der 19—23 Gewiet die ewarten Die gotis . e . bewarten Wedir daz bi einir zit Da ge- schach . e . odir sit Des sait vns die scrift nicht Mit warheit . noch in gicht 25 sie seit die 28. 27 27 aber *fehlt* 28 Vnde van andirn dingen sagin 29 Zů moyse in den zi- ten 30 Du salt die 31*f* Sundern van der schar Vnde mir sie heiligen gar 34 Vnde mir geheiliget sin 35 al schar daz geschach 36 Moysen man sie vuren sach 50, 1 Hine *fehlt* 2 auch] do 3*f* Die geslechte ganzlich gar Da quamen ganzlich dar 5 dar 6 Vſ sie leiten da ir 7 hohisten gab in 8 Vor al den israhelin 9 einem 10 vnde ouch 11 nam sie vnde 12 Die vch nu dicke genant sint 13 brachte *iz* nach 15 Vůr der heiligen heilicheit 16 ime *fehlt* vſ geleit *vor* 17 *absatz* 17 da virlan 18 huse 19 Swaz da 20 vnde mit rechte vz irkant 21 auch *fehlt* 22 Da van sie soltin lebin 23 iz *fehlt* 24 sunder 25 Diz was ir recht van korne Van dem erstin geborne Swaz vor die wart bracht Vnde gote zů offire gedacht |

Fragm. 7 : *ein oben und unten durch riss stark, au/sen durch schnitt wenig verstümmeltes zweispaltiges pergamentblatt aus* W o l f- r a m s P a r z i v a l, *etwa mitte des* 14 *jhs.; das stück ist jetzt* 23 *cm breit (spaltenbreite* 8 ½ *cm)*, 10—12 *cm hoch*, *und enthält noch* 14—18 *zeilen in der spalte : das vollständige blatt scheint deren* 34 *und sein text eine höhe von* 25½ *cm gehabt zu haben. die verse sind abgesetzt, au/ser neben dem mindestens durch* 6 *zeilen reichenden gro/sen* D 129, 5 ; *die rote* D-*initiale* 128, 13 *geht nur durch* 2 *zeilen. der erste buchstabe jedes reimpaares pflegt majuskel und rot durchstrichen zu sein. erhalten sind ganz oder teilweise die vv.* 128, 7—20. 129, 6—18. 130, 9—27. 131, 15—29; *der text gehört zu der gruppe D, geht aber ein paarmal auch eigne wege. die noch md. schreibweise weist etwa auf das nördliche Baden oder Rheinhessen hin : immer* i *f.* ie, u *f.* uo, *auch* du [= dô];

1^{a} [Islic]h kushe mit irem man
Di kunīginne nā sich an
Svchede si wolte bliben
Da heime daz sī mochte tribē
Daz ir was ī deme mute
So si w^{s}e sund^{s} hute

* * *

1^{b} Vnd d^{s} vangen solte pflegen
Daz fvgte im d^{s} gotis segen
Dit[1] was sus irgangen
Joseb was gevāgen
Du v^{s}lorn des kungis hvlde
Ich*n weiz durch we*lche schulde

* * *

1^{c} Biz an di cit na[ch siner art]
Daz h^{s} rife vn̄ ci[tic wart]
Di reben schon [trubel bar]
Mins h^{s}rē kopf [truc ich dar]
Vn̄ drochte den [win dar in]
Vroliche truc [ich den hin]

* * *

2^{a} [Er sprach mich] duchte wi ich
[Trug uf dem houbt]e . wol gevůg
[Dri korbe und] w^{s}e mel in zwein
[Abir in dem z]obirste schein
[Lac des kunig]is simel brot

* * *

2^{b} Daz h^{s} sine vrůnt vz h^{s}cen lat
Sa iz im wol vn̄ ebne gat
Du dit geschehē was vo^{s} war
Dānoch gevangen lac zwei iar
Joseb mit maning^{s} sw^{s}e

2^{c} Nach vrage siner bedvtunge
Nu kund ir keinis zv̄ge
Di beceichenūge d^{s} geschicht
Endeliche be[r]ichten ni[cht]
Waz sine trv̂me di h^{s} sach

Fragm. 9 : *ein grofses, schön geschriebenes pergamentblatt aus* ***Wolframs Willehalm****, das unzweifelhaft mit dem aus Vilmars nachlass stammenden blatte, das Zacher Zs. f. d. phil.* 9, 413 *beschreibt, zu einer hs. gehört. breite des blattes* $30\frac{1}{4}$ *cm, der spalte* $9\frac{3}{4}$ *cm; höhe des blattes* $42\frac{3}{4}$ *cm, des textes* $33\frac{1}{2}$ *cm. die vorderseite trägt jetzt am äufsern rande die aufschrift* : Manuall Register vbers Haufs Cafsell vnnd auch vberr gebefsertten Haufsrahtt Anno Dominj 1599, *am innern rande wol von derselben hand die worte* : Schwigk, Liedt, vnnd meidt, Haltt glaubenn vnd gutt gewifsenn Rein, Des wöll gott Schutz vnd helffer sein; *endlich auf dem äufsern rande der rückseite* : Das Inuentarium Marpurgk Anno 1607 (*dasselbe jahr auch auf Vilmars blatt*). *dem* 13 *jh. möchte ich das blatt allerdings nicht mehr zuweisen, sondern mit Könnecke Bilderatlas*[2] *s.* 61 *dem* 14 *jh., wol seiner ersten hälfte. ferner steht der text unsers blattes der gruppe op oder mnop, besonders der hs. p, näher als der gruppe lt, die Zacher mit recht als nächstverwant für sein blatt heranzog. es ist indessen nichts neues, dass sich das verhältnis der Willehalmhss. im laufe des gedichts verschiebt. dass unsre fragmente, zumal unser blatt, wider-*

[1] *das grofse* D *rot.*

helt gegen die grofse mehrzahl der hss. für K zeugen, verleiht ihnen einen gewissen kritischen wert.

Das blatt, dessen bairische mundart Zacher aao. hinreichend charakterisiert, umfasst die vv. 98, 1—104, 28. *ich collationiere nach Lachmanns text* : 98, 1 der kûnch 3 phlagen 4 gehorten 5 vnde 6 Morgvans 7 Kyburge brûder vnd ir svn 8 vil vngerne 10 seit sei 12 mir 13 vnde Gordeiz 14 kûnch Matribuleiz 15 Josewaiz 16 lac da Ritterliche 17 Der [D *rote initiale*] kûnch Matvselan 18 Die bosen vz den gvten 19 Als die dysteln 21 frvmte im vz sinem 23 So daz er 24 gein strite waren 25 im *fehlt* genant 26 Eschelyr erkant 27 vnde Emerale 28 do *fehlt* twale 29 Ein jar daz gesezze fvr 30 der kvnich Tybalt bat 99, 1 Oransche [*das* O *schmuckvoller als die andern initialen*] 4 Ich han gevræischet seltē sid^s 5 kostbêr zelt 6 Fvr die haim stat vf daz 7 wûrd da vf 9 Kyburch [*immer*] 10 strit 11 verzablet 12 inr 13 sturm an 14 wart ir 15 kemenaten 16 ane 17 ir zarten 18 Do 19 schowet 20 het 21 philen etlich 22 Die frowe 23 Gelazvrten tigmam 24 vinager 25 Bonen 27 phyl wer drinn belibên [*niemals* belibn, komn *ud.*] 28 Er wûrd her vz da mit vertriben 30 bezzern 100, 1 vmb vienc 4 wellen [*wie Lachmann conjiciert*] so 5 beidersit 6 Dar wider ze *fehlt* 8 greif 9 Sie [*blaue initiale*] sanft 11 ovch was 15 leiht 17 vzen 18 da 20 Do sin d. k. so p. 21 sin erebeit 23 vngefvg verlvst 24 Daz havpt er vf ir 25 Legt hertze 26 andahte 27 Hintz 101, 1 ware 2 tvgenthaft erbarmde 6 selben 7 Engel 8 solcher 9 Avf [A *rote initiale*] 11 niht werden 12 wir svs sin 13 werlte wûnne 14 sinem 16 lêrne 17 iamerlichen 18 mûz 21 So 24 môhten gesprechen 25 Min verlusbær hertze ser 26 Ich hab verlûste 27 Ey [E *rote initiale*] fyuianz 28 hohen *fehlt* 29 diu] die 102, 1 benamen 4. 5 Dev mir geliche dinen tot. Ich mûz ymmer iamer erben 6 scholt ich 7 ouch *fehlt* 11 chlagende vrevnde 12 waz ich armev han verlorn 14 araboysen 15 Den kvnch vnd minev 16 Do der 20 mvste 21 Ir [*rote, durch* 8 *zeilen reichende initiale*] hertze

chlage 22 Daz nider von ir ougen vloz 23 Av̊f 25 vnz er erwachte 26 der nachte 27 Vnd hoher 28 Willehalm 30 wol] schier 103, 2 dick 3 Hilfet 4 Dvrch daz erebæite 5 wider schier 6 Nv scholt du frowe 7 oder 9 K *rote initiale* 11 Dem volche 13 Rom der kvnich 14 din schûln 18 Oransche 19 franzoyse hēr 20 Oder ich 21 wær 22 end vnd chom dev 23 margraf alrerst 24 pittit mansæiz 26 bi in da 27 Schier 28 alle 29 Vnlanc dann gie 30 Die kvnigin in vmbe vie 104, 1 K *blaue init.* 2 La [*stets*] v̊z erwelten pris 4 Iemants 6 dich 7 din 8 wær 9 franchrich[e] 10 daz sie ere vnd 11 Dvrch 12 din g.dann 13 han durch dich 14 werche wurd 15 Vnd ob 16 dieuste 18 denk 19 Ieman geb 23 Gedench 24 zv̊ arabye 25 Alle 28 veinte

Fragm. 10. 11 : *zwei zu derselben handschrift gehörige und höchstwahrscheinlich an einander anschliefsende pergamentblätter mit bruchstücken eines mir unbekannten geistlichen lehrgedichts von der minne. das erste der beiden blätter ist aufsen um ca.* 7—15 *buchstaben, das andre innen um ca.* 4—8 *buchstaben beschnitten; aufserdem fehlt dem ersten blättchen ein stück aus der obern innern ecke. höhe der bll.* 18½ *cm, des textes* 15¾ *cm; breite jetzt* 7—8 *cm, der text wird aber ca.* 9 *cm gefüllt haben. die kleinen schlanken buchstaben machen im ganzen einen ältern eindruck, als ihre form im einzelnen : doch wird das bruchstück noch dem ende des* 13 *oder dem anfang des* 14 *jhs. angehören. die verse sind nicht abgesetzt; ihr anfangsbuchstabe ist oft rot markiert, zumal in der ersten zeile des reimpaars.*

Lesbar ist die rückseite des ersten und die vorderseite des zweiten blattes. diese partien drucke ich daher unten in abgesetzten versen, mit auflösung der abkürzungen und, um das verständnis zu erleichtern, mit den ergänzungen ab, die mir sicher oder doch unbedenklich schienen. — dagegen die vorderseite des ersten blattes ist nur in ihrer obern hälfte einigermafsen zu entziffern und auch da nur unsicher; bei ihrer untern hälfte und bei der rückseite des zweiten blattes bin ich über einzelne worte und kleine wortgruppen nicht hinausgekommen. hier war also auch der allerbescheidenste versuch einer textgestaltung ausgeschlossen, und ich gebe diese beiden seiten in zeilen- und buchstabengetreuem abdruck der hs. wider.

Die [illegible] *gereimten gedichtes geben zur* [illegible] *wenig* [illegible] : IIa 9 : 10 licht : geschit [illegible] I² 21 *hilft nicht*; Ib 31 : 32 [illegible] *höchstens gegen einen bairischen* [illegible] zu II² 39 *kennen JGrimm und Weinhold nur aus* [illegible]. *aus dem äusserst dürftigen und* [illegible] *unbestimmt* IIa 47 *und das nicht* [illegible] Ia 48 : [illegible], *wie ich glaube*, — braschen [illegible] *würde es gleichfalls für Mitteldeutschland zeugen*, [illegible] *begrenzung zu ermöglichen.*

Die schreibung [illegible] *oberdeutsche und mitteldeutsche elemente.* [illegible] *Bech Germ.* [illegible]. 273 *recht, so würde* lebening IIa 30 *auf einen thüringischen schreiber weisen : doch spricht das zweimalige* schere [illegible] *stets* i *für mhd.* ie, *nur* Ib 6 hie, 44 ziere [illegible] 46 sie] *gegen eine so östliche herkunft der hs. der schreiber könnte aus dem nördlichen Elsass oder Baden, auch aus Südfranken oder selbst Hessen stammen, und der dichter braucht nicht anderswo gesucht zu werden.*

Der versbau, der dem klingenden reim noch reichen raum gibt und die verse nicht stark beladet, deutet jedesfalls noch auf das ende des 13 jhs. hin. dass der dichter, der Paulus und öfter Johannes anführt, geistlicher war, ist nicht gerade nötig; die verwendung eines minniglichen bildes (minnenbriuelin IIa 5) *spricht in ihrer vereinzelung nicht dagegen.*

Der inhalt von Ia *ist nur streckenweise und unsicher festzustellen. es scheint, dass eine schar von tugenden sich zu irgend einer beratschlagung bei der Minne versammelt. diese ist nicht sofort zu sprechen : die Vorsichtigkeit* (?), *die die türe zu hüten scheint, erklärt, sie werde bald bereit sein. es treten auf Barmherzigkeit* (Ia 6), *Bescheidenheit* (Ia 10. 25), *Weisheit* (Ia 13, 18), *merkwürdigerweise auch die Armut* (? Ia 6), *vielleicht noch Stärke und Freigebigkeit* (Ia 13); *später begegnen uns dazu Gerechtigkeit* (Ib 2), *Friede* (Ib 21) *und Demut* (Ib 41). *die früher gekommenen werden, scheints, ungeduldig, aber von der Weisheit beschwichtigt. das eintreffen neuer tugenden und tugendenpaare, die fröhlich oder höflich begrüsst werden, reicht bis auf* Ib *herüber, wo es v. 5 endlich heisst:* [illegible] quam di minne, ir allir kuniginne. *sie möchte frau*

[illegible] *wie Schröder list, würde nach sinn und heimat etwa auf* [illegible] *umgelaufen; vgl. DWb.* VII 2041.

Weisheit als der ältesten die einleitung der beratungen übertragen (I^b 7 *ff*). *diese aber besteht darauf, dass frau Minne selbst die würdigste sei. der Friede will den rangstreit schlichten, Gerechtigkeit die entscheidung der Wahrheit zuweisen; die Minne ist einverstanden. die Wahrheit aber feiert unter berufung auf* I *Cor.* 13, 1 *die Minne als das köstlichste, und die Demut nimmt das thema von wundermacht der Minne auf: sie leitete Gott selbst in das von der Demut bewohnte, von der Keuschheit geschmückte häuslein Maria und weiter an das kreuz. das führt die sprecherin oder eigentlich wol den dichter zur seligpreisung dessen, der zu Gott rechte minne empfindet* (II^a 11) : *stets folgt Gott ihrem rufe. in gegensatz zu denen, die Gott würklich im herzen hegen, treten dann die, die nur eine äufserliche frömmigkeit zur schau tragen : das hilft ihnen aber vor Gott nichts. — der seite* II^b *weifs ich keinen zusammenhängenden sinn zu entnehmen.*

Der dichter denkt sich jenes gespräch der tugenden doch wol in der gegenwart. leider fehlt I^b 43 *in den worten der Demut* Ich hatt vor zehen [. . . iar ein hus]elin gebuet clar *ein stück der zahl; hat 'hundert' dagestanden, so wären die tausend jahre n. Chr. geburt freilich etwas rund. die gedankenfolge schreitet nicht ohne störungen vorwärts : höchst auffällig ist mir der übergang in der rede der Demut von dem besondern, durch die situation gegebenen lobe der Minne zu den ganz allgemein gehaltenen und absolut aus dem zusammenhang fallenden breiten erörterungen über echte und äufserliche frömmigkeit. man möchte daraufhin zweifeln, ob die beiden blätter würklich an einander anschliefsen, ob bl.* II *würklich jene rede der Demut fortsetzt. aber der gedankensprung scheint erst etwa* II^a 7 *ff sich zu vollziehen; die vorhergehnde ausdeutung des* hûselîn *auf Maria führt durchaus die zu ende von* I^b *angeknüpfte reihe weiter. wir haben hier anscheinend wider einmal mit einem lehrdichter zu tun, dessen lehrtrieb seine einkleidung sprengt.*

Zu einer litterarhistorischen würdigung des bruchstücks sind die reste zu gering. die äufserst dürftige art des verfassers zeigt keine greifbare physiognomie : armselig und einförmig ist alles, reime, worte und bilder. dagegen erweckt es interesse, dass die handlung sich unter lauter allegorischen gestalten abzuspielen scheint, und zwar sind es nicht nur die sonst in der geistlichen dichtung, zb. in der tochter Syon, im dialog der töchter Gottes, im geistlichen streit uä., ständigen personificationen. das unter all den

weiblichen tugenden auffällige masc. vride r^b 21 weist, wie mir Schröder bemerkt, gewis auf lat. pax zurück; eine lateinische quelle des ganzen, etwa in der art der pseudo-Bernhardischen parabeln[1], wird dadurch nahe gelegt, wenn auch nicht erwiesen: der deutsche dichter konnte die aus dem vielbehandelten disput der gottestöchter geläufige gestalt auch ohne directe vorlage seinem allegorischen apparat einverleiben. auch an Konrads Klage der kunst wird man gemahnt, mit der unser fragment folgende handelnden personen gemein hat: Gerechtigkeit, Wahrheit, Barmherzigkeit, Bescheidenheit, Freigebigkeit, Minne, Keuschheit; sogar die Armut figuriert in beiden, bei Konrad (14, 3) freilich nicht als tugend; wie sie in unserm gedicht zu dieser rolle kommt, begreift sich leicht aus versen wie HMS. II 276a ff, Kolm. 50, Zs. 22, 397b. dass die in weltlichen minneallegorien beliebtesten gestalten, frau Ehre, frau Zucht, frau Stäte fehlen, entscheidet wol für den rein geistlichen charakter unserer minnedichtung, den man sonst bei der kürze des bruchstückes und bei dem doppelwesen der frau Minne anzweifeln könnte.

Im folgenden sind unsichere buchstaben und worte cursiv, besonders undeutliche zugleich lädiert, unleserliche durch puncte bezeichnet; ergänzungen des fortgeschnittenen stehn in eckigen klammern. rot markierte buchstaben sind fett gedruckt, ebenso die sie ersetzenden puncte.

1a

.ch vor sichtikeit ge *der* *Die* *spr* .
. . *welle* mich bereitē . *von* *m* . .
di wisit dich . i strazen *si* quan
nu ne lat vch nicht ir langē Spr
5 btikeit mī vrowe ist dir scher bereit
di ture uf tut barmeh'zikeit vñ *armo*
quā gegangē vrolich iz wart inphang
wo bistu *mille* *sit* iz sprach . . han *ou*
Ich *mochte* *ouch* *hi* gehort han . az *mir* .
10 *vf* *godan* So mochte di bescheidenheit
so wer unz *leit* Si swegē in wart han
si . . *zv* *lang* . *Si* mochte wile sin berei
sterke *mildik* . . . *Der* noch die wisheit qu
lat vch nicht *vf* *sulche* *ben* *Ver* . . . . . .

[1] *die* domestica familia *der* Charitas *besteht da aus* Gaudium, Pax, Patientia, Longanimitas, Benignitas, Bonitas, Mansuetudo *Migne* 183, 764; Pax *türhüter auf der burg der* Charitas *ibid.* 771.

15 *so* ne hette mā *nicht vor nom* . . . . .
si gat doch . . . . Daz si . . . . ch . .
. . . . . . wi ist *uns* geschen . . . .
wisheit s . . . ch . . volgēs . . . *I*. . . . . .
ie s . . an . . . . *ob* . . . . Du *spra* . .
20 zv hant . . . . *hatte* vil . . . . .
. . . . *ouch getan* Ja ich *vrowe* . . . .
. . *che* eȳ *w* . . . . . . bant . . . .
. . f *hat* ir des icht vor no . . . *Du w* . .
kome Het al . . . swigen *an* *gesehn*
25 . . *geschen* Bescheidenheit . . . .
. ūt so schone sweic si word . . . .
. . . . . *mit eyn ander dar Johane st* .
28 des wart ime wol genigen Vor ne

I[b]

t

Warheit gerechtikeit zv ha[nt]
. . . . man neme war
Ir allir vrowe . . . .
5 [Darna]ch so quam di minne
ir allir kvni[ginne]
[Si sprach] vor wisheit sit ir hie
Ir sit vor mi[r gewesen ie]
[De]s sult vns geben vwern rat
10 den ir [. . . . . . gegebe]n hat
Got liz vch e werden
dan himil [und erden]
Di wisheit sprach vrowe min
Ir sult [der rede gest]raftt sin
15 Der mich geschuf mit siner [list
[Daz ist di] minne ihū crist
So in Johannes hat [genant]
[de]m her waz vil wol bekant
Wi mochte [ich wol gew]esin sin
20 vor uch ir sit der schepher myn
[Darnach der v]ride quam gegan
her sprach man sal di rede [lan]
[Gerecht]ikeit sprach vrowe min

wir sullen vuch [. . . . . . . sin][1]
25 Doch sult ir uch lan wol behagin
di [warheit] di rede sagen
Di minne sprach iz ist [ir recht]
[ic]h weiz wol daz si ist so slecht
Si kan kei[nen valschen list]
30 Si seit di warheit alz iz ist
Di war[heit sprach w]az ich da sagen
daz sol uch allen wol be[hagen]
[Lug i]ch dorch lip oder durch leit
so inhis ich nicht [di warheit]
35 Ir sult iz nicht vor vbil han
paulus der [hat uns kunt] getan
Daz wir allesament sin
als eyn [. . . . . glok]kelin
D[e]s don ist gar schere zv gan
40 ob [wir der minn]e nicht inhan
Di demuot reden ouch be[gan]
[Si sprac]h di minne wunder kan
Ich hatt vor zehen [. . . iar]
[ein hus]elin gebuet clar
45 Daz zierte mir di kus[cheit]
[mit al]ler tuginde werdikeit
Zv hant du sie [des nam] war
Got volgite ir si brochten dar
Si ma[chet in ei]n iungis kint
50 Vnd zcoch in an daz cruce sint

n[a]

[W]ē daz hus bevolen wart
Maria stē Johanne[n zart]
Sy waz daz hus do in got quam
in sine phlege [her si na]m
5 Im wart der minnen briuelin
Her mochte wil[2] [komen sin]
[.] . .[3] der hat gevlogen alsus ho
di minne mach ich [. . . . . . v]ro

[1] vuch *wird zu* vuchsam *oder* vuchlich *zu ergänzen sein.* [vuch (*vobis*) jie? *Sch.*] [2] *auch* wel *oder* wol *kann dastehn* [3] sit?

Si brante in mir sam eyn licht
10 daz noch [dicke] vil wol geschit
Wer got von rechte minne wil
Der ha]t geistlicher vroude vil
Sin sin der stigit alz [ein ar]
so her der gnaden wirt gewar
15 Got der ist alle zit be[reit]
[zu] meren sine sicherkeit
Zv hant wan ⟨her⟩ des wirt [gewar]
daz man in wil her kumet dar
vnd sprichit sus [der min b]egert
20 von mir des salt du sin gewert
Waz [man dorch] gotis ere tut
daz ist an allen steten gut
[. . .]erlichen sol man sin
zvchtik do daz kindelin
25 *Wu*[nderlichen] was vnd *ist*
vorborgen mit der *gotis* list
[. . . . . . .]eyde daz ist s. . . r.[1] wat
Alz in meit geboren [hat]
[der a]nme cruce leit den tot
30 Daz ist daz lebeninge [brot]
daz[2] sich zv spise hat geben
den di da geist[lich s]ollen leben
vnd got vor allen dingen
In ir [herze dr]ingen
35 Wen her sus hat besezzen
der in mak [sin nicht] vor gezzen
Eyn ander der vorgizzit sin
vnd [tut den lu]ten dicke schin
Daz her got vor ougen ha
40 so [geselle]schaft ist da
So kan her wol gebaren
vnd [kan des wol] gevaren
Daz her den orden halde
mit vliz [und wi]l balde
45 Her swigit ouch wil stille

[1] *der buchstabe hinter dem* r *scheint* c *oder* t; *hinter* s *fehlen etwa* in: sin arc wat? [2] *dies* daz *fast unleserlich*

do vein . . . . . . ' wile
nicht vnbekant weide lan
vnd uf . . . . . . gnemme lan
sin bresten[1] den gelegen ist
50]ber . . . . . .[2] wird di kamen wirt
Ein zvhtet[3] tut her [sin gebet]
got weiz wol waz her gestern tet

II[b]

V . . . . dite . . . . J . . . h . . . .
. . . .
. ar so hat h' beider sit verlorn Die und . . s
erkorn Vor einē tore p . . . . . . me d . . . .
im we Auch mak in nicht bedunkē gut . d
nicht in tut Do d' reine . . . .
des vor gan Des si des v . . . .
mit in glo . . . hen vñ . ch . . hen gelanē .
rech . e . . . . erbe . . da . . sorgit mich .
. . hit ich dich La sis nicht vordrizzē . .
. . . . Sy sullē mine gesellē . .
. . . . im . . . .
. . . . alle . . . . . .
. . . .
. . . . . . denk . . . ch . . . .
. . . .
. . . . . . ich . . . . ch . geschaffen hie vor
vñ . . ch vor ste So mochte icht exxē de
. . . . diz sund' haz di sele di do vo . . . ffē .
. . . . . etē vbir mich . o her beginn i
. . brēgit ir des h' began Der mū . .
borgē . . . s . . . . rge . . . . . Her dek . . .
. . . . . sin . . . . herre senfte tut
. . z wol so . . . . ma si hete dinē .
. . . . vns vf . . . . mmer vr . . de .
. . . . . grozē sorgen fur . . . .
. . . . . ich . . . . . w . . . . vf . . . .
. az ich geliuge[4] zv dir dar als stē Joh

Göttingen. G. ROETHE.

[1] *oder* brachen [2] *etwa* swigit [3] *l.* zvhten [4] *oder* gelinge? gesinge?

EINE NEUE HYPOTHESE ÜBER DIE HEIMAT HARTMANNS VON AUE.

Was ich im nachfolgenden biete, entstammt einer momentanen combination, welche bald so viele überraschende bestätigungen fand, dass ich eine zeit lang des glaubens war, es sei nun würklich die heimat des liebenswürdigen dichters gefunden; wenn anders die germanisten keinen widerspruch dagegen erhöben, dass der 'Schwabe' so weit nach süden verschoben werde. im laufe der untersuchung stellten sich nun allerdings bedenken ein, so dass ich heute dem ergebnisse recht kühl gegenüberstehe. ich schwankte daher, als ich nach dem osten Deutschlands berufen wurde, ob es nicht besser sei, die ganze arbeit liegen zu lassen; ich sagte mir freilich, dass die neue hypothese trotz allen bedenken weit besser begründet sei als die alten und dass die untersuchung, selbst wenn das ergebnis falsch wäre, sowol für Hartmann und sein verständnis wie für die geschichte der herren von Tengen und ihres gebietes mancherlei neues erbringen würde.

Nun ist aber die frage doch vor das publicum gebracht, und mein schweigen könnte falsch gedeutet werden. denselben gedanken wie ich hat auch der als gründlicher kenner der schweizerischen geschlechtergeschichte bekannte dr Zeller-Werdmüller gehabt, und wir hatten gelegenheit, unsre gründe teils mündlich teils schriftlich auszutauschen. meinerseits hatte ich bei meinen studien über die standesverhältnisse der minnesänger den Armen Heinrich herangezogen, und es fiel dabei meine erinnerung auf einen 'Heinricus de Ouwa', dem ich im züricherischen urkundenbuche einmal begegnet war. ich verfolgte mit zunehmender spannung den faden und wante mich, nachdem ich das gedruckte material verarbeitet hatte, um etwaiges ungedrucktes zu erhalten, an den liebenswürdigen Züricher staatsarchivar prof. dr Schweizer, der mich dann aufs eifrigste unterstützte. durch ihn erfuhr ich, dass hr Zeller-Werdmüller auf die gleiche vermutung gekommen war. unser austausch zeigte, dass wir dieselben gedankengänge gehabt, dieselben folgerungen gezogen hatten. schon darin ligt eine bürgschaft dafür, dass unsre ergebnisse nicht wertlos sind. ich wollte das thema bearbeiten, über das ich in Freiburg einmal einen vortrag hielt, von dem auch in den zeitungen be-

richtet wurde. trotzdem hätt ich wol von einer veröffentlichung abstand genommen. nun hat aber auf die anregung Meyers von Knonau Zeller-Werdmüller seine studien seinen landsleuten in dem Züricher taschenbuche vorgelegt (1897. s. 133—144). dass ein Züricher für seinen kanton kämpft, wird von vornherein zweifel erwecken; mich verbindet keinerlei sympathie mit dem boden, auf den ich Hartmann vAue verweisen zu müssen glaube. Zeller-Werdmüller hat sich, ohne die quellen genau anzuführen, an seine landsleute gewant, ich möchte mich unter zugrundelegung meines vortrages mit den fachgelehrten unterhalten. schon durch die überschrift hab ich es übrigens klargestellt, dass meine ansicht nichts als eine hypothese ist. sollte sie sich als irrig erweisen, so ist einmal wider der versuch mislungen, einer historischen persönlichkeit heimat und boden nachzuweisen. ich wenigstens würde mich darüber sehr leicht zu trösten wissen.

I. Was lässt sich aus Hartmanns werken selbst gewinnen?

Hartmanns dichtungen gewährten bisher nur sehr wenige lebensdaten. dass er nach Schwaben gehört, um 1210 noch lebte, 1215—20 etwa gestorben ist, an einem kreuzzuge (wahrscheinlich dem von 1197) teilnahm, dienstmann, ministeriale eines herren, keines klosters war, eines herren, der zu Aue safs, das ist, von der innern, geistigen entwicklung abgesehen, alles was wir wissen[1].

Aber es lässt sich doch noch weit mehr aus dem Armen Heinrich gewinnen, als man bisher geglaubt hat.

Man darf sich da nicht auf die einleitungsworte:

Ein ritter sô gelêret was
daz er an den buochen las
swaz er dar an geschriben vant.
der was Hartmann genant,
dienstman was er ze Owoe

beschränken, sondern muss den ganzen inhalt des gedichtes prüfen. einmal steht es fest, dass H. seinen stoff einer geschriebenen quelle entnahm. das erweisen die worte: *nu beginnet er iu diuten ein rede die er geschriben vant.* anderseits ist aber der stoff nicht etwa aus weiter ferne hergeholt, sondern er gehört der heimat des dichters an, ja noch mehr, der 'arme

[1] ich folge hier dem schönen werke Schönbachs.

Heinrich' ist ein spross des herrengeschlechts, dessen dienstmann der dichter war. zwar ist dieses verhältnis nicht ausdrücklich hervorgehoben, es ergibt sich aber mit notwendigkeit aus folgender betrachtung. die verse:

sîn name was gar erkennelich
und hiez der herre Heinrich,
und was von Ouwe geborn

geben als heimatsort des armen Heinrich denselben ort an, den der dichter kurz vorher als seinen dienstort bezeichnet hat. auch Rudolf von Ems, der dienstmann der grafen von Montfort, nennt sich in gleicher weise im Wilhelm von Orlens einen dienstmann zu Montfort.

Wenn es bisher nicht gelingen wollte, die heimat H.s zu bestimmen, so wird man vielleicht glücklicher sein, wenn man den versuch macht, die heimat des armen Heinrich zu suchen. dafür werden wir den gehalt des gedichtes verwerten dürfen — und ich meine, seitens der germanisten ist der springende punct doch nicht genügend erkannt. auch das verständnis des gedichtes selbst wird gewinnen.

Die voraussetzung von alledem ist freilich folgende. Hartmann fand seinen stoff in einer geschriebenen quelle, er ist also nicht gleichzeitig. wir müssen nun annehmen, dass H. den stoff nicht in dem sinne verzerrte, dass er für seine zeit und seine heimat fremde oder unmögliche situationen hineintrug. wir haben einen grund dafür, dass das zu tun H. fern liegen muste. H. diente sehr wahrscheinlich dem geschlechte als dienstmann, dessen ahnherr eben dieser Heinrich war. er konnte also nicht darauf ausgehn, den ruhm des geschlechtes, dem er in dem einen kreuzliede seine treue anhänglichkeit so rührend bewiesen hat, herabzusetzen. wir werden also den grundkern der erzählung zwar poetisch verklärt, dichterisch umgestaltet, aber nicht verzerrt und zu ungunsten des herrengeschlechts umgestaltet wider finden müssen. die zustände des gedichts müssen sich im wesentlichen in der würklichkeit nachweisen lassen. wer Hartmann localisiert, wird auch den Armen Heinrich in seinen wesentlichen elementen fixieren müssen.

Kein dichter — und gewis kein mittelalterlicher hat sich auf das photographieren von zuständen verlegt. wir werden überall mit der naiven übertreibung zu rechnen haben, der jeder edle

ein ausbund aller tugenden sein muss, wo der kreis der verwanten stets hoch und angesehen ist, wo die milde des herrn etwas selbstverständliches ist. diese schilderungen conventioneller art beruhen ja darauf, dass dem mittelalter das verständnis der eigenart eines menschen, des individuellen abgieng. wir werden uns daher hüten müssen, solche momente zu verwerten. es bleibt noch immer ein residuum zurück, das echt aus der legende von dem dichter übernommen sein muss, wie jene es unverfälscht aus der würklichkeit herübergenommen haben muss, weil diese elemente sich an die rechtlichen voraussetzungen der ganzen legende anknüpfen.

Wir werden ein besonderes augenmerk auf die standesverhältnisse richten müssen. wie es um die stellung der freiherren im 12 und 13 jh. stand, habe ich in meiner untersuchung über die standesverhältnisse der minnesänger (Zs. 39, 194 ff) näher behandelt, ich darf wol kurzer hand darauf verweisen.

Der arme Heinrich war ein freiherr:

er hete ze sînen handen
geburt und dar zuo rîcheit. (38 f)

noch deutlicher spricht sich das in den folgenden versen aus:

sîn geburt unwandelbære
und wol den fürsten gelîch. (42 f)

Schönbach hat aus den zwei letzten zeilen den schluss gezogen, Heinrich sei ein fürst gewesen. es ergäbe sich daraus für Heinrich eine ganz enge auswahl. der ältere reichsfürstenstand umfasste nun freilich alle grafen und burggrafen, aber seit 1180 gab es nur 16 weltliche reichsfürstentümer mehr, zu denen noch fünf familien kommen[1]. es fallen davon auf Schwaben nur die schwäbischen herzöge, also die Staufer, der herzog Welf und die herzöge von Zähringen. von selbst verbietet es sich, unter ihnen Heinrich zu suchen. aber auch unter den ehemaligen reichsfürsten, den grafen, kann man Heinrich nicht suchen; denn die grafschaften waren längst erblich geworden und es wäre doch sonderbar, wenn dann Heinrich nicht von Hartmann als graf bezeichnet worden wäre.

Jene verse nötigen aber durchaus nicht zu dem von Schönbach gemachten schluss, ja wenn es heisst, Heinrich sei an geburt den fürsten gleich gewesen, so ist doch daraus zu ent-

[1] vgl. Schröder Deutsche rechtsgeschichte[2] s. 481.

nehmen, dass er in andrer beziehung den fürsten nicht gleich war. und es gab eine solche weitverbreitete classe, es waren die freien herren, die freiherren. ihre töchter konnten ehen mit fürsten abschliefsen, ohne dass dadurch die nachkommen an ihrem fürstenstande schaden litten. das geburtsrecht stellte sie in ehesachen gleich, nicht aber in der würde. auch der weitere inhalt des gedichtes stimmt durchaus dazu, dass der arme Heinrich ein freiherr war.

Ihn befiel nun die miselsucht, der aussatz. das leiden wurde als unheilbar erkannt, von Salerno heimgekehrt gab er sein erbgut wie seine fahrende habe fort, seine armen verwanten bereicherte er damit, auch fremden armen gab er davon, auch an gotteshäuser fiel manches. von einem ähnlichen vorgange haben wir aus historischen quellen bericht. der letzte der herzöge von Steyermark aus dem Traungauer hause, Ottokar († 1192), war von einer pilgerfahrt in das hl. land mit dem aussatze behaftet heimgekehrt. 1186 entschloss er sich, zu seinem erben seinen babenbergischen vetter Leopold einzusetzen, wobei den dienstmannen grofse rechte eingeräumt wurden, welche die landständischen rechte derselben begründeten. aber die regierung scheint er doch nicht aus den händen gegeben zu haben. es lässt sich das — soweit ich sehe — wenigstens nicht feststellen. im übrigen konnte ein aussätziger nicht zum deutschen könige gewählt werden[1] und ebenso wurde ein solcher erbunfähig[2].

Nur etwas behielt sich der arme Heinrich vor : '*ein geriute*' (259), dorthin floh er vor den menschen — es war das also ein dem verkehr entzogenes rodungsgebiet, das übrigens von eigenleuten besiedelt war.

Der verwalter desselben, der meier, wie er v. 295 und öfters genannt wird, war aber nun nicht, wie es sonst bei den meiern, namentlich der klöster, regel war[3], ein dienstmann, ein ministeriale — sondern

daz was ein frîer bûman (269).

wir werden bald sehen, dass das keine nebensächliche floskel ist, vielmehr darin der schlüssel für die endgiltige lösung der ganzen handlung gegeben ligt. der meier war von seinem herrn stets milde behandelt worden, steuer und bede hatte er ihm nicht aufgeladen,

[1] Schwabenspiegel Landrecht c. 123 (ed. vLassberg).
[2] Schröder aao. 260. 717. [3] vgl. Jahrb. f. schweiz. gesch. 18, 100 f.

des enwas deheiner sîn gelîch
in dem lande alsô rîch (281 f).

bei dem meier fand nun der herr unterkunft, ja eins der kinder ist es, welches sich für ihn opfern will. das gefühl des meiers, nie wider einen so guten herrn zu erhalten, tritt im gedichte widerholt hervor. das verwendet auch sehr würksam die maid: sie schildert den eltern ihr loos, wenn der herr stirbt. nach dem rechte wird sie dereinst die gattin eines 'freien baumanns' werden sollen, sie erkiest sich aber Christum, den vergleicht sie mit einem freien baumann, auf seinem hofe ist weder frost noch hunger, da wird der feldbau nicht von feuer oder hagel geschlagen oder von der woge weggespült.

Sie will sich opfern, sie geleitet den aussätzigen herrn nach Salerno, im letzten augenblick verhindert Heinrich aber das opfer und wird dann durch Gottes gnade gesund.

Der natürliche abschluss des gedichtes ergibt sich dem dichter von selbst. der genesene heiratet die, welcher er die gesundheit verdankt. aber ist das angängig? kann ein freiherr eines bauern tochter heiraten? sehen wir zu!

Wie er heimkehrte, ritten ihm '*sîne friunt*' entgegen (1387 ff), er wurde viel reicher denn eh des gutes wie der ehren (1430 f). dem meier gab er das breite gereute mit den darauf wohnenden eigenleuten zu eigen; aber die tochter wollte er höher belohnen.

Nu begunden im die wîsen
râten unde prîsen
umb êlîchen hîrât. (1451 ff)

Er will aber nicht ohne den rat der verwanten und der dienstmannen handeln. 1463 f:

dô er si alle dar gewan,
beide mâge unde man . .

Viele vorschläge tauchen auf, aber keiner kommt auf des meiers tochter.

Da unterbricht der freiherr die beratung, er fragt, wie er dem danken solle, dem er durch Gottes hilfe die gesundheit schulde. er schlägt also scheinbar ein neues thema an. es hat noch niemand daran gedacht, dass er die bauerntochter zur gemahlin erheben könne. jetzt aber lenkt er selbst die beiden themata zusammen 1493 ff:

iu ist allen wol gesaget	*sô wil ich sî ze wîbe hân.*
daz ich von dirre guoten maget	*zwâre, mac daz niht ergân,*
mînen gesunt wider hân,	*sô wil ich sterben âne wîp,*
die ir hie sehent bî mir stân.	*wan ich êre unde lîp*
nû ist sî frî als ich dâ bin:	*hân von ir schulden.*
nu rœt mir aller mîn sin	*bî unsers herren hulden*
daz ich sî ze wîbe neme.	*wil ich iuch biten alle*
got gebe daz ez mir gezeme:	*daz ez iu wol gevalle.*

Also Heinrich will sich ihr vermählen, weil sie, wenn auch bäuerlichen, so doch freien standes ist, aber er fürchtet, dass verwante und dienstmannen nicht zustimmen und die ebenbürtigkeit nicht anerkennen. er wirft ihnen den entschluss entgegen, sich überhaupt nicht zu vermählen, wenn man ihm des meiers tochter nicht verstatte.

Nu sprâchens alle gelîche
bêde arm und rîche,
ez wære ein michel fuoge (1509 ff).

auf dieses weistum der verwanten und dienstmannen hin erfolgt die vermählung des freiherrn mit der gemeinfreien bauerntochter.

Das widerspricht nun freilich durchaus dem brauche, aber es ist nicht direct gegen das recht. das weistum stimmt mit dem gemeinen mittelalterlichen rechtsgedanken überein. das recht wäre verletzt worden, wenn der 'arme Heinrich' die tochter eines unfreien bauern geehelicht hätte. man sieht, dass es zum verständnis des ganzen nötig ist zu wissen, dass der meier ein gemeinfreier hintersasse war[1]. der ganze Arme Heinrich ruht auf der feinsten beobachtung der standesverhältnisse. er behandelt den einzigen denkbaren fall, dass ein herr seine untertanin dadurch belohnen konnte, dass er sie zu seiner gemahlin erhob, ohne dadurch seine eigene nachkommenschaft in ihrem rechte herabzudrücken[2].

[1] die lesung *vrîbære* v. 225 und 447 erscheint mir nach der scharfsinnigen erörterung Burdachs Anz. XII 196 f durchaus richtig. es treten dann noch zwei stellen hinzu, in denen auf die freie geburt der maid hingewiesen ist.

[2] auf die ebenbürtigkeit der verschiedenen stufen der freien will ich nicht näher eingehn, da die tatsache ja längst klar gestellt ist. vgl. Schröder Lehrbuch der deutschen rechtsgeschichte² s. 436 ff und anmm. 65 und 154, wo auch ganz in unserm sinne der Arme Heinrich schon herangezogen ist. ich will hier nur das rechtssprüchwort: *Ein frî gebûr ist herren genôz*

Auf sie hatte auch der dichter obacht zu geben, denn der besungene Heinrich gehörte dem geschlechte an, dessen dienstmann er selbst war; er durfte also nicht eine erzählung vorbringen, welche dem geschlechte die ebenbürtigkeit mit den fürsten geraubt hätte.

Dieser kern der legende muss echt, muss historisch sein; eine solche halbe misheirat, eine bauernheirat erfindet ein dichter nicht zum nachteil eines geschlechts, dem er treu dient. es kann deshalb Hartmann auch nicht eingefallen sein, diesen stoff auf das haus seines herrn zu übertragen, mit andern worten, es scheint mir notwendig anzunehmen, dass Hartmann eine stammeslegende seines herrengeschlechtes in verse gekleidet habe. das erste bedenken schleicht sich hier freilich ein; denn H. beruft sich auf eine schriftliche quelle, nicht auf die mündliche überlieferung. ich glaube, man wird aber trotz diesen bedenken von dem, der die heimat des sängers nachweisen will, verlangen müssen, dass er uns einen freiherrn Heinrich, der einen ort Au in seiner herschaft hat, vorführt. es muss sich die erzählung in einer gegend abspielen, in der es 'gereute', in der es noch um 1200 freie bauern gab. wir werden wo möglich noch freie meier nachweisen müssen. es sind damit von vornherein weite gebiete Schwabens ausgeschlossen.

II. Ist die hypothese bezüglich Niedernau begründet?

Fast allgemein wird heute angenommen, dass Hartmann dem noch heute blühenden, 1688 in den reichsfreiherrenstand erhobenen geschlechte von Ow angehöre, das sich nach dem heutigen Niedernau bei Tübingen nennt[1]. rückwärts lässt sich diese familie bis in das ende des 13 jhs. verfolgen[2]. es erscheint aber in ihr nicht der vorname Hartmann, wie auch das wappen derselben (geteilt gold-blau, oben schreitender, doppelschweifiger, roter löwe. helmzier : ein halbes mühlrad) zu dem was die

hervorheben. nebenbei bemerkt ist auch im Meier Helmbrecht der vater ein *frîman*, die mutter ein *frîwîp*.

[1] die frühere ansicht, Hartmann stamme von Au im Breisgau, ist allgemein aufgegeben. der dort 11.1 und 1203 nachweisbare Heinricus ist ein zähringischer dienstmann, kein freier herr. vgl. Bauer Germ. 16, 155.

[2] bezüglich der Niedernauer hypothese vgl. vor allem vOw Germania bd 16 und 21, LSchmid Des minnesängers HvA. stand, heimat und geschlecht. Tübingen 1874 und Schön Die verschiedenen familien von Ow in Vjschr. f. wappen-, siegel- und familienkunde bd 18.

grofse Heidelberger hs. dem dichter gibt nicht stimmt : es sind das drei weifse adlerköpfe im blauen felde, als helmzier ein weifser adlerkopf. das geschlecht gehörte zu den dienstmannen der grafen von Hohenberg. nun erscheint bei diesen, deren stammbaum genau bekannt ist, nicht der name Heinrich, auch sahen wir vorhin, dass wir in dem Armen Heinrich keinen grafen, sondern einen freiherrn zu suchen haben.

Nun gibt es allerdings einen freiherrn, der sich nach diesem Ouwa benennt.

Er begegnet uns in einer urkunde, welche die uns bekannte älteste zollersche klostergründung Alpirsbach betrifft. sie gehört in die tage könig Lothars (1125—1133). es heifst darin : *Tempore vero Lotharii regis Fridiricus, Fridirici filius, Alpirsbachensis advocatus . . . . sub testimonio ministerialium suorum et hominum sine omni contradictione prefatę ecclesię confirmavit. Hęc autem sunt nomina liberorum hominum, sub quorum presentia ista facta sunt : Heinrich de Luphun, Marcwart de Ascha, Woluerat de Ouwa, Adelbertus de Wachindorf et alii quam plures idonei testes, tam ingenui homines quam gnari milites* (Württ. ub. I nr 284). es ist nun unzweifelhaft Heinrich von Lupfen ein freiherr, auch gab es freiherren von Eschach in der nicht weit davon entlegenen gegend von Villingen[1], wir werden also auch wol die beiden folgenden als standesherren durchlassen müssen, zumal in jener zeit die urkunden an sich keine beweiskraft hatten und die zeugen deshalb vor allem aufführten, um auf sie im falle des streites zurückgreifen zu können : deshalb nennt man auch vor allem die freien, weil sie allein im gerichte völlige beweiskraft haben. auf diese urkunde allein kann man also auch nicht, wie LSchmid das tut, den beweis stützen, dass diese Aue vasallen der Zollern gewesen seien. wir haben nur dieses eine zeugnis. einen andern versuch könnte man machen, aus spätern quellen zu erweisen, dass es würklich eine herschaft von Aue gegeben habe. da glaube ich mich nun aber völlig mit den nachweisungen Schmids — eines bewährten kenners der hohenbergischen geschichte — begnügen zu dürfen, der das läugnet. wir haben

[1] Krieger Topogr. wb. des grherzt. Baden s. 153. vAlberti Württemb. adelsbuch notiert weder unter Asch noch unter Eschach einen adlichen dieser zeit.

es also mit einer vereinzelten person zu tun, von der wir blutwenig wissen. der vorname stimmt nicht zum Armen Heinrich.

An combinationen hat es nicht gefehlt. frhr. vOw hatte einst den minnesänger diesem freiherrngeschlechte zugerechnet: er sei nur kurze zeit dienstmann gewesen. das hatte Schmid schlagend widerlegt und die verschiedenheit beider geschlechter gezeigt. neuerdings hat der überaus kenntnisreiche genealoge ThSchön einen notbehelf gefunden. er stellt zwei linien desselben hauses nebeneinander: die freiherrliche und die dienstmännische. er müste also consequent annehmen, dass der eine zweig des hauses des andern diener war. eine parallele zu diesem verhältnisse ist mir wenigstens nicht bekannt. die verschiedenheit der wappen bleibt auch dann noch unerklärt, und auch dann ist der name Hartmann nicht unterzubringen.

III. Die herren von Au-Eglisau.

Es gibt nun aber einen freiherrn, welcher sich glattweg Heinrich von Au nannte. das Züricher urkundenbuch brachte in seinem zweiten bande eine dem jahre 1238 angehörende urkunde über einen tausch zwischen Reinhard, dompropst zu Strafsburg, in seiner eigenschaft als leutpriester von Küsnacht (am Züricher see) und dem östlich davon gelegenen kloster Rüti[1]. Reinhard handelt *de consensu fratris nostri Heinrici de Ôwe*. dass es sich um einen freiherrn handelt, kann man schon aus diesem einen documente schliefsen, da das Strafsburger domcapitel den niederen adel ausschloss. wir wissen auch aus andern quellen mit sicherheit, dass der dompropst Reinhard ein freiherr von Tengen war. zunächst müssen wir bei dem namen 'Au' bleiben. es ist auffallend genug, dass noch niemand auf Eglisau verfallen ist, obwol dieser ort in älterer zeit stets diesen namen trägt. die nachrichten über den ort sind aus älterer zeit freilich dürftig genug.

Von einer schenkung an das kloster Rheinau 892 werden wir sofort zu unsrer urkunde geführt. aber noch viel länger heifst der ort regelmäfsig 'Au'. erst im jahre 1368 erscheint nach Wild[2] die form *Eglinsowe*, auf deren etymologie und event. verwantschaft zu dem gegenüberliegenden *Seglingen* ich nicht näher eingehe.

Wo ligt denn dieses Eglisau, von dem wol die wenigsten leser je gehört haben? es greift bekanntlich die Schweiz nicht

[1] Zür. ub. II 15. [2] Am Züricher Rheine, Zürich 1883, s. 70.

allein im canton Basel und Schaffhausen auf das rechte Rheinufer hinüber, mitten zwischen beiden schiebt sich auch ein zipfel des cantons Zürich bis in den Klettgau vor. das städtchen, welches die verbindung aufrecht erhält, ist Eglisau; denn dort ist die verbindende brücke. der Rhein trägt zwischen Basel und Konstanz eine reihe solcher mehr oder weniger alten brücken: es folgen sich flussaufwärts die von Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg, Kaiserstuhl, Eglisau, Rheinau, Schaffhausen, Diessenhofen und Stein. der verkehr in der flussrichtung hat Eglisau wol nie berührt. auf dem rechten Rheinufer liefs der directe weg von Schaffhausen nach Waldshut Eglisau weit links liegen. auf dem linken Rheinufer stofsen oberhalb von Eglisau die zwischen der Glatt, der Töss und dem breiten mündungstale der Thur sich vorschiebenden bergeszüge hart an den Rhein, der sich in engem tale zwischen den beiderseitigen bergen durchwinden muss. so blieb Eglisau von vornherein nur der verkehr von nord nach süd und umgekehrt, der im süden ein natürliches centrum in Zürich hatte, im norden entsprach dem aber nichts. hier legte sich der Hohe Randen um den westen des Hegaus und den osten des Klettgaus. wer ihn umgehn will, konnte auch bei Schaffhausen oder Rheinau einerseits oder anderseits bei Kaiserstuhl oder auf der Rheinheimer fähre dem wichtigen markte von Zurzach gegenüber über den Rhein setzen. die natürlichen vorbedingungen für die blüte einer gröfseren stadt waren somit nicht gegeben, immerhin konnte hier eine kleine stadt in anlehnung und zur beherschung der brücke gedeihen. so wird denn auch sehr früh und oft diese brücke erwähnt.

Schon 1249 erhoben die herren von Tengen dort einen brückenzoll, von dem das kloster Wettingen damals befreit wurde (ZUb. II 238). 1254 wird Eglisau zum ersten male eine stadt genannt und eine urkunde *ex utraque parte Reni et opidi Owe, extra ipsius opidi munitionem et portas secundum consuetudinem donationum in strata regia et publica, sub aere libero, non concluso* ausgestellt (ZUb. II 342 f). 1264 wird zum ersten male die herschaftliche burg genannt. widerum räumen zwei edelherren von Tengen dem kloster Wettingen das recht ein, sich jährlich zwei mühlsteine aus den tengenschen steinbrüchen zu holen und sprechen die mönche vom zolle frei. *Acta sunt hec in domo nostra Owe prope stupam in via, que ducit ad pontem* (ZUb. III 356).

Die burg war sehr geschickt angelegt. sie war dazu bestimmt, die brücke zu beherrschen, deren kopf sie bildete. der fluss wurde durch sie gleichfalls bestrichen. es war die verbindung zwischen den rechts- und linksrheinischen besitzungen der freiherren. zum glücke sind uns der grundriss wie eine ansicht der burg erhalten[1]. inmitten der anlage stand der alte turm, der aus buckelquadern errichtet war. die rundbogige eingangsthüre befand sich hoch oben an der ostseite. der turm war also wol von vornherein ein streit- kein wohnturm. nach diesen angaben dürfen wir ihn wol schon vor 1250 ansetzen, vielleicht geht der bau aber in die zeit Hartmanns zurück. an den streitturm schloss sich nach dem flusse zu die ritterwohnung. sie war gleich fest und aus demselben tufsteinmaterial gebaut wie der turm selbst. Zeller-Werdmüller scheint beide bauten als gleich alt anzusehen.

Dieser Heinrich von Au von 1238 kann natürlich mit dem 'armen Heinrich' nicht identisch sein. scheinbar versagen nun alle weiteren hilfsmittel, für Eglisau fehlt es für die uns wichtigste zeit von 1150—1220 an jeder weiteren nachricht. doch es gibt noch ein zeugnis, das für uns hochbedeutsam ist. in späterer zeit war auch das südlich von Eglisau gelegene städtchen Bülach tengenscher besitz. dass das verhältnis alt war, wird sich sofort ergeben. da haben wir nun eine ins jahr 1188 zurückgehnde urkunde, worin ein streit der pfarrkirche Bülach mit der nach ablösung strebenden tochterkirche in Hasli gütlich beigelegt wird[2]. auf seiten der tochterkirche treten auf: *Chûnradus plebanus capelle de Hasela* und *Egelolfus advocatus ecclesie in Hasela*, die mutterkirche vertreten *Regenhardus plebanus de Bullache* und *Heinricus advocatus ecclesie Bullache*. wer sind nun diese vögte? es ist gar nicht so häufig, dass vögte von pfarrkirchen erscheinen, es ist das eine etwas prätentiöse titulatur für den patronatsherrn, und ich finde sie nur verwendet, wenn es sich um hochadliche herren handelt.

Egilolf ist nun der gebräuchliche vorname des sich nach eben diesem Hasli nennenden freiherrngeschlechts. zum ersten

[1] abbildung der burg bei Zeller-Werdmüller Mittelalterliche burganlagen der Ostschweiz (Mitteilungen d. ant. gesellsch. Zürich 57) taf. 1. grundriss u. beschreibung in dess. verf. Zürcherischen burgen (Mitteilungen 58, 305 ff).

[2] ZUb. I 225 f.

male kann ich ihn 1219 nachweisen [1]. die pfarrei Bülach war später tengenschen patronats. es kann um so weniger ein zweifel sein, da der pfarrer von 1188 den echt tengenschen vornamen Reinhard führt; es war also schon wol damals ein jüngerer sohn der patronatsfamilie zum pfarrer gemacht.

Ich glaube, es ist gar kein zweifel, dass der Heinrich der urkunde von 1188 ein Tengen ist, er war also ein zeitgenosse Hartmanns von Aue, und er dürfte — wenn unsere hypothese richtig sein sollte — den anspruch erheben können, der vom dichter MFr. 210, 23 ff so rührend besungene herr desselben gewesen zu sein.

Weitere quellen über Bülach und Eglisau giebt es nicht, wir müssen mit dem ergebnisse uns begnügen, dass beide orte tengenscher besitz sind, sobald sie auftreten.

Doch wir sind noch immer nicht in die tage, welchen das vorbild des armen Heinrich angehört, rückwärts vorgedrungen. wie lange lässt sich der name Heinrich im hause Tengen nachweisen [2]?

Es sind mir 42 vor 1250 ausgestellte urkunden bekannt geworden, in denen der name von freiherrn von Tengen erscheint, wobei ich den geistlichen gliedern nicht besonders sorgfältig nachgegangen bin.

In folgenden urkunden erscheinen freiherrn von Tengen:

1080 märz 1. *Gerolt de Tengin.* Quellen z. schweiz. gesch. III 1, 15.

1090 april 14. *Růdolf de Tengin.* ebda 17.

1091 juni 7. *Burchart de Tengen.* ebda 17.

1100 febr. 27. *Signum Růdolfi de Dengen et Burchardi de D.* ebda 58.

1112 april 22. *Burchardus de Tengin.* ebda 83.

1135. B. von Rheinhart für Schaffhausen. unter den zeugen *Heinricus et Růdolfus nepos ejus de Tengin.* ebda 113.

1167 dez. 27. bischof Otto von Konstanz für kl. Schaffhausen. unter den zeugen *Heinricus de Tengin.* ebda 124.

1184 od. 1185 sept. 22. papst Lucius III beauftragt den bischof von Constanz und die äbte von Reichenau und Rheinau, das kloster Allerheil. in

[1] ZUb. I 279. später sehr oft. vgl. d. register zum II und III bande.

[2] über die tengensche herschaft im Hegau vgl. Tumbült in den Mitteilungen d. inst. f. österr. geschichtsf. ergänzungsband 3, 665 ff und Kindler vKnobloch Oberbadisches geschlechterbuch s. 208, dessen angaben zt. allerdings irrig sind: so bringt er viele des geschlechtes Thiengen hinein, auch der dort gegebene stammbaum ist nicht correct. 1548 starb das inzwischen gräflich gewordene freiherrengeschlecht aus.

Schaffhausen im besitz der kirche Büttlingen gegen die ansprüche des *advocatus H. de Tengen asserens se in ecclesia illa jus advocaturae habere*, zu schützen. schon der vater des *H.* hatte in den tagen des vorgängers des bischofs von Constanz — also zwischen 1174—1189 gleichfalls dasselbe getan, bis die kirche an Allerheiligen zurückgegeben war. ZUb. I 214.

1155 juli 31. siehe im texte betr. kirche in Bülach. *Heinricus advocatus. Regenhardus plebanus.*

1159 april 26. kaiser Friedrich I bestätigt dem kloster Allerheiligen seine besitzungen. *Ecclesiam quoque Bussingin cum suo iure, cuius investituram Heinricus de Tengin contra ius et fas obtinere nisus fuit, mediante demum pecunia nobis coram positus in urbe quadam Lombardie, que Brixia nuncupatur, quia nichil iuris habere videbatur, precise abdicavit et post ipse cum filiis suis ab huius querimonie inanes pulsatione in perpetuum cessare fidelissime compromisit.* ZUb. I 230. diese handlung in Brescia kann stattgefunden haben 1154. 1155. 1158. 1164. 1166. 1184 und 1185.

1159 mai bis 1190 märz 25. *Imbriacensis prepositus Regenhardus* dürfte hierher zu zählen sein. Embrach liegt südlich von Eglisau, später waren wiederholt Tengen mitglieder dieses nach Straßburg hin gravitierenden stiftes. ZUb. I 233.

1206. *Reinhardus portarius eccl. Argent.* Straßb. Ub. I 122. dieser Reinhard wird 1211 dompropst und erscheint als solcher in zahlreichen urkunden, die ihn als einen sehr einflussreichen mann darstellen, bis 1240. die meisten andern auf ihn bezüglichen urkunden habe ich nicht berücksichtigt.

1208. *R. de Tengin* als abt von Schaffhausen bezeichnet. wird als Rudolf ergänzt. SGaller Ub. III 52.

1209. *Heinricus advocatus de Tengin nobilis.* ZUb. I 244.

1213. *C. de Tengen, Const. canonicus.* Regesten der bischöfe von Constanz nr 1258.

1220 märz 23. *Regnardus plebanus de Bullaco.* ZUb. I 284.

1221. *dominus R(einhardus) de Denge Argentinensis canonicus*, verschieden vom dompropst. Straßb. Ub. I 154 u. öfter.

1223 nov. 22. *R prepositus Argentinensis.* ZUb. I 301.

1228 sept. 2. SGaller mönch: *Berhtoldus de Tengin.* SGaller Ub. III 78.

1232. *nobiles viri H. de Tengen et filii ejus*, dann *R. Argentinensi preposito.* Fürst. Ub. I 159.

1235 april 10. *Heinricus de Tengin miles nobilis.* ZUb. II 2.

1236 febr. 20. *C. de Tengen.* SGaller Ub. III 92.

1238 mai 10. *H. nobilis de Tengin.* ZUb. II 12.

1238 (vor sept. 24). *Reinhardus, majoris Argentinensis ecclesie prepositus et plebanus ecclesie in Kussenach* und *frater noster Heinricus de Owe.* ZUb. II 15.

1240. unter den conventualen der Reichenau: *Friderico de Tengin.* vWeech Cod. Salem. I 238.

1241 mai 28. *C. et H. fratres de Tengin.* ZUb. II 52.
1241 juni 1. wie vor. ebda II 54.
1241 juli 9. *H. de Thengin .. nobiles.* ebda II 59.
1241 juli 9. *H. de Tengin .. nobiles.* ebda II 60.
1243 märz 8. *Fridericus de Thengin*, klosterherr der Reichenau. Thurg. Ub. II 519.
1243 märz 10. *C. et H. de Tengen.* ZUb. II 84.
1244 april 25. *Rainhardus de Tengin canonicus Argentinensis .. H. de Tengin.* ZUb. II 107.
1244 april 25. ebenso. ebda II 109.
1246 nov. 29. *Fridericus kamerius de Tengin*, kämmerer der Reichenau. vWeech I 267.
1247 vor sept. 24. *H. nobilis de Tenge.* ZUb. II 177.
1248 febr. 13. *Renaudus canonicus Argentinensis frater nobilium virorum Corradi et Henrici dominorum de Tengen.* ZUb. II 200.
1248 april 15. *R. de Tengen et C. de Loufen, canonici eccl. nostre (i. e. Argentinensis) .. C. de Tengen.* ZUb. II 209.
1248. *H. de Tenge.* ZUb. II 228.
1248. *C. et H. fratres de Tengin.* ZUb. II 229.
1249 januar 5. *nobiles C. et H. fratres de Tengin.* ZUb. II 231.
1249 juni 15. *Cůnradus et Heinricus, germani fratres, nobiles de Tenge .. de consensu uxorum nostrorum videlicet Adilheidis et Ite et prolis nostre.* ZUb. II 238.
1250. *Reinhardum de Denge .. et Conradum de Loufe, canonicos Argentinenses.* Fürstenb. Ub. I 196.

Von den ältesten namen : Gerold, Rudolf und Burchard hat sich über 1200 nur der name Rudolf fortgeerbt, der name Heinrich erscheint zuerst 1135, sein träger ist aber schon bejahrt, er hat einen neffen. von da ab ist dieser name der, welcher am meisten erscheint, daneben kommt Reinhard und Konrad auf; vereinzelt erscheint Berthold. den versuch, eine stammtafel herzustellen, halte ich für aussichtslos. wichtiger ist es, zu erwähnen, welche stellungen diejenigen einnehmen, welche dem geistlichen stande sich zuwanten. in den tagen Hartmanns war Reinhard pfarrer in Bülach. derselbe Reinhard oder ein anderer gleichen namens pförtner, seit 1211 auch dompropst zu Strafsburg, Rudolf abt zu Allerheiligen in Schaffhausen, ein Konrad domherr in Konstanz. wenig später war ein Berthold mönch in SGallen, ein zweiter oder dritter Reinhard domherr in Strafsburg. eine sehr angesehene stellung hatte Reinhard dompropst von Strafsburg[1],

[1] im Strafsburger capitel erscheint schon seit 1141 ein weiterer Reinhard als domherr, 1148 war er dechant, 1153—56 propst. ob er ein Tengen war, ist nicht festzustellen.

der das kloster Oberried-SWilhelm im Wilhelmertale bei Freiburg begründete; minder erfreulich ist das, was wir von Friedrich wissen, der als mönch in das kloster Reichenau eintrat und dort propst wurde. der abt bezichtigte ihn, er habe ihn ermorden wollen[1].

Den urkunden nach zu urteilen, ist die familie recht angesehen gewesen, namentlich stand sie mit den letzten grafen von Kiburg und den bischöfen von Strafsburg in näherer beziehung. als mittelpunct ihrer tätigkeit erscheint mehr Eglisau, wo viele urkunden der freiherrn ausgestellt wurden, das also die eigentliche residenz war, als das weiter nördlich jenseits des Hohen Randens im Hegau belegene stammgebiet, in dem die stadt Tengen ligt. sie haben dieses ja auch schon im 13 jh. an die Klingenberger veräufsert[2]. der schwerpunct der tengenschen herschaft lag eben im Rheingebiete.

Ihr besitz um Eglisau umfasste, wie sich zt. nur aus jüngern quellen feststellen lässt, nördlich des Rheines noch nicht ganz das stück, das heute — eben auf grund der erwerbung von Eglisau — zum canton Zürich gehört. südlich erstreckte sich die herschaft bis auf die höhen des Irchel, bis Embrach, Rümlang, Klotten und über Glattfelden hinaus. innerhalb dieses bezirkes gibt es mehrere orte, die noch heute den namen Rüti tragen: ein hof am Irchel oberhalb der burg Freienstein und ein Annenrüte bei Glattfelden. ein meierhof der herren vTengen lag bei Oberglatt, und 1268 verkaufte Heinrich vTengen seinen hof, *que dicitur curtis villicatus in Obrunglatte* an die brüder Manesse von Zürich. an dem hofe haftete das *ius districtus, quod vulgo dicitur gitwink*, es ist die niedere gerichtsbarkeit (ZUb. III 113). nur 2 km ligt ein drittes Rütti von Oberglatt entfernt. es wäre natürlich allzukühn, das gereute des Armen Heinrich geradezu mit einem der genannten identificieren zu wollen; es kommt nur darauf an, nachzuweisen, dass in der gegend von Eglisau der arme Heinrich denkbar ist.

Diese landschaft war damals die heimat vieler adelsgeschlechter[3]. die grafen von Kyburg und Habsburg hatten nicht weit von Eglisau besitzungen. um den Irchel safsen die freiherrn von Eschlikon,

[1] Schulte Über freiherrliche klöster in Baden in der Festschrift d. universität Freiburg s. 110. 115 f.

[2] Habsburgisches urbarbuch ed. Maag s. 352 ff mit allen erläuterungen.

[3] vgl. die dem 1 hefte des IV bandes des ZUb.s beigegebene karte.

Humlikon, Radegg, Tüfen, Freienstein (linie der Hasli) und Wart. südlich von Eglisau waren die Hasli und Regensberg begütert, westlich die Kaifserstuhl und Wasserstelz, nördlich des Rheins die von Balm. als die mächtigsten unter ihnen haben neben den grafen die Regensberger und Tengen zu gelten. nicht alle diese geschlechter hatten dienstmannen, wol aber die Tengen, für sie werden die Rümlang, Bülach, Wil und Rüti in anspruch genommen.

Gab es aber auch hier noch freie bauern? auch das war der fall. da das tengensche archiv fast völlig zu grunde gegangen ist, sind wir über die nächste umgebung von Eglisau schlechter unterrichtet, als über die weitere. für jene beweist aber schon das weistum von Winkel die existenz von freien[1]. blättert man aber im Österreichischen urbarbuch die nächstgelegenen ämter durch, so findet man fast dorf für dorf noch freie bauern, in Oetwil gab es noch 1264 eine genossenschaft der freien leute (ZUb. III 356). mir ist keine gegend bekannt, wo um 1300 die freien bauern noch so dicht safsen, wie in diesem nördlichen teile des cantons Zürich.

Selbst ein 'freier baumann' ist als meier, also als vollendetes gegenbild des meiers im Armen Heinrich nachzuweisen. während um diese zeit ein unfreier bauer noch gar nicht urkundet, bedient sich der freie meier sehr selbstbewuster ausdrücke. die urkunde von 1245, leider nur ein bruchstück, beginnt : *In nomine domini Amen. Ego Noggerus villicus de Siggingen, vir libere conditionis, et una mecum Richenza uxor mea legitima, dominus Růdolfus sacerdos, Noggerus, Bertoldus et Růdgerus filii mei.* besiegelt wird die urkunde durch den freiherrn Rudolf vWart, den landrichter des grafen vKyburg im Zürichgau (ZUb. II 131). dieser freie meier safs zu Siggingen am untern laufe der Reufs.

Wir sehen, dass allem nach der Arme Heinrich sehr wol auf den boden der gegend von Eglisau passt. der versuchung, das einhorn des tengenschen wappens mit der reinen jungfrau des Armen Heinrich zusammenzubringen, wird vielleicht der nicht ganz widerstehn, der in dem wappenwesen des mittelalters starke mystische und symbolische züge sucht, stärkere, als sie eine nüchterne betrachtung finden kann. wir finden zudem dasselbe sonst seltene bild mehrfach in der nördlichen Schweiz, natürlich

[1] Anz. f. schweiz. geschichte 6, 146.

mit kleinen änderungen, nicht allein bei den stammverwanten Humlikon und den tengenschen dienstmannen von Rümlang, sondern auch bei den freiherrn von Rüssegg, den dienstmannen von Gachnang, Baldwil, Hünaberg und Iberg.

In 'Schwaben' wird der arme Heinrich von seinen verwanten und dienstmannen empfangen. nun findet sich in drei zusammengehörigen urkunden[1] eine eigentümliche unterscheidung des gebietes nördlich des Rheins und südlich desselben — es heifst *una videlicet in ducatu seu districtu Suevie*, *Mure dicta*, *prope opidum Owe super ripam Reni sita*, *altera in terra districtus Burgundie in villa*, *que dicitur Glateveld*. nach dieser unterscheidung hätte die stadt Eglisau zu Schwaben, die burg aber zu Burgund gehört. diese unterscheidung widerspricht aber dem gewöhnlichen gebrauche der zeit, das gebiet bis gegen Zürich und auch darüber hinaus galt als von Schwaben bewohnt; bezeichnend ist da schon der umfang des 'archidiaconatus Burgundie', der Glattfelden usw. nicht umfasst.

Wir würden also — wenn unsre gründe nicht umgestofsen werden sollten — in Hartmann vAue einen in Eglisau lebenden und danach sich nennenden dienstmann der freiherrn von Tengen zu sehen haben.

Vielleicht kann man aber noch weiter kommen, wenn auch der boden, auf dem man zu wandeln hat, fortan noch schwankender wird.

IV. Die herren von Wespersbühl.

In der sogenannten manessischen hs. (C) führt Hartmann von Aue in blauem schilde drei silberne adlerköpfe. die Weingartner weicht nur in den farben ab. dieses wappen ist bisher nur ein einziges mal in Deutschland nachgewiesen worden und zwar bei denen von Wespersbühl. das ist schon vor langen jahrzehnten geschehen, aber da Stumpf in seiner chronik[2] zwei wappen der W. brachte und man in ihnen dienstmannen des klosters Reichenau sah und dazu der 'Arme Heinrich' gar nicht passen wollte, wurde diese combination aufgegeben, vielleicht zu vorschnell.

Zunächst kann ich die zweifel über das wappen lösen. an der urkunde von 1346, worin Rudolf von Westerspül, kirchherr zu Buch, mit seinem vetter Rudolf und dessen schwester Elsbeth, 'ehewirtin des Cůnrat Biberlin' von Zürich, die erbschaft des

[1] ZUb. II 342. 366 und III 36. [2] II s. 101.

ritters Johann vW. teilen, hängt das siegel des zweiten Rudolf mit den drei adler- bez. sperberköpfen, nur der wappenschild ist in das siegel aufgenommen [1]. auch siegel von dem ritter Johann sind erhalten, an drei in Schaffhausen erhaltenen urkunden von 1326 hängt je ein exemplar, das dasselbe wappenbild zeigt [2].

Wo ligt nun die burg Wespersbühl, oder richtiger Westersbühel? am nordflusse des Irchel entlang fliefst die Thur, an dem rechten ufer derselben erhebt sich die ruine von Wespersbühl — ein bild ist uns erhalten, dass den zustand von 1674 darlegt [3]. in einer lieblichen, weinreichen gegend lag die kleine ministerialenburg. über das geschlecht besitzen wir nur sehr unvollständige nachrichten.

Die annahme, die Wespersbühler seien dienstmannen der Reichenau gewesen, beruht ausschliefslich darauf, dass das wappen von Gallus Öheim gleich so vielen andern, die mit der Reichenau nicht enger verbunden waren, in seine chronik dieses klosters aufgenommen wurde [4]. sie besafsen wol lehen von der Reichenau, zu Diedlikon (abgeg. bei Henggart) und Alten [5], aber das hatten ja fast alle adliche der Reichenauer nachbarschaft. so viel wir auch sonst über lehen erfahren, das ist uns leider nicht überliefert, von wem die burg selbst zu lehen gieng. das würde uns den herrn sofort klarlegen. und keine urkunde benennt uns klipp und klar den herrn der Wespersbühler. am ehesten könnte man aus einer urkunde von 1257 (ZUb. III 90) etwas folgern. graf Hartmann der jüngere stellt seinem oheime darin eine grofse zahl von leuten, welche beschwören, die abmachung des grafen zu halten; die meisten sind gewis kiburgische ministeriale, nicht wenige sind aber auch freiherren und einige können auch nichts als lehnsleute sein. zwingend ist die urkunde wenigstens nicht. die burg Wespersbühl lag innerhalb der gemarkung des kiburgischen Klein-Andelfingen, es wird aber weder die burg noch das dabei zunächst gelegene örtchen Alten in dem habsburgischen urbar (s. 351) aufgeführt. unglücklicher weise liegen die güter der Wespers-

[1] Zürich staatsarchiv stadt u. land nr 2575. mitteilung von PSchweizer.
[2] wie vor. anm.
[3] abgebildet in Mitteil. d. ant. gesellsch. Zürich 59, s. 379.
[4] Quellen u. forschungen z. gesch. d. Reichenau II 154 nr 449.
[5] einträge in dem Karlsruher copialbuche 638 f. 1 s. 387 und 402. notizen von 1343 und 1374.

bühler — zu Alten, Schlatt, Diedlikon, vogtei und meierhof zu Flaach — in einem gebiete, wo die kiburgisch-habsburgischen rechte, die des klosters Rheinau und einzelner freiherrngeschlechter auf einander stofsen [1]. von ihnen interessieren uns besonders zwei. die freiherrn von Humlikon, welche dicht südlich von Wesperbühl ihren stammsitz hatten, führten dasselbe wappentier wie die Tengen, allerdings nur ein halbes einhorn. bekannt sind uns bei ihnen nur die vornamen Heinrich und Konrad, so dass wir dieses geschlecht wol als einen zweig der freiherrn vTengen beanspruchen dürfen. dieselben namen finden sich bei den freiherrn, welche sich nach der bekannten über dem Rheinfalle von Schaffhausen gelegenen burg Lauffen benannten. das geschlecht, das von den Thengen auch beerbt zu sein scheint, hat im wappen drei kugeln, was die annahme der stammesgleichheit erschwert. in einer urkunde des freiherrn Heinrich vLauffen von 1270 steht unter den weltlichen zeugen an erster stelle der ritter Rudolf von Westersbühl [2].

Das erste anrecht auf die dienstmannen zu Wespersbühl dürften die grafen vKyburg haben, und da würde sich auch der name Hartmann leicht erklären, der auf diese grafen von ihren Dillinger ahnen übergegangen war. aber man kann auch an die freiherrn von Humlikon und Lauffen denken und damit stehn wir bereits im kreise der familie Tengen. und schliefslich sind viele minnesänger aus ihrem angeborenen dienstverhältnisse in den dienst eines fremden herrn übergetreten.

Vielleicht wird doch noch ein glücklicher zufall oder eindringliches studium die verhältnisse der Wespersbühler klar legen. vorläufig ist es die gleichheit eines sehr seltenen wappens, die auch uns wider zu der vermutung führte, Hartmann gehöre dieser familie an. sie wurde uns erleichtert, da die familie ja in allernächster nähe von Eglisau begütert war. mit grofser vorsicht wird man aber die vermutung aussprechen, denn man darf nicht übersehen, dass der name Hartmann bei den Wespersbühlern nicht begegnet. für das 13 jh. kann ich nur Rudolf nachweisen, im

[1] urk. von 1238. lehen zu Dinglikon afterlehen des kiburgischen ministerialen Heinrich vLiebenberg und lehen des freiherrn Gerung vKempten. ZUb. II 13. urk. v. 1317. meierhof zu Flaach. Schaffhauser urk.-register 393.

[2] ZUb. IV 141. aus dieser urk. lernen wir das wappen kennen. ein Konrad vLauffen war domherr in Strafsburg.

14 jh. erscheinen daneben Johannes und Heinrich, aber auch Reinhard, der bei den Tengen sehr beliebt war[3].

Wenn also würklich Hartmann ein Wespersbühler gewesen ist, so ist sein name bei den seinigen ebenso schnell untergegangen, wie der Arnulfs und Pippins bei den Karolingern. wenn man uns entgegenhalten sollte, dass der name Hartmann nicht nachzuweisen ist, so sind die verteidiger der bisherigen hypothese in der gleichen lage wie wir. auch sie haben keinen Hartmann feststellen können. wir haben für uns die wappengleichheit und den nachweis eines nicht weit entlegenen herrengeschlechtes, das zu Au safs, sich nach diesem städtchen gelegentlich benannte und bei dem auch der name Heinrich vorkommt.

Vom standpuncte des historikers aus ist die hypothese, dass Hartmann ein zu Eglisau wohnender dienstmann der freiherrn von Tengen, vielleicht ein Wespersbühler war, gewis besser begründet als die, welche bisher aufgestellt waren. schwere geseninstanzen können aber möglicherweise von germanistischer seite geltend gemacht werden.

Vielleicht findet sich die legende des Armen Heinrich noch anderweitig und lässt sich an andere ortschaften und personen binden. vor allem aber kommt folgendes in betracht.

Ist unsere hypothese richtig, so rückt Hartmann mehreren dichtungen räumlich näher. in dem benachbarten Rheinau war kurz vor ihm der sogenannte Rheinauer Paulus entstanden, wenig später sang auf seiner burg Teufen (zwischen Eglisau und Wespersbühl) Wernher von Teufen, nicht gar weit entfernt war Lommis im Thurgau, wo Ulrich von Zazichhofen als pfarrer lebte und dichtete. ein vergleich der sprache der verschiedenen dichter ligt nahe. ohne mir irgend ein urteil anmafsen zu wollen, darf ich doch wol sagen, dass Ulrich mehr noch den dialekt der Thurgauer redet, bei Hartmann aber alle provincialismen zurücktreten. gerade bei Hartmann dürfte es sehr schwer sein, aus seiner sprache nachzuweisen, wohin er eigentlich zu setzen ist, bedient er sich doch einer mehr als bei allen andern dichtern von provincialismen gereinigten schriftsprache. gegenüber einem sichern ergebnisse der prüfung seiner sprache, das die gegend von Eglisau ausschlösse, müste aber der historiker sofort seine segel streichen;

[1] letzterer Karlsruher copialbuch 638 f. 1 s. 387 von 1343.

er muss da unbedingt dem germanisten weichen. bis zu einer solchen untersuchung dürfte die von Zeller-Werdmüller und von mir völlig unabhängig aufgestellte hypothese den vorzug vor den bisherigen verdienen. es ist und bleibt eine hypothese, aber wie viel ist von der geschichte der mittelalterlichen dichtung hypothese!

Nachtrag.

Die vorstehnde arbeit war bereits in druck gegeben, als ich ersah, dass ThSchön in den Reutlinger geschichtsblättern 1896 nr 3 und 4 über die heimat Hartmanns vAue gehandelt und dabei meine in dem vortrage ausgesprochene hypothese bereits bekämpft hat, deren motivierung ihm freilich nur sehr mangelhaft bekannt war.

Sein haupteinwand ist, dass wol graf Burkhard vHohenberg, der lehnsherr der Niedernauer von Au, als teilhaber am kreuzzuge von 1189 nachzuweisen ist, aber kein freiherr vTengen. nun : Schönbach, dem ich hier folge, nimmt zunächst nicht 1189 an, sondern spricht sich für 1197 aus; für dies jahr ist uns aber so gut wie kein schwäbischer kreuzfahrer dem namen nach bekannt (vgl. Röhricht Die Deutschen im Heiligen lande s. 82 ff). aber auch für 1189 kann ein solches argument nicht gelten. die angaben bei Ansbert usw. sind hier freilich viel reichhaltiger, aber es ist doch nicht etwa ein katalog uns überliefert, der bis auf die freiherrn heruntergeht. ein argumentum ex silentio ist auch für 1189 rundweg abzulehnen. in der liste, die Röhricht s. 52—81 zusammengestellt hat, findet sich, so viel ich ohne mühselige untersuchung feststellen kann, überhaupt nur éin freiherr aus Schwaben, ein Blankensteiner. also müste das der einzige freiherr aus Schwaben gewesen sein, der mit dem Rotbart zog. die andern argumente sind ebenso wenig von belang. Schön leitet den vornamen *Hartmann* ab von *Volchardus*, der sich bei den Niedernauern findet. nun ist aber *Hartmann* in erster linie die koseform zu einem namen, der mit *Hart-* beginnt, nicht endet, also von *Hartwîc* oder *Hartnît* usw. der satz : 'vielleicht ist es auch kein zufall, dass Hartmann vAue zu einer seiner dichtungen den aus dem Chevalier au lion entnommenen stoff verwendete. denn der löwe war das wappentier seines eigenen geschlechts und dieses mochte ihn bestimmt haben, den Iwein, den ritter mit dem löwen, zu besingen', bedarf keiner entgegnung.

Sehr dankenswert ist dagegen der hinweis auf eine urkunde von 1277 (bei Locher in den Mittlgen. d. ver. f. gesch. u. altkde in Hohenzollern III [1869/70] s. 69), in deren zeugenliste es heifst : *H. filio advocati de Ouwe.* Schön erklärt *Ouwe* für Eglisau. mit recht; denn der ausstellungsort Schaffhausen, die anwesenheit des kirchherrn von Tengen, des freiherrn Leuthold vRegensburg, des freiherrn vEschenbach stimmen dazu. ich könnte nun *H.* munter zu *Hartmann* ergänzen; das aber wäre durch nichts zu beweisen. es bringt aber diese urk. den erweis, dass auch ein dienstmännisches geschlecht sich nach Eglisau benannte und dass das amt eines vogtes von Eglisau, über das ich allerhand nachrichten gesammelt habe, bis 1277 sich zurückverfolgen lässt.

Die frage ligt also so : das wappen spricht gegen Schön, unsre hypothese lässt die Wespersbühler oder schildesgenossen von ihnen zu. der name des freiherrn Heinrich vAue findet sich in Eglisau — in Niedernau gab es erstens um 1200 keine freiherren und zweitens kommt bei den herren der dienstmannen von Niedernau, die grafen, keine freiherren sind, der name Heinrich niemals vor. Hartmann findet sich bei den Schönschen Auern nicht, in Eglisau wenigstens der nicht ohne weiteres zu ergänzende *H.* rein historische gründe sind also bisher gegen die hypothese nicht aufgefunden.

Breslau. ALOYS SCHULTE.

COLLOQUIUM ÆLFRICI.

Zu den culturgeschichtlich anziehendsten unter den schriften des abtes Älfric gehört zweifellos jener lateinische schuldialog, in welchem auf die 'pueri' einer klosterschule die rollen der einzelnen berufsstände zu dem zwecke verteilt sind, dass im gespräch mit dem 'magister' der lateinische wortschatz recht verschiedener begriffssphären zur verwendung und einprägung gelange. wir besitzen davon zwei fassungen : einmal die version der Cottonhs. (C), die das ursprüngliche werk mit geringen änderungen des latein. textes, aber freilich mit einer vollständigen altenglischen interlinearversion bietet, und dann die der Oxforder hs. (O, SJohns college), in welcher der text des abtes Älfric durch seinen schüler Älfric Bata wesentliche interpolationen erfahren hat, während hier statt der zwischenzeiligen übertragung des ganzen nur vereinzelte glossen begegnen; von dieser jüngern redaction ist dann noch ein fragment aufgetaucht (A = Brit. mus. add. 32246), in welchem glossen ganz fehlen.

Das verhältnis der beiden versionen war von Dietrich und ten Brink bereits im wesentlichen richtig aufgefasst worden; die confusion, welche Thorpe (Analecta anglosaxonica, 1834, s. 101 ff) und Wright (A volume of vocabularies, 1857, s. 1 ff) bei der edition des C-textes angestiftet hatten und die durch Wülker erneute verbreitung fand, hat JZupitza in einem seiner durch klarheit und präcision ausgezeichneten artikel, Zs. 31, 32—45, aufgedeckt. zu der geplanten ausgabe des überarbeiteten textes und der mit ihm in O erhaltenen kleinen originalschriften Älfric Batas ist Z. leider nicht mehr gekommen; wir dürfen eine solche aber von Napier und Stevenson erwarten. für die nachfolgenden kritischen bemerkungen standen mir von O eben nur die von Zupitza aao. s. 34 f. 38 ff gegebenen proben zu gebote; für C benutz ich die neuste ausgabe in Wright-Wülkers Vocabularies I (1884) 89—103.

Ich schicke voran die beobachtung, dass das Colloquium nur ein glied in der kette jener litterarischen arbeiten Älfrics ist, welche der hebung des klösterlichen lateins und zunächst des lateinischen unterrichts dienen sollten, und zwar ist das werkchen höchst wahrscheinlich nach der Grammatik und dem Glossar ent-

standen, gewissermafsen als ein übungsstück : man sieht deutlich, wie die auswahl gewisser wortgruppen, zb. der tier- und fischnamen, die zusammenstellungen des vocabulars bereits voraussetzt, ohne dass jedoch eine directe litterarische abhängigkeit vorhanden wäre : Älfric hat nicht etwa sein Glossar bei der ausarbeitung des Colloquiums neben sich liegen gehabt, wie später — das werd ich unten zeigen — sein schüler und interpolator Älfric Bata. und während ein grofser teil unserer hss. — 7 von den 15, welche Zupitza für seine ausgabe benutzte — Grammatik und Glossar vereinigt bieten, ist das später entstandene Colloquium nur in die hs. O mit aufgenommen worden : wahrscheiulich durch Älfric Bata, der hier (resp. in der vorlage *O) auch seine eigenen arbeiten unterbrachte. es mag darum von vorn herein bedenklich scheinen, wenn Zupitza für seine ausgabe von Grammatik und Glossar gerade die schreibung dieses codex zu grunde gelegt hat — aber vielleicht kann Napier dies bedenken leicht beschwichtigen.

Für die beurteilung der überlieferung des Colloquiums in C und O und insbesondere auch für das verhältnis beider versionen zu Älfrics Glossar (was Z. merkwürdigerweise ganz aus den augen gelassen hat) ist besonders lehrreich die antwort des knaben, welchem die rolle des fischers zugeteilt ist, auf des meisters frage : *Quid capis in mari?*

C (ed. Wright-Wülker s. 94)	O (Zs. 31, 39)
Alleces et isicios, delfinos et sturias, ostreas et cancros, musculas, torniculi, neptigalli, platesia et platissa *et polipodes et similia.*	*Alleces et isicios, delfinos et sturias, ostreas et cancros,* mugiles et fannos, roceas, *musculas et polipodes et similia.*

Das cursiv gedruckte stellt den ursprünglichen text dar, wie ihn bereits Zupitza s. 38 f erkannt hat. für die ausscheidung der interpolation in C hatte er zwei gründe : 1) die auffälligen nominative in einer im accusativ gehaltenen aufzählung, 2) das fehlen in O. wir können hinzufügen : 3) das fehlen dieser vier fischnamen unter den 'Nomina piscium' in Älfrics Glossar (ed. Zupitza) s. 308, 4—10. — umgekehrt aber hat Älfric Bata die liste seiner vorlage erweitert, indem er das Glossar nachschlug und aus ihm die nummern 6. 11. 12 unter bewahrung dieser reihenfolge eintrug.

Abt Älfric fasst unter den 'fischnamen' seines Glossars fische und sonstiges wassergetier in bunter folge, ohne erkennbares princip der anordnung zusammen: es sind im ganzen 19 nummern, mit '*piscis, cetus*' beginnend, mit '*belua. concha*' schliefsend. der gang des Colloquiums bringt die teilung in flussfische und meerfische mit sich: im ganzen fördert das gespräch (1 + 6 + 8 + 1 =) 16 nummern zu tage; wir sahen bereits, dass Älfric Bata die zahl 19 herstellt, indem er aus dem Glossar 3 von dem abt im Colloquium nicht verwendete namen hinzufügt. ursprünglich war das verhältnis zwischen Glossar und Colloquium dieses: von den 16 fischnamen des Coll. treffen wir 13 auch im Gloss., mithin hat das Gloss. 6, das Coll. 3 nummern für sich; die reihenfolge zeigt keinerlei ähnlichkeit von bedeutung. man sieht: die beziehungen sind vielleicht hinreichend, um der identität des verf.s als stütze zu dienen, aber sie schliefsen es direct aus, dass abt Älfric selbst bei der herstellung des einen werkchens das andere heranzog. intimere beziehungen zwischen beiden treffen wir nur in O: erst Älfric Bata hat sie hergestellt, indem er das Glossar für seine interpolationen einfach ausschrieb.

Ganz ähnlich wie beim 'piscator' verfuhr Älfric Bata auch schon beim 'venator'; man vgl. den O-text Zs. 31, 34f mit C bei Wright-Wülker s. 92 und mit den 'Nomina ferarum' in Älfrics Glossar s. 308 f. der echte text C lässt den königlichen jäger nur auf *cervos et apros et dammas, et capreos et aliquando lepores* fahnden; O zeigt zwischen den *cervi* und *apri* ein 13 stelliges plus: dass es eine interpolation sein müsse, erkannte Z. an der doppelten nennung der hasen — und an dem auftreten der affen in den jagdgründen Altenglands. die anleihe für diese interpolation machte Älfric Bata abermals im Glossar seines lehrers: zweifellos daher entnommen hat er die mittlere gruppe: *ursos et simias et fibros et lutrios et feruncos*, der dort 309, 8f entspricht: *ursus.* [*ursa.*] *simia. lutrius. fiber. feruncus* — alles andere konnte er dort zerstreut finden, wenn sein stumpfer sinn würklich auf nichts eigenes verfiel.

Wir wissen jetzt, dass das verhältnis des originalen Colloquiums zum Glossar des gleichen verfassers nur ein sehr lockeres war, dass aber Älfric Bata mit erschreckender gedankenlosigkeit dies schulbuch geplündert hat — blofs um den vocabelstoff zu vermehren! und nun treten wir an die wichtige stelle C 95, 22

heran, wo Zupitza Zs. 31, 40 geneigt war, eine lücke in der Cottonhs. anzunehmen. auf den 'venator' und 'piscator', deren gespräch mit dem meister ziemlich ähnlich verläuft, kommt der 'auceps' an die reihe. man erwartet, dass entsprechend den fragen an jäger und fischer auch an ihn die frage gestellt werde, was für vögel er denn fange? diese frage aber und die zugehörige antwort fehlt in C. in O haben wir das vermisste (aao. 40) — ja wir haben weit mehr als wir verlangen und erwarten dürfen: denn Älfric Bata führt uns das complete capitel 'Nomina avium' des Glossars (s. 307 f) vor! aus der 45- resp. 46stelligen liste sind nur *accipiter* z. 3, *rostrum* z. 6, *ovum*, *nidus* z. 10, *falco* z. 11 fortgelassen: habicht und falke, weil sie selbst zur jagd dienen, schnabel, ei und nest aus noch näher liegenden gründen. alles andere ist geblieben, und zwar, von unbedeutenden platzverrückungen bei *passer* und *pullus* abgesehen, in derselben reihenfolge geblieben. auf diese weise ist der unsinn entstanden, dass der vogelsteller unter seinen opfern pfauen, schwalben, haushühner usw. aufzählt, ja dass er vom adler allmählich auf die hundsfliegen und gnitzen herunterkommt! und diese albernheit wird kaum gemildert durch die erläuternde einschaltung Älfric Batas, dass er den insectenfang mit leimruten nur 'ad iocum' betreibe. — wenn also Zupitza meint: 'wie viel von dieser antwort von abt Älfric herrührt, wird sich mit sicherheit nicht entscheiden lassen', so behaupte ich unbedenklich: diese ganze antwort ist mit haut und haar eingeschoben! wie sich ein echter grundstock mit interpolationen ausnimmt, haben wir ja bei den antworten des fischers und des jägers oben gesehen. hier ist nur interpolation!

Da wir in C weder frage noch antwort haben, in O eine antwort, die sicher unecht ist, so scheint es das natürliche, dass, was Zupitza unbedenklich eine lücke in C nennt, auch der vorlage von O bereits zugeschoben werden muss. oder enthielt die gemeinsame vorlage etwa noch die frage, während die antwort ausgefallen war, sodass also C die frage fortgelassen, O die antwort hinzugefügt hätte? man könnte auf diesen ausweg verfallen, wenn man erwägt, dass in O die antwort, welche volle 40 'vögel' vom adler bis zur gnitze herunter aufzählt, der frage *quales aves* s e p i s s i m e *capis*? schlecht zu entsprechen scheint. aber diese erwägung ist überflüssig: es lässt sich beweisen, dass die frage

in O an einer stelle steht, wo sie keinesfalls hingehört, und damit hat sie jeden anspruch auf schutz verloren.

Die einzeldialoge dieses grofsen schulgesprächs haben zwar eine mehr oder minder grofse ähnlichkeit unter einander, sind aber durchaus nicht nach der schablone gearbeitet. vor allem war abt Älfric um wechselnde, zwanglose übergänge bemüht. das gespräch mit dem 'bubulcus' schliefst mit der bereits überleitenden frage : *Est iste ex tuis sociis?* und auf die antwort '*Etiam est*' wendet sich der meister an diesen genossen : *Scis tu aliquid?* dieser, es ist der jäger, muss zunächst über die ausübung seiner kunst, dann über die jagdtiere, über das ergebnis des letzten jagdausflugs, schliefslich über seinen verdienst und lebensunterhalt auskunft geben. ich lasse diesen schluss und den übergang zum nächsten dialog (nach Wright-Wülker s. 93) hier folgen:

M. *Quid dat ipse* (sc. *rex*) *tibi?*

V. *Uestit me bene et pascit, aliquando dat mihi equum, aut armillam, ut libentius* a r t e m *meam exerceam.* —

M. *Qualem* a r t e m *scis tú?*

P. *Ego sum piscator.*

M. *Quid adquiris de tua arte?*

P. *Victum et vestitum et pecuniam.*

M. *Quomodo capis pisces?*

die 'ars' leitet äufserlich über, sofort aber knüpft das neue gespräch an das an was den schluss des vorigen bildete, den erwerb. es folgt, in die parallele zum vorausgegangenen einlenkend, die frage nach der methode. — dann berührt zuletzt der dialog mit dem fischer den walfischfang, dessen reichen ertrag der meister lockend hervorhebt, während der schüler in der fischerrolle bekennt, dass ihm dazu der wagemut fehle. das ist ein humoristischer zug, wie sich nachher noch weitere finden, wie vor allem die rolle des kochs durchaus als komisch gedacht ist. der meister bricht offenbar das gespräch ab und redet, etwa mit einer verächtlichen kopfwendung halbrückwärts, den nächsten an : *Quid dicis tu, auceps? quomodo decipis aves?* indem er sich gleich mitten in das neue gespräch wirft. die allgemeine frage nach dem beruf, die im vorausgehnden regelmäfsig gestellt wurde, fehlt hier zum ersten mal und bleibt weiterhin stets fort, im übrigen aber entspricht die einleitung mit deutlicher parallele dem vorausgehnden gespräche: dort *Quomodo capis pisces?* hier *quomodo decipis aves?* und ebenso

war es s. 92 beim jäger : *Quomodo exerces artem tuam?* jedesmal ist das 'wie?' nach der überleitung die erste frage : beim jäger und fischer ist diese überleitung breiter, beim vogelsteller ist sie ganz knapp. die art dagegen, wie O dem *Quid dicis tu auceps?* alsbald die weitere frage hinzufügt : *quales aves sepissime capis?* und darauf die antwort gibt, schafft nicht etwa, wie man nach Zupitza glauben sollte, die parallele mit den vorausgegangenen dialogpartien, sondern widerspricht ihnen vielmehr. an dieser stelle also haben frage und antwort einen recht unpassenden platz — gibt es einen bessern? ich glaube : nein! nachdem der vogelsteller auf die frage nach dem 'quomodo' fünf fangmethoden aufgezählt hat, greift der meister die eine mit dem 'accipiter' heraus und spinnt daran das gespräch fort, bis er es abbricht, um sich mit dem kurz vorher erprobten etwas brüsken übergange *Quid dicis tu?* an den 'mercator' zu wenden. ich komme also zu dem resultate, dass frage wie antwort in O reine interpolation ist, dass C an dieser stelle keine lücke aufweist.

Die untersuchung weiter zu führen, gestattet mir das material nicht, welches Zupitzas mitteilungen aus O bieten : für Napier oder Stevenson wird das ein leichtes sein. im allgemeinen möcht ich noch bemerken, dass, während Älfrics originalwerkchen eine wichtige quelle für die erkenntnis der wirtschaftlichen zustände Englands um d. j. 1000 ist[1], die verbalhornung durch seinen schüler ganz in der vocabeljagd aufgeht und den realen boden völlig preiszugeben scheint. ich erinnere an die affen, pfauen, insecten als jagdtiere und erwähne noch, dass der interpolator soweit im vocabularstil bleibt, dass er den 'auceps' *olores id est cignos* fangen lässt : vgl. Voc. 307, 5 'olor l cignus' *ylfette*. eigentümlich ist es der rolle des 'venator regis' ergangen: in C ist es offenbar wie am karolingischen hofe ein 'hofdiener untergeordneter bedeutung' (Brunner Rechtsgesch. II 102), in O wird die frage nach seiner rangordnung eingeschaltet und beantwortet : '*Primum locum teneo in sua aula*'. ob dieser verschiebung etwas reales zu grunde ligt, wird uns vielleicht ein kenner dieser dinge wie Fel. Liebermann sagen können.

Ich schliefse wie Zupitza mit einigen worten über die glossie-

[1] in der neusten (3) auflage von WCunninghams Growth of english industry and commerce (Cambridge 1896) wird das Colloquium widerholt herangezogen.

rung des werkchens. die wenig zahlreichen glossen in O verspricht Napier seinem voraussichtlich noch in diesem jahr erscheinenden band altenglischer glossen einzuverleiben. da sich nach seinen brieflichen mitteilungen namentlich 'pflanzennamen' darunter befinden, die in der fassung C gar keinen platz haben, so vermut ich, dass O auch eine dementsprechende erweiterung des lateinischen textes bietet. was Zupitza in den anmerkungen zu Zs. 31, 40 als von verschiedenen händen übergeschrieben mitteilt, bezieht sich auf die interpolierte antwort des vogelstellers (oben s. 286) und könnte durchgehends, das latein wie das englische, mit dem text dieser antwort aus Älfrics Glossar übernommen sein. man vergleiche:

Älfric Gloss. s. 307.	Coll. O nach Zs. 31, 40 anmm.
	þros
4 *merula 'þrostle'*	3 *merulas*
	.i. mergulos
6 *mergus ł mergulus*	4 *mergos*
	.i. strices
10 f *noctua ł strix*	5 *noctuas*
	wræ
12 *parrax 'wrǣnna'*	6 *parraces.*

also bis in die glossen hinein scheint sich die directe benutzung des Älfricschen vocabulars zu erstrecken, und die frage muss aufgeworfen werden, ob nicht Älfric Bata direct hinter der hs. O steht. diese frage ist um so wichtiger, als, wie ich schon hervorhob, eben diese hs. O von Zupitza seiner ausgabe von abt Älfrics Grammatik und Glossar zu grunde gelegt worden ist.

Dass die interlinearversion von C, welche in Älfric Batas exemplar O fehlt, auch nicht von dem abt Älfric herrühren **kann**, wie Wülker unbedenklich noch in seinem Grundriss z. gesch. d. ags. litteratur (1885) s. 477 annahm, hat Zupitza s. 44 an den widerholten misverständnissen des glossators dargetan. ich möchte noch auf einen andern weg hinweisen, der zu der gleichen erkenntnis führt. der lateinische wortschatz des Colloquiums deckt sich, wie ich im eingang hervorhob, in der hauptsache mit demjenigen, welcher in Älfrics Glossar seine übersetzung findet. vergleichen wir nun die authentische widergabe der gleichen wörter im Glossar mit der des glossators von C, so stellen sich eine fülle von differenzen heraus, von denen ich hier nur ganz wenige, des beispiels halber, hervorheben will.

	Coll. C.	Glossar.
'consiliarius'	*geþeahta* 99, 9.	*rǽdbora* 301, 12.
	geþeahtend 99, 11. 35; 100, 13.	
'ferrarius'	*isensmiþ* 99, 5.	*isenwyrhta* 301, 14.
'aerarius'	*ǽrsmiþ* 99, 5.	*mæslingsmiđ* 301, 16.
'servus'	*þræl*[1] 98, 39.	*đeówa* 301, 3.
'sutor'	*sceówyrhta* 97, 9.	*sûtere* 302, 18.

dieser beweis liefse sich hundertfach stützen, aber es bedarf seiner nicht mehr, und nur um des methodischen interesses willen hat ich ihn hier andeuten wollen. die interlinearversion kann unmöglich von Älfric herrühren, sie ist wahrscheinlich, das wird man aus dem charakter des wortschatzes feststellen können, ein bis zwei menschenalter jünger als das Colloquium selbst.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

[1] doch vgl. hierzu Zupitza s. 42.

ZU PAMPHILUS UND GLISCERIUM

— oben s. 145 ff —

haben mir ThBirt und LTraube ihre lesefrüchte zur verfügung gestellt, und ich hab, um so mehr grund, sie der öffentlichkeit zu übergeben, als die beiden ausgezeichneten latinisten an mehreren, und mir scheint gerade an fürs verständnis recht wichtigen stellen in ihren vorschlägen zusammentreffen. v. 25 f *quis est hic, qui me ... iactitet esse suam?* französische construction. T. — v. 50 f *alvo implendę servit* T. — v. 63 *auferto* T. — an v. 72 nehmen beide anstofs: *iam* wäre wünschenswert für den sinn und weil *ales* trochäus. B. — v. 109 *cum sim res fragilis, credis, temerarie, credis quin timeam ... minas?* 'glaubst du, dass ich mich nicht vor ... fürchte?' T. — v. 120 *ire* ist beizubehalten! B. T. — v. 122 *ad*] viell. *ac*? B. — v. 147 *nunc animi* [*ai*] *rex esto tui*. B. T. — v. 163 die entstellung von *Ebroicam* zu *Buboicam* lässt sich erläutern durch *Euburones* für *Eburones* bei Florus ed. Rossb. p. 107, 8. B. — v. 167 *pro stimulante fame* 'jemehr der hunger treibt'. T. — v. 208 *illa suum sic habet, ille suam*. B. T. E. S.

DER FREUDENLEERE.

Dieser dichtername ist ein unding. der Wiener meerfahrt hat einen unbekannten zum verfasser. seit vdHagen und Haupt ist eine stelle des gedichtes allgemein falsch ausgelegt worden. sie lautet nach HLambel Erzählungen und schwänke[2] (Leipz. 1883):

Mir hât ein wârhafter munt
eine rede gemachet kunt,
30 die mac wol heizen wunderlich:
alsô hât verrihtet mich
von Dewin burgrâve Herman,
der nî schanden mâl gewan
an schentlîcher missetât.
35 daz im der sêle werde rât,
des sol man im von schulden biten.
er was ein man von gûten siten,
gezogen unde getrûwe gar
was der hêre, daz ist wâr,
40 gên vremden und gên vrunden.
des mache in got von sunden
dort an der sêle vri
durch sîne hôsten namen drî.
der sagete mir ditz mêre:
45 daz hât der Vreudenlêre
gemachet als iz dort geschach,
als man im ze Wiene jach
von gûter lûte worte,
dâ er daz mêre hôrte.

nichts berechtigt uns, das wort *vreudenlêre* in v. 45 substantivisch aufzufassen; weder die schreibung der hss. noch der zusammenhang. der Heidelberger codex bietet *vröudenlære*, die Koloczaer tochterhs. *vrevden lere*. sicher bezieht sich dieses adjectivum auf den gewährsmann des dichters, den burggrafen Hermann von Dewin, ebenso wie die preisenden epitheta in den vv. 37 und 38. der dichter spricht nämlich von sich selbst stets in der ersten person (vv. 28. 31. 44), von seinem gönner aber in der dritten (vv. 35. 36. 37. 41. 44. 47. 49). es würde nun offenbar der ganze sinn der stelle verwirrt werden, wenn er plötzlich in v. 45 dieses princip aufgeben und sich selbst mit verwendung der dritten person den 'freudenleeren' nennen wollte. und wie wäre denn dieser name überhaupt zu deuten? vdHagen, Haupt und Lambel vertreten die ansicht, derartige bedeutsame angenommene dichternamen seien bei den fahrenden sängern beliebt gewesen. ich fürchte, man wird um parallelen verlegen sein; denn *Rûmzlant* und *Helleviur* lassen sich doch kaum heranziehen, ebensowenig *Suchensinn* und *Versweigseinnît*, noch weniger *Suchenwirt*, *der Unverzagte*, meister *Singûf*, oder gar der beim Seifrid Helbling auftretende *Rûbendunst*.

Vielmehr ist 'der vreudenlêre' ganz gewis eine edle bezeichnung, die der dichter in wehmütiger erinnerung seinem verblichenen gönner nachruft. der ausdruck entspricht inhaltlich völlig unserm 's e l i g', da mhd. *vröude* meist nur von der irdischen

und äufserst selten von der himmlischen freude gebraucht wird. für den letzten fall sehe man das beispiel MSH III 70ª (Friedrich vSonnenburg XI):

Unt hâst si [Maria] *sô gehœhet, herre, ob allen himelen unde erden wît,*
Daz si dir selbe vröude unde allen dînen lieben gît.

man beachte, dass der dichter hier etwas ganz erstaunliches schildern will; dadurch wird der ungewöhnliche gebrauch des wortes gerechtfertigt. Maria trägt eben bei ihrer himmelfahrt sogar die irdische freude zu den himmlischen heerschaaren. für die allgemein übliche bedeutung von mhd. *vröude* brauche ich nur auf die zahlreichen citate zu verweisen, die Lexer gibt; man vgl. auch die composita *vröudehelfelôs, vröudelôs, vröude[n]-bære, vröude[n]bernde* und *vröude[n]haft.* als die lust dieser welt allitteriert *vröude* bezeichnend mit den ihm naheverwanten got. *frauja* und mhd. *vrouwe,* ferner mit mhd. *vriunt, vrô, vrî, vrech, vrisch* und *vrevel,* ja sogar mit *vrâz* (Fundgr. II 120). Kluge stellt das wort zu an. *frâr* 'schnell, flink' und vergleicht das engl. 'glad'; man denke auch an die schwankende bedeutung des verbums *spiln*, das ja so häufig einen hohen grad von freude ausdrückt. somit wäre die bedeutung des wortes von der frohen bewegung alles lebenden her entwickelt; den gegensatz bildet die starre ruhe des todes. hr geh. rat OSchade machte mich gleich aufmerksam auf eine beweiskräftige stelle in dem nachrufe Ulrichs vSingenberg, des truchsessen von SGallen (Walther 108, 11—13):

nû wünschen ime dur sînen werden höveschen sanc,
sît dem sîn fröide sî ze wege,
daz sîn der süeze vater nâch genâden pflege.

bemerkenswert ist auch der absichtlich hervorgehobene gegensatz in der wendung: *an vröuden tôt,* die sich so häufig bei den minnesängern findet.

An den ausdruck '*gemachet*' v. 46 darf man sich nicht stofsen; er bestätigt im gegenteil unsre ansicht. es ist kein serviler, sondern ein menschlich leicht zu begreifender zug, wenn der dichter seinem verstorbenen gönner kurzweg das urheberrecht einräumt. es war damals also schon mode, dass hohe herren ihre künstlerischen entwürfe durch besoldete untergebene im detail ausarbeiten liefsen. überhaupt nahm es das 13 jh. mit

der poetischen verfasserschaft weit ernster, als wir heute zu glauben geneigt sind. man vgl. zb. Wigalois 297, 22 ff:

ich wil daz mære volenden hie,
als michz ein knappe wizzen lie,
der mir ez ze tihten gunde.
25 *niwan eines von sinem munde*
enpfie ich die aventiure.
dâ von was mir tiure
daz mære an manegen enden.

wie dankbar bekennt sich hier Wirnt vGravenberg zu dem ihm überlassenen stoffe! erst im spätern ma. beginnt die misachtung des litterarischen eigentums um sich zu greifen.

Schliefslich wird es nicht uninteressant sein, die geschichte des irrtums vom Freudenleeren kurz zu verfolgen.

Die ersten herausgeber und übersetzer des gedichtes haben das fragliche wort in v. 45 noch ganz richtig aufgefasst. es waren folgende: 1) JGBüsching Erzählungen, dichtungen, fastnachtsspiele und schwänke des ma.s (Breslau 1814) s. 214 ff. 2) Mailáth u. Köffinger Koloczaer codex (Pesth 1817) s. 53—74. 3) FWGenthe Deutsche dichtungen des ma.s ii. (Eisleben 1841) s. 224 ff. 4) HSchädel progr. d. gymn. zu Clausthal 1842. erst dem letzten fiel das wort auf; er sagt s. 23: 'warum der burggraf Hermann von Dewin hier 'der Freudenleere' heifst, weifs ich nicht zu erklären.' Schädel hielt übrigens den Stricker für den verfasser des gedichtes, während die herausgeber des Koloczaer codex an Konrad von Würzburg dachten. der erste, der in dem epitheton einen dichternamen sah, ohne diesen jedoch erklären zu können, war vdHagen. seine ansicht wird zunächst mitgeteilt durch Lütcke in der Berliner Germania 5 (1843) 125; Lütcke selbst ist freilich wie Schädel geneigt, den Stricker als verfasser anzusehen. diese annahme beseitigte 1845 MHaupt, der Zs. 5, 243 in einer anmerkung zu Karajans Aufsatz 'Zur Wiener meerfahrt' den Freudenleeren als dichter hinstellte. fünf jahre später trat dann vdHagen selber mit seiner ansicht hervor und suchte sie zu begründen, GA ii s. lxvi: '. . . . der Freudenleere: ein angenommener bedeutsamer name, wie dergleichen damals schon, im 13 jh., aufkamen. vgl. Minnesinger iv 710'. nach weiteren 35 jahren kam ESchröder der wahrheit ziemlich nahe, indem er Zs. 29 (1885),

s. 355 darauf hinwies, dass die pronominalformen *im* (v. 47) und *er* (v. 49) nur auf den gewährsmann, nicht auf den dichter gehn könnten. wir müssen hier folgerichtig noch einen schritt weiter tun und auch das beiwort *der vreudenlêre* (v. 45) auf den burggrafen Hermann beziehen. damit ist dann dieses versehen berichtigt, das mittlerweile auch in Lambels oben genannte sammlung und in die werke von Goedeke (i[2], 1884, 224, 8) und Koberstein (i[6], 1884, § 98) übergegangen war.

Königsberg, im october 1896. WILHELM UHL.

Herr dr Uhl hat mich gebeten, einige bemerkungen zu dem voranstehnden artikel, die ich ihm zur verfügung gestellt hatte und denen er in der hauptsache zustimmt, als selbständigen nachtrag folgen zu lassen.

Ohne U.s begründung durchweg zu billigen, halt ich doch die neue interpretation von WM. 45 f für richtig — aber : sie macht eine änderung des textes, der uns ja im grunde nur in éiner hs. überliefert ist, notwendig! ich erinnere mich noch recht wol, wie ich vor jahren, als ich die Zs. 29, 35 abgedruckte miscelle schrieb, an dem merkwürdigen wechsel der person in v. 45 und v. 47 ff anstofs nahm, mich dann aber bei dem *gemachet* beruhigte, das doch nur vom dichter, nicht von dem, der ihm den fertigen stoff überlieferte, gesagt werden könnte. und dabei bleib ich noch heute : *ein mære machen* heifst an der einzigen stelle, welche mir die wbb. im augenblick darbieten (Stricker Kl. ged. iv 153), 'eine erdichtung, ausflüchte vorbringen', und schwerlich kann es jemals von einem berichterstatter gesagt werden, der einfach gehörtes weitergibt[1]. ist also mit dem '*vröuden læren*' der verstorbene Herman vDewin gemeint — wie ich es Uhl glaube —, so kann *gemachet* unmöglich richtig sein. ich schlage vor zu lesen *gemerket*, resp. mit oberdeutscher schreibung, die das graphische misverständnis minimal erscheinen lässt, *gemerchet*:

dáz hât der vröuden lære
gemerchet als ez dort geschach usw.

[1] Trist. 8300 *als maneger mære machet* übersetz ich 'redensarten macht, glaubhaft machen will'. Gottfried spottet über die minnesänger, die ihrer dame nachrühmen, ihr lob lösche das der übrigen frauen aus; vgl. die bekannten stellen Parz. 115, 5 ff. Walth. 111, 22 ff. gegen Reinmar MFr. 159, 5 ff.

das *merken*, die festlegung des stoffes, die hier einem gönner zufällt, ist sonst eine vorstufe des *tihtens*, der litterarischen tätigkeit: so fass ich (im unterschied von Zarncke Mhd. wb. II 66ª) auch die stelle des Wilhelm vOrlens in Wackernagels Leseb.[5] 789, 3. 4 auf: . . *die wol guotiu mære kunnen merken, tihten, sagen.*

Mit dieser leichten emendation geb ich den 'Freudenleeren' als dichter preis. nur der skeptischen bekrittelung eines derartigen beinamens an sich möcht ich entgegentreten und so mich und die ältern gelehrten verteidigen, welche an dem von vdHagen aufgespürten autornamen keinen anstofs genommen haben. ob der poet gerade durch seine lebensführung, als vagant, zu dem namen gekommen wäre oder wie sonst, das könnte uns schliefslich gleichgiltig bleiben: ermitteln könnten wirs nicht mehr. an und für sich wäre ein beiname 'der Freudenleere' jedesfalls ebensowenig anstöfsig wie etwa (Ulrich vBüttikon gen.) 'der Liebelose' (Fester Regesten d. markgrafen vBaden und Hachberg nr h 588. 589). wir sind noch lange nicht im stande, der lebensauffassung und dem humor unserer altvordern, wie sie sich tausendfach in der namengebung bekunden, zu folgen, und bis in alle einzelerscheinungen hinein wird unser verständnis nie vordringen. aber auch ohne dass ich ausreichende sammlungen oder gar directe belege zur hand habe, möcht ich nicht nur die möglichkeit, sondern direct die wahrscheinliche existenz eines beinamens wie 'der Freudenleere' behaupten. ich finde in deutschen adressbüchern, von denen unser seminar durch die beisteuer seiner mitglieder und einzelner freunde eine stattliche auswahl besitzt, die (allem anschein nach christlichen) familiennamen *Freudenreich* (Breslau 1885, Köln 1895, Wien 1874) und *Seltenreich* (Hamburg 1892): den letztern halt ich für eine umdeutung aus **Seldenreich* di. *sælden riche* und glaube, dass eine ähnliche sinnverkehrung aus *Seldenleer* di. *sælden lære* Fnsp. (II) 858, 23 [die hs. hat sonst immer *lt*] das burleske *Seltenler* di. *selten lære* (vgl. WM. 106) geschaffen hat, das mir dr Uhl selbst aus Zarncke Univ. d. ma.s I 66, 9 (vgl. *Seldenleer* 116, 12) entgegenhält; das alter dieser umdeutung bezeugt der fn. *Immervoll* (Wien 1874). neben *Seldenreich* — *Seldenleer* einerseits und *Freudenreich* anderseits ist **Freudenleer* ein name, dessen einstiges vorhandensein wir von vornherein gewis nicht zu bezweifeln brauchten.

Marburg. EDWARD SCHRÖDER.

ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN LUCIDARIUS.

Einer der wichtigsten alten drucke des deutschen Lucidarius erschien in Strafsburg bei Cammerlander o. j. (wahrscheinlich ca. 1535) u. d. t. 'Ein neuer M. Lucidarius' etc. (2 ausg. ca. 1538—1539). KSchorbach (QF. 74, 145) sagt von ihm : 'der deutsche Lucidarius erhielt in dieser ausgabe eine völlig andere textgestalt'. Cammerlander weist in der vorrede selbst auf die abänderungen im texte hin; es waren teils abkürzungen und auslassungen, teils einschiebungen und zusätze. über die herkunft dieser zusätze handelt Sch. s. 147f, indem er als hauptquellen (insbesondere für die beschreibung von Europa) das Weltbuch des Seb. Franck (Tübingen 1534) namhaft macht und eine vermittlung durch Seb. Münster 'Cosmographei. Mappa Europae' (Frankfurt, Egenolph 1537) abweist. in den nachträgen s. 275 bemerkt er dann noch, dass die in den genannten werken fast gleichlautend vorkommende beschreibung Deutschlands sich auch in Christ. Egenolffs 'Chrônica, Beschreibung vnd gemeyene anzeyge, vonn aller Welt herkommen' (Frankfurt 1535. fol.) vorfindet. ob dasselbe auch von des gleichen druckers 'Chronica' von 1534 gilt, kann ich augenblicklich nicht mehr feststellen[1].

Schorbach scheint den text der ausgaben, deren titel er anführt, nicht genau verglichen zu haben. ich will daher die frage näher erörtern : was für zusätze hat Cammerlander im geographischen teile seiner ausgabe in den capiteln, in welchen Europa, Asien und Africa beschrieben werden (cap. VII—IX), gemacht, und welches von den oberwähnten werken hat ihm dabei als quelle gedient[2]?

[[1] eine solche ältere ausgabe scheint gar nicht zu existieren. Egenolff führt in der vom sept. 1535 datierten vorrede sein werk durchaus als neu ein, und weder sein biograph Grotefend (Chr. Egenolff, Frankfurt 1881 s. 19) noch die bibliotheken von Berlin und Göttingen kennen eine ausgabe von 1534. E. S.]

[2] ich bemerke, dass ich den text der ausgg. Cammerlanders auf grund der ausg. Steiners 1540 citieren muss, die übrigens nach Sch.s worten (s. 148), einige unbedeutende abänderungen in der einleitung ausgenommen, sich von Cammerlanders ausgabe in nichts unterscheidet.

Ich beginne mit der hauptsache, mit der abteilung, die in Cammerlanders ausgabe der beschreibung Europas gewidmet ist cap. VIII). wenn man nun den text des Lucidarius (ausg. Steiners ss. C—Fjj, cap. VIII) mit dem des Weltbuches von Franck vergleicht, so findet man, dass das ganze VIII cap. der ausg. Cammerlanders eine reihe von bruchstücken enthält, die mit Francks Weltbuch s. XXIII^{b}. XXIV^{b}. XXV^{a}—XXVI^{a}, weiter XLII^{a}—XLIII^{b}. XLVII^{b}—XLIX^{b}. LII^{a}—LIX^{a}. LX^{a}—LXII^{a}. LXIIII^{b}. LXVII^{a}—LXXI^{b}. LXXIII^{b}. LXXIX^{b} und LXXXIII^{a}—LXXXIIII^{a} übereinstimmen.

A l l e d i e s e e x c e r p t e in derselben ordnung, mit denselben auslassungen und veränderungen, mit einem worte buchstäblich, wort für wort, d i e s e s g a n z e VIII c a p i t e l d e s n e u e n E l u c i d a r i u s f i n d e t s i c h i n d e r E g e n o l f f s c h e n C h r o n i k a v o n 1535 auf den ss. v^{a}—XI^{a}.

Wir gehn zum VII capitel Cammerlanders über, das über Asien handelt. bei der vergleichung der texte stellt sich folgendes heraus:

Das VII capitel : *Vom ersten teyl Asia* (ausg. Steiners ss. B—C). *Der junger fragt.* | *Nun sag mir von dẽ tail daz da haisset Asia. Der maister antwurt* | *Asia faht an da die soñ auffgat* | *an* . . . . *Das drit Tigris* | *das vierdt Euphrates.*

Jun. Wa entspringen die Wasser. Der maister antwort. Das da Ganges haisst | *das entspringt in India* | . . . . *vnd rinnt besonder inn das Wendel meer.*

Mit unbedeutenden abkürzungen, der text der alten ausgaben, vgl. Simrock s. 386f.

Junger | *Welchs land ligt dẽ paradeiss aller nechst? Der maister* | *Allernechst ligt India* | *das haisst nach dem Wasser Indüs* | . . . . *das inn vier jaren dardurch niemandt kommen mag.* —

Die abkürzungen sind bedeutend, doch im allgemeinen der text der alten ausgaben, vgl. Simrock s. 387.

In Asia ist ein Theÿl der Morenn | *lygt inn auffgang der soñen* | *das an das Ethiopien in mittag stosset* | *heisst jetzund India* | *ein Wunder gross teyl der welt* | *an etlichen orten auss hitz der Sonnen vnbewont. Es hat vil vnnd mancherlay völcker* | *mancherlay wunder gestalt vnd sitten* | *gegen vndergang bürg* | *in miten sändig gegen aüffgang leütloss.*

Der merer tail des volckes . . . .

Dieses bruchstück zeigt eine reihe von wörtlichen übereinstimmungen mit dem umfangreichen texte von Franck s. VI^{a}—VII^{b}, alle diese excerpte in derselben ordnung, mit denselben auslassungen, mit einem wort, dieses ganze bruchstück buchstäblich satz für satz — findet

. . . .
. . . . . *Es kommen in die einöden Affrica menschen gestalnuss den leüten entgegen | vn verschwinden wie ein wasser bloss in einem augenblick widerumb.*

— sich in der Egenolffschen Chronika von 1535, auf den ss. II^b—III^b.

Der Junger | Nun sag mir | das so mancherlay leüt auf erdtrich | vn doch einander nichts thund? Mai. Das hat Gott also geschaffen | das . . . .
. . . . *kummend.*

Iun. Vnns saget die haylig geschrifft . . . . .
. . . .
. . . . . *als ich dir vorgesagt hab.*

Iunger. Sag mir wie die thier genant seind inn dem selben lond? Maister | Da seind Schlangē vñ lintwürm ;
. . . .
der steyn Magnes | der das eisen aüffhebt | vnd der stein Adamas.

Der jünger | Nun sag mir von dem land das da heisset Mesopotamia. M. Das landt . . . .
. . . . *Dise land ligen alle inn Asia | das ist das erst tayl der welt.*

— Mit bedeutenden abkürzungen, der text der alten ausgaben. vgl. Simrock s. 389—393.

Wir gelangen zum letzten geographischen capitel (IX) des 'neuen Elucidarius' über Afrika. die textgestalt dieses capitels ist folgende:

Das IX capitel. | *Vom dritten tayl der welt Africa* (Steiners SS. Fij—Fiij). *Iunger. Du hast mir gesagt von zwey taylen dʼ welt nu sag mir auch von dem drittē tail | dz heisst Aphrica. Der maister antwort. Gegē Europa ist Africa | volkreych | vñ so fruchtbar* . . . .
. . . . . *eines etwan acht meilen fassel.*
Africam schaidet Nilus von Asia . . . .
. . . . *des vngeschwembten Sandes* . . .

— Eine reihe kleiner übereinstimmungen mit dem umfangreicheren text Francks s. V^a—VI^a. — ebenso und buchstäblich in der Egenolffschen Chronica 1535 s. II^b.

Inn Africa seind Getulia | Numidia . . .
. . . . — bis zu ende des capitels (S. F. iij.).

— Der text der alten ausgaben. vgl. Simrock s. 394.

Folglich bestehn die 'zusätze', die Cammerlander in seiner neuen ausgabe des Lucidarius gemacht hatte, lediglich in dem eintragen einiger wörtlicher excerpte aus der Egenolffschen Chronica von 1535. — das gröste excerpt bezieht sich auf Europa, ein kleineres auf Asien und ein par zeilen auf Africa. zum Weltbuche Francks stehn diese entlehnungen in keinerlei unmittelbarer beziehung. denn es ist undenkbar, dass Cammerlander und Egenolff Francks Weltbuch in so übereinstimmender weise ausgezogen hätten.

Aber selbst die oben angegebenen abkürzungen und auslassungen, welche man im text Cammerlanders bemerkt, kann man im vergleich zum text früherer ausgaben, wie es scheint, nicht immer als seine selbständige arbeit ansehen. ähnliche auslassungen bemerkt man manchmal sowol in den ältern drucken als auch in den handschriften des deutschen Lucidarius, soweit man, nach den bruchstücken desselben in dem artikel von Doberentz[1] urteilen kann.

In welcher beziehung steht nun zum neuen texte des Lucidarius das dritte von Schorbach genannte buch — Münsters Mappa Europae, das schon früher[2] als quelle für eine der spätern ausgaben des deutschen Lucidarius aufgefasst wurde?

Vor allem muss ich bemerken, dass die bearbeiter des 'Neuen Elucidarius' das werkchen Münsters nur für die beschreibung Europas benutzen konnten, nur diesem weltteil ist die Mappa gewidmet[3]. ferner, wenn man den text der Mappa Europae mit dem texte der Egenolffschen Chronica von 1535, der in den Neuen Lucidarius als cap. VIII eigetragen worden ist, vergleicht, so findet man, dass der ganze text dieses kleinen büchleins, mit ausnahme einiger sätze zu anfang (s. 1—11), die als einleitung zu der karte und der weiter zu lesenden beschreibung Europas dienen, ein wörtlicher[4] abdruck des auf ss. v^a—x^b. xiv^a—xvii^b in der Chronik befindlichen textes ist, nur mit der einfügung einiger kleiner artikel an den entsprechenden stellen, die ebenso aus derselben Chronik ss. xxxvi^b. xxxvii^b und xxxviii wörtlich entnommen sind. dass von den beiden identischen texten der heraus-

[1] Zs. f. d. phil. 12, 394 ff. 399 ff. [2] s. Bauer Vjschr. 4, 383.

[3] bei den beziehungen des textes des Neuen Lucidarius zu der Mappa Europae (1537) lass ich natürlich die frage offen, ob würklich die ausgabe Cammerlanders c. 1535 erschienen ist, wie es Schorbach vermutet. von dem werkchen Münsters ist mir eine frühere ausgabe bekannt: Frankfurt a. M., 1536; ein exemplar in der hofbibliothek zu Wien. 72. x. jj. (4).

[4] in der angegebenen stelle des textes erlaubte sich Münster eine einzige abweichung von der Egenolffschen Chronica, die vielleicht durch einen einfachen druckfehler leicht erklärlich ist, nämlich c. ix in der Chronik: *Keyser Carol der gross hat dieses volck den römischen Glauben anzunemen genöt.* diese zeilen sind in der Mappa Europae nicht vorhanden. im Weltbuch Francks list man also: *Keyser Carol der gross hat wider dises noch abgöttisch volck vil krieg gefürt, und sy den Römischen Glauben anzunemmen genöt,* s. LIX^a.

geber des neuen Elucidarius gerade den text der Egenolffschen Chronica und nicht den des büchleins von Silvester gebrauchte, erhellt daraus, dass er an einer stelle in seinem Elucidarius den text aus der Egenolffschen Chronica wörtlich abschreibt.

Wien 1895. A. ARCHANGELSKY.

WALTHER 10, 9 ff.

Es will mir scheinen, wie wenn alle neuern herausgeber zu gewaltsame mittel anwendeten, um den spruch zu heilen. die hauptdifferenz der beiden sonst nur allzu verwanten hss. beruht darauf, dass B von *eine* 10, 11 auf *erwene* 10, 13 übergesprungen ist. ich zweifle nicht, dass der archetypus hier ziemlich genau so lautete wie C. zu Lachmanns und andrer umstellungen, durch die überall (ausser bei Paul) die eclatant zusammengehörigen verse 10, 14. 16 auseinander gerissen werden, gab den entscheidenden anlass wol lediglich der umstand, dass v. 10, 15 für die stelle, die er in C inne hat, um einen fufs zu kurz und ebenso 10, 12 um einen fufs zu lang ist: ein schlechter grund bei dieser quellenüberlieferung, die auch sonst an gleichartigen metrischen verstöfsen so reich ist (10, 3. 11. 27. 29. 31. 35). der erste fehler wird beseitigt, sowie das 10, 11 überschüssige *beide* nicht mit Lachmann und Simrock gestrichen, sondern in den in C folgenden vers 10, 15 hinter *meinen* umgestellt wird; der zweite wenn für das bei Walther sonst nicht belegte *alters eine* das schlichte *eine* geschrieben wird: das emphatische *alters eine*, für Gott und für den ausdruck voller verlassenheit besonders beliebt, ist, so oft es auch abgeschwächt verwendet wurde, doch wenig geeignet für den ausdruck: 'nicht allein, sondern auch', wie er hier zu grunde liegt, und zumal bei pluralem subject befremdlich. sonst scheint mir in C alles in ordnung: 'räche dich, herr, an deinen feinden! christen und heiden lass dir gleich wenig gelten! denn beide lieben dich nicht wirklich. gib deine rache nicht auf halbem wege auf (dh. bevor sie die christen erreicht hat); du weifst ja, dass die heiden nicht allein an dir gefrevelt haben' usw. die matte widerholung der gedanken stimmt zu Walthers geschwätzigerem altersstil und berechtigt schwerlich zur athetese [1]. R.

[1] [ich sehe eben bei der correctur, dass schon vdHagen HMS. I 269f. III 629^b dieselbe heilung vorgeschlagen hat, ohne irgend welche beachtung zu finden. R.]

FRAGMENTE
EINES SONNENBURGER PSALTERS MIT DEUTSCHER INTERLINEARVERSION.

Unter den handschriftlichen fragmenten, die das k. k. statthalterei-archiv in Innsbruck verwahrt, befinden sich zwei pergamentblätter in quartform, welche einem urbar des im j. 1018 *gestifteten benedictinerinnenklosters Sonnenburg (im Pustertal) als umschlag dienten. das urbar trägt die überschrift*: Aufschreibung der Selbstigen getraids Erzeugnus in Stifft Sonenburgisch - durch selbstig Mayrschafft Erarbeitenden hof vnd Gütern'; *es beginnt mit* 'Anno 1771 Rogg 308 Stär' *usw. und reicht bis zum j.* 1781. *wenige jahre vor der aufhebung des klosters, die* 1785 *erfolgte, verfiel die hs. also dem schicksale so vieler anderer, nachdem sie durch jahrhunderte vielbenützt in den händen der nonnen gewesen war. schrift und sprache weisen auf die zweite hälfte des* 12 *jhs. auf jeder seite stehn* 26 *zeilen, die initialen der einzelnen psalmverse sind rot, nur die des deutschen textes auf bl.* 2*b blau. bl.* 1 *enthält ps.* 108, 1—14, *bl.* 2 *ps.* 113, 1—18; *zwischen den beiden stücken dürften zwei doppelblätter fehlen. in der widergabe des textes habe ich mich genau an die hs. gehalten, nur das auch am wortende gewöhnlich verwendete* ſ *ist durch* s *ersetzt.*

Got lob nihne verswige wante munt des suntares
(*bl.* 1 a). Deus laudem meam ne tacueris. quia os peccatoris
vn̄ munt des losin vbir mich ǒf getan ist ¶ Si geredet habent widir[2]
et os dolosi super me aperta[1] est. Locuti sunt aduersum
mich mit[3] zungin losere. vn̄ mit gechose hazzes umbehapten mich
me lingua dolosa! et sermonibus odii circumdederunt me
un̄ erstiliten mich danches ¶ Fur daz daz mich minnen
et expugnauerunt me gratis. Pro eo ut me diligerent
vbil waren si mir! ich aver bette ¶ Vnt si sazeten
detrahebant michi! ego autem orabam. Et posuerunt
widir mich ubil vmbe gůt vn̄ hazze vmbe di minne min
aduersum me mala pro bonis! et odium pro dilectione mea.
¶ Gesezze vbir in den suntare vnt der tievel ste ze zeswen
Constitue super eum peccatorem et diabolus stet à dextris

[1] *l.* apertum [2] *hs.* widich? [3] mit *unsicher, vielleicht* in

sin ¶ So er erteilet werde so vz ge er verdampnoter vñ gebet sin
eius. Cum iudicatur exeat condempnatus! et oracio eius
werde ze sunden ¶ Werden di tage sin lutzele! vñ daz pistum
fiat in peccatum. Fiant dies (*bl.* 1 b) eius pauci! et episcopatum
sin neme ein ander ¶ Werden chint siniv waisin vñ chone sin
eius accipiat alter. Fiant filii eius orphani! et uxor eius
witewe ¶ Nichunte werden verfuret dei chint sin vñ bettelen! si werden
uidua. Nutantes transferantur filii eius et mendicent! eician-
verworfen dem wesen sin Er suche der chofe man alle di ha-
tur de habitacionibus suis. Scrutetur fenerator omnem sub-
be sin! vñ griffin di fremdin arbeite sin. ¶ Niht si im
stanciam eius. et diripiant alieni labores eius. ¶ Non sit illi
helfaere nochne si der da genade tu den waisin sin ¶ Werden chint
adiutor nec sit qui misereatur pupillis eius. Fiant nati
siniv in daz flor! in geslahte eineme ze gee der name sin ¶ In
eius in interitu [1] in generatione una deleatur nomen eius. In
gehugede widir vare daz unreht der vorderen sin in gegenwrte des herren!
memoriam redeat iniquitas patrum eius in conspectu domini!
vñ div sunte der muter sin niht vertilgit werde ¶ Werden widir den herrin
et peccatum matris eius non deleatur Fiant contra dominum
ientie vñ zeget div
semper et dispereat de

daz hus iacobes von dem liute fremedeme ¶ Getan ist
(*bl.* 2 a) domus iacob de populo barbaro. Facta est
iudea heilicheit sin israhel gewalt sin ¶ Daz mere sach
iudea sanctificatio eius israhel potestas eius. Mare uidit
vñ floch iordan gecheret ist zerukke. ¶ Di perge
et fugit iordanis conuersus est retrorsum. Montes
freten sich als di widere! vnt puhele als dei lempir der schaf. ¶ Waz
exultauerunt ut arietes. et colles sicut agni ouium. Quid
ist dir mere daz dv flivhe vñ dv iordan wande dv gecheret bist
est tibi mare quod fugisti et tu iordanis quia conuersus est [2]
zerukke ¶ Ir perge ir spiltet als di widere! vnt puhele als dei der
retrorsum. Montes exultastis sicut arietes! et colles sicut agni
schafe. ¶ Von antluzze des herren beweget ist di erde von antluzze gotes
ouium. A facie domini mota est terra! a facie dei
iacobes ¶ Wer da cherte den stein in dei mere der wazzir vñ den stein in
iacob. Qui conuertit petram in stagna aquarum et rupem in

[1] *l.* interitum [2] *l.* es

FRAGMENTE
EINES SONNENBURGER PSALTERS MIT DEUTSCHER INTERLINEARVERSION.

Unter den handschriftlichen fragmenten, die das k. k. statthalterei-archiv in Innsbruck verwahrt, befinden sich zwei pergamentblätter in quartform, welche einem urbar des im j. 1018 *gestifteten benedictinerinnenklosters Sonnenburg (im Pustertal) als umschlag dienten. das urbar trägt die überschrift:* Aufschreibung der Selbstigen getraids Erzeugnus in Stifft Sonenburgisch - durch selbstig Mayrschafft Erarbeitenden hof vnd Gütern'; *es beginnt mit* 'Anno 1771 Rogg 308 Stär' *usw. und reicht bis zum j.* 1781. *wenige jahre vor der aufhebung des klosters, die* 1785 *erfolgte, verfiel die hs. also dem schicksale so vieler anderer, nachdem sie durch jahrhunderte vielbenützt in den händen der nonnen gewesen war. schrift und sprache weisen auf die zweite hälfte des* 12 *jhs. auf jeder seite stehn* 26 *zeilen, die initialen der einzelnen psalmverse sind rot, nur die des deutschen textes auf bl.* 2*b blau. bl.* 1 *enthält ps.* 108, 1—14, *bl.* 2 *ps.* 113, 1—18; *zwischen den beiden stücken dürften zwei doppelblätter fehlen. in der widergabe des textes habe ich mich genau an die hs. gehalten, nur das auch am wortende gewöhnlich verwendete* ſ *ist durch* s *ersetzt.*

Got lob nihne verswige wante munt des suntares
(*bl.* 1a). Deus laudem meam ne tacueris. quia os peccatoris
vñ munt des losin vbir mich ȯf getan ist ¶ Si geredet habent widir[2]
et os dolosi super me aperta[1] est. Locuti sunt aduersum
mich mit[3] zungin losere. vñ mit gechose hazzes umbehapten mich
me lingua dolosa! et sermonibus odii circumdederunt me
vñ erstiliten mich danches ¶ Fur daz daz mich minnen
et expugnauerunt me gratis. Pro eo ut me diligerent
vbil waren si mir! ich aver bette ¶ Vnt si sazeten
detrabebant michi! ego autem orabam. Et posuerunt
widir mich ubil vmbe gůt vñ hazze vmbe di minne min
aduersum me mala pro bonis! et odium pro dilectione mea.
¶ Gesezze vbir in den suntare vnt der tievel ste ze zeswen
Constitue super eum peccatorem et diabolus stet a dextris

[1] *l.* apertum [2] *hs.* widich? [3] mit *unsicher, vielleicht* in

årt '¼ mafs' und Woeste bietet *ård* 'ort, stelle, dienst; anfang, ende', letzteres in der redensart (s. 11 a) *van ård te bård* 'von einem ende zum andern', wörtlich: 'von ort zu bord'. das subst. *spôd* kann ich allerdings nicht nachweisen, wol aber das davon abgeleitete verbum **spôdian* (e. *to speed*) im münster. *spöüd'n* 'sputen', vgl. Kaumann Entwurf s. 31 z. 3; zu *stapan* stellt sich Woestes *stapeln* 'langsam einhergehn'.

Die 3 wörter *ârundi*, *êld*[1] und *wang* endlich sind im as. offenbar nur in der poetischen sprache im gebrauch gewesen; neben ersterem hat der Heliand schon *bodskepi*, das mnd. als *bodeschop* fortexistiert; für *êld* ist *fiur* das weiterlebende synonymon und *wang* ist durch *feld* ersetzt. in den benachbarten dialekten beobachten wir ja ähnliches: während aisl. *eldr* im schwed. als *eld*, im dän. als *ild* noch heute im gebrauch ist, war ae. *ǽled* schon me. durch *fýr*, *fire* ersetzt worden; as. *ârundi* finden wir noch im engl. als *errand*, im dän. als *ærinde*, im schwed. als *ärende*, im nhd. ist das mhd. (md.) *erende* nicht mehr vorhanden! und *wang* schliefslich war schon im aisl. wesentlich ein poet. wort, das in der prosa nur in ortsnamen vorkommt (vgl. Fritzner unter *vangr*), und ist im schwed. ausgestorben, wohingegen das dän. es bewahrt; im engl. ist es jetzt veraltet oder dialektwort (fürs me. *wong* hat Stratmann-Bradley nur noch 2 belege); fürs ahd. und mhd. gilt fast dasselbe wie fürs aisl. (vgl. Schade s. v.). das fehlen dieser 3 worte im mnd. und nnd. beweist also nichts!

Göteborg. F. HOLTHAUSEN.

[1] warum Jostes mit Schade, Heyne und Behaghel immer noch *eld* schreibt, versteh ich nicht, da das ae. *ǽled* doch deutlich auf *ai* als wurzellaut weist, und eine verkürzung von *ê* zu *e* fürs as. kaum schon anzunehmen ist. im aisl. ligt aber bekanntlich zusammenziehung aus **eildr* vor!

BERICHTIGUNG:

Oben s. 85 anm. z. 2. 3 ist zu lesen: 'die im Boethius vorkommenden belege *starh túnest* 80, 30 und *chreftîg túnest* 81, 1 f geben keine entscheidung'. M. H. JELLINEK.

BALDRS TOD.

I

Völuspa und Lokasenna stehn insofern unter den Eddaliedern einzig da, als sie die schwächen der alten götterwelt in tendenziöser weise darstellen, jene in der form einer ergreifenden elegie, die in der sehnsucht nach einem neuen gotte bedeutungsvoll ausklingt, diese in gestalt boshaftester satire, bezeichnend genug dem alten spötter unter den göttern, Loki, in den mund gelegt. bleibt auch in beiden der alte mythengehalt materiell und ideell unangetastet, so zeigt doch eben jene gemeinsame tendenz deutlich genug den indirecten christlichen einfluss, und mit recht setzt man sie daher in jene wilde gährungszeit, in der die neue lehre in Norwegen zwar schon eingedrungen, aber nirgends vollkommen zum durchbruch gekommen war, also in die mitte des 10 jhs. (Jónsson Litteraturshistorie I 186; Hoffory Eddastudien I 40).

Es ist nun auffällig, dass gerade diese beiden gedichte in der auffassung der sage von Baldrs tod gemeinsam von der gangbaren auffassung, wie sie nach Snorris darstellung in der Gylfaginning sich gebildet hat, abweichen: eine kurze prüfung der einschlägigen stellen (Lokas. 27 f. Vǫl. ed. Sijmons 32 ff. 62) wird dies sofort erhärten.

In der Lokasenna erwidert Frigg, nachdem Loki den vorwurf der mannstollheit gegen sie geschleudert hat: 'Weifst du, wenn ich hier innen in der halle Ägis hätte einen Baldr gleichen sohn, du kämst nicht heraus vor der Asen söhnen und du, der zornige, würdest angegriffen'. Frigg meint also, dass Baldr im stande wäre — die anwesenden götter aber nicht — sie vor Loki zu schützen, und er wird hier also ganz unzweideutig als stark und kriegerisch dargestellt, da ihm das zugemutet wird, was später nur dem stärksten der Asen, Thor, gelingt.

Gewis ist nun an sich nicht an alles, was in der Lokasenna vorgebracht wird, der mafsstab mythologischer zuverlässigkeit zu legen, und bei dem aristophanischen charakter des liedes sind neben richtigen vorwürfen auch arg übertriebene, ja direct boshafte erfindungen nicht ausgeschlossen. aber es konnte im plane der dichtung unmöglich liegen, die Frigg, und wäre es auch nur in mütterlicher übertreibung, hier den unkriegerischen

Baldr zu [illegible] zu [illegible]: der dichter hätte sie dem gesamt der übrigen götter [illegible]. von der [illegible] der Lokasenna [illegible] nicht [illegible] ist, [illegible] der ja die [illegible] Loki geschlossenen gegenüberstellen, [illegible] sicher wäre. was aber [illegible] erfolgt in Lokis erwiderung eine [illegible] [illegible] jener unwahrheit nicht [illegible]. die Lokasenna [illegible] also hier sicher eine ältere vorstellung von [illegible] des [illegible] gottes. dass aber diese etwa sowohl in jener zeit nicht mehr herrschend, aus einem ältern liede, wie ein solches für die Lokasenna tatsächlich als quelle erwiesen ist, herübergenommen wäre, ist bei dem actuellen charakter des liedes, das, wie wir annehmen müssen, vor einem grösseren zeitgenössischen publicum mündlich vorgetragen, wenn nicht direct aufgeführt wurde, vollkommen ausgeschlossen. Friggs bemerkung setzt die anschauung von Baldrs kriegerischer natur um 950 [illegible] unbedingt voraus.

Ebenso eigenartig ist aber nun Lokis erwiderung: 'Und willst du, Frigg, dass ich noch mehr aufzähle von meinen schandtaten: ich bin daran schuld, dass du nicht mehr reiten siehst Baldr zu der götter sitzen'. gewiss ist der Edzardischen auffassung, nach der Baldr zur zeit der handlung der Lokasenna noch gelebt habe und nur in der götterversammlung nicht anwesend gewesen sei, nicht beizupflichten: der ausdruck *ek þvi ræþ* kann nicht eine drohung, sondern nur die feststellung einer vollzogenen tatsache enthalten, und die andeutung Freyjas, dass Frigg alles schicksal vorauswisse, bezieht sich nicht auf Baldrs angeblich bevorstehnden tod, sondern auf Lokis demnächstige fesselung. aber ebensowenig enthalten Lokis worte einen hinweis, dass er an der tötung Baldrs schuld gewesen, im gegenteil deutet die sonst sehr gewunden klingende ausdrucksweise offenbar auf die durch eine alte strophe bezeugte weigerung Lokis, um Baldr zu weinen, wodurch dessen endgiltige widerkehr in die götterwelt vereitelt wurde. Loki als der *ráðbani* Baldrs lässt sich also aus dieser stelle zum mindesten ebenso wenig erweisen.

Vergleichen wir nun mit diesen angaben der Lokasenna den bericht der Völuspa, so enthalten sie in diesem eine volle bestätigung. es findet sich in dem gedicht keine spur, dass Baldr als unkriegerisch gedacht sei — das epitheton *blauðugr* ist ihm erst durch conjectur zu teil geworden — und auch, dass man

sich Höđ damals so hilflos dachte wie bei Snorri, ist, da seiner blindheit ebensowenig wie bei Saxo erwähnung getan wird, kaum anzunehmen. am ende der Vǫluspa werden Baldr und Höđ als schlachtgötter (*valtivar*) bezeichnet, und es wird ihnen ein ort wie *Hrópts sigtopter* als wohnsitz angewiesen. die auffassung: 'Baldr und Höđ, die unkriegerischen, hausen jetzt, wo ehedem der kriegerische Ođin wohnte', ist — bezeichnend genug — widerum nur durch Rasks besserung künstlich hineingetragen und nur unter voraussetzung dieser conjectur überhaupt möglich. auch der ideengang des gedichtes verlangt nicht das unkriegerische wesen Baldrs. dass der fall des jugendlich schönen gottes an sich die klage der götter hervorruft und für das kommende unheil typisch wird, ist wolbegreiflich, und der überarbeiter, der die schlussstrophen anhängte, hat ihn sich sicher ebensowenig unkriegerisch gedacht, wie den neuen gott, dessen reich er ihn eingliederte und dem er im wesentlichen die alten Ođinsattribute verleiht (oben s. 42).

Dem kriegerischen wesen der beiden götter widerstreitet nun auch das, was über Loki in der Vǫluspa berichtet wird, keineswegs. wenn nämlich unmittelbar nach Baldrs tod von Lokis fesselung die rede ist, so ist bei der sprunghaften und nur bei gewissen hauptpuncten verweilenden erzählung des gedichtes durchaus nicht auf eine anteilnahme Lokis an dem morde zu schliefsen. vielmehr konnte die weigerung Lokis um Baldr zu weinen nebst ihren folgen als würklicher grund seiner bestrafung wie so manches andre sehr wol übergangen sein. der interpolator jedesfalls, der die aus ökonomischen gründen im gedicht nicht zu duldende visa von Valis rache zusetzte, scheint, da er dies für notwendig erachtete, Höđ auch als den verantwortlichen urheber von Baldrs tod betrachtet zu haben.

Fassen wir diese angaben der Vǫluspa und der Lokasenna zusammen, so ergibt sich aus ihnen, dass die von Bugge (Studier I 266) vorgetragene ansicht, der Baldrmythus sei wesentlich in der form, in der ihn die Gylfaginning überliefert, schon mehrere jahrhunderte vorher bekannt gewesen, wenigstens für die mitte des 10 jhs. nicht zutrifft. die tatsachen, dass weder Höđs blindheit erwähnt wird, noch irgend ein bestimmtes zeugnis für Lokis anteilnahme am morde vorligt, die an sich auf zufall beruhen könnten, geben doch in verbindung mit der kriege-

rischen auffassung der beiden götter zu jener zeit ein wesentlich anderes mythenbild wie in der Gylfaginning und ermahnen von vornherein zu gröster vorsicht gegenüber Snorris bericht.

Nun muss freilich zugegeben werden, dass éine wesentliche übereinstimmung mit der Snorraedda vorligt, nämlich die erwähnung des mistelzweigs als werkzeug zu Baldrs tötung. es heifst über ihn: 'Es stand gewachsen, höher als die felder, schlank und sehr glänzend der mistelzweig. es ward von dem baume, der schlank erschien, der gefährliche schmerzenspfeil: Höd begann zu schiefsen'. aber diese angabe des Völuspadichters ist in doppelter hinsicht sehr merkwürdig. zunächst fällt die ungewöhnliche breite auf, mit der er ganz gegen seine gewohnheit seinem publicum die *harmflaug hę́tlig* erklärt. es macht nicht den eindruck, als ob er hier einen ihm und seinen zuhörern gang und gäben mythenzug vorführt, da jenen doch sonst die dunkelsten andeutungen zum sofortigen verständnis zugemutet werden. sodann aber ist längst auf das misverhältnis aufmerksam gemacht, dass die schmächtige pflanze als baum (*meiþr*) bezeichnet wird, und der seltsame zusatz des dichters: *es mę́r* **sýndesk** scheint vollends auf eine sehr geringe bekanntschaft mit der mistel hinzudeuten, wie sie doch, wenn diese als tödliche waffe alter mythenbestand wäre, notwendig vorausgesetzt werden müste.

Diese beobachtungen, die schon Müllenhoff (DA v 10) an eine verderbnis der Völuspastelle denken liefsen, lassen über die orientiertheit des dichters hinsichtlich des mythus von vornherein zweifel aufkommen, zumal in den sögur und bei Saxo nie von der pflanze, sondern nur von einem schwerte als todeswaffe die rede ist.

Nimmt man nun aber hinzu, dass gerade dieses schwert ebenfalls den namen *Mistelteinn* führt und die in der Völuspa dem mistelzweig zugeeigneten attribute 'schlankheit und glanz' vortrefflich, das letzte sogar besser, als eigenschaften eines schwertes zu denken sind, so ligt der verdacht nahe, ob nicht die langzeile *mę́r ok mjǫ́k fagr Mistelteinn* einmal in anderm zusammenhange ein schwert charakterisierte und ursprünglich mit dem mistelzweig als pflanze schlechterdings nichts zu tun hatte.

Bestärkt wird dieser verdacht durch die höchst auffällige erscheinung, dass an der einzigen stelle, die aufser der Völuspa auf den mistelzweig deutet, dieselbe ungereimte vorstellung von

der pflanze, nur noch in verstärktem mafse, widerkehrt. es heifst nämlich dort (Vegt. 9): 'Höđ bringt den hohen, berühmten baum dorthin . . . er wird Baldr zum mörder werden und Ođins sohn des lebens berauben'.

Dass die stelle im gegenwärtigen zusammenhang nur so erklärt werden kann: 'Höđ bringt den mistelzweig dorthin' (nämlich um Baldr zu töten), folgt schon aus dem aufbau der ganzen strophe. fasste man nämlich die erste langzeile im Grundtvigschen sinne, wonach sie bedeutete: 'Höđ bringt den baum des ruhmes (dh. Baldr) dorthin (dh. zu Hel)', so würde derselbe gedanke dreimal, oder da die hinter der ersten zeile ausgefallene langzeile dieser parallel sein müste, gar viermal in derselben strophe widerkehren, und zwar gegen das ende immer unsinnlicher und verblasster, eine geschmacklosigkeit, die an die schlimmsten interpolationen des dritten Sigurđliedes (v. 16) gemahnt und in dem bau der übrigen strophen der Vegtamskviđa keine analogie findet. dagegen würde nach der ersten erklärung in der ausgefallenen langzeile der ersten halbstrophe eine parallele erwähnung der mistel zu erwarten sein, während in der zweiten halbstrophe der tötung in doppelter weise erwähnung geschähe, und so die strophe nicht nur in sich vollkommen concinn, sondern auch den übrigen visur entsprechend gebaut sein (vgl. vv. 1. 5. 8. 11). dagegen ist es sehr wol möglich, ja wahrscheinlich, dass die Grundtvigsche auffassung der stelle einmal ursprünglich die richtige war und nur im gegenwärtigen zusammenhange misdeutet wurde.

Es ist nun längst beobachtet, dass gerade jene partien der Vǫluspa und Vegtamskviđa, die die eben besprochenen gemeinsamen sonderbarkeiten hinsichtlich der mistel enthalten, auch sonst sich aufs engste berühren, und ich habe oben s. 38 zu zeigen gesucht, dass diese übereinstimmungen sich am einfachsten unter der annahme einer gemeinsamen ältern quelle, eines alten Vegtamliedes, erklären, das in der Gylfaginning Snorris bekanntlich tatsächlich vorausgesetzt wird. es fragt sich, ob wir aus diesem nicht eine aufklärung über die fraglichen seltsamkeiten im bericht der Vǫluspa und Vegtamskviđa erhalten können.

II

Über anlage, charakter und alter dieses ältern Vegtamliedes erhalten wir durch eine genaue betrachtung des jüngern gedichtes

[illegible]

[illegible]

Ingegen haben wir nun im ersten teil, den fünf eingangsversen, wie schon von andern hervorgehoben, den anfang des alten liedes selbst offenbar erhalten. sie sind von einer dichterischen einfachheit und schönheit, die Fauriel (Litteraturdenkmäler i 145) mit recht an die Thrymskvida erinnert, mit der sie sich nicht nur in der knappen darstellung eng berühren, sondern auch stilistische ähnlichkeiten aufweisen, so dass die beiden sehr auffälligen anklänge (Veg. 1 Thrymskv. 1; und Veg. 3. Thrymskv. 4) schwerlich, wie man bisher annahm, auf entlehnung beruhen, sondern auf einen gemeinsamen verfasser deuten. stammt aber hiernach das alte gedicht, dessen urform uns hier vorliegt, von dem dichter der [illegible], so ist damit zugleich ein kriterium für seine entstehungszeit gewonnen, denn das alte Thorslied setzt man spätestens in den anfang des 10 jhs.

In welcher weise wurde nun aber in diesem um 900 gedichteten lied auf die verhängnisvolle tat Höđs gedeutet?

Da die befragung über Baldrs tod nur den zweck haben konnte, vorsichtsmafsregeln dagegen zu ergreifen, und da, wie der erfolg lehrt, die verhütung seiner ermordung sich als unmöglich herausstellt, so können wir uns eine solche hindeutung nur in zweifacher weise vorstellen. entweder war die waffe, die als mordwerkzeug angegeben wurde, derart, dass sie nicht in die hände der götter gelangen konnte, was wol bei einem rätselhaften schwerte, das nur dem starken Höđ zur verfügung stand, nicht aber bei der mistelpflanze denkbar ist, oder aber die todeswaffe war so merkwürdig umschrieben, dass die Asen nicht ins klare über sie kommen konnten, ja vielleicht direct auf eine falsche spur geleitet wurden. am besten aber wäre dieser zweck vom standpunct der riesenfreundlichen seherin erfüllt, wenn beides in der weissagung vereinigt wäre.

Dies würde nur der fall sein, wenn wir uns, was im hinblick auf das s. 308 f über Völuspa und Vegtamskviđa erörterte sehr naheliegend erscheint, den wortlaut der fraglichen prophezeiung im ältern liede etwa folgendermafsen dächten:

Hǫþr berr hǫ́van hróþrbaþm þinig,
hann mon Baldre at bana verþa:
stendr of vaxenn vǫllom hęre
mę́r ok mjǫk fagr misteltеinn.

Die strophe besagt also in änigmatischer weise folgendes: 'Höđ bringt Baldr um' und weiter — mit dem namen Mistiltein spielend — 'das todesschwert aber ist ein mistelzweig', ganz analog wie im alten Heimdallargaldr in änigmatischer spielerei mit dem namen von Heimdalls schwert 'Höfuđ' gesagt wurde: 'Heimdall fiel durch ein mannes haupt' (Müllenhoff Zs. 30, 256). die seherin deutet also auf das den göttern nicht zugängliche schlanke und glänzende schwert Misteltein — die attribute *mę́r ok mjǫk fagr* haben in dem *mę́ke mjóvan málfán* der Skirnisfǫr (vv. 23. 25) ein wolpassendes gegenstück. aber ähnlich wie im Heimdallargaldr der eigenname *Hǫfuð*, der den namen des schwertes enthielt, nicht nur appellativisch gefasst, sondern durch den zusatz *manns* die spielerei auf die spitze getrieben wurde, ward hier das nomen proprium Misteltein, in würklichkeit der name des schwertes, als appellativum genommen, und um die

zweideutigkeit aufs höchste zu steigern, noch durch den zusatz *stendr of vaxenn vǫllom hǽre* näher präcisiert.

Kein wunder, dass diese auf irreleitung der götter berechnete rätselhafte hindeutung der seherin auch dem Völuspadichter verhängnisvoll wurde. indem er die stelle aber tatsächlich so auffasste, als ob von dem mistelzweig als todeswaffe die rede wäre, ergab sich für ihn die notwendigkeit, den ausdruck *mǽr* seinem publicum zu erklären. denn offenbar stellte er sich den mistelzweig, wol irregeleitet durch die oben besprochene misverständliche auffassung der ersten halbstrophe, als baum vor, und deshalb fühlt er sich noch einmal gemüfsigt ausdrücklich zu erklären, dass er hier wenigstens als geschoss 'schlank, schmächtig' e r s c h i e n. dass er nunmehr von einer *harmflaug* sprechen muste, ist ganz begreiflich, und der ausdruck *Baldrs andskote* konnte ihn, wörtlich genommen, in dieser auffassung nur bestärken. anderseits aber konnte die zweite halbstrophe wider den dichter der Vegtamskvida in dem glauben, dass mit dem *hróþrbaþmr* die mistelpflanze gemeint sei, und in seiner weiteren falschen vorstellung von dieser befestigen.

Dass sich für derartige misverständisse in eddischen liedern auch sonst analogien finden, wird niemand bezweifeln. wie angaben älterer gedichte von jüngern dichtern misverstanden wurden, dafür bietet die doppelwalküre Brynhild-Sigrdrifa in der Gripisspa ein gutes beispiel. ebenso haben wir mythologische ungereimtheiten, die gleichfalls nur auf derartige im einzelnen nicht mehr controlierbare misverständnisse zurückgehn können, wie zb. die vorstellung, dass Frey einen goldnen von zwergen geschmiedeten eber besitze oder gar auf ihm reite, offenbar nur eine spätere misdeutung seines mit goldnem eberbilde gezierten helmes (Golther Handbuch d. germ. myth. s. 224).

Ein völlig paralleler vorgang aber wie die falsche auffassung des 'Misteltein' bietet sich in der irrtümlichen vorstellung des alten ausdrucks *Míms hǫfoþ* dar. es kann nach Müllenhoffs ausführungen (DA 5, 106) keinem zweifel unterliegen, dass er ursprünglich nur 'quellursprung' und demnach 'quell der weissagung' bedeutete. und sicher fasst ihn in diesem sinne noch der Völuspadichter, wenn er vor dem weltuntergange Oðin mit Mims haupte reden, dh. den quell höchster weisheit aufsuchen, den elementargeist in seinem elemente, von dem er nicht zu trennen ist, be-

fragen lässt. aber schon der dichter der Sigrdrifumal hat den ausdruck der Vǫluspa nicht mehr richtig verstanden. wenn er an derselben stelle (vv. 13 f), wo er sagt: 'Mims haupt redete klug das erste wort', hinzufügt: 'die denkrunen stammen aus dem horn Hoddrofnis (dh. des reichtumspenders)', so hat ihm das horn, aus dem Mimir nach der Vǫluspa täglich trinkt, offenbar vorgeschwebt; wenn er aber vorher sagt, 'aus dem hirne Heiđdraupnis (dh. des klarheitströpflers)', so kann er sich *Míms hǫfuþ* nur als würkliches haupt gedacht haben: der spätern sage war es dann vorbehalten, für den seltsamen früh misverstandnen ausdruck eine erklärung zu suchen und ihm durch die verflechtung in den Vanenmythus einen von der grundbedeutung ganz verschiedenen sinn beizulegen.

Wir hätten demnach am anfang des 10 jhs die auch sonst bezeugte vorstellung, dass Höđ den Baldr mit einem schwert getötet habe. wenn nun der kurze bericht der Vǫluspa zeigt, dass Loki hier schon eine gewisse tückische stellungnahme zu Baldrs verhängnis zugeschrieben wurde, so kann diese doch bei dem starken accent, der noch auf Höđs rache durch Vali fällt, nur untergeordneter natur gewesen sein und ist vielleicht über eine boshafte schadenfreude nicht hinausgegangen: auch in der gleichzeitigen alten Thrymskvida wird ja, ohne dass Loki irgendwie unheilstiftend auftritt, mit der möglichkeit seiner treulosigkeit ziemlich unverblümt gerechnet (Zs. 36, 281).

Die eben erwähnte parallele aber legt nun die möglichkeit nahe, dass auch die seltsame erzählung der Gylfaginning, wie Baldr durch den mistelzweig ums leben kam, ebenfalls unursprünglich und durch misverständnis einer ältern vorlage veranlasst worden sei. und in der tat werden wir diese vermutung bestätigt finden.

III

Es ist bekannt, dass Snorri neben eddischen liedern für seine darstellung in der Gylfaginning auch aus der Husdrapa Ulf Uggasons schöpfte, die nachweislich gegen ende des 10 jhs. auf Island gedichtet ist. zwar ist nur ein fragment erhalten, das sich mit Baldrs bestattung beschäftigt, doch wird ausdrücklich aus alter zeit bezeugt, dass Ulf noch mehr über Baldr dichterisch gesungen habe, und so dürfen wir ihn bei Snorri, auch wo wir ihn mangelnder überlieferung wegen nicht mehr sicher controlieren

[illegible]

Diese beobachtungen berechtigen uns nun aber auch, in der eigentlichen todesscene, wo uns der wortlaut von Ulfs gedicht nicht mehr vorligt, ähnliche misverständnisse Snorris anzunehmen, zumal gerade hier der darstellende künstler besonders auf die symbolik angewiesen war.

Wir werden zunächst mit fug an der angabe, dass Höđ blind gewesen sei, die sich in keiner ältern quelle findet, anstofs nehmen. ich will selbstverständlich nicht in abrede stellen, dass Höđ nicht auch, wie sonst wol finstere winterliche mächte, einäugig gedacht sein konnte, zumal wir in dem Hagen von Tronje der deutschen heldensage ein so vortreffliches analogon haben. auch dass die begriffe 'einäugig' und 'blind' in einander übergehn, ist nicht zu leugnen, und Ođins charakteristische beinamen 'Hár' und 'Helblindi' liefern dafür gewissermafsen ein classisches beispiel. dass aber Höđ, dessen name schon den begriff eines kriegerischen gottes enthält und sowol appellativisch in der bedeutung 'kampf' wie als eigenname einer walküre widerkehrt, würklich blind gedacht sein sollte, ist eine bare unmöglichkeit. bliebe es doch unter dieser voraussetzung auch ein vollkommenes rätsel, weshalb Ođin besonders zu seiner vernichtung einen rächer erzeugen muss, und warum, wenn er würklich der hilflose blinde war, wie ihn die Gylfaginning vorführt, nicht ein anderer der götter, vor allem der starke Thor, sofort die rache vollzieht. offenbar setzt die besondere erzeugung eines rächers Höđ als ungewöhnlich starken und gefährlichen gegner voraus. wol aber konnte die Husdrapa von seiner blindheit berichten. denn welches mittel hatte der bildende künstler, dessen werk Ulf beschreibt, sonst, um seine völlige abhängigkeit von Loki darzustellen, als ihn mit geschlossenen augen, gewissermafsen als sein 'blindes' werkzeug, vorzuführen? ebenso ist die art der anteilnahme Lokis am morde, wie sie die Gylfaginning schildert, nicht möglich. dass er hinter Höđ gestanden habe und vor den augen der götter Höds pfeil von ihm gelenkt sei, ist undenkbar: er würde ja sofort als urheber des mordes von den göttern erkannt worden sein. widerum war offenbar die darstellung nur symbolisch, um Loki als den intellectuellen urheber des mordes hinzustellen. und so folgte aus einer vorauszusetzenden bildlichen darstellung, die Baldr von den erst ausgelassenen, dann ganz fassungslosen göttern umgeben sein lässt, noch keines-

wegs, dass man tatsächlich zu jener zeit, da Ulf diesen teil des kunstwerks dichterisch beschrieb, die tötung Baldrs sich in der geschilderten art und umgebung dachte: vielmehr ist es nach dem vorher bemerkten sehr unwahrscheinlich, dass der mord im kreise der götter verübt wurde, und das bestreben des künstlers, möglichst viel auf engem raum gleichzeitig darzustellen, mag auch hier wider der auffassung späterer verhängnisvoll geworden sein.

Wir haben nach alledem uns weder das feindliche götterpaar am ende des 10 jhs. anders zu denken, als wir sie aus Voluspa und Vegtamskvida kennen lernten, noch auch anzunehmen, dass die anteilnahme Lokis am morde, die am ende des 10 jhs. allerdings als geläufige auffassung hervortritt, über die rolle eines bösen ratgebers, eines 'ráðbani' hinausgegangen sei.

Fassen wir nun unsere beobachtungen über jene zeugnisse vom anfang, von der mitte und vom ende des 10 jhs. zusammen, so ergibt sich, dass sie keineswegs dem bericht Snorris in der Gylfaginning entsprechen, vielmehr zu einer sehr vorsichtigen prüfung desselben drängen. wir sahen, dass misverständnisse bei ihm durchaus nicht ausgeschlossen sind. so gehn die angebliche 'skemtun' der götter sowie die große klageversammlung höchstwahrscheinlich, die blindheit Höds und Lokis pfeillenkung sicher auf falsche auffassung der Husdrapa zurück.

Wir können eine solche also auch sonst annehmen und werden uns, um diesen charakteristischen zug hier gleich als typisch hervorzuheben, die bitte Friggs an die tote natur, um Baldr zu weinen, von vornherein nicht als christlichen einfluss zu denken brauchen, da wir in der entsprechenden Voluspapartie deutlich die quelle jenes misverständnisses verfolgen können. sagte nämlich die Voluspa: *Frigg of grét .. vá Valhallar*, so war darin die klage sämtlicher götter schon ausgesprochen, und wurde dann in der Vegtamskvida in dramatischer weise von den maiden gesprochen, die um Baldrs tod weinen, so war damit der erste schritt zur vorstellung, dass die gesamte natur weine, getan. denn jene maide sind, wie Bugge mit recht hervorhebt, Ægis töchter, die um den toten Baldr ähnlich klagen, wie die nymphen der Thetis um den getöteten Achilleus. nur ist natürlich keine entlehnung anzunehmen: denn dass das heulen und brausen der erregten meereswogen als ein klagelied aufgefasst wurde, zu dieser vorstellung konnten wol auch zwei so verschieden geartete völker

wie Germanen und Hellenen unabhängig von einander gelangen, und je mehr die sinnliche auffassung, dass die brandenden meereswogen die strömenden salzigen trähnen der meeresnymphen darstellten, verblasste, um so natürlicher war es, das weinen des meeres auch auf andere teile der leblosen natur auszudehnen.

Innerhalb des 10 jhs. ist nun aber eine fortentwicklung des Baldrmythus deutlich sichtbar. immer mehr tritt der anteil Lokis hervor. um 900 ligt noch aller nachdruck auf Valis Rache, um 950 wird Lokis strafe für seine weigerung zu weinen betont; um 1000 ist er bestimmt schon des mordes intellectueller urheber. ebenso ist der zuerst um 950 bezeugte mistelzweig aller wahrscheinlichkeit nach um 900 noch ein schwert gewesen. denn sicher ist in diesem mythus, obwol ich die auffassung nur bei Golther (aao. s. 379) angedeutet gefunden habe, der mistelzweig aus dem mistelschwert und nicht umgekehrt dies aus jenem entstanden zu denken.

IV

Es ist zunächst auffallend, dass den beiden Baldr wesensverwantesten göttern, die als hypostasen des alten himmelsgottes ebenfalls lichtwesen [1] darstellen, Heimdall und Frey, gleichfalls ein schwert verhängnisvoll wird.

Nach Müllenhoffs untersuchungen kann es kaum zweifelhaft sein, dass in dem verlornen 'Heimdallargaldr', von dem nur ein kleines fragment erhalten ist, Heimdall von Loki mit seinem eigenen schwerte, das jener ihm entwendete, getötet wurde (Zs. 30, 257). und eine verwante vorstellung ligt zu grunde, wenn Frey, da ihm bei seiner werbung um Gerð auf irgend eine weise sein schwert abhanden gekommen, im letzten kampfe Surt wehrlos gegenübersteht und deshalb fällt. beidemal bereitet die eigene in die gewalt der finstern mächte geratene waffe dem gotte den untergang.

[1] Baldr, dessen name schon auf einen lichtgott deutet, stellt nach Müllenhoff (Zs. 12, 353) den einen der beiden Dioskuren dar, die dem hellenischen brüderpaar und den indischen Açvins entsprechen : auf eine reihe merkwürdiger übereinstimmungen, wenn auch im einzelnen vielfach zu weit gehend, hat Rydberg (Undersökningar II 211 ff) aufmerksam gemacht. ob er aber in Höð mit recht den zweiten Dioskuren sieht, ist schwer zu entscheiden : jedesfalls spricht die ältere überlieferung der Edda, die wol Baldr und Vali, nicht aber Höð und Baldr als brüderpaar kennt (Bugge Studier s. 251 f), für die Müllenhoffsche annahme des Vali als zweiten der göttlichen brüder.

gestalt verhältnismäfsig jungen überlieferung als quelle nicht gering veranschlagt werden darf, beweist schon ein historisches zeugnis (PEMüller Sagabibl. II 555), nach dem ihr hauptinhalt am anfang des 12 jhs. bereits im gegenwärtigen zusammenhang bekannt war. sie hat sich aber auch als quelle für die kenntnis vom dritten Helgi von besonderem wert gezeigt. nicht nur ist es gelungen, an ihrer hand die erlebnisse Helgis vor und bei seinem ersten zusammentreffen mit Kara, die in der Edda nur fragmentarisch überliefert sind, ziemlich genau zu reconstruieren, da sie trotz grofser verworrenheit im einzelnen die grundzüge der sage treu bewahrt hat, auch in der erzählung der letzten schicksale des helden und seiner geliebten hilft sie uns die dürftigen andeutungen der Edda über die alten Karulioð glücklich zu ergänzen (Zur Liederedda s. 27 f).

Ähnlich wie der dritte Helgi, der hier als mann der Dioskuren figuriert, ist nun aber auch das brüderpaar selbst in die sage verflochten, und widerum tritt, bei aller verworrenheit im einzelnen und obwol die erinnerung an Höð vollständig verloren scheint, der alte mythus deutlich hervor. zunächst in dem namen und der nahen verwantschaft beider: Bilð und Voli sind gleichfalls brüder. sodann fällt Bildr durch die leute Hromunds, also die partei, auf der das schwert Misteltein ist. endlich rächt auch hier Voli den bruder, indem er es durch zauber dahin bringt, dass die verhängnisvolle waffe dem Hromund verloren geht. bezeichnend aber ist nun, was von dem rätselhaften schwerte selbst berichtet wird: es befindet sich in Valland (totenreich), wo es von dem geiste Thrains gehütet wird. es wird als ein aufserordentliches bezeichnet: zahlreiche zweikämpfe sind mit ihm siegreich bestanden. nachdem Hromund das schwert aus dem hügel geholt, tötet er den Helgi, den gefolgsmann der Dioskuren, damit. als er aber auch Voli damit töten will, versinkt es durch dessen zauberei in die eisigen fluten des Wenersees. grofse klage erhebt Hromund um die kostbare waffe. endlich wird sie noch einmal im magen eines gefangenen hechtes vorgefunden.

Sehen wir von diesem letzten zuge ab, der kaum ursprünglich ist — denn das schwert spielt fortan keine rolle mehr —, so tritt die natur des schwertes Misteltein und seine beziehung zum Baldrmythus doch deutlich hervor. die ungewöhnliche waffe, durch die auch hier wenigstens der eng zum Dioskurenpaar der

Haddinge in beziehung gestellte Helgi fällt, kommt aus der unterwelt und sinkt nach vollbrachter tat wider in diese zurück. sie ist also entweder von vornherein als todeswaffe gedacht, oder es wird wenigstens vorausgesetzt, dass sie in irgend einer weise den düstern mächten anheimgefallen ist.

Vergleichen wir nun mit diesen angaben den bericht Saxos, so werden wir widerum eine auffallende übereinstimmung finden, die um so wertvoller ist, als durch die bahnbrechenden untersuchungen Axel Olriks: Sakses Oldhistorie, Norröne sagaer og danske sagn' (s. 13 ff) erwiesen wurde, dass die hauptquelle für seine darstellung der Baldrsage eine altnorwegische Höðsage[1] ist, also widerum in seinem bericht der beweis vorligt, dass die vorstellung eines todesschwertes in den nordischen sögur durchaus die herschende war. der name desselben ist bei Saxo nicht überliefert, indes meines wissens ist an der identität mit dem Misteltein nie gezweifelt worden. seltsam aber ist widerum, dass ähnlich wie jenes nach der Hromundsage bei Thrain im hügel ruht, ehe es seine todbringende mission erfüllt, das schwert bei Saxo in der höhle des waldgeistes Miming wol verwahrt gehalten wurde. also auch hier haben wir die vorstellung, dass das schwert in der hand der winterlichen mächte ist. denn wo Saxo oder sein gewährsmann sich den aufenthalt Mimings gedacht hat, darüber lässt sowol die abenteuerliche schilderung von Höds fahrt[1] als die eigentümliche art, wie er dort im schatten der höhle sein zelt aufschlägt, nicht den geringsten zweifel. nur Finnmarken oder der nördlichste teil von Norwegen kann damit gemeint sein. und damit stimmt nun vortrefflich die angabe der Hervararsaga c. 3, nach welcher es der Arngrimssohn Sǿming aus Halogaland, der nördlichsten landschaft unter dem polarkreise, besessen haben soll, und es, wenn Müllenhoffs vermutung (DA v 57) zutrifft, schon dem ahnen desselben gleichen namens eignete. anderseits tritt aber bei Saxo die anschauung, entsprechend der oben vorausgesetzten

[1] Olrik mag zuweilen, wie ihm von competenter seite vorgehalten ist, in der unterschätzung des dänischen als quelle zu weit gegangen sein: hinsichtlich der Baldrsage hat er aber überzeugend nachgewiesen, dass das, was auf dänische localsage zurückgeht, so geringfügig ist, dass es für unsre betrachtung ohne bedeutung bleibt. die wenigen züge der dänischen localsage lassen sich, wie Olrik zeigt, in jüngern dänischen sagen noch deutlich erkennen (aao. s. 38).

ältern eddischen auffassung wider deutlich hervor, dass Baldr nur durch dieses schwert fallen könne. Saxo berührt sich also auf diese weise sowol mit den ältesten angaben der Edda wie mit den genannten fornaldarsögur, und es ist aus der nichtnennung des schwertes keineswegs zu schliefsen, dass er den namen misverstanden oder gar überhaupt nicht gekannt habe. die vorstellung, dass das schwert in die hände finstrer mächte gerät, war, wie wir sahen, in allen versionen und parallelen des mythus vorhanden und brauchte nicht durch eine irrtümliche auffassung des namens im hinblick auf *mistr* (nebel) hervorgerufen zu sein, sie konnte höchstens durch den anklang der beiden worte begünstigt werden.

Nach alledem gewinnt unsre obige annahme eines schwertes *Mistelteinn* in der um 900 gedichteten Vegtamskviđa (s. 313) eine volle bestätigung; ebenso aber auch die mutmafsliche auffassung als mistelzweig infolge eines irrtums : denn dass der mistel ursprünglich die geschilderte gefährliche würkung innegewohnt haben sollte, lässt sich in keiner weise belegen. es ist schon früher die auffällige unbekanntschaft der dichter der Vǫluspa und von Baldrs draumar mit der mistel hervorgehoben worden, die auch bei Snorri widerkehrt, da er augenscheinlich sich die pflanze als unmittelbar aus dem erdboden emporwachsend gedacht hat. diese ungenaue kenntnis vom wesen der mistel spricht nicht für ihr alter als todespflanze im mythus. auch auf die eigentümliche tatsache muss hingewiesen werden, dass im altnordischen stets nur der ausdruck *Misteltein n* und stets nur in verbindung mit dem mythus vorkommt, was auch begründete zweifel aufkommen lässt, ob würklich die pflanze selbst damit gemeint ist.

Das entscheidende für die unursprünglichkeit der mistel als todespflanze in diesem mythus aber ist, dass sie in ihrer nachteiligen, verderblichen würkung hier ganz singulär dastehn würde [1]. und das kann unmöglich auf zufall beruhen, da einerseits die

[1] der ausdruck *marentakken*, der an die form der mistel anknüpft, kann eine schädlichkeit derselben nicht beweisen (EHMeyer Germ. myth. s. 86); die englische sage aber, die die mistel ursprünglich einen schönen baum und verwunschen sein lässt, weil sie das holz zum kreuze Christi hergegeben und so dessen tod verschuldet habe, ist, wie Müllenhoff (DA v 56) zeigt, lediglich ein versuch, die sparrige stellung der äste gegen den stamm, wie man sie bei der mistel findet, zu erklären.

mistel weitumher im volksglauben eine bedeutende rolle spielt, und da anderseits, wo sie auftritt, ihr stets eine woltätige würkung beigemessen wird (vgl. Kuhn Myth. stud. I 204 ff. Grimm Myth.[4] 1008 f).

Man darf annehmen, dass die heilighaltung der mistel sich weithin über die arische welt erstreckte. zwar wird sie vorwiegend bezeugt für das keltische altertum und den kreis des germanischen, und hier besonders wider für Schweden und England: aber es ist durch eine geistreiche combination wahrscheinlich gemacht, dass die pflanze auch bei den Hellenen verehrung genoss. und ebenso galten schon in der altindischen litteratur wenigstens der mistel verwante gewächse für besonders den göttern geweiht (Kuhn aao. s. 172 ff. 175 ff).

Überall aber, wo wir dieser auffassung von der wunderbaren pflanze begegnen, wird ihr glückbringende kraft zuerkannt, wie dies bei ihr, die mitten im winter, wo die ganze natur erstorben scheint, grünt und blüten und früchte trägt, auch nur natürlich ist. so schützt sie die menschen gegen krankheiten, wie die fallende sucht, so wehrt sie dem zauber der bösen geister, so verhilft sie endlich als springwurzel zu glück und reichtum. wenn daher in unsrer sage dem Misteltein todbringende würkung beigemessen wird, so kann damit ursprünglich unmöglich die pflanze gemeint sein [1]. entweder hat also das schwert überhaupt nicht den namen von ihr erhalten, oder aber aus einem andern grunde als dem einer schädlichen, verderblichen würkung.

Dass das erste wegen des zweiten compositionsgliedes *teinn* keineswegs nötig war, erhellt nicht nur aus den zahlreichen mit *teinn* und *vǫndr* zusammengesetzten appellativen, in denen diese ausdrücke überall schwert bedeuten, sondern auch aus dem oben vermuteten schwert *Gambanteinn* (s. 318), dem sich der *Lę́vateinn* der den Skirnismal so nahestehnden Fiölsvinnsmal, der dort sicher ein schwert darstellt, sehr schön vergleicht. sehr wol konnte also das erste compositionsglied einen andern die eigentümlichkeit des schwertes ausdrückenden begriff enthalten, und wenn man daran denkt, was Saxo und die Hromundsage über

[1] an der unursprünglichkeit des mistelzweiges kann m. e. auch die episode des Beowulf (vv. 2435 ff) von Herebeald und Hædcyn nichts ändern, selbst wenn man Detters kühner conjectur *Misteltáne his mæg ofscét* (Beitr. 19, 499) beipflichtet: ich gedenke darauf in einer späteren arbeit näher einzugehn.

den aufenthalt des schwertes berichten, so ist man in der tat versucht, ein schwert der finsternis, ein 'nebelschwert' in ihm zu vermuten. die zusammenstellung des wortes *mistell* mit *mistr* 'nebel' ist nicht neu: schon Schade (Altd. wb. I 616) erklärt die mistel als 'den zur nebligen winterzeit in beziehung stehenden strauch'. es liefse sich denken, dass eine derartige ableitung, die appellativisch die pflanze bezeichnete, vielleicht als eigenname ein finstres nebelwesen darstellte, von dem freilich sonst jede spur fehlt, und dass nach diesem dann das schwert den namen erhalten hätte. indes die verwanten schwertmythen (s. 317 ff) lassen es doch als natürlicher erscheinen, dass auch Baldrs tod durch die eigene waffe erfolgte, die erst auf irgend eine weise in die gewalt seines finstren gegners geraten war und daher ursprünglich mit den mächten der finsternis nichts zu tun hatte. war aber der *Mistelteinn* ursprünglich Baldrs schwert, dann erklärt sich die bezeichnung vollkommen aus dessen wesen.

Das schwert stellt nämlich genau wie im verwanten Freysmythus ein bild des lichtes, der fruchtbarkeit, des segens dar, wie ja in der heldensage noch das Siegfriedsschwert Balmung in seinem namen, der nach Edward Schröder (Zs. 35, 244) 'sohn des glanzes' bedeutet, auf den lichten gott zurückweist: sehr wol konnte es daher den namen von der eigenartigen pflanze empfangen, die selbst mitten im winter den anblick der blüte und fruchtbarkeit bot und die so, als ein bild fröhlichsten lebens mitten in die tote winterlandschaft gestellt, das schicksal des lichtschwertes, das den finstern mächten anheimfiel, vortrefflich symbolisierte. gab aber diese eigenschaft den grund für die benennung des schwertes ab, dann erhält die schon mehrfach betonte parallele mit dem 'Hauptschwert' des Heimdallargaldr noch eine wesentliche bestätigung und ergänzung. die s. 311 erwähnte in Vǫluspa und Heimdallargaldr ganz parallele änigmatik bei der umschreibung der beiden schwerter würde sich dann nämlich auch insofern völlig entsprechen, als die angabe: 'Baldr fiel durch einen misteltein' ganz ebenso wie die des Heimdallargaldr: 'Heimdall fiel durch ein manneshaupt' in tieftragischer ironie den untergang des gottes durch sein eigenes lichtes schwert bedeutete.

Diese ältere, wie wir sahen (s. 317), um 900 auch in der Edda vorauszusetzende form des mythus erhält aber in Saxos darstellung eine weitere bestätigung.

V

Bekanntlich ist bei Saxo dadurch eine verschiebung der verhältnisse eingetreten, dass das hauptinteresse des geschichtsschreibers an Hotherus, dem dänischen könige, hängt, während seine anteilnahme an Baldr, dem heidengotte, zurücktritt. Olrik hat aber nachgewiesen, dass diese bevorzugung Höđs schon in seiner hauptquelle, jener altnorwegischen Höđsage, vorbereitet war und dass auch dort Baldr nicht im mittelpunct der handlung stand. Höđ ist hier schon der eigentliche held. auf seine charakteristik wird die gröste sorgfalt verwant. von ihm werden eine reihe episodenhafter züge berichtet. ihn, nicht Baldr, liebt Nanna, und ihm, nicht dem gott, steht eine reihe übernatürlicher kräfte zu gebote. ja es werden sogar nachweislich züge von Baldr auf ihn übertragen, so wenn er den könig Gelder auf einem schiffe verbrennen lässt. von diesem gesichtspuncte ausgehend finden wir in Saxos darstellung, trotz allen wunderlichkeiten und unklarheiten im einzelnen, eine klare composition.

Aus dieser anlage aber fällt, wie Olrik (aao. s. 26) zeigt, völlig heraus der abschnitt, der sich mit der werbung Ođins um Rinda beschäftigt, da er notwendig Baldr als hauptperson voraussetzt: denn ihn zu rächen ist ja der ganze zweck des verhältnisses. diese tatsache zeigt aber, wie fest das bewustsein der notwendigkeit von Baldrs rache an Höđ selbst in dieser relativ jungen quelle, der der gott als nebenperson galt, wurzelte, und wir haben in der starken accentuierung dieses mythenzuges eine neue parallele zu dem bericht der alten Vegtamskviđa, in der dieser racheact, wie ich gezeigt habe (s. 313), ebenfalls eine grofse bedeutung gehabt haben muss. auch die schilderungen der liebesabenteuer Ođins, die sich an die erzeugung des Bous zu Baldrs rächung anschliefsen, können, wie eigenartig und seltsam sie von Saxo im einzelnen dargestellt sind, schwerlich so jungen alters sein, wie man gewöhnlich annimmt, da sie um 900 in Norwegen gleichfalls ihre entsprechung haben. mit recht hat nämlich Rosenberg (Nordboernes aandsliv I 215) darauf hingewiesen, dass das launische Billingsmädchen, von dessen schlechter behandlung der höchste gott im ersten Ođinsbeispiel ein lied zu singen weifs, mit Saxos Rinda identisch ist. und gewis ist es, damit verglichen, kein zufall, dass auch in der Hromundsage gerade Voli, der rächer Baldrs, es ist, der ganz besonders hervortritt.

Bewahrt aber Saxo in dem oben besprochenen verhängnisvollen schwert und der starken betonung der rache an Höđ besonders alte züge, so ligt die frage nahe, ob die von den misverständnissen der Völuspa und der darstellung der Husdrapa unabhängige nordische sagendichtung, die seinem bericht zu grunde ligt, nicht auch sonst älteres erhalten hat, ob sie nicht helfen kann, unser nach den eddischen zeugnissen nur äufserst dürftiges bild des mythus um 900 zu ergänzen.

Nach drei richtungen scheint dies entschieden der fall.

Zunächst, wenn Saxo erzählt, dass Baldr unverwundbar sei, ohne eine genauere motivierung dafür anzugeben, so entspricht dies gewis der ursprünglichen vorstellung seiner göttlichen natur, und auch die versuche Odins, von weisen männern zu erfahren, durch wen Baldr gerächt werden solle, bestätigen, wenn auch anders gewant und mit den ebenfalls bei Saxo widerkehrenden träumen nicht mehr im zusammenhang, doch die ursprünglichkeit der alten Vegtamskviđa. sie sind mit den angaben der jüngern eddischen quellen schlechterdings nicht vereinbar. die erzählung von der eidabnahme Friggs konnte erst entstehn, als der begriff des schwertes Misteltein bereits verdunkelt war. daher hat, um darauf gleich hinzudeuten, bezeichnender weise auch die erkundigung Odins bei der völva in der zusammenhängenden darstellung der Gylfaginning, obgleich Snorri das alte Vegtamslied sicher bekannt war, keinen platz. denn war dort, und wenn auch noch so änigmatisch und misverständlich, auf den *Misteltein* gewiesen, so konnte natürlich die mistel nicht die einzige pflanze sein, die Frigg n i c h t vereidigte.

Sodann : die umstände, unter denen Höđ den Baldr tötet, sind bei Saxo sicher auch dem ursprünglichen näher kommend dargestellt. obgleich es widerholt bei ihm zu massenkämpfen zwischen den heeren Höđs und Baldrs kommt, erfolgt Baldrs tod nicht bei einem solchen. vielmehr tötet Höđ den Baldr, als er ihm auf der rückkehr von einem nächtlichen gange allein begegnet. erst dann erfahren die götter von seinem tode. auch dies ergänzt unsre vorstellung von der ältern gestalt des mythus : denn ehe die götter es haben hindern können, muss Höđ heimlich mit dem verhängnisvollen, jenen nicht zugänglichen und als todeswaffe nicht bekannten schwert den mord vollführen. die darstellung Snorris, nach der vor den augen der

götter die tat vollbracht wird, entspricht nicht der alten anschauung (s. 316).

Endlich: auch in dem verhältnis zu Nanna repräsentiert wol Saxo, wenn auch widerum zu gunsten seines helden modificiert, das ursprünglichere. ist doch die nebenbuhlerschaft um Nanna der eigentliche quell des streites, und ein andrer ist, ehe Loki sein amt als böser berater antrat, auch schlechterdings nicht zu denken. freilich sind die angaben über Nanna im wesentlichen auf ihre einregistrierung in die schar der Asinnen beschränkt, indes weist ihr doch ihr name — der in der Völuspa appellativisch in der bedeutung 'göttin, walküre' widerkehrt — eine tätigere rolle zu, als die der liebenden, duldenden gattin, und auch die bei Saxo gewis geschmacklos übertriebene schilderung des liebenden Baldr geht wol auf alte vorstellung zurück und hat in dem eddischen bericht von Freys liebe zu Gerd nicht ihr vorbild, sondern ihr mythisches gegenstück, ganz entsprechend der sonstigen verwantschaft beider mythen.

VI

Bevor wir uns nun zur endgiltigen betrachtung des Snorrischen berichtes wenden, ist es notwendig, uns auch die übrigen von Bugge (aao. s. 266 ff) angezogenen kleineren altnordischen zeugnisse, so weit sie dem 10 jh. entstammen, zu vergegenwärtigen, um zu sehen, wie sie sich zu der von uns vermuteten art der entwicklung des mythus stellen.

Wir haben zunächst in drei vollständig erhaltenen, noch der ersten hälfte des 10 jhs. angehörigen Eddaliedern eine hindeutung auf den mythus. in den Vafthrudnismal (v. 54) wird die schon oben besprochene rätselfrage gestellt: 'was sagte Odin ins ohr dem sohne, ehe man ihn auf den holzstofs hob?' und in der Skirnisför (v. 21) bietet Skirni der Gerd als geschenk 'den ring, der verbrannt ward mit dem jungen Odinssohne'. es wird also vorausgesetzt, dass Odin neben dem ring Draupni, wie ihn die Snorra-Edda nennt, auch eine offenbar besonders tröstliche mitteilung dem toten sohne mitgegeben habe. beide züge sind offenbar alt und hängen eng zusammen. denn der ring Draupni, ein symbol der fruchtbarkeit und des lebens, soll doch wol auf die widerkunft Baldrs deuten, wie er sich selbst ja durch abtropfen jede neunte nacht achtfach erneut. und nichts anderes kann die rätselfrage enthalten haben, die aller wahrschein-

lichkeit nach schon im alten Vegtamsliede gestellt wurde (s. 310). wie wenig aber zu dieser scene die seltsamen einzelheiten der leichenfeier, wie sie bei Snorri mitgeteilt werden, passen, hat Rydberg (aao. II 286) treffend bemerkt. ebenso wie diese angaben der Skirnisför und Vafthruđnismal spiegeln aber die Grimnismal Baldrs ursprüngliche natur als lichtgott wider, wenn sie von ihm erzählen (v. 12), dass er in Breiđablik sich die hohe halle erbaut habe, und ihre mitteilung, 'dass kein andres land der welt so von freveln frei sei wie dies', widerstreitet nicht der vorstellung von dem kriegerischen wesen des gottes : auch in der heldensage, bei Sigurđ, sind kampflust und reinheit und unschuld des charakters gesellt; hier aber wurzelt diese eigenschaft überdies tief in der etymologie des namens; denn 'Baldr' kann, wie Edward Schröder (Zs. 35, 241 f) mit recht hervorhebt, nur 'der leuchtende, lichtverbreitende' bedeuten.

Diesen eddischen liedern gesellen sich zwei, die ihrem charakter nach ihnen sehr nahe stehn : das rätselgedicht der Hervararsaga, das eine neue bestätigung der bedeutsamkeit der frage Odins bringt, da diese dort wörtlich widerkehrt, und das seltsame gedicht von 'Ivar Vidfadmes tod',* das von Vigfusson mit dem Harbarđslied eng zusammengestellt wird : dieses steht vollkommen auf dem boden der Völuspa und Lokasenna und kann geradezu als ein classisches zeugnis für die in ihnen enthaltene mythenform gelten, wenn es einmal Baldr den gott nennt, den 'alle Asen beweinten', und anderseits ihn als hervorragend kriegerisch darstellt, indem es ihn mit dem heldenkühnen Halfdan Snialli vergleicht (CPB I 124).

Auf gleichem boden steht nun auch die früher (s. 6) genannte, in der Gylfaginning citierte strophe, die Snorri wol mit recht dem in ein riesenweib verkleideten Loki in den mund legt: wir haben, da ihm das lied, dem das fragment entstammt, augenscheinlich noch vollständig vorlag, keinen anlass, diese angabe zu bezweifeln. 'Thökk', heifst es dort, 'wird mit trocknen trähnen Baldrs bestattung beweinen; weder im leben noch im tode hatte ich nutzen von ihm; behalte Hel, was sie hat'. die visa setzt also wie Völuspa und Baldrs draumar das weinen der götter und aller lebenden wesen voraus, und, wie es scheint, auch die auffassung, die nach den andeutungen der Völuspa durchaus nichts auffälliges hat, dass Frigg alles lebende um diesen liebesdienst

angegangen habe. dass diese weigerung zu weinen und nicht die mithilfe am morde ursprünglich die bestrafung Lokis veranlasste, ist früher bemerkt. wäre es an sich nicht schon sehr merkwürdig, dass, im fall jener würklich anteil an Baldrs tötung gehabt hätte, die götter, die doch über den wahren sachverhalt nicht im unklaren bleiben konnten, mit der rache so lange gezögert haben sollten? charakteristisch ist hier jedesfalls schon das frühe schwanken bei ansetzung des zeitpunctes von Lokis fesselung. wenn die prosa am schluss der Lokasenna sie unmittelbar an die schmähreden Lokis anschliefst, so ist das im hinblick auf das gegenwärtige gedicht jedesfalls unzulässig, denn nirgends tritt hervor, dass der dichter gerade der schmähung hinsichtlich Baldrs ein besonderes gewicht beigelegt wissen wollte. aber doch spiegelt sich hierin vielleicht eine ursprünglich richtige vorstellung wider. wenn nämlich die Gylfaginning, nachdem sie berichtet, dass die Asen in der berghöhle eine riesin fanden, und nach citierung der strophe fortführt: 'dieses weib war aber tatsächlich Loki; als nun die götter dies erfuhren, ergrimmten sie wider Loki', so scheint daraus hervorzugehn, dass sie erst später über Thökks wahre natur aufgeklärt wurden. und dies konnte bei einer gelegenheit, wie sie die handlung der Lokasenna voraussetzt, von Loki selbst prahlend geschehen sein, worauf dann die fesselung erfolgte.

Gegenüber diesen eddischen zeugnissen sind die skaldischen des 10 jhs. zwar zahlreicher, aber wenig ergiebig. bedeutsam sind die worte, die in den Eiriksmal Bragi in den mund gelegt werden, da könig Erich mit seinem gefolge sich Valhöll nähert: 'es schallt in der ganzen halle, als ob Baldr wider zu Odins sälen kommt'; denn sie setzen widerum den festen glauben an Baldrs widerkehr voraus. was aber sonst über gestalten der Baldrsage, wie Hyrrokkin und Hermod berichtet wird — das zeugnis für den zwerg Lit bei Bragi ist zweifelhaft (FJónsson Sn.-E. III 59) —, ist wenig durchsichtig: nur für die werbung Odins um Rind haben wir in den worten des erotikers Kormak Ögmundarson: *seiþ Yggr til Rindar* (Sn.-E. I 236) einen weitern schönen beleg, und die widerholte erwähnung dieser göttin wie der Nanna spricht, wenn sie überhaupt etwas beweist, wider für die ältere form des mythus um 900.

Neben diesen ausdrücklich überlieferten liedern hat nun

Bugge (Studier s. 48) auch auf ein gedicht aufmerksam gemacht, das Snorris erzählung von der vereidigung aller wesen durch Frigg, Baldr nicht zu schaden, zu grunde gelegen haben müsse. gewis mit recht, wie die häufung der stabreime in der prosa deutlich anzeigt, und es ist auch sehr wahrscheinlich, dass die von ihm versuchte reconstruction einer strophe dem ursprünglichen sehr nahe kommt. sie lautet: 'nicht können waffen noch bäume ihm schaden, ich hab allen einen eid abgenommen, es wächst der schössling eines baumes westlich von Valhöll; zu jung erschien er mir, ihm den eid abzunehmen'.

Hier ligt also deutlich die auffassung zu grunde, dass der gesamten natur, nicht blofs lebenden wesen, ein eid abgefordert sei, die eine merkwürdige parallele abgibt zu der vorstellung, dass die gesamte natur bei Baldrs tode in weinen ausbrach. da wir nun aber gesehen haben, dass diese annahme sich im 10 jh. noch durchaus auf das weinen lebender wesen beschränkt und da wir ferner die quelle jenes misverständnisses oder wenigstens jener zu weit gehenden folgerung in den angaben der Völuspa fanden, so werden wir ein ähnliches verhältnis auch bei der eidabnahme voraussetzen dürfen. war in älterer zeit die vereidigung auf die götter und andere lebende wesen beschränkt, so wurde sie nach obiger analogie später auf die gesamte natur übertragen. da nun aber das weinen aller wesen erst vom 11 jh. ab in skaldischen zeugnissen nachweisbar ist, so werden wir auch die eben genannte übertragung nicht früher ansetzen dürfen, und schwerlich war daher das lied, dem die von Bugge vermutete strophe entstammt, eins der ältern eddischen gedichte; es gehörte vielleicht, wie der Grogaldr, der ja auch eine freilich nicht recht klare anspielung auf den Baldrmythus enthält, in das erste viertel des 11 jhs. oder in jene späte gelehrte dichtperiode auf Island um 1200, in der die Völuspa in skamma entstand (Jónsson aao. s. 66 f), die ebenfalls über Baldr berichtet und von Snorri an andrer stelle in der Gylfaginning ausdrücklich als quelle citiert wird.

Wie die beiden eben genannten übertragungen mag nun auch hie und da anderes schon vor Snorri in skaldenliedern des 11 und 12 jhs. verändert oder misverstanden worden sein, besonders hinsichtlich der früher besprochenen Husdrapa (s. 314 ff): so muss, wie aus den angaben der Skaldskaparmal hervorgeht, die unter denen anderer götter auch die skaldischen bezeichnungen Baldrs,

Valis und Höds zusammenfassen, die vorstellung von Höds blindheit schon vor Snorri sich gebildet haben, da er dort der 'blinde Ase' genannt wird, anderseits aber widerstreitet von den angeführten kenningar nur *skjótande mistelteins*, die in keinem ältern skaldengedicht nachweisbar ist, der alten form des mythus, bestimmt vorausgesetzt aber wird diese durch die kenning *dólgr Haþar* für Baldr, durch die dieser ausdrücklich als Höds g e g n e r charakterisiert wird.

VII

Wir kommen nun endlich zu Snorris bericht in der Gylfaginning c. 49. die fünf hauptquellen für seine darstellung sind, wie unsere bisherige betrachtung ergab: zunächst das alte Vegtamslied um 900, sodann die Völuspa und vermutlich auch das verlorene lied im liodahatt um 950, ferner die Husdrapa Ulf Uggasons um 1000, endlich das von Bugge vermutete lied im fornyrdislag, jünger als alle die vorhergehenden, vielleicht erst um 1200. sie erstrecken sich also über das ganze 10 jh. und weiter, über Norwegen und Island, und umspannen den mythus in einer, wie wir sahen, nicht ohne misverständnisse, aber ohne nachweisbaren fremden einfluss sich stetig fortspinnenden entwicklung.

Auf der combination aller dieser zeugnisse beruht der bericht Snorris, der indes nicht nur seine quellen mehrfach misverstand, sondern auch widerholt, der einheitlichkeit wegen, züge, die ihm wolbekannt waren und die er anderwärts erwähnt, in der zusammenhängenden darstellung der Gylfaginning unterdrückte.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die drei hauptseltsamkeiten im bericht der Gylfaginning noch einmal, in denen wir ein misverständnis Snorris oder seiner vorlagen aus älterer quelle annehmen musten.

Zunächst die beiden grofsen massenscenen bei Baldrs tod und bei Baldrs bestattung. beide giengen auf eine irrtümliche auffassung der Husdrapa zurück (s. 314. 316): die angebliche 'skemtun', bei der Baldr im kreise der götter ums leben kam, konnte sich aus der vorstellung der fröhlichen einherjarkämpfe in der Odinsburg sehr leicht entwickeln, zumal verwantes auch in den sögur vielfach widerkehrt (Detter Beitr. 19, 501), und die wunderbare auffassung der scene von Baldrs bestattung muste durch die angabe, dass alles um ihn weine, wesentlich begünstigt werden.

In zweiter linie kam die sonderbare art von Baldrs tötung

in betracht. widerum wurde hier die darstellung der Husdrapa verhängnisvoll, und hinsichtlich des Mistelteins wurde Snorri offenbar durch die grofse autorität der Völuspa noch in seiner auffassung bestärkt, doch scheint hierbei einiges, wie die blindheit Höđs, schon in liedern vor Snorri misverstanden zu sein (s. 311. 315. 330).

Endlich die widerholt besprochenen angaben über das weinen und vereidigtwerden der ganzen natur, von denen die erste sich aus alter quelle vollkommen erklärt, die zweite bei einem naheliegenden analogieschluss aber auch leicht begreiflich wurde (s. 316. 329).

Und so wird man auch dort, wo ältere quellen fehlen oder doch wenigstens nichts genaues erkennen lassen, sonderbarkeiten in Snorris darstellung eher aus ähnlichen misverständnissen oder falschen folgerungen ableiten, als sie fremden einflüssen zuschieben. zum teil aber sicher auch aus seiner redactionstätigkeit.

Dass eine solche in c. 49 der Gylfaginning obgewaltet hat, darüber kann schon nach dem s. 325 gesagten kein zweifel bestehn.

Die ganze bisherige betrachtung hat gezeigt, dass, je mehr sich der mythus von seiner ältestnachweisbaren form, die bei Saxo und um 900 in Norwegen vorligt, entfernt, um so mehr auch die anteilnahme Ođins an dem tode Baldrs zurück, dagegen die seiner mutter Frigg hervortritt. Snorri, dem der mythus in älterer und jüngerer gestalt vorlag, hat nun offenbar diesen gegensatz noch verschärft, er hat, was sich dort allmählich und unwillkürlich herausbildete, nach bestimmten künstlerischen gesichtspuncten in ein system gebracht.

Drei momente sind es vor allem, in denen Ođin nach der älteren fassung des mythus eine bedeutsame rolle spielt: in seiner besorgnis um Baldrs schicksal, in seiner erzeugung des rächers, in der vorausköndigung von Baldrs widergeburt; alle drei momente hat Snorri, obwol sie ihm aus den quellen bekannt sein musten, übergangen.

Die frage Ođins nach Baldrs schicksal, die auch in Saxos darstellung, wie wir sahen, nur anders gewant, noch nachklingt, ist einfach unterdrückt, da die im alten liede vorauszusetzende weissagung über die mistel (s. 311) mit den späteren mafsnahmen Friggs zur verhütung des unheils in keiner weise stimmen würde.

Ebenso die rache Valis und die damit eng zusammenhängende geschichte von dessen erzeugung mit Rind. sie war Snorri,

wie schon die kenning *hefnidss Baldrs* für Vali beweist, wol bekannt, sie hatte aber im zusammenhang seiner darstellung keinen platz, da nach der jüngern auffassung, der er folgte, Loki der übeltäter war und auf dessen bestrafung alles gewicht fiel. daher wird diese episode ganz übergangen, und es wird aus Snorris bemerkung nach vollbrachter tat: 'da erfasste die götter grimm wider den, der das veranlasst hatte, doch konnten sie an der friedensstätte nicht rache üben', nicht einmal klar, ob sie in diesem augenblick Höđ oder Loki dafür verantwortlich machten: die sache scheint fast absichtlich im dunkeln gehalten.

Das seltsamste aber ist die art, wie Odin bei dem begräbnis Baldrs auftritt. ganz konnte er, von dem nach dem tode des gottes ziemlich unvermittelt gesagt wird, er sei am meisten von schmerz ergriffen worden, nicht übergangen werden. auch hier legt er den ring Draupni auf den holzstofs, aber die bedeutung dieses actes, der, wie wir (s. 326) sahen, mit der alten rätselfrage eng zusammenhängt, ist völlig abgeschwächt, wenn gleichzeitig Baldrs ross mit dem gesamten sattelzeug im auftrage Odins auf dessen scheiterhaufen gelegt und der ring obendrein von dem todverfallenen Baldr Odin aus der unterwelt zurückgesant wird. und dem entsprechend ist auch die rätselhafte mitteilung Odins an Baldr, die Snorri sicher aus der alten Vegtamskvida oder den Vafthrudnismal kannte und die zu Odins würksamkeit in engster beziehung steht, unterdrückt, da sie neben dem activen eingreifen Friggs, die den Hermod, — freilich seltsam genug wider auf Odins rosse Sleipni — zu Hel sendet, keinen platz hatte.

Anderseits aber zog Snorri nur die naturgemäfsen consequenzen aus dem ihm überlieferten, wenn er die Frigg, die nach der jüngeren tradition schon zweimal eine entscheidende trägerin der handlung war, nun principiell als die mafsgebende gottheit bei allem, was über Baldr beschlossen wurde, hinstellt. dass ihn zu dieser stellungnahme vor allem die grofse autorität der Völuspa, der er sich auch sonst beugte, veranlasste, ligt sicher am nächsten. diese stellte die beiden entscheidendsten unglücksfälle, die die götterwelt betreffen konnten, den tod Odins und Baldrs, beidemal ergreifend im hinblick auf die gefühle der gattin und mutter dar: 'es naht der Hlin ein neuer harm, der Frigg freude wird fallen alsdann' heifst es von Odin, und 'Frigg beweinte in Fensälen Valhölls unglück' von Baldr. anregung genug, um

bei den weiteren andeutungen der vorlage Frigg hier durchweg zur meistbeteiligten person zu machen.

Hatte nun aber die vereidigung der götter und später aller wesen die verdunkelung der alten vorstellung, dass Baldr unverwundbar und nur durch sein eignes schwert zu töten sei, zur voraussetzung, so konnte anderseits auch die auffassung, dass ein bote zur Hel gesant werden sollte, um zu fragen, für welches lösegeld Baldr wider zu gewinnen sei, erst entstehn, als die alte mythische vorstellung, nach der tote durch trähnen aus dem grabe hervorgerufen werden konnten, verblasst war. wie tief diese anschauung wurzelte, sehen wir im zweiten Helgiliede, wo die trähnen Sigruns den toten geliebten aus Hels reich — denn dies war ursprünglich gemeint — ins leben zurückrufen. die auskunft, die also hier der Hel abgenötigt wird, war nach alter mythischer vorstellung selbstverständlich, und die bitte der göttermutter und das mislingen ihrer absicht infolge von Thökks weigerung zu weinen ist auch ohne befragung der todesgöttin ganz natürlich.

Diese erwägung spricht nicht grade für die altertümlichkeit der Hermođepisode, die, wie längst beobachtet, in der darstellung von Baldrs draumar wol ihr vorbild hat. darauf deutet nicht allein der name Hermod, vielleicht wie Herteit ursprünglich nur ein beiname Odins; der in diesem zusammenhang besonders seltsame ritt auf dem Ođinsrosse und das krachen der brücke beim hinüberritt haben ebenfalls dort ihre parallelen (vv. 2[2]. 3[3]). freilich wird der ritt Hermođs schon in liedern vor Snorri vorausgesetzt und enthält auch nichts, was alter mythischer tradition widerstreitet, aber dass hier Frigg diejenige ist, die ihn veranlasst, ist wol nur dem bestreben Snorris, sie völlig in den mittelpunct der handlung zu rücken, zu danken.

Der zauber, den Snorris darstellung in der Gylfaginning auf uns ausübt, beruht nicht zum wenigsten auf der von ihm geschaffenen straffen composition, die die Frigg durchweg zur trägerin der handlung macht.

Die bisherige erörterung hat aber ergeben, dass von einem so weitgehnden fremden einfluss, wie ihn Bugge annimmt, beim Baldrmythus nicht die rede sein kann.

So zerfällt, um nur drei hauptpuncte hier noch einmal hervorzuheben, das trugbild des aus den gestalten des Achilleus und

Christus zusammengeflossenen Baldr völlig in sich: es ist ein notbehelf, die angeblichen gegensätze in Baldrs charakter, die aber tatsächlich gar nicht existieren (s. 327), zu erklären.

Ebenso haben die an den 'mistelzweig' der Edda und das 'mistelschwert' Saxos sich knüpfenden combinationen keinen grund und boden: beide gehn, wenn auch in verschiedener form, auf den alten schwertmythus, der auch sonst bei lichtgöttern widerkehrt, zurück und setzen die bedeutsamkeit und heiligkeit der mistel, freilich nicht als unglückspflanze, voraus (s. 328). die parallelen mit dem Trojanischen krieg und der jüdischen schmähschrift sind wenigstens nach dieser richtung hin nicht zutreffend.

Auch dass bei der schilderung der klagenden und zur klage auffordernden göttermutter die wehklagen der Thetis und ihrer nymphen um den toten Achilleus oder der Maria um Christus vorbildlich gewesen seien, oder dass das weinen der gesamten schöpfung auf christlichen einfluss zurückgehe, wird man, so lange diese quellen nicht unwiderleglich als allein möglich nachgewiesen sind, in abrede stellen müssen, da wir die wurzeln jener vorstellungen schon in den alten quellen fanden (s. 316).

Bei éinem zuge in Snorris darstellung freilich war diese quelle nicht mehr zu verfolgen und konnte nur durch einen analogieschluss vermutet werden, nämlich bei der vereidigung der gesamten natur.

Und gerade hier ligt, wie jeder unbefangene zugeben muss, tatsächlich eine grofse ähnlichkeit mit der von Bugge (s. 49) angezogenen jüdischen schrift Toledóth Jeschu vor, denn trotz allen und allen verschiedenheiten im einzelnen bleibt das gemeinsame, dass eine vereidigung lebloser wesen stattfindet, dass eines übersehen bleibt und dass dieses das verhängnis herbeiführt. aber ich denke, auch wenn man Rydberg, der diesen mythenzug schon mit alten vedischen vorstellungen zusammenbringt (aao. II 221), nicht beipflichtet, braucht man, da diese auffallende übereinstimmung singulär dasteht, nicht an eine entlehnung zu glauben, sondern wird vielmehr ebenso ein zufälliges zusammentreffen annehmen, wie dies bei einer überraschenden ähnlichkeit in den visionen der Völuspa und der Apokalypse von Müllenhoff (DA V 31 ff) vermutet und von Hoffory Eddastudien I 131 ff im einzelnen glänzend nachgewiesen ist.

Berlin, 15 mai 1897. FELIX NIEDNER.

DER MÜNCHENER NACHTSEGEN.

Der mitteldeutsche nachtsegen im clm. 615, den ich hier zu erneuertem abdruck bringe, wurde von KHalm entdeckt und von FKeinz in den Sitzungsber. d. k. bayer. acad. d. wiss. 1867, 2 s. 1—16 mit erklärungen veröffentlicht. KHofmann gab ebda s. 159—172 weitere bemerkungen, in denen er ua. auf die polnischen bestandteile der in der hs. vorausgehnden lat.-deutschen pflanzenglossare (jetzt Ahd. gll. III 523 ff) hinwies, ferner ein verzeichnis der im codex enthaltenen stücke und einen nachtrag s. 470, den er an die sacherklärungen JVZingerles s. 461—469 desselben bandes anhängte.

Einen zweiten abdruck, unmittelbar nach der ersten veröffentlichung, mit anmerkungen voll streithafter spitzen gegen Keinz und Hofmann, deren namen er verschweigt, veranstaltete KRoth im 19 hefte seiner Kleinen beiträge zur deutsch. sprachgeschichts- und ortsforschung (München, 1867 s. 183—192). in der mythologischen litteratur unsrer zeit hat der manche beachtenswerte einzelheiten des deutschen volksglaubens und eine anzahl anderwärts nicht bezeugter namen enthaltende segen keinerlei würdigung erfahren, so dass es mir gerechtfertigt erscheint, ihn in dritter ausgabe vorzulegen.

Der cod. lat. 615 befindet sich seit dem 17 jh. in kurfürstlich bayrischem besitze und gehörte im 16 jh. einem *Henricus de prusia videlʒ de coto*[*wice*], was Roth schwerlich richtig mit Cottbus (in der prov. Brandenburg) widergibt. der segen steht auf dem (letzten) blatte 127ᵃ in zwei spalten zu 38 und 37 zeilen, die verse sind abgesetzt, die schrift von einer hand des 14 jhs. ist unsorgfältig und unschön.

Dass die vorliegende eintragung eine copie nach geschriebener vorlage sei, ergibt sich daraus, dass einzelne buchstabencomplexe sich als mechanische nachahmungen undeutlicher und deshalb schon dem copisten unverständlicher vorbilder erkennen lassen. so zb. gleich die complexe *bιunuon* v. 1 und *dyuιuon* v. 2. da sich übrigens die lesefehler der vorliegenden eintragung in ein bestimmtes system bringen lassen und manche derselben so geartet sind, dass sie aus éinem acte der übertragung nicht erklärbar wären, so haben wir vor der unmittelbaren vorlage des copisten aus dem 14 jh. zum mindesten noch éine weiter voraus-

liegende anzunehmen, die dann vielleicht die urschrift selbst gewesen sein mag. so können die verlesungen *re* < *n* in 73 und *o* < *e* in 68 nicht gut gleichzeitig sein, da die erste ein *e* mit winkelig angesetzter, die zweite ein solches mit voller und bogenförmiger seitlicher schlinge voraussetzt. auch die verlesungen *ſalus* < **ſalter* v. 4 und *allen* < **alten* v. 72 gegen *cohoumes* < **cohountes* in 68 bedingen verschiedene formen des *t*, von denen die zweite einen seitlich verschobenen und geschwungenen querstrich gehabt haben muss. erwägen wir nun, dass unsere hs. noch mehr o-artige *e* und unsicherheiten in betreff des *r* und *t* bietet, wie *lodouuas* einerseits und *varir*, *murir*, *mate* anderseits, so werden wir es wol für wahrscheinlich erachten dürfen, dass die falschen lesungen *reſalm*, *ſalus* und *allen* früher zu stande gekommen seien und in der unmittelbaren vorlage der hs. schon gestanden haben müssen, während zu den verlesungen *t* > *n*, *t* > *r* und *e* > *o* erst die besonderen formen eben dieser vorlage anlass gegeben haben. daneben finden sich auch willkürliche umgestaltungen in bezug auf ausdruck und orthographie. ich rechne hierher das unrichtige *deus* : *meus* statt **deo* : **meo* in 65. 66 und die wechselnde schreibung des *sch*, anlautend *sch* und *sc* : *wegeschriten*, *schuben*, *bescrite*, *ansceben*, inlautend *ſſ* in *fiſſe*, auslautend *zs* in *ſtroſwizs*. bevor ich auf die erklärung des segens nach text und inhalt eingeh, geb ich zunächst einen diplomatisch getreuen abdruck der hs. nach meiner eigenen lesung (sommer 1896), wobei ich lediglich die durchweg geschwänzten *ȥ* durch gewöhnliche *z* ersetze, und die in der hs. unbezeichneten *ı* mit einem puncte versehe. die mit einem striche bezeichneten *í* der hs. finden sich auch hier genau widergegeben.

(erste spalte):

Daz ſaltír d's bıunuon [1]
daz hoyſte num̃ [2] dyuıuon [3]
daz heylige ſancte ſpiritus
daz ſalus ſanct9 dominus
5 daz mıze [4] mích noch hint bewarn

[1] brunnon *Keinz*, brunuon *Roth*; *man läse am ehesten* biunuon; on *genau so in* mon *v.* 12. [2] num' *Keinz*, *aufgelöst* numer *Roth*; *hs.* num̃ *fast wie* nuĩa; *das kürzungszeichen über dem* m *undeutlich*, *aber am wahrscheinlichsten* ◡ *wie in v.* 67. [3] dyuuion *Keinz*, dyuiuou *Roth* *und dies entspricht am meisten der hs.* [4] *kaum* nuze; *richtig jedesfalls* *muze *wie in v.* 7.

vor den bosen nach varn
vñ muze mich bicritzen
vor den svarcen vnd' wizen
dy[5] di guten sin genant| | [6] rant
10 vnde zu dem brochelsb'ge[7] sin ge
vor den pile wizze
vor den mon ezzen
vor den wegeschriten[8]
vor den zcunriten
15 vor den[9] clingēden ho golden
vor allen vneholden
gloczan vnde lodewan[10]
Truttan vnde wutan
wutanes h' vñ alle sine man
20 dy di reder vñ dy wit tragen
geradebrech vñ irhangin
Ir sult won hinnen gangen
alb vnde l[11] elbelin
Ir sult nich beng'[12] bliben hin
25 albes svestir vñ vatir[13]
Ir sult uz varen obir dē gatir
albes mutir[14] trute vñ mar
Ir sult uz zu dē virste varē
Noc mich dy mare druche
30 Noc mich dy trute zciche
Noc mich dy mare[15] rite
Noc mich[16] dy mare bescrite
Alb mit diner crummen[17] nasen
Ich vorbithe dir aneblasen
35 Ich vorbite dir alb ruche
cruchen vñ anehucchen

[5] *beinahe wie* dv. [6] *ein strich schneidet das* t *und wurde, weil zu nahe herangerückt, durch einen folgenden zweiten ersetzt.*

[7] *das* ' *verwischt.* [8] *die* e *in* schriten *und* riten *mit voller schlinge fast wie* o. [9] *das* e *ganz wie* o. [10] *wie* lodowan, *und so hatte Keinz gelesen, aber Roth richtiger* e. [11] *ausgestrichenes* l; *der abschreiber hatte das eine* e *übereilt.* [12] *selbstverständlich* *leng' *mit Keinz und Roth; aber die hs. deutlich* b. [13] *wie* varir; v *aus* m *corrigiert; besondere* r-*ähnliche form des* t. [14] *wie* murir. [15] *wie* mate.

[16] *wie* nuch. [17] *wie* cruoimen; *besondere form des ersten* m.

albes kind'[18] Ir withelin | ſin
Lazet vwer taſtin noch n'

(zweite spalte):

vñ . . . .[19]
vñ du clage mutir
40 gedenke min zu gute
herbrote vñ h'brant
vart uz in eyn andir lant
du vngetruwe molkenſtellen
du ſalt minir tur vorvelen
45 daz biuer[20] vñ daz vuzſpor
daz blibe mit dir do vor
du ſalt mich nith beruren
duſ[21] ſalt mich nich zuwuren
du ſalt mich nich enſcehen
50 dē lebenden fuz abemehen
daz herce nicht uz ſugen
Eynen ſtroſwizs[22] dorin ſchuben
Ich vorſpige dich alle[23] hute vñ alle tage
Ich trete dich baſ wan ich dich trage
55 nv[24] hin balde du vnreyniz getuaz
wan du weuſenſ[25] hy nicht[26] haſ
Ich beſuere dich vil ſere[27] vngehure
bi dem wazzere[28] vñ bi dē fure
vñ alle dine genozen
60 bi dē namen grozen
des ſiſſes der da zelebrant
In[29] der meſſe wirt genant

[18] *wie* hnid'; *ein ähnliches, wiewol deutlicheres* k *aber auch v.* 40.
[19] *eine zeile radiert; sie enthielt den v.* 39. [20] *wie* biner.
[21] *in* duſ *das* ſ *durch wischen getilgt; es ist selbstverständlich das* ſ *von* ſalt, *das der abschreiber zu nahe an das* u *gesetzt hatte.*
[22] *das innere* ſ *nach Roth durch einen feinen untergesetzten strich getilgt; mir ist derselbe entgangen.* [23] *durch puncte getilgt.*
[24] *undeutlich ob* n *oder* N. [25] *allerdings* weuſenſ. *da aber der schreiber* n *oft mit unterm bindestrich wie* u *darstellt, so kann man auch* wenſenſ *lesen, als schreibfehler für* weſenſ *mit anticipiertem* n *des wortausgangs.* [26] c *durch einen punct getilgt.* [27] *durch puncte getilgt.*
[28] *am ehesten* wazzere *mit Roth, kaum* wazzerr, *jedesfalls nicht* wazzeir, *wie Keinz las.* [29] *eher* In *mit Roth als* an *Keinz.*

Ich befuere dich vil fere
bi dem miferere
65 bi dem laudem deus
bi dem voce meus
bi dem de ꝓfūdis[30]
bi dem baben cohounnes[31]
bi dem nūc c[32] dimittis
70 bi dem benedictus
bi dem magnificat
bi den allen t'nitat
bi dem refalm̄ alfo her
daz du vares obir mer
75 vn̄ mich gerures nunmer | amē

[30] *wie* 5. [31] cohountus *Keinz*, cohounnes *Roth; die hs. steht dem letzteren näher.* [32] c *durch einen verticalstrich getilgt.*

Die bestimmung des citates *d's biunuon* in v. 1 ist nicht leicht, trotzdem die bezeichnung *saltir* eine bibelstelle, im besonderen eine psalmenstelle, erwarten lässt. *d's* hat Keinz in *deus* aufgelöst, das zweite wort aber unerklärt gelassen. Zingerle riet, indem er *brunnon* als deutsches wort fasste, auf ps. 41, 1 (ich citiere nach Bechis Repertorium biblicum. Taurini 1887—88): *quemadmodum desiderat cervus ad fontes*, ohne zu berücksichtigen, dass ja in dieser stelle weder der genit. *fontium* noch das wort *deus* überhaupt enthalten ist. Roth bezog seine lesung *brunuon* auf ps. 58, 5 *et tu domine deus virtutum*, und die darin gegebene auflösung des unverständlichen complexes halte ich für die beste vorläufig erreichbare. die verbindung *domine deus virtutum* und *deus virtutum* erscheint in den psalmen freilich öfter : die erste ps. 79, 5. 20; 83, 8; 88, 9, die zweite 79, 8. 15; am anziehendsten, glaube ich, ist ps. 83, 8 *domine deus virtutum exaudi orationem meam* als geeigneter gebetseingang. — es ist nun die frage, wie das *biunuon* der hs. (anlautendes *br* vermag ich in demselben keinesfalls zu erkennen) sich graphisch zu dem vorausgesetzten *virtutum* verhalte. es lassen sich zwei vorschläge machen. wir setzen entweder zwei *t* mit seitlich verschobenem und stark geschwungenem querbalken voraus, die zu *n* verlesen wurden, und dann muss das *ir* mit abbreviatur ausgedrückt gewesen sein, oder wir setzen zwei *t* mit schwachem und schmalem querbalken voraus, und dann war das *ir* ausgeschrieben, in beiden

fällen aber muss mindestens r zu i verlesen sein. was bei der ersten annahme noch durch [illegible] [illegible] der abbreviatur zu den überlangen ersten schaft des r unmöglich worden sein konnte. wir gelangen also von [illegible] zu [illegible] entweder auf dem wege *[illegible], *[illegible] oder direct. der scheinbare [illegible] des o kommt dabei durch ligierung des zweiten stabes des r mit dem ersten des n zu stande.

nuni v. 2 verträgt keine andere auffassung als numen. lesen wir nun in dynumen nach der oben vorgeschlagenen analogie das anlautende num als nom., so fehlt uns zu der von Roth vorgeschlagenen lesung dominum nur ein stab, der vom copisten übersehen sein müsste. numen dominum ist allerdings keine bibelstelle, numen kommt überhaupt nicht vor. aber auch die verbindung *nomen dominum, wie Roth herstellen wollte, erscheint daselbst nicht, und nomen domini ps. 39, 4. worauf dieser herausgeber verweist, oder etwa protegat te nomen *Dei Iacob* ps. 19, 1. das mir noch eher einleuchtend erschiene, ist doch wirklich nicht mit *nomen dominum gleich und erforderte die annahme einer freien umgestaltung des ausdrucks, der gegenüber die einer selbständigen herkunft des citates *numen dominum überhaupt mindestens gleichberechtigt ist.

das *heylige sancte spiritus* v. 3 ist gleichfalls keine bibelstelle, sondern am ehesten dem eingange der von könig Robert von Frankreich (996—1031) verfassten pfingstsequenz *Veni sancte spiritus* entnommen. dagegen denk ich bei v. 4 des *falus sanct9 dominum* an ps. 95, 9 *quoniam sanctus dominus deus noster*. in dieser einzigen bibelstelle, die für das citat passt, kommt aber das wort *salus* nicht vor und ich nehme daher an, dass dasselbe, welches als nominativ sing. vor dem nominativ *sanctus dominus* aus grammatischen gründen ohnehin nicht leicht erwartet wird, auf richtigem *faltir* beruhe, indem das *n* sich scheinbar zu *u* verband und das *r* zu *f* verlesen wurde. in der vorlage kann in diesem falle weder das oberlange anlautende, noch das geschlossene auslautende *s* unserer hs. an entsprechenden stellen gestanden haben, sondern jenes unterlange *s* mit geschwungenem seitenansatze, das in der tat mit *r* des öftern verwechselt wird.

Für *nach varn* in 6 hat Keinz *nahtvarn, Roth *nachtvarn hergestellt. im zweiten falle müste das *t* dialektisch, oder mit anlehnung an mhd. *nâchvar(e)* swm. 'nachfolger' unterdrückt sein.

der fall ist aber wesentlich derselbe wie bei *nich* 48. 49, dem *nith* 47, *nicht* in 51, *nicht* in 56 gegenüberstehn. lässt nun hier die correctur in 56 zu *niht* es höchst glaublich erscheinen, dass auch 48. 49 in übereinstimmung mit 47 ursprünglich *nith*, di. orthographisch umgestelltes *niht*, gehabt haben, und sehen wir weiter diese seit der ahd. orthographie bekannte umstellung (Braune Ahd. gramm.[2] 122) völlig zweifellos in *withelin* für **wihtelin* v. 37 vertreten, so werden wir zu dem schlusse berechtigt sein, dass *nachvarn* eine verlesung aus *nathvarn* sei und die gleiche orthographische umstellung enthalte. das wort ist nach dem nom. pl. *die nahtvarn* (: *sparn*) Grimm Myth.[4] 884 als *n*-stamm, also fem. *diu nahtvare* anzusetzen und nach dem wol gleichfalls swf. *éinfara maged* 'solivaga' bei Graff III 574 als 'noctivagus, -a' zu übersetzen. die determinierung verhält sich wie in mnd. *nachtberner*, *nachtgenger*, *nachtpucher* di. 'leute, die zur nachtzeit brand stiften, herumstreichen, plündern' (Schiller-Lübben Mnd. wb. III 147 f). dass aber *nahtvare* hier auf den begriff der hexe eingeschränkt sei, wie er uns insbesondere in den hexenprocessen entgegentritt, kann ich nicht für sicher erachten. unter den *nahtvarn* werden in unserm segen vielmehr auch die um *Wûtan* und den *alb* geschaarten gespenster, also die geister des wilden heeres und des alptraumes begriffen sein, und von diesem standpunct aus muss es als gar nicht ausgemacht erscheinen, dass *nahtvarn* der dat. pl. eines femininen terminus *diu nahtvare* sei; eher wol ist es der eines entsprechenden masculinums *der nahtvare*.

Für v. 7 *bicrizen* hat Hofmann nach RHildebrand die entscheidende stelle aus Koediz Leb. des hl. Ludwig 78, 17 nachgewiesen, *daz selbe schûlkind ging in di capelle der heiligen lantgrâvin und nam . . . eine rebe ûz dem grabe unde bekreiz sîne augen unde sîne kel in spotte unde in ungelouben dâ mete.* wenn aber hier das *bekrizen* eines körperteiles mit der rippe der toten an das christliche bekreuzen erinnert, so ist mir aus den noch heute viel erzählten und gelesenen teufelbeschwörungs- und schatzgräbergeschichten vielmehr d i e vorstellung geläufig, dass der kreis von dem beschwörenden auf dem boden gezogen wird. der beschwörende steht dabei mitten im kreise und verhandelt von diesem durch den kreis offenbar als unverletzlich erklärten gebiete aus mit dem beschworenen bösen geiste.

[illegible]

[illegible] zwei [illegible]

[illegible] die schwarzen [illegible] die weissen [illegible] sondern [illegible]. Die schwarzen und weissen sind zwei [illegible] Alternative und die guten [illegible] nicht die weissen sind gut, sondern die guten sind schwarz und weiss. [illegible] weiss [illegible] schwarz [illegible] zuweilen die weisse [illegible] weiss, schwarzweiss und schwarz die [illegible] weissen [illegible] und eine ähnliche Vorstellung [illegible] auch für die guten [illegible] zu machen [illegible] auszumachen [illegible] dieselbe mehr [illegible] und [illegible] zum [illegible] die [illegible] — [illegible] der [illegible] und [illegible] Schüler [illegible] gute [illegible] und [illegible] — und [illegible] gemachten [illegible] dem deutschen [illegible] bestimmen [illegible] der Schüler [illegible] dass in [illegible] unseres

segens die *boesen nahtvarn* und die *svarcen unde wîzen gûten* contrastiert seien. wenn nun aber auch diese nicht etwa angerufen, sondern abgewehrt werden, so ligt der grund wol darin, dass entweder auch sie, wenn erzürnt, schaden konnten, oder dass sie dem auf christlichen boden stehnden verfasser des segens als heidnische wesen überhaupt verwerflich schienen. wie aber der erste teil des zusammengezogenen relativsatzes *dy di guten sin genant* sich nur auf die *svarcen unde wîzen*, nicht auf die *nahtvarn* bezieht, so gehört auch der zweite teil *unde zû dem Brockelsberge sin gerant* grammatisch nur zu jenen, und die aussage, dass auch die *bœsen nahtvarn* zum Brockelsberg gefahren seien, ist in unserer stelle nicht enthalten. um so weniger ist dies der fall, wenn das mit v. 11 *vor den pilewizzen* beginnende verzeichnis die besonderen benennungen der vorher unter dem allgemeinen namen *bœse nahtvarn* zusammengefassten schädlichen gespenster bringt, ja die würksamkeit dieses ausdruckes sich auch auf die zweite, dritte und vierte gruppe der nächtlichen geister v. 17 ff. 23 ff. 41 ff erstreckt, deren unmittelbare anwesenheit in der nähe des im bette liegenden schläfers eine notwendige voraussetzung ihrer durch den segen abzuwehrenden schädlichen einflüsse ist.

Der satz *unde zû dem Brockelsberge sin gerant* kann aber überhaupt gar nicht so verstanden werden, dass es sich um eine geisterversammlung handle, was ja für den fernab vom Blocksberg sein lager aufsuchenden vermutlich sehr gleichgiltig wäre, sondern als ein geschichtliches ereignis, als eine einmal vollzogene tatsache der auswanderung. ich versteh die stelle so: die weifsen und schwarzen, die die guten heifsen, di. die alten hausgeister, sind zum Blocksberge ausgewandert und haben dort ihren ständigen sitz. und wenn sie nächtig zum haus des volkes zurückkehren, so tun sie es vielleicht mit nicht eben freundlichen absichten. wir haben es demnach nicht sowol mit der vorstellung einer gespenstischen zusammenkunft am Blocksberge zu tun, worauf wir von den erzählungen der hexenversammlungen beeinflusst geraten könnten, sondern mit einer art bergentrückung ehemals beim volke selbst wohnhafter guter geister, die, und das ligt am nächsten, um die abwehr zu begreifen, die ihnen im segen zuteil wird, beleidigt und gekränkt dem christentume gewichen sind. ich kann also in der stelle

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] für die zum Blocksberg [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] älter, als das eines [illegible] aus dem 13. jh., u. [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] die [illegible] Brockisberg [illegible] (bei Grimm Myth.[4] 874 und [illegible] [illegible]). [illegible] vgl. auch die [illegible] bei Schiller-Lübben [illegible] [illegible] aus einem Lüb. [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Blocksberge up der [illegible]. und ich behaupte gewiss mit recht, dass das bild einer [illegible] versammlung im sinne der späteren [illegible] [illegible] aus unseren sagen überhaupt gar nicht gewonnen oder bewährt werden kann.

Die erwähnungen des Brockesberges hat mit mythologischen dingen gar nichts zu tun. alle formen für den Brocken oder Blocksberg, die höchste erhebung des Harzes, die [illegible] zwischen Weser und Elbe, bietet Grimm in [illegible] an. Brockis-, Brockenberg, Procken-, Bröckelsberg, und Myth.[4] 875 f. Brocks-, Brockers-, Procksb-, Blockersberg. eine alte, [illegible] form hat [illegible] aus Bald. Trochus Vocabulorum rerum [illegible] Lips. 1517 mitgeteilt: [illegible] [illegible] der Brockel [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vel mons fragus. Brockelsberg ist ohne zweifel eine [illegible] composition, der ganze berg also nach einem teil desselben, einer [illegible] erhebung, die [illegible] Brockel, heute der Brocken [illegible] [illegible]. für die appellativische bewertung des ausdruckes darf mnd. brockel adj. [illegible] Schiller-Lübben [illegible] [illegible] [illegible] werden, sowie die schilderung des Brockengipfels in Meyers [illegible] [illegible] [illegible] das Brockenfeld ist eine weite [illegible] mit [illegible] [illegible], die mit [illegible] [illegible] und mit felstrümmern übersät ist. man gewinnt demnach den [illegible], dass der Brocke mit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible] in einer [illegible] [illegible] von 1486 [illegible] in den [illegible] der [illegible] Sachsen 3, 5 nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht gesagt sein soll, dass der name Brockel mit dem [illegible] [illegible] etc. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wahrscheinlicher, dass brockel [illegible] [illegible] [illegible] eine schon ursprünglich [illegible] bildung sei [illegible] [illegible] abgebrochenes stück. als bergname aber ein [illegible] und [illegible] [illegible] bezeichne. die heute [illegible] [illegible] form der Brocken, schon in dem comp. Brockenberge von 1485 Jacobs S[illegible]

gelegen, ist gewis nichts anderes als mnd. *broke* swm. 'fragmentum', die mythische *Blocksberg* aber aus *Brockelsberg* assimiliert und synkopiert, wobei begriffliche einmischung von nhd. *block* in *steinblock*, *felsblock* (ahd. *bloch* 'truncus') stattgefunden haben wird.

Für den *bilwiss* v. 11 ist jede slavische beziehung, von der noch immer herumgeredet wird, rundweg abzulehnen. freilich ist es aber wol zu erwägen, inwieweit die Grimmsche zusammenstellung des deutschen wortes mit ags. *bilewit*, *belewit*, *bilwit* adj. 'merciful', an der ich Archiv f. slav. phil. 18, 79 festhielt, berechtigt sei. es ist doch auffallend, dass der bilwiss kein gutgesinntes, sondern ein bösartiges gespenst ist, s. die schilderung bei Laistner Rätsel der sphinx II 262 oder bei Wuttke[2] 250 f. obschon der name auch in gesellschaft anscheinend guter geister genannt wird, zb. *guede holden*, *witte vrouwen*, *belewitten* (Schiller-Lübben II 162) und die möglichkeit, dass ein ursprünglich guter geist in das gegenteil verkehrt worden sei, nicht ausgeschlossen werden kann[1]. jedesfalls ist Laistners etymologische zusammenstellung von *bilw-iz* (wurzel *bhelgh* 'zürnen') mit griech. *τελχίν*, *θελγίν* 'tückischer mensch, zauberer' (: *θέλγειν* 'streicheln, betäuben, bezaubern') grammatisch kaum zulässig. bei aller anerkennung der tatsache, dass die namen von mythologischen wesen nicht eben das ausdrücken müssen, was diese im glauben des volkes, insbesondere in späteren phasen vorstellen, muss ich doch eine deutung vorziehen, die mit dem feindlichen charakter des bilwisses mehr vereinbar ist, als der begriff 'merciful', die aber vor allem auch auf dem boden des deutschen sprachbestandes bleibt. als älteste und reinste form des wortes ergibt sich mhd. *bilewiȥ* aus Wolfram Willehalm 324, 4 f.

jâ sint der Sarrazine geschôz
gelüppet sam die nâtern biz.
si wolten daz kein pilwiz
si dâ schüzze durh diu knie,

wo der reim zu *biz* (morsus) kurz ĭ und auslautende spirans ȥ, nicht affricata z wahrscheinlich macht. dieses stm. compositum ahd. **bĭlĭwĭȥ* vermag ich nicht zu trennen von den deutschen mit *bili-* componierten namen, die den griechischen mit *φιλο-* zusammengesetzten entsprechen. ahd. *bili-* (*i-* oder *jo*-stamm) ist

[1] man vergleiche die bei Grimm Myth.[4] 391 mitgeteilte stelle aus Rüdiger Von zwein gesellen, wo 'der gute' als böses gespenst erscheint.

griech. *φίλος* 'lieb, befreundet', und die deutschen namen *Pilidrûd, Beletrûdis, Bilifrid, Bilafrid, Piligart, Belegardis, Biligrim, Belegrim, Bilihild, Bęlichildis*, Förstemann Nbch. I 258 f — ich stelle hier absichtlich parallelen mit *i* und *e* zusammen, um das verhältnis von nd., ndl. *belewitten, belewitte* zu hd. *pilwiz* zu beleuchten — müssen überhaupt den griechischen bahuvrîhiadjectiven mit objectivischem werte des zweiten teiles *φίλοικος* 'das haus liebend, dem hause freundlich', *φιλοπόλεμος* 'den krieg liebend' grammatisch gleich sein, denn ich kann mir nicht denken, dass *Pilidrûd, Piligart, Bilihild, Bilifrid, Biligrim* etwas anderes bedeuten könnten, als die 'kraft, haus, kampf liebende' oder den 'der dem frieden hold ist', 'der die kampfmaske liebt'. gehört *bilewiȥ* in diese kategorie, so muss der zweite teil des compositums ein nomen **wiȥ* enthalten, dafs man zur sippe *wiȥȥan* zu stellen kein bedenken tragen wird, und das man mit dem allerdings nur einmal belegten mhd. stn. *wiȥ* 'das wissen, kennen' identificieren darf, während für die häufige nebenform mit affricata *bịlewitz* ohne weiteres mhd. *witze, witz* stf. 'wissen' beigezogen werden kann. demnach ergibt sich *bilewiȥ*, 'der das wissen liebt, der dem wissen holde', wie griech. *φιλόσοφος*, als zutreffende benennung eines mit bevorzugten geisteskräften ausgestatteten, eines zauberers, dem bei einseitiger betonung des zum schaden des menschen angewanten wissens, die bedeutung eines feindlichen wesens von selbst zufallen muste. *bilewiȥ* enthält demnach allerdings dieselben etymologischen elemente wie ags. *bilewit*, aber in anderer logischer verknüpfung; denn *bilewit* 'merciful' scheint ja wol eher 'einen freundlichen sinn habend' zu bezeichnen und sich den ahd. namen *Bilimôt* 'freundlichen mut habend' einerseits und *Balduiz, Perahtwiz, Friduviz, Liobwiz* 'kühnen, glänzenden usw. sinn habend' anderseits (Förstemann Nbch. I 1099) anzuschliefsen. diese alte bedeutung des *bilewiȥ* 'der wissende' scheint mir auch in der umdeutung *pilweis, bihlweisen*, wo mhd. *wîs(e)* eingetreten ist, noch durchzuschimmern, während andere umformungen, wie *bulwechs*, österr. *Pillwax* (schreibname) zu mhd. *wehse, wahs* 'schneidend, scharf', *pilwiht* zu *wiht* 'ding', *pülewesen* (pl.) vielleicht zum stn. *wesen*, *bilmesschneider* zu mnd. *bilemes* 'schustermesser', durch anlehnung an ausdrücke, die dem jeweiligen vorstellungskreise vom bilwiss entsprachen, zu stande gekommen sind. dass die bedeutung eines

'wissenden' die ursprüngliche sei, ergibt sich auch noch aus der gleichsetzung der *pilewitten* mit *zauberern, waydelern uud schwartzkünstlern* bei Konrad von Jungingen (Grimm Myth.[4] nachtr. 137 f), und dass das wort über Deutschland hinausreiche, scheint mir nord. *bilut* m. 'en uvenlig underlig person, en som ikke er skikket til selskab' (Aasen) zu beweisen, das man auf **bilwit* wol zurückführen möchte.

Die *manezzen* v. 12, mhd. *manezze* swm., sind etymologisch und mythologisch klar. es sind gewis die bekannten menschenfressenden riesen, mhd. *türsen*, unsrer volksmärchen.

Zu den *zcûnriten* v. 14 hat schon Hofmann die nordischen *túnriður* gehalten, die sich den bekannteren *kveldriður* und *myrkriður* an die seite stellen. *kveldriða, -u*, pl. *-ur* erklärt Jónsson 312 als 'kvinde som færdes paa hexes viis, udøver hexefærd ved aftentid el. nattetider, og plager el. foruroliger folk'. sind nun die *túnridur* swf., so dürfte es wol gerechtfertigt sein, auch das deutsche wort als swf. *diu zûnrite* anzusetzen. das wort scheint im mnd. *tûnride* 'das rauhe labkraut, zaunriss (di. wol **zûnrise* zu *rîsen*), das kletternde labkraut', Schiller-Lübben IV 632, als botanischer terminus vorzuliegen, und dementsprechend dürfte bei erklärung des mythischen wortes wol das zunächst sich aufdrängende sinnliche bild von auf dem zaune reitenden gespenstern vor der gesuchteren erklärung Golthers Handb. d. germ. mythol. 117 '*túnridur*, zaunreiterinnen heifsen die über eingezäunte gehege reitenden hexen' den vorzug verdienen. ist aber bei den *zcûnriten* wegen der nordischen entsprechung genus fem. anzunehmen, so ist dies bei den vorhergehnden *wegeschriten* nicht in gleichem mafse sicher, sie könnten, wie die *nahtvarn* unseres segens wol auch masculin gefasst werden. doch spricht der umstand, dass die *wegeschriten*, di. 'die einen weg schreitenden, die umherschweifenden' und die *zcûnriten* di. 'die auf dem zaune reitenden' unmittelbar hintereinander stehn, vielleicht eher für genus femininum. jedesfalls ergänzen sich die beiden ausdrücke zu dem bilde der allenthalben von bösen geistern belebten nächtlichen erde.

Was die *clingenden golden* in 15 betrifft, so kann ich nur eine construction bieten. mit *gold* 'aurum', pl. *golder* 'goldmünzen', Schmeller-Frommann I 895, oder bair. *gáld, gólt* mhd. *galt*, dän. *gold* adj. 'sterilis' weifs ich weder formell noch inhalt-

[illegible]

[illegible] Schmeler-Freemann [illegible] ... [illegible] ... mit dem [illegible]

[illegible] und [illegible]

während Roth ein komma setzt und nach seiner umschrift 'geradebrechte und gehängte' zu urteilen, dieselben attributiv zu *man* verstanden hat. der relativsatz kann nur heifsen 'die (quos) die räder und die stränge tragen geradebrecht und gehängt (rotâ fractos et suspensos)', denn die mit dem rade hingerichteten wurden bekanntlich nach dem brechen der glieder aufs rad geflochten. die form der hs. *geradebrech* erkläre ich in übereinstimmung mit dem früher bei *nachvarn* gesagten als lesefehler für vorausliegendes *geradebreth* mit der bekannten orthographischen umstellung von *ht* > *th*. dass die mit dem rade hingerichteten und gehängten in das wilde heer kommen, erklärt sich vom standpuncte des seelenglaubens wol daraus, dass sie gleich den gefallenen des schlachtfeldes im freien sterben. ihre seele wird, wie sie entflieht, vom winde entführt, mythisch gesagt vom wilden heere aufgenommen und kreist mit diesem durch die lüfte.

Die singulären namen dieser gruppe wollte Hofmann wegen der polnischen einmischungen in den pflanzenglossaren unserer hs. aus eben dieser sprache erklären. ich mag mich nicht damit aufhalten, seine erklärungen kritisch zu beleuchten und bemerke nur, dass grundsätzlich nichts dazu drängt, die namen mit der scheinbaren endung *-an* nur deshalb aus dem slavischen zu erklären, weil in zwei glossaren der hs., die mit dem segen ja nichts zu tun haben, slavische glossen vorkommen. ist *Wûtan* deutsch, so spricht alle wahrscheinlichkeit zunächst dafür, dass auch die *Gloczan, Lodewan und Truttan* deutsch seien, nur muss man nicht glauben, dass wie dem einen altbekannten, so auch diesen drei bisher unerhörten namen germanisches *anaz*-suffix zukomme, sondern wird mit besserem erfolge sich bestreben, in diesen namen composita nachzuweisen.

Ich trenne *glô-czan* und vergleiche einerseits ahd. mhd. *zan, zand* 'dens' anderseits mhd. *gelohe* swm. 'flamme', so dass dem namen eine übersetzung 'feuerzahn' ungefähr entsprechen wird. die mit *ga-* zusammengesetzte nebenform zu mhd. *lohe*, md. *lô*, an. *logi* : ahd. **giloho*, mhd. *gelohe* ergibt sich aus Megenberg Buch der natur (ed. Pfeiffer 1861) 321, 9 *aber ez* (das holz) *gibt nicht flammen oder glohen*, sowie aus bair. *glofeuer*, *glochfeuer* 'der rotlauf, erysipelas, ignis sacer', Schmeller-Frommann I 969 ff. 1467, gegen ahd. *lohafiur* 'impetigo'. unter *lohe* verstehn auch wir noch die lebendige flamme, die aufflackernden brennenden

gase des brandes, ganz wie das mhd. in *so sleht der lohe des feurs ûf* (Renner 13963) und somit scheint *gloczan* 'feuerzahn' rein sinnlich genommen werden zu sollen als 'aufflackernde zacke des gefrässigen feuers'. andersfalls aber wäre es freilich auch möglich, in *gloczan* eine pars pro toto-benennung zu finden 'der mit dem feuerzahn', wie österr. *keppelzahn* ein 'zänkisches' oder *kecker zahn* ein 'keckes individuum' bezeichnet, und dann müste man wol an ein gespenst mit feurigen zähnen denken, oder an ein solches, das feuerflammen aus den zähnen bläst. da aber die zweite gespenstergruppe des segens unverkennbar die schrecken des wilden heeres vorführen soll, so lässt sich *glóczan* vielleicht noch schärfer präcisieren als benennung des blitzes, der nach Wuttke 18 auch für die meteorologische repräsentation der wilden jagd angenommen werden muss und der im indischen volksglauben aus schwarzer wolke hervorleuchtend mit einem eberzahne verglichen wurde. die anklingenden ahd. namen *Donazan, Grazan, Maorinzan* (Förstemann Nbch.) können nicht in betracht kommen, sie haben mit *zan(t)* nichts zu schaffen, sondern sind lateinischen ursprunges *Donatianus, Gratianus, Maurentianus*.

Lodewan, oder selbst *Lodowan*, wenn diese lesung berechtigt wäre, könnte man leicht als einen alten germ. personennamen **Hlodewan* rechtfertigen, denn beide elemente erscheinen in entsprechender stellung, das eine anlautend in *Lodewig, Lodowicus, Chlodochar*, das andere auslautend in *Rodowan, Bernoan, Hunuan*. aber in verbindung mit dem sicherlich keinen alten personennamen darstellenden *glóczan* 'feuerzahn' wird eher ein aus jüngeren appellativischen elementen gebildeter name erwartet. im dialekte der vorliegenden copie steht zweimal *w* für mhd. *v, f, won* in 22 und *zuwuren* in 48, ich schlage daher für *lodewan* die lesung **lode-van* vor und setze den zweiten teil gleich mhd. *vane, van* swstm., ahd. *fano* 'vexillum'. den ersten teil identificiere ich mit mhd. *lode* swm. 1) 'grobes wollenzeug'; 2) 'zotte' (Benecke) und erkläre demnach *lodevan* als 'zottelfahne', worin ich einen poetischen ausdruck für den fahnenartig wallenden, in krausen wolken aufsteigenden rauch des brandes erblicke. *glóczan* und *lodevan* gehören meiner meinung nach sicher zu éinem bilde, und dann vielleicht zu dem des schadenfeuers, der nächtlich in unbewachter stunde ausbrechenden feuersbrunst, und benennen als 'feuerzahn' die gefräſsige glut, als *lodevan* 'zottelfahne' den vom brande aufsteigenden rauch. die be-

deutung des ahd. *ludo*, *lodo*, ags. *loda*, isl. an. *lođi* ist allerdings 'birrus, penula, lodix, lacerna, sagulum', also nicht eben 'zotte', sondern 'zottige decke, zottiger, rauhhaariger oder wollener mantel', aber die bedeutung 'zotte' ist die primäre. dafür spricht sowol die etymologie germ. **luda-* < *luþá-* gleich griech. *λυτός* 'gelöstes, zerschlissenes', als auch die bedeutung der hierhergehörigen wörter dän. *lâd*, *lod* n. 'wolle', *lâdden*, *lodden* an. *lođinn* adj. 'rauh, zottig, behaart', woher *lođinhöfđi* und *lođinkinni* (Fritzner), mnd. *lode* 'fetzen' (Schiller-Lübben II 713), frühnhd. *lodhexe*, bei Fischart *mit huren und lodhexen*, DWB VI 1119 di. wol ein frauenzimmer mit 'ungekämmtem haupthaare, mit fliegenden zotten'. ist aber, wie früher berührt worden, *glôczan* 'der blitz', so gestattet auch diese annahme eine ergänzende erklärung des namens **Lodevan*, da man unter der zottigen fahne dann ohne schwierigkeit die wolke verstehn kann : ja blitz und gewitterwolken scheinen in verbindung mit dem sturmgebraus des wilden heeres sich zu einem einheitlichen bild nächtlichen schreckens noch besser zu verbinden, als wenn man die beiden gespensternamen im sinne des eben vorgetragenen versteht. eine entscheidung wird niemand von mir verlangen wollen, der bedenkt, wie wenig meinen vorgängern der sinn der ganzen namengruppe aufgegangen war. zu *Wûtan*, gen. *Wûtanes* in 18 und 19 ist nichts zu bemerken, als dass die erhaltung des ahd. vocals im suffixe auf rechnung des bei eigennamen sehr viel weiter reichenden conservativismus in der festhaltung alter formen zu setzen ist und dass die verbindung *Wûtanes her* die abkunft aller späteren umformungen für das wütende heer (s. Golthers Handb. der germ. mythologie 284 f) von *Wôdan* vermittelt und die aufstellung eines besonderen sturmgottes **Wode* hinfällig macht.

Dass aber auch der mit *Wûtan* zusammen genannte *Truttan* altes *a* im suffixe bewahrt habe, ist keineswegs wahrscheinlich. der name ist in keiner andern quelle bezeugt, kann also doch sicher nicht an alter und verbreitung dem *Wûtan* gleich gehalten werden. zudem müste er bei ansatz von *ŭ* als eine bildung wie *Theodan*, *Eckan*, *Alphan* (Förstemann Namenb. I 793) umgelautetes *ŏ* besitzen, und *Trûttan* mit alter länge *û* oder *ó*, wogegen das *tt* spricht, wüste ich nicht zu rechtfertigen. der zusammenhang des namens mit mhd. *trute* ist kaum abzuweisen, und dann muss, da sich eine masculine movierung mit *-an* nach der art von bair.

trudner und *truderer* nicht wahrscheinlich machen lässt, eine composition vorliegen. ich stelle demgemäfs den zweiten teil zu mhd. *ane*, *an*, *ene* swm. 'grofsvater', so dass **trut-an*, **trut-ane* in die reihe der composita mhd. *aberane*, *alterane*, bair. fem. *uran*, *alleran*, *aldrän*, *urän* (Schmeller-Frommann I 85), ahd. *urano*, *aldrano* tritt und mit genitivischem werte der determination den stammvater oder besser die stammmutter der truten bezeichnet, wobei ich an das vom wilden jäger verfolgte weib denke.

Es folgen nun vv. 23—38 die gespenster des alptraumes, der *alb* und seine ganze sippe : *alb unde elbelin* 22, *albes svestir unde vatir* 25, *albes mûtir*, *trute unde marn* 27, *albes kinder ir wihtelin* 37 mit ihren, die beunruhigung des schläfers im alptraume bewürkenden tätigkeiten des drückens, zupfens, reitens, beschreitens, des anblasens, kriechens, anhauchens und betastens. *alb unde elbelin* verhält sich wie *nesso* und *nessichlin* (pl.) im wurmsegen, die *elbelin* sind dieselben wie später die *albes kinder* in 37. der reim *elbelin* : *hin* di. *hinne* ist ungenau gleich *nasen*: *blâsen* in 33. 34; an eine movierung zu *alb* wie mnd. *marinne of elfinne* 'incuba' (Schiller-Lübben III 33) ist bei *elbelin* nicht zu denken. — *obir dē gatir* 26 ist in *obir den* aufzulösen; *gatir*, ahd. *kataro*, bair. *gâdern* swm., mhd. *gater* swstm., ist hier stm. decliniert.

Genus und flexion des wortes *mare* ergibt sich aus nom. pl. *mar(n)* 27 und nom. sing. *dy mare* 28. 31. 32 als femininum und *n*-stamm. ahd. ist also wol *mara*, *marûn* anzusetzen. dazu ist ags. *mœre* swf. genaue entsprechung und *mœra* masculines gegenstück, ferner mhd. *mar* m. eine form, die auslautendes *e* verloren hat. auch *dy trute* 30 weist auf swf. bildung, da man *trute* in 27 keineswegs gleich dem folgenden *mar(n)* als plural zu fassen braucht und die casusformen *trutten* gen. sing. und nom. pl. (Lexer) für *n*-stamm sprechen. das wort, dessen *ŭ* durch bair. *drūd* (mhd. *û* wird bair. ausnahmslos *au*) gesichert ist, bildet die grundlage mehrerer dialekt. weiterbildungen : *trutsch* 'blödsinniger', *ålmadrütsch* 'alberne person', *trutschel*, *trutschelein*, *drütschel*, zärtliche bezeichnung eines frauenzimmers, Schmeller-Frommann I 666. 681, österr. *drutscherl* n. gleich mhd. **der trutesche*, *trütesche* swm., **dax trutschelin*, *trütschelin* stn.

Zciche v. 30 kann nicht *zuche* ($u < c + \imath$) gelesen werden, da das *i* durch einen deutlichen strich gekennzeichnet ist. die affrikata *z* ist allerdings in *zu* (viermal) und *zelebrant* durch *z*

ausgedrückt, daneben aber auch durch *c* in *ſvarcen*, *herce*, durch *cz* in *gloczan* und, genau zu unserm falle stimmend, durch *zc* in *zcunriten*. ich kann demnach das *i* in *zciche* nur als vertretung für umlaut-*ü* auffassen, in übereinstimmung mit dem sinn der stelle, welcher das causativum mhd., nhd. *zücken*, ahd. *zucken* nicht mhd. nhd. *zucken*, ahd. *zucchên* verlangt. wir müssen demnach 3 sing. opt. präs. *zcücke*, di. *zücke* 'zupfe' ansetzen und auch dem reimworte *drucke* den umlaut mhd. *drücke* zuerkennen. den sinn des verbums *zücken* erläutert die angabe aus einem hexenprocesse 1689—91 : 'in dem hause des drechslers Grueber in Geisling spukt eine fromme, arme seele aus dem fegfeuer, zupft und schlägt die leute . . .' (Riezler Die hexenprocesse in Bayern 286).

In 35. 36 *ich vorbite dir alb ruche(n), cruchen vn(de) anehucchen* hat schon Keinz *ruche(n)* als mhd. *rûch* 'rauch, hirsutus' erklärt und auf Grimm Myth. 447 verwiesen, wo insbesondere die bilwisse als behaarte, struppige elbe angeführt werden; aber das verbum *cruchen*, das er fälschlich mit *krucke* verband und 'mit einem haken fangen' verstehn wollte, hat zuerst Roth als 'kriechen' erklärt, hierauf Hofmann nach Hildebrand als md. form *crûchen* nachgewiesen. das wort ist in der tat nichts anderes als unser nhd. dial. *krauchen* und bezieht sich auf das kriechen des haarigen albs über den bloſsen leib des zu bette liegenden menschen, eine vorstellung, die in den auftretenden kriechgefühlen des halbschlummers ihre reale grundlage haben muss. bei *anehucchen* sind alle erklärer in die irre gegangen, Keinz sowol, der das wort als 'aufhocken' verstand, als auch Roth und Zingerle, die bei dieser ganz falschen auffassung stehn blieben. es bedarf kaum näherer begründung, dass das reimwort zu *rûchen* nicht *hocken*, bair. *hucken*, sondern nur *hûchen* sein kann und dass daher die schreibung *hucchen* notwendig eine unrichtige sein muss. *anehûchen* variiert die tätigkeit des *aneblâsen* in 34. wie dieses mit geschlossenen lippen geschieht, so geschieht jenes mit geöffnetem munde und der effect ist : ein kalter wind in dem einen, ein warmer hauch in dem andern falle (vgl. die stelle bei Reinmar vZweter ed. Roethe 61, 4f, wo von einem wankelmütigen die rede ist : *dû blæsest kalt und hûchest warm ûz eines mannes munde*), wider vorstellungen, die in realen kälte- und wärmegefühlen des zu bette liegenden ihren grund haben müssen.

Wenn hier die kinder des alps *wihteln* heiſsen und ander-

seits nhd. wicht 'kleines kind' bedeutet, so werden wir vom standpuncte des seelenglaubens aus die *wihtelîn* als die seelen verstorbener kleiner kinder betrachten dürfen.

In 29—32 steht jedesmal noc am anfange des verses, während in 5 noch mit correcter widergabe des ahd. auslautenden *h* durch *ch* geschrieben ist. es scheint mir demnach nicht angebracht, das noc in 29—32 für eine berechtigte dialektische form, etwa *nog*, wie in spätahd., fränkischen quellen, zu halten, sondern für eine blofs orthographische variante statt *noch*; (vgl. auch ahd. noc bei Braune Abd. gramm.[2] 122 für *noch*, *noh*).

In v. 39. 40 ist im gegensatze zu den vorhergenannten und ausdrücklich abgewehrten bösen geistern ein gutes wesen genannt, dessen hilfe angerufen wird. dem namen *klagemuoter* begegnen wir im Ackermann aus Böhmen 36, 10 f *engel*, *teufel*, *schretlein*, *clagmuter*, *das sint gottes zwangwesen* in wenig charakterisierender position. auch die angabe bei Schmeller-Frommann I 1328 *das klagweibel heult* beweist nicht viel, aber die im DWB V 914 nachgewiesene stelle *sonst lässt sich die klagemutter abends sehen* ... *und wer sie angreift muss sterben* führt schon weiter, und die mitteilungen bei Seidl Ges. schriften III 278 f, wo die *klág* als den tod vorhersagendes gespenst erscheint und bei Andree Braunschweiger volkskunde 273 über das *klageweib*, *klagewîf* in den nördlicheren, der beide zu gelegenen dörfern von Braunschweig: 'es geht bei Klein-Schwülper nächtlicherweile in sturm und regen auf den Okerwiesen um, ist in linnen gehüllt, so hoch wie ein kirchturm und hat glûe augen. schwebt es mit klagender stimme über ein bauernhaus weg, so stirbt dort bald ein insasse', lässt es ausgemacht erscheinen, dass die *clagemutir* die das haus beschützende ahnfrau sei, wie denn schon bei Grimm Mythol.[4] nachtr. 328 die *klagmutter* mit der *weifsen frau*, der ahnmutter des geschlechtes, zusammengestellt ist. nach dieser anrufung wendet sich der text sogleich wider den bösen geistern zu, der vierten gruppe, welche 2 gespenster des feindlichen einbruches, die molkendiebin und 2 krankheiten umfasst.

In *herbrote vñ h'brant* 41 sah Keinz, der für *herbrote* : **herbert* vorschlug, nur namen der heldensage, während Zingerle auf Kuhn Westfäl. sagen II 26 verwies : *den drâk nennt man in Freckenhorst Hérbrant*, und in *herbrote* ein femininum dazu vermutete. eine beziehung des herbrandes zum feuer ergibt sich sogleich

aus der bei Kuhn folgenden angabe: *wenn der hiärbrand in ein haus fällt, so brennt dasselbe nach sieben jahren ab*, nur ist der zeitraum von 7 jahren eine mythische licenz und die ausgestaltung des herbrant zu einem drachen (auch schon mnd. *herbrant* ... 'draco', Schiller-Lübben II 224) eine mythische animalisierung. was der *herebrant, herbrant* eigentlich sei, lässt sich mit sicherheit bestimmen, da das wort ein paar mal als appellativum belegt ist. so im Anno ed. Roediger v. 436, jJud. 138, 8 und Bit. 5783. 6444. besonders aus der stelle der Judith ergibt sich mit voller anschaulichkeit, dass unter *herbrant* nichts anderes als die brandstiftungen des einbrechenden feindlichen heeres zu verstehn sei. und diese bedeutung mit ungeschwächter und unverhüllter sinnlicher kraft muss in unserm nachtsegen vorliegen. die personificierung, welche in dem satze *herbrotę unde herebrant, vart ûz in eyn andir land* gelegen ist, möchte demnach keine mythische, sondern eine blofs poetische sein. in dieselbe reihe der composita mit *here*, wie mhd. *herban, herehorn, herschilt, hervane*, mnd. *herbunge, herkraft, herenôt, herewerk* muss auch *herbrote* gehören und einen mit dem feindlichen heere in verbindung stehnden begriff darstellen. ich vergleiche zum zweiten teil des compositums ahd. *prot, proth* di. die bei Graff III 313 nachgewiesene um ein *r* verminderte form von *prort* 'prora, corona, margo'. die grundbedeutung des wortes germ. **bruzdaz*, an. *broddr*, ags. *brord* ist 'spitze, oberstes, oder vorderstes', woher denn ahd. *prort* als 'vorderteil des schiffes, schiffsschnabel'. vom heere gesagt kann das nur die tête oder vorhut bezeichnen, die nächtlicherweile eindringend und brandstiftend vorgestellt wird. **herebrort*, das man auch mit 'acies exercitus' übersetzen dürfte (man vgl. dazu noch ahd. *prurdi* und *entiprurditha* 'ordo, series', *kaantiprurten* 'ordinare' Graff aao.), ist gewis ein technischer ausdruck des heeres, vermutlich für die vortruppen. das auslautende *e* in *herbrote* ist zu tilgen, doch liefse sich immerhin auch eine swm. form **herbrote*, ahd. *herbro(r)to*, wie *-borto* in personennamen behaupten.

Bei dem namen *molkenstelen* v. 43, zu mnd. *molken* n. 'milch', *molkentover* m. 'milchbehexer', fem. *molkentoversche*, Schiller-Lübben III 114, mhd. *molkendiep* stm. uneigentl. 'papilio', Lexer, ist lediglich die form des zweiten teiles *stelen* beachtenswert als movierende erweiterung eines ursprünglichen nom. agentis ahd. stmf. **stēlo, stēla* 'dieb', ganz wie

mhd. *vierstilinne* stf. neben *vierstël(e)* swf. 'lichtmotte' Mhd. wb. II 2. 635 [1].

daz biuer unde daz vüzsper in 45 sind namen von krankheiten. *biver* ist md. form, belegt in *ein biuer* Fundgruben I 320, 37 und *daz bivir*, Pfeiffer Zwei deutsche arzneibücher 15. 16; mhd. *mit dem biever* Berthold I 433, 22, *so mich daz biever ane gât* Freid. 74, 9, gleich *fieber*, *vieber* aus lat. *febris*. der ausdruck steht in unserm segen statt des bekannten *rites*. *das vüzsper* findet sich als *fueßsper* in einer quelle, die auch sonst *ô* zu *a* öffnet, wie *rat*, *stas*, *tachter* für *rôt*, *stôz*, *tochter*, unter andern krankheiten als verwünschung, Fastnachtsspiele 993, 12. der terminus gehört mit den krankheitsnamen *das herzgesperr* (auch *herzgespann*) 'leonurus cardiaca', *herzgespör*, *hertzsper*, die *maulsperr*, *mundsperre* (Schmeller-Frommann II 681 ff) zusammen und muss wol 'krampf', also 'fufskrampf, herzkrampf, mundkrampf' bezeichnen. das *fuessgesperrkraut* 'stachys recta' bei Schmeller-Fromm., in dem eine zum n. **herzgespöre* parallele bildung **vuozgespöre* enthalten ist, muss als heilmittel wider den fufskrampf, insbesondere wol den wadenkrampf, der zur nachtzeit, während man zu bette ligt, sich gerne einstellt, gegolten haben. das *vüzsper* ist formell mit ahd. *vuozspor*, *vozspor*, Graff VI 356, mhd. *vuozspor*, mnd. *vôtspor* stn. 'peda, vestigium' gleich, aber der bedeutung nach verschieden. da ich nicht glaube, dass der begriff 'krampf' oder vielleicht allgemeiner 'schmerz' aus dem begriffe 'spur, fufsspur, fufsstapfe' abgeleitet werden kann, so muss ich annehmen, dass dem gemeingermanischen worte ahd., ags., an. *spor* ursprünglich die zu lett. *spert* 'einschlagen' vom blitze gesagt, litt. *spirti*, as. ags. *spurnan* 'treten', an. *spirna* 'mit dem fufse anschlagen' stimmende bedeutung 'tritt' zukam, aus welcher die worte 'tritt mit dem fufse' d. i. 'fährte, fufsstapfe' und 'tritt auf einen körperteil' d. i. trauma als ursache eines schmerzes, so auch des schmerzhaften krampfes, auf gleicher stufe entwickelt sind. die determination in den beiden deutschen *vuozspor* ist demnach wol eine verschiedene: instrumental in dem ersten, local im zweiten falle, und der schmerzende krampf

[1] sehr beachtenswert und, soviel ich sehe, das wichtigste kriterium für die [illegible] des spruches ist das reimwort hierzu v. 44 mhd. *verrenden* aus [illegible] *'aller'* das [illegible] bezeugt ist und vor dem 13 jh. schwer[illegible] verwendung gefunden hat (K. Sch.)

ist als würkung eines unsichtbaren trittes gedacht, wie der 'hexenschuss' als würkung eines unsichtbaren geschosses.

Während nun von v. 5—46 die einzelnen gespenster in 4 gruppen mit besonderen namen angeführt und jedem für sich untersagt wird, dem schlafenden zu schaden, wendet sich v. 47 bis ende an ein collectivgespenst, das v. 55 als *unreyniz getudz*, 57. 59 als *vngehûre . . . vnd alle dîne genôzen* bezeichnet wird, und beschwört dasselbe, nachdem in v. 47—52 die gefürchteten schädigungen besonders genannt und verboten wurden, zuerst mit offenbar heidnischen mitteln : ausspeien, treten und anrufung der elemente wasser und feuer, dann 60 bis schluss mit christlichen mächten, dem namen Christi, 8 bibelstellen und der dreieinigkeit. das ganze schliefst in der weise eines christlichen gebetes mit *Amen*.

Syntaktisch gehören die imperativischen sätze von 47 an *du salt mich niht berûren* offenbar zu *getuds* in 55, der inhalt der verbotenen schädigungen aber weist vorzugsweise auf die dritte gruppe, die gespenster des alptraumes, zurück, vermutlich auch auf die beiden krankheiten in 45. *berûren* v. 47 widerholt das *tastin* in 48, *zuwuren* di. *zuvûren*, ahd. *zifuoren*, mhd. *zevüeren*, mnd. *tovôren* swv. 'auseinander werfen, verwirren, in unordnung bringen' das *zücken* in 30 und die folgenden schädigungen, beraubung der sinne, abschneiden des fufses und aussaugen des herzens erklären sich als das, was Laistner mit dem ausdruck 'schindung durch den alp' treffend bezeichnet hat.

In v. 49. 50 *du salt mich nich enscehen, de(n) lebenden fûz abemehen* hat Keinz zwar den zweiten satz verstanden, *lebenden* als attribut zu *fûz* gefasst und richtig *den* aufgelöst, während Roth falsch 'dem lebenden den fufs abmähen' erklärte, nicht aber den ersten, wo er wie Roth *enscehen* in *entsehen* herstellen wollte. *enscéhen* ist aber als **en-scéhen*, **entscéhen* di. eine umgelautete nebenform zu ahd. mhd. *schâchen* 'auf raub ausgehn', *geschâchen* swv. 'berauben', mnd. *schâken* 'rauben' (denom. zu ahd. mhd. *scâh*, *scâch*, afries. *skâk*, mnd. *schâk* 'raub'), also mhd. **enschæchen* (vgl. zum umlaut mnd. *da schaichte er yme synss gudis sessig mark* Schiller-Lübben IV 39) zu verstehn : was darunter im besonderen zu denken sei, ergibt sich aus der specialisierten bedeutung von mnd. *entschaken*, nnl. *ontschaken* 'entführen', zb. *de mit gewalt iunkfrowen entschaken*, *entschakinge* 'entführung' (Schiller-Lübben

I 687). 'du sollst mich nicht entführen' heifst 'du sollst meinen geist nicht hinwegführen, du sollst mich nicht verzücken'. gemeint ist eine vermutlich pathologische verzückung des geistes im traume, etwas ähnliches wie das, was man unter ahd. *hinairbruttini* 'extasis', *hinairbruttemi* mentis (Graff III 287) zu bair., mhd. *brutten*, ahd. *pretten* 'zücken' zu verstehn hat. Schmeller-Fromm. I 372 belegt den satz *daz also lange ein vrouwe ie hinzeprüten* (di. verzückt) *si gewesen*, und die stelle in den Listigen weibern (Lassberg Liedersaal III 10, 190 ff)

ez kunde niemen bewarn,
ich muost eine ûzvarn
mit der nachtvrouwen

lässt uns schliefsen, dass derartige zustände der verzückung als 'ausfahren mit der nachtfrau' bezeichnet wurden. der witz in der betreffenden geschichte ligt darin, dass das listige weib, das mit ihrem liebhaber im garten zusammenkommen will, dem alten, mistrauischen gatten einredet, die unabwendbare verzückung, von der sie angeblich betroffen sei, bedinge ihre körperliche abwesenheit, und sich dann aus dem schlafzimmer ungehindert entfernen darf.

Dass *verspîgen* in 53, mhd. *verspîen*, *verspîgen* stswv. nicht im übertragenen sinne als 'verachten, verschmähen', sondern im eigentlichen 'durch ausspeien abwenden' zu verstehn sei, hat schon Keinz mit berufung auf Grimm Myth. 1056 hervorgehoben. das mittel ist noch heute im schwange: so hab ich in Salzburg des öftern gehört, dass ein jäger, sobald ihm beim ausgange zum waidwerk ein altes weib begegne, sich umdrehen und dreimal ausspeien müsse, um den schädlichen einfluss der begegnung abzuwehren.

V. 54 *ich trete dich baz wan ich dich trage* soll nach Keinz heifsen: 'eh ich mich bequeme dich zu tragen . . . will ich dich lieber treten', aber *baz* ist nicht 'lieber', sondern 'besser, mehr' und *wan* nicht mhd. *wan* 'als, als dass, aufser, nur dass', sondern mhd. *wanne* conj. für *swanne* 'wann irgend, sobald', der sinn des satzes also: 'ich trete dich mehr (als du mich), sobald ich dich trage, di. um dich zu vertreiben', denn der segen setzt mit seiner ganzen schilderung und insbesondere mit dem folgenden *nu hin balde* die würkliche anwesenheit des alps voraus. *getuds* (: *hds* di. 2 sing. optat. *habes* 'dieweil du hier nicht verbleibens haben sollst'), auch in der stelle bei vdHagen Ges. abent. III 60, 44 ff:

nû lâz dich nicht berouben
dîner wizze, nim ir war:
dich hât geriten der mar,
ein elbischez âs.
du solt daz übele getwâs
mit dem kriuze vertrîben . . .,

mnd. auch **gedwésnis* in *maer eyn gedwesniss nachts dye lude in den slayp qwellende* (Schiller-Lübben III 33), stelle ich mit ags. *dwǽs* 'fatuus, hebes', *dwǽsnys uel sotscipe* 'hebetudo' (Wright-Wülcker Anglosaxon vocabularies I 111, 31. 171, 32. 33 und Bosworth-Toller), ahd. *tusic* 'stultus vel hebes' (Graff V 460), ags. *dysig* zusammen und finde in *daz getwâs* eine neutrale abstractbildung nach Kluge Nom. stammb. 49 im sinne von 'betörung', auch des 'betörung würkenden'. der weg, auf welchem diese offenbar unpersönliche und subjective erscheinung des menschlichen geistes zu einer objectiven und persönlichen vorstellung verschoben wird, ist genau derselbe wie etwa beim *rîten* oder andern mythologischen verwandlungen von zuständen in wesen, die den zustand herbeiführen.

Die beschwörung des collectivgespenstes und seiner genossen beginnt 'bei dem wasser und feuer', dann von v. 60 an bei christlichen instanzen und zwar zunächst *bî dem namen grôzen des fisches der dâ zelebrant in der messe wird genant.*

Schon Keinz hat diese stelle vollkommen aufgehellt. der 'fisch' ἰχϑύς ist eine altchristlich symbolische bezeichnung für Christus, zb. bei Origenes Χριστὸς ὁ τροπικῶς λεγόμενος ἰχϑύς (Kraus Realencyklopädie der christl. altertümer I 520), und *zelebrânt* gleichfalls eine gelegentliche bezeichnung für Christus, als den eigentlichen darbringer des messopfers. *der celebrânt* (Wetzer u. Weltes kirchenlex. VIII[2] 1559) ist derjenige, der die messe celebriert, im gegensatze zu den *ministranten*, di. den bei der abhaltung der messe dienenden personen, eine bildung, wie unsre beamtentitel *praesidént, referént*, oder die geistlichen bezeichnungen *praedicánt*, *protestánt*, welche doch wol aus dem lateinischen accusativ *celebrántem*, *praesidéntem*, *praedicántem* direct, di. ohne allfällige romanische vermittlung, entlehnt sind. der ausdruck *celebrans* findet sich in den vorschriften des Missale Romanum widerholt : *diaconus . . . vadit ad celebrantem* und *celebrans legit* 156, *celebrans ponit* und *ab eo celebrans accipit candelam* 326,

[illegible]

> [illegible]

[illegible]

[illegible]

beschwörung des 'gespenstes an sich' fortgesetzt wird. v. 64 *bi dem miserere.* Roth hatte an ps. 50, 3 *Miserere mei, deus, secundum magnam misericordiam tuam* gedacht. mir scheint ps. 4, 2 *Miserere mei, et exaudi orationem meam* zu entsprechen.

laudem deus in 65 kann nicht richtig sein, da nach *laudem* kein nom. oder voc. zu erwarten ist. dagegen passt Luc. 18, 43 *Et omnis plebs ut vidit dedit laudem deo.* Roths identificierung ps. 147, 1 *lauda deum tuum Sion* passt ebensowenig wie Zingerles ps. 108, 2 *Deus laudem meam ne tacueris.* auch *voce meus* 66 ist ein unsinn, den ein abschreiber auf dem gewissen hat. es muss *voce mea* heifsen, denn die stelle entspricht, wie auch Roth sah, dem ps. 3, 5 *Voce mea ad dominum clamavi et exaudivit.* ps. 76, 2, auf den Zingerle riet, und 141, 2 mit ähnlichen fassungen könnten allerdings auch in betracht kommen. *De profundis* 67 unterligt keinem zweifel: es stammt aus ps. 129, 1 *de profundis clamavi ad te, domine,* aber v. 68 *bi dem baben cohounnes* (*cohountus* Keinz) ist arg verderbt und ohne herstellung nicht zu bestimmen. nicht annehmbar sind indes die schlecht erfundenen vorschläge **olio un(c)tus* Keinz, **babes olio un(c)tus* Zingerle, **bi den beiden johannes* Roth, die alle der dringenden wahrscheinlichkeit, dass sich hinter der verderbnis eine bibelstelle verberge, nicht rechnung tragen.

Ich lese statt *cohounnes*, indem ich statt des zweiten *o* ein *e* und statt des zweiten *n* ein *t* herstelle, **coheuntes* di. **coeuntes* und finde das wort in II Macc. 6, 11, wo von der geheimen feier des sabbaths die rede ist, *alii vero ad proximas coëuntes speluncas.* aber von *alii vero ad proximas* kann nichts in *baben* stecken, und dies wort muss daher aufserhalb des lateinischen citates stehn und eine allgemeine benennung desselben enthalten. ich denke an *salm*, da dieser mhd. terminus nicht ausschliefslich für psalmen, sondern für gesungene gebete und gebetstellen überhaupt gilt. gehen wir von ursprünglichem **ſalm* aus, so konnte daraus *baben* werden, wenn *ſ* und *l* zu *b* und *m* zu *en* verlesen wurde. man vgl. deutlich *beng̓* in 24 für *leng̓*. bezüglich des anlautes wäre auch ein weg *ſ* (untenlang mit seitlicher schlinge) $> p > b$ denkbar. so grofs die graphische zumutung sei, eine andre vernünftige möglichkeit, als **bi dem salm coheuntes* zu lesen, gibt es meines erachtens nicht. **coëúntes* reimt auf *profúndis* und die annahme Keinz, dass die verse in ... *profundis* : ... *dimittis* und *cohountus* : *benedictus* umzustellen seien, zerfällt in nichts.

[illegible] v. 69 [illegible] Simeonis Luc.
2, 25 [illegible] v. 70 dem
[illegible] Israel Luc. 1, 68 [illegible] und das [illegible]
[illegible] v. 71 [illegible] so [illegible]
[illegible] Luc. 1, 46.

[illegible] v. 72 [illegible] die [illegible] wort [illegible] > [illegible] ver- [illegible] so ergibt [illegible] für [illegible] volksaberglaube [illegible] die heiligen namen [illegible] selbst [illegible] auf die vorhergehenden [illegible] nem völlig sicher stellen kann.

[illegible] v. 73 zu lesen [illegible] als [illegible] Jeremias [illegible] ganz unverständliches [illegible] Zunz griff [illegible] zurück und [illegible] eines [illegible] mit grosser [illegible] ist ohne zweifel [illegible]. Ilgen wollte mit beziehung auf [illegible] Sam. Bar. [illegible] alles ist gründlich [illegible] von den vorhergehenden [illegible] und zwar am wahrscheinlichsten [illegible] auf die vorhergehenden [illegible]

beziehungsweise bibelstellen zurückweist. v. 73 ist also zu lesen **bi den salmen also hêr* und der in unsrer hs. vorliegende fehler wird wol am besten so zu erklären sein, dass die verbindung *denſalm̄* einmal zu *de reſalm̄* verlesen und dann das fälschlich abgetrennte *de* zu *dem* ausgeschrieben worden ist. — auf grund dieser auseinandersetzungen schlage ich folgende umschrift des segens vor:

Daz saltir deus virtûtum,
daz hôhiste numen dîvinum,
daz heilige sancte spiritus,
daz saltir sanctus dominus,
5 daz mûze mich noch hint bewarn
vor den bôsen nahtvarn
und mûze mich bikrîzen
vor den swarzen unde wîzen,
dî dî gûten sint genant
10 undẹ zû dem Brockelsberge sint gerant;
vor den bilewizzen,
vor den manezzen,
vor den wegeschriten,
vor den zûnriten,
15 vor den klingenden golden,
vor allen unholden!
Glôzan unde Lodevan,
Trutan unde Wûtan,
Wûtanes her und allẹ sîne man,
20 dî dî reder und dî wit tragẹn
geradebreht und irhangin,
ir sult von hinnen gangin!
Alb unde elbelin,
ir sult nicht lenger blîben hinn,
25 albes swestir unde vatir,
ir sult ûz varen obir den gatir;
albes mûtir, trute unde marn,
ir sult ûz zû dem virste varn!
Noch mich dî mare drücke,
30 noch mich dî trute zücke,
noch mich dî mare rîte,
noch mich dî mare beschrîte!
Alb mit dîner krummen nasen,
ich vorbite dir aneblâsen;
35 ich vorbite dir, alb rûchen,
krûchen unde anehûchen.
albes kinder, ir wihtelin,
lâzẹt ûwer tastin nâch mir sîn!
Und du klagemûtir
40 gedenke mîn zû gûte!
Herbrot unde herebrant
vart ûz in ein andir lant!
dû ungetrûwe molkenstelẹn
dû salt mînir tür vorvelẹn;
45 daz bîver unde daz vûzspor,
daz blîbe mit dir dâ vor!
Dû salt mich niht berûren,
dû salt mich niht zuvûren,
dû salt mich niht enschêchen,
50 den lebẹnden vûz abemêhen,
daz herze niht ûz sûgen,
einen strôwisch dârin schûben!
Ich vorspîge dich hûte und alle tage,
ich trete dich baz, wan ich dich trage;
55 nû hin balde, dû unreiniz getwâs,
wan dû wesens hî nicht hâs!
Ich beswere dich ungehûre
bî dem wazzer und bî dem vûre,
und alle dîne gẹnôzen
60 bî dem namen grôzen
des visches, der dâ zelebrant
in der messe wirt genant.
ich beswere dich vil sêre
bî dem miserêre,
65 bî dem laudem dêo,
bî dem voce mêa,
bî dem de profundis
bî dem salm coheuntes,
bî dem nunc dimittis,
70 bî dem benedictus,
bî dem magnificât,
bî der alten trinitât,
bî den salmen alsô hêr,
daz dû vares obir mer
75 und mich gerûres nûmermêr.
Amen.

Wien, 24 märz 1897. THEODOR von GRIENBERGER.

ZUR PREDIGTLITTERATUR.

I.

[illegible]

A 1ᵃ.

[illegible]

[illegible]

A 1[b].

mv̊te tragent. zv den chvmit er also. daz
er si bewiset vn̄ behaltet an libe vn̄ an d[s]
sele. Der selben chumft schuln wir zallē
ziten wurchen daz er zv vns *avch chvm̊*.
5 daz wir in erchennen. vn̄ *vns*
an lib[e] vn̄ and[s] sele. Sin dritiv chvmpft.
diu ist so ein iegelich mensch an si end ch[v]
met. Von d[s] spchet er in dē ewanglio Esto
te parati qa nescitis. q̊ hora fili[s] hoīs ue
10 niet. Unser h[s]re ih̑c x̊ ist dar vmb[e] eines

A 2[a].

wenen ze vinden vn̄ die alle gehav
ptet wrden. die bezeichent ivden vn̄
haiden die ir scephere nith irchennen
wellent. dar zv̊ vbel cristen. die in den
5 svnden ane riwe ersterbent. die sint e
wich*li*chen verdamnet. daz d[s] cheiser
alle die werlt zedem zinse hiez an scri
ben. daz bedvtet daz daz vns[s] h[s]re ihc̄ x̊
manigen menschen gemerchet vn̄ er
10 welt hat ze sinem riche. der cins den
si geben solten daz was ein phen
ning vn̄ wac d[s] dri and[s] phenninge.
d[s] phenig bezeichēt den gelavben daz
wir an den vatir. vn̄ an den svn. vn̄

A 2[b].

werchen. Div gibot avch d[s] keiser daz si
des cinses alle da heime vir iehin zige
bine. Do daz d[s] ha[i]lige ioseph v[s]nam. dem
vnser vrawe enpholhen was. do machit
5 er sich vf vn̄ vúr von d[s] stat zenarzereht
hinze bethlem. dar umbe tet er daz beth
leem div stat des herren dauidis was. von

A 1[b]. 5 *der erste* n-*strich in* vns *ist noch zu erkennen.*
7 *lis* sī = sin. 8 f *Matth.* 24, 44.
A 2[a]. 11 *nach* phen *loch im pergament.*
A 2[b]. 1 Div, iv *ausgestrichen und wahrscheinlich ein* o *übergeschrieben.*

des gislahte er chomen was. vñ vnsˢ vrawe.
do si da waren do gibar vnsˢ vrawe ir vil
10 lieben svn. vnsern hˢren ihm̄ x̄. *do was*
so vil werlt dar chomen. daz *si niht her-*
berge maht gewinnen do n*am si in*
vñ wanten in bv̊se tv̊chil. *vn̄ leiten in*
ein chrippe. awe min lieben

B 1ᵃ.

vnserns hˢren wart verre uor bezeichenᵗ
vns. wir lesen von dē heligen wissagē
daniele. dˢ sach ein stain vō einem berge
an hendᵉ vñ ane wafen sti*eb*en. Dˢ selb ste
5 in begundᵉ zv zinemen. daz ᵉʳ al daz

B 1ᵇ.

. . . .

iden. daz umbe braht er vns also wider
daz er den tiefel mit diemv̊te vn̄ mit reh
te. niht mit gewalte zemersten wolde
5 vber chomen. do wolt er in avch dar vmbe
. . . . vber chomen daz er . . .

B 2ᵃ.

. . . .

sich nam. als wir hivte bigen. daz ᵉʳ vns
biscerme vō des tievels vntriuwe. vn̄ vns
stæte an dem rehte vn̄ ane dem gv̊te. Des hel
5 fe ᵛⁿˢ vnser hˢre ih̑e x̄. Qⁱ · u. **Item sermo**
Apparuit benign̄ & bᵃmanitˢ saluatˢ dn̄i

B 2ᵇ.

. . . .

in dise werlt quam. daz er mensch warᵗ
als hivt ist. do irzeiget er daz er dvrch
die svndare komen were wan er zv zi
5 me ladete mit sinem sv̊zzem chose. vnt

B 1ᵃ. 2*f Dan.* 2, 34. 4 *sicher ist nur* st . . . en, *die sonst noch erkennbaren buchstabenteile lassen aber wenigstens* stieben *als möglich erscheinen.* 5 *lis* daz er al daz ertrich.

B 2ᵃ. 1*f* die menscheit an sich nam? 5 *lis* Qui vivit. Item sermo *in roter schrift.* 6 *Tit.* 3, 4. *das irrtümliche* a *in* hamanitas *ist durch kein besonderes zeichen getilgt.*

III

Unter der signatur cgm 5250, 6° *findet sich als ein geschenk des antiquars Rosenthal seit* 1885 *in die hss.sammlung der Münchener hof- und staatsbibliothek je ein querstreifen von* 1½ *pergamentdoppelblättern aus dem* 13 *jh. eingereiht und zwar deren unteres drittel. das doppelblatt misst jetzt in seiner ganzen länge* 29,3 *cm, die seite* 16 *cm; die höhe schwankt zwischen* 7,5 *und* 6,1 *cm. der text scheint für die osterzeit bestimmt gewesen zu sein, vgl. A* 1ᵃ, 9 *ff. A* 2ᵇ. *B* 1ᵃ? *vgl. Schönbach Altd. pred.* I 194. — *zu A* 2ᵃ, 6 *ff vgl. Zs.* 35, 184 *anm.* 1 *(wo aber Enikel zu streichen ist); SCassel Denkschr. d. kgl. acad. gem. wiss. in Erfurt* 1854 *s.* 94. *zu B* 1ᵇ, 9 *ff vgl. Megenberg* 167, 21 *f; ASalzer Sinnbilder und beiworte Mariens s.* 43 *anm.* 2.

A 1ᵃ.

. az chlaget ein
h*eilig*iv sete O we . e. danne ich den rigel von der tvr brehte. do
was min liep enwech gegangen. der rigel bezeichent die her
ticheit des hercen. e . denne die ein mensch vber windet. so hat
5 vnser herre sine genade einem andern gegeben. der ir vil be
reit ist zenphahen. wan du solt in balde in lazzen. vñ solt spre
chen zv im. chvm der gesegent gotes. balde zv mir. wie bistu
so lange gewesen. da vor gestanden. dize ist vnsers herren erstiv
vber vart. div was arebeitsam wan er nie gûten tach vf ertrich
10 gewan. sin andriv vber vart. div was iemerlich. do er von dem
chreuze in die helle fur. als er selbe sprichet. Ich wil mit mi

A 1ᵇ.

Johannes. pre . .
dise werlt chomen wolde. do sande er in fur vñ wart eines *hal*
ben iares vor im gechvndet vñ geborn. vñ was also heiliges
lebens. daz die levte wanden daz er xp̄c were. do sprach er ich
5 bin niht ein prophete. noch elyas noch messyas gotes. sun er chūt
aber schier nach mir. vñ ich bin niht wṛdich. daz ich sine schv̊h
riemen enbinde. vñ er zeigte in mit dem vinger. do er zv dem
jordan chom. vñ sprach. dize ist daz gotes lamp. da sand Johannes
gevangen wart vñ inden charchere lach. do sant er zwene si
10 ner iunger zv vnserm herren vñ hiez in fragen. ob er xp̄c
were. oder ob si eines andern solten biten. als ob er spreche. ich

A 1ᵃ. 2 *Hohel.* 5, 6. 7 1 *Mos.* 24, 31.
A 1ᵇ. 5 *ff Joh.* 1, 20 ff. 27. 29; *vgl. Grieshaber Deutsche predigten* 1, 161 f.

A 2ª.

hovses israhel du bist alein der da vf slivzzet. vñ an dich so mach
niemen beslozzen werden. vñ dv bist alein der da beslevzzet vñ
an dich so chan niemen vf gesliezzen. chvm vñ lôse die gebvn
den von dem hovse des charchere vñ die da sizzent in dervinster
5 nvsse. vñ inden schatwen des todes. der slvzzel der was in daz mer
geworfen. man liset von chvnich salomon daz er ein tempel hiez
cimbern von mermelsteinen, der was also herte daz man in niht
gewinnen mohte. do hete er einen vogel der hiez ein strůz. der
het ein iungez strovzzelin. do hiez der chvnich salomon daz

A 2ᵇ.

div ivdenschaft. er wart mit drin chronen gechronet. sin rei
niv mv̊ter maria. div chronet in mit dem fleisch. do chronet
in sin mv̊ter ver synagoga. mit einer durninen chrone. nv
hat in sin himelischer vater mit einer guldinen chrone ge
5 chronet. div chrone div im sin mv̊ter div ivdenschaft vf sazte
div was von zwelf esten. vñ hete ein ieglich ast drie dorn. die
giengen im dvrch sin hovbet. als er selbe sprichet. si habent
mir ein chrone vf gesazt div mir alzeswer zetragen ist. der
erst ast ist. daz er verchovfet wart. der ast het dri dorne. der

B 1ª.

ane alle die inder vor helle waren. manich tvsent sele
do erstv̊nt er von dem tode. vñ erstvnt mit im vil lih
namen dˢ heiligen vetere. die sich halt dar heten heiz
zen fvren von verren landen. vñ hiezzen sich indem
5 heiligen lande legen vmbe daz. daz si mit vnserem̃ her
ren erstvnden. dize waren die zwo schar mit den vnser
herre zehimel fvr. div ander vart div was nvtzliche.
div drite vart daz er zehimel fur div was froliche. wie
groze frevde si heten die da zehimel fueren. daz chan
10 niemen bedenchen. iz ist vber menslichen sin. iz waren
vil engel indem himelriche die niht wessen. daz got

A 2ª. 2 beslozzen werden *ist ausgestrichen, darüber geschrieben mit andrer tinte, aber jedesfalls von einer hand des* 13 *jhs.* besliezen.
3 *ff Isai.* 42, 7. *Matth.* 4, 16. 6 er *übergeschrieben von der zu* 2 *erwähnten zweiten hand.*

B 1ª. 3 hetet, *das zweite* t *von der andern hand unterpunctiert, darüber* n.

B 1[b].

chleider so besprenget weren als er nie mer kaltvr hiete
getreten. do spracher ich bin ein chemphe gewesen. vñ han
gevohten. fur den menschen. vñ die marter leide ich aleine. vñ
enhalf mir niemen. [als] ein ivncherre von houe vert. heime wil
5 varn. so treit er gerne zerhowen gwant wiz vñ rot. vnder *ein*
ander gesniten. daz stet gar wol bei ein ander. also was vnsers
herren lip. d[s] was weiz vñ rot. vñ wart also zerhŏwen vñ *gero*
tet. mit sinem blv̊te. Iz stet geschriben ein vers. audite celi.
Als der adlar sine ivngen wil leren fliegen. so nimt er ein
10 vogel vñ berauft den vñ brichet in vf vñ blvtiget in. vn
nimt in indie chlon. vñ flevget vber daz nest so div ch-

B 1[b]. 4 als *von der ersten hand.* 8 *Isai.* 1, 2. 9 *vielleicht stand ursprünglich* einen.

Halle a. S., 1893/1896. PHILIPP STRAUCH.

ZUR AUSSPRACHE DES GOTISCHEN[1].

Als ich das vorwort zu Streitbergs gotischem elementarbuch las, empfand ich lebhaftes bedauern darüber, dass der verfasser, wie er dort sagt, seine zustimmung zu meiner auffassung des got. *w* (Zs. 36, 266ff) zurückziehen muste. allein mein bedauern schwand, als ich zu den ausführungen auf s. 23f kam. denn ich erkannte, dass wir beide in wahrheit niemals einer meinung gewesen sind. St. wähnt nämlich, ich hätte *w* für eine labiale spirans mit gering entwickeltem reibegeräusch erklärt. meine meinung gieng aber dahin, dass got. *w* labiale spirans mit *u*-stellung der zunge sei. das ist etwas ganz anderes. Streitbergs versuche, die gründe für die annahme spirantischer aussprache zu entkräften, berühren denn auch mit keinem wort den kern meiner[2] beweisführung. mein hauptargument gegen die vulgatmeinung, dass *w* unsilbisches *u* vorstelle, war, dass der buchstabe am wortende nach consonant vorkommt, vgl. fälle wie *gaidw*, *triggws*. in solcher stellung, lehren die phonetiker, müssen sonorlaute silbebildend sein. nur dieser phonetischen doctrin zu

[1] die folgenden bemerkungen sollten ursprünglich einen teil meiner besprechung von Streitbergs got. elementarbuch bilden, überschritten aber durch ihren umfang den rahmen einer anzeige.

[2] sie sind vielmehr ganz auf eine widerlegung der bemerkungen von Wilmanns Deutsche grammatik I 97 und Wrede Ulfilas s. 353 angelegt.

liebe erklärt man — auch St. tut es — das *r* von *akrs* oder das *l* von *fairweitl* für silbebildend.

Welche bewantnis hat es nun mit *w*, das ja nach dieser lehre zu *u* werden müste? St. sagt es uns nirgends. s. 51 werden die bekannten regeln über die behandlung von *w* im auslaut, vor *s* und vor *j* ganz empirisch gegeben, anm. 1 bringt nur die geheimnisvolle bemerkung, dass diese regeln im wesentlichen orthographischer natur seien. es sind bei festhalten an der vulgatansicht nur zwei fälle denkbar: entweder ist jene phonetische lehre falsch, dann hat man auch keinen grund das *r* von *akrs* für silbebildend zu halten, oder sie ist richtig, dann ist *gaidw* zweisilbig und wäre phonetisch *gaidu* zu schreiben. beide möglichkeiten habe ich Zs. 36, 270 f und 274 erwogen und gefunden, dass keine von ihnen wahrscheinlich ist. ich habe von meinen ausführungen kein wort zurückzunehmen.

Was weifs denn aber St. zu gunsten der vulgatmeinung zu sagen? nichts als dass zur zeit Wulfilas und noch manche jahrhunderte später in allen germ. dialekten das urgerm. *u̯* unverändert erhalten geblieben ist. ich will das zugeben, aber in diesen dialekten erscheint eben statt *w* im auslaut nach consonant *u* oder *o*[1]. und überhaupt ist die lautgebung der andern germ. dialekte denn doch das letzte hilfsmittel für die bestimmung der got. aussprache. germ. *ǣ* ist im 'nächstverwanten' nordisch schon sehr früh zu *ā* geworden, werden wir deshalb leugnen, dass *ē* im got. geschlossen war, der tatsache zum trotz, dass es mit *ī* und *ei* verwechselt wird? in einem teile von Island ist bis auf den heutigen tag die alte lautverbindung *χw* erhalten, St. dürfte also, wenn er consequent wäre, got. *ƕ* nicht für einen einfachen laut erklären.

Von der richtigkeit meiner auffassung des got. *w* bin ich auch heute noch überzeugt. meiner bestimmung des lautwerts von got. *-g* (Beitr. 15, 282. Zs. 36, 86) habe ich nie denselben grad von sicherheit beigemessen. allein, wenn St. von einer 'wunderlichen, durch keine der uns zugänglichen tatsachen gestützten hypothese' spricht (s. 27), muss ich ihn doch daran erinnern, dass uns allerdings mehr als eine tatsache zugänglich ist, wofern wir nur nicht zu bequem sind die hand auszustrecken. so ist es zb. tatsache, dass noch heute in gewissen mundarten

[1] wegen des nordischen vgl. das *karur* des Röksteins.

kχ für etymologisches *-g* erscheint. von da ist es nun freilich ein weiter weg bis zum gotischen Wulfilas und deshalb ist meine hypothese unsicher. aber ich freue mich, dass jetzt die alternative allgemein anerkannt ist: entweder war *-g* stl. spirans, dann war es *-h* nicht, oder umgekehrt. freilich könnte man, auch wenn die geltung von *-h* als hauchlaut erwiesen wäre, noch immer die frage aufwerfen, warum denn Wulfila nicht das griech. *χ* für auslautendes *-g* gesetzt hat. St. scheint diesen einwand vorausgesehen zu haben und bemerkt, ein eigenes zeichen für die stl. gutturale spirans fehle dem got. alphabet deshalb, weil jener laut im gegensatz zu *f* und *þ* niemals im wortinnern erscheint. ich stimme dieser argumentation um so lieber zu, als sie sich genau mit dem deckt, was ich Zs. 36, 271 gesagt habe.

Über den lautwert des got. *-h* lässt sich nichts sicheres ausmachen. unter der voraussetzung, dass nur auslautendes, nicht aber inlautendes *h* stl. spirans war, begreift es sich ebenso wie beim *-g*, dass diese spirans kein eigenes zeichen erhielt. auch die auslassung des *h* in unsern handschriften gibt keine sichere entscheidung[1].

Für die spirantische natur des got. *g* und gegen seine geltung als verschlusslaut lässt sich folgendes anführen. wenn es gestattet ist, die heutige neugriech. aussprache schon für die zeit Wulfilas anzunehmen, so bezeichnete *Γ* vor dunklen vocalen die gutturale, vor hellen die palatale spirans. diesen letztern lautwert hatte auch lat. *G* vor *e* und *i*, während es vor dunklen vocalen den gutturalen verschlusslaut ausdrückte. für den palatalen spiranten, resp. für den ähnlichen laut des consonantischen *i* standen also Wulfila zwei zeichen zur verfügung, für den gutturalen spiranten und für den gutturalen verschlusslaut je eines. es ist nun doch wahrscheinlich, dass Wulfila dort, wo ihm die wahl offen stand, das zeichen aussuchte, für welches er keine andre verwendung hatte. da er nun *G* als symbol für *į* gebrauchte, würde folgen, dass er keines zeichens für gutt. verschlusslaut bedurfte. wäre got. *g* explosiva gewesen, so hätte er *G* dafür gesetzt und *Γ* für cons. *i* verwendet. got. *g* wäre dem-

[1] wenn St. auch für das urwestgermanische annimmt, dass *h* überall hauchlaut war, so kann ich das nur für einen lapsus calami halten. auch im urnord. ist sicher nicht in allen stellungen germ. *χ* zum hauchlaut geworden.

nach spirans gewesen. nur für die stellung nach *n* ist verschlusslaut ohne weiteres anzunehmen, da auch im griechischen *ΓΓ* = *ng* war.

Diese argumentation behält ihr gewicht nur dann, wenn man für keine stellung außer nach *n* explosive aussprache des *g* annimmt[1]. denn wenn *g* bald spirans, bald verschlusslaut bedeutete, so wäre die von Wulfila gewählte anwendung der zeichen *Γ* und *G* rein zufällig; er hätte es auch umgekehrt machen können.

Doch besteht kein grund, dem got. *g* in anderen verschiedene werte zuzuerteilen. es ist durchaus nicht sicher, wie St. behauptet, dass es nach liquiden verschlusslaut war. St. weiß ja selbst recht wol, dass *b d* und *g* in der entwicklung zum verschlusslaut ihre verschiedenen wege gehen. für den anlaut bezeichnet auch St. die explosive aussprache als sehr unsicher. man pflegt zu gunsten dieser annahme mit Dietrich Ausspr. d. got. s. 73 auf lat. transcriptionen mit *c* hinzuweisen, wie ich glaube mit unrecht. ob got. *g* nun verschlusslaut oder spirant war, auf jeden fall lag die lat. transcription mit *g* am nächsten. wenn wir den daneben vorkommenden *c* überhaupt eine bedeutung für die bestimmung der aussprache beimessen, so kann es höchstens für stimmlosigkeit des got. *g* geltend gemacht werden, aber nicht für die aussprache als verschlusslaut. denn dem lat. stand kein zeichen für den gutturalen spiranten zur verfügung. der gotische spirant musste also — ob er stimmhaft oder stimmlos war — durch das zeichen des entsprechenden verschlusslautes gegeben werden.

Für die aussprache des auslautenden *g* ist nichts anderes anzunehmen. höchstens das dürfte feststehen, dass es nicht stimmloser verschlusslaut war. das nächstliegende ist gewiss, ihm den lautwert χ zuzuschreiben — wenn es nur ganz unwahrscheinlich wäre, dass *-h* nicht χ bedeutet hat. so aber ist immerhin die möglichkeit vorhanden, dass *-g* eine andre bedeutung hatte. über ein non liquet komme ich nicht hinaus.

Wien, 15 december [illegible]. M. H. JELLINEK.

[1] von der verwendung des *g* als zeichen für den gut. nasal ist hier natürlich abzusehen.

KURENBERGPARODIEN?

Scherer hat bei besprechung Abrahams a Sancta Clara den satz ausgesprochen : 'Es möchten wenige puncte in der litteraturgeschichte schwerer zu beurteilen sein, als der : bei welchen stellen eines beliebigen buches oder einer beliebigen rede die zeitgenössischen leser oder zuhörer notwendig gelacht haben müssen' (Vortr. u. aufs. s. 185). hätte man diese schwierigkeit sorgfältiger beobachtet, wir hätten in der litteraturgeschichte nicht so zahlreiche fälle, in denen schwierige stellen vorschnell durch die annahme parodistischer absicht erläutert, oder in denen gar ohne jede nötigung ganze gedichte für parodien erklärt worden sind. haben ernsthafte gelehrte die sprachphilosophie in Platons Kratylos für übermütige parodie erklären, die Alkestis des Euripides parodistisch auffassen (Dieterich Pulcinella s. 69) und eine tieferuste stelle des Timäos für höhnende ironie halten können (Ranke Weltgeschichte I abt. 2, s. 135 anm.), so darf man sich nicht wundern, wenn ein phantast wie Knötel aus der geographie der Odyssee schloss, Homer sei ein spassvogel gewesen (sic : Atlantis s. 249). man sollte doch meinen, der sinn von Lessings ringfabel im Nathan sei durch seine gleichzeitigen äufserungen, durch die tendenz des dramas, durch die aufnahme der urteilsfähigsten zeitgenossen deutlich genug; trotzdem hat kein geringerer als Treitschke (Deutsche geschichte V 631) ihm 'tiefsinnige ironie' untergelegt, 'da ja nur einer der ringe echt ist'! (vgl. dagegen Hist.-pol. aufsätze I 57). ebenso sollte Stirners 'Einziger und sein eigentum' eine parodie auf Feuerbachs philosophie sein (ADB 36, 258). Gleim hat Hermann und Dorothea als eine gottlose parodie von Vossens Luise aufgefasst und KGoedeke hat (Grundr. IV² 534) in den Weissagungen des Bakis nichts sehen wollen, als mit methode behandelten unsinn. HVoss war geneigt, Hölderlins Sophokles als 'eine versteckte satire auf schlechte übersetzer' anzusehen (bei Graef s. 50), ebenso WSchlegel Goethes recension der gedichte seines vaters (s. 133). neuerdings hat ein tschechischer gelehrter KEEberts 'Rosmarin' als parodistisch gemeint zu retten versucht (vgl. Rosenbaum DLZ. 1897 s. 419). umgekehrt haben oft wider gerade besonders scharfsinnige ausleger sich bemüht, parodien wegzuläugnen, wo sie ganz sicher vorlagen. VHehn hat für Goethes Deutschen Parnass

die satirische absicht bestritten (vgl. DJacoby GJb. 14, 197), ThStorm hat aus den 'Musen und grazien in der Mark' eine gewisse heimliche liebe Goethes zu den gedichten des pastors von Werneuchen herausgelesen (Hausbuch aus deutschen dichtern s. VI), FrZarncke hat bezweifelt, dass Lessings worte über Gleims versificierung des Philotas spöttisch gemeint seien (Goetheschriften s. 347 anm.). hat man sich nicht sogar bemüht, Shakespeares lustspiel vom Kaufmann von Venedig als 'schauspiel voll ergreifender tragik' zu erweisen? und wie vieles, das Molière seinem Misanthrope lieh, um ihn zu einer immerhin doch komisch gemeinten charakterfigur zu machen, ist zu einem feierlichen bekenntnis des dichters umgemünzt worden! ja die grofsartigste aller parodien, die die weltlitteratur kennt, der Don Quijote, hat es sich gefallen lassen müssen, von Theremin für einen 'tractat gegen den ehrgeiz und den eigennutz' erklärt zu werden (Bibliothek theologischer klassiker 10, 237)! die beispiele liefsen sich häufen, käme es darauf an, sie hier zu sammeln, wie man neulich verdienstlicher weise 'widersprüche in kunstdichtungen' zu sammeln angefangen hat [1]. aber auch unsere liste zeigt schon, wie leicht man sich in beurteilung des satirischen charakters einer schrift täuschen kann. wie lange hat es gedauert, bis die von Lessings lehrer Christ behandelte schrift An mulier homo? als parodie erkannt wurde! und erst Lessing hat die epigramme des Lemnius von der beschuldigung bestimmter anspielungen gereinigt. wie nah ernste und parodistische auffassung sich liegen, beweist auch Gutzkows erzählung, dass WHauff den Mann im monde erst auf seinen rat zur parodie umgestaltet habe. Heines protest an den bundesrat wird von Prölss als feierliche verwahrung, von Treitschke als greller hohn gedeutet. wie oft hat

[1] hier sei beiläufig zu der sammlung von Jellinek und Kraus wenigstens ein besonders starkes beispiel nachgetragen. Auerbach in seinem Spinoza beschreibt zweimal den als kabbalisten bezeichneten rabbi Isaak Aboab. das erste mal (Romane 1, 27) heifst es : '*Es war ein schmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein roter Bart umgab Wangen und Kinn*'. das zweite mal (ebda s. 94) : '*Es war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, von hoher und umfangreicher Gestalt. Das viele Fasten hatte ihm wenig zugesetzt, denn er sah wolgenährt aus; das runde Gesicht mit den vollen roten Wangen und dem schwarzen bis auf die Brust herabfallenden Barte war schön zu nennen*' . . .

man ironisch in einem übertreibenden anhänger einer lehre einen boshaften parodisten sehen wollen! wie oft hat ein gründlich widerlegter autor sich nachträglich auf ironie herausgeredet! ebenso ist du Bois Reymonds berüchtigte Goetherede von einem apologeten (D. rundschau 1897 s. 300) eine 'köstliche satire' genannt worden! und kommt man nun gar auf das gefährliche gebiet der selbstparodien — wie viele spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! PLindau hat in seinem 'Musset' (s. 51 f) sehr hübsch darüber gehandelt, wie das 'madame', das bei Heine schon ironisch würkt, bei dem französischen dichter ganz ernsthaft gebraucht werden kann; aber für unsere empfindung bleibt die 'verabredete ehrenbenennung' in der sprache der poesie komisch: 'der herbe titel zieht das ganze, der empfindung sich öffnende herz wider zusammen' (Lessing Hamb. dram. xx). die höflichkeit der poetischen sprache Frankreichs parodiert sich gleichsam selbst, wenn Hippolyt zu Phädra sagt: 'Madame, je n'ai point des sentiments si bas!' (vgl. Platen Tagebücher I 249 über die madames und seigneurs der franz. tragödie).

Ich glaubte mich auf eine gröfsere zahl von belegen stützen zu müssen, weil gerade jetzt in der deutschen philologie die hypothese parodistischer absicht ein beliebtes hilfsmittel geworden ist. schon Müllenhoff ist darin wol weiter gegangen als rätlich. ist Hav. 80 würklich eine 'mit komisch ironischem pathos' ausgesprochene schlussformel (DA v 259)? haben nicht viele weise männer von dem Griechen, der sagte, gesprochen zu haben habe ihn öfters gereut, geschwiegen zu haben nie, bis zu JVScheffels 'stillem mann' in der höhle (der aus dem Trompeter so seltsam im Ekkehard widerkehrt) schweigen als höchste weisheit gepriesen? und muss Hav. 112 würklich ein flunkerer seiner werten zuhörerschaft einen possen spielen (ebd. s. 267)? Loddfafni warnt vor der verführung der zauberin; diese aber treibt ihr werk nur bei nacht; der morgen erstarrt sie zu stein (HHj. 30). wer sie aber bei nacht sieht, mag so gut gefahr laufen, wie beim anblick des nachtvolkes (Myth. III 136). ist nun aber in fällen des erschreckens das wasserlassen ein schutz vor gefahr (Rockenphilosophie s. 141; das buch hat sogar sein titelbild von diesem aberglauben gewählt), so mag dieselbe handlung auch sonst vor bezauberung und ähnlichen gefahren schützen. die strophe enthielte somit eine warnung: ohne dringende notwendigkeit und ohne

schutzmittel sich nicht der gefahr nächtlicher verzauberung auszusetzen. indessen — ich lasse das dahingestellt und räume gern für Hav. 112, dagegen kaum für Hav. 80 die wahrscheinlichkeit ironischer meinung ein. ich begreife auch vollkommen (ohne es ganz zu billigen), dass man in Lokasenna und Harbarđsljóđ nur 'aristophanischen spott' sehen will; aber bedenklich sollte machen, dass Vigfusson (CPB i 110) nun auch Skírnisför dem 'Aristophanes der westlichen inseln' (ebd. 100 ff. 486 f) zuschreibt. auf diesem wege kam ja der Sz. von Elberfeld (Der romantische schwindel in der deutschen mythologie) schliefslich dahin, die germ. mythologie überhaupt in lauter scherz und ironie aufzulösen. vestigia terrent.

Sind wir nicht augenblicklich in gefahr, in der mhd. litteraturgeschichte auf ähnliche irrwege zu geraten? schon Lachmann warnte davor, dass man in jeder scherzhaften anspielung Wolframs parodistisch-satirische absicht wittern wollte; dennoch hat selbst Burdach aus dem *hêr Vogelweid* (Willeh. 286, 19) einen spöttischen sinn heraushören wollen (ADB 41, 47). wir wissen ja sehr wol, dass solche parodien vorkommen, dass Gottfried sich 'mit liebenswürdiger ironie' gegen Veldeke wendet (Schröder Zwei rittermären s. xv, vgl. Zs. 39, 325), etwa wie Horaz von Lucilius spricht, dass Walther Reinmar und Steinmar Lichtenstein parodiert hat. nun sehe man aber, welchen gebrauch Ortner (Germ. 32, 120 f) von der letztern tatsache macht: was soll da alles 'offenbare und wolgelungene parodie' sein! (er setzt dann allerdings die erste aussage aufhebend hinzu: 'oder wenigstens reminiscenz'). alles soll da witzig sein (s. 122 f), und ohne die beziehung auf Lichtenstein verlöre ein sehr klares und gut pointiertes lied seine ganze klarheit und pointe. Oehlke, der auch die ganze Friderun-episode bei Neidhart für einen scherz erklärt (Zu Tannhäusers Leben und dichten s. 17), hält all die complimente, die der Tannhäuser an seine ländlichen schönen richtet, für parodistische anspielungen auf die höfische minnedichtung (ebda s. 33). dagegen hat man die starke verwendung des kehrreims bei demselben dichter zu einer gegen die volkspoesie gerichteten parodie gestempelt! kaum je aber ist diese neigung, überall ironische anspielung, parodie, persiflage zu sehen, weiter getrieben worden, als in einem sonst gerade durch methodische sicherheit und feinheit ausgezeichneten buch: in EJosephs Frühzeit des deutschen minnesangs i (QF 79). wenn ein so gründlicher arbeiter wie Joseph so ganz in den bann einer

herschenden lieblingsvorstellung gerät, dann ist es, glaub ich, zeit, auf die gefährlichkeit derselben hinzuweisen. im zeitalter der Mauthner, Bret Harte und Lemaitre ligt es so nah, parodien zu wittern, dass man, ehe man sie annimmt, für ältere perioden immer erst den advocatus diaboli fragen sollte: ist das nicht am ende ganz ernst gemeint? wir lachen — sagt Lessing — aber wir haben nicht immer recht, wenn wir lachen!

Joseph umschreibt MFr. 10, 9 in einer weise, die aus der einfachen, in keiner weise schwierigkeiten bietenden strophe (s. 18) die 'pikante' rede eines raffinierten mädchenjägers macht. der ritter möchte ein noch jungfräuliches mägdlein sich erobern; er sendet ihr einen boten — lieber käme er selbst, würde sie das nicht compromittieren. aber vielleicht — vielleicht liefse sie es sich doch gefallen — er liebt sie ja so, vielleicht liebt auch sie ihn und würde alles wagen. statt dessen sagt er bei Joseph: 'Diese entzückende unschuld! .. verlangt sie es vielleicht selber, ihr magdtum los zu sein, meint sie etwa das mit ihrem gelüste, so will ich mich nicht länger besinnen, diesen dienst einem so allerliebsten weibchen zu erweisen'. das heifst denn doch, Marcel Prévosts demi-vierges in die frühzeit des minnesangs verlegen! nein, in jener zeit drückte man werben und erhören nicht mit so raffinierter umschreibung aus, und wollte man höhnisch sein, so ward man deutlicher, wie ja MFr. 9, 29 zeigt. — Joseph sieht MFr. 9, 21 am schluss wider die worte der frau direct persifliert (s. 19). worin besteht die persiflage? beide schliefsen mit dem ausdruck des erwarteten hochgefühls, ohne auch nur ähnliche ausdrücke zu gebrauchen! dabei sind diese strophenschlüsse von der einfachsten und häufigsten art. was steht natürlicher am ende einer minnestrophe als worte des hochgefühls? wie 10, 24 schliefst 16, 7 der burggraf von Regensburg: *der mac wol hôhe tragen den muot*; ähnlich wie 9, 20 endet CB. 123[a] *des suln wir nu wesen balt*. solche schlüsse finden sich in der minnedichtung fast so unvermeidlich wie in der weltschmerzpoesie die strophenausgänge auf 'grab' und 'ruh'. die hörer musten schon recht sehr darauf vorbereitet sein, parodistische anspielungen zu verstehn, wenn sie sie hier finden sollten! aber J. sieht (s. 36) in der persiflierenden tendenz des dichters gerade ein hauptergebnis seiner untersuchung. die wechselgesänge, die er construiert (und deren reihe ich für sehr wahrscheinlich, aber doch nicht für ganz

sicher halte), haben (s. 54) einen parodistischen charakter; der sechste wechselgesang ist (s. 53) eine directe bearbeitung des Falkenliedes (vgl. s. 60f), und zwar hat der autor damit (s. 76) jenes edle bild des falken 'herabgewürdigt'. ich muss gestehn, ich kann in all dem nur anachronistische übertragung der modernen häufigkeit der parodie in ganz andere verhältnisse sehen.

Prüfen wir den einzigen fall näher, in dem Joseph mit seiner auffassung nicht allein steht. MFr. 8, 9 hat schon Wilmanns (Leben Walthers s. 26) als parodie der vorhergehnden strophe angesehen; nach J. (s. 25f) bezieht es sich vielmehr auf den vorhergehnden wechsel. was veranlasst nun die annahme parodistischer absicht? zunächst offenbar die sehr ähnlichen anfangszeilen. nur diese rufen die vorstellung einer anlehnung hervor. freilich druckt Neubourg (Germ. 30, 81) auch das *dô* der dritten zeile gesperrt; aber ich wüste kaum, wie der neue satz überhaupt anders beginnen sollte. ich habe (Zs. 29, 145) ein paar ähnliche strophenanfänge gesammelt. HvMor. 140, 1 beginnt die dritte zeile mit *dô* — an der einzigen stelle, wo die verwendung jenes eingangs ganz dieselbe ist, stimmt auch die fortführung genau (statt Uhl. 29, 23 ist in meinem citat Uhl. 29, 2 zu lesen). und wenn J. ebenfalls v. 3—4 nebeneinander druckt, so wird er doch wol selbst die unvermeidliche ähnlichkeit, dass v. 3 beidemal mit einem infinitiv schliefst, nicht überschätzen; *ritter* und *frouwe* stehn aber in so verschiedener construction, dass die vierten verse nur sehr schiefe pendants sind. bleibt also die responsion der eingangszeilen; und da sind wider die beiden schlussworte, wie ich aao. zeigte, rein formelhaft. aber der ganze eingang mit dem *Ich stuont mir* ist das nicht minder; es ist die charakteristische ablösung des ältern 'ich safs —' (meine Altgerm. poesie s. 373). dass also ohne jede absicht zwei strophen diese übereinstimmende einleitung haben konnten, darf man nicht merkwürdig finden. und dann stellte sie der sammler naturgemäfs zusammen, wie sein skandinavischer college zb. Hav. 3—5. 8—9. 10—11. 23—26. 36—37. 42—43. 54—56 und so oft strophen mit gleichen anfangsworten nebeneinander geschrieben hat, wie (Müllenhoff DA v 263) das *fegrst mælom* Hav. 90 (ich citiere nach Hildebrand) und das *fagrt skal mæla* der folgestrophe diese beiden strophen verbinden. Hav. 76 ist doch gewis keine parodie von Hav. 75! man müste also schon einen weitern grund

anbringen, um parodistische absicht für den kleinen scherzdialog wahrscheinlich zu machen. die fand man nun wol in dem etwas komisch würkenden ausdruck der vorletzten zeile. aber JGrimm (Zs. 2, 192 = Kl. schr. VII 101) und KWeinhold (Zs. 6, 462) haben längst auf die volkstümliche art dieser wendung hingewiesen. stünde 8, 9 an andrer stelle, so hätte man sich über den einfachen scherz schwerlich so verwundert. J. findet hier drastische komik (s. 26). aber wie viel drastischer drückt sich in einem etwa gleichzeitigen ritterroman die frau in ähnlicher situation aus! Mauritius von Craûn ligt im bette, die frau tritt (wie MFr. 8, 9 der mann) heran und ruft : *mit lône bin ich hie bereit : nû liget er als ein tôtez schâf; im ist lieber danne mîn ein slâf* (v. 1276—79). hier wird doch nun wol sicher niemand parodistische tendenz suchen. und doch ist der fall der gleiche : die um den liebesgenuss betrogene frau (oder die darum betrogen zu werden fürchtet) gebraucht in ihrem ärger einen kräftigen ausdruck. aber von unsern keuschen ohren wird das immer gleich als drastische komik aufgefasst. wir haben ja auch würklich eine behandlung des gleichen heikeln motivs in grob komischer ausführung : in Konrads Halber birne (ed. Wolff v. 334f); die sieht denn doch etwas anders aus!

Überhaupt fehlt es uns ja nicht an beispielen für die art, wie dichter des 12 und 13 jhs. es machten, wenn sie parodieren wollten. vergleichen wir sichere fälle mit unserem problematischen!

Die erste bedingung ist doch wol, dass irgend etwas eine parodie herausfordern muss. Reinmars minneschmerzen, Neidharts bauernspott rufen zur antwort auf, so gut wie Justinus Kerners verdammung des luftschiffes einen so modern denkenden menschen wie Gottfried Keller oder Freiligraths ablehnung der partei einen so leidenschaflichen parteigänger wie Herwegh provocieren muste. was ist aber an MFr. 8, 1 oder 9, 29 auffallendes? die frau ist (um J.s umschreibung zu gebrauchen) von verlangen nach dem manne erfasst, und dieser erfüllt das verlangen nicht. wie J. die sänger unserer lieder zeichnet, wäre das eigentlich fast der normale fall. sollte aber das komische darin hervorgehoben werden, dann genügt ja 9, 29 vollkommen, wo die werbung der frau so höhnisch abgewiesen wird. soll nun wider die abweisung parodiert werden? das lehnt J. ab,

und so ist doch schliefslich 8, 9 nicht, wie man nach seinen worten (s. 25a) erwarten sollte, eine parodie des wechsels, sondern nur eine parodistische doublette der männerstrophe. und das soll nun eine steigerung der komik sein, dass der dichter die dame nicht genug brüskiert, sondern im gegenteil zu zarte rücksicht erweist! ich kann nicht läugnen, auf mich würkt die ernsthafte erzählung von Potiphars weib oder Dido stärker, als dies angebliche meisterstück drastischer komik. die begehrende natur, meint J., bricht nicht von vornherein, sondern unversehens und dann um so nackter hervor — ja, wie soll sie sich denn eher als mit den ersten worten der frau bekunden? aus einem allerliebsten kleinen dialog zwischen dem scherzenden mann und der schmollenden frau wird so ein gequältes product, das die parodistische absicht überall verfehlt. soll der ritter die frau durch zu zarte rücksicht um ihre wünsche bringen, so darf er gar nicht erst an das bett kommen.

Indes — ich räume ein, dass über auffassung schwer zu streiten ist; die vielen deutungen, die J. selbst zu bekämpfen hat, zeigen das zur genüge. ich wende mich deshalb einem objectiveren kriterium zu. alle parodien, die wir aus mhd. zeit besitzen, zeigen genaue formale übereinstimmung mit dem vorbild. bei Wilmanns auffassung genügt unser gedicht dieser bedingung; nicht bei J.s. denn nun würde einer strophe nur je eine halbstrophe entsprechen. das hat kein analogon, und das muste beim singen noch viel mehr als bei unserm lesen auffallen. der mhd. parodist hätte den wechsel in einem wechsel nachgebildet. es ist kein einwand hiergegen, dass zb. Walther 111, 22 viel weniger strophen hat als Reinmar 159, 1. denn jede volle strophe genügt vollkommen als modell des ganzen liedes; die halbstrophe aber ist nichts in sich fertiges. man sieht ja auch, dass allen lesern bis auf J. der bezug der einen auf zwei strophen entgangen wäre.

Drittens: die parodien suchen durch deutlichen anklang ihr ziel erkenntlich zu machen. wie täuschend bildet die bibelparodie der Carm. Bur. (nr XXI) den wortklang des evangeliums nach! wie deutlich citiert Walther (111, 25. 31) die bekämpften worte Reinmars (MFr. 159, 9) und wie witzig spielt er (111, 32 f) mit dessen minnephrasen (159, 37 f)! wie klar ist der bezug von trutzstrophen auf lieder Neidharts (Haupt s. 134. 184. 231 usw.)!

und wie unverkennbar der spott in der anhangsstrophe zu einem gedicht Friedrichs des Knechts (MSH II 169), mag nun selbstparodie oder fremder hohn vorliegen! diese deutlichkeit der bezugnahme vermiss ich hier völlig. denn die ähnlichkeit der eingangszeilen kann eben nicht genügen, weil sie keineswegs originell, sondern formelhaft sind; wie zahllose volkslieder teilen die gleichen anfangsverse schon als wegweiser in eine bestimmte melodie! die situation aber verliert eben dadurch, dass sie, wie J. sich ausdrückt, von der burgzinne an das bett der dame verlegt ist, alle prägnanz der ähnlichkeit. wir wissen ja, wie mhd. dichter verfuhren, wenn sie solche situationen parodieren wollten: Steinmars achtes lied zeigt es im vergleich zu höfischen tageliedern.

Viertens, was freilich nicht ausnahmslos gilt, pflegt eine mhd. parodie ihr vorbild ziemlich kräftig zu überbieten. ich erinnere wider an Steinmars berühmtes *swîn in einem sacke* (bei Ortner aao. s. 120); hier aber wäre der spottausdruck viel matter als in der parodierten männerstrophe. *Diu wil mich des betwingen daz ich ir holt si* — das verliert durch alle parallelen bei Cronegk:

Wirst du mein Herz verschmähn? Du schweigst? — Ent-
Und wenn du zweifeln kannst — so zittre! [*schliefse dich;*

(vgl. Hamb. Dramat. v stück) und aus der Zauberflöte:

Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen,
Doch geb ich dir die Freiheit nie

nicht an komischer würkung; und wie der ritter sich vor der werbenden dame aus dem staub machen will, das ist ein köstlicher fall aus der uralten belegreihe jener anekdoten, die Gellert im Beherzten entschluss in verse gebracht und Chodowiecky so lustig illustriert hat: 'Lieber tot als sklav!' wie fällt daneben der dialog ab, wenn er mit dem anspruch auftritt, jenen wechsel noch zu überbieten!

Kurz, ich mag es anfassen wie ich will, ich kann in dem kleinen dialog die bedingungen nicht erfüllt finden, die ich von einer mhd. parodie erwarten darf. und ich glaube also, man muss jenen bezug ganz lösen und sich mit der einfachen annahme begnügen, die anfangszeile habe dem sammler anlass gegeben, das gedichtchen einzuschieben.

Ich bin hier ausführlich gewesen, weil mir eben gerade hier

die übertriebene neigung, enge beziehungen und gerade beziehungen parodistischer natur zwischen den paar uns erhaltenen resten aufzuspüren in einem symptomatischen fall vorzuliegen scheint. es wird mir sicherlich nicht einfallen, Josephs in anderem betracht ausgezeichnete untersuchung mit jenen üblichen dissertationen zu vergleichen, deren stolz darin besteht, auf grund eines schwachen anklangs die abhängigkeit Hadloubs von Dietmar von Aist nachzuweisen; aber eine entfernte verwantschaft wie zwischen einer leichten influenza und einer tödlichen diphtherie ist doch vielleicht vorhanden! sehen wir doch bei ihm selbst während der arbeit die neigung wachsen, überall parodien zu sehen. 'es ist die natur einer hypothese', sagt der autor des Tristram Shandy, 'wenn sie einmal von jemand angenommen worden, dass sie sich alles als ihre eigene nahrung aneignet, und von ihrer entstehung an wird sie gemeiniglich durch eine jede sache, die wir sehen, hören, lesen oder verstehen, immer stärker'. wer kennt das nicht von eigenen arbeiten her? ich bin nie mistrauischer, als wenn alles so schön stimmt.

J. erklärt zuerst (s. 27) die einschiebung des Falkenliedes in die sammlung von wechselstrophen gerade so, wie wir die interpolation des scherzdialogs erklären. er zeigt sodann (s. 45f) in ungemein scharfsinniger weise, wie dies gedicht nicht mit den dialogen den gleichen autor haben könne. schliefslich aber (s. 53) entdeckt er wider, dass MFr. 10, 17 'eine directe bearbeitung des Falkenliedes' bildet. ich glaube auch dies nicht. ich sehe in der ersten zeile nur eine jener beliebten gnomischen zusammenstellungen von nicht zusammengehörigen dingen, die sich später zu der kunstform der priamel ausgewachsen haben (oder, wie ich eher glaube, die später in die ältere form der priamel zurückgekehrt sind). ich führe hier als beispiel nur jenen *gemelichen sit* an, über den Schröder (Zs. 32, 137f. 33, 100) und Sievers (ebda 32, 389f) gehandelt haben. wie geläufig die vergleichung zwischen den epischen tieren — ross, wolf, falke usw. — und den menschen ist, zeigen Spervogels gnomen zur genüge; und hier finden wir denn auch gleich (MFr. 20, 10) ein bild mit dem jagdvogel. mehr darf man hier, glaub ich, auch nicht suchen: es ist eine gnomische verkoppelung zweier poetisch beliebter gegenstände, wie sie aller poesie viel zu nahe ligt, als dass man besondern anlass suchen dürfte.

Wie wunderlich wäre es auch, wenn die spärlichen überbleibsel unserer ältesten minnedichtung einen so starken teil parodie enthielten! parodie, spöttische verkehrung conventioneller formen, pflegt doch überall erst einzutreten, wenn diese letzteren schon erstarrt sind. Reinmar, Ulrich vLichtenstein, Liutold vSäben fordern zum 'verkêren' heraus; aber diese bescheidenen minneliedchen? schwerlich. und wo war ein publicum, dem diese

parodien so hätten gefallen sollen, dass sie der noch seltenen gunst getreuer aufzeichnung gewürdigt wurden? das ist zu Neidharts zeit sehr verständlich, kaum zu der des Kürenbergers.

An das Falkenlied möcht ich übrigens noch eine anmerkung knüpfen. J. bespricht (s. 84 f) einen neuen deutungsversuch Wallners (Zs. 40, 290 f) mit einer, wie mir scheint, ungerechtfertigten härte, wobei er (s. 86) mit dem spott über die hypnotisierende würkung einer parallelstelle doch vorsichtiger hätte sein sollen. mir mindestens scheint die ähnlichkeit zwischen der stelle im SOswald und den Falkenliedern viel gröfser und auffallender, als die, welche J. seinen auffassungen von persiflierender tendenz zu grunde legt. trotzdem räum ich J. die gewichtigkeit besonders seines ersten gegengrundes (s. 86) vollkommen ein. indes — der falke ist doch eben der jagdvogel; er könnte hier einmal als der auf die ersehnte beute, den geliebten, abgesante edelfalke gefasst sein. ich verweise noch auf eine stelle, die meines wissens noch nicht herangezogen wurde: die zweite und dritte strophe in Uhlands volkslied 'Jungbrunnen' (I 29). auch hier hat der von dem andern teil getrennte partner des liebesbundes — und zwar der mann! — einen vogel abgesant; dass es ein 'kleines waldvöglein' ist, kann spätere anpassung an die herschende phraseologie des volksliedes sein. der vogel fliegt — und zwar '*nechten spate*' — zu der geliebten; und sie verschneidet sein gefieder und will ihn dann zurücksenden. sollte nicht das schneiden der flügel wie die '*sîdînen riemen*' als eine art chiffre, eine geheimschrift aufzufassen sein, durch die der vogel dem absender eine gegenbotschaft bringt, nämlich die, dass sie ihm treu, an ihn gebunden bleibt, dass sie, wie der vogel in Goethes gedicht 'An ein goldenes herz', der alte freigeborene vogel nicht mehr ist? ich meine ferner, es sei doch immer noch so gut, dem mann ein schmücken des vogels (Joseph 86, 3) zuzutrauen, wie der frau ein aufziehen des jagdfalken. kurz, ohne auf alle bedenken J.s eingehn zu wollen: ich halte Wallners vorschlag für sehr discutabel und glaube, man sollte so bitteren hohn für schlimmere fälle aufsparen.

Es sei endlich noch gestattet, zu einem der wichtigsten puncte meinen widerspruch vorzubringen. J. schliefst sich (s. 57) der ansicht Pauls an, '*in Kürenberges wîse*' bezeichne den Kürenberger als autor, aber nicht als erfinder der strophe, die er anwendet. ich muss auch hier bei Scherer stehn bleiben. ich bezweifle auf das entschiedenste, dass *in Kürenberges wîse* überhaupt etwas anderes heifsen kann als 'in der Kürenbergstrophe'. uns ist es freilich geläufig, den ortsnamen für die person anzuwenden; wir nennen den grafen von Platen einfach Platen und den herrn von Kürenberg einfach Kürenberg. aber in jener zeit hatte man noch die lebendige empfindung, dass einer *von Riuwental*

genant (Neidh. 3, 6. 4, 19) : dass er nach einem ort benannt sei. man hätte deshalb den gedanken Pauls und Josephs, wie ich glaube, nur *in des von Kürenberc wîse* ausdrücken können. ich wüste nicht, wo in den zahlreichen mhd. nennungen ein dichter anders als so (oder mit dem vornamen) bezeichnet wäre. man sehe die zeugnisse durch, die vdHagen (MSH. IV 863f) gesammelt hat: es heifst immer *der von Fuozesbrunnen*, oder *der Turheimære*, oder *her Flek*. aber selbst *Kürenberger*, wie man emendieren könnte, ist in der älteren zeit selten (*Oetingære* MFr. 26, 11 ist geschlechtsname, nicht personenname); und immer bleibt *der von* herschend. man flectiert diese verbindung : *in des lant von Riuwental* (Neidh. 25, 8. 11. 29, 24), *von dem von Eschenbach* (Wartburgkrieg 55, 8), so unbequem das ist. aber erst bei Hug vTrimberg steht (aao. 872) *Wildonie*, und noch unter der mitwürkung eines vorhergehnden *von* bei *Nifen*. *Kürenberges wîse* kann deshalb meines erachtens schlechterdings nichts anderes sein als eine formelhafte verbindung, fast eine unechte composition, in der art zahlreicher ortsnamen gebildet; und dann kann eben nur der erfinder bezeichnet sein. man wendet ein, solche litterarhistorische angabe sei ein anachronismus für jene zeit. aber schmeckt der ausdruck würklich mehr nach litteraturgeschichte, als etwa *künec Karles reht* nach rechtsgeschichte? ist es nicht ganz natürlich, eine rasch beliebt gewordene neue strophe nach ihrem erfinder zu benennen, wie die volkslieder so gern vorausschicken 'im ton —'? stellt sich Spervogels 'geselle' (MFr. 21, 17) mit seinem citat nicht noch viel mehr in den dienst der litteraturgeschichte? und an unsrer stelle seh ich nun gar keine schwierigkeit. am fufse der burg haben verschiedene ritter ihr ständchen gebracht, in verschiedenen weisen; die dame bezeichnet als ihren erwählten den, der 'in Kürenbergs weise' gesungen hat. und dann wäre allerdings wahrscheinlicher (wenn auch nicht absolut sicher), dass der sänger nicht selbst der erfinder ist. der dichter könnte seinen erfolgen als sänger auch so ein denkmal gesetzt haben; doch ist es wahrscheinlicher, zwischen der erfindung der strophe und ihrer allgemein kenntlichen benennung einen gewissen zeitraum verfliefsen zu lassen. —

Man sieht, ich habe gegen Josephs verdienstvolle untersuchung allerlei einzuwenden. er mag aber versichert sein, dass ich meine bedenken lieber für mich behalten hätte, müste ich nicht fürchten, eine sonst so ausgezeichnete arbeit werde auch in ihren schwächern puncten (und vielleicht in diesen besonders!) bald nachahmung finden.

Berlin, 6 november 1897. RICHARD M. MEYER.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

DREIUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1897.

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIII, 1 november 1896

Beiträge zur geographie der deutschen mundarten, in form einer kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen reiches von OTTO BREMER. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten bd. III.] Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1895. xv u. 266 ss. 8⁰. — 5 m.

Der Sprachatlas des deutschen reiches, dichtung und wahrheit. I. G. WENKER: Herrn Bremers kritik des Sprachatlas. II. F. WREDE: Über richtige interpretation der Sprachatlaskarten. Marburg, NGElwert, 1891. 52 ss. 8⁰. — 1 m.

Bremers schrift versucht eine gelegentlich gegen die zuverlässigkeit der Sprachatlaskarten gerichtete bemerkung, die peinliches aufsehen erregt hatte, umständlich zu begründen. er sagt, dass sie nichts weniger als eine streitschrift sein solle; die fehler fallen nicht Wenker und seinen mitarbeitern zur last, sondern sind in der natur der sache begründet; seine absicht geht eigentlich auch nicht auf den nachweis der fehler, sondern der fehlerquellen; es ist ein warnungsruf, den er erhebt, um noch rechtzeitig das seinige zum gelingen des grofsartigen werkes beizutragen.

Vier solcher fehlerquellen werden erörtert, besonders ausführlich die zweite und die letzte. 1) die unzulänglichkeit des materials des SA, herbeigeführt durch würklich unrichtige angaben der gewährsmänner, wenn zb. in Stralsund, B.s heimatsort, einige lehrer im adj. *lieb ei* schreiben, trotzdem nur *ē* gesprochen werde. 2) doppelformen in folge eines im fluss befindlichen lautwandels. sie entstehn nach B. dadurch, dass die autochthonen sprachformen einer mundart durch die laute oder wörter einer nachbarmundart, der umgangssprache einer gröfseren landschaft, oder auch der gemeindeutschen umgangs- oder schriftsprache allmählich verdrängt werden, zb. das vogtländische *kāfm* 'kaufen' durch das obersächs. *kōfm*, das erzgebirgische *nicks* durch das meifsn. *nischd*, das mundartliche *dät* durch das wort *vater*. dabei herscht längere zeit auf gröfseren gebieten ein schwanken zwischen beiden wortformen, und es ist lediglich sache des zufalls, ob dem SA, etwa je nach dem alter des gewährsmanns, die eine oder die andere wortform angegeben wird. 3) das gleiche gilt für autochthone doppelformen, wenn zb. eine mda. aus sich selbst heraus *eich* neben *ich* hat. das wichtigste ist 4) die unzulänglichkeit der orthographie, die wider verschieden begründet ist: a) eine reihe wichtiger lautunterschiede kann durch

unsere nhd. orthographie überhaupt nicht ausgedrückt werden, zb. die mittellaute zwischen *ū* und *ō* oder zwischen *ō* und *ū*, die beim allmählichen ersatz des einen lautes durch den andern, oder beim übergang von einem zum andern vorhanden sind. b) der schriftdeutsche buchstabe wird naiverweise überall da geschrieben, wo er in der allgemeinen umgangssprache ebenso ausgesprochen wird, wie in der echten mda.; zb. ein lehrer spricht schriftdeutsches *tot* als *dot* aus und schreibt infolgedessen sein mundartliches *dot* als *tot*. dazu kommt c), dass wir eine einheitliche orthographie nur scheinbar haben, denn da zb. der *eu*-laut teils *äü*, teils *öü*, teils *oi* ausgesprochen wird, so ist das *eu* nicht die orthographie eines einzelnen lautes, sondern aller dieser verschiedenen laute, und d) dass vielfach eine örtliche orthographie herscht, zb., für uns sehr auffallend, in Nordfriesland die gewohnheit, die kürze des vocals durch nachgesetztes *h* zu bezeichnen (s. 134). durch alle diese fehlerquellen sei es gekommen, dass einerseits viele mundartliche unterschiede auf den karten überhaupt nicht bezeichnet, anderseits viele linien willkürlich oder gradezu falsch gezogen sind.

Obwol B. mafsvoll zu bleiben sucht, obwol er gerne anlass nimmt, den verdiensten der bearbeiter des SA mit ausdrücklichen worten gerecht zu werden, so lässt sich doch nicht verkennen, dass er in hohem mafse kritisch gestimmt war. man wird alsbald stutzig, wenn dem SA, der doch nichts als die tatsächlichen angaben kartographisch darstellen will, fortwährend theoretische erwägungen entgegengestellt werden, wie dass eine enklave nicht richtig sein könne, eine linie so und so verlaufen müsse, da oder dort eine andere als die angegebene sprachform zu postulieren sei [1], oder eine grenzlinie überhaupt nicht im zickzack laufen könne, und wenn ausnahmslos allen daten aus einer sehr ungleichwertigen dialektlitteratur ohne weiteres gegen den Atlas recht gegeben wird. ohne sich durch einen blick auf die karten überzeugt zu haben, meint B., auf dem SA könne Barmen 'nur einheitlich vertreten sein', und also würden die unterschiede zwischen fränk. und sächs. sprachformen in dieser stadt nicht zum ausdruck gelangen. tatsächlich ist Barmen auf grund von 20 formularen durch neun ortspuncte vertreten. dazu stellt B. an den SA anforderungen, die dieser weder erfüllen kann noch will. s. 101 ff erörtert er die pluralformen *gäns*, *gänse* [*gänsen, gansen*], deren erstere sein könne 1) apokopiert aus st. *gänse*, 2) gekürzt aus schw. *gänsen*, die andere 1) erhaltenes st. *gänse*, 2) analogieform nach schw. pluralen auf *-e* (aus *-en*, zb. *fraue*),

[1] derartige zweifel werden ohne weiteres widerlegt für s. 197 ff durch BSchmidt Vocal. d. Siegerl. mda. (*mā* 'mann', *vīn* 'wein'), für s. 208 f durch HFischers Atlas. desgleichen bemerke ich zu s. 85 u. 220, dass mir aus einem dorfe des Siegerlandes *gänse*, aus Oberemmel bei Trier und aus Reil und Alf *hond* mit stark geschlossenem *o* bezeugt wird.

3) apokopiert aus schw. *gänsen*, und beklagt sich darüber, dass der SA für die entscheidung zwischen diesen möglichkeiten versage. er verlangt also von ihm die ergebnisse höchst verwickelter untersuchungen, für die er ja gerade erst die grundlagen gewinnen will. wie sollte man, selbst wenn man es beabsichtigte, so schwierige dinge überhaupt kartographisch darstellen? so schwierig sind sie, dass ich bekennen muss, B. trotz aller beiderseitigen mühe nicht überall sicher verstanden zu haben[1]. zugleich zeigt diese erörterung, in welchem maſse B. seine constructionen über die tatsachen stellt, die der SA ins feld führt. er gelangt s. 107 selbst zu dem schlusse, dass das *gänsen* doch sehr viel weniger, als zu erwarten, vorkomme, zieht daraus aber nicht etwa die folgerung, dass die erwartung eben nicht berechtigt sei, sondern meint, entweder werde augenblicklich die form *gänsen* durch *gänse*, oder umgekehrt *gänse* durch *gänsen* verdrängt, und zufällig hätten die lehrer zum gröſseren teil gerade *gänse* (also bei der ersten annahme die jüngere, bei der andern die ältere form) geschrieben. statt vieler nur noch éin beispiel: wenn man die elsäss. formen für *hund* ansieht, welche B. s. 211 und 213 einerseits nach dem SA anderseits nach Mankel und Lienhardt einander gegenüberstellt, so ist man über seinen schlusssatz: 'also auch hier im Elsass kehrt das schwäbische nebeneinander von *⟨hu⟩nt* und *⟨hû⟩˛t* wider, ohne dass der SA eine nähere aufklärung gibt', doppelt befremdet. einerseits kann ja der SA nach seinen grundsätzen diese aufklärung gar nicht ausdrücklich geben, anderseits vermag ungefähr jeder, geschweige denn die bearbeiter des Atlas, ohne weiteres das nötige aus den formen herauszulesen. aber freilich hat B. im eifer nicht selten vergessen, die fähigkeit der bearbeiter, ihr material richtig zu beurteilen, so

[1] wenn seine ansicht sein sollte, dass im Rheinland bis zur Mosel der schw. plural *gänsen* in dieser form würklich bestanden habe, so wäre sie zurückzuweisen. das für Krefeld angegebene verhältnis, sg. *jā's*, pl. *jäns* (Br. s. 86. 105) ist sicherlich keine mischung von formen verschiedener mdaa., sondern lautgesetzlich zu erklären: bei tautosyllabischem *ns* die bekannte entwicklung, bei heterosyllabischem *n-s* nicht, wie es ja B. selbst s. 207 für *gās* plur. *gens* in andern mdaa. anzunehmen scheint. — hier dann noch zwei bemerkungen. auf den s. 69f besprochenen unterschied in der entwicklung des *ó* aus *an* vor spirans habe ich bereits Anz. XIII 212 aufmerksam gemacht. darnach dürfte die von B. vertretene ansicht wesentlich zu ändern sein. ganz derselben ansicht wie B. (s. 45) bin ich über das bekannte anlaut. *b* in den interrogativis: nicht das alte *hw* kommt in betracht, sondern *w* als anlaut der unbetonten silbe; vgl. noch *bel* = *wel*, *brom* = *wederom* Jellinghaus Nl. volksmdaa. s. 92 und den entsprechenden übergang von *m* in *b* Zs. 35, 383, ferner *Badänneli* aus *Madeleine* Winteler Naturlaute u. spr. s. 4, *baldrian* aus *valeriana*, nl. *benist* aus *menist* Taal en lett. 1, 240 anm. 3, weitere beisp. Jellingh. aao., De Bo-Samyn s. 61. hierhin auch der imper. *bis* 'sei'? das ist unzweifelhaft richtig, auch wenn das wort *warhaftig* in den betr. mdaa. nicht mit dem *wat* mitgehn sollte. die erklärung schlieſst aber in sich, dass neben *bat* auch betontes *wat* bestehe. auch aus diesem wechsel ist also nicht im mindesten auf den einfluss einer mda. auf die andre zu schlieſsen.

hoch anzuschlagen, wie er es sonst nach seinen worten tut, und manchmal könnte man glauben, er befürchte, dass gänzlich unvorbereitete leute in hellen haufen nach Berlin strömen würden, um ein bischen Sprachatlas zu studieren.

So wird diese ein wenig aufs gruseligmachen angelegte kritik von vornherein grofsenteils gegenstandslos, und B. erweist nur mit vielen beispielen umständlich, was Wenker von anfang an gesagt und Wrede stets widerholt hat. sagt B. 'die fertig gestellten karten geben, wie ich in diesem buche zeige, noch nichts abschliefsendes, sie stellen lediglich eine registrierung des materials dar', so sagen die verf. ganz dasselbe nicht nur noch nachdrücklicher, sondern heben zudem hervor, dass die karten nur das in den formularen geschriebene zur darstellung bringen, nicht einmal das, was sie in den meisten fällen ohne mühe mit sicherheit daraus herauslesen könnten. der SA enthält sich also — und man muss das billigen — jeder unmittelbaren rücksichtnahme auf die geschichte unsrer mdaa., unsrer sprache. man mag bedauern, dass es so sein muste, dass die angaben des SA, sicher zur entteuschung vieler, manchmal für sich allein recht wenig ergeben, zb. für den jeweiligen lautwert des anlautenden *t* (vom gehauchten *t* bis zum stimmhaften *d*) oder des *k* (von *kχ* bis zu *g*) oder auch mancher vocale. aber wir tauschen dafür die wertvolle erkenntnis ein, 'dass einige unsrer grundsätzlichen ansichten über sprachgeschichte auf vorurteilen beruhten, deren beseitigung unter der würkung concreter einzelanschauungen, wie sie der SA gewährt, für die wissenschaft unerlässlich ist'. wie leicht man irre geführt werden kann, beweist B.s nachweis s. 123 ff, dass Wrede selbst bei den schreibungen von *tot* die orthographische bedeutung nicht genügend von der lautlichen getrennt hat. Wr. macht zwar Anz. XIX 350 anm. den vorbehalt, dass 'die angewante terminologie von lenis und fortis nur die graphische überlieferung in ihren unterschieden widergeben und nicht über den genaueren physiologischen lautwert in den einzelnen gegenden entscheiden soll'. allein bei seinen — übrigens von ihm selbst Anz. XX 322 anm. schon wider berichtigten — schlussfolgerungen hat er den vorbehalt nicht genügend in acht genommen. das trifft aber nur Wr.s selbständige arbeit, nicht den SA.

Es kommt hinzu, dass, wie begreiflich, B.s darlegungen ganz unter dem einfluss der grundansichten über lautwandel und mundartenbildung stehn, die er im vorwort seiner 'Deutschen phonetik' ausgesprochen hat. ihrer verteidigung und weiterbildung dient das buch kaum weniger, als der kritik. wir sind darum verpflichtet, auch diesen grundanschauungen gegenüber stellung zu nehmen und wollen gleich darauf zurückkommen.

Es ist nicht zu verwundern, dass man sich schon mit den eignen geringen einzelkenntnissen auf diesem gebiete ungefähr dieselben anmerkungen gegen B.s schrift macht, die Wenker

in seiner entgegnung vorbringt. noch weniger wundere ich mich darüber, dass Wenker trotz allen versicherungen der wolgemeinten absicht in der kritik Bremers wesentlich die polemik empfunden hat und ihr gegenüber in seinem frisch geschriebenen aufsatz einen scharfen ton anschlägt. schliefslich ist auch der zunächst auffällige umstand wol zu verstehn, dass in dem neben W.s aufsatz veröffentlichten vortrag Wredes in kurzen anschaulichen zügen genau dasselbe ausgeführt wird, wie mit gröfserer umständlichkeit von B. Wr. hat diesen vortrag auf der Kölner philologenversammlung gehalten und zwar, wie ausdrücklich gesagt sein soll, auf eine aufforderung hin, die bereits im frühjahr, also längst vor dem erscheinen von B.s schrift, an ihn ergangen war.

Wenker legt die mängel von B.s kritik geschickt dar. neu erfahren wir — und ich habe mich persönlich von den tatsachen überzeugt —, dass sie bedauerlicherweise zum teil sogar auf ungenügender interpretation oder unrichtiger lesung der veröffentlichten SAkarten beruht. auch pflichte ich W. bei, wenn er die kritik ablehnt, soweit sie, auf den B. geläufigen anschauungen über leben und wandel der mdaa. fufsend, linien und einzelangaben der karten als verdächtig oder verfehlt hinstellt. denn ich glaube mit noch gröfserer bestimmtheit als W., dass diese ansichten B.s im wesentlichen unrichtig sind.

B. erkennt zwar einen autochthonen organischen lautwandel an, der sich entweder bei einer anzahl von individuen oder meistens bei einer jüngern generation der sprache der ältern gegenüber vollziehe und entweder articulatorisch oder akustisch bedingt sei, aber für viel bedeutungsvoller hält er diejenigen veränderungen, welche in der blofsen nachahmung einer der mda. gegenüber als überlegen anerkannten sprache begründet sind und entweder wort für wort einen fremden laut einführen, zb. das obersächs. *ó* (= *au*) für vogtländ. *á*, oder einen laut an sich, wie das hd. *scht*, *schp* statt *st*, *sp*. lautgesetze in dem herkömmlichen sinne gebe es nicht; die ausnahmslosigkeit der erscheinungen, die man als folge von gesetzen ansehe, sei nur durch zufall zu stande gekommen. B. hat diese ansichten dadurch gewonnen, dass er in heutigen mdaa. angestellte beobachtungen verallgemeinerte. wie gesagt, benutzt er auch das vorliegende buch, um diese gedanken weiter zu verfolgen und zu begründen.

Allein abgesehen von der frage, ob es berechtigt ist, die verhältnisse, die es heute den einflüssen von aufsen in gewissen gebieten ermöglichen, einen mundartlichen typus zu verwischen, ohne weiteres auch auf frühere zeiten zu übertragen, ist, so viel ich sehe, die gleichheit der enderscheinungen nirgends nachgewiesen. ich bezweifle überhaupt sehr, dass die verdrängung einer mda. durch die andre ihrem ganzen umfange nach in der

weise zu stande kommt, dass eine sprachform nach der andern und gar wort für wort aufgenommen wird. das darf man leugnen, wenn man auch einräumt, dass in einzelnen dingen die siegende sprache ihren einfluss früher geltend gemacht haben kann als in andern, und dass eine zeit lang eine sprachmischung bestanden haben mag. insofern wir es aber würklich mit einer wortweise vor sich gehnden herübernahme bestimmter laute zu tun haben, ist mit sicherheit darauf zu rechnen, dass ein gewisser teil der wörter in der ursprünglichen gestalt erhalten bleibt und also ausnahmen von den neuen lautverhältnissen bildet. aber meiner erfahrung nach zeigen die ausnahmen, die man in mdaa. trifft, gerade neue lautung gegenüber der autochthonen, oder lassen, wenn sie sich als rückstände einer ältern lautung darstellen, meistens leicht eine befriedigende erklärung nach der alten auffassung, dh. als begründete ausnahmen eines gesetzmäfsigen lautwandels zu. was die annahme der entlehnung eines fremden lautes nicht nach einzelnen wörtern sondern an sich betrifft, so müste für eine naive zeit, die in diesen dingen nicht mit überlegung verfährt oder gar geschult wird, erst die psychologische möglichkeit eines solchen vorgangs nachgewiesen werden. vorläufig muss ich sie bezweifeln. wenn man sieht, wie bis heute trotz schriftsprache, trotz schulen und zeitungen, trotz militärdienst und allem verkehr in der gesprochenen sprache die *dat* und *wat* und hundert andre der schroffsten mundartlichen eigentümlichkeiten sich seit mehr als 1000 jahren wesentlich unverändert erhalten haben, so spricht das sicherlich nicht für das recht, beobachtungen, die man an md. und nd. mdaa. der letzten zeit gemacht hat, zu verallgemeinern, nicht dafür, dass hier die gesetze der mundartenbildung gefunden seien.

Schliefslich muss ja auch B. für alle fälle neuer sprachentwicklungen einen herd bestehn lassen, wo sie autochthon sind. wenn wir also schwierigkeiten haben, die laut- und andern veränderungen der sprache ihren ursachen und ihrem wesen nach zu verstehn, so werden sie durch die neue theorie kaum geringer. für eine gröfsere anzahl von individuen muss doch sicher die neigung zu einer sprachveränderung ungefähr gleichmäfsig vorausgesetzt werden, wenn sie durchdringen soll. ob wir nun die anzahl weiter oder enger fassen, wird für die sache keinen grofsen unterschied machen.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass durchgreifende und weithin ausgedehnte änderungen, wie der germ. wurzelaccent, die germ. oder die hd. lautverschiebung, der verlust des stimmtons auslautender consonanten, die vocaldehnung in offenen silben, die diphthongierung des *î*, *û*, *ǖ* sich vor hunderten oder tausenden von jahren blofs als modesache von person zu person, von landschaft zu landschaft verbreitet haben sollen. greifen wir die diphthongierung heraus. sie umfasst den grösten teil Deutschlands,

sie herscht ebenso in den Niederlanden und in England. gemeinsam ist die diphthongierung an sich, aber der entstehnde diphthong schwankt zwischen mannigfachen nüancen; dieselben nüancen treten dabei in weit entlegenen gebieten auf. der lautwandel ist durchaus nicht so naheliegend und leicht begreiflich, um es uns glaublich erscheinen zu lassen, dass die vorgänge im engl., nl. und deutschen unabhängig voneinander seien. man betont ja das urkundlich zu belegende fortschreiten der bewegung innerhalb Deutschlands in einer bestimmten von den Donaugegenden ausgehnden richtung. aber erstens wäre noch festzustellen, in wie weit die belege den lautwandel und nicht blofs die orthographie betreffen. zweitens vermiss ich den nachweis, dass die richtung der diphthongierung und die gestalt ihres gebietes der richtung und den grenzen des von dieser hypothese gemeinten sprachlichen verkehrs entspricht. drittens nimmt auch die ältere hypothese ein zeitliches nacheinander und eine einwürkung von person zu person an. aber es ist sehr wesentlich, ob man dabei zugleich an das vorhandensein der vorbedingungen und einer spontanen neigung zu dem lautwandel denkt oder nicht. dass man am Rhein, in den Niederlanden, in England nicht dazu gekommen wäre zu diphthongieren, wenn man es nicht vorher an der Donau getan, dass die *äi*, die *ai* in diesen gegenden eine blofse nachahmung des als mode von der Donau aus importierten diphthongs seien, das glaube ich nie und nimmer. ich muss vielmehr glauben, dass der keim des vorgangs, das erste psychische oder physische movens, vielleicht auch eine dadurch bedingte gestaltung der sprechorgane und eine wider hiervon abhängige richtung der articulation bei all diesen menschen und stämmen längst gleichmäfsig vorhanden war. ich glaube weiter viel eher, dass da, wo in der nachbarschaft der diphthonge nicht diphthongiert wird, die neigung durch secundäre momente unterdrückt worden, als dass sie nicht vorhanden gewesen ist, wie es wol auch secundäre momente waren, die die verschiedenen nüancen des diphthongs, sowie andre unterschiede bei dem vorgang — zb. beschränkung auf den hiatus, nichtdiphthongierung vor *r* im nl. — bedingten. ich würde mich gar nicht wundern, wenn der ganze vorgang etwa als eine immanente folge des germ. wurzelaccentes aufzufassen wäre. wenn man bei der hd. lautverschiebung von einer bewegung spricht, die im norden nach und nach erlahmt, so vergesse man nicht, dass dies ein bild ist, das zur darstellung der tatsächlichen verhältnisse gute dienste tut, das man aber nun nicht zu wörtlich nehmen darf. *schlafen, essen, machen* sind im norden ebenso energisch, sogar noch etwas energischer verschoben, als irgendwo im süden, desgleichen *zeit* und *setzen*; sie gehn nicht allmählich in die unverschobenen formen über, sondern setzen scharf gegen sie ab. wenn also anl. *p* und mehr noch *k* zurückgeblieben sind, wenn *stoppe* neben

setze gilt, so besteht entweder zwischen den verschiebungen der einzelnen laute kein vollständiger innerlicher zusammenhang, oder die verschiedenheiten sind durch die entgegenwürkenden kräfte bedingt.

Man muss bei diesen fragen davon ausgehn, dass die neigung zu sprachveränderungen an sich unbegrenzt ist. das können wir empirisch da feststellen, wo die gegenwürkungen verhältnismäfsig gering sind, bei kleinen kindern und uncivilisierten völkern. man denkt bei autochthonen änderungen in der sprache zunächst an den einfluss neuer psychischer oder physischer momente, und in der tat kann man sich eine ganze reihe solcher vorstellen; vgl. Anz. XVII 106 f. aber ich glaube, dass auch ohne solche neuen impulse die neigung, die gelernte sprachform, sobald man sie beherscht, zu verändern stets vorhanden ist. ein einjähriges kind hatte den namen *Weber* gelernt und sprach ihn zunächst deutlich aus. doch in der kürzesten zeit war er in seinem munde zu *biba* geworden, und bei dieser lautform, zufällig derselben, die das kind auch für *papier* gebrauchte, ist es dann beharrlich längere zeit geblieben. man wende nicht ein, dass hier das bewegungsgefühl noch nicht gehörig ausgebildet gewesen sei (Paul Principien² 65). das bewegungsgefühl befestigt sich ja eben nur da, wo die in frage stehnde neigung gehemmt wird. dieser neigung würkt bekanntlich der verkehr entgegen, dh. das bedürfnis, sich mit andern zu verständigen; er pflanzt veränderungen fort, aber viel mehr hemmt er solche. das gebiet einer erscheinung gewinnt seine bestimmte gestalt nicht sowol durch excentrische vorwärtsbewegung derselben, sondern durch concentration, und eine untersuchung müste sich demnach hauptsächlich die frage nach den factoren vorlegen, die die concentrierende kraft des sprachverkehrs für den bestimmten fall bedingen. die factoren sind ja sehr mannigfaltig: natürliche grenzen, familienbande, standesinteressen, cultusgemeinschaften, handelsverkehr, politische verbände und anderes. ganz unübersteigbar sind die grenzen nicht leicht, selbst zwischen verschiedenen nationen nicht; die verschiedenen interessengebiete decken sich nicht; der verkehr kann ferner fortwährend wechseln, sich ausbreiten, sich verengen und andere richtungen einschlagen. die neigung zu den einzelnen vorgängen braucht nicht gleich stark zu sein, die prädisposition nicht dieselben gegenden zu beherschen. so begreift es sich wol, dass die gebiete der einzelnen erscheinungen selten zusammenfallen, vielmehr als complexe der verschiedensten gröfse und gestalt bunt durcheinanderliegen. dazu kommt noch eins. dass eine neue sprachform leben gewinne, dazu gehört wol, dass der, welcher sie erzeugt, sie in seiner umgebung auch hört. so bildet sich ein kleinster herd. unter gleichen umständen entstehn andere herde in der nähe, und die lage derjenigen herde zu einander, die sich zunächst gegenseitig befruchten, wird entscheidend für

die ausbreitungsrichtung der neuen form und die gestalt ihres gebietes. je weniger verbreitet die disposition, um so schwerer tritt naturgemäfs ein sprachlicher vorgang in die erscheinung. ausgeschlossen sind jedoch darum engbegrenzte änderungen mit nichten. ihre ergebnisse sind leicht derart, dass man zweifeln kann, ob man es mit wenig verbreiteten neuerungen, oder mit vereinzelten resten aus alter zeit zu tun hat. die daseinsbedingungen für beiderlei fälle dürften auch so ziemlich die gleichen sein. eine wenig ausgedehnte neuerung kann auch dann autochthon sein, wenn sie irgendwo in der nähe widerkehrt. aber möglich ist in solchen fällen auch, dass die gebiete einmal zusammengehangen haben. B. hat gegen solche 'enklaven' ein unberechtigtes mistrauen.

An den grenzen der erscheinungsgebiete können nun neue würkungen entstehn. sind die sprachformen a[1] und a[2] zufällig so, dass ein lautlicher übergang zwischen beiden leicht stattfinden kann, so mag sich durch beeinflussung ein solcher vollziehen, wie B. zb. s. 118 annimmt, dass ein mundartliches *sû* stufenweise dem 'feineren' *sô* zugeführt werde[1]. in der regel aber ist dies nicht der fall. in der regel stofsen formen wie *setzen* und *setten*, *kâs* (aus *kâsio*) und *kîs* (aus *kêse, kâsio*) schroff zusammen. dann tritt einfach, wenn beeinflussung stattfindet, die eine lautform an stelle der andern. es gibt m. w. keine lautgesetzlichen zwischenstufen zwischen formen, die nicht durch eine innerlich notwendige entwicklung untereinander verbunden sind; also wol von *kâsio* zu *kîs*, nicht aber von *kîs* zu *kâs*. die entlehnung, soweit sie nicht sache der überlegung und lehre wird, findet immer nur von wort zu wort statt. neue organische veränderungen können sich erst dann zwischen zwei gebiete einschieben, wenn neue würklich sprachbildende factoren zur geltung gelangen. wir müssen dabei bleiben, dass die gewöhnlich gesetzmäfsig genannten erscheinungen der sprachgeschichte, im gegensatz zu den entlehnungen, ihre gebiete nicht bilden auf grund der veränderten sprachformen, dass nicht etwa die neuen laute fortgepflanzt werden, sondern dass sie ruhen auf articulatorischen oder akustischen oder noch tiefer liegenden bedingungen, dass diese von anfang an gemeinsam sein oder von person zu person übertragen werden müssen.

Wie man sieht, fahre ich fort von lautgesetzen zu sprechen. ich sehe nicht ein, warum man diesen namen nicht gebrauchen soll für vorgänge, die sich völlig unbewust und — das bleibt meine ansicht — ausnahmslos vollziehen, natürlich soweit die nötigen bedingungen sämtlich vorhanden sind und nicht durch

[1] ob die *beiten* und *bîszen* in grenzgebieten zwischen *bîten* und *beiszen* (Wr. s. 49) solche 'mischformen' sind, kann fraglich heifsen. sie können auch organisch eine mda. darstellen, die diphthongiert, aber nicht verschiebt, oder umgekehrt.

andere einflüsse gestört werden. dass ich weit davon entfernt bin, misbräuchlichen schlüssen aus diesem namen das wort zu reden, hatte ich noch kürzlich (Zs. 40, 25) anlass nachdrücklich auszusprechen.

Zugleich wird man sehen, dass ich Wr. nicht beipflichte, wenn er die bedeutung des verkehrs für die sprachentwicklung einschränken will. ist doch der verkehr grade der schöpfer der sprache, und es ist kein glücklicher gedanke, wenn Wr. die berufung auf ihn mit dem deus ex machina vergleicht, mag er auch nur an einen teil dessen denken, was man hier unter verkehr zu verstehn hat.

Bei meinen voraussetzungen muss man einheitliche grenzen für sämtliche unter ein und dasselbe lautgesetz fallenden wörter annehmen. wenn die bearbeiter des SA (und ebenso Herm. Fischer) zb. betonen, es gebe keine grenze für die diphthongierung, sondern nur für die einzelnen wörter, so ist das B. gegenüber berechtigt, insofern er für einen bestimmten ort, der *ei* in einem worte hat, dies ohne weiteres auch für die andern voraussetzt und dem SA einen fehler vorwirft, wenn er sein postulat nicht erfüllt sieht[1]. aber ausnahmen und abweichungen beruhen nicht auf störungen des lautgesetzes, sondern auf entlehnungen von der einen oder andern seite der grenze, die eben wortweise vor sich gehn. der kern des gebietes wird ohne zweifel einheitlichkeit aufweisen, also zb. wie *eis*, so auch *leib* usw. sagen. das nimmt auch Wr. mit bestimmtheit an. er weist auf den unterschied zwischen altem und jüngerm besiedlungsgebiet. der concrete fall, den er aus Zs. 37, 294 widerholt, ist überraschend und äusserst lehrreich, dass nämlich ein grenzgebiet zwischen *p* und *pf*, wo heute beide laute nebeneinander herschen, nachweislich jünger besiedelter boden ist. das *p* in dem einen worte ist von hüben, das *pf* in dem andern von drüben gekommen. aber 'für die alten orte würden die linien der einzelnen *pf*-paradigmata zu einer einheitlichen grenze zusammenfallen'.

Wr. hebt hervor, dass die geringere widerstandsfähigkeit des colonisierten gebietes gegen alle von aufsen andringenden einflüsse sich als wesentlichen unterschied zwischen den sprachverhältnissen im westen und osten geltend mache. es kommt dabei wol sehr darauf an, wie dicht die masse der gleichsprachigen auswanderer ist. auch dürfen wir die verhältnisse bei der modernen colonisation vergleichen, die ganz verschiedene nationen in berührung miteinander bringt. dass gerade die menschen, welche, von der scholle und vielen alten verhältnissen losgelöst, in der nähe von fremdlingen oder andern gleichfalls dem heimatlichen zusammenhang entzogenen leuten sitzen, weniger zäh an der eigenart ihrer sprache festhalten, das scheint mir denn doch dafür zu

[1] ich verweise nachdrücklich auf die von W. s. 22 f mitgeteilte, auch für die zuverlässigkeit des unternehmens höchst lehrreiche tatsache.

sprechen, dass die autochthone sprachentwicklung wesentlich anders vor sich geht als die sprachmischung in colonisationsgebieten. wenn daher einmal 'sprachleben und sprachgeschichte, wie wir sie östlich der Elbe durch die letzten jhh. hindurch, also in naher, greifbarer, urkundlich zu fixierender vergangenheit beobachten können, ihren reflex auf die um tausend jahre ältere sprachentwicklung des westens werfen', so mag das uns dienlich sein, um einzelne linien des SA zu erklären, aber ich fürchte, Wr. erhofft davon doch zu viel, das wesen von vorgängen wie der lautverschiebung oder diphthongierung wird uns dadurch nicht verständlicher werden.

Ich kann auch vorläufig den glauben nicht aufgeben, dass aufser geographischen grenzen auch alte stammesgrenzen und politische verbände von wesentlichem einfluss auf die organische sprachentwicklung sein müssen. selbstverständlich setzt niemand für irgend einen grösseren complex eine würklich einheitliche mda. voraus. hat doch zb. das nl. gar nicht wenige eigentümlichkeiten mit dem franz. gemein, und für mich ist die möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass selbst sein *ṻ* für *ū* in innerlichem zusammenhang mit dem gleichen lautwandel des franz. stehe. es gibt also keine mda., die irgendwelche eigentümlichkeiten von gröfserer ausdehnung ganz für sich haben wird. nichtsdestoweniger vermute ich, dass, wenn man die mdaa. mit benutzung alter grenzen einteilt, man in den einzelnen gebieten eine gröfsere anzahl von übereinstimmenden erscheinungen finden wird, als wenn man willkürlich andere grenzen zieht, mögen auch jene gebiete jede einzelne erscheinung mit dem oder jenem nachbarn teilen. darum halt ich es nicht für ratsam, ohne zwingende gründe an einmal gebräuchlichen bequemen einteilungen zu rütteln. es ist doch tatsache, dass man aus einiger entfernung sehr wol die fränk. mda. von der schwäb., oder auch die westfäl. von der engrischen unterscheidet, so schwer es dem forscher auch fallen mag, nun eine genaue grenze zu ziehen. zu einer idealen einteilung wird man doch nicht gelangen, ebensowenig wie auf anderen gebieten der wissenschaft, wo die gebräuchlichen classificationen trotzdem gute dienste tun. soll man nicht mehr zwischen mittelalter und neuzeit scheiden, weil dem einen die entdeckung Amerikas, dem andern die reformation, dem der übergang von der naturalwirtschaft zur geldwirtschaft, jenem die erfindung der buchdruckerkunst, wider einem andern die entwicklung des nationalitätsgedankens und andern noch anderes dabei im vordergrund steht, oder weil schliefslich beide zeitalter doch mehr gemeinsames als verschiedenes haben, oder weil in einzelnen dingen das 18 jh. dem 13 ähnlicher ist als dem 19?

Neben W.s und Wr.s aufsätzen darf auch B.s buch das verdienst beanspruchen, diese grundfragen wider zu einer allgemeineren discussion gebracht zu haben, die zwar heute noch mit

wenig hoffnung auf verständigung geführt werden dürfte, die aber darum nicht ruhen sollte, bis wir einmal die aprioristischen erwägungen durch inductive beweise zu ersetzen in der lage sind. dafür ist ihr einfluss auf die auffassung und darstellung der einschlägigen dinge zu gross. wie ferner, trotzdem die bearbeiter nie damit hinter dem berge gehalten haben, wol den meisten zuhörern Wr.s erst klar wurde, was der SA zu bieten vermag und beabsichtigt, so ist B.s schrift geeignet in noch weiteren kreisen Wr.s wunsch zu erfüllen, nämlich 'die einsicht zu verbreiten und rege zu halten, dass wir in der mundartenforschung auch nach vollendung des SA noch anfänger sein werden und dass eins seiner hauptresultate die erkenntnis dessen sein solle, worauf es eigentlich ankomme und wo die einzelforschung einzusetzen habe'.

Unter dem eindruck von Wr.s vortrag hat die germanistische section der Kölner philologenversammlung einmütig eine weitergehnde staatliche unterstützung befürwortet[1], die W. und Wr. entlasten und ihnen eine bearbeitung des stoffes in höherem sinne ermöglichen sollte. beide sind voll guten vertrauens, das höhere ziel zu erreichen, und ich bin überzeugt, dass kein anderer auch nur annähernd so befähigt dazu ist wie sie. aber schwierigkeiten — vielleicht auch noch ungeahnte — werden sich ihnen in fülle entgegenstellen, und sie werden dabei des wissens und der hilfe anderer nicht entraten können. hoffentlich überwinden sie den unmut, den ihnen gerechter weise B.s buch erregen muste, und werden dann vielleicht auch aus ihm gewinn zu ziehen wissen. wesentlich für die interpretation des SAmaterials ist auch die beachtung localer schreibtraditionen, die, so viel ich weifs, B. zuerst geltend gemacht hat. anderseits wird sich B. hoffentlich vor vollendung seiner in aussicht gestellten Geographie der deutschen mdaa. überzeugen, dass die statistisch festgestellten tatsachen denn doch allemal den theoretischen folgerungen vorgehn, damit sein buch so zuverlässig werde, wie wir es sonst von einem so bewanderten mundartenforscher erwarten dürfen.

Aber über der zu erhoffenden wissenschaftlichen verwertung des materials wollen wir die bedeutung der statistischen veröffentlichung — soweit wir es 'veröffentlichung' nennen können — in der bisherigen weise nicht vergessen. sie wird für alle zeiten mindestens das bleiben, was die hs. eines wertvollen textes auch neben der trefflichsten ausgabe ist. B.s buch hat unsere überzeugung nicht zu erschüttern vermocht, dass der SA in den allerbesten händen ist.

Bonn, märz 1896. FRANCK.

[1] sie ist leider vorläufig nicht zu erreichen.

Die deutsche sprachinsel Gottschee. geschichte und mundart, lebensverhältnisse, sitten und gebräuche, sagen, märchen und lieder. von dr Adolf Hauffen, docenten an der deutschen universität Prag. mit vier abbildungen und einer sprachkarte. [Quellen und forschungen zur geschichte, litteratur und sprache Österreichs und seiner kronländer. durch die Leo-gesellschaft herausgegeben von dr JHirn und dr JEWackernell, o. ö. professoren an der universität Innsbruck. bd. III.] Graz, Styria, 1895. XVI und 466 ss. gr. 8°. — 8 m.

Ein flüchtiger blick auf den haupttitel des vorliegenden buches möchte leicht zu der vermutung verführen, dass ausschliefslich oder vorwiegend sprachliche verhältnisse den gegenstand desselben bildeten. das ist nun nicht der fall. ja der mda. gilt sogar der geringste bestandteil der ganzen abhandlung; ihr sind von den 460 ss., die das buch zählt, nur 14 gewidmet, während der löwenanteil (325 ss.) dem volksliede zufällt. es lässt sich das aus dem umstande erklären, dass ursprünglich überhaupt nur eine ausgabe der Gottscheer volkslieder geplant war und erst nach und nach, mit dem anschwellen des stoffes, eine 'abgerundete schilderung der sprachinsel' in angriff genommen wurde. bis zu einer völligen abrundung ist es nun freilich nicht gekommen; das volkslied bildet auch in dieser endgiltigen redaction noch den eigentlichen grundstock, während alles übrige mehr den habitus einer allgemeinen einleitung hierzu an sich trägt. da nun aber jener hauptabschnitt in keiner weise etwas zu wünschen übrig lässt, so wollen wir mit dieser ungleichheit in der behandlung des ganzen nicht allzustrenge ins gericht gehn.

Eröffnet wird das buch durch eine knappe, aber anschauliche beschreibung der geographischen verhältnisse der sprachinsel (s. 1—7).

Freilich wäre zuvörderst eine ganz genaue umgrenzung der sprachinsel sowol als auch der politischen bezirke nötig gewesen, der sich eine exacte bevölkerungsstatistik hätte anschliefsen müssen. die beigegebene karte verzeichnet wol die sprachgrenze, nicht aber, wie sich dieselbe zu den bezirksgrenzen verhält. H. sagt s. 4: 'die sprachinsel hat keine politischen grenzen. sie reicht im osten noch in die bezirkshauptmannschaften Rudolfswerth und Tschernembl hinein, sie grenzt im süden und westen im allgemeinen an Kroatien, im norden an die gerichtsbezirke Reifnitz und Seisenberg'. diese ungefähren angaben genügen nun aber nicht. Czörnig in der Zs. d. deutschen alpenvereins 1878 (nicht 1876, wie H. s. x angibt) hat auf dem beigegebenen kärtchen die bezirksgrenzen mit verzeichnet, ohne dass dadurch die darstellung an deutlichkeit eingebüfst hätte. ich will es H. zwar gerne glauben, dass diese gleichung irrtümer enthalte; aber gerade diese ungenauigkeiten hätten durch die neue karte in einer weise corrigiert werden sollen, dass das wahre verhältnis beider grenzen zu einander klar gelegt worden wäre. ferner geht H. über einen der

wichtigsten puncte, die proportion der deutschen zur slovenischen bevölkerung in den grenzorten, leider allzurasch hinweg. eine genaue statistik nach der neuesten zählung von 1890, so oder noch ausführlicher wie sie Czörnig (Die deutschen sprachinseln etc. s. 17) für 1880 aufgestellt hat, wäre höchst willkommen gewesen. nach Czörnig entfallen auf den gerichtsbezirk Gottschee 23 443, den bez. Tschernembl 1295, den bez. Möttling 756, den bez. Rudolfswerth 2725, den bez. Seisenberg 919, den bez. Reifnitz 288 deutsch redende einwohner. ob nun diese Deutschen in den aussergottscheeischen bezirken würklich Gottscheer sind oder andern landesteilen angehören, vermag ich nicht zu entscheiden, wol aber wäre eine besprechung dieser frage, etwa wie es This für Lothringen und namentlich Zimmerli für den Berner Jura getan hat, nicht überflüssig gewesen. wir wollen ja gerne zugeben, dass die abwesenheit eines grofsen bestandes der männlichen bevölkerung eine genaue zählung bedeutend erschwert; aber auch über diesen punct hätten die einzelnen familien auskunft geben können.

Der zweite abschnitt (s. 8—19) bespricht die herkunft der Gottscheer und die geschichte der sprachinsel, vorzugsweise nach den schriften Obergfölls und Wolseggers. von den abstammungstheorien wird mit recht die Goten- und Vandalenhypothese als erledigt betrachtet. die romantischen zeiten der altertumsduselei liegen glücklich in den letzten zügen und haben einer nüchternen forschung platz gemacht. auch in der dialektologie haben wir wichtigeres zu tun, als den Vandalen, Rugiern, Skiren und Quaden nachzulaufen. eingehnde vergleiche zwischen lebenden mdaa. und gründliche durchforschung der geschichtsquellen führen meist zu sichereren ergebnissen als die geistreichsten völkerwanderungshypothesen. für Gottschee fehlen nun freilich sichere überlieferungen. slovenische ortsnamen in jetzt deutschen gegenden beweisen, dass vor der ankunft der Deutschen bereits slovenische [illegible] in der Gottscheer [illegible]

scheint mir bei den grofsen übereinstimmungen im wortschatze unzweifelhaft. freilich werden wir in diesem falle weniger an eine masseneinwanderung, als an continuierliche einzelübersiedlungen zu denken haben. was endlich die bevölkerung durch Franken und Thüringer unter Karl IV betrifft, so haben wir, so weit ich die sache übersehen kann, keinen grund, sie in abrede zu stellen; denn dass sich in der Gottscheer mda. keine md. eigentümlichkeiten mehr erhalten haben, erklärt sich einfach aus dem umstand, dass sich die neuen ankömmlinge den schon vorhandenen elementen sofort assimilierten, zumal wenn sie, was sehr leicht möglich ist, auf verschiedene ortschaften verteilt wurden. übrigens hätte eine genauere untersuchung der orts- und familiennamen vielleicht manches neue licht auf diese schwierige frage geworfen. die weitere geschichte der sprachinsel, wie sie H. in knappen zügen entwirft, vermag ich bei der unzugänglichkeit der specialquellen, die übrigens wol sämtlich benützt worden sind, nicht zu controllieren.

Es folgt eine darstellung der mundart (s. 19—33). ich habe schon darauf hingewiesen, dass diese quantitativ etwas zu kurz gekommen ist; aber auch qualitativ entspricht sie nicht ganz den heutigen forderungen. vielleicht hätte H. besser getan, dieses cap. einem andern zu überlassen; denn so wie es dasteht, hat es keinen grofsen wissenschaftlichen wert. warum ist zb. nur Weinhold und nicht auch Schmeller benützt, der ja gerade für diesen fall so manches wertvolle material geboten hätte? ich habe die hauptsächlichsten erscheinungen der Gottscheer lautlehre an der hand seiner Mundarten Bayerns durchgeprüft und bin zu dem schlufs gekommen, dass das gottscheeische sich am meisten den mdaa. der untern Lechgegenden nähert. was aber durch mich als ausländer nur unvollkommen geschehen konnte, das hätte durch H. leicht eingehnder vorgenommen werden können und hätte bei ausgedehnter vergleichung des sprachschatzes wahrscheinlich zu sehr erfreulichen resultaten geführt. denn dass die mda. in einer panoptischen darstellung, wie die vorliegende sie sein will, eine quantité négligeable sei, wird doch niemand behaupten. während der vocalismus noch leidlich übersichtlich gehalten ist, herscht beim consonantismus (ca. 2 seiten umfassend) eine grofse verworrenheit. wesentliches ist weggelassen, unwesentliches über gebühr betont, zusammengehöriges auseinandergesprengt. flexion und wortbildung werden mit 21 zeilen abgetan. der wortschatz, der, wie gesagt, so manche aufklärung gebracht hätte, ist ebenfalls durchaus ungenügend behandelt. allerdings vertröstet uns H. (s. 19 anm.) auf ein umfassendes wörterbuch, an dem stud. phil. Hans Tschinkel arbeiten soll; aber inwiefern dasselbe über Schröer hinausgehn soll, wissen wir noch nicht. ich darf aber hier wol die hoffnung aussprechen, dass in dieser arbeit die übrigen bair.-östr. mdaa. in vollem umfange zum vergleiche heran-

gezogen und dem ganzen als einleitung die Gottscheer laut- und flexionslehre im system neuer dialektgrammatiken vorausgeschickt werden mögen. im einzelnen ist etwa noch folgendes zu berichtigen : die bemerkungen über die mundartenspaltungen innerhalb der sprachinsel (s. 32), sowie die aussage, dass die grammatische darstellung auf der mda. des unterlandes beruhe, hätten an den anfang, nicht an den schluss des cap. gehört. — s. 20 : in den drei beispielen für *a* < 'mhd. umlauts-*e*' (*nachtə* 'nächte', *bassrle* 'wässerchen', *pantle* 'bändchen') ist secundärer umlaut anzusetzen, genau wie in den meisten alemann. dialekten. in *epfl* 'apfel' und *heshl* 'hasel' liegt kein 'unechter', sondern regulärer, durch suffix *-il* bewürkter umlaut vor; bei ersterm vielleicht auch beeinflussung durch den plural (s. Graff I 173. IV 1060). bei *ī* fehlt die quantitätsbezeichnung. — s. 21 : *ébm* 'eben' geht nicht auf mhd. *e*, sondern auf *ë* zurück (vgl. hierzu Kauffmann Beitr. 13, 393 u. Schwäb. mda. § 69, 3[b]). — wenn in der ableitungssilbe *-ar* (ahd. *-âri*) der vocal nicht ausfällt, wie es sonst 'meist' geschieht, so ligt das eben daran, dass wir hier nicht ursprüngliches unbetontes *e*, sondern nebentoniges *æ* haben, das ja im gottscheeischen ganz regelrecht zu *ā* wird (vgl. *bār* = mhd. *wære*). — s. 23 : *a* und *ā* für mhd. *ë* ist nicht speciell kärntisch; die erscheinung findet sich auch am Mittelmain. ebenso *ā*, *ou* und *öu* < mhd. *æ* im ostlechischen, *ā* < *a* und *â* an der untern Isar; *ea* < *ê* und *œ* ist bair. überhaupt sehr häufig (s. Schmellers Mdaa. an den betr. stellen). damit soll freilich nicht gesagt sein, dass dieser lautwandel im gottscheeischen nicht aus dem kärntischen stamme. — s. 25 : unter dem abschnitt Flexionsformen u. wortbildung (diese ist übrigens erst unter dem Wortschatz s. 26 behandelt) sind die charakteristischen formen des verb. subst. mit anlaut. *h-* hervorzuheben, die, nebenbei gesagt, nicht 'allgemein' bairisch, sondern, wie auch die pluralen neubildungen auf *-r*, wiederum speciell ostlechisch sind (Schm. Mdaa. s. 357 u. 234). — s. 27 : zu den deminutiven auf *-le* vgl. noch Schm. Mdaa. s. 295. *a* für mhd. *ë* ist nicht alemannisch, sondern mittelmainisch und namentlich ostmitteldeutsch. — s. 28 : was die allerdings sehr auffälligen suffixe auf *-ke* (*shauce, lonke, Hanske, Laske*) anlangt, so möchte ich die frage aufwerfen, ob sie nicht etwa slovenischen ursprungs sein könnten; vielleicht aus abulg. *-ŭkŭ*, *-ĭkŭ*, die ja deminutive bilden, entstanden? (vgl. Miklosich Gramm. II 257, II 1). — s. 29 : charakteristisch ist die verschiebung *f* > *w* und *w* > *b*. das gottscheeische teilt sie mit den VII communi und den sog. Haudorfern im ungarischen bergland (s. Schröer WSB. 60, 182 f). ob diese verschiebung, sowie die velarisierung des *l* > *ł* nach *a*, *o*, *ə* und die wandlung des *s* > *ž* auf sloven. einfluss zurückzuführen sei, vermag ich nicht zu entscheiden; doch halt ich das für sehr wol möglich. es läge dann eine analoge erscheinung vor wie im elsäss. und baselstädt., die beide (ersteres

vollständig, letzteres nur annähernd) das alte *u* dem roman. *ü* assimilieren (vgl. Meyer-Lübke Gramm. I 67 ff).

Das 4 cap. (s. 33—46) handelt von den lebensverhältnissen, erwerbsquellen und öffentlichen zuständen. darin kommen zur sprache: der äufsere typus, der charakter, der intellect, die lebensweise, die beschäftigungen und erträgnisse, die auswanderung, das schul- und beamtenwesen ua. auch in diesen abschnitt hinein haben sich einige sprachliche und bevölkerungsstatistische bemerkungen verirrt, die besser in einem gesonderten cap. behandelt worden wären. — sehr anziehend ist die tracht und das haus geschildert (s. 46—64), wenn auch die beigegebenen zeichnungen, mit dem texte verglichen, durchaus unexact sind. so sollte der rock des mannes bis an die knie reichen, die hosen hell widergegeben sein; auch fehlt, da wir ja die winterkleidung vor uns haben, die weste. an der jacke der weiblichen figur sollten nach s. 50 keine ärmel angebracht sein, und anderseits fehlen die 'schnüre' am saum (s. s. 50 f). beim haus wäre die darstellung eines grundrisses erwünscht. sehr ausführlich ist die einrichtung des hauses beschrieben; doch hätte auch hier ein vergleich mit den bair.-östr. localitätsbezeichnungen nichts geschadet. soweit ich ihn anstellen konnte, stimmt auch hierin die Gottschee meist zum bairischen; vgl. zb. *nacar* 'erker', *trupf* 'rinne', *schtuədl* 'scheune', *âshn* 'holzstofs'.

Je mehr wir uns aber dem volksliede nähern, um so gehaltreicher und anziehender werden die schilderungen. so enthält zb. das 6 cap. über sitten und bräuche, aberglauben und mythen (s. 62—96) eine fülle des interessantesten stoffes. hier steht nun H. völlig auf eigenen füfsen. ich muss es mir leider, gerade wegen der reichhaltigkeit des materials, versagen, auf das einzelne hier einzugehn; doch sei jeder forscher in volkskunde und mythologie auf diesen schönen abschnitt aufmerksam gemacht.

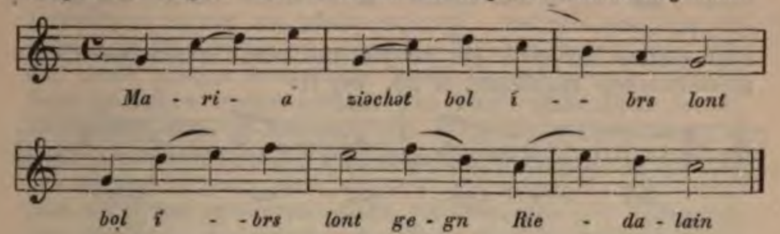
Nicht minder wertvoll sind (cap. 7) die ausführungen über die volkstümliche überlieferung in prosa: die märchen, sagen und volkserzählungen (s. 96—130). den reigen eröffnen die schlangenmärchen, die in Gottschee besonders häufig zu sein scheinen. auch hier spielt die schlangenbannende haselrute eine grofse rolle (vgl. auch Schweiz. idiotikon II 1675 f); ob aber würklich der haselwurm etymologisch direct mit dem haselstrauch zusammenhängt (vgl. noch Schöpf Tirol. id. 247 und Wuttke Volksabergl. 58 nach Alpenburg), scheint mir einigermafsen zweifelhaft. eher möchte ich die bezeichnung dieses geschuppten, glatten tieres mit den fischarten *has(s)el*, *hä/sling* zusammenstellen und beide wider von der wz. *has*, die in bair. *hässen* 'glätten', *häsig* 'glatt' (Brenner und Hartmann Baierns mdaa. 1, 365), ahd. *hasan* 'politus', *hasanōn* 'polire' (Graff IV 1047), an. *höss*, ags. *hasn* 'grau' steckt, ableiten; weiteres hierzu Bezzenberger in seinen Beitr. 16, 246. — an die märchen schliefsen sich localsagen und

Christus-Petruslegenden, eine gröfsere anzahl zt. höchst ergötzlicher schildbürgerschwänke, volksrätsel, scherzhafte antworten, wetterregeln ua. an.
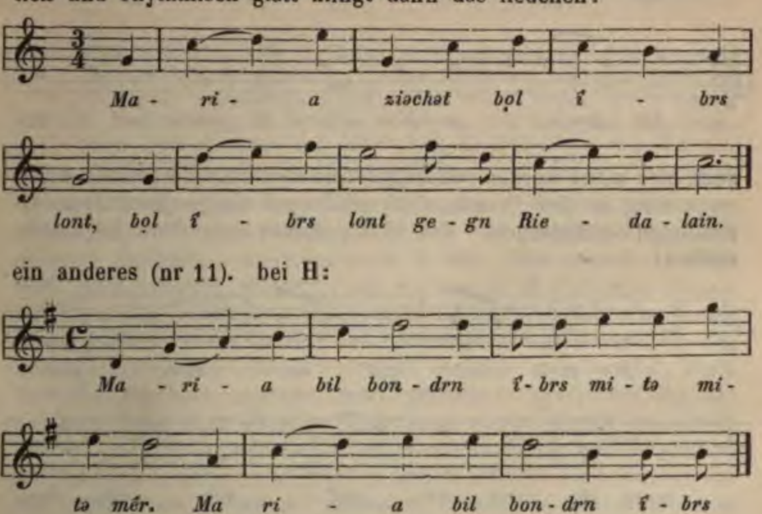
Das vorzüglichste aber — und das war von H. nicht anders zu erwarten — bietet der abschnitt über das volkslied (s. 130—167). ich muss es einem berufenern überlassen, diese abhandlung, die ein in sich abgeschlossenes ganzes bildet, in ihrem vollen umfange zu würdigen; soviel ist aber auch dem laien von vornherein ersichtlich, dass man es hier mit einem überaus schätzenswerten beitrag zur geschichte der volkstümlichen überlieferung zu tun hat. H. unterscheidet vier chronologisch sich übereinanderlagernde schichten von volksliedern : 1) althergebrachte, 2) in der sprachinsel selbst entstandene, 3) aus dem slavischen entlehnte und 4) in diesem jahrhundert aus deutschen landen eingedrungene. was bei dem gottscheeischen volkslied gleich anfangs in die augen fällt, ist die durchgehend nüchtern-ernste grundstimmung. nirgends ist eine spur von jener aufjauchzenden lust oder neckisch-sinnlichen schalkhaftigkeit der bair.-österr. volkspoesie zu finden. es mag das vielleicht mit der ganzen lebensweise dieses volksschlages zusammenhängen, die bei der langen abwesenheit der männer ein geregeltes familien- und dorfleben und infolgedessen auch einen harmlos-intimen verkehr beider geschlechter nicht aufkommen lässt. — über den stil, die typischen ausdrücke, die metrik ua. brauche ich mich hier nicht weiter zu verbreiten; H. hat all diese puncte musterhaft behandelt. nur auf die reimlosigkeit der lieder sei noch hingewiesen. H. hat hiefür (s. 158) teils die lautlichen veränderungen in der mda., teils die langsame vortragsweise verantwortlich gemacht. dabei bleibt aber m. e. das hauptmoment unbeachtet : die so häufig vorkommende widerholung der zeilen (s. 155). wir können also strenggenommen nicht von reimlosigkeit sprechen, da in den meisten fällen rührender reim vorliegt. — den schluss der schönen abhandlung bilden drei excurse : 1) die vertretung von 'niemals' im volksliede; 2) 'du bist mein, ich bin dein' und 3) blumen auf gräbern.

Und nun folgen die lieder selbst, 168 an der zahl, mit reichhaltigen anmerkungen ausgestattet (s. 185—451), ein unschätzbarer beitrag zur geschichte des volkslieds in deutschen landen. einen ganz besondern wert erhält die sammlung durch die beifügung der melodien. dass die melodie die seele des volksliedes sei, haben schon hunderte vor H. erkannt; aber wie wenige haben diese erkenntnis betätigt! möchte doch vorliegendes beispiel in allen künftigen sammlungen nachahmung finden. freilich ist hiezu einige musikalische bildung erforderlich, und die kann man nicht jedem philologen zumuten. auch H., so will mir beinahe scheinen, hätte vielleicht gut getan, die notierten melodien einem musiker von fach zur revision zu unterbreiten. ich habe

es versucht, die lieder nachzuspielen; bin aber gleich bei den ersten auf fast unüberwindliche rhythmische schwierigkeiten gestofsen. sollte würklich der Gottscheer volksgesang so aller rhythmischen regelmäfsigkeit ins gesicht schlagen, wie es H.s transscriptionen glaubhaft machen wollen? ich kann mich davon um so weniger überzeugen, als der regelmäfsige rhythmus sich durch ganz geringe correcturen herstellen lässt. einige beispiele mögen das zeigen. lied 3 ist bei H. folgendermafsen angesetzt:



versuchen wir diese melodie zu singen oder zu spielen, so werden wir unwillkürlich auf den 3/4 tact gedrängt. und wie natürlich und rhythmisch glatt klingt dann das liedchen:
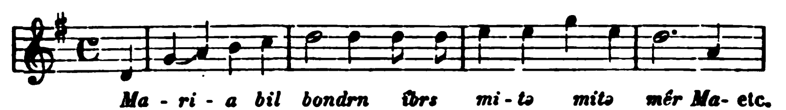


ein anderes (nr 11). bei H:
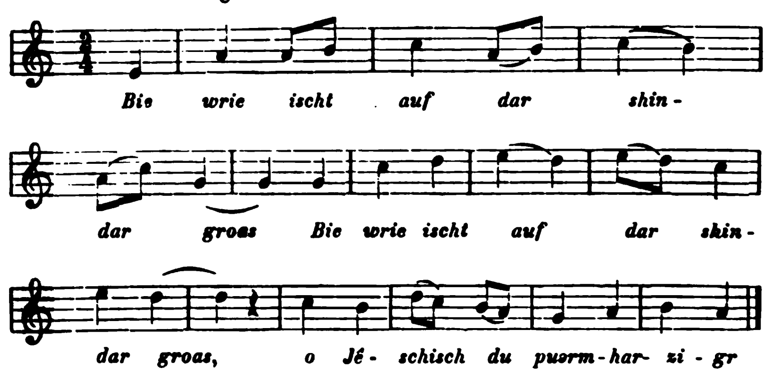
Ma - ri - a bil bon - drn ĭ - brs mi - tə mi -
tə mĕr. Ma ri - a bil bon - drn ĭ - brs
mi - tə mi - tə mĕr.

die schreiende asymmetrie und eine geradezu unmögliche accentuation (vgl. zb. *ĭbr̆s mĭ-tė mĭ|tė mĕėr, Mă-|*) lassen auch hier
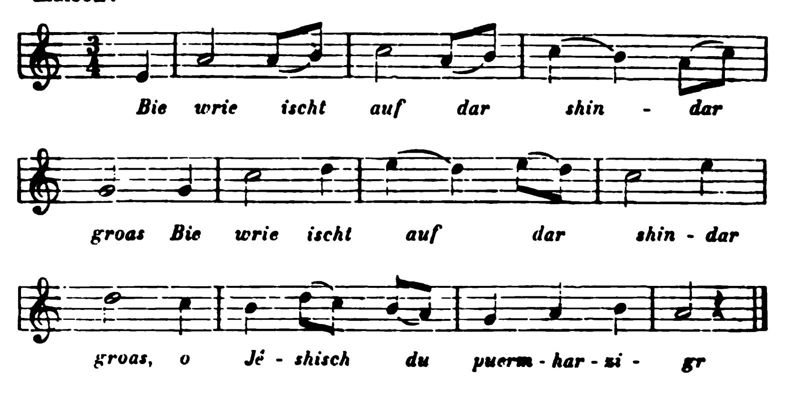
wider auf ungeschickte widergabe schliefsen. der zweite teil ist rhythmisch tadellos, warum sollte ihm der erste nicht symmetrisch gegenüberstehn? wir setzen einfach auftact an und die ganze schwierigkeit ist spielend gelöst:



zum schluss sei noch ein beispiel mit etwas einschneidendern modificationen angeführt: nr 26. bei H:



auch hier wider werden symmetrie und rhythmus hergestellt durch umsetzung in den ³/₄ tact; doch sind noch einige quantitätsmodificationen erforderlich. das lied gestaltet sich dann folgendermafsen:



diese beispiele mögen genügen. man kann nun füglich darauf gespannt sein, ob H. eine ungenauigkeit in der transscription zu-

gibt, oder ob die Gottscheer würklich in so auffallender weise den rhythmus vernachlässigen.

Hiermit wäre ich am schlusse meiner besprechung angelangt. ein rückblick mag vielleicht manchem den eindruck vorwiegenden tadels machen. es sollte mir das leid tun; denn als gesamtleistung verdient das buch entschiedenes lob. wenn ich seine schwachen seiten meist etwas nachdrücklicher betont habe, als die starken, so liegt das in der natur solcher besprechungen überhaupt, die sich eine möglichst vollständige anführung der besserungsbedürftigen puncte zur pflicht machen. das soll uns aber den genuss an dem buche als ganzem nicht verkümmern. es weht ein hauch warmer heimatsliebe durch die schilderung, die den leser überall woltuend berührt und seine sympathien für die stammesgenossen im südosten des deutschen sprachgebietes zu wecken versteht. neben dem erstarkten nationalbewustsein und der überaus segensreichen tätigkeit des deutschen schulvereins sind nicht zum mindesten solche schriften, wie die vorliegende, dazu geeignet, in engern und weitern deutschen landen für die moralische und materielle unterstützung unserer versprengten stammesbrüder propaganda zu machen.

Zürich, im mai 1895. E. Hoffmann-Krayer.

Beiträge zur ortsnamenkunde Tirols von Christian Schneller. 2 heft. herausgegeben vom zweigverein der Leo-gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, vereinsbuchhandlung, 1894. iv und 112 ss. 8°. — 2 m.

Deutsche familiennamen nach ihrer entstehung und bedeutung mit besonderer rücksichtnahme auf Zürich und die Ostschweiz von Wilhelm Tobler-Meyer. Zürich, AMüller, 1894. viii und 234 ss. 8°. — 4 m.

Das zweite heft der Schnellerschen Beiträge zur ortsnamenkunde Tirols erledigt zu beginn in glücklicher polemik mehrere einwürfe. zunächst stellt S. fest, dass roman. *cl* nicht blofs nach vocalen, sondern auch nach *n* in *dl* übergehn könne, grödn. *ondla*, *sontla* aus lat. *ungula*, mlat. *jungula*, dass somit seine erklärung von *Zendels* aus *cingulum* keinen lautlichen bedenken unterliege. dann verteidigt er sein etymon ahd. *breiti* 'latitudo', *kipreitta, capraite*, mhd. *gebreite* f. 'ager, area' für das in *Bráe*, *Bree*, *Brai*, *Bradone* enthaltene roman. *bráide* 'poderetto chiuso', mlat. *braida* 'campus vel ager suburbanus' gegen Götzingers *pratum* und endlich rechtfertigt er gegen RMüller seine auffassung des flussnamens *Trisanna*. schon im 1 heft hat S. gezeigt, dass das kurze endstück der vereinigten *Trisanna* und *Rosanna*, das heute *Sanna* heifst, noch 1551 mit dem vollen namen *Trysánna* genannt wurde, und führt nunmehr sehr ansprechend aus, dass der name *Truschana* von 1394 früher unterschiedslos von beiden wasserläufen gegolten habe und dass alle 3 formen aus der gemeinsamen differenziert seien. dazu bemerke ich, dass die form *Rosanna* wahrscheinlich durch vermeintliche synkope **d'Rosanna* <

**Trosanna* vermittelt ist, während *Sanna* wol aus einer weitern umdeutung **ro Sanna*, in der *ro*, *ru* als *riu*, *rio* = *rivus* gefasst worden war, abstrahiert wurde. — weniger erfolgreich ist die polemik gegen Stolz, welche roman. *mm* $<$ *mn* in den ortsnamen des 1 heftes, cap. 1, retten soll. zu dem hier erörterten namen *Stans*, 1337 *Stawns*, 1273 *Stauns*, 828 *Stauanes* ist zu sagen, dass derselbe allerdings deutscher genitiv eines personennamens sei, aber freilich nicht von got. *staua*, *stauins*, sondern von einer deutschen umgestaltung **Stavan* des namens *Stephan*, die sich aus *Stafanus*, *Steuan, Steuen* (Piper Libri confrat.) und den ortsnamen *Steuaneschirchun*, *Steuenesbach*, *Steuininga*, heute 'Stephanskirchen, Steffersbach, Stephling' (Förstemann Nbch. II[2]) ergibt.

Den eigentlichen körper des vorliegenden heftes bilden cap. 9 'Das wasser in namen' und 10 'Landschaft, bodengestaltung', die sich wider aus 4 bezw. 10 nach sachlichen verhältnissen angelegten unterabteilungen zusammensetzen. im ganzen sind 21 grundwörter unter dem ersten, 50 unter dem zweiten titel abgehandelt. anordnung des stoffes und erklärung der einzelnen namen befriedigt mehr als im ersten hefte. es sei mir gestattet, einige puncte, bei denen ich zu andern ergebnissen gelange als der verf., herauszugreifen.

Der name *Avelunges* c. 1260, *Aflings* 1660, heute *Afling* ist kaum roman. **aquas longas*, sondern eher genitiv eines deutschen personennamens **Avelunc*, der zur sippe ahd. *avalôn* 'arbeiten', an. *afl* n. 'kraft', als erster compositionsteil auch in *Ablebert* (Förstem. Nbch. I) gehört. — bei *Fliez* 1159, *Fliezze* 1220 verdient die alternative mhd. *vliez* stmn. 'bach', *vlieze* stf. 'fluss, strömung' — dazu auch ahd. *bifleoz* 'fretum', afries. *flêt*, an. *fljót* — den vorzug vor roman. **fiesso,* lat. *flexus* trotz der lage des gemeindegebietes von *Fliess* an einer curve des Inns. meiner ansicht nach ist *vliez* hier bezeichnung einer stromschnelle, synonym mit dem bekannten in ortsnamen häufigen mhd. swm. *der loufe*. — durchaus auf deutschem boden steht der name *Kandelwal* 1491 als composition der lehnwörter mhd. *kanel* 'rinne, gosse' mit tirol. *wâl* 'wasserrinne' (Schöpf Idiot. 796), und er ist daher keineswegs als **aquale de canale* zu construieren. deutsche composition kann auch *Plainpütz* 1310 sein, aus den lehnwörtern *plain*, worüber sogleich, und mhd. *bütze* stf. 'brunne, lache', also nicht notwendig als **planum putei*, gewis nicht als **planum de puteo* zu erklären. — ich erwähne, dass S. dem principe der romanischen composition oft nicht rechnung trägt und zb. *Plancross* durch **planum de cruce, Sacville* durch **Sacco de villa* überträgt, während doch nur die umschriften **planum crucis* oder **saccus villae* uns das bild des roman. compositums deutlich vor augen führen. — *furkel* ist gleichfalls deutsches lehnwort (Schmeller-Frommann I 756), daher die ortsnamen *hin der Furgl, in der Furkel* nicht als romanische anzusprechen. ebenso ver-

hält es sich, was allerdings S. nicht verkennt, mit *egart in Sagkh* 1500, *in dem alten Sakchen* 1436, heute *auf dem Saggen*, feld zwischen Inn und Sill, wo wir es wider mit dem lehnworte ahd. mhd. *sac* aus lat. *saccus*, nicht mit der roman. entsprechung zu tun haben. *Sakchen* erklärt S. als deutschen dat. pl., ich möchte lieber an den dat. sing. einer swm. nebenform mhd. **sacke* denken. — als appellativum entlehnt ist schliefslich auch mhd. **pleie* swfm., woher der name des dichters *der Pleier*, in Salzburg *der Plain*, sprich *Ploā*, bei S. in den ortsnamen *uf Play*, *in der Playe*, *Play-anger*, *Playenbach*, aus mlat. *plagia*, *plagium*, ital. *piággia* und *piaggióne* 'sanfter abhang eines hügels, strand'. — sehr zweifelhaft ist mir der ansatz von *grumus* und *tumulus*. *Grumme mons* kann mhd. *krumbe* stf. 'krümmung' sein, unter keinen umständen gehört der waldname *Greimald* hierher, worin man den deutschen personennamen *Grimald* (Förstem. Nbch. I 550) auf den ersten blick erkennt.

Lehnwörter aus dem germanischen ins romanische sind *crap*, *crep* 'fels, stein' und **mara* 'schutthalde'. schon bei Schade Altd. wb. und bei Alton Ladin. idiome finden sich zu roman. *crep*, das auf ahd. *clep* 'promontorium', *gaklep* 'rupes' (Graff IV 546), ags. *clif*, nhd. *klippe* zurückgeht, entsprechende angaben. S. hätte daher mit seinem latein. *crepare* wol zu hause bleiben können. — das appellativum **mara*, erweitert in wälschtirol. *maròcchi* 'felsentrümmer' und *marogna* 'schuttboden', deckt sich nicht nur in der bedeutung mit dem deutschen *die muhr*, *murbruch* 'erdfall', sondern lässt sich durch bair. *die mári* 'erdrutsch an einem bergabhange' Ober Isar (Schmeller-Frommann I 1642) als unmittelbaren verwanten erweisen und mit ihm zusammen auf die wurzel germ. *mar* 'zerstofsen', an. *merja* zurückführen. das deutsche wort gehört dann zu unserm *mürbe*, mhd. *mürwe*, *mür*, ahd. *mur(u)wi*, das romanische zu bair. *mar*, *mär* 'terilis' Voc. 1445, mhd. *mar*, *marwes*, ahd. *maro*, *marawi* 'marcidus' und geht wol genau auf dieselbe grundform zurück, wie bair. *mári*, das nach dem verhältnisse von österr. *fari* < mhd. *varwe*, ahd. *farawa* seine gestalt aus einem fem. mhd. **marwe* oder **merwe*, ahd. **marawa* oder **marawî* empfangen haben muss. es ist daher wol möglich, dass der ortsname *Marò*, kirchenlat. *in Marubio* 1214, *Marebio* 1290, ital. *Marebbe* deutsches **mar(u)wi*, **mar(e)we* enthalte. ja auch *Merivaelaune*, *Merivelaun* 1306 könnte man als compositum *meriwe* + *laune* < ahd. *lawina*, tirol. *lân* — beide gepaart in *muarn und löhnan* (Schöpf Idiot. 364) — erklären. — deutschen ursprungs dürfte auch romanisch *ganda*, mhd. *gant*, *gand* stn., tirol. *die gant* 'felsgeröll' sein, wobei ich an das part. zu *gehn*, ahd. *gân* 'ire', *gânti*, bei Notker *gânde* denke. da auch *ganda*, *gant* ein felsabsturz ist, so wird eine erklärung 'die gehende' sachlich nicht unzutreffend erscheinen. — gleichfalls ein lehnwort aus dem deutschen ist vielleicht rätorom., brescian. *musna*

'steinhaufe', churw. *muschna*, wälschtirol. *mosna*, deutschtirol. *die musenen* 'acervus lapidum', *müsel* und *stainmusn*, das eine auffallende ähnlichkeit mit dem germ. fem. **musna* in *Musnahurst*, Frek., bekundet. — romanische composita mit germ. elementen sind etwa *Costagislun* di. **costa Gisilōnis* zu *Gisilo* und *Placeleit* 1230, sicher nicht **placeletta*, vielleicht aber **platea laida* zu ital. *laido*, ahd. *leid*.

Für *Valage*, *Ualeige*, *Valeje* saec. 12, *die Vallei* bei Holzkirchen in Baiern, hat schon Wessinger mit hinweis auf die nahen verschanzungen als etymon lat. *vallum* festgestellt. das suffix, welches ihm dunkel blieb, ist mlat. *-agia* > *-atica*, und *vallagia*, das Du Cange éinmal und zwar mit der bedeutung 'sepimentum' anführt, ist daher nichts anderes als 'schanzwerk'. collectivisch sind auch die *-aticus*-ableitungen it. *carnaggio*, *villagio*, span. *vinadego*, ein femininum dieser form it. *maggiatica* (Diez Gr. II[5] 629). *Valcarnai* erklärt S. als **vallis cornariae*, collectivum zu lat. *cornus* 'der cornelkirschbaum'. ich möchte auch *Platzgornun* als **platĕa cornōnis*, roman. **plazza-cornōne* hierher stellen. — bei *Platzlfeuer*, **Platzlvair* ziehe ich die erklärung **platea lupariae*, **plaz-luvair* der andern **plaz-selvair* vor. collectiva aus tiernamen sind auch das identische span. *lobeira* 'wolfshöhle', ferner span. *porquera* 'schwarzwildlager', it. *colombaja* 'taubenschlag'. andere collectiva auf *-aria* (Diez Gr. II[5] 661) nach dem muster von pr. *fabieira* 'bohnenfeld', *robeira* 'eichenwald', it. *riviera* 'ufer', welche S. nicht erkannt oder doch nicht richtig präcisiert hat, liegen in den ortsnamen *Platz habitair*, 1310, aus **platea abietariae*, ital. *abietaja* 'tannwald', also 'tanneben', in *Vallair* = **vallaria*, deutsch etwa 'thalach', in *Valmarai* 1386 = **vallis marariae* 'muhrthal', in *Playāra* und *Aplayaira*, **plagiaria*, in *Valrair* saec. 14 synkopiert aus **val(ă)rair*, **vallis areariae* oder **vallis agrariae* zu apg. *eira* 'tenne' oder churw. *er*, *eira* 'acker', und so gewis auch in *Platzletair* 1394 als **platea letariae* vielleicht zu mlat. *lectarium*, *lecteria*, it. *lettièra*, frz. *litière* 'bettgestell, sänfte', hier etwa im sinne von 'bett', dessen verwendung toponymisch in mehrfacher weise gedacht werden kann. hierher gehören auch die *-aria*-ableitungen bei S. s. 161 *Rotunaira*, *Grafvonaira*, *Seranconaira*, welche von personennamen oder persönlichen appellativen abzuleiten sind. man vergleiche ahd. *Rotto* bei Piper Libri confrat., *Hrôdo Rot* Förstem., ahd. *grâfo* 'comes', ahd. *Anco*, Piper. man hat also für *Seranconaira* zb. einen **ser* (ital. in *messer* 'mein herr') *Ancon* vorauszusetzen. — it. *frana* 'erdbruch' glaube ich doch besser auf lat. *frăgĭum* 'bruch' und **frăgus* in *nau-frăgus* 'schiffbrüchig', *confrăgus* 'verwachsen' zurückführen zu sollen, ja die ortsnamen *Fragina*, *Fregina*, *Freines* gewähren wol geradezu die erforderlichen mittelformen. — *Riuvantz* 1288 ist nicht **rivus ab antea*, sondern besser **rio avanzo*, **rivus abanteus* zu construieren und

Garganzanus fluvius 1028, heute *Gargazon* ist *-ianus*-ableitung aus einem zu span., pg., cat. *garganta* 'gurgel', sp. *garganton* 'fresser' stimmenden worte, dessen entsprechungen mlat., churw., *gargata*, ital. *gargatta*, afrz. *gargate* 'guttur, portus, os portus' der nasalis entbehren. der **rivus garganzānus*, **rio garganzāno* bedeutet also 'gurgelbach'. die umschrift bei S. **Gorgazōn* ist völlig unberechtigt und seine deutung falsch. — verfehlt ist auch die erklärung des suffixes *-eid* als *-etto* in *Taneid*, *Taneyder*, wo vielmehr *-ētum* vorligt und das grundwort weitaus sicherer in ital., rät. *tana* 'höhle', frz. *tanière*, als mit S. in *fontana* gesucht wird. suffix *-ētum* lässt sich endlich auch für *Ualchnith* ca. 1105, später *Valcnie*, heute *Valgenein*, sowie für *Musnit* 1288, *Muschnayd* 1400 geltend machen. **Musnīt* ist collectivum zu *musna*, und *valchnīth*, für welches die deutung **vallis cannēti* örtlich nicht zutrifft — S. beschreibt den ort als anhöhe zwischen schluchten —, dürfte man vielleicht **falconētum* ansetzen und als 'ort wo falken horsten' erklären.

Mit einer arbeit über die deutschen familiennamen führt sich Tobler-Meyer in die litteratur der namenkunde ein. T. hat eine pragmatische darstellung geschrieben, und dies ist von seinem standpuncte aus, der darauf absieht den gesamten stoff in lebendiger durchbildung vor sich auszubreiten, begreiflich genug und soll nicht getadelt werden. für philologische bedürfnisse freilich hätte ein genaues verzeichnis seiner urkundlichen sammlungen aus Zürich und der Ostschweiz, das nach den kategorien der familiennamen geordnet wäre und sich möglichst gedrängte grammatische und sachliche erklärungen gestattete, vielfach genügt. doch sind die geschichtlichen bemerkungen, die T. überall einstreut, nicht ohne wert. in dem litteraturverzeichnis des verf. vermisse ich das grundlegende werk von AFPott Die personennamen (Leipzig 1853).

Nach einer einleitung bespricht T. in 4 capp. die deutschen familiennamen, welche aus alten personennamen, aus appellativen der gesellschaftlichen stellung und des gewerbes, aus verhältnissen des besitzes und der herkunft und endlich aus den charakterisierenden beinamen erwachsen sind. 3 weitere capp. beschäftigen sich mit den gelehrten latinisierungen, den judennamen und mit ein paar umdeutschungen von familiennamen romanischer abkunft. ein sorgfältiges register macht den schluss.

In der einleitung s. 10 interessiert das Züricher document v. j. 1149, in welchem den taufnamen der zeugenreihe von gleichzeitiger hand die zugehörigen beinamen übergeschrieben sind. dasselbe illustriert sehr schön die tatsache, dass die taufnamen als die eigentlich fixen und rechtlich giltigen bezeichnungen des individuums galten, neben welchen die labileren beinamen, die erst leben und stellung dem träger geschaffen, nur gebraucht wurden, um eine genauere identificierung der person zu ermöglichen. der process des festwerdens eines familiennamens, der

bei familien in hervorragender gesellschaftlicher stellung und mit stäten lebensverhältnissen jedesfalls früher eingetreten ist, wird bei T. s. 35 durch ein lehrreiches beispiel veranschaulicht. aus dem altzürcher ratsgeschlechte der *Dietel* begegnen 1177 *Rudolfus filius Dietelonis*, 1221 *Ulricus Dietiln*, 1265 *Chuonrat Dietelo*, deren deutsche entsprechungen **Ruodolf des Dieteln sun*, **Uolrich Dieteln* und **Chuonrat* (*der*) *Dietel* lauten müssen. wir sehen hier genau, wie sich die genealogische bezeichnung **des Dieteln sun* aus einer bezeichnung ad hoc im laufe einiger generationen zum würklichen familiennamen ausgestaltet hat.

Wenig zu loben ist die art, wie T. s. 47 die namen *Bosshard* und *Gugolz* als zusammensetzungen aus hypokoristischen formen mit den zu suffixen gewordenen elementen -(*h*)*art* und *-olt* erklären will und, indem er dabei auf *Sigibodo* und *Godeberaht* gelangt, noch an die möglichkeit appellativischer auswertung dieser hypothetischen monstra glaubt, während es doch klar ist, dass der eine auf mhd. **bôsehart* 'bösewicht', gebildet wie *nîthart*, der andre über *Gugetz* und *Gugentz* 1408 auf ein mhd. swm. **Gugenze* zurückgeht. — noch schlimmer ist die übertragung des bildungsprincipes *Iosenhans*, *Rüedisühli*, *Gottenkieny* mit dem genitiv eines personennamens im ersten teile auf die namen *Seidenfuss, Kumbertanz, Aierstoch, Hopfenzitz, Farrenkopf, Oggenfuss*, wonach wir es hier mit **Funs sohn des Sido* (!), **Danzo sohn des Kunimar* (!) und dgl. ungeheuerlichkeiten mehr zu tun hätten. diese namen unterscheiden sich doch nicht im geringsten von den später behandelten beinamen und beruhen jedesmal auf einem witz der zeitgenossen. T. selbst weifs doch s. 154 die *Farrenkopf* und *Oggenfuss*, zu mhd. *varre* swm. 'stier' und *ouke* swf. 'kröte', ganz richtig zu erklären. — die namen auf *-inger* sind nicht patronymisch. T. überspringt hier ein glied in der geschichtlichen entwicklung. patronymikon zu *Benno* ist mhd. **Benninc*, pl. **Benninge* und **Benningære* setzt wider eine würkliche oder wenigstens gedachte örtliche vermittlung voraus, wogegen es gar nichts ausmacht, dass der ortsname nicht **Benningen*, sondern *Benninchoven* heifst, denn **Benningære* ist nicht abhängige, sondern parallele bildung zu diesem. — gerne erlassen hätte ich T. die in dem ganzen cap. zerstreuten unzutreffenden und geschraubten übersetzungen der altgermanischen namen; denn, wenn ich schon dem jetzt vielfach beliebten extrem mich nicht anschliefse, den alten namen appellativischen wert überhaupt abzusprechen, so finde ich es doch zweifellos, dass eine übersetzung mit den mitteln unserer gegenwärtigen sprache schwer möglich ist, die den alten poetischen compositis fast niemals analoge bildungen gegenüberstellen kann und zu umschreibungen greifen muss, welche sich zu dem einfachen sinn der alten namen wie eine grelle caricatur verhalten.

Erquicklicher ist das folgende cap., in welchem weder die

alles für möglich haltenden reductionen, noch die ins bodenlose gehende übertreibung des hypokoristischen principes die lectüre stören. zu den von gewerben und gesellschaftlichen verhältnissen abgeleiteten namen möchte ich anmerken, dass die composita mit _-beck_ s. 68 keineswegs immer gleich mhd. _becke_ swm. 'bäcker' zu fassen sind, sondern teilweise zu _bach_ gehören, woraus nach got. _baurgja_, _gamainja_, _ingardja_ ein ahd. _*backeo_ > _*beccho_, mhd. _-becke_ gebildet ist; also _Schlotterbeck_ zb. 'der am Schlotterbache ansässige', vgl. Schmeller-Frommann I 202. _Schlothauer_ s. 76 ist nicht 'schlosser', sondern zu mhd. _slât_ stm. 'kamin' gleich _slâtfeger_. _Spener_ ist mit 'stecknadelmacher' schief erklärt, da wir dabei an unsere heutigen stecknadeln, österr. spennadeln, denken. der name gehört vielmehr zu einem aus lat. _spina_ entlehnten fem. _*spëne_ 'fibula' und bedeutet 'spangenmacher'. — unter den compositis mit _-schmid_ s. 78 war hervorzuheben, dass _Bachschmid_ und _Waldschmidt_ keine gewerbliche, sondern örtliche determination enthalten, und _Huobschmid_, in identischer form _huobsmit_ bei Lexer I 1391, gehört zum mhd. stm. _huof, huoves_, nicht zu _huobe_ stswf., ist also trotz den hiezu beigebrachten ausführungen nicht gleich mhd. _huobemeister_. — _Methfessel_ s. 79 ist nicht 'methfässchen', sondern nom. agent. _*vezzel_ zu _fassen_, vgl. den ausdruck _daz pier vazzen_ 'in vasa ingerere' Lexer III 35. — unter den mit _eisen_ zusammengesetzten namen s. 80 befinden sich entschieden imperativische _Streck- Schuch- Heb- Hert- Frischeisen_. _Fudeisen_ ist eine scherzhafte bezeichnung für 'penis' wie mhd. _vudeslecke_. — die namen _Jungfrowdienst_ und _Frowendienst_ enthalten nicht das abstractum, sondern das persönliche concretum mhd. _dienest_, _dienst_ stm. 'diener'. — _Tschudi_ s. 102 ist allerdings _judex_, doch nicht umdeutschung aus dem lat. worte, sondern deutsche schreibung einer roman. entsprechung, vgl. ladin. _giùdiçë_ 'richter'.

Das nächste cap. enthält einen beachtenswerten excurs über den modernen gebrauch der präposition _von_ bei adelichen namen. mit recht sagt T., dass die präposition _von_ eigentlich kein angemessener ausdruck der adelsqualität und dass ihre verbindung mit namen, die nicht topische sind, grammatisch ein unding sei. — aber mangel grammatischer festigkeit verrät sich doch auch bei ihm selbst, wenn er s. 114 den ortsnamen _Ebersberg_ als 'berg des Ebaro' erklärt, da er sonst wissen müste, dass es unmöglich ist von dem ahd. swm. _*ebaro_ einen genitiv _ebers_ abzuleiten.

Es folgen die charakterisierenden beinamen. auch hierzu einige anmerkungen. _Demuth_ s. 150 hat mit _thiud-_ nichts zu schaffen, sondern ist gleich mhd. _dèmuot_ adj. 'demüthig, herablassend, bescheiden'. — s. 153 behauptet T., dass die mit einer präposition construierten beinamen, zb. _mit dem Dûmen_, später, hier also zu _Daumen_, vereinfacht worden wären. aber diese

formen kommen alle gleichzeitig vor: so *Meginhard Miterphait*, *Chŏnradus Mitembart*, *Fridric Mittemmvnde* und daneben *Heinric Dŏme*, lis **doume* (Quellen u. erörterungen z. bayer. u. deutsch. gesch. I), auch noch heute *Mittenzwey* (Wien) = **mit dem zwî*, und es liegt daher gar kein grund vor, in diese lediglich facultativen gestaltungen eine geschichtliche folge hineinzukünsteln.

Auch unter den sg. satznamen s. 173 war eine reinliche scheidung am platze. es gibt imperativische namen und der form nach ganz anders gebaute, aus sprichwörtern, devisen, ausrufen, beteuerungen wie *Josammergot* = **jô sam mer got* (*helfe*) oder *Wieswell* = **wie ez welle*, die auf jene personen, die sich derselben oft bedienten, als namen übertragen sind, und es war zu untersuchen, inwieweit die imperativischen, aus verbum und object oder verbum und adverb bestehnden namen dem jeweiligen träger von der cameraderie, in der er lebte, beigelegt sind, um seine person, tätigkeit oder eigenschaften zu charakterisieren und inwieweit sie ihm beigelegt sind, um eine phrase, die er selbst gebrauchte, für seine person zu setzen. denn bei namen wie *Grdtwol*, *Lebsanfft*, *Ldtwesen* oder *Achtsnit* (Wien) ist keine sicherheit, dass sie gleich unsern taufnamen *Fürchtegott* oder *Lebrecht* einen wunsch, mahnung oder gruſs enthalten, der von der cameraderie an den träger gerichtet ist, da sie ebensogut sprichwörter sein können, deren sich der träger selbst mit vorliebe bediente. T. mischt auch völlig abliegendes hier ein. *Ratgeb* s. 175 kann gar nicht imperativ sein, sondern nur compos. mhd. *rdtgebe* swm. und ebenso *Standfuss*, *Thürkauf*, *Hornblass* und *Tüfelbys* composita mhd. **standfuoz*, **tiurkoufe* nach *vürkoufe*, **hornblâse* gleich dem entsprechenden swf. bei Lexer, **tiuvelbîze* wie *steinbîze*. und so wenig wie *Liutwin Ablaz* (Quell. u. erört. I) ist *Jaquinod Abegang* bei T. s. 176 ein imperativischer name.

Im ganzen ist klar, dass T. die culturhistorische seite seines stoffes besser beherscht als die philologische. gerne werden wir sein buch als eine reichhaltige quelle zur namenkunde anerkennen; aber allerdings, wäre es würklich vorzugsweise quelle, die unsern namenschatz aus Zürich und der Ostschweiz bereicherte, und hätte T. nicht lange verzeichnisse von namenformen aus andern werken, von zum teil sehr fragwürdigem werte, eingefügt und hätte er nicht die oft unreifen ansichten anderer gläubig zu seinen eignen gemacht, so wären wir wol in der lage, sein werk von dieser stelle aus mit noch wärmeren worten zu begleiten.

Wien, 30 juni 1895. THEODOR VON GRIENBERGER.

Beiträge zur deutschen altertumskunde von GEORG HOLZ. 1 heft: Über die germanische völkertafel des Ptolemäus. mit einer tabelle. Halle a. S., MNiemeyer, 1894. 78 ss. 8°. — 2 m.

Der verf. hat sich die aufgabe gestellt, die quellen der Γερμανίας μεγάλης θέσις des Ptolemäus nachzuweisen, sah sich

aber dabei selbstverständlich genötigt, in zahlreiche nebenfragen einzugehn. so beginnt er beispielsweise seine arbeit mit der untersuchung der art und weise, wie Ptolemäus auf einem gebiete, auf dem er besser controlierbar ist, gearbeitet hat, und findet dabei gewisse typische fehler, deren erkenntnis uns auch bei der beurteilung seiner karte von Germanien zu statten kommen kann. das ist gewis ein methodisches verfahren, das uns von dem weitern verlauf der abhandlung das beste hoffen lässt.

Wenn gleichwol die ergebnisse, zu denen H. gelangt, zumeist nicht befriedigen, so liegt einer der gründe hierfür nach meinem ermessen schon in der unzulänglichen sprachlichen kritik des vorliegenden namenmaterials. so behauptet H., der name *Οὐισβούργιοι* sei in der form, in der er überliefert ist, kein volks- sondern ein ortsname, aber auch als ortsname gefasst, könne er kaum für richtig gehalten werden (wegen des mangelnden themavocals). dass aber dieses bedenken nicht gewichtig ist, hab ich schon Beitr. 17, 133 gezeigt; und dass *Οὐισβούργιοι* in dieser form ein ortsname sei, ist schon gar eine befremdende und ebenso unrichtige behauptung, wie wenn man sagte, ahd. *elilenti* sei name einer landschaft oder ags. *ánwintre* name einer jahreszeit. meine erklärung von *Οὐισβούργιοι* (mit der sich auseinanderzusetzen H. verpflichtet gewesen wäre) aus einer bahuvrihi-bildung, germ. *wesu- wisu-burgjaz* 'in guten burgen wohnend' oder 'gute burgen besitzend', ist auch andern einleuchtend erschienen : s. Streitberg Idg. forsch. 4, 365. und sie findet, was ich früher noch übersehen hatte, aus Ptolemäus selbst ihre bestätigung. bei dem mangel fester begrenzung der begriffe Dacien, Sarmatien und Germanien gerade im heutigen Oberungarn konnte es leicht geschehen, dass ein grenzvolk in zweien von diesen ländern aufgeführt wurde. so begegnen uns bei Ptol. *Ἄναρτοι* in der nordwestlichen ecke Daciens und *Ἀναρτοφράκτοι* di. *Anarti fracti* in Sarmatien. ebenso sind die *Οὐισβούργιοι* in Germanien ganz dasselbe volk wie die hart über der sarmatischen grenze neben sie gestellten *Βουργίωνες* di. got. *baurgjans* 'burgbewohner', und beide namen verhalten sich zu einander wie *Langobardi* zu dem einfachen *n*-stamme, der in *Bardengowe, Bardonwic* vorliegt und in ags. *Heaðubeardan* im Beowulf eine secundäre zusammensetzung eingegangen ist.

Als örtlichkeitsbezeichnung fasst H. ferner auch *Βαινοχαῖμαι*, *Βαῖμοι* und *Τευριοχαῖμαι* bei Ptol. auf, ja erstere beiden formen sind ihm geradezu aus misverstandenem *Boihaemi nomen* des Tacitus entsprungen. man traut würklich seinen augen nicht. als ob es nicht noch einen ahd. volksnamen *Béheima* für die Tschechen gäbe! dem ja auch unser landesname *Böhmen*, gebildet wie *Thüringen*, *Sachsen*, *Franken*, entsprungen ist, ebenso wie er sich im familiennamen *Behaim*, *Böhm* bis heute erhalten hat. es kann auch nicht der geringste zweifel darüber bestehn, dass

Beheima usw. die unmittelbare fortsetzung jenes volksnamens ist, den uns Ptol. überliefert. dass ihm selbst wider ein landesname vorausliegt, tut nichts zur sache; denn jedesfalls ist er gut germanisch. dass griech. *Βαῖμοι* auf lat. *Baehaemi* zurückweist und nicht auf *Boihaemi* (*nomen*), kommt natürlich auch in betracht.

Argen mangel an eigenem urteil auf sprachlichem gebiete zeigt es auch, wenn H. die gleichungen von Hirt Beitr. 18, 511 ff auf treu und glauben hinnimmt und durch unbedenkliche gleichstellung von *Germani* mit *Γερμάνιοι* bei Herodot, die übrigens Hirt schon erwägt, diesen noch übertrumpft. bekanntlich sind aber diese *Γερμάνιοι* dieselben, die sonst *Carmanii*, *Carmani*, *Καρμάνιοι*, deren land *Καρμανία* und deren stadt *Carmana*, *Καρμάνη*, j. *Kerman* genannt werden. kein wunder, wenn vor solcher kritiklosigkeit auch die unüberlegten einfälle Seelmanns zustimmung finden. so wird s. 29 allen ernstes gesagt, dass statt *Φουνδούσιοι* möglicherweise mit dem cod. Vat. 191 *Φουνούσιοι* zu lesen sei und dieser name mit *Fünen* zusammengehöre. wie sich H. mit den ältern und echten formen des inselnamens, aisl. *Fión* und latinisiert *Fionia*, auseinandersetzt, bedarf wol einer anfrage. Seelmanns gleichstellung des *mons Saevo* mit *Seeland* hat doch schwerlich den beifall ernsthafter forscher gefunden. es ist deshalb wenig am platze, wenn H. s. 73, indem er sie verwirft, zu einer 'früher geläufigen ansicht' zurückzukehren sich den anschein gibt. dass der name *mons Saevo* auf Norwegen zu beziehen ist, daran hat, ohne sich um Seelmann zu kümmern, Kossinna in der Westd. Zs. 10, 110 mit aller entschiedenheit festgehalten.

Dies scheint H. entgangen zu sein. überhaupt ist es einer der gewichtigsten vorwürfe, die man gegen ihn erheben muss, dass er bereits gewonnene sichere ergebnisse oder beachtenswerte vermutungen anderer vornehm übersieht. es wäre freilich viel verlangt, wenn man von dem, der auf dem gebiete der germanischen stammesgeschichte weiterarbeitet, fordern wollte, dass er die ganze darauf bezug habende vielfach dilettantische litteratur gelesen und im gedächtnisse behalten habe. allein das was die fachwissenschaftlichen zeitschriften in den letzten jahren gebracht haben, sollte er mindestens kennen. H. list aber noch (s. 50): *inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, ulteriora Boi, Gallica utraque gens tenuere*, da doch Möller Zs. 38, 22 ff. für jedermann überzeugend nachgewiesen hat, dass vor *Helvetii* '*citeriora*' zu ergänzen ist. ebenso hat Kossinna Anz. XVI 48 auf das richtige *fines Cimbrorum* statt des von Müllenhoff conjicierten *Scythicam plagam* auf dem Monumentum Ancyranum hingewiesen, an dem gleichwol H. s. 23 festhält. meine arbeiten Beitr. 17 hat er sichtbarlich gelesen, übersieht aber beispielsweise meine, wie mir scheint, unabweisbare erklärung der falschen ordnung von *Τευριοχαῖμαι*, *Σούδητα ὄρη*, *Οὐαριστοί*, *Γαβρήτα*

ὕλη, *Μαρκομανοί*, *Σουδινοί* bei Ptol. aus umgekehrter aufzählung der letzten vier namen, ohne doch selbst im stande zu sein, die verwirrung in anderer art befriedigend zu lösen. obwol Beitr. 17, 120 gezeigt wurde, dass am flusse Chamb die Varisten wohnten, bringt H. ohne ein sterbenswörtchen gegen das dort vorgebrachte zu erwidern, die *Κάμποι* mit den namen der selbst wider nach dem flusse *Chamb* benannten orte *Cham* und *Chambe* in zusammenhang. ebenso würdigt er meine erklärung von *Ῥου(γ)ίκλειοι* als deminutivbildung aus dem einfachen volksnamen nicht eines wortes der entgegnung, fasst vielmehr den namen als verderbnis aus *Rugii Lemovii*![1]

Wenn H. mir gegenüber den grundsatz aufstellt: 'nicht die etymologische bedeutung eines volksnamens zu ergründen ist aufgabe der altertumskunde, sondern die politische!', so hängt dies leicht mit seiner eigenen schwäche auf sprachlichem gebiete zusammen. ist er aber nicht selbst genötigt, da und dort ergebnisse der sprachlichen analyse der namen stillschweigend anzuerkennen? zb. wenn er die **Τευτο-ναρ(ι)οι* als einen stamm in Norddeutschland gelten lässt. und sollte aus der etymologischen untersuchung der namen die culturgeschichte, die doch auch zur altertumskunde gehört, keinen nutzen ziehen können? auf jeden fall kann es die sprachgeschichte, und das würde schliefslich auch die mühe lohnen. damit will ich nicht etwa für die

[1] der sinn des namens *Ῥουγίκλειοι* ist durch das Beitr. 17, 184 vorgebrachte freilich noch nicht aufgeklärt, aber für die beurteilung seiner form ist dies mehr oder weniger belanglos. das nach meinem dafürhalten hier vorliegende suffix ist besonders in tiernamen productiv. vielleicht ist deshalb an, wenngleich nicht unmittelbare, beziehung zu ir. *rucht* 'schwein' und griech. *ὀ-ρύσσω* 'grabe', lat. *cor-rûgus* 'canal, stollen' — idg. wz. *rŭ̄gh* — zu denken. auch solche zu aind. *ṛçya* 'bock einer antilopenart' käme in betracht. aisl. *Rygir* gen. *Roga*(*-land*) lässt sich mit *Ῥογοί Rugi Rugus* (wie es später allgemein heifst) und ags. *Rugum* im Widsið 69, wie mir jetzt scheint, am ehesten durch ansatz eines *u*-stammes *Rugu-* vereinigen; *Holmrycum* Wids. 21 aber möchte ich eher als in *Holmrygum* in *-rycgum* herstellen und mit *Rugii* bei Tacitus zusammen als *jo*-ableitung mit deminutivem charakter wie in aisl. *fyl* auffassen, also als parallelbildung zu *Ῥουγίκλειοι*. zu vgl. ist noch der doch wol keltische name eines stammes in Raetien *Rugusci* bei Plinius HN. III 137 nach einer tropaeuminschrift, *Ῥιγοῦσκαι* bei Ptol. II 12, 2. das suffix stellt sich hier dem in *Cherusci, Teurisci, Scordisci* — gleichfalls tiernamen: s. Beitr. 17, 59 ff. Zs. 39, 35 — an die seite. *Ῥιγοῦσκαι* bei Ptol. statt *Ῥυγοῦσκαι* erklärt sich aus spätgriechischer aussprache des *υ* in dieser stellung = *ι*; vgl. *Σιατουτάνδα* aus lat. (*ad*) *sua tutanda*. über die verbreitung von tiernamen als völkernamen im allgemeinen s. Zs. 39, 20 ff. *jo*-suffix mit deminutivbildendem werte, wie ich es bei *Rugii* und *Τευρισ*(*-χαῖμαι*) voraussetze, liegt wol auch vor in *ranii* (auch *rannii, raunii* geschrieben; vgl. *Grannii* statt richtigem *Granii* ebenda), name eines der skadinavischen völker bei Jordanes c. 3, nach den *Arochi* (di. *Arothi Hǫrdar*) genannt. ähnlich wie *Rugii* zu *Rygir* verhalten sie sich zu den *Hronas* des Widsið 63 (*mid Hronum and mid Deanum and mid Heaðoreamum*), deren name, durch ags. *hron, hran* 'a whale' — vgl. aisl. *hrani* 'a blusterer' — verständlich wird. jedesfalls kann *Ranii* trotz Müllenhoff DA. II 66 mit *Þrǽndir* nichts zu schaffen haben.

Beitr. 17 aufgestellten etymologien in ihrer gesamtheit eine lanze einlegen, von denen ich selbst manche durch neue ersetzt habe und andere noch fallen werden. auch H.s methodischer grundsatz, dass ein name immer ein volk bedeute, lässt sich durch sicheres material leicht widerlegen. treten doch die Ostgoten zb. in geschichte und sage unter den verschiedenen namen *Grautungi*, *Greutungi*, *Grutungi*, *Ostrogothae*, *Eástgotan*, *Goti*, *Gotar*, *Gotan*, *Hreiðgotar*, *Reiðgotar*, *Hrǽðas*,, *Hrēðas*, *Mergothi*, *Mǽringas*, *Mǽringar*, *Meranare*, *Valameriaci*, *Amelunge* auf; vgl. Heinzel Ostg. heldens. (WSB. 119) 9 ff. auch sichere spott- und scheltnamen (deren bestehn H. leugnet) wie *Quadi*, *Wóingas* lassen sich nachweisen.

Was die frage nach der herkunft der Teutonen betrifft, so sträubt sich H. gegen die annahme der zugehörigkeit zu den Helvetiern, muss aber zugeben, dass Posidonius sie zu diesen rechnete. ihm stellt er den angeblich besser unterrichteten Cäsar entgegen. dass indes Posidonius so 'durchaus ungenügend orientiert' war, ist erst zu beweisen. weifs anderseits Cäsar, der bekanntlich kein gallisch verstand, überhaupt etwas von der vorgeschichte der Helvetier? dass sie einmal bis zur Hercynia reichten, erfahren wir doch erst aus Tacitus. dass *Toutoni* des Miltenberger grenzsteines und *Teutoni* völlig gleichwertig ist, braucht nicht neuerdings gezeigt zu werden. wer die *Teutoni* für Germanen hält, könnte also doch nicht leugnen, dass es auch einen ganz gleichbenannten keltischen stamm gegeben hat. und wie sonderbar: gerade auf althelvetischem boden, gerade dort, wo nach Posidonius — den wir trotz H. noch immer für w e i t a u s den besten gewährsmann über die Kimbernkriege halten — die Teutonen gesessen haben müssen. und doch setzt sich H. über den Miltenberger grenzstein ohne weiteres hinweg. warum? freilich wird noch auf eine vermutung über die *Teutoni* in einer folgenden anmerkung verwiesen. wer aber dort die lösung des rätsels erwartet, wird schmählich entteuscht: dort wird der übrigens auch nicht mehr neue vorschlag gemacht, bei Ptol. *Τούρωνοι* in *Τούτωνοι* zu ändern, womit ja die *Toutoni* selbst beileibe nicht aus der welt geschafft wären. was übrigens die *Τούρωνοι* anbelangt, so halte ich es nach wie vor für das allereinfachste, sie mit den *Thuringi* zusammenzubringen, eine ansicht, die H. widerum nicht einmal der erwähnung wert erachtet. dem inschriftlichen *Toutoni* würde in einer litterarischen lat. quelle höchst wahrscheinlich *Tautoni* und danach im griechischen *Ταύτωνοι* entsprechen.

Auffallend ist der nachdruck, mit welchem H. s. 78 die ansicht vertritt, dass die ostgrenze des regnum Vannianum der Marus gewesen sei, der Cusus also weiter im westen gesucht werden müsse. aber wenn er sich dabei auf Mommsen beruft, so ist das nicht ohne weiteres eine empfehlung dieser ansicht, da sich Mommsen in germanischen dingen nicht immer als besonders

gründlich erwiesen hat. ob man einen standpunct 'mit aller schärfe' vertritt oder nicht, ist schliefslich gleichgiltig, wenn man es nur mit guten gründen tut. und von solchen hätten wir hier nur zu gern erfahren. dass in späterer zeit die Quaden bis zur Gran, ja vielleicht sogar über diese hinaus reichten, geht deutlich aus dem bekannten *Τὰ ἐν Κουάδοις πρὸς τῷ Γρανούᾳ* des kaisers Marcus Antoninus hervor, ferner daraus, dass Brigetio und Aquincum als ausgangspuncte römischer unternehmungen gegen die Quaden eine rolle spielen: vgl. Ammian XXIX 6; XVII 12. mit dem Marus als dauernder ostgrenze der Quaden kommen wir also nicht aus, und wenn schon eine verschiebung stattgefunden hat, warum soll diese nicht mit der ansiedlung der scharen des Maroboduus und Catualda in zusammenhang stehn? wären diese bei den Quaden selbst angesiedelt worden, so hätte das Tacitus doch wol gesagt und nicht eine geographische bestimmung für ihre sitze angegeben. wenn nun bei Ptol. die *Βαῖμοι* durch die *Λοῦνα ὕλη*, di. die in unmittelbarer nähe der Marchmündung an die Donau heranreichenden kleinen Karpaten von den *Κούαδοι* getrennt sind, so entsprechen sie ihren sitzen nach den *barbari comitatus* des Maroboduus und Catualda, wenn diese ostwärts von der March angesiedelt wurden. und ihr name *Βαῖμοι* aus lat. *Baehaemi*, germ. *Baihaimōz* di. 'leute aus Böhmen', bestätigt es schlagend, dass hier würklich diese gemeint sind. auch darauf mag nochmals hingewiesen werden, dass die *Κύτνοι* des Ptol. offenbar ursprünglich an ihre stammesgenossen, die *Cotini* im oberen Grantal, sich anschliefsend, die nordungarische tiefebene über der Donau bewohnt hatten. infolge ihres übertrittes aufs rechte Donauufer waren dort landstriche herrenlos geworden, und um so wahrscheinlicher ist es, dass dort gerade die ansiedlung der geleitscharen des Maroboduus und Catualda erfolgte.

Dies sind vielleicht alles mit rücksicht auf das ziel der H.schen untersuchung nebendinge. doch auch in der hauptsache ist ihm die beweisführung nicht gelungen. die mühe, die er sich gegeben hat, nachzuweisen, dass Ptol. die Germania des Tacitus benützt habe, scheint mir nur insofern nicht ganz verloren zu sein, als man jetzt noch sicherer als zuvor wird annehmen können, dass dies n i c h t der fall war. dass westliche Germanenstämme, die in den kämpfen mit den Römern hervorragende rollen gespielt hatten, in der einen wie in der andern quelle genannt werden, ist auch ohne deren abhängigkeit von einander von vornherein wahrscheinlich. irgendeine augenfällige besondere übereinstimmung zwischen beiden kann ich aber nicht sehen. H. erblickt eine solche in der aufstellung der stämme im nordwesten Deutschlands, die bei Ptol. auf Tacitus Germ. 33 u. 34 zurückgehn soll, wo von der besetzung des Bructernlandes durch die Chamaven und Angrivarier erzählt wird und als deren nachbarn *a fronte* die Friesen, *a tergo* die Dulgubnier und Chasuarier *aliaeque gentes*

haud perinde memoratae angegeben werden. aber wenn bei Ptol. die Bructern unmittelbar an die Friesen grenzen, so kann dies doch unmöglich aus cap. 33 f. der Germania herausgelesen sein, da dort nichts dergleichen steht. dass bei Ptol. die Chamaven zwischen Bructern und Friesen fehlen, scheint mir daraus erklärlich, dass sie Ptol. aus einer andern quelle bereits anderswo eingetragen hatte und sie daher hier strich, um sie nicht zweimal zu bringen. ähnlich müssen wir uns ja das verfahren des Ptol. überhaupt in solchen fällen denken, wo sich zwei ihm zur verfügung stehnde namenreihen in einzelnen gliedern deckten: unter verschiedenen namen setzt er dagegen dieselben stämme unbedenklich widerholt auf seine karte. dass die im süden der *Βρούκτεροι* aufgestellten *Χαῖμαι* die Chamaven unter verderbtem namen sind, scheint mir jetzt nicht mehr besonders wahrscheinlich und die erklärung des namens *Χαῖμαι* aus einer germ. entsprechung **haimaz* zu kelt. *koimos* vorzuziehen: s. Zs. 39, 50. man halte dazu den nachweis eines germ. **haimaz* durch Koegel Idg. Forsch. 4, 312 ff., das sich mit jenem kelt. worte leicht vereinigen liefse, wenn man eine bedeutungsentwicklung 'licht, klar — hübsch, lieblich, teuer, lieb' für möglich hält. germanische namen wie *Haimolindis* usw. wage ich ohne bedenken keltischen wie abr. *Cum-car* (aus **Koimo-karos*) an die seite zu stellen. wären aber die *Χαῖμαι* auch würklich die Chamaven, so stehn sie doch immer noch nicht wie die Chamaven bei Tacitus in unmittelbarer nachbarschaft der Friesen, aber auch nicht in jener der Chasuarier (was übrigens beides als mit den tatsächlichen verhältnissen im einklang nicht eben aus Tacitus genommen sein müste), denn von diesen sind sie bei Ptol. durch die *Σούηβοι Ἀγγειλοί* geschieden. allerdings sind diese aus einer andern quelle hieher gesetzt. aber es ist doch wahrscheinlicher, dass zu einer solchen einschaltung eine fuge zwischen zwei verschiedenen eintragungen benützt worden ist, zumal, wie aus den gradangaben für das nordende der Abnoba ersichtlich ist, an dessen seite die *Κασουάρ(ι)οι* stehn, diese noch weiter von den *Χαῖμαι* abgerückt sind, als es durch einen zwischen beide eingesetzten namen allein nötig wäre. endlich stellt Ptol. die *Δουλγούμνιοι* nicht südlich von den *Ἀγγριουάριοι*, wie H. meint; denn es heifst bei ihm: *μεταξὺ . . . . Καυχῶν δὲ τῶν μειζόνων καὶ τῶν Σουήβων Ἀγγριουάριοι· εἶτα Λακκοβάρδοι· ἐφ' οὓς Δουλγούμνιοι.* höchstens liefse sich diese stelle so deuten, dass die letztgenannten u n t e r b e i d e n vorerwähnten stämmen anzusetzen sind. allein wer es unternimmt, nach Ptol. würklich eine karte herzustellen, wird die erfahrung machen, dass die namen *Ἀγγριουάριοι* und *Λακκοβάρδοι* auf dem gegebenen raume nebeneinander gar nicht platz haben, somit u n t e r einander gehören.

Dass die *Osi Buri* des Tacitus in den *Οὐισβούργιοι* des Ptol., das Land *Boihaemum* in dessen *Βαιναχαῖμαι* und *Βαῖμοι*

widerkehren, wird kein mensch sich einreden lassen. am ehesten schiene es möglich, dass Ptol. die Ἐλουητίων ἔρημος aus der angabe des Tacitus Germ. 28: *inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes ⟨citeriora⟩ Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens tenuere* heraus construiert habe. warum aber dann nicht auch eine Βοιῶν ἔρημος weiter ostwärts? dieser eine fall entscheidet umsoweniger für Tacitus als vorlage, als dieser gewis nicht der alleinige und erste vertreter der ansicht von der ursprünglichen ausdehnung der Helvetier war. anderseits beachte man die tiefe kluft zwischen beiden in anderer beziehung. sind doch zwanzig namen, die Tac. im völkerschaftlichen teil der Germania bringt, bei Ptol. gar nicht zu finden oder in wesentlich anderer gestalt. und auch wo die namen sich decken, sind angaben des Tacitus über sitze und ausdehnung der betreffenden stämme Ptol. sichtbarlich unbekannt.

Auch sonst ist H. mit der annahme von beziehungen des Ptol. zu bestimmten quellen viel zu leicht fertig. beispielsweise soll Σιδεινοί auf einen gleichen namen bei Strabo, nachmals zu Σιβινοί verderbt, zurückgehn und aufs geratewol in die karte eingesetzt sein. es ist aber doch wunderbar, dass sie dann zufällig mit Φαροδεινοί, also einem namen ganz gleicher bildung, zusammengeraten wären. die gleichheit der suffixe zeigt hier, dass es sich würklich um namen von nachbarvölkern handelt. der einwand, dass die Römer von der gegend, in der sie stehn, nichts gewust hätten, ist abzuweisen, denn was die Römer gewust haben, lässt sich nicht a priori sagen, sondern kann erst aus dem materiale erschlossen werden. wenn daher H. wegen dieses angeblichen nichtwissens erklärt, die Οὐιαδούας sei 'sicher mit der Oder identisch' — die bemerkung ebendort s. 31, dass der name *Viadua* bei Ptol. zum ersten male genannt werde, hätte nur berechtigung, wenn der name sonst noch irgendwo vorkäme —, so ist dieser grund hier ebenso hinfällig. mit demselben rechte dürfte man die flüsse Χρόνος, Ῥούδων, Τούρουντος, Χέσυνος alle für die Weichsel erklären. über den stand des geographischen interesses und wissens in höhern gesellschaftlichen schichten der Germanen, an ihren königshöfen zb., sollte man sich überhaupt nicht zu geringe vorstellungen machen; und aus solchen quellen konnten die Römer auch dort schöpfen, wohin sie nie selbst einen fufs gesetzt hatten.

Auch dass die beiden westlichen völkerreihen von den namen Τέγκτροι und Κασουάρ(ι)οι an nur süddeutsche stämme enthalten und einer jungen quelle über diese gegenden entstammen, scheint mir durch nichts bewiesen oder auch nur einigermafsen wahrscheinlich gemacht zu sein. ebensowenig ist die datierung der quelle glaubhaft, aus der die Βρούκτεροι bei Ptol. geflossen sind. H. sucht s. 8 nachzuweisen, dass diese erst seit 69 n. Chr. bis zum Rhein reichten; da dies aber bei Ptol. der fall sei, müsse

er hier eine quelle widergeben, die jünger sei als das jahr 69. als ob die aufzählung der *Βρούκτεροι* unter den Rheinvölkern bei Ptol. etwas anderes bedeutete, als dass auf seiner karte zwischen ihnen und dem Rhein kein anderer name eingetragen war! deshalb konnten sie vom ufer des stromes immerhin durch eine strecke unbewohnten landes geschieden sein. sind denn die angaben des Ptol. anderswo genau und vollständig genug, um solche details aus ihnen herauslesen zu können?

Dagegen ist die übereinstimmung der namen *Κίμβροι* und *Χάρουδες* bei Ptol. mit *Cimbri* und *Charydes* in den Res gestae Augusti so auffallend, dass wir hier in der tat gerne mit H. eine starke beeinflussung des Ptol. durch eine quelle voraussetzen werden, welche die ergebnisse der flottenfahrt v. j. 5 n. Chr. mitteilte. stammen aber aus dieser die *Φαροδεινοί*, so können ihr ebensogut die *Σιδεινοί*, ja sogar die *Ῥουγίκλειοι* entnommen sein. dass der *Χάλουσος* und die *Χάλοι* zusammengehören, wie H. s. 29 annimmt, womit er auf die ursprüngliche, in DA II aufgegebene ansicht Müllenhoffs zurückgreift, halte ich jetzt in der tat für richtig. wenn man von den Sachsen erkundete, dass sie von der Elbe bis zum *Χάλουσος*-flusse wohnten, so stand es ohne weitere angaben über diesen frei, ihn als west- oder nordgrenze zu betrachten. er ist dann am ehesten der bedeutendste fluss, aufser der Elbe, bis zu dem die Sachsen sicher reichten, die Eider. nördlich von dieser habe ich schon Beitr. 17, 203 aus andern gründen die *Χάλοι* angesetzt, die ich dort mit den Angeln gleichstellte, wozu man ja bei solcher lage ihrer stammsitze fast genötigt ist. Koegel G. d. d. litt. I 156 verbindet mit dem *Χάλουσος* auch die *Hælsingas* des Widsið, die als seine anwohner so benannt seien. in der tat liegt es nahe, die *Hælsingas* mit ihm zusammenzubringen. auch der einheit der *Hælsingas* (*Χάλοι*) und der Angeln widerspricht nicht die art, wie ihrer im Widsið erwähnung geschieht, wo es 22 f heifst : *Witta weold Swǽfum, Wada Hælsingum, Meaca Myrgingum, Mearchealf Hundingum.* die *Swǽfe* sind hier wol jener kleine mit den Angeln gegen die *Myrgingas* di. Sachsen (Beitr. 17, 194) verbündete stamm im norden der untern Eider, deren namen dort der ort *Schwabstedt* forterhält : s. Seelmann Nd. jahrb. 12, 57; Koegel aao. 160. die *Hælsingas*, wenn sie Angeln sind, passen sehr gut in ihre und der Sachsen umgebung, und es steht dem nicht im wege, dass aufserdem v. 35 Offa als könig der *Ongle* angeführt wird, denn das mit diesem vers beginnende stück hat auch im übrigen andern charakter, und die einheit der *Ongle* und *Hælsingas* kann dem, der die stücke zusammengefügt hat, unbekannt gewesen sein. übrigens gab es auch schwedische *Helsingjar*, bewohner von *Helsingaland*, die genau denselben namen führen wie jener südgermanische stamm, von dem besonders nordischen *-ingjan-* statt *-ingia*-suffix (Kluge Nom. stammb. § 26) abgesehen. vielleicht hat

man auch die *Hælsingas* des Widsiđ später auf diese bezogen. wenn aber die *Hælsingas* ursprünglich dasselbe sind wie die *Χάλοι*, kann ihr name nicht mehr aus dem flussnamen *Χάλουσος* entspringen. vielmehr wird dieser nicht anders aufzufassen sein als *fl. Patabus* di. *Batavus*, der Waal, auf der Tab. Peut. und *Σουῆβος ποταμός* bei Ptol. selbst. der flussname setzt dann eine form *Χάλουσοι* des volksnamens voraus, die sich zu *Χάλοι* verhält wie got. *talz(jan)* zu *(un-)tal-s*, *walis* zu *wala-* in *Victo-*, *Nahar-vali*, *Requa-* in *Requa-livahanus* (über dessen bedeutung s. vGrienberger Beitr. 19, 528) und den mit *Ricci-*, *Recci-* zusammengesetzten gotischen namen (Koegel Anz. XVIII 59) zu got. *riquis*, oder *Þura-* in *Thura*, *Thurvarus*, *Thuringi*, *Hermunduri* zu ahd. *duris* usw. und *Hælsingas* steht neben **Chalusi* wie *Thuringi* neben *(Hermun)duri* : vgl. Beitr. 17, 65.

Als beachtenswert heb ich hervor, dass H. die Goten im westen, nicht im osten der Weichsel ansetzt, eine ansicht, die gleichzeitig auch Zippel Deutsche völkerbewegungen der Römerzeit 34 f vertreten hat. ob hier dem für oder wider mehr gewicht beizulegen ist, wird vielleicht erst durch die gräberfunde sich erweisen, sobald sie in genügender vollständigkeit vorliegen[1]. zu billigen ist auch H.s ablehnende haltung gegen die von mir früher vertretene gleichstellung der Suebi Cäsars mit den Ermunduren. vgl. über sie jetzt ref. Beitr. 20, 20 ff, Kossinna ib. 20, 280. dagegen ist das H. von mir Beitr. 20, 33 wegen der besserung von *Nictrenses* der Notitia gentium in *Nicerenses* gespendete lob, wie ich jetzt sehe, auf Müller, der in seinem Ptol. 263 diese conjectur bringt, zu übertragen.

Über andere aufstellungen, auf die ich hier nicht alle eingehn kann, mag sich der, welcher besonderes interesse für diese dinge hat, aus H.s schrift selbst unterrichten. ich glaube aber nicht, dass seine ausbeute an neuem und haltbarem grofs sein wird.

[1] [zur frage, wo die sitze der Goten in Deutschland zu suchen sind, vgl. jetzt Kossinna Die vorgeschichtliche ausbreitung der Germanen in Deutschland, Zs. d. ver. für volkskunde 6, 10 : 'Sehen wir von den längs den Karpaten in Galizien wohnhaften Bastarnen ab, so ist zu Cäsars und Augustus zeiten die Weichsel die ostgrenze für die Germanen und gleichzeitig für die Tene-cultur. an der untern Weichsel liegen zwar die Tene-stationen Rondsen und Willenberg schon rechts des stromes, aber doch unmittelbar am ufer. und wenn Tischler noch an drei puncten des archäologisch reichen Samlandes schwache Tene-spuren entdeckt hat, so zeigt doch der umstand, dass sie sich nur in nachbestattungen am rande von ältern hügelgräbern fanden, nicht aber in urnenfeldern, wie überall bei den Germanen, dass in Samland damals keine Germanen wohnten'. 'anders wird die sache aber' — ich führe hier eine ergänzende briefliche mitteilung Kossinnas an — 'in der römischen zeit, dh. seit Chr. geburt etwa. damals griffen, wie die archäologischen funde zeigen, die Germanen weiter nach osten hinüber und reichten schliefslich bis ins Pregelgebiet, dieses noch besetzend. zwischen Pregel und Memel beginnt ein archäologisch ganz neues gebiet, das sich weit nach osten und nordosten erstreckt und als aistisches zu bezeichnen ist. nach meinem dafürhalten ist also Ptolemäus ebenso im rechte, wie Augustus mit seiner Weichselgrenze seinerzeit das richtige traf.' 1 märz 1896. R. M.]

In einem anhang behandelt H. die sogenannten *πόλεις* des Ptol. aber fast alles, was er zu sagen weifs, geht auf die anmerkungen in Müllers Ptol. zurück, über die er so wenig hinausblickt, dass er zb. die einzig richtige erklärung von *Ἄρταυνον*, die bei Müllenhoff DA II 220 gegeben ist, gar nicht kennt. [in einem der redaction der Zs. eingereichten aufsatz behandle ich die 'städte' des Ptol. ausführlich.]

In der tabelle, welche die völkernamen in der anordnung der ptolemäischen karte zeigen soll, ist die stellung der *Λούγιοι Βοῦροι* und des *Ἀσκιβούργιον ὄρος* zu berichtigen. dieser volksstamm steht bei Ptol. unter, nicht über dem gebirge.

Wien, 15 juli 1895. RUDOLF MUCH.

Altisländisches elementarbuch von FERD. HOLTHAUSEN, prof. an der hochschule zu Gotenburg. [Lehrbuch der altisländischen sprache von FERD. HOLTHAUSEN. I teil.] Weimar, EFelber, 1895. XV und 197 ss. 8°. — 4 m.

Der gedanke, neben die Noreensche grammatik ein leichter fassliches hilfsmittel zu stellen, ist vortrefflich. aber was wir an dem vorliegenden bande mit ganz besonderer dankbarkeit begrüfsen, sind die abschnitte über wortbildung, wortbedeutung und wortgefüge : sie nehmen beinah die hälfte des buches ein und setzen uns endlich in die lage, den lernenden auf einen sichern führer durch diese gebiete hinzuweisen. der versuch, die von Ries vorgeschlagene stoffteilung zu befolgen, scheint mir ausgezeichnet gelungen, und so dürfte denn hier die probe auf die praktische durchführbarkeit abgelegt sein. auch im einzelnen ist mir in diesen partien — die sich der historischen herleitung enthalten — sehr wenig anfechtbares begegnet; sie bringen auch dem vorgeschrittenern der belehrung und anregung genug.

Der laut- und formenlehre gegenüber habe ich gewisse bedenken. ich bringe sie nur zögernd vor — in der hoffnung, dass sie durch das büchlein selbst, indem es sich auch in diesen beiden teilen als nutzbringend bewährt, widerlegt werden. ich frage mich : hätte ein elementarbuch, das ausgesprochenermafsen n e b e n Noreens grammatik, nicht an ihrer stelle, stehn will, nicht besser einen andern plan gewählt? in der gesamten gliederung und wahl des stoffes folgt H. Noreen : das 'elementare' liegt eigentlich nur dárin, dass weniger beispiele gegeben werden und dass alles genetische tunlichst beschränkt wird (so fehlt zb. alles über die perioden der synkopen und der umlaute). hätte man nicht ungestraft den stoff vereinfachen dürfen? bei H. ist er mehr verdünnt als vereinfacht. musten dem anfänger die formen vorgeführt werden, die er vielleicht in seiner ganzen lectüre kein einzig mal treffen wird? muste zu jeder regel die ausnahme, auch die seltenste, gefügt werden? ich sollte denken, man darf ruhig den anfänger lehren : der plur. zu *annarr maðr* heifst *aðrir menn*, der gen. zu *bór* heifst *bøjar*, der dat. zu *gaman* : *gamni*,

und sollte er dann einmal auf die *annrir meðr, bjár, gafni* stofsen, so könnte er Noreen befragen. und so in séhr vielen fällen. ich kann nicht finden, dass das allgemein herschende, die wichtigen lautwechselfälle des aisl. bei H. plastischer hervortreten als bei Noreen. ein beispiel. in § 21 ff (über den *u*-umlaut) findet der leser zwar die formen *rǫrum, hlǿða*, damit der umlaut des *e* und *é* das schema aufrunde; warum es jedoch im isl. lautgesetzlich *land* : *lǫndum*, aber niemals *refr* : **rǫfum*, *fiskr* : **fyskum* heifst, darüber kann er sich aus dem buche nicht klar werden[1]. dem lernenden, der vor allem die sprache lesen und verstehn will, wäre doch wol mit einem herzhaft simplificierenden verfahren besser gedient worden; und wer nach möglichst vollständiger einprägung der lautregeln trachtet, der soll sich nicht an ein elementarbuch wenden. ob es sich nicht belohnt hätte, das aisl. geradezu nach der methode Pauls für das mhd. zu behandeln? man müste, um hier etwas zu behaupten, selbst den versuch gemacht haben. aber bei H. finden wir eine nicht eben behagliche mischung descriptiven und historischen vorgehns; zb. bei den synkopegesetzen spielt das gotische in eigentümlichem zwielicht herein : man erfährt nie, wie weit eigentlich die isländ. formen aus den gotischen abgeleitet, wie sie an ihnen gemessen werden sollen. eine präcise darstellung des urnordischen lautstandes wäre schliefslich doch das beste mittel gewesen, in die vielen 'x wird zu y' anschaulichkeit zu bringen! — in der declination sodann, war es da rätlich, den ganzen apparat der 'stämme' aus Noreen zu widerholen? gewänne nicht die übersichtlichkeit bei andrer anordnung? wenn zb. gelehrt würde: für das fem. gibt es 5 regelmäfsige singulartypen, *fjǫðr, laug, heiðr, gata, elli*, 3 regelmäfsige pluraltypen, *fjaðrar, axlir, gǫtur*; die got. paradigmen daneben gestellt, die abweichungen erläutert usw.

Im einzelnen möchte ich folgendes der besserung oder erwägung anheimstellen : § 6, 5. *g* war doch wol auch nach *l, r* und vor *l, n* schon im aisl. verschlusslaut. — § 7. k a n n denn die quantitätsregel nicht formuliert werden ohne den ausdruck 'historisch lang', bei dem sich kein sterblicher etwas denken kann? — § 12. diese problematischen accentregeln (unterscheidung von *tunga* und *bróðir*, von *yngri* und *meiri*), die fürs isl. nie bewiesen worden sind, sollten einer elementargrammatik fern bleiben. — § 20 anm. 4. der wandel *ø* > *e* kann nicht in dieser weise mit *ǿ* > *ǽ* zusammengestellt werden. — § 23. *ón* gehörte unter 2; die regel unter 1 ist nicht gut formuliert. — § 37. *svia* hat ja *v* so gut wie *Sviar*. — § 39. statt *bý* lis *býr*. — § 41. *nǫl* hat nicht erst secundäre länge (das versehen schon bei Noreen § 110). — § 52 f. diese synkoperegel sollte formuliert werden ohne berufung auf 'unbetont' und 'nebentonig'; denn dies setzt dem leser nur eine unbekannte an stelle der andern ein. —

[1] auch § 130, 5 kann höchstens die unklarheit vermehren.

§ 55 ff. die regeln reichen nicht aus; formen wie *talði, bindið, bindum, fǫður* bleiben unerklärt. warum sagt H. nicht: vor andern consonanten als *R* und *s* wird überhaupt nie synkopiert? — § 76 anm. das 'ursprünglich' kann gestrichen werden; die betr. consonanten sind noch heute stimmlos. — § 104. dies passt nur für *n*, nicht für *m*. — § 111. dass für das *j* in *merkja* usw. diese künstliche regel adoptiert wird, bedaure ich. — § 350. statt (oder neben) *innan* 'innen' müste *inni* stehn. — § 352. statt *betri* lis *betr*. — § 358. das beisp. *ǿtlar hann* .. stimmt nicht recht zu dem vorausgehnden satze. — § 360. das über *hvat* bemerkte ist nicht richtig: als interrog. kann es adj. fungieren, als indef. nicht, man vgl. Fritzner s. v. — § 364 f. hier fände ich einen hinweis auf die charakteristische verwendung von *ofan* = *niðr*, *utan* = *inn* usw. nützlich. — § 388. statt *eyndi* lis *egndi*. — § 418. die eigentümlichen *fyrir norðan* usw. verdienten eine eingehendere erklärung, am besten wol in der bedeutungslehre. — § 421 anm. 1. über diese ortsnamen urteilt richtig Kögel Beitr. 14, 96. — § 423 anm. statt *alla* lis *allar*. — § 489. das völlig andre verhalten der poesie wäre durch ein paar beispiele aus der Edda zu veranschaulichen.

Die ausstattung ist leidlich; mehrere der fremden typen leiden an einiger unsauberkeit. — wir wünschen dem werke weite verbreitung und gutes fortschreiten!

Berlin, 26 september 1895. ANDREAS HEUSLER.

Die metrik der sog. Cädmonischen dichtungen. mit berücksichtigung der verfasserfrage. von FRIEDRICH GRAZ. [Studien zum germanischen allitterationsvers. 3 heft.] Weimar, EFelber. 1894. 109 ss. gr. 8°. — 4 m.

Graz stellt sich die aufgabe, die richtigkeit der neunzig-typentheorie Kaluzas zu erweisen und autorfragen auf grund metrischer erscheinungen innerhalb der sogenannten Cädmonischen dichtungen zu lösen. sein erstes ziel glaubt er erreicht zu haben, weil es ihm gelungen ist, die c. 10000 vv. seines materials auf die 90 typen, welche Kaluza aus den ersten 2000 vv. des Beowulf gewonnen hatte, aufzuteilen. ohne einige kleine gewalttätigkeiten geht es hiebei freilich nicht ab (bes. bei typus 29), doch auch bei Kaluza stimmen nicht immer alle belege zum typischen beispiel (bes. typus 4. 10. 15. 18. 22. 27. 28). dass sich aber die ae. verse in die 90 typen ungefähr einschachteln lassen, ist von vornherein unzweifelhaft; denn diese typen sind doch nur specialisierungen der Sieversschen haupttypen. für die richtigkeit der theorie bildet also die anwendbarkeit ihrer schablone durchaus keinen beweis.

Sein zweites ziel erreicht G. mit der aufstellung je eines autors für Genesis A (v. 1—234. 852 bis schluss), Genesis B (v. 235—851), Exodus A (v. 1—361. 446 bis schluss), Exodus B (v. 362—445), Daniel und Satan. den nachweis glaubt er dadurch erbracht zu haben, dass er zeigt, wie in diesen einzelnen

dichtungen die verstypen in verschiedener häufigkeit, auch wol gar nicht vorkommen.

Diese beweisführung scheint mir schon a priori sehr bedenklich. metrische gleichheit muss nicht für identität des autors sprechen, besonders der interpolator kann sich leicht in seine vorlage auch metrisch völlig eingearbeitet haben. umgekehrt darf metrische verschiedenheit nicht gegen die identität des autors ausgebeutet werden, bevor die beziehungen zwischen metrik und stil klar liegen. jedes längere epische gedicht wechselt die art der darstellung dem wechselnden geistigen gehalt nach: so unterscheidet sich zb. der stil des ruhigen, objectiven berichts sehr von dem der bewegten, subjectiven schilderung. da nun zum poetischen ausdruck nach der metrischen seite hin so viele und so verschiedene versarten zur verfügung stehn, werden sich bestimmte versarten für bestimmte stilarten besonders eignen. demnach werden die frequenzziffern der einzelnen versarten von der wechselnden stilistischen ausführung innerhalb jeder dichtung stark abhängen. über dem autor steht eben der stoff, der sich bis zu einem gewissen grade stilistische und damit auch metrische berücksichtigung erzwingt. die 'reine versstatistik' bleibt deshalb in blofsen äufserlichkeiten stecken.

Zur entscheidung von autorfragen wird sich die metrik erst dann als kriterium eignen, wenn die rhythmische qualität der einzelnen verse bestimmt ist. erst dann wird man den bessern versbauer vom schlechtern unterscheiden können — die zweite, feinere frage vorbehalten, wie weit der dichter es verstanden, im besonderen aus den guten versen die stilistisch passenden zu wählen. dass sich aber die absolute qualität der einzelnen verse wird feststellen lassen, macht gerade die neunzig-typen-theorie insofern wahrscheinlich, als Kaluza den gruppencharakter der Sieversschen typen durch deren specialisierung in concreto aufweist. das gemeinsame rhythmische moment der gattung muss ja in deren einzelnen arten stärker oder schwächer, also besser oder schlechter zum ausdruck gelangen.

G. behauptet nun eine grofse metrische verschiedenheit der einzelnen dichtungen. darnach müste jede derselben ihre individuelle metrische physiognomie haben. doch nirgend ergibt sich für das einzelne gedicht ein anschaulich abgerundetes, metrisches bild, das deutlich charakterisierende grundzüge aufwiese. die unterschiede — meist geringfügig in den einzelnen puncten — sind blos ein sammelsurium unanschaulicher details. somit hat G. auch seine zweite aufgabe nicht gelöst. dieser miserfolg spricht nicht gegen die möglichkeit dieser lösung, sondern nur gegen die tauglichkeit des instruments, gegen die richtigkeit von Kaluzas neunzig-typen-theorie. die mühsame arbeit ist trotz ehrlichem fleifs und geschickter hantierung unfruchtbar geblieben, ja ihr angestrebter zweck, die bestätigung der neuen theorie, hat sich

tatsächlich ins gegenteil verkehrt, in den indirecten beweis gegen Kaluza.

Freilich wäre der beweis viel leichter und fruchtbarer direct zu erbringen gewesen. da die 90 typen nur durch specialisierung der Sieversschen haupttypen entstanden sind, lautet die erste frage: wonach ist denn diese zerlegung vorgenommen worden? gewis nach wichtigen metrischen erscheinungen: nach der auflösung, nach der wortfüllung, nach der stärke der hochtöne, nach der zahl der verssilben. nie aber — und hier liegt das übel — in consequenter durchführung.

Nach der auflösung — also ⏑́ × für ⏑́ — wird zb. geschieden t. 89 *þrȳð-word sprecen* von t. 90 *medo-ærn micel*, nicht geschieden t. 11 *wis-fæst wordum* und *searo-net séowed*.

Nach der wortfüllung wird ×́ × ×́ × in drei typen geschieden: 1) t. 1 *hordes hyrde* ×́ × ×́ ×, 2) t. 6 *sinc æt symble* ×́ × ×́ ×, 3) t. 5 *wicg gewende* ×́ × ×́ ×, wird ×́ × × ×́ × in fünf typen geschieden: 1) t. 3 *blíðne in healle* ×́ × × ×́ ×, 2) t. 7 *héah ofer héafod* ×́ × × ×́ ×, 3) t. 9 *rás þá se rica* ×́ × × ×́ ×, 4) t. 2 *folcum gefrǽge* ×́ × × ×́ ×, 5) t. 8 *cwén tó gebeddan* ×́ × × ×́ ×, wird aber ×́ × × × ×́ × in zwei typen zusammengepfercht: 1) t. 4 *eorla ofer eorðan* ×́ × × × ×́ ×, *sægdest from his síðe* ×́ × × × ×́ ×, *fǽge ond geflýmed* ×́ × × × ×́ ×, *selfe ofersáwon* ×́ × × × ×́ ×, und 2) t. 10 *feah he þǽre fǽhðe* ×́ × × × ×́ ×, *sorh is mé tó secgan* ×́ × × × ×́ ×.

Nach der stärke der hochtöne werden geschieden: t. 62 *útpende* ⏑́ ⏑̀ ×, t. 65 *gȳð-láfe* ⏑́ ⏑̀ ×, t. 68 *mid móste* × ⏑́ ×; oder t. 63 *æðelingas* ⏑́ ⏑̀, t. 66 *lagu-strǽte* ⏑̀, t. 69 *grames grápum* ⏑́ ⏑́; nicht geschieden dagegen t. 1 *éadiglíce* ⏑́ ⏑̀ ×, *ǽfen-ræste* ⏑́ × ⏑̀, *hordes hyrde* ⏑́ × ⏑́ ×; oder t. 41 (*bád*) *bolgen-mód* ⏑́ ⏑̀, (*wlanc*) *Wedera léod* ⏑́ × ⏑́, t. 74 *hind-hæbbende* ⏑́ ⏑̀ ⏑̀, *fréan Scyldinga* ⏑́ ⏑́ ⏑̀ × ×.

Nach der metrischen silbenzahl, dem auffälligsten moment der typenbildung, wird nicht geschieden in t. 10 *sorh is mé tó secgan* = 1 + 1 + 1 + 1 + 2 = 6 silben, *wén ic þæt gé for wlenco* = 1 + 1 + 1 + 1 + 1 + 2 = 7 silben; ferner in t. 15 *frófor and fultum* = 2 + 1 + 2 = 5 silben, *þicgan ofer þá niht* = 2 + 2 + 1 + 1 = 6 silben, *hylde hyne þá heaðo-déor* = 2 + 2 + 1 + 2 = 7 silben; endlich t. 17 *hyge wæs him hinfús* = 1 + 1 + 1 + 2 = 5 silben, *wát þá ofer wæg-holm* 1 + 1 + 2 + 2 = 6 silben. dazu kommen noch die 20 typen von B und C, wo der 'eingang', di. die erste senkung zwischen 1 und 5 silben schwankt, ohne die geringste beachtung zu finden.

Diese typischen beispiele bezeugen hinlänglich das doppelte gebrechen der specialisierenden arbeit Kaluzas: keines der scheidungsmomente wird consequent am ganzen stoff durchgeführt, alle werden in kunterbunter abwechslung angewendet. dabei ist die reichste fundgrube dieser irrtümer, ist typus 21—28 gar nicht

ausgebeutet, wo die musterzeile ihren belegzeilen am wenigsten entspricht: sowol in bezug auf wortfüllung und silbenzahl, wie in der lagerung des ersten hochtons. so erklärt sich, wie Kaluza die schönen, runden zahlen 9 × 10 = 90 für seine typen gewinnt, aber auch dass er bei solch willkürlichem verfahren zu keinerlei durchgreifenden ergebnissen gelangt. selbstverständlich muste dann am lehrer der schüler, muste an Kaluza auch Graz scheitern.

Erfolglos als systematiker hat sich aber Kaluza durch die beobachtung concreter einzelheiten unleugbare verdienste erworben, indem er manche bisher gar nicht oder nicht genügend gewürdigte tatsachen in helles licht rückt, besonders auf dem gebiet der steigenden versgruppe. leider hat er sich seinen scharfen sachblick durch die brille seines wesentlich 'historischen' systems trüben lassen und ist nicht dazu gekommen, den schritt von der erscheinung zum problem zu tun. die probleme der ae. metrik aber lösen sich nach richtiger erfassung ihres wesens meist ohne schwierigkeit. ich will dies im folgenden zeigen, freilich nur andeutungsweise, nur in grobem umriss, weil gebunden an die eng gesteckten grenzen einer recension, aber mit der hoffnung, der ae. metrik die eigenschaft eines kriteriums für autorfragen trotz dem durch Kaluza mislungenen versuche von G. principiell zurückerobern zu können.

In natürlichem anschluss an Kaluza und sein material (Beowulf 1—1000) beginne ich mit der auflösung. hier liegt das problem folgendermafsen: der alles regelnde hochton muss möglichst kräftig zur geltung kommen. darum ruht er auf der sinnstarken stammsilbe, darum kann er überdies der physischen wucht nicht entbehren, er muss auf eine lange stammsilbe fallen. nicht immer aber bietet die sprache eine solche; dann wird eben zu dem auskunftsmittel gegriffen, die kurze stammsilbe mit der folgenden silbe zu einer höhern, wuchtigen einheit zu verschmelzen. zusammenfassung sollte man demnach, den werdegang betrachtend, die auflösung nennen. — weil sie ihrer natur nach eine licentia poetica ist, kann ihr vorkommen auf keinerlei principielle schranken stofsen. tatsächlich findet sie sich auch in den meisten typen, in beiden halbzeilen. weil sie aber zugleich ein rhythmischer schädling ist, wird sie häufiger geduldet, wo sie weniger, stärker gemieden, wo sie mehr schädigt. tatsächlich ist ihre frequenz sehr verschieden. in zweifacher art kann nun die schädigende würkung gemindert werden. einmal organisch: je stärker der hochton wird, desto besser vollzieht sich die verschmelzung. die stärke der vier hochtöne der langzeile ist verschieden uzw. bedingt durch die reimstellung. ganz schwach ist der vierte, weil nie reimfähig, schwach der zweite, weil oft reimlos, stark der erste, weil immer reimtragend, sehr stark der dritte, weil hauptstabend ohne reimrivalen in seiner zweiten halbzeile (axAx oder

aaAx)[1]. zweitens tritt eine mechanische besserung ein: durch auswahl nach der silbischen wortform. je isolierter das verschmolzene silbenpaar im worte lagert, desto leichter vollzieht sich die verschmelzung, weil die silbenconstitution an klarheit weniger einbüfst. darum erscheint die auflösung vorwiegend nur im worteingang und hier wider häufiger bei ⏑́⏑ st. –́ (*swefan*); bei ⏑́⏑ –̏ st. –́ –̏ (*sige-hreð*); bei ⏑́⏑ –̏ ⏑ st. –́ –̏ ⏑ (*sige-folca*); seltener bei ⏑́⏑ ⏑ st. –́ ⏑ (*niceras*); bei ⏑́⏑–̀ ⏑ st. –́ –̀ ⏑ (*æðelinges*). in der tauglicheren gruppe stehn neben 933 regulären fällen 312 auflösungen = 3 : 1; in der minder tauglichen neben 1320 regul. fällen 153 auflösungen = 9 : 1. wo also der schaden geringer, ist die frequenz gröfser uzw. fast dreimal gröfser. — auf die verschiedenen hochtöne verteilt sich die gesamtzahl dieser auflösungen derart: I hochton: regulär : aufgelöst = 3 1/3 : 1; II = 5 1/3 : 1; III = 3 2/3 : 1; IV = 20 : 1. die beiden starken hochtöne (der 1 und 3) sind mit auflösungen stark belastet, der schwächere 2 wesentlich schwächer, der ganz schwache 4 nur sehr gering. dies die allgemeinen verhältnisse, die sich im detail noch verschärfen.

Ganz dieselbe bewantnis wie mit der facultativen auflösung, recte zusammenfassung, hat es mit der facultativen s t e i g e r u n g beim typus A. hier bietet die sprache dem dichter zu viel, nämlich eine lange suffixsilbe oder eine nebentonige, zweite stammsilbe eines compositums zur füllung einer regulär kurzen und tieftonigen senkungssilbe. die würkung liegt auch hier in einer störung des rhythmus, der an klarheit einbüfst, weil einerseits dem den tact dirigierenden hochton (–́) im nebenton (–̏ oder –̀) ein verdunkelnder rivale ersteht, anderseits sich der fall — vom hochton zum nebenton statt zum tiefton — abschwächt und endlich der tactparallelismus durch bindung unähnlicher elemente (×́ ×̀ ×́ × statt ×́ × ×́ × etc.) beeinträchtigt wird. schwächung wäre daher der functionelle terminus für die steigerung, die sich als licentia poetica fast überall findet, doch als rhythmischer schädling verschiedene frequenz aufweist. die stärke des hochtons spielt hier naturgemäfs dieselbe rolle wie bei der auflösung: je stärker er ist, desto besser überwindet er die störung, desto häufiger darf sich der dichter diese licenz zu nutze machen. es verhalten sich die regulären fälle zu den gesteigerten: I hochton wie 3 1/10 : 1; II 5 : 1; III 8 1/3 : 1; IV 47 : 1. sogar die zahlenverhältnisse gleichen sich für die hochtöne der ersten halbzeile völlig. dass der dritte, also stärkste hochton verhältnismäfsig schwach belastet erscheint, erklärt sich aus seiner primären function: als träger des hauptstabes darf er seine kraft nicht all-

[1] in xaAx gilt a natürlich für den ersten hochton (wie später gezeigt wird) und die 25 abab sind als durch reimnot entstandene surrogate für axAx diesem zugeschlagen.

zusehr zersplittern. bei der auflösung würkt seine stärke heilkräftig und büfst daher weniger ein als hier, wo er das rhythmische hindernis zwar überwindet, jedoch nicht beseitigt. darum ist auch der ganz schwache vierte hochton von der steigerung mehr als doppelt entlastet im vergleich mit der auflösung (47 : 1 gegen 20 : 1).

Auch das mechanische moment fehlt hier nicht. war es bei der auflösung die silbenconstitution des wortes, so ist es hier die tactconstitution der zeile. je klarer diese gefügt ist, desto leichter verträgt sie die störung, desto öfter darf ihr also diese zugemutet werden. das tactgleiche ×́ × ‖ ×́ × würkt klarer als das tactungleiche ×́ × × ‖ ×́ × ; darum verhalten sich die regulären fälle zu den gesteigerten dort wie $3\frac{1}{2}$: 1, hier wie $4\frac{1}{2}$: 1. von gröfserer bedeutung für die klarheit ist aber hier die lage der kurzzeile in der ersten oder zweiten halbzeile : die erste — fast immer mit doppelreim a a — stärkt den tactparallelismus, die zweite — mit dem ausschliefslichen reim A x — schwächt ihn. darum erscheint in II das minder klare ×́ × × ‖ ×́ × nie gesteigert und das klare ×́ × ‖ ×́ × auch nur selten ($10\frac{1}{3}$: 1) und selbst dies nur in seiner klarsten unterart : ×́ × ‖ ×́ × = 2 + 2. in I aber ist ×́ × ‖ ×́ × sehr oft gesteigert ($1\frac{5}{6}$: 1), ×́ × × ‖ ×́ × nicht selten ($2\frac{1}{2}$: 1)[1]. so würken auch hier die tendenzen mit mathematischer deutlichkeit.

Kaluza hat die auflösung und die steigerung zu typenbildenden momenten gemacht, als wären sie für die metrik von organischer bedeutung und hätten principiellen wert. bei solcher fassung blieb die untersuchung natürlich ergebnislos. tatsächlich sind sie unorganische störungen, welche der sprachstoff dem dichter aufdrängt und die er opportunistisch in ihrer den rhythmus schädigenden würkung zu mildern sich mit glück bestrebt. dieser process vollzieht sich selbstverständlich unbewust. für bewustes schaffen sind die nüancen viel zu zahlreich und zu fein. auch spricht schon der umstand dagegen, dass sich das princip nicht in ausnahmsloser gesetzmäfsigkeit äufsert, sondern nur in tendenzen, die sich in majoritäten der frequenzzahlen spiegeln, welche wider in genauem einklang mit den bessern oder schlechtern existenzbedingungen der erscheinung steigen oder sinken. darin erweist sich aber mit unverkennbarer deutlichkeit als das ordnende moment in der ae. metrik ein erstaunlich feines formgefühl : nicht äufsere symmetrie, sondern innere harmonie der formen wird hierdurch erreicht.

Wenn Kaluza als typen-bildendes moment die wortfüllung des verses benutzt, wie bei seinem A^1 und A^2 (also ×́ × . . ‖ ×́ ×), so gelangt er hiermit allerdings zu einem organischen kriterium

[1] abseits steht unter den fünfsilbern die kleine gruppe von × × × ‖ ×́ × = 3 + 2 uzw. aus sprachlichen wie syntaktischen gründen.

— entgegen der bestimmung der zeile — steigend würkt. die vierte form würde unter überlastung der hochtöne zu sehr leiden, erscheint daher gar nicht.

Fasst man all diese verschiedenen metrischen erscheinungen auch nur nach solch kurzatmiger verfolgung zusammen, so zeigt sich zur genüge und überall mit mathematischer schärfe, dass bei der formenbildung ein einziges princip herscht, das der rhythmischen qualität. bei den störungen, wie auflösung und steigerung, hat es den charakter der opportunität : je nach dem gröſseren oder geringeren grade der störung wird dieser mehr oder weniger ausgewichen; bei den positiven metrischen momenten, wie primär bei der behandlung der hochtöne und silbenzahl oder secundär bei der tactgestaltung durch die wortfüllung hat es sich als schöpferisches princip erwiesen, das die bessern formen gegenüber den schlechtern quantitativ bevorzugt und auch qualitativ fördert, indem es die bessern nach dem bessern platz, die schlechtern nach dem schlechtern drängt. da es sich hierbei immer nur um majorisierende tendenzen, nicht aber um absolut befolgte gesetze handelt, jedoch um tendenzen, die sich bis in die feinsten details erstrecken, so kann das princip nicht auf bewust formulierten und befolgten regeln beruhen, sondern es muss einem immer und überall lebendig schaffenden formgefühl entspringen.

Die descriptive behandlung der ae. metrik erschlieſst also schon dann, wenn man sich bloſs auf Kaluzas rüstzeug beschränkt, bei richtigem gebrauche desselben einen tiefen einblick in die art der rhythmisierenden arbeit der ae. dichter. Kaluza aber hat dieser methode von vornherein mistraut, hat sich zur ermittlung besserer erkenntnisse zugleich der genetischen methode zugewant, indem er die Sieversschen haupttypen auf einen erschlossenen indogermanischen urvers zurückführt. dieser versuch ist bereits von mehreren seiten abgelehnt worden. ich möchte einen solchen überhaupt als a priori unfruchtbar bezeichnen. er beruht auf der voraussetzung fester metrischer formen im ae., weil ja nur solche — mehr oder weniger intact — von der vorperiode übernommen werden können. bestehn nun solche feste formen im ae.? es liegt allerdings eine ungemein reiche fülle von einzelformen vor. diese aber scheiden sich in nur zwei gruppen, in die fallende und steigende. innerhalb jeder gruppe nun sind die unterschiede der einander nächststehnden formen ganz unbedeutend. für die verwendung der einzelnen formen herscht das qualitätsprincip : je besser die form, desto öfter erscheint sie, je schlechter, desto seltener. dies der tatbestand. die schlussfolgerung kann nur sein, dass die ae. poesie bloſs die zwei reinen rhythmen *κατ᾽ ἐξοχήν*, den fallenden und steigenden kennt, deren einfachste, mithin überall und jederzeit von selbst gegebenen grundformen x́ × ‖ x̀ × und × x̀ ¦ × x́ sind. aus diesen

entwickeln sich dann durch geringere oder stärkere variierung all die andern formen. zu solchen variierungen, die immer eine verschlechterung des rhythmus bedeuten, wird der dichter durch seinen oft ungefügen sprachstoff gezwungen. sein lebendiges formgefühl aber harmonisiert die frequenz der verschiedenen formen durch das qualitätsprincip, was widerum nur bei solch klar contrastierendem dualismus des rhythmus möglich ist. somit ergibt sich aus dem verhältnis der einzelformen zur grundform ihrer gruppe ein exactes kriterium für ihre rhythmische qualität, und es spiegelt sich in ihrer frequenz die formale kunstfertigkeit des dichters.

Dass in der vorangehnden zeitperiode festere oder losere formen vorgelegen und wie zur auswahl gestellte beiläufige muster formal gewürkt haben mögen, wird durch meine auffassung nicht bestritten, wol aber steht mir die secundäre bedeutung dieser überlieferung aufser frage gegenüber dem so einfachen primären princip der ae. rhythmik. dies bezeugt wol auch die bedeutungslosigkeit der metrischen schablone im ae. überhaupt. so innerhalb der fallenden gruppe das steigende A, innerhalb der steigenden gruppe das neutrale B und das fallende C.

A ist der bestfallende typus. wird aber aus ×̋ × ‖ ×́ × zb. *folces hyrde* durch umstellung des reimes von ax zu xa ×́ × ‖ ×̋ ×, so wird durch überordnung des zweiten hochtons über den ersten das tactverhältnis der zeile von einem fallenden zu einem steigenden; wird ferner durch eine tonlose auftactsilbe der erste tact von ×́ × zu × ×́ ×, so verliert er seinen fallenden charakter zu gunsten eines steigend-fallenden; wird endlich die geistige bedeutung dieses ersten tactes durch füllung mit minder wichtigen wörtern zu gunsten des bedeutsameren zweiten tactes herabgedrückt wie zb. in *þá wæs on* ‖ *burgum,* so verplattet sich in × ×́ × ‖ ×̋ × der erste tact zu einem tieftonigen, sinnschwachen eingang vor dem hochtonigen, sinnstarken hauptteil, und die ganze zeile wird durch den einmaligen anstieg von ihrem ersten zu ihrem zweiten element ausgesprochen steigend in ihrer rhythmischen würkung. diese art der formalen wandlung von ×̋ × ‖ ×́ × zu × × × ‖ ×̋ × bestätigt die prüfung des gesamtmaterials (81 vv.) mit mathematischer deutlichkeit in allen varianten bei dem durchgehnden princip: je silbenreicher die senkung, desto silbenärmer der auftact und umgekehrt, da beide momente die kraft des hochtons verringern. die frequenz wird auch hier durch die rhythmische qualität uzw. der steigenden würkung der zeile bestimmt. ebenso sprechen die zahlen für die geistige seite des problems: trennt man den wortschatz nach sinnstarken sach-wörtern und sinnschwachen form-wörtern, so verhalten sich in der rhythmisch kräftigeren, fallenden gruppe: sach-w. : form-w. = 5 : 1, in der rhythmisch schwächeren, steigenden gruppe = 1 : 1½; speciell

in der beststeigenden form, nämlich in steigend A = 1 : 2¾, im regulären, fallenden A = 4¼ : 1. mit der rhythmischen function geht also der geistige gehalt des verses hand in hand. die formale schablone ist von secundärer bedeutung, weil sie als bloſse form durch würksamere rhythmische mittel souverän beherscht wird. diese widerum stehn im dienste geistiger zwecke.

Ähnlich liegen die verhältnisse bei B und C. wie bei der fallenden gruppe besteht auch bei der steigenden deren grundform in der einmaligen widerholung des einfachsten tactes: [illegible]. doch diese form lässt sich im ae. nur selten verwürklichen, denn sie widerspricht dem vorwiegend trochäisch-daktylischen sprachrhythmus. zu dessen charakterisierung genügt wol schon die tatsache, dass sich neben 179 wörtern der form [illegible] 1946 der form [illegible] finden (also im verhältnis von 1 : 11), dass die gutfallenden wörter [illegible] und [illegible] allein fast 4/5 von der silbensumme aller mehrsilbigen wörter umfassen. die folge ist, dass sich [illegible] in [illegible] zerlegt: die zweitactigkeit geht verloren zu gunsten eines einmaligen anstieges vom tieftonigen eingang zum hauptteil, der auf den beiden hochtönen schwebt. die wortfüllung macht jetzt keine schwierigkeit: nicht im meist mehrsilbigen eingang [illegible], da der wort-rhythmus hier in der region des tieftons keine rolle spielt, nicht im hauptteil [illegible], der selten als [illegible] (zb. *hǽm gefrægn*), meist als [illegible] (zb. *fýres fǽðm*) erscheint. aus [illegible] wird dann durch bloſse umstellung der wörter [illegible] (zb. *land Dena*), womit der typus C [illegible] gewonnen ist. dies das steigende B und C. seine voraussetzung ist ein mehrwortiger hauptteil, [illegible] mit dieser auf seinen gleichartigen, dh. von selbständigen stammsilben getragenen hochtönen schwebe.

Wird [illegible] zur füllung ein einziges wort verwendet (ein simplex mit schwerer mittelsilbe wie *nîgenðe* oder ein compositum wie *[illegible]-lâfe*, *ellen-gǽst*), so wird der hauptteil bei C gradatim fallend ([illegible] oder [illegible]), bei B stark-fallend — schwach-steigend ([illegible]). der anstieg vom eingang zum hauptteil verliert seine rhythmische bedeutung, da der hauptteil selbst rhythmisch geworden und so für den rhythmischen effect der ganzen zeile ausschlaggebend wird. dieses C wirkt gut fallend, dieses B [illegible].

Die [illegible]keit dieser auffassung erweist auch die frequenz der [illegible]. wie schon erwähnt und durch die gleichstarken [illegible] begründet worden ist, strebt die fallende gruppe [illegible] die steigende [illegible] begreiflich, weil der abstand [illegible] hauptteil stark [illegible] werden muss, wozu sich [illegible] der besonders kräftige haupt-[illegible] es verhält sich [illegible] steigend B — C [illegible] = [illegible] 1 : 2[illegible]. bei fallend

C = 153 : 55 (3 : 1), bei neutral B = 12 : 13 (1 : 1). widerum hat sich also die inferiorität der schablone erwiesen : eine kleine änderung am lebendigen organisator des rhythmus, am hochton, und der effect der schablone verkehrt sich in sein gegenteil oder sie wird rhythmisch neutral.

Dabei rückt die bedeutung des s p r a c h s t o f f e s in seinem mächtigen einfluss auf die formenbildung klar vor augen und mit ihr der wesentliche unterschied zwischen poetischem und musikalischem rhythmus. der componist ist als rhythmiker souveräner herr über sein tonmaterial. anders der dichter : er hat als rhythmiker aufser den an sich unrhythmischen einsilblern mit bereits präcis rhythmisierten mehrsilblern zu arbeiten. er muss also mit seinen wörtern wie mit fertigen bausteinen combinieren, um die feststehnde form zu füllen. dabei sind zwei fälle denkbar : entweder es wird — wie in der modernen metrik — die natürliche betonung oft durch das souveräne versschema vergewaltigt, oder es bleibt die natürliche betonung als oberste forderung gewahrt, indem hiernach das dehnbare versschema variiert wird — wie in der ae. poesie im hinblick auf deren zwei grundformen. hier steht demnach das logische princip über dem ästhetischen. daher die formenfülle im ae. gegenüber der formenarmut in der modernen metrik, daher die verschiedenartige wortfüllung im modernen vers gegenüber der meist eigenartigen im ae. hier tritt geradezu das princip in kraft : je weiter die variierte form von der grundform absteht, desto gleichmäfsiger ist die wortfüllung, weil ja derartige formen nur entstehn, um formal eigenartigen wörtern, wie sie die sprache, oder wortgruppen, wie sie der satz dem dichter aufdrängt, ihr metrisches unterkommen zu ermöglichen. mustert man daraufhin die fallende gruppe, so hat (von ganz sporadisch vertretenen füllungen abgesehen) die grundform mit ihrer leichtesten variante, also ×́ × . ‖ ×́ × : 8 stofftypen, × × ‖ ×́ ×̀ × : 1, ×́ ‖ ×́ ×̀ × : 1, ×́ ×̀ × ‖ ×́ : 2, ×́ ‖ ×́ × ×̀ : 2. nur die einfache form hat also ihre formale selbständigkeit, weshalb auch der sprachstoff in verschiedenster art in sie hineincombiniert wird; die complicierten formen hingegen sind specielle umbildungen der einfachen zu gunsten des sprachstoffes, denn die formen mit je éinem eigenartigen tact wie ×́ ×̀ ×, ×́ × ×̀, ×́ × × ×̀ verfügen über 362 zeilen, wovon in 325 fällen sich tact und wort decken, so dass nur in 1/10 aller fälle eine andre füllung in diesen vom stoff gezeugten versen eintritt. auch in die steigende gruppe drängen sich diese wörter uzw. mit der bereits behandelten, noch stärkern würkung, dass sie das steigende B neutralisieren, das steigende C sogar zu einem fallenden vers umgestalten.

So scheint denn der dichter bei der formgebung der sklave seines sprachstoffes zu sein. für die bildung der kurz-zeile ist dies — über die von vornherein gegebenen grundform

nicht zu bestreiten. doch er gewinnt als formkünstler seine volle souveränität über die kurz-zeile durch deren verteilung auf die beiden halbzeilen uzw. in zweifacher art : isoliert betrachtet kann er die kurz-zeile in ihrem rhythmus kräftigen, wenn er die fallende nach I, die steigende nach II stellt, oder schwächen im umgekehrten falle; combinatorisch schafft er aber in I + II ein neues metrisches gebilde, die lang-zeile.

Sie ist rhythmisch einheitlich, wenn fallend + fallend oder steigend + steigend geordnet, oder sie bewegt sich in rhythmischem contrast, wenn fallend + steigend oder steigend + fallend gebaut. die erstere art würkt bei ihrem parallelismus monoton: sie wird gemieden. besonders die steigend + steigende unterart, welche mit 87 fällen vertreten ist statt mit 162, die nach dem rechnerischen mittel zu erwarten wären (also mit ½), während fallend + fallend 277 statt 352 (also ¾) aufweist. die letztere art verfügt bei ihrem rhythmischen wechsel über eine lebhafte gliederung : in fallend + steigend ergeben sich 2 peripherische höhepuncte zu anfang und am schluss der zeile (zb.: ″ × × ′ × × × × ″ · ′), in steigend + fallend ergibt sich 1 centraler höhepunct (zb.: × ′ · ′ ″ · · ′). diese art wird als ausdrucksvoller bevorzugt uzw. in ihren beiden unterarten gleich stark : bei fallend-steigend sind zu erwarten 261, vorhanden 336 = 1 : 1⅓, bei steigend-fallend sind zu erwarten 218, vorhanden 293 = 1 : 1⅓. je mehr man diese allgemeinen verhältnisse specialisiert, desto deutlicher sprechen die zahlen dafür, dass die bindung der kurz-zeilen zur lang-zeile unter dem princípe des rhythmischen contrastes erfolgt.

Wie überall bei der kurz-zeile, so zeigt sich auch bei der lang-zeile in zahlenmäfsiger deutlichkeit das streben nach harmonie. es belebt eben die ae. poesie ein freier rhythmus, der gänzlich unvereinbar ist mit der äufserlichen symmetrie fester versschablonen. solchen strebt die vierhebungs-theorie Kaluzas künstelnd zu. sie widerspricht aber dem grundprincip der ae. rhythmik, der natürlichen wortbetonung im verse. wie in der ungebundenen rede die germanische betonung durch das logische moment geregelt wird, so hier auch in der gebundenen; das formal-ästhetische moment steht hier wie dort in zweiter linie. dessenungeachtet gelangt es in der ae. poesie zu vollendeter geltung, aber nicht durch bewust geregelte symmetrie, die der spröde sprachstoff nicht aufkommen lässt, sondern durch die harmonisierung der mannigfaltigen form-elemente im freien rhythmus, dem geschöpfe des lebendig waltenden formgefühles.

Hiemit drängt die untersuchung der ae. metrik organisch zur letzten und höchsten frage nach dem verhältnis zwischen form und sinn, also zur frage nach dem zweck der form. zwei fälle sind denkbar. entweder ist die form souverän und erreicht ihre ästhetische würkung unabhängig von dem geistigen

gehalt der rede, die sie umschliefst. der dichter wird dann dafür zu sorgen haben, dass sich die würkungen von form und sinn möglichst decken. oder die form ist abhängig vom sinntragenden sprachstoff, wächst aus ihm heraus und dient als mittel zum zweck einer kräftigung der sinnwürkung. dies ist der fall im ae. dafür spricht das grundprincip der natürlichen wort- und satzbetonung im verse, die abhängigkeit der formen vom sprachstoff, ihre mannigfaltigkeit bei buntwechselnder verwendung, der freie rhythmus.

Der beweis hiefür lässt sich aber auch exact bis ins feinste detail zahlenmäfsig führen. da der geistige gehalt der poesie dem hörer durch vorstellungsbilder vermittelt wird, die auf einzelwörtern oder wortgruppen beruhen und da diese bilder in selbständige, kräftig würkende sachbilder und unselbständige, schwach würkende form-bilder zerfallen (wie eben die isolierten wörter als begriffsträger sich in sach- und form-wörter scheiden), so können die kurz-zeilen in ihrer eigenschaft als sinnträger anschaulich kategorisiert und unter die so gewonnenen, verschiedenen sinn-typen aufgeteilt werden. das verhältnis von form zu sinn findet darnach seinen prägnanten ausdruck im verhältnis der form-typen zu den sinn-typen. diese sind nun, in erster linie nach den mafsgebenden sach-bildern betrachtet, 1-, 2- oder 3-bildig. beachtet man diese kategorien in ihrem verhältnis zur obersten metrischen form, zur lang-zeile, so verhalten sich die einbildigen kurz-zeilen von I : II = $1^2/_3 : 1$; die zweibildigen = $1 : 1^1/_2$; die dreibildigen = 1 : 18. weil die ein- und zweibildigen kurz-zeilen fast gleich stark und die dreibildigen nur ganz gering mit 38 fällen vertreten sind, so zeigt sich deutlich die tendenz von I nach bildeinheit, von II nach bildmehrheit. psychologisch in hinblick auf die art der aufnahme des geistigen gehalts bedeutet dies für I eine tendenz nach ruhe, wozu dessen vorwiegend gleichmäfsiger takt-parallelismus sehr gut passt, während II durch energische bewegung ausgezeichnet ist, die in dem éinen hauptstabenden hochton ihren halt gewinnt. hiezu stimmt auch die begriffswahl der beiden halbzeilen zwischen dem ruhigen nomen und beweglichem verbum: es stehn in I unter hochton: 1391 nomina und 274 verba = 5 : 1, in II unter hochton: 1141 nomina und 447 verba = $2^1/_2 : 1$. der geistige unterschied der halbzeilen ist also in formaler wie essentieller beziehung festzulegen.

Die lang-zeile selbst bevorzugt damit die beste art der vermittlung, indem die phantasie des hörers vom anfang gegen das ende hin quantitativ und qualitativ zu sich steigernder tätigkeit herangezogen wird.

Nur im allergröbsten umriss kann ich hier diese psychologische function der ae. rhythmik andeuten, bis ins detail aber lässt sie sich verfolgen. in ihr ruht hauptsächlich die entscheidung

über die stilistische güte, dh. die poetische ausdrucksfähigkeit des verses. hierin offenbart sich aber erst in feinster art der persönliche anteil des dichters an der metrik, hier wird diese individuell und dadurch erst zu einem wertvollen kriterium bei entscheidung von autorfragen.

Innsbruck, ende januar 1896. R. Fischer.

Die erzählung vom einsiedler und dem engel in ihrer geschichtlichen entwicklung. ein beitrag zur exempel-litteratur. von Otto Rohde. Rost. diss. Leipzig, Gutzschebauch, 1894. 62 ss. 8°.

Nachdem Gaston Paris (1880) über die legende vom engel und einsiedler seine classische abhandlung geschrieben, die in La poésie du moyen âge (Paris 1885) s. 151—187 wider gedruckt ist, war eine vollständig neue bearbeitung desselben stoffes nur dann gerechtfertigt, wenn das inzwischen angewachsene material neue ergebnisse lieferte. R.s dissertation beherscht aber weder das alte noch das seit 1880 neu veröffentlichte material, und die untersuchung führt in keinem puncte von irgend welcher erheblichkeit über den standpunct des französischen gelehrten hinaus, bleibt vielmehr hinter ihm zurück. die arbeit 'war bereits ihren hauptbestandteilen nach zu ende geführt, als bei einer nachforschung nach etwa noch aufsenstehendem (lis : ausstehendem), noch nicht berücksichtigtem quellenmaterial dem verf. die das nämliche thema behandelnde arbeit von GParis zu gesichte kam' (vorwort s. 5). infolgedessen ist von einer planmäfsigen benutzung seines vorgängers keine rede (vielleicht war sie R. auch nicht mehr möglich), sondern hier und da wird GParis in der regel unter zustimmung, bisweilen unter belangloser polemik erwähnt. wer die ergebnisse aus der franz. abhandlung kannte, für den ist die unsichere und tastende untersuchung dieser diss. recht unbehaglich.

Zunächst erörtert R. den grundgedanken der legende (s.7—8), sodann die orientalischen (s. 8—18), endlich die abendländischen versionen (s. 18—57).

Bekanntlich wies GParis die älteste gestaltung des stoffes in einer jüdischen erzählung nach, deren held Josua ben Levi im 3 jh. n. Chr. lebte. planlos behandelt nun R. s. 9ff aufser der eben genannten verschiedene jüngere orientalische versionen, um schliefslich s. 16ff die resultate seines vorgängers ohne weiteres zu übernehmen. die arbeitsweise des verf. möge das folgende kennzeichnen : er versäumt es gleich zu anfang, die älteste fassung voranzustellen, scheint sie auch als solche bei GParis kaum erkannt zu haben, wenn er sagt : 'vielleicht dieselbe erzählung, mindestens aber ihr sehr nahe verwant ist jene, die GParis mit den worten einleitet : On trouve dans différents textes rabbiniques l'histoire suivante'[1]. R. gesteht s. 17 weiter selbst, dass es ihm an hin-

reichender kenntnis der orientalischen litteraturen fehle, um auf das verhältnis der einzelnen erzählungen zu einander eingehn zu können. s. 15 wird eine ziemlich selbstverständliche äufserung JBédiers (Les fabliaux, Paris 1895[2], s. 63) über das widererfinden derselben erzählungen zu 'einem neuen gesichtspuncte' Brunetières gestempelt, der in der Révue des deux mondes 1893, t. 119, p. 189 ff eine sehr temperamentvolle besprechung von Bédiers buche gegeben hat.

Aus dem nun folgenden 2 abschnitte will ich gleich belegen, dass man R.s arbeit zu wissenschaftlichen zwecken ohne weiteres gar nicht benutzen kann.

Das bindeglied zwischen den orientalischen und den abendländischen bearbeitungen ist das leider verstümmelte 100 stück der Isländischen legenden, novellen und märchen, die HGering herausgegeben hat; vgl. RKöhler und HGering zu den Islendzk æventyri II 249. diese version hat mit der ältesten orientalischen den bemerkenswerten zug gemein, dass die kuh gastlicher leute getötet wird. R. ist sie völlig unbekannt. die erste deutsche fassung ferner ist ihm die Geilers von Keisersberg v. j. 1521 (s. 45), während schon das 14 jh. eine wohlgelungene deutsche legende in versen aufzuweisen hat, von Heinrich Kaufringer, das erste stück meiner ausgabe, worüber ich an anderem orte zu handeln habe[2]. ebenso ist R. nr 220 der Gesta Romanorum, nach der Innsbrucker hs. v. j. 1342 und 4 Münchener hss. herausgegeben von Dick (Erl. u. Lpz. 1890) entgangen. die weiterbildung des stoffes (R. s. 39 f) liegt auch in dem 68 cap. der deutschen Gesta vor (Der Römer tât, hg. von Keller, Quedl. u. Leipz. 1841, s. 103), was ebenfalls fehlt. Dunlops History of prose fiction wird 'D. Liebrecht' citiert, die neue auflage von Wilson, London 1888, ist R. unbekannt. zu den büchern, die dem verf. der diss. nicht zugänglich waren, gehören — die gedichte von Hans Sachs (R. s. 57).

Was R. neues zu bieten hatte, liefs sich in eine notiz von wenigen zeilen zusammenfassen : einige neuere citate und die laa. des codex Sachsse. s. 32 ff wird nämlich eine bisher unbekannte variante des Wrightschen textes abgedruckt, die R. aus einer im besitz des prof. Sachsse zu Rostock befindlichen papierhs. des 15 jhs. entnommen hat.

Abgesehen von dem, was einige meister litterarhistorischer untersuchung auf diesem gebiete geleistet haben, scheinen zusammenfassende untersuchungen über so umfangreiche stoffmassen in der regel insofern verfrüht, als allgemeine resultate sich nur

[1] daraus macht ein recensent dieser dissertation im Arch. f. n. spr. 93, 161 eine 'geschichte, die beginnt (!) : on trouve dans' usw.

[2] [auch die deutsche bearbeitung des Väterbuches (vgl. WSB. 64, 260 ff) und Vintlers erzählung 3058 ff ist R. entgangen. R.]

erst nach abschluss aller auf das einzelne gerichteten forschungen erwarten lassen. jedes mittelalterliche litteraturproduct stellt sozusagen eine summe dar, in welcher individuelle leistung und überliefertes zu scheiden sind. und bei dem typischen charakter der mafsgeblich durch mündliche tradition beeinflussten ma.-lichen litteratur ist die beurteilung individueller leistung häufig sehr erschwert. erste aufgabe der litterarhistorischen behandlung in dieser beziehung bleibt es trotzdem festzustellen, was allgemein was individuell, was international was heimisch, was ursprünglich was abgeleitet ist. nur nach abzug des individuellen gewinnt man das allgemeine. allgemeine ergebnisse für litteraturgeschichte, ästhetik, ethnologie oder culturgeschichte lassen sich im ganzen nur inductiv, nicht durch fehlerhafte oder nur teilweise richtige verallgemeinerungen gewinnen. und zwar muss die induction eine im sinne John Stuart Mills vollständige sein. demnach sollte jede umfassendere behandlung aus abschliefsenden einzeluntersuchungen herauswachsen, und gerade diese dürften für dissertationen und dergleichen arbeiten eine angemessene aufgabe sein.

Lingen, oct. 1895. K. EULING.

Daniel von dem blühenden tal, ein Artusroman von dem Stricker, herausgegeben von GUSTAV ROSENHAGEN. [Germanistische abhandlungen begründet von KWEINHOLD, herausgegeben von FVOGT. IX.] Breslau, WKöbner, 1894. XII und 206 ss. 8°. — 9 m.

Die ausgabe, die Rosenhagen in seinen 'Untersuchungen über Daniel v. bl. t.' in aussicht gestellt hatte, ligt nunmehr vor. dass während ihrer ausarbeitung der standpunct des verf.s in sprachlichen und metrischen dingen wechselte, zeigen zwar deutliche spuren, aber er hat seine in vielen beziehungen interessante aufgabe auf dem boden, den er sich in den untersuchungen geschaffen hatte, mit selbständigkeit und feinfühliger hand durchgeführt.

Das verhältnis der handschriften, das er dort aufgestellt hat, ist, wie nunmehr das verzeichnis der laa. lehrt[1], im wesentlichen richtig erkannt : die überlieferung spaltet sich in zwei ausläufer, deren einen die Heubacher hs. (h), deren andern die Kopenhagener (k) und die Münchener (m) darstellen; h einerseits, km anderseits stehn einander also selbständig gegenüber, jedoch so dass im allgemeinen h als treuere und durch weniger mittelglieder entstellte abschrift der gemeinsamen quelle (x) den vorzug verdient. die methodischen grundsätze für die textkritik ergeben sich daraus von selbst, und R. handhabt sie folgerichtig. zu R.s verfahren und zu seinen darlegungen in den Untersuchungen möchte ich jedoch zwei puncte nachtragen.

[1] seine anlage lässt manche undeutlichkeiten übrig (zb. 4462. 5289. 6773, auch 6461 ff trotz der berichtigung); auch seine druckcorrectur sollte sorgfältiger sein.

1) Die gruppe km steht unter dem einfluss von kreuzungen. der satz 'nie gehn h und k in fehlern zusammen' (Unterss. 21) ist nicht richtig; denn es geht nicht an, die fälle, in denen k oder m von h so abweichen, dass k gegen hm (oder m gegen hk) wahrscheinlich richtiges bewahrt hat, hauptsächlich aus der äufsern form der vorlage (correcturen, nachträgen, randnoten usw.) oder durch annahme einer das richtige treffenden conjectur in k oder m zu erklären : es äufsern sich hier einflüsse einer oder mehrerer verlorenen quellen, die das richtige vermittelten — ohne dass wir hier, wie in so vielen fällen, in denen das schema des stammbaums nicht alle einzelheiten zu erklären vermag, — den weg anzugeben vermöchten, auf welchem diese fremden einflüsse eingedrungen sind. solche kreuzungen hk > m — in denen auch R. die la. m aufnahm — sind zb. 192. 682. 1294. 1304. 2650. 2746 usw.; ebenso hm > k 520. 725. 1313. 5429. 5581. 6864. 6994 usw. und so lese ich auch 5016 mit m gegen hk R(osenhagen): *die gerne liezen schînen*, denn *die er gerne lieze schînen* im zusammenhang mit *bescheinen* 5017 und dem inhaltssatz 5018 gibt keinen sinn; ferner 663 mit k gegen hmR den conj. *erfollen*, den ich *von si enhânt dehein schône* 662 abhängig mache, ebenso 5245 *arzenie*, das durch den zusammenhang zweifellos als richtig (gegen *arzât* hmR) erwiesen wird. anderseits seh ich keinen grund von dem hss.schema mit R. abzuweichen v. 402, wo hk *dehein fremde mære* gegen m *d. fremdez m.* zu halten ist (vgl. *dehein bœse mære* 156), oder v. 721, wo er zuerst, aus metr. gründen, nach k *vatters* (gegen hm *vater*) *in ir vateres gewalt* schrieb, später (s. berichtigungen) *vaters*, oder 2443, wo hm *dörste* (gegen k *dorfte*) dem zusammenhang vollkommen angemessen ist (nur dass *niht* hkm in *iht* geändert werden muss). auch die zeilen 3205 und 3206, die nur in k überliefert sind, seh ich als plusverse an : R. arbeitet, um ihr vorkommen in k zu erklären, mit der künstlichen voraussetzung, dass die beiden vv. in der gemeinsamen vorlage x in einer zeile geschrieben waren, so nach y (der vorlage von km) übergiengen, dann aber von h und von m ausgelassen wurden. ich sehe von ihrem consonantisch unreinen reim *balde* : *alle* ab (in rücksicht auf die zwei sichern fälle *swîgen* : *vermîden* 7045 und *umbe* : *begunde* 2537), betone aber, dass der 3205f ausgedrückte gedanke, dass man vor dem riesen floh, in allen texten 3222 und 3224 widerkehrt und erst dort rechten sinn im fortgang der erzählung hat. ich sehe daher in 3205 f einen vom schreiber k (oder seiner vorlage) vorgenommenen einschub, der dadurch veranlasst war, dass die gemeinsame vorlage den anfang des v. 3207 *des wart im zorn und gâch* verderbt hatte, und schlage vor zu lesen: 3204 *dô sie daz rehte erfunden, alrêrst wart im zorn und gâch.* ein solches *alrêrst* auch 3421.

2) Wo h und km einander gegenüberstehn, ist R. folgerichtig

und vorsichtig im allgemeinen der hs. h gefolgt. warum schrieb er aber 252 mit km *gevielen* gegen h *vielen* und 6701 *si ist mir als min kint, diu ir hie ein man wil behaben,* da doch h *diu hie einen mag behaben* formell und dem sinne nach vollkommen passt und auch durch die antithese zum vorhergehnden *diu hie ein andern niht erwelt* 6697 empfohlen wird? 5948 ferner ist von km *dâbi* sichtlich deswegen geschrieben worden, weil *wellen* dort fehlt; nahm R. das *wellen* von h auf, so muste er umsomehr dessen *dâ* beibehalten und *und wellen in dâ sagen mê* lesen. 6685 ist km *verte* in rücksicht auf das vorhergehnde *sô varent si hin mit lobes kraft* freilich sehr verlockend; aber dennoch ist *der wirde jaget er vaste nâch* h sicherer. in zahlreicheren fällen würde ich aber anderseits raten, der la. km gegen h zu folgen: 2060 *wær al der welte frümekeit an* (*in* h) *dich einen geleit*; 2062 *des soltu gewis wesen* km gegen *daz muoz dir gewislich wesen* h, vgl. 2858. 6320; 3405 geben h wie km an sich guten sinn, aber h widerholt 3405 nur den inhalt von 3403 und die lesung *und geloubte in daz gar* km ergänzt in besserer anpassung an die situation den v. 3404. 4460 *wand ich mich versinne* h passt weder zum vorhergehnden noch zum folgenden ohne schwierigkeit; list man aber mit km *daz ich mich kan versinnen*, so beginnt dieser gedanke den satz 4460—64, den chiastisch der vers *des sint si tumber danne kint* gut abschliefst; man hat nur v. 4461 statt *dô* h, *doch so* k, *doch* m *sô* zu lesen, und der sinn ist: 'dass ich bei sinnen bin, das macht, dass ich ihn nie reden hörte; ihn hörten aber sonst alle in diesem lande, darum sind sie einfältiger als kinder'. 4764 wird durch km *nu* (*und* m) *begund er ouch gebâren* (gegen h *und begunde ouch g.*) viel mehr gewicht auf den neuen gedanken gelegt, der hier eintritt und für die handlung in der tat von wichtigkeit ist. 5087 mit km *striten* gegen h *justen*, denn im vorhergehnden ist vom schwertkampf die rede. 5102 mit km *schriet* (h *sluoc*). 5278 ist km *daz si sunderliche quæmen* (km *kamen*) dem zusammenhang, der das im satze ausgesagte in die vorstellung des königs Matur versetzt, allein angemessen (gegen h *die quâmen sunderliche dar*). 6672 km *von rehtem herzen grunde* (gegen h *von rehtes h. gr.*). auch 6682 ist km zu folgen (und 6681 ohne änderung die la. hkm *ungewert* beizubehalten), also : *daz in diu sælde ungewert bescheidenliche hulde swert.* dadurch wird die schwierigkeit der construction, von der R. in der anm. spricht, gehoben; der reim ist rein und *bescheidenliche* bedeutet 'gebührend'. 7174 mit km *dâ wær er schulde an gezigen*, gegen h *dâ w. er schuldic an g.* 8052 mit km *lobe* statt *lone* h (vgl. 8030—33). 8095 h *die selben hôchgezît* wird durch 8096 f ausgeschlossen : mit km *die schœnsten h.* 8247 *zuo der ê* statt h *ze iuwer ê.* 8271 mit km *sælden* gegen h *êren*, denn der sprechende betont gleich zu beginn seiner rede, dass es sich um seine *sælde* handelt.

In metrischer beziehung sind nunmehr durch die ausgabe manche aufstellungen der Unterss. überholt. zweisilbigkeit der senkung beschränkt sich nicht auf die Unterss. s. 32 angegebenen fälle, es kommen auch beispiele wie 2049 *mîn geslehte ich dir wol gesagen kan*, 5329 *wan als ir dâ mit în gefarn quam*, 2554 *sît er mit dem getwerge hâte gestriten*, und die typischen formen leichter art wie *iemer geschéhen* und schwererer wie *niemer noch*, *twánc sie vil* sind sehr häufig. synkope der senkung hinwider kommt sehr oft vor, aber fälle wie *lât ir mich genesen* kommen in wegfall, da R. das vorkommen dreihebig stumpfer verse doch zugeben muste. er hat sich spät dazu entschlossen, wie er vorr. VIII selbst sagt. dadurch sind ungleichheiten in die behandlung der überlieferung gekommen. um den vers vierhebig zu machen, hat er gegen h mit km 1880 *nieman*, 3906 *alle*, 6085 *vil*, 6727 *nû*, 7277 *alsô* (7551 *dâvor*) aufgenommen, ja gegen h und k, blofs mit m 2966 *gerne*, 4442 *manne*, sogar gegen hkm 157 *gesagen* (hkm *sagen*), trotzdem in keinem dieser beispiele der sinn die abweichung vom stammbaumgesetz verlangte und trotzdem in mehreren unter ihnen der zugehörige reimvers (wenn man nicht synkopierungen anwendet) ungezwungen dreihebig sich lesen lässt. auf derselben absicht beruhen auch zweisilbige *unde* in metr. typen wie 2110 (*diu bein samet enzwei* :) *des viel er nider unde schrei*.

In entgegengesetztem sinne weicht, wider aus metr. gründen, R. von der überlieferung ab, wenn er, um den vers zu glätten, mit km gegen h ein bedeutungsloses *dô* einfügt 1002, 2568, *dâ* 1479 (während er ein ganz gleiches *dâ* km 1634 mit recht unberücksichtigt lässt), *vil* 4292. 6320, *ouch* 1116, ja auch gegen hk, blofs mit m, ein *dô* 2894.

Fast unabhängig von der frage nach dem verhältnis der hss. war für R. die entscheidung, in welcher orthographie und sprachform er den text herstellen solle. er äufsert sich darüber in der vorrede : alle drei hss. sind sehr jung, m alem., h schwäb., k von einem md. schreiber nach alem. vorlage; in den Untersuchungen hatte er aus den reimen nachgewiesen, dass die mda. des Strickers jedesfalls nicht bair.-österr., sondern wahrscheinlich md. war. die schreibung einer der drei hss. konnte also nicht mafsgebend sein. so entschloss er sich zunächst dazu, auf grund der 'an den reimen und auch an der überlieferung beobachteten besonderheiten, alles was nur md. sein konnte' in der sprachform des textes auch anzubringen. später gieng er davon ab und zog vor 'nur das anzunehmen, was durch die reime direct gegeben ist', und 'bei der endgiltig befolgten beschränkung hat eine verallgemeinerung der reimformen nur in wenigen, besonders häufigen fällen stattfinden dürfen : gebrochenes *o* anstatt *u*, *ld* für *lt*, immer in *solden*, *wolden*, *u* für *ü*'.

Man sieht bei diesen erwägungen deutlich, dass R. nur sehr

allmählich die scheu vor dem verpönten 'normalisieren' überwunden hat, dass aber überlieferung und art des denkmals selbst ihn schrittweise zwang, mehr und mehr die schreibweise dem schriftmäfsigen mhd. anzunähern, mehr und mehr zu normalisieren. und ich halte das bei dem Stricker in der tat für den einzig möglichen vorgang. R. begründet ihn richtig damit, dass er ein litterarisches denkmal der guten zeit herauszugeben hatte; er konnte hinzufügen, ein höfisches, von einem dichter, der höfische vorbilder nachahmt, der, das ganze seiner dichtung in betracht gezogen, mundartliche reime nach möglichkeit vermeidet. wer da 'normalisiert', tut es nicht in dem sinne, dass er damit — in ermanglung eines besseren — nach einem geläufigen auskunftsmittel greife, sondern in der überzeugung, dass er damit die litterarische absicht seines schriftstellers trifft, der für sein schriftwerk eine über die mdaa. hinausgewachsene (und nur bis zu einem gewissen grad sich ihnen anbequemende) schreibweise verwenden wollte. ich glaube daher auch, dass R. den von ihm eingeschlagenen weg bis zu ende hätte gehn sollen und auch nicht die durch die reime *u* : *o* angedeutete mundartlichkeit verallgemeinern durfte. dass ein reim von der art *torn* : *zorn* im Daniel zehnmal vorkommt, beweist nur, dass Stricker in mündlicher rede *torn, frome, si verlorn* sprach, durchaus nicht, dass er sie allgemein in seinem roman geschrieben sehen wollte. die gröfsere oder geringere häufigkeit eines mda.lichen reims hat für die frage, ob der dichter so sprach, keinerlei bedeutung : das einmalige *liute* : *hüete* ist für die aussprache *lûte* : *hûte* gerade so beweisend, wie die häufigen fälle *u* : *o* für diese lautung, und würde methodisch ebenso stark die verallgemeinerung der orthographie *lûte, hûte* verlangen. die reime der einen wie der andern art sind als unbeabsichtigte fehler zu betrachten, und ebensowenig wie *lûte, hûte* ist *from* usw. zu verallgemeinern und in das innere des verses zu setzen, wo es störend im rahmen des sonstigen vocalismus auffällt und nirgends auch durch sein seitenstück md. *e* > obd. *i* gestützt werden kann.

Solche normalisierung erlaubt immer noch, in einzelheiten individuellen eigentümlichkeiten des denkmals rechnung zu tragen. so kann man sich vollständig ua. mit der schreibung *wolde, solde*, mit der vermeidung des *û*-umlautes vor nasal + consonant einverstanden erklären; dergleichen stört nicht den gesamtcharakter der schreibung und ist auch den Oberdeutschen nicht fremd. die überlieferung rät ferner, an drei stellen eine 1 sg. präs. auf *-en* einzusetzen (trotz den vorr. VII geäufserten bedenken). 6110 heifst es *sô wil ich vâhen niuwe site und wil ez durch iuch verkiesen, daz ich drumbe niht verliesen mîn lant und iuwer hulde.* diese la. *verliesen* h hat vollkommen guten sinn; km nehmen an *-en* anstofs und schreiben *daz ich durfe niht verliesen*; das hat R. in den text genommen. aber dass km hier änderten, ist an

sich wahrscheinlich und wird es noch mehr durch den ganz ähnlichen fall 6167 : *ich wil darane kêren alle die sinne die ich ie gewan, daz ich iuwern schaden um iuwern man nâch iuwern sælden erstaten. in der unfröuden schaten muoz mîn herze sitzen* — so list h; k ändert wider zu *will herstatten* (: *schatten*), m hat *erstate* : *schate*. der dritte fall — indicativisch — im versinnern: 6900 *Nû hœret, ich sagen, wie daz quam* — so h und m, k : *nun hören wie es kam*. sichere entscheidung ist allerdings nicht möglich : 1) weil reime *e* : *en* in der tat vorkommen, 2) weil die hss. solche reime auch sonst absichtlich zu vermeiden scheinen (vgl. 1097. 1146. 2306). an und für sich könnte 1 sg. auf *-en* oberd. wie md. sein. sonst könnte man noch fragen, ob R. in andern fällen, wo weder reime noch überlieferung einen anhaltspunct bieten, nicht leise md. färbung hätte anbringen sollen, wie 2094. 3916, wo er zwischen *gequelt*, *quilt* und *gekelt*, *kilt* zu wählen hatte und für letzteres sich entschied, oder 2008, wo er den conj. prät. *erwante* ohne umlaut aufnahm.

Die gesamtauffassung der mda. des Strickers, die R. in den Untersuchungen auseinandergesetzt hat, ist durch die ausgabe nicht wesentlich verändert worden. zu dem an erstgenannter stelle gegebenen verzeichnis unreiner reime kommt jetzt noch *rîten* : *niderwiten* 5058, was ich mit R. als erhöhung eines umlaut-*e* (für *niderweten*) auffasse, und *gefüere* : *gewürre* 4311, was ich aus md. monophthongierung erkläre. zum wortschatz sei bemerkt, dass das subst. *schône* vorwiegend md. zu sein scheint, *allerbast* 730 in Nürnberg 1407 belegt ist (Lexer). die form *garest* (adv.) 2153 steht meines wissens ganz vereinzelt, und ist aus *gar es* h (das als *gar ez* gut passt), *wytest* k, *aller bassest* m kühn, vielleicht ohne notwendigkeit erschlossen. der ausruf *ind*, den h 2796 überliefert, ist in den text zu nehmen; man kann ihn beim Stricker schwerlich aber für mda.lich und alem.-schwäb. erklären : denn erst bei späten Österreichern (Helbling-satiren, Ottokar) — und zwar mit beziehung auf bestimmte politische und sociale verhältnisse — erscheint er als 'schwäbisches' modewort; der Stricker entlehnt ihn blos höfischen mustern.

Zur textkritik im engeren sinne hab ich noch folgende anmerkungen zu machen : 119 verlangt der zusammenhang *oder* statt *und*. — 134 f streich ich die klammer, setze nach 135 punct, nach 137 komma. — 286 muss das überlieferte *gesaz er* in *gesâzens* geändert werden, denn die 281—287 geschilderte scene ist genau dieselbe, die sich 267—280 und 288—293 abspielt, und beidemal steht dort an dem analogen punct der handlung *gesâzen beide* (279 und 293). — nach 487 ist punct, nach 488 komma zu setzen. — dass in der zeile 647 *daz ir dienst sî bewant* etwas fehlt, mein auch ich mit R.; aber das vorhergehnde *er hât in gelihen lêhen* verlangt nicht das *baz*, das R. ergänzt, weil das *lêhen lîhen* ja nicht als eine gunst, son-

dern als zeichen der herschaft zu verstehn ist: also eher *daz ir dienst si zim bewant.* — nach 721 komma, denn 722 ist *ἀπὸ κοινοῦ.* — 1131 l. *daz ir ein herzeleit war* (statt: *si*) und vgl. 1147. 1222 (warum ist R. von dieser schon Unters. s. 23 erkannten besserung wider abgegangen? der in der anm. gegebene grund ist doch ganz unzureichend). — 1439 das auffällige *ûf dem deheines hûse* h gegen *ûf keinem hûse* km bedarf einer rechtfertigung. — 1531 ist die hs.liche la. *kund ich mîner schulde komen an ir hulde* (R.: *mit mîner sch.*) beizubehalten: die schuld des zwerges liegt in dem, was er den eltern und verteidigern der dame angetan, in den drohungen, die er gegen sie selbst ausgestofsen hat, und dass der Stricker von einer verschuldung hier redet, bezeugt auch 1539. — auch 2587 ist das überlieferte *sô* zu belassen; das subj. ist aus 2586 leicht zu ergänzen. — 2860 gibt *in* h (km ändern die construction) viel bessern sinn als R.s *im.* — 3107 *daz was hie wider als ein wint* m und R., *alles* k, *als* fehlt h: die la. h wird durch 49 *daz was ein wint wider ime*, 4499 *daz was allez ein wint*, 3420 *der êrste strît was ein wint* (vgl. auch 7865. 3268) bestätigt. — 4430 *und moht im nieman dhein leit getuon* ist überladen; ich lese *und moht im nie dhein l. g.*: der satzbau wird dadurch auch straffer, der zusammenhang besser. — 4490: man vermisst eine bemerkung zu der form *hân bewarn* (Weinh. § 426) in *er kund es niht hân bewarn* (ebenso 4823). entweder ligt hier attraction zum inf. *hân* vor, oder man muss *hân* streichen: dabei ist sehr zu beachten, dass es in der tat 4490 in m, 4823 in km fehlt; vgl. auch *sie kunden beide wol bewarn* 3018. — 5611 *dem* hkm ist beizubehalten: numeruswechsel auch 6404 f. 6428. — 5952 les ich: *getar ich mîn ungemach vor iu herren niht geklagen, ir enwelt mir versagen iuwern dienst und iuwer hulde, die verliuse ich âne schulde*: 'darf ich es nicht wagen vor euch mein leid zu klagen, ohne dass ihr mir darum dienst und huld aufsagt, so verlier ich beides ohne meine schuld'. —

5980 *ich wil im bescheinen,*
daz ich sîn niht vergezzen mac
und iuwer weinen h } *unz an den tac*
und (ich k) *wil weinen* mk }
daz ich niht lenger leben sol

R. stellt v. 5982 nach m her, h legt aber *und iemer weinen* viel näher. allerdings kommen widerholungen wie die des *ich wil* auch sonst vor, zb. 5945 ff. 6110 f, und allerdings gehn gerade dort auch die hss. in bewahrung oder beseitigung der anaphora auseinander (wobei R. sich beidemal für die bewahrung entschied): aber dort lässt die betreffende hs. — einmal km, dann h — immer nur das zu widerholende wort aus, ohne es — wie h 5982 täte — durch ein anderes zu ersetzen, und in dem verwanten fall 6552 hat R. sich mit recht für h entschieden. —

6249 f l. *daz er des lôn emphienge des er mit in begienge.* — 6272 list R. mit hk *daz ist grôze triuwe an iu getân*; in den zusammenhang passt aber nur *von iu* (mit m), oder metr. leichter *an mir.* — das reimpaar 7047 f setz ich nach 7049 f, weil 7050 *und warumbe er in næme* nicht zu *nôt* 7048, wol aber zu *rede* 7046 passt. — 7173 statt *muose* l. *müese.* — nach 7234 ist der punct zu streichen. — 7628 *wan daz ich doch versuoche* streiche ich *daz*; der sinn ist: 'denn wenn ich davonkomme, so versuche und bewürke ich doch auf alle weise was mir frommt, zu eurem schaden'. — 7670 ist mit hm das eine der beiden *in* zu streichen. — 8126 ist statt *diu wîle* zu lesen *die w.* — in der stelle 8123 ff, wo der Stricker vom nutzen des anhörens höfischer mären redet, interpungiere ich 8131 ff anders als R.: nach 8131 setz ich punct, nach 8133 komma, nach 8134 doppelpunct, nach 8136 komma: 8135—37 gehören enge zusammen und ziehen das resultat: 'wenn er auch eigentlichen gewinn nicht hat — und vorausgesetzt, dass er keinen verlust dabei erleidet — so vertreibt er sich doch die zeit'. — 8220—27 kann nicht als inhalt dessen, was einer einem andern ins ohr flüsterte (8216), aufgefasst werden; es ist vielmehr vom dichter gesprochene fortsetzung des lobes jener höfischen festlichkeit, und 8216—8219 ist erweiterung des motivs vom festlärm ('da war viel posaunenschall, so dass . . .'). — 8260 ist mit hkm *verspræche*, 8258 daher *wære* statt *ist*, das nur in km überliefert ist, zu lesen.

Eine conjectur zu v. 53 *wes er* (Artus) *pflac in sîner jugent* hab ich bis hierher verspart, weil sie etwas auszuholen nötigt. der vers steht in der einleitung, an der stelle, wo der Stricker von der vollkommenheit des königs Artus redet und es ablehnt, seine vorzüge ausführlich und ganz darzustellen, weil man ihm sonst den vorwurf, ein narr oder ein lügner zu sein, machen würde. man weifs, dass auf diese stelle, besonders aber auf die zeilen *ich kunde wol getiuten, wes er pflac in sîner jugent,* R. seine hypothese einer berührung zwischen dem Daniel und der Krone Heinrichs vom Türlin gestützt und auf priorität des Daniel geschlossen hat (Unterss. s. 113 ff; ich verweise dazu auf meine bemerkungen Anz. XIX 251 ff). list man aber den eingang des Daniel im zusammenhange, so ist klar, dass der Stricker von Artus und seinem hofe nur redet, um den hintergrund für das auftreten seines helden Daniel sich zu schaffen, es ist ferner deutlich, dass er mit der nennung des königs Artus ein allgemeines lob seiner persönlichkeit verbinden wollte, das ihm wider in die allgemeine haltung der einleitung gut passte. dabei muss es nun in hohem grade auffallen, dass der Stricker bei einer figur, die nicht hauptperson des gedichts ist, plötzlich ein motiv anschlägt, das weder in die composition seines eigenen werkes passen würde, noch auch sonst in dem in Deutschland behandelten kreise der Artusmotive irgend eine nennenswerte rolle spielt, das von könig Artus

jugend: 'könig Artus war so vollkommen, dass alles andere, was wir von königen sagen hörten, nichts dagegen ist. wäre das nicht, dass ich ungerne mich in streit einlasse, so wüste ich wol darzustellen, was er in seiner jugend tat — aber wenn ich alle seine vorzüge darstellte, so würde man — das weifs ich gewis — von mir sagen, ich sei ein narr oder ein lügner. darum will ich, ohne ganz darüber zu schweigen, nur wenig davon sagen' (v. 47 ff). in würklichkeit sagt er über Artus jugend nicht nur 'wenig', sondern gar nichts. der ganze zusammenhang wird aber glatt und vollkommen befriedigend, wenn wir 53 *von sîner jugent* lesen: 'von seiner jugend ab' — der Stricker erklärt sich über die ganze lebenszeit des königs unterrichtet, und alles das preiswerte derselben mitzuteilen, würde ihm widerspruch eintragen, darum beschränkt er sich auf einzelnes. die ganze stelle ist dann ein in herkömmlichen gedanken sich bewegender preis des königs, die befremdend zugespitzte erwähnung seiner jugend fällt weg und die phrase *von sîner jugent* selbst ist nichts als eine formel pleonastischer art, das *toben und liegen* v. 56 ein superlativ, der die unglaublichen vorzüge des königs ausdrücken soll, und v. 57 f passt nunmehr ganz gut, denn der Stricker erzählt in der tat — wie es auch dem plan seines werkes angemessen ist — von Artus nur verhältnismäfsig wenig.

Der hauptgrund zur annahme directer beziehungen zwischen den einleitungen der Krone und des Daniel fällt demnach wahrscheinlich weg; dadurch verlieren auch die wortanklänge, die R. Unterss. 113 f nachweist, einen teil ihres gewichts, und selbst wenn man ihnen den wert von beweisgründen für den einfluss des einen der beiden werke auf das andre noch beimäfse, so könnten diese beziehungen wol nicht mehr zu schlüssen auf die priorität des einen der beiden verwendet werden.

Die anmerkungen dienen hauptsächlich zum nachweis der vom Stricker im Daniel verwendeten motive und erweitern das in den Unterss. dafür beigebrachte; sie bestätigen die dort schon gut begründete behauptung, dass der dichter die berufung auf eine französische quelle fingiert und die composition seines gedichtes als litterarischer nachahmer erfunden hat. hier war auch der ort auf einzelne widersprüche aufmerksam zu machen, die bei aller sorgfalt, die der Stricker auf reichliche motivierung verwendete (Unterss. 89), doch unterliefen. die jungfrau von der grünen aue braucht ja gar nicht taub zu sein oder die ohren sich zu verstopfen oder sich zu verbergen, damit sie nicht die verzaubernden worte des unholds höre, da es dieser ja doch nur auf männer abgesehen hat, und Daniel, der nach dem geheifs der jungfrau die ohren sich nicht verstopfen darf, hört die stimme des rufenden, ohne aber davon schaden zu nehmen. undeutlich ist die lage des ortes, wo die jungfrau von der grünen aue wohnt, verglichen mit dem lande könig Maturs: Daniel und der graf vom

lichten brunnen sehen nach einer irrfahrt bei grauendem morgen den berg, der könig Maturs reich umschliefst, vor sich, zwei sehr grofse meilen weit entfernt (2388 ff); nach kurzer zeit kommen sie auf ein feld, auf dem 'vor dem berge' ein zelt aufgeschlagen war (2399) : das ist also derselbe berg, von dem gerade vorher die rede war, derselbe, in dem dann das abenteuer mit dem siechen unhold sich abspielt (vgl. 2471. 2483). wie man aber diese angabe mit der schilderung von Maturs reich (508 ff) vereinigen soll, ist ganz unklar; 2748 heifst dann der ort, zu dem Daniel von jenem zelte aus reitet, um den eingang in Maturs land zu erzwingen, wider *hin ze dem berge*, und die entfernung dahin ist *kurzer mile niht wan zwô* (2749). der dichter hat also die geringfügige einzelheit von den zwei grofsen meilen gut im gedächtnis behalten — wie auch sonst dergleichen zu beobachten ist —, aber die gesamtsituation bleibt doch unklar.

Viel auffallender und schwerlich auf seine rechnung zu stellen sind die widersprüche 7965 ff : Daniel will Artus gattin Ginover aus Britannien zum feste holen; 7965 fordert er die junggesellen unter seinen genossen auf, mit ihm zu reiten, und 7979 ist widerum gesagt, dass er alle die, die sich in seinem lande eben beweibt hatten, zurückliefs und nur mit den 600 junggesellen ausritt (7977) : *dise bat er underwegen . . . daz sie mit der künegin ir frouwen liezen riten* (7988); sie geloben das und sie kommen nach Britannien. es folgt eine stelle über die helden, die Daniel dort antraf; dann 8057ª [1]—8062 : 'als Daniel sah, dass seine gesellen alle ihre frauen gebracht hatten, um ihn zu begleiten'; 8063—8067 : *dô huoben sie sich an die vart. frœlich ûfgehaben wart diu künegin Gynovère . . . mit achtzic juncfrouwen.* das widerspricht so auffallend und in solcher nähe dem früher gesagten, dass ich die zeilen 8057ª—8062 als interpolation zu streichen vorschlage; der einschub wurde wol veranlasst durch misverständnis der citierten zeilen 7988—7991 (*dise bat er — liezen riten*). durch die ausscheidung wird weder der zusammenhang noch der wortlaut der umgebenden verse gestört : 8063 schliefst sich gut an 8057.

Auf den stil gehn die anmm. nur gelegentlich, nicht systematisch ein. ich gebe R. zu, dass er dadurch über den rahmen der ausgabe hinausgeführt worden wäre, weil das gesamte Strickermaterial hätte herangezogen werden müssen und wir, was die kleinen gedichte betrifft, noch immer nicht auf festem boden stehn. zur vergleichung reizt freilich vieles schon jetzt, auch auf dem gebiete seines erzählungsstiles im weitern sinne : ein stark hervortretendes subjectives element fällt auf, das besonders in den reflexionen, die er seine personen anstellen lässt oder selbst anstellt, zum ausdruck kommt (1077. 2167. 2341. 2517. 8122 uö.); lehrhaftes wird oft, auch mit unterbrechung der erzählung, ein-

[1] in würklichkeit 8057, da zwischen 8040 und 8060 die randzahlen in unordnung geraten sind.

gefügt (21. 73. 300. 1298. 1412. 1504. 1691. 4887. 4966. 5145. 6021. 7243. 7357. 7487. 7652. 8087. 8150) und erinnert an den spätern didaktiker; er erklärt die anwendung einer sentenz auf den gegebenen fall 7493, so wie er 3656 im *bîspel*-stile die bestandteile eines vergleiches zerlegt und erklärt (vgl. 3626—3633).

Innsbruck, oct. 1895. JOSEPH SEEMÜLLER.

Beiträge zur geschichte der deutschen weihnachtspiele. von dr WILHELM KÖPPEN. Paderborn, FSchöningh, 1893. 132 ss. — 2,40 m.

Die arbeit bringt viele neue resultate, von denen sich mehrere als haltbar erweisen, andere dagegen zu streichen und einige besser zu begründen sein werden. rasche belesenheit, grofse gesichtspuncte und vertrauensvolle combinationslust bilden die stärken und schwächen des begabten verf., der hier das erste (und, wie ich nach abschluss dieser anzeige hörte, leider auch das letzte) mal vor die germanistenheit tritt. ursprünglich handelte es sich ihm nur um eine seminararbeit über das Hessische weihnachtspiel, die er dann zu einem umfang erweiterte, für den die jetzige bezeichnung 'Deutsche weihnachtspiele' noch zu eng ist, da ein eigenes capitel auch die lateinischen untersucht.

Die einleitung wirft zunächst einen blick über die neuern und wichtigern publicationen zur geschichte der geistlichen volkschauspiele. dabei durften die arbeiten von Ammann nicht vergessen werden, zumal durch sie eine wichtige quelle aufgedeckt wurde, aus welcher ein grofser teil der jüngeren spiele geschöpft hat. ferner ist K.s urteil, dass 'zu einer gründlichen verarbeitung des materials für die geschichte des dramas kaum der anfang gemacht' sei, jedesfalls sehr übertrieben. es sind gerade in den letzten jahren mehrere arbeiten zu tage gekommen, die als gute anfänge und zwar nach verschiedenen richtungen hin bezeichnet werden müssen, ein paar in seiner allernächsten nähe und, wenn ich mich nicht teusche, sogar aus derselben schule, der auch er anregung und ausbildung verdankt. darin aber hat er recht, dass eine gesamtdarstellung, wie sie LWirth versucht hat, überhaupt noch unmöglich ist, solange nicht eingehnde einzeluntersuchungen über heimat, alter, quellen und entwicklung wenigstens der wichtigern spiele vorhanden sind. da fehlt nun freilich noch sehr viel; man muss daher auch W.s buch, gegen das K. polemisiert, mit milde betrachten. manchmal hat Wirth ergebnisse, die auch ihm vorlagen, wol nur deshalb nicht verwertet, weil sie ihm zu wenig gesichert schienen. das mag zb. K.s vorwurf betreffen, dass 'schon Mone die md. heimat des SGaller spiels unwiderleglich erwiesen' habe: Wirth ist eben von der 'unwiderleglichkeit' nicht überzeugt gewesen; und in der tat ist leicht einzusehen, dass man das ganze stück erst gründlich prüfen und die spätern zutaten der schreiber und überarbeiter von dem ursprünglichen texte sondern muss, um heimat und sprache des spieles genau bestimmen zu können. dabei wird sich erst zeigen,

wie viele von den argumenten Mones zu streichen sind, wenn auch das gesamtresultat schwerlich umzuwerfen ist[1].

Die eigentliche abhandlung umfasst fünf teile, deren erster die 'Lateinischen weihnachtspiele' behandelt. ein neuer text wird nicht beigebracht, K. arbeitet mit dem alten material, das weit zerstreut ligt und vielfach schwer zugänglich ist, sodass sammlung und neudruck desselben nach dem muster, das Milchsack und Lange bei den osterfeiern gegeben haben, willkommen wäre.

K. teilt die ältesten darstellungen des weihnachtscyclus in 4 arten, je nach den 4 festen: verkündigung Mariae, der hirten, anbetung der drei könige, tötung der kinder. ganz mit recht. aber umsomehr muss man sich wundern, wenn er selbst hinterher diese unterschiede wider fallen lässt und sogar ausdrücklich zu begründen sucht, dass man die 'dreikönigspiele als weihnachtsfeiern bezeichnen müsse'. die berufung auf die 'osterdarstellungen' trifft nicht zu; denn diese scheiden wir genau nach dem inhalt und nach ihren beziehungen zu den kirchlichen festen in osterspiele (auferstehung), passionspiele (leiden und tod Christi), Emausspiele oder bruderspiele (erscheinung Christi in Emaus) usw. der andere grund, dass die Orleanshs. eine dreikönigsfeier neben einer osterfeier enthält, beweist natürlich noch weniger für die bezeichnungsweise dieser stücke, da wir hss. besitzen, welche die verschiedensten spiele neben einander überliefern. die vermengung ist von übel schon deswegen, weil die verschiedenen gattungen teilweise auch verschiedene entwicklung durchgemacht haben; wo später verbindungen stattfanden, erkennt man in der regel immer noch heraus, welches stück die grundlage bildet, wie ein passionspiel nicht aufhört passionspiel zu sein, wenn es mit einem Emaus- oder palmsonntagspiel vereinigt wird. nicht weniger notwendig ist es, den unterschied zwischen feier und spiel bei diesen stücken ebenso festzuhalten wie bei den österlichen: jene meint die darstellungen, welche noch ein integrierender bestandteil des kirchlichen gottesdienstes waren; dieses geht auf solche, welche bereits von dem cultus losgelöst erscheinen und entweder nur im anschlusse daran oder ganz selbständig aufgeführt wurden. K. aber wechselt die ausdrücke nach belieben; nicht im vermengen, sondern in der immer genauern unterscheidung ligt der fortschritt unserer erkenntnis. so handelt er in diesem abschnitt eigentlich nicht von den 'Lateinischen weihnachtspielen', sondern von 9 dreikönigsfeiern und stellt ihren entwicklungsgang dar vom ausgangspunct, der durch den Rouener text gegeben ist, bis zum offiz von Orleans im 13 jh. er findet 5 'typen', die sich

[1] so tut Mone sich auf den reim *Jordane : verstane* 15 viel zu gute, der gar nichts beweist, da der vierhebige vers ebenso klingend wie stumpf enden kann, ja die dreihebig klingenden häufiger sind als die vierhebigen; nicht weniger mislich steht es mit dem reim 121, wo *vergicht : nicht* ohne anstand wäre.

in ähnlicher weise von einander abheben wie die einzelnen gruppen der osterfeiern: durch den zutritt neuer personen und den anwuchs neuer scenen, und zwar wird zuerst Herodes mit seiner umgebung mehr und mehr hereingezogen (danach drei stufen B, C, D), dann die hirten (typus E). neben den neuen typen laufen die alten noch her. genau besehen, ruht jeder dieser typen nur auf éiner würklich überlieferten hs., zu der ein paar verlorene erschlossen werden; blofs der jüngste hat mehrere unter sich. K. hat auch versucht, einen stammbaum der 9 erhaltenen texte aufzurichten, und dabei viel scharfsinn aufgewendet. wie wenig aber auch er über das hypothetische hinausgekommen ist, zeigt jedem schon der umstand, dass er nicht weniger als 8 unbekannte zwischenglieder, überdies kreuzungslaa. und 'offenbar nicht schriftliche' überlieferung annehmen muss: voraussetzungen, die, bevor sie zur genealogie verwertet werden dürften, alle erst für sich in diesen spielen erwiesen sein müsten, was aber bei der geringen verszahl der überdies zum teil blofs fragmentarisch überlieferten stücke schwerlich möglich ist. ein anderer gesichtspunct, der nahe lag, obgleich er erst jetzt durch Creizenachs Geschichte des neuern dramas recht zur geltung gebracht worden ist, fehlt vollständig: wie weit nämlich die osterfeiern textlich und technisch auf diese stücke eingewürkt haben; bei einem zusatze wie R-H (s. 23) *euntes dicite, quia natus est* drängt der einfluss sich förmlich auf. gern aber wird man zugeben, dass von den bisher aufgestellten genealogien (Hartmann, Baist) die von K. am meisten wahrscheinlichkeit für sich hat und die beziehungen der stücke zu einander am besten erklärt.

Der 2 abschnitt hat keinen unmittelbaren zusammenhang mit dem vorausgegangenen. er behandelt 'das Sterzinger weihnachtspiel und sein verhältnis zum Hessischen weihnachtspiel (ed. Piderit)'. dass K. schlechtweg 'das Sterz. w. sp.' schreibt, ist nicht gut, da es in der Sterzinger sammlung mehrere spiele gibt, die mit dem weihnachtscyclus in der weitern auffassung K.s zusammenhängen; die genauere bezeichnung wäre 'Rabers weihnachtspiel von 1511' gewesen.

Das erste ergebnis dieses cap.s ist der nachweis, dass St (bezw. R) älter ist als H, den ich für richtig halte, obgleich er nur aus einer allgemeinen textvergleichung geschöpft und nicht auf eine durchgehnde untersuchung der laa. im kleinen und einzelnen gegründet ist. der zweite schluss lautet, dass beide auf eine 'gemeinsame grundlage' zurückgehn, dafür fehlt aber jeder beweis und jede nähere bestimmung; der dritte schluss, dass die heimat dieser vorlage h 'wahrscheinlich Hessen, nicht Tirol ist'. das sucht K. eingehend zu begründen; ich kann aber nicht finden, dass es ihm gelungen ist. zunächst führt er vier reime an, von denen er den zweiten gleich selbst als wertlos streicht, den dritten und vierten als in beiden dialekten gebräuchlich erkennt,

somit auch fallen lässt und ganz mit recht, denn ich kann sie aus den Tiroler spielen vielfach belegen[1]. es bleibt also nur der erste reim *sere* : *wœre*, der 'allerdings für md. entstehung spricht'. allein K. teuscht sich, denn in den Tiroler spielen sind reime *e* : *œ* nicht selten; vgl. zb. Haller pass. *lère* : *wœre* 793, *herre* : *wœre* 1472 (also ganz derselbe reim *herr* : *wär*, den K. im nächsten absatz aus St anzieht, weil er der gemeinsamen grundlage entstammen könnte); Pfarrkircher pass. *herre* : *mœre* III 1472; Brixener pass. *her* (adv.) : *mœr* 1436 ua. dass sie auch sonst in Süddeutschland nicht fremd waren, bezeugt schon Weinhold Mhd. gramm.[2] 89. diese reime liefern also nicht nur 'keine sichere' grundlage, sondern gar keine und sind unbedenklich vom ersten bis zum letzten zu streichen. aber K. hat noch ein anderes kriterium, das ihm wichtig erscheint. s. 31 sagt er: 'wichtig ist folgendes: H 117 f *Och kanstu hyne nicht geleigen, Du most haben eyn weigen* (H 141 f *Da saltu yne ligen, Ich wil holln eyn wiegen*); vgl. 583 ff *Du magst auch hinn nit gelign, Du werst sunst unvertribn; Mich wellen denn mein sinn petriegen, So pedarstu noch heint ainr biegn.* hier hat offenbar der bairische umarbeiter das reimpaar zerrissen, weil seinem dialekt der reim *wiegen* : *ligen* nicht genehm war'. das ist feinsinnig beobachtet, aber trotzdem nicht richtig, und zwar aus zwei gründen. erstens kann man nicht behaupten, dass der reim dem bair. umarbeiter scrupel gemacht habe, da er auch in andern bair. spielen zu finden ist: der Brixener pass. zb. schreibt gleich im 1 spiele (zu St 512, 9) *Lass dir Jesum nit vast an ligen; Wan er thuet dich auch nur betriegen;* überdies bringt der umarbeiter eine consonantische ungenauigkeit in das neue reimpaar, was schlecht stimmt zur vermuteten sorgfalt für reinheit des reimes. zweitens aber ist der grund seiner änderung aus dem, was er dazu gemacht hat, gar wol ersichtlich: die ursprüngliche anspielung war ihm viel zu undeutlich, er spricht daher in breiter plattheit aus, dass nicht etwa ein anderer grund die abweisung bewürke (*Du werst sunst unvertribn*), sondern nur jener eine, der nun durch den directen hinweis auf den augenschein (*Mich wellen denn mein sinn petriegen*), für den somit beim spiele gesorgt werden sollte, mit beleidigender grellheit vorgeführt wird; sehr bezeichnend ist dafür auch der einschub *noch heint*, der mit dem reim gewis nichts zu tun hat. wir beobachten im vorliegenden falle nur wider, was wir auch sonst wissen, dass sich ein grofser teil der Sterzinger spiele, namentlich jene aus Rabers sammlung, durch rücksichtslose deutlichkeit hervortun.

Also auch dieses letzte argument ist zu streichen, und die

[1] dass im 'tirolisch-bairischen *i* und *u* vor *r* resp. *h* diphthongiert' wurden, ist in dieser allgemeinheit allerdings nicht richtig. derselbe reim *sun* : *gethuen* im Brixener passion 1459; daneben auch reime wie *Jesu* (dat.): *zu* udgl., wo von diphthongierung überhaupt keine rede sein kann.

meinung K.s hängt vorläufig noch in der luft. natürlich fallen damit auch alle folgerungen. dass in den hundert versen, welche St und H gemeinsam haben, kein spec. bair. reim wie *î* : *ei* vorkommt, darf nicht wunder nehmen; im alten Tiroler passion trifft einer auf beiläufig 500 verse, und je älter die spiele, um so weniger begegnen sie.

Der folgende versuch, die echten von den spätern partien zu sondern, ist recht matt ausgefallen, weil nur inhaltliche momente in betracht gezogen werden. es müssen sich doch aus dem stil, der metrik und der untersuchung über die quellen dieser spiele neue kriterien gewinnen lassen wie bei andern producten dieser art. ich habe R nicht zur hand, bin im augenblick auch leider nicht beweilt, nach Sterzing zu fahren, um selbst einen versuch zu machen; es findet sich wol ein anderes mal gelegenheit dazu.

Der schluss des cap.s verflüchtigt sich in die gewagtesten hypothesen. einige bibelcitate in diesen stücken erklärt K. ohne weiteres für 'reste eines ganz lateinischen spieles', spricht auch gleich von einer 'vorlage von h', die natürlich 'einfacher und kürzer' gewesen ist, und fährt fort: 'indem sich in bezug auf diese vorlage dann wider dasselbe geltend machen lässt wie in bezug auf h, werden wir folgerichtig immer einfachere spiele als grundlage erschliefsen, bis wir bei den kirchlichen offizien angelangt sind'. in dieser weise kann jedes beliebige spiel bis zu den anfängen der geistlichen dramatik zurückgeführt werden.

Besser gearbeitet ist der 3 abschnitt über 'die grundlage des SGaller und der Erlauer Weihnachtspiele'. im wesentlichen kehrt auch bei K. die ansicht wider, die Kummer namentlich bei Erl. II angedeutet hat, dass G und E auf eine gemeinsame vorlage (b) zurückgehn, und das neue, was er hinzufügt, bezieht sich auf eine noch ältere lateinische vorlage (a), welche das verbindungsglied zwischen Fr(eisinger) und B(enedictbeurer) einerseits und Fr. u. b anderseits gewesen sei. K. hat mit findigkeit belegstellen beigebracht, welche das resultat wahrscheinlich machen; an tauben nüssen fehlt es allerdings auch hier nicht, so zb. wenn er meint, nur bei einem lat. stück sei es erklärlich, dass der engel Joseph ermahne, Maria nicht zu verlassen, bevor dieser die absicht, sich ihr zu entziehen, ausgesprochen habe — als wenn die dichter jener frühern zeit sich im lateinischen nicht ebenso leicht oder noch leichter und leider auch lieber ausgedrückt hätten als im deutschen!

Schon Kummer hat nachgewiesen, dass Erl. I auch in beziehung steht mit dem Hessischen wsp. und zwar habe H aus E geschöpft; K. dagegen meint, dass E unter einfluss von h entstanden sei, und sucht den beweis dafür zu erbringen. den müssen wir uns wider etwas näher anschauen. als wichtigste belegstelle verzeichnet er die verse Erl. 36 ff *Eia du můst sorgen umb das*

gwant (l. *wat*), *Umb das fleisch und umb das prat* (= *brôt*), *Umb die milich und smalz, Eia umb das mel und umb das salz.* damit vergleicht er H 568 ff *Ich habe wedder hyner nach die braden, Ich habe wedder botter nach smalz, Wedder oley nach das saltz.* wenn man beide stellen so anblickt, glaubt man würklich, K. habe recht, dass 'directer zusammenhang vorliegt und dass die scene des hess. spieles älter ist'. nur um die anknüpfungspuncte dieser verse zu prüfen, schlägt man selbst nach, da die situation in E und H doch sehr verschieden ist. da gehn nun freilich die augen auf: K. hat die ganze stelle in H eigenmächtig zusammengelesen und die dazwischenliegenden verse einfach gestrichen, ohne die lücken durch puncte oder in anderer weise kenntlich zu machen. in H (ed. Froning) steht: Joseph ad Mariam: so haben wir *kein win in der flaschen! Ich habe wedder hynner nach die bradin, Da ich dich eyn mol mochte mit beradin! Ich habe widder wilpert nach fusche, Nach nirn kein brot uff dem tusch! Ich habe widder botter nach smaltz, Wedder oley nach das saltz.* schon auf den ersten blick nimmt sich jetzt H als erweiterung des einfacheren E aus. bei genauerem zusehen findet man ferner, dass in E die verse gut in die gesamtsituation passen: die priester stellen Joseph vor, was er alles im ehestand wird leisten müssen, um Maria bei gutem humor zu erhalten. in H dagegen will Joseph seine armut schildern, und dazu passen die beiden ersten und der vierte vers sehr schlecht; denn wer seine armut darstellen will, hebt nicht hervor, dass ihm wein, hühner, wildpret usw. fehlen, das entbehren auch nichtarme oft genug: solch schiefe darstellung passiert eben einem kopflosen nachahmer, der ein verwantes motiv aufgreift und breit tritt, ohne zu überlegen, wie weit es zu seiner situation passt. und endlich ist es wider ein kennzeichen für den unbesonnenen nachahmer, dass er noch die ausdrucksweise im einzelnen verwässert hat. in E werden je zwei verschiedene dinge, welche bei den speisen zusammengehören und sich ergänzen, zu einem parallelausdruck verbunden: fleisch und brot, mehl und salz usw. diesen richtigen grundgedanken hat auch die lebende volksüberlieferung noch heute festgehalten; man vgl. nur den in der anmkg. angezogenen kinderreim (eier und schmalz, milch und mehl usw.). H dagegen hat ihn gar nicht beachtet, sondern in seiner unüberlegten weise zwei ausdrücke zusammengeflickt, die sich nicht ergänzen, sondern tautolog sind: hühner und braten meinen beide eben nur fleisch; butter und schmalz gehn beide nur auf die befettung der speisen, wozu er als drittes noch *oley*, das demselben zweck dient, hinzufügt; er glaubte wol eine besonders gescheite neuerung gefunden zu haben, wenn er mehl durch öl verdränge, und übersah dabei, dass ihm nun die hauptsache, die durchweg überliefert ist und ohne die ihm weder *botter, smalz* noch *oley* etwas nützen würden, ganz fehlt. damit

fällt natürlich auch die schon an sich unbegründete meinung K.s, dass 'die umarbeitung der verlobungscene, welche E I zweifellos (so!) anfangs (so!) enthielt, zu dem komischen wechselgesang unter einfluss von h erfolgt sei.' dass eine dialogische scene zu einem gesang[1] verkürzt worden sei, widerspricht unsrer sonstigen erfahrung, die vielmehr das umgekehrte mehrfach nachweisen kann.

Aufserdem bringt K. nur noch zwei parallelen bei, und nicht aus H, sondern aus St (bezw. R), welche aber die priorität von St gleichfalls nicht erweisen, eher das umgekehrte. die erste, aus einem verspaar, lässt sich für die frage überhaupt nicht verwerten : sie kann ebenso von E zu St wie von St zu E gekommen oder von beiden aus einer andern quelle genommen worden sein; *in des chindles nam* ist schreiberzusatz. von der zweiten sind zunächst die beiden ersten verse aus St 993 f zu streichen, weil sie in E I 45 gar keine entsprechung haben; soll dann nach den andern vier versen die priorität entschieden werden, so ligt sie wider wahrscheinlicher auf seite der prägnanten und geschlossenen verse von E, als bei den drei versen von St, die K. aus 992—1007 zusammengelesen hat. was diesmal an den stellenweisern erkenntlich ist.

Am schlimmsten in diesem cap. ist die chronologie, die ganz nach gutdünken, ohne jede begründung angesetzt wird. da schreibt K. zb. 'aus dem lat. spiel a gieng . . . wol noch im 13 jh. noch ein zweites spiel b hervor'. das kann ebenso im 14 jh. geschehen sein; die untere grenze ist nur durch G gegeben, und davon müste man m. e. ausgehn, indem man zuerst diese hs. untersuchte und datierte; denn wenn Mone in aller gemütlichkeit jener älteren zeit anmerkt : 'hs. des 14 jhs.', so ist damit noch nicht viel gewonnen. ob eine hs. dem anfang, der mitte oder dem ende des 14 jhs. angehört, das zu entscheiden, brauchts bei den heutigen paläographischen hilfsmitteln keine besondere grütze.

Der 4 abschnitt behandelt die 'einwürkung des verlorenen Erlösungspiels auf die weihnachtspiele des mas'. zu den bisher behandelten deutschen weihnachtspielen zieht K. nun auch die weihnachtscenen der fronleichnamspiele von M(aestricht), K(ünzelsau), E(ger) und das St(erzinger) L(ichtmesspiel) heran. bei den ersten dreien sucht er zu beweisen, dass sie aus ganz lateinischen spielen stammen, was wol bei M einigermafsen, bei K und E keineswegs gelungen ist; nur beim StL 'scheint ihm der text von vornherein deutsch-lat. gewesen zu sein'. warum soll das nicht auch bei E so gewesen sein, das gleichfalls nur lateinische bühnenanweisungen und einige bibel-

[1] ein eigentlicher 'wechselgesang' liegt in E I m. e. nicht vor : der magister allein singt die verse, der chorus antwortet nach jedem verspaar (*chorus semper respondet*) nur *Eloy eloee kakudau'e* als eine art refrain. die anweisung *chorus* ist also bei Kummer um einen vers zu tief gedruckt.

citate hat, wie man sie noch in spielen des 16 jhs. antrifft, die gewis niemals lateinisch gewesen sind? dass man solch lat. bestandteile mehrte und minderte, kann ich in Tiroler spielen noch am ende des 15 jhs. nachweisen.

Nach einigen abschweifenden auseinandersetzungen über das Künzelsauer stück, die nur der beurteilen kann, dem die ungedruckte hs. zugänglich ist, kommt K. zum eigentlichen thema. er sammelt zunächst parallelen zwischen der Erlösung und den einzelnen weihnachtspielen, auch solche, die nur allgemein gangbare formelhafte wendungen enthalten oder deren übereinstimmung sich bereits durch den gemeinsamen bibeltext genügend erklärt. dagegen wäre an sich nicht viel einzuwenden, wenn er bei der schlussfassung die erforderliche rücksicht nähme. das ist leider nicht geschehen. der schluss lautet: die parallelverse 'der geistlichen gedichte sind nicht selbständig in die weihnachtspiele eingedrungen, sondern durch vermittlung einer dramatischen fassung', das 'beweisen die stellen, an denen zwei spiele, welche nicht in directem zusammenhange stehn, eine gemeinsame fortbildung der zu grunde liegenden verse aufweisen'. dafür werden nun die belege einzeln angeführt. ich will hier die drei ersten genau nachprüfen.

'Bei Erl. und H ist deutlich die umänderung der epischen erzählung zum dialogteil erkennbar'. ich muss die stellen hersetzen:

Erlösung 2948 f *Die schouweten der mère, Wer dâ geborn wêre.* H 378 f *Und brocht unſs gute mere, Wie dastu* (dass du) *geboren were.* Erlau II 55 f *Und sagt uns liebe mår, Das Jhesus Crist geporen wår.* Eger 1663 f *Von im do hort ich seltzam mer, Und wie ein kindt geporn wer.* es ist richtig und fein beobachtet, wie das *Die schouweten* der epischen erzählung verdrängt ist durch den ausdruck persönlicher erfahrung des sprechenden hirten: am deutlichsten in Eger *hort ich*, auf sich und die andern bezogen in H *brocht unſs* und Erl. II *sagt uns.* das erklärt sich aber leicht, wenn die spiele selbständig aus der Erlösung geschöpft haben; denn ein jedes konnte gar nicht anders, als das nur im epos mögliche in das dramatische verwandeln, sobald einmal der hirt als dramatische person auftrat. dass aber alle drei im ausdrucke von einander abweichen (*brocht, sagt, hort*), beweist geradezu gegen K.s ansicht und lässt vielmehr erkennen, dass jedes für sich die dramatische umbildung vornehmen muste.

Im zweiten beleg sind M und G ohne weiteres zu streichen, weil sie keine parallele enthalten; denn der reim *trôn* zieht *schôn* oder *krôn* regelmäſsig nach sich; im Sterzinger, Bozener und Pfarrkircher passion zb. erscheint mit *trôn* gar keine andere verbindung. die andern beiden (H und Kz) können wol für den zusammenhang mit der Erlösung in betracht kommen; aber wie sie eine dramatische vorlage beweisen sollen, ist mir nicht ersichtlich, und K. sagt nichts darüber.

Der dritte fall ist wider sehr bezeichnend. Erlös. 3202 steht *Wan uns erschein ein sterre*; in M 445 *Sage wir einen sterre*; in G *Wir sachend sines sternen schin*; in Eg. *Ein lichten stern hab wir gesehen.* man sieht, wie der ausdruck variiert, und nur éines haben die spiele gegenüber Erl. gemeinsam : das zeitw. sehen statt erscheinen, und das, meint K., stamme aus dem Erlösungspiele — schade, dass in der Vulgata Matth. 2, 2 *vidimus enim stellam eius* steht, woraus klar wird, dass die bibel die quelle gewesen ist, welche diese dichter natürlich alle kannten und aus der G wörtlich, die andern etwas freier übersetzten; nur M zeigt nähern anklang an Erl., beweist aber nichts für ein 'Erlösungspiel'.

So und ähnlich wie mit den besprochenen verhält es sich mit den andern belegen. ich konnte mich nicht von der haltbarkeit dieser feinen spinnengewebe überzeugen, und der gewinn, den wir aus diesen untersuchungen K.s schöpfen, besteht nur darin, dass ein beträchtlicher einfluss der Erlösung und der verwanten geistlichen gedichte auf die deutschen weihnachtspiele ersichtlich wird. welcher art dieser einfluss gewesen, wie er in die spiele gekommen und sich in denselben verbreitet hat, kann noch nicht ausreichend beantwortet werden und zwar aus folgendem grunde : G, E, St, H sind mit einander verwant, wie K.s stammbaum beweist; M, Kz, E und StL aber sind auf ihre zusammensetzung und verwantschaft noch gar nicht untersucht worden, und das muss unbedingt vorausgehn; die untersuchung darf sich nicht auf die weihnachtscenen beschränken, sondern muss die ganzen spiele umfassen. da kann ich vorläufig wol verraten, dass gerade das Egerer spiel in nahen beziehungen steht zu den Tiroler spielen, aus denen es ganze verscolonnen entlehnt hat, wie ich an einem andern orte nachweisen werde.

Im letzten abschnitt behandelt K. 'Hans Sachsens Christigeburtspiel in seinem verhältnis zum volkstümlichen weihnachtspiel'. hier kommen namentlich jüngere stücke, volkstümliche wie gelehrte, zur sprache, um einerseits die quellen für das Sachsspiel aufzudecken und anderseits nachzuweisen, wie dieses auf die nachfolgenden gewürkt hat; dabei wird auch das verhältnis dieser stücke untereinander erörtert und ein stammbaum aufgestellt. die ältern untersuchungen über diese fragen von Schröer, Hartmann und Bolte werden berichtigt und ergänzt, wie umgekehrt K.s aufstellungen nun durch die gleichzeitig entstandene abhandlung Ammanns in Weinholds Zs. d. vereins f. volkskunde 1893, 208 ff zu berichtigen und zu ergänzen sind. diese untersuchungen K.s, die an kühnheit den vorausgehnden nicht nachstehn, genauer nachzuprüfen, bin ich nicht in der lage, da mir einige der wichtigern stücke hier unzugänglich sind.

Innsbruck. J. E. WACKERNELL.

Kritische bemerkungen zu Fischarts übersetzung von Rabelais Gargantua von dr JJAAFrantzen. [Alsatische studien, heft 3.] Strafsburg, KTrübner, 1892. 86 ss. 8°. — 2.50 m.

Durch zufällige umstände war ich bis jetzt verhindert, die aus einer Strafsburger dissertation erwachsene schrift F.s anzuzeigen, die gesicherte ergebnisse mühevoller, eingehnder untersuchungen bringt und darum auch an dieser stelle eine ausführliche besprechung schon lange verdient hätte. über das verhältnis zwischen Rabelais und Fischart ist bereits viel geschrieben worden. seine unmittelbaren vorgänger hat F. (s. 2—6) charakterisiert. ihre ausführungen konnte er in erfreulicher weise ergänzen, indem er, die sprachlichen schwierigkeiten des deutschen und französischen textes gleichmäfsig beherschend, beide werke zeile für zeile miteinander verglichen und Fischarts übersetzungsweise im einzelnen verfolgt und dargestellt hat.

Die urteile, die von Bodmer und Lessing angefangen bis zu den jüngern litterarhistorikern herab über die beziehungen zwischen Fischart und Rabelais gefällt worden sind, hat bereits LGanghofer (Fischart und seine verdeutschung des Rabelais. München 1881 s. 52—74) zusammengestellt. übersehen wurden in dieser langen liste FAArnstädt Rabelais und sein Traité d'éducation (Lpz. 1872; besonders s. 75—87 und die beilage eines parallel-abdrucks s. 243—295) und FAGelbcke Fischart und Rabelais Gargantua (Petersburg 1874), der in grofsen zügen einen klaren überblick über das verhältnis zwischen beiden werken gibt. Ganghofer selbst hat in seiner schrift nur die ersten zehn capp. der Geschichtklitterung ausführlicher zergliedert und mit den entsprechenden partien bei Rabelais ganz im allgemeinen verglichen. einzelheiten gelangen nur gelegentlich zur sprache, denn er hat sich seinem eignen ausspruch nach (s. 8) 'mehr mit dem innern geistigen, als mit dem sprachlich formellen unterschied der beiden texte befasst'. bei ihm kommt Rabelais sehr schlecht weg, und F. wirft ihm darum chauvinismus vor. ich möchte aber hier darauf hinweisen, dass auch einer der tüchtigsten und objectivsten deutschen kenner französischen geisteslebens, Karl Hillebrand, Rabelais gegenüber einen ganz und gar ablehnenden standpunct eingenommen hat (Zeiten, völker und menschen IV 309—339).

Viel eingehnder als Ganghofer hat GSchwarz den gegenstand behandelt (Rabelais und Fischart, Winterthur 1885). er hat seine aus einer genauen vergleichung gewonnene reiche sammlung von einzelergebnissen in übersichtlichen gruppen angeordnet und darauf seine allgemeinen erwägungen, sowie die vergleichende kritik des stils und des innern gehalts aufgebaut. — ein umfangreiches cap. seines buches Etude sur Jean Fischart (Paris 1889 s. 21—114) hat Besson diesem thema gewidmet. abgesehen von seinem grofsen verständnis für deutsches wesen und Fischarts

eigenart, das schon F. an ihm rühmt, abgesehen ferner von seinen zahlreichen guten sachlichen erläuterungen, hat er den wesentlichen unterschied beider werke am tiefsten erfasst. Besson weist meines wissens zum ersten male darauf hin, dass Rabelais das schwergewicht auf die bekämpfung der scholastischen erziehungsmethode im namen der freiern humanistischen richtung legt, während Fischart, der vierzig jahre später, als die mittelalterliche erziehungsmethode bereits so gut wie besiegt war, seine Geschichtklitterung schrieb, die spitzen seiner satire gegen die sitten der zeit richtet. — schliefslich hat jüngst RMäder in seiner dissertation Die pädagogische bedeutung Fischarts (Leipzig 1893) die aussprüche der Geschichtklitterung über erziehung besprochen und hierbei Fischarts eigentum von dem Rabelais sorgfältig geschieden. auch die Geschichte der grotesken satire von Schneegans muss in diesem zusammenhang erwähnt werden.

Mit Schwarz und Besson vertritt F. die ansicht, dass die Geschichtklitterung eigentlich nicht eine freie bearbeitung des Gargantua ist, sondern eine ganz genaue übersetzung, vermehrt durch zahllose gröfsere oder kleinere einschaltungen, erweiterungen und zusätze. nach jeder abschweifung nimmt Fischart den faden wider dort auf, wo er ihn hat fallen lassen. darum ist auch die sachliche umdeutschung, die Fischart anstrebt, nicht völlig durchgeführt, sondern neben echt deutschen zutaten sind ausführungen in ganz französischem gewande, ja französische wörter und redewendungen stehn geblieben. die übersetzten stellen nun hat F. genau mit dem original verglichen und dabei die überzeugung gewonnen, dass Fischart, dessen grofse übersetzungskunst bisher uneingeschränktes lob gefunden hat, neben der trefflichen bewältigung grofser schwierigkeiten auch arge fehler begangen hat. F. führt eine lange reihe von sprachlichen versehen an, ferner stellen, an denen Fischart einzelne ausdrücke oder die satzconstruction des originals zweifellos misverstanden hat. er zeigt an zahlreichen beispielen, dass Fischart die gallicismen, die redensarten der wortspiele entweder wörtlich übersetzt, was natürlich einen widersinn gibt, oder, durch den wortklang und ähnliche zufällige anregungen verleitet, eine willkürliche übertragung wählt, die auch der bedeutung des originals nicht entspricht, dass er endlich in einzelheiten eine reihe von abweichungen und änderungen anbringt, die, weil ein grund dazu nicht erfindlich ist, der laune und flüchtigkeit zugeschrieben werden müssen.

Etwas erleichtert wird diese grofse sündenlast durch die erwägung, dass Fischart durch einzelne druckfehler der von ihm benutzten Rabelais-ausgabe irregeführt worden sei. die ausgabe Lyon 1596, die schon F. eingesehen hat, zeigt nun in der tat vier druckfehler *publiques* statt *pudiques* (F. s. 18), *liberal* statt *literal* (s. 20), *S'il* statt *Cil* (s. 26 f) und *tuez* statt *ruez* (s. 55), die mit Fischarts übersetzung übereinstimmen. die ausgabe von

1596 kann Fischart natürlich nicht vorgelegen haben. ich fand aber inzwischen in der ausg. s. l. 1556 (Baseler universitätsbibliothek) dieselben druckfehler, die sich also durch jahrzehnte fortgepflanzt haben. F. hat ferner eine reihe von druckfehlern für die bisher unbekannte vorlage Fischarts angenommen, um dessen fehlerhaften wortlaut zu erklären. zwei dieser von ihm vermuteten druckfehler und zwar die mafsgebendsten, nämlich *se ruoit* für *ruoit* (F. s. 16) und *propos* für *repos* (s. 80), finden sich neben den oben erwähnten vier druckfehlern nun würklich in der ausg.: Antwerpen 1573 (die ich in Trübners antiquariat in Strafsburg einsehen konnte). es ist darnach höchst wahrscheinlich, dass diese ausg. Fischarts vorlage gewesen ist.

Im ganzen scheint mir F. ein etwas zu strenger richter Fischarts zu sein, da er manches als misverständnis, als ungenaue oder ungeschickte übersetzung bezeichnet, was ganz gut eine beabsichtigte änderung sein kann. wenn Fischart zb. (F. s. 21) für *de quelle devotion il le guette* (= belauert) setzt *wie andechtich er es verschiltwachtet*, so ligt hier gewis eine beabsichtigte verstärkung des ausdrucks vor. auch Regis hat den ausdruck *verschiltwachtet* nicht als fehler angesehen, da er ihn selbst in seine übersetzung aufgenommen hat. oder wenn Fischart von den pferden Gargantuas (F. 65) für *encores en eut-il dix ou douze à relais, et sept pour la poste* sagt *folgends noch zehen zu dem prangen vnnd siben zur Post*, so bringt er hier wol mit absicht luxuspferde in einen gegensatz zu postpferden; denn pferde 'zum vorspann' sind die postpferde schliefslich auch. — die wendung *dass einem das Gesicht darob vergieng* (F. 68) scheint mir auch eine von Fischart beabsichtigte änderung zu sein; wenigstens gebraucht er in einer sehr ähnlichen situation (Geschichtklitterung 366) dieselbe redensart.

Am schlusse seiner untersuchungen erwähnt Frantzen die streichungen, die Fischart an seiner vorlage vorgenommen hat. er führt einige fälle an, wo sachliche gründe die weglassung bedingt haben, und meint, bei den übrigen fällen sei der inhalt des gestrichenen unbedeutend (s. 79). der letzte ausspruch ist nicht richtig. es gibt noch eine reihe wichtiger sätze des originals, die Fischart sehr bezeichnender weise weggelassen hat. Schwarz führt (aao. s. 10 f) alle stellen aus Rabelais auf, die Fischart nicht übersetzt hat. da Schwarz Scheibles neudruck der geschichtklitterung benutzt hat, bedarf seine liste sehr der berichtigung. die stellen, die er aus chap. II. IV. X. XIII. XXIII und XXVIII als nicht übersetzt angibt, hat Fischart in würklichkeit übertragen, doch nur für die erste ausgabe, und sie erst später aus dem oder jenem grunde weggelassen. vgl. die anmerkungen zu Alslebens neudr. der Geschichtklitterung s. 44. 46—50. 118. 193. 214. 291. 330. die stellen aus chap. XXXI. XLI und L sind nicht unübersetzt geblieben, sondern von Fischart frei und gekürzt

widergegeben (s. 340. 398. 430 f) worden. eine der wichtigsten stellen, die Fischart würklich ganz gestrichen hat, ist der folgende satz des prologes: *Car en icelle bien aultre goust trouverez, et doctrine plus absconse, laquelle vous revelera de tres haults sacremens et mysteres horrificques, tant en ce que concerne nostre religion, que aussi l'estat politique et vie oeconomique.* die streichung dieser stelle zeigt deutlich, dass Fischart von anfang an nicht die absicht hatte, gleich Rabelais eine halbverhüllte religiöse und politische satire zu schreiben. die übrigen bei Schwarz angeführten stellen hat Fischart zt. religiöser bedenken wegen gestrichen, zt. deshalb weil sie besondere, nur Franzosen verständliche anspielungen enthalten. den satz aus chap. XLIV hat er (s. 409) der allzu detaillierten medicinischen angaben wegen entbehren können. sachliche gründe sind also fast überall zu erkennen. nur die streichungen in chap. 52—57 sind rein aus dem bestreben zu kürzen hervorgegangen. Fischart konnte sich, worauf F. mit recht aufmerksam macht, für die Rabelaissche Mönchsutopie, die abtei Theleme, nicht erwärmen und er geht darum möglichst rasch über diese langatmigen schilderungen hinweg. ja, er zieht hier zuweilen die ernsten ausführungen Rabelais ins lächerliche. zb. für *Si quelqu'un ou quelqu'une disoit buvons, tous buvoient. S'il disoit jouons, tous jouoient* ... sagt Fischart (s. 453): *wenn einer oder eine sagt, wolauff lasst uns trincken, so trancken sie alle wie die Gänſs; wann einer ginet, vnnd gōwet, so gōbeten sie all.* bald darnach folgt bei Rabelais ein allgemeiner zusammenfassender satz: *Jamais ne furent veus chevaliers tant preux, tant galans, tant dextres à pied, et à cheval, plus vers, mieulx remuans, mieulx manians tous bastons, que là estoient. Jamais ne furent veuës dames tant propres, tant mignonnes, moins facheuses, plus doctes, à la main, à l'aguille, à tout acte muliebre honneste et libere, que là estoient.* es ist sehr bemerkenswert für den standpunct, den Fischart der abtei Theleme gegenüber einnimmt, dass er diesen satz unübersetzt liess. er wollte in die lobeshymnen Rabelais auf die Thelemiten nicht mit einstimmen.

Durch F.s treffliche schrift sind die untersuchungen über das verhältnis zwischen Rabelais und Fischart zum abschlusse gekommen. ich glaube kaum, dass sich von nun ab neues von belang wird darüber sagen lassen[1]. hiermit ist eine hälfte der arbeit an der Geschichtklitterung vollendet und zugleich der boden geebnet für die zweite, vielleicht schwierigere hälfte, Fischarts zusätze und einschaltungen auf ihre quellen hin zu untersuchen und in den einzelheiten sprachlich und sachlich zu erläutern.

Prag, oct. 1895. A. HAUFFEN.

[1] das inzwischen erschienene programm von WEllmer Rabelais Gargantua und Fischarts Geschichtklitterung (Weimar 1895) ist nur eine übersichtliche zusammenfassung der neuern litteratur über diesen gegenstand.

Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731—43). ein beitrag zur litteraturgeschichte des 18 jahrhunderts von August Kippenberg. Hannover, Norddeutsche verlagsanstalt OGoedel, 1892. 122 und xix ss. 8°. — 3.60 m.

Man darf sich wundern, dass seit Hakens Bibliothek der Robinsone (1805 ff) und Hettner nicht längst wider die forschung sich eingehnder mit der weitverzweigten geschichte des weltbuches von Robinson Crusoe beschäftigt hat; der grund mag in der ausbreitung und zerstreutheit des materials liegen, das selbst bei Goedeke (iii² 263) nur unzulänglich sich verzeichnet findet. allein die Insel Felsenburg, unter den nachahmungen weitaus der beste vertreter der ganzen gattung, reizte dank der ihr innewohnenden echten poesie immer wider zur behandlung. es ist also höchst erfreulich, wenn neuerdings von verschiedenen seiten das schwierige thema in angriff genommen wird: Hermann Ullrich in Chemnitz bereitet seit längerem eine kritische geschichte und bibliographie der nachahmungen von Defoes Robinson (vgl. Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1892, 184. 1895, 432) vor; Kippenberg, der während seiner arbeit von jenem andern plan erfuhr (s. 44 anm. 1), behandelt in der vorliegenden schrift die geschichte der robinsonaden in Deutschland bis zur Insel Felsenburg. dass diese abgrenzung, die alles ausschliefst, was nach 1743 erschienen ist, auch wenn es einfluss der Insel Felsenburg verrät, ihr bedenkliches hat, wurde schon von Ullrich in seiner den gegenstand wesentlich fördernden besprechung (Zs. f. vgl. lg. n. f. 6, 259; vgl. 7, 230) hervorgehoben. die bezeichnung 'Robinson in Deutschland' ist von der sprache zu verstehn, denn auch die ursprünglich nicht deutschen, nur ins deutsche übersetzten oder bearbeiteten nachahmungen werden berücksichtigt.

Im 1 abschnitt verfolgt K. die Robinsonidee in Deutschland vor Defoe bei den bekannten vertretern Hohenberg (Goedeke iii² 243; ADB 12, 653; Lemcke Gesch. d. deutschen dichtung i 321 f), Grimmelshausen, Happel; an die Gudrun wird erinnert, sonst aber mit einer gleich zu nennenden ausnahme dem problem nicht weiter nachgegangen. ich meine damit nicht, dass K. bis auf Homer hätte zurückgreifen sollen, aber sicherlich durften die Defoe vorausliegenden reisebeschreibungen sowie die historischen Robinsone mehr als eine kurze erwähnung beanspruchen. auf die von K. übersehenen aufsätze Bobertags und SRuges hat bereits Ullrich aufmerksam gemacht; vgl. noch WStricker Über robinsonaden und fingierte reisen, jahresber. des Frankfurter vereins f. geographie und statistik nr 35 (1870/1), Frankf. 1871 s. 29 ff; über ASelkirk vgl. ORüdiger in Aus Hamburgs vergangenheit hg. von Koppmann, i folge, s. 185 ff. interessant ist K.s hinweis auf des Abu Dschafar Ebu Tophail morgenländischen, auch ins lat., holländ., engl. und deutsche übertragenen roman von Hai Ebn Joctan (s. 2). — im zweiten abschnitt wird die bedeutung des Defoeschen Robinson gut charakterisiert, die ursachen

seines erfolges in Deutschland werden erörtert. der Robinson ist gewissermafsen eine frucht der wochenschriften, deren moralische tendenzen hier durch die dichterische kraft des autors eine höhere weihe erhalten haben : aber während der englische Robinson realistisch erfasst war, ohne sentimentalität, trug der deutsche, wenn auch nicht sogleich, in ihn hinein, was die weitesten volkskreise bewegte, die sehnsucht, aus engen und unsichern socialen verhältnissen herauszukommen. die inseleinsamkeit, die vom englischen Robinson im letzten grade doch immer als ein notwendiges übel[1] empfunden wurde, mit dem man sich möglichst gut, Gott und der eigenen kraft vertrauend, abzufinden hatte : sie ward dem Deutschen allmählich zum friedensasyl, wo jeder ausruhen konnte von den stürmen des lebens (s. D. rundschau 56, 386ff). — sehr willkommen ist die im 3 abschnitt angestellte untersuchung über die ersten Robinsonübersetzungen. 1720, ein jahr nach der veröffentlichung des originals, erschienen eine gute holländ. sowie eine diese benutzende franz. übertragung, die flüchtig, aber in fliefsender sprache abgefasst ist. Deutschland veranstaltete in dem gleichen jahre[2] allein drei ausgaben, deren gegenseitiges verhältnis K. zum ersten male klargestellt hat. darnach kommt der Hamburger übersetzung von 1720 die priorität zu, ihr verf. ist der aus Württemberg stammende, in Hamburg lebende, auch sonst als übersetzer und schriftsteller tätige magister LFVischer, über den inzwischen KBiltz im Arch. f. d. stud. d. neuern spr. 90, 13ff näheres mitgeteilt hat, vgl. auch ADB 40, 65. die übersetzung ist nicht nach dem franz., sondern nach dem originaltext verfertigt und verdient lob, das K. s. 28ff freilich etwas undeutlich, weil widerspruchsvoll begründet. dagegen ist der Leipziger druck von Martini aus dem Hamburger geflossen, die ausgabe 'Frankfurt und Leipzig' ein nachdruck der Martinischen. anders liegt das verhältnis beim 2 teil des engl. Robinson, einer matten fortsetzung des ersten : hier ist Martini anfänglich unabhängig vom Hamburger druck, dann aber, nachdem dieser inzwischen erschienen war, benutzt er ihn getreulich, ohne jedoch direct nachzudrucken; daneben wurde auch die franz. bearbeitung von Martini eingesehnen. der Hamburger Robinson erlebte bereits 1721 eine 2 aufl., gleichzeitig kam bei Weidmann

[1] '— ein guter beweis für den mangel an urteilkraft und schlussfolgerung bei der jugend liege im Robinson vor, der mit der deutlichen absicht geschrieben sei, naturzustand und isoliertes leben zu verkleinern, und dennoch seit einem jahrhundert von der jugend regelmäfsig fälschlich als lobgesang auf das leben in wildheit aufgefasst wurde, ein leben, das doch grade in diesem buche als eine strafe für den vorwitzigen jüngling, der die schätze der cultur wie ein wilder misbraucht hatte, hingestellt wurde'. AStrindberg An offener see. roman. (Dresden-Leipzig 1893) s. 53f.

[2] irrtümlich nannte ich D. rundschau 56, 380, verführt durch Grässe Trésor II 350^b (vgl. auch Menzel Gesch. der deutschen dichtung II 494), das jahr 1719 (K. s. 24 anm.).

in Leipzig eine gewant geschriebene neue übertragung der franz. ausgabe heraus, die weite verbreitung fand. von da ab wird die ausgabenfrage der zahlreichen nachdrucke wegen zu compliciert, als dass ein stammbaum sich mit sicherheit aufstellen liefse. auch der III teil aus Defoes feder, der kaum noch etwas mit Robinson zu tun hat, ist ins holländ., franz. und mehrmals ins deutsche übertragen worden (s. 32 ff). über alles orientiert nr 1 der K.s studie angefügten bibliographie. am schluss dieses abschnittes (s. 34 ff) sammelt K. eine reihe von urteilen der zeit über Defoes werk.

Der 4 abschnitt schildert die deutschen robinsonaden bis zur Insel Felsenburg, dh. die gröfsere gruppe der 'rein abenteuerlichen' robinsonaden, während eine zweite kleinere, mit der Insel Felsenburg beginnend, das Robinsonmotiv eigenartig erweitert hat, indem sie die Robinsoninsel zum idealstaat erhob und so eine 'sentimentale idylle' schuf. diese zweite gruppe hat K., wol aus äufsern gründen, nur ganz cursorisch behandelt. es ist das aber zu bedauern, denn Schnabels werk erhält dadurch eine zu einseitige beleuchtung. eben weil die Insel Felsenburg nicht ausschliefslich abenteuerliche robinsonade ist, sondern mindestens ebenso gut der gattung der staatsromane angehört, verdient sie besondere beachtung, und dies um so mehr, da sie gegenüber den meist demokratischen utopien der ausländer ein conservatives staatsideal vertritt. ich hätte gewünscht, K. wäre nach dieser seite hin mitteilsamer gewesen : was er s. 95 ff bietet, reicht nicht aus. um die Insel Felsenburg richtig zu verstehn, muste ihr verhältnis zu den ältern utopien[1] eingehend entwickelt werden. — K. bespricht 25 bis zu d. j. 1731, dem erscheinungsjahre des I teils der Insel Felsenburg, veröffentlichte robinsonaden. aus den vorreden hat er geschickt ausgehoben, welche zwecke die verfasser dieser überwiegend unerquicklichen litteratur verfolgen, wie sie über ältere und gleichzeitige ähnliche litterarische erscheinungen denken. im einzelnen wird manche irrige behauptung Hettners berichtigt, aber auch Ullrich konnte auf grund seiner reichern litteraturkenntnis mehrfach K.s ausführungen bessern oder ergänzen; s. auch SKleemann, Euphorion 1, 603. aus der menge sind zunächst vier bearbeitungen nichtdeutschen ursprungs auszuscheiden : der Holländische Robinson (s. 45) und Philipp Quarll (s. 47), robinsonaden, die Defoe nachahmend ein insulares leben schildern; sodann der Französische Robinson (s. 50) und Joris Pines (s. 52, vgl. jetzt noch die wichtige studie von MHippe Eine

[1] vgl. D. rundschau 56, 387 anm.; ERohde Der griech. roman s. 167 ff; die einleitungen zum neudruck der Utopia des Thomas Morus (LLD 11), bes. die litteraturangaben auf s. XXIV, und zu MWidmann AvHallers staatsromane, Biel 1894 s. 9 ff (Euphorion 1, 614); MLandau Ein hebräischer reiseroman, Zs. f. vgl. lg. u. renaissancelitt. n. f. 4, 303; WRichter Jambulus, progr. d. gymn. zu Schaffhausen 1888; EGothein ThCampanella, Zs. f. culturgesch. n. (IV) f. 1, 50 ff.

vor-Defoesche englische robinsonade, Engl. stud. 19, 66), deren originale Defoe vorausliegen und mit der zweiten gruppe verwantschaft zeigen, da sie uns ein inselleben in der gemeinschaft vorführen. die übrigen robinsonaden, originaldeutsche (s. 54), sowie solche fremden ursprungs (s. 64), haben meist die darstellung eines insularen lebens aufgegeben oder auf episodenhafte verwertung beschränkt, statt dessen aber das abenteuerliche element verstärkt aus dem engl. Robinson herübergenommen : reiseabenteuer aller art, seestürme und seegefechte, besonders corsarenkämpfe, langjährige gefangenschaft im Türkenlande, detaillierte beschreibungen naher und ferner gegenden und orte oder historischer begebenheiten (aus dem 30jähr. kriege, den Franzosenkriegen, dem Türkenkrieg), zahlreiche biographische materialien bilden die hauptrequisiten dieser nachahmungen und verwischen oft die grenze zwischen Robinson und aventurier. zudem tragen einige werke den titel Robinson lediglich aus buchhändlerischer speculation, ohne etwas mit ihm gemein zu haben. — anderseits fehlt es nicht an eigenartigen zutaten, mit denen das Robinsonmotiv früh bereichert wurde. es kommen namentlich zwei erweiterungen in betracht : 1) auf der insel hat schon vor dem eigentlichen helden ein mensch ein Robinsonleben geführt, 2) es werden frauen mit auf die insel versetzt. dagegen ist das bereits im Simplicissimus angedeutete sentimentale moment der weltflucht und idylle streng genommen in der Insel Felsenburg zum ersten male nachdrücklich betont worden, wie das jetzt Hubert Rötteken in seiner anziehenden studie Weltflucht und idylle in Deutschland von 1720 bis zur Insel Felsenburg (Zs. f. vgl. lg. 9, 1 ff. 295 ff) im einzelnen ausführt. wir haben uns überhaupt viel zu sehr daran gewöhnt, von vornherein dem Robinsonmotiv den idyllischen charakter unterzuschieben, im Robinson ein bild des ursprünglichen menschenzustandes zu sehen, eine auffassung, die auf Rousseau zurückzuführen ist. vgl. auch PGeissler Is Robinson Crusoe an allegory? progr. der realschule zu Pirna 1893.

Der 5 abschnitt ist der Insel Felsenburg gewidmet, die im einzelnen wol manche züge und motive ihrer vorgänger benutzt (s. 92 ff. vgl. noch Felsenburg II (1737) 237 ff mit Defoes Robinson Crusoe in Reclams universalbibl., die hier, weil allen zugänglich, citiert werden mag, s. 124. 128. 165 ff. 172. 208 f), aber dennoch als ein durchaus selbständiges, wenn auch sehr ungleich gearbeitetes werk zu gelten hat. neue, die älteren charakteristiken ergänzende gesichtspuncte für die beurteilung des werkes sind kaum von K. beigebracht worden, Röttekens erörterungen bedeuten hier einen entschiedenen fortschritt; die mitteilungen über Schnabels lebensverhältnisse und sonstige production, in diesem zusammenhange kaum am platze, haben inzwischen durch SKleemanns forschungen (Bll. f. handel, gewerbe und sociales leben nr 46, beibl. der Magdeb. ztg. vom 16 nov. 1891; VLG 6, 337; vgl. auch Pröhle, Voss. ztg.

1889 nr 347. 349 morgenausg.) dankenswerte bereicherung erfahren.

Zu der anhangsweise mitgeteilten verdienstlichen Robinsonbibliographie erlaube ich mir die bemerkung, dass die Tübinger universitätsbibliothek vor jahren auf meine bitte eine gröſsere reihe robinsonaden anschaffte (vgl. Otto Harrassowitz cat. 148 nr 196) und auch ihr jetziger vorstand darauf bedacht ist, die sammlung nach kräften zu vervollständigen[1]. auf der Züricher stadtbibliothek findet sich gleichfalls einiges einschlägige. — über den verf. von II a 14 s. jetzt Euphorion 1, 604; nach einer mitteilung SKleemanns soll der verf. ein Quedlinburger namens Eckardt sein. — eine ältere ausgabe von II b 5 (s. XIV): Königsberg 1723 befindet sich auf der Tübinger bibliothek, sign. Ec 445, vgl. auch Hettner LG[4] III 1, 302, vMaltzahn Bücherschatz 3 nr 2048; der verf. (s. K. s. 95 anm. 4, Jöcher IV 374, ADB 34, 400) nennt sich hier Constantin von Wahrenberg. K. hebt s. 99 hervor, dass die Glückseligste insel Faramunds darin der Insel Felsenburg gleiche, dass beide auf pietistischer grundlage aufgeführt seien. dass sie auch sonst verdienen, mit einander verglichen zu werden, hat Rötteken aao. s. 20 ff gezeigt; wenn er anmerkt, dass im Lande der zufriedenheit (1723 s. 187 ff) für perrücken ebensowenig verwendung vorhanden sei wie auf der Insel Felsenburg (II 562 ff), so kann auch hierfür an pietistische lehre erinnert werden: Gisbert Voet wies auf 27 quartseiten nach, dass von Clemens Alexandrinus an alle christlichen lehrer den falschen haarschmuck verboten hätten; Spener erklärte den gebrauch kosmetischer mittel, perrücken usw. für 'mitteldinge', vgl. Ritschl Gesch. des pietismus I 110. II 174. — in der abteilung II b durfte auch genannt werden Jean Peter van Anterson Fataler schiffscapitain oder merckwürdige erzehlung dessen unvermutheter reise nach denen bis dato noch unbekannten südl. welt-teilen. aus dem

[1] [ich komme nachträglich in die lage, sie hier zu verzeichnen: nach Kippenbergs bibliographie I 3, auch eine übersetzung von Defoes Robinson: anderer teil. Nürnberg, AJFelſsecker, 1720. II a 1. 2. 3. 4 (nur teil 1, 360 ss.). 12. 15 (Nürnberg 1738; verfasser ist GFvM, nicht CFvM [s. 75] und auch nicht CJvM, wie s. X steht). 19 (I 1730. II. III 1726). 21 (vorrede s. 3—8, nicht 1—6). 25 (I—III 1749). II b 3 (dritte aufl.). 4 (Hamb. 1728). 5 (Königsb. 1723 und Frankf. u. Leipzig 1728). 6 (ausg. von 1754). 8. 11; auſserdem besitzt Tübingen von den Goedeke Grundr. III[2] 263 genannten robinsonaden nr 10 (ausg. 1724). 13. 16. 21. 22 (Der neue franz. R. oder — begebenheiten des grafen vKermalek. Frankf. u. Leipzig 1751). 25 (ausg. 1755. forts. u. beschluss. Frankf. u. Leipzig 1757). 30. 35. 40; Goedeke Grundr. III[2] 264 nr 57; Dk XI 1688: Der americanische Freybeuter I. II. 2 aufl. III. 1745. 1745. 1744 (Zs. f. vgl. lg. n. f. 6, 265); Dk XI 1696: Nil Hammelmanns — fortgesetzte merkwürdige reisen. Erfurt 17[47?]. Dk XI 1685: Der österreichische Robinson. Frankf. u. Leipzig 1791. auch einige sonstige lebens- und reisebeschreibungen, die jüngst angekauft wurden, verdienten näher angesehen zu worden sind. die von Kippenberg s. 77 anm. 1 erwähnte übersetzung von Defoes Moll Flanders ist ebenda unter Dk VII 273 vorhanden. nachträglich auf grund gütiger mitteilungen des herrn dr FThomae.]

holl. ins deutsche übers. durch monsieur du Blancard. Erfurth druckts und verlegts Joh. David Jungnicol 1740, exemplar in Tübingen Dk xi 1838, vgl. WStricker aao. s. 33; eine 2 aufl., Erfurt 1742, verzeichnet AWeigel in Leipzig cat. 10 nr 606, eine ausg. Erfurt 1749 JBaer & co. cat. 266 nr 346; — vielleicht auch Peter Martons, eines gebohrnen Frantzosen merckwürd. lebens-beschreibung, worinnen viele wunderb. begebenheiten enthalten, die ihm in s. leben u. auf reisen zugestofsen. aus dem franzoes. Leipzig 1737 (PNeubner in Cöln cat. 29 nr 4493). — zu s. 37 anm. 3. ein exemplar des totengespräches zwischen Fénelons Telemach und Defoes Robinson, 2 teile. Frankf. und Leipzig 1739. 1740 bei Felfseckers sel. erben besitzt ESteinmeyer. wer es nicht kennt, verliert nichts; der inhalt ist eine gekürzte widererzählung der originale mit eingeschalteten 'nachdencklichen, sehr curiosen anmerkungen und reflexionen' moralischer art in dialogform. Robinson Crusoe erzählt sein leben im 2 teile s. 100 ff dem buche nach, 'daran sich die leute fast nicht satt lesen können'. beiläufig notiere ich, dass unter Fassmanns totengesprächen (III 921 ff) sich auch eins befindet, das zwischen Ernst herzog zu Sachsen-Gotha und dem von Schnabel in einer episode der Insel Felsenburg verwerteten Muley Ismael kaiser von Marocco (vgl. noch VLG 6, 357) geführt wird. die von K. s. 71 anm. 3 genannte deutsche bearbeitung einer engl. lebensschilderung Muley Ismaels hat LFVischer, den übersetzer des Defoeschen Robinson, zum verf. (Arch. f. d. stud. d. neueren spr. 90, 23. 415); ein exemplar besitzt dr ChFWalther in Hamburg. — über dänische robinsonaden handelt Nyerup Almindelig morskabsläsning. Kjöbenh. 1816 s. 218 ff; unter ihnen begegnet das volksbuch von herzog Ernst unter dem titel 'Den bayerske Robinson', Kjøbh. 1729. — um 1741 stand Robinson auch auf dem repertoire der Berliner bühne (Bolte Forschungen zur brandenb. u. preufs. gesch. 2, 525). — zur bibliographie der Schnabelschen werke sei bemerkt, dass das unter b verzeichnete schriftchen (s. XVIII, vgl. s. 111 anm. 3) sich in Stolberg befindet, vgl. VLG 6, 359 nr 3.

Halle, april 1896. PHILIPP STRAUCH.

Studien zur litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von schülern und freunden. Hamburg und Leipzig, LVoss, 1893. 8°. 330 ss. — 8 m.

Durch äufsere umstände verspätet und nicht mit willen den anzeigen andrer fachblätter nachhinkend, treten die folgenden zeilen hervor. kaum ist es heute noch nötig, die Michael Bernays von seinen schülern gewidmete gabe zu analysieren. sie ist bekannt genug und zum teil schon zum gemeingut der wissenschaft geworden. seitdem sie, mannigfache belehrung spendend, uns zugekommen ist, hat der beschenkte selbst noch weit wertvolleres den fachgenossen geboten und durch vielseitigkeit und tiefe des wissens neuerdings die schaar seiner jünger in den

schatten gestellt. denn — und dies sei gleich festgesetzt — so viel des anregenden und belehrenden, so viel neues material in den 'Studien zur litteraturgeschichte' auch geboten wird, kaum eine dieser studien erreicht an erschöpfender umsicht und bis ins letzte dringender vertiefung die arbeiten von Bernays. im gegenteil : fast durchweg herscht in den 'Studien' eine aphoristische, mehr andeutende als erledigende manier vor. programme werden aufgestellt, probleme aufgeworfen. grade diese mehr aufschliefsende als abschliefsende behandlungsweise gestattet mir, da und dort noch ein paar notizchen anzufügen und auf diesem wege meiner anzeige einen anschein von existenzberechtigung zu leihen.

Den charakter des aphoristischen trägt schon der erste aufsatz, HWSingers sammlung einiger englischer urteile über die dramen deutscher classiker. freilich im bösesten sinne. gerne nehmen wir ja auch eine auf unzureichendes material gestützte anregung entgegen, wenn ein fruchtbarer gedanke weite ausblicke eröffnet. S. indes wirft einiges material hin, ohne zu ordnen und zu sichten, und gelangt zu einem schlusse, der des neuen nichts enthält. gewis hat S. recht, wenn er meint, man müsse bei dem studium der urteile, die ein volk über die geistigen erzeugnisse eines andern fällt, den stimmen des theaterpublicums, der tagespresse, der populären wissenschaft lauschen. der hervorragende, leitende kritiker wird sich lange nicht so stark von nationalen vorurteilen beschränken lassen, als jene tieferstehnden. dennoch bekäme man aus S.s zusammenstellung unverständiger englischer eintagsurteile über deutsche litteratur erst dann einen klaren einblick in den wahren sachverhalt, wenn er vergleichend und prüfend auch des urteils der besten gedacht hätte. dass die englische kritik noch zu ende des vorigen jahrhunderts Deutschland gegenüber im finstern tappte, bezeugt eine berufene stimme, bezeugt WSchlegel (oder Caroline?) i. j. 1798. *Die englischen Kunstrichter*, heifst es in der besprechung des auch von S. erwähnten, von England als zögling 'of the wild German school' bezeichneten romans 'The monk' von MGLewis, *diese Herren erfahren meistens nur das, was in den unteren Regionen unserer Litteratur vorgeht, und haben sich danach einen allgemeinen Begriff von ihr gemacht; auch ist es recht gut, dass sie von dem, was eigentlich die Fortschritte unserer Bildung bezeichnet, keine Notiz nehmen : sie würden es schwerlich fassen*' (Werke XI 274). dieses kennerurteil stellt auch die höhere englische kunstkritik in ungünstiges licht. nimmt man hinzu, was Bernays in der zweiten seiner abhandlungen Zur neuern litteraturgeschichte über den jungen Scott und sein inneres verhältnis zu Goethe zu erzählen weifs, so ergibt sich mit einiger sicherheit das resultat, dass jene von S. vorgebrachten schiefen urteile nicht blofs für die niedrigere englische tageskritik charakteristisch sind. die zeit Carlyles war lange noch nicht gekommen. auf der andern seite aber muss jene englisc[h]

nicht an dem urteile der hervorragendsten deutschen kunstrichter der zeit gemessen werden, und noch weniger an unsern heutigen werturteilen. S. kann sich nicht genug über eine zusammenstellung lustig machen, die sich Anna Plumptre in der vorrede ihrer übersetzung eines Kotzebueschen stückes leistet. sie stellt Kotzebue auf éine linie mit Schiller, Iffland, Beck, Schröder, Wieland, Goethe und Klopstock *among living authors, and Lessing and even Gessner among the deceased ones.* S. findet in dieser zusammenstellung besonders das '*and even Gessner*' herlich. und doch ist es begreiflich genug. hat doch Gessner an Diderots hand einen triumphzug durch Frankreich und dann durch die gesamte gebildete welt gemacht. die schätze oberitalienischer buchhändler musternd, begegnete ich immer wider dem ungleichen paare. Kotzebue aber und Iffland und Schröder sind zu ende des vorigen jhs. auch in Deutschland oft mit Schiller und Goethe in éinem atem genannt worden. wer hie und da einmal einen blick in die grofsen recensionsrepertorien der classischen zeit geworfen hat, wird gesinnungsgenossen Anna Plumptres auch in Leipzig oder in Berlin angetroffen haben. hätten sie nicht existiert, wozu wäre die Xenienschlacht geschlagen worden? hätten sie nicht existiert, so stünde beinah die ganze satirisch-polemische litteratur der romantik in der luft[1].

Wenn S. solchen erwägungen keinen raum gönnte, so hätte er doch das von ihm gebotene material besser ordnen, übersichtlicher disponieren können. jetzt geht das wenige gute in dem schwalle der citate verloren, die — zwecklos genug — den originalen zeilengleich gedruckt sind. nachtragen möchte ich nur, dass die s. 11 genannte anonyme übersetzung von Kabale und liebe aus d. j. 1795 von JJRTimäus herrührt. das thema des aufsatzes und die obigen bemerkungen über Gessner treten in helles licht, wenn CASchlegel seinem bruder Wilhelm 26 aug. 1784 schreibt: *Uebrigens ist die teutsche Litteratur den Engländern noch ziemlich unbekannt und vor 2 Jahren sprach ich mit verschiedenen Englischen Belletristen, so den Gessnerischen Tod Abels weit besser fanden wie den Messias!* (Zs. f. d. östr. gymn. 1892 s. 295).

Max Koch teilt einen brief Goethes an die mutter PAWolffs und auszüge aus briefen dieses schauspielers mit. der brief Goethes wurde, während Kochs aufsatz in der druckerei lag, nach dem nahezu gleichlautenden concepte in den Schriften der Goethegesellschaft 6, 160 f von Julius Wahle abgedruckt.

Borinski greift ein schwieriges und umfängliches thema in seiner studie an, 'die überführung des sinnes über den versschluss und ihr verbot in der neuern zeit'. der erscheinung des enjambements hat er schon in seiner trefflichen Poetik der renaissance ein besonderes augenmerk schenken müssen; und

[1] über das thema 'Kotzebue in England' spricht auch das Schlegelsche Athenäum ein wort (vgl. WSchlegels werke VIII 48 f).

auch jetzt setzt er an gleicher stelle ein. er will natürlich nur einen anhieb tun und wird gewis selbst später einmal das hier blofs angedeutete weiter ausbauen. B. konnte das thema noch 'anreizend durch den mangel einer jeden methodischen erörterung sowol bei den alten als bei den neuern metrikern' finden. seitdem hat Minors Neuhochdeutsche metrik (s. 195 ff) eine reihe orientierende gesichtspuncte aufgestellt, und auch B. wird gut tun, seine beobachtungen nach Minors ausführungen noch einmal zu überprüfen. seine anschauung vom enjambement scheint mir, neben Minors erörterungen gehalten, etwas äufserlich; mindestens wird er von Minor lernen können, unterscheidungen zu machen, wo er jetzt wenig verwante erscheinungen in eins wirft.

Nicht nach der methodischen seite möcht ich B.s studie ergänzen; nur ein paar daten zur geschichte der theorie des enjambements seien hier angebracht. der spannendste augenblick in der neuern geschichte jener erscheinung tritt ein, da die deutsche dichtung sich von der strengen regel des französischen classicismus zu emancipieren beginnt. B. nennt Klopstock als ersten, der das französische reglement durchbricht. 'Klopstocks pindarischer odenschwung', sagt B. (s. 54), 'schreckt bekanntlich in bezug auf die sinnfügung vor nichts mehr zurück, so auch nicht mehr vor dem enjambement von strophen'.

Pindarischer odenschwung? nur der unverkennbaren neigung B.s, sich rhetorischem schwunge hinzugeben, ist es wol zuzuschreiben, dass Pindar an dieser stelle herbeibemüht wird. Horaz wäre zu nennen, von Horaz hat Klopstock neben vielem andern auch das enjambement der strophen überkommen. Horaz liebt ja das strophenenjambement; ich greife das erste beste beispiel heraus (Od. I 2, 45 ff). er singt Augustus an:

Serus in caelum redeas diuque
Laetus intersis populo Quirini,
Neve te nostris vitiis iniquum
Ocior aura

Tollat. Hic magnos potius triumphos,
Hic ames dici pater atque princeps,
Neu sinas Medos equitare inultos
Te duce, Caesar.

der beweis ist so schwer nicht zu erbringen, dass Klopstock das strophenenjambement mit bewustsein Horaz nachgebildet hat. und ich begreife nicht, wie Muncker, da er den belegen B.s einige nachträge anfügte, sich mit der wendung begnügen konnte: 'dass der dichter stets eine künstlerische absicht mit diesen kühnen enjambements verfolgt habe, möchte ich nicht behaupten; die mehrzahl derselben dürfte doch nur zufällig entstanden sein. in andern fällen freilich ist wider eine solche bestimmte absicht nicht zu verkennen' (Zs. f. vgl. littg. n. f. 7, 102). als Klopstock 1756 im 2 bde. der Halleschen ausg. des Messias von der nachahmung des griechischen silbenmafses im deutschen handelte, kam er auf das strophenenjambement zu sprechen. *Wenn Horaz*, sagt er da, *am höchsten steigen will, so wählt er die Alcäen; ein Sylbenmafs, welches, selbst für den Schwung eines Psalms, noch*

tönend genung wäre. Er läuft da am oftesten mit dem Gedanken in die andre Strophe hinüber, weil es, so zu verfahren, dem Enthusiasmus des Ohres und der Einbildungskraft gemäfs ist; da jenes oft noch mehr als den poetischen Perioden, der nur in eine Strophe eingeschlossen ist, verlangt, und diese den Strom des schnell fortgesetzten Gedanken nicht selten fordert. Horaz wuste entweder den Einwurf nicht, dass, wegen des Singens, die Strophe und der Periode zugleich schliessen müssten, weil ihm die Sänger und die lyrische Musik seiner Zeit denselben nicht machten; oder er opferte die kleinere Regel der grössern auf. Klopstock macht dieses aperçu, da er gerade den vorzug der horazischen odenstrophe und die geringe mannigfaltigkeit moderner odenformen erörtert. kein zweifel, dass auch ihn Horaz gelehrt hat, buntere farben, reicheren wechsel in sein gewebe zu bringen.

Nicht erst bei Klopstock hat Horaz befreiend und erlösend gewürkt. die ersten versuche, den strengen, von Frankreich übernommenen vorschriften sich zu entziehen, knüpfen an Horaz an. Drollinger überträgt die 16 ode des zweiten buches der oden und gibt die sapphische strophe in 6zeiligen vierhebigen iamben mit der reimstellung aabccb wider. die beiden verse *Scandit aeratas vitiosa navis Cura, nec turmas equitum relinquit* (v. 20 f) werden übersetzt:

> Die Sorge steigt mit uns zugleich
> Zu Schiff und Pferd. Wo ist das Reich,
> Das frey von ihrem Einspruch bleibet?

Drollinger bildet in seinen reimversen das enjambement des römischen vorbildes nach. er rechtfertigt seine kühnheit sofort (Gedichte ed. Spreng, Frankfurt a. M. 1745, s. 173*): *Die Regeln der deütschen und französischen Poesie erlauben sonsten nicht, dass man in verschränkten Gedichten, und sonderlich in einer Ode, den Verstand aus einer Zeile in die Mitte oder in ein Stücke der folgenden hineingespiele. Unser Poete wollte Sich aber allhier diesem Zwange nicht unterwerfen, sondern die horazianische Schreibart einiger Massen mit der horazianischen Freyheit verbinden.* ich gestehe gern, dass ich ohne diese anmerkung und ohne Drollingers eigenes geständnis nicht den mut gehabt hätte, an diesen stellen einfluss von Horaz anzunehmen. kühn genug ist ja, von einer antiken strophe auf ein ganz modernes reimgebilde metrische eigenheiten zu übertragen. Drollinger geht aber noch weiter. die von ihm gebrauchte 'verschränkte' 6zeilige strophe sollte auch syntaktisch in zwei gleiche hälften zerfallen; der verstand sollte sich jedesmal mit der dritten zeile schliefsen, wie man damals sagte. einmal indes baut er in der citierten übersetzung folgende strophe:

> Du stellest Hundert Heerden auf;
> Dir brummt der Rinder heller Hauff.
> Ein stolzes Pferd, im Kreis gelenket,

Entdeckt dir wiehernd seinen Muht:
Und Tyrus teuers Menschenblut
Hat zweymal Dein Gewand geträuket.

von enjambement zwischen drittem und viertem verse kann an dieser stelle kaum mehr die rede sein. dennoch entschuldigt sich Drollinger und bemerkt: '*Diesesmal liess sich der Übersetzer solches so wenig, als sein Horaz selbsten, anfechten.*' ich begreife nicht, welche mehr als rein äufserliche analogie für seinen vorgang Drollinger in den horazischen versen finden konnte: *Te greges centum Siculaeque circum* (Dr. *centum*) *Mugiunt vaccae; tibi tollit hinnitum Apta quadrigis equa; te bis Afro Murice tinctae Vestiunt lanae.* dass Drollinger trotzdem Horaz als gewährsmann nennt, bezeugt mir, welche bedeutung der name des classischen Römers für das metrische problem hat. Horaz muste jedes an enjambement gemahnende wagnis mit seiner autorität decken.

Drollinger also enjambiert in reimversen und stützt sich auf Horaz. Klopstock begnügt sich, in horazischen und an Horaz sich anlehnenden formen der horazischen freiheit sich zu bedienen. die zeitgenossen sind bei Klopstocks geringerem wagnis stehn geblieben. noch lange sollte es dauern, bis man den sinn auch über den gereimten versschluss hinausführte. in dem kampfe für und gegen den reim spielt auch die enjambementfrage eine rolle. ich führe einige zeugnisse an.

Ramler zwar berührt sich mit Drollinger. in seiner Batteuxbearbeitung (1756 I 172) die vorzüge der gereimten und reimloser form erwägend meint er: *Will man aber auch den Reim* [in *gewöhnlichen jambischen Versarten von fünf, von sechs Füfsen*] *beybehalten, so kann man dadurch noch mehr Mannichfaltigkeit in den gereimten Vers bringen, wenn man den halben oder ganzen Verstand nicht immer mit dem Reime endiget; sondern hierinn dem Exempel der Alten folgt, die dem Numerus, der Harmonie, dem schönern Ausdrucke zu gefallen, ihren jambischen, choriambischen und hexametrischen Ausgang nicht immer zum Schlusse des Gedankens machten.* also enjambement, um den reimversen, insbesondere dem alexandriner und dem gereimten quinar die eintönigkeit zu nehmen. Ramler meint, das enjambement im reimvers sei leichter durchzuführen, da der 'schlussfall' des reimlosen verses bei enjambement leicht verloren gehe. freilich falle dann auch das reimwort schwächer in die ohren. mannigfaltiger aber lasse sich der reim gestalten, wenn enjambement gestattet ist; man brauche nicht reime zu wählen, die sich schon vorher erraten liefsen, brauche obendrein nicht auf substantiva im reime sich zu beschränken. mindestens in der 'hohen pindarischen ode' sei das enjambement dem dichter gestattet, das scherzlied hingegen erfordere mehr ebenmafs.

Merkwürdiger weise erhob gegen Ramlers ausführungen ein eifriger verteidiger des reimes einspruch. JASchlegel stellt sich

in der 2 aufl. seines Batteux (1759 S. 585 f) auf einen ganz eigenen standpunct. er erblickt in der anwendung des enjambements im reimverse eine falsch angebrachte nachahmung der alten. man solle doch ihre fehler nicht nachmachen, nicht ihres eigentums sich bemächtigen, wenn es mit der natur unserer sprache und unseres silbenmafses sich nicht vertrage. so stark hatte die französische lehre gewürkt, so tief hatte sie sich ins bewustsein deutscher dichter eingenistet, dass JASchlegel eine älterer deutscher metrik geläufige erscheinung für rhythmus- und sprachwidrige eigenheit übertriebener nachbildung der antike erklären kann! Drollingers allzukühne analogieschlüsse werden hier als baarer ernst aufgenommen; weil Drollinger, seine enjambements zu rechtfertigen, die autorität eines Horaz herbeibemüht, weist jetzt JASchlegel dem enjambement als unberechtigt antikisierenden eindringling den weg. er selbst aber stützt sich auf ausführungen Mendelssohns. in der Bibliothek der schönen wissenschaften (1757. II 78) hatte dieser erklärt, der reim diene, den schluss des verses in enjambementslosen gedichten sinnlicher zu machen. *Wo aber der Gedanken öfterer aus einem Vers in den andern übergeht, als in den Gedichten der Alten oder Neuern, die ihnen verwandt sind, da ist der Reim bisweilen ein unschicklicher Zierrat.* wenn also der dichter — so meinte Mendelssohn — mit einem verse zum ausdruck seines gedankens nicht zulangen könne, dann wähle er, um enjambieren zu können, den reimlosen vers. über den reim hinaus den sinn zu führen ist verboten. ausführlicher noch entwickelt und erhärtet Mendelssohn diese seltsame theorie im selben bande der Bibliothek (II 116 f): *In solchen Arten von Gedichten, wo die Gedanken frey durch zween und mehrere Verse hinwegflie∫sen, da ist der Reim nicht nur entbehrlich, weil die Ursache wegfällt, die ihn nötig machen soll; sondern er ist wirklich überflüssig, weil ihn der Leser ohne eine genaue Aufmerksamkeit nicht bemerken kann, indem er selten bey dem Schlusse eines Verses pausiret.'* so sehr hatte sich um die mitte des jhs. das ohr entwöhnt, reime zu hören! Mendelssohn fürchtet endlich, der reim könne den freien sturm der gedanken unterbrechen und ruhepuncte hinsetzen, wo sie nicht hingehörten. Mendelssohn konnte also wol beim vortragen nicht rasch genug über das ende des reimlosen enjambierten verses wegkommen.

Die stimme eines JASchlegel, eines Mendelssohn konnte nicht ungehört verhallen. ihre theorien feiern in den compendien ein langes nachleben. Sulzer, eingefleischter gegner des reims, kennt in dem artikel Vers nur das antike enjambement. und er setzt, trotz Klopstock, hinzu: *Doch mag dieses eine blos geduldete poetische Freyheit gewesen seyn; denn es kommt doch, gegen die andern Fälle, wo der Vers sich mit einem Wort endiget, nicht oft vor.* das wort enjambement selbst ist ihm fremd, und er hat ihm keinen besonderen artikel gewidmet. Eschenburgs 'Entwurf

einer theorie und literatur der schönen wissenschaften' (Berlin u. Stettin 1789, s. 62) predigt noch im sinne Mendelssohns und Schlegels : *Je mehr man den Reim mit dem periodischen Schluss oder Einschnitt der Rede zusammenfallen lässt, desto sinnlicher und gefälliger ist allemal seine Wirkung.*

Zu ende des jhs. steht die theorie also noch auf dem standpunct des französischen classicismus. um so rascher giengs in der praxis. ich möchte nur einen schlagenden beleg für die tatsache anführen, dass die ängstlichen bedenken der Schlegel, Mendelssohn und ihrer nachtreter bald vergessen waren.

Bekanntlich erfordert die terzine am schlusse einen merkbaren sinnesabschnitt. enjambement von einer terzine zur andern ist nur ausnahmsweise gestattet. als indes die terzine in Deutschland zur modeform wurde, hatte man längst jede scheu vor dem enjambement im reimverse verloren und liefs den sinn ohne anstand von einer terzine in die folgende übergehn. ich will gar nicht auf die aufsergewöhnlich freien terzinen hinweisen, die Goethe am anfange des II Faustteiles dem erwachenden helden in den mund legt. doch Friedrich Schlegel enjambierte 1800 in dem gedicht an die Deutschen; Schelling, der den Dante ganz correct übersetzt (vgl. WSchlegels Werke III 369 ff, RKöhler Dantes göttliche komödie und ihre deutschen übersetzungen s. 160) verstöfst in den 'Letzten worten des pfarrers zu Drottning auf Seeland' (1802) gegen das verbot. endlich muste Chamisso noch 1836 gegen Lenau auf jener vorschrift bestehn, konnte er noch damals von einem 'geheimnis der terzinenform' sprechen, das Lenau in seinem nachtstücke 'Die marionetten' nicht 'erraten' habe (Werke VI² 279. 283) [1].

Herzlich wenig lässt sich aus HWölfflins aufsatz 'Die Herzensergiefsungen eines kunstliebenden klosterbruders' lernen. von einem kunsthistoriker war doch zu erwarten, dass er dem litterarhistoriker über die theoretische begründung der malerei neues mitteilen und sich nicht mit der stilistischen umformung

[1] ich habe lange bei B.s studie verweilt und muss gleichwol noch ein wort anfügen. B. wirft zuletzt noch einen raschen blick auf den modernen französischen brauch und setzt insbesondere die neuste französische dichtung der litteratur des 16 und 17 jhs. gegenüber tief herab. er spricht von dem 'cynismus, der bewusten liederlichkeit, der gesuchten zweideutigkeit, der hohlen pseudowissenschaft der heutigen (um das mildeste wort zu gebrauchen :) marktschreiberei'. niemand wird, die heutige litteratur Frankreichs und die schöpfungen jener ältern zeiten vergleichend, ein abschliefsendes urteil sich zutrauen; und auch ich möchte nicht beide für ebenbürtig erklären. doch von B.s feinsinn hätte ich das obige, auf völligem misverständnis beruhende urteil nicht erwartet. aufrichtig bedauern aber muss ich den metriker, der nicht fühlt, was der französische vers in unserm jh. an melodie, wolklang, fülle und leichtigkeit gewonnen hat. ich denke, wenn B. eine tiefer gehnde kenntnis des neuern französischen verses eignete, er hätte sich diesen eindrücken nicht verschliefsen können. in seinem interesse, im interesse des metrikers B. nehm ich an, dass ihm jene kenntnis fehle.

längst bekannter beobachtungen begnügen werde. die fachgenossen finden heute noch bei Haym und Minor bessere belehrung. ihnen brauche ich auch nicht zu sagen, dass die s. 63 citierten worte Friedrich Schlegels in meiner ausgabe seiner briefe an Wilhelm s. 307 stehn, dass ferner über Ramdohr und über die romantische polemik gegen seine ästhetischen untersuchungen bei Frensdorff (ADB 27, 211) genaueres zu erfahren ist als bei Wölfflin (S. 68[1]). vgl. jetzt auch Erich Schmidts anm. zu Xenion 406[1].

Die interessanteste gabe, gleich anziehend durch inhalt wie durch form, hat Witkowski beigesteuert. interessant ist ja vor allem der nachweis, dass Goethes aufsatz 'Nach Falconet und über Falconet' mit einem verdeckten citate aus Falconets aufsatz über die römische statue des Marc Aurel einsetzt, um dann über das in diesem citate gegebene thema zu phantasieren, wie Goethe über den Strafsburger münster phantasiert hat. Strehlkes interpretation fällt in nichts zusammen; hatte er doch, ausgehend von dem völlig misverstandenen titel, vermutet: 'es wird nur die von Falconet vertretene kunstrichtung im allgemeinen angegriffen, indem sich Goethe als jemand hinstellt, der zeitlich nach ihm lebt und seine forderungen über ihn hinaus stellt'. im gegenteil: Goethe knüpft an Falconet an und gründet seine eignen kunstanschauungen auf die ausführungen des Franzosen. doch nicht nur dem schlagenden nachweise ruf ich beifall zu. W. ist nicht umsonst in Bernays schule gegangen. wie sein lehrer und meister versteht auch er ein nach innen und aufsen abgerundetes ganze zu geben. seine studie entwirft ein anschauliches bild von einem der rücksichtslosesten gegner, die der antike im 18 jh. erwachsen sind. grade die ausschliefsliche betonung des modernen standpuncts macht den schöpfer der Petersburger statue Peters des Grofsen zu einer culturhistorisch interessanten erscheinung. wir begreifen, dass der von Youngs schrift über den originalgenius begeisterte Herder, dass Herders stürmender und drängender schüler Goethe an Falconet ihre freude haben musten. die von Goethe ausgehobene und an den anfang seines aufsatzes versetzte stelle atmet echten sturm und drang. *Der Künstler*, heifst es, *findet die Zusammenstimmung weit stärker in den Gegenständen der Natur als in einem Marmor, der sie vorstellt.* also nicht ein horazisches: *Vos exemplaria Graeca Nocturna versate manu versate diurna!* an die natur selbst wird der künstler gewiesen. Goethe aber scheidet anknüpfend und ausdeutend zwischen dem künstler, der die heiligen schwingungen und leisen töne, womit die natur alle gegenstände verbindet, überall sieht, mag er das gesicht seiner geliebten, seine stiefel oder die antike ansehen,

[1] welche nachwürkung auch der von Tieck besorgte druck Wackenroderscher schriften (vgl. s. 72[3]; von 1814, nicht von 1816) hatte, ist aus Immmermanns Epigonen zu ersehen.

und dem liebhaber, der diese feinen schwingungen nur an dem marmor erblickt hat, sie nur im marmor sucht, weil er die natur nicht zu sehen im stande ist.

Ich möchte bei dieser gelegenheit doch darauf aufmerksam machen, dass Goethe nicht nur in dem Falconetaufsatze und den von W. (s. 89) genannten gedichten mit dem oben angedeuteten gegensatz von liebhaber und künstler gearbeitet hat. auch in den sog. Briefen Werthers aus der Schweiz kehrt dieselbe ideenfolge wider. *Ich gesteh Dir*, ruft der briefsteller da aus, *darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunst, dass ich jene so schön, so glänzend, so entzückend sah, dass mich das Nachstreben des Künstlers, das unvollkommene Nachstreben, fast wie ein vollkommenes Vorbild hinriss.* seine neigung gilt nur solchen kunstwerken, deren natürliche vorbilder ihm bekannt waren. nur wenn er die ihm bekannte natur, nur wenn er die heiligen schwingungen und töne der natur im kunstwerk widerfindet, fühlt er sich angezogen. eine Danae, die den goldenen regen in ihrem schoofse empfängt, ringt ihm erstaunen ab, sie erregt nicht jenes entzücken, jene freude, jene unaussprechliche lust in ihm. der kunstfreund aber sagt ihm viel von den verdiensten des bildes vor und macht ihm an dem trefflichen bilde die vorzüge der italienischen schule deutlich. wir sehen den liebhaber des Falconetaufsatzes vor uns, der *so bezaubert ist von diesen Tons, diesen feinen Schwingungen*, der, *weil er sie hier zum ersten Male bemerkt, glaubt, dass sie nirgends oder wenigstens nirgends so kräftig anzutreffen seien*, und auf der andern seite den künstler Goethe-Werther, der alsbald wegeilt, um in der natur das vorbild jener Danae zu suchen, um erst an der natur jene feinen schwingungen zu beobachten, ehe er sie im kunstwerke widerfinden und dann am kunstwerke bewundern kann. man beachte: der Falconetaufsatz führt in seinen letzten consequenzen zu der viel beanstandeten, von zaunhütern der ästhetischen moral bekrittelten schlussscene der Schweizerbriefe. ich möchte aus der aufgezeigten analogie keine schlüsse ziehen. wahrscheinlich ist mir indes doch, dass Falconetaufsatz und Schweizerbriefe zeitlich sich nahestehn. wenn Goethe 18 febr. 1796 in seinem tagebuch notiert: *Fing an zu dicktiren an Werthers Reise*, so möcht ich das wort '*dicktiren*' im prägnantesten sinne nehmen und glauben, dass Goethe dictierend ein altes concept in ordnung brachte, eins jener *alten Papiere*, etwas von dem *wunderlichen Zeug*, das er am 12 febr. Schiller gegenüber erwähnte. ein dem Falconetaufsatz von 1796 gleichzeitiges concept konnte noch das evangelium der einfachen naturnachahmung predigen. welchen grund hätte aber Goethe gehabt, nachdem er längst in theorie und praxis zur stilisirung übergegangen war, neuerdings, und wärs hinter einer maske, für die niederere kunstform einzutreten?

Simonsfeld ergänzt, von mitteilungen Bernays angeregt,

einen ältern aufsatz über Cassandra Fedele (Allg. ztg. 1890 nr 48. 49).

Walter Bormann analysiert Schillers 'Künstler', um den beweis zu erbringen, dass ihr gedankeninhalt mit Schillers spätern ansichten sich vollkommen decke, dass Schiller insbesondere nicht durch Goethes einfluss zu anschauungen über das verhältnis von kunst und sittlichkeit gekommen sei, die den ausführungen der 'Künstler' widersprächen. gewis wäre es ja ein anziehendes problem, anknüpfend an B.s aufsatz die controverse zu überblicken und zwischen recht und unrecht zu scheiden. ich fürchte indes, den mir gestatteten raum ohnedies zu unbescheiden auszunutzen, und beschränke mich darauf, den schlussbemerkungen B.s ein fragezeichen anzufügen. ich glaube nicht, dass Schillers gesamte philosophische schriften eine glückliche grundlage für den mittelschulunterricht abgeben. die 'Künstler' vollends möcht ich aus eignem antriebe niemals mit unreifen jünglingen lesen.

Kühnemann will eine neue schilderung von Herders letztem kampfe gegen Kant geben. er selbst betont, dass Haym über den gehalt von Metakritik und Kalligone klar und gerecht unterrichte. seine eigne arbeit verfolge nur die absicht, die motive der gedankenbildung etwas schärfer herauszuheben, als es vielleicht bisher geschehen sei. ich hoffe, in nicht gar zu langer zeit mich an dieser stelle über K. und seine Herder betreffenden arbeiten aussprechen zu können. diesmal nur ein paar worte. wer unmittelbar nach einer gesamtdarstellung von der tiefe und klarheit des Haymschen buches über Herder schreibt, muss stofflich oder gedanklich neues in nicht gewöhnlichem umfange vorzubringen haben. K. ist der ansicht, dass auch nach Haym über die 'motive der gedankenbildung' Herders dies und jenes zu sagen sei. kurz gesagt, das psychologische scheint ihm von Haym nicht genügend scharf herausgearbeitet. er denkt, in einer starken betonung des psychologischen standpunctes jenes eine neue darstellung hinreichend begründende neue moment zu besitzen. ich meine, mit dem worte psychologie wird jetzt nicht geringerer unfug getrieben, als vor nicht langer zeit mit dem worte methode. meistens beschränkt sich die psychologie moderner und modernster schriftsteller auf unwesentliche stilistische künste. was früher in wenigen zeilen angedeutet, vielleicht zu beiläufig abgetan wurde, wird jetzt breitspurig und mit einem aufwande meist von Frankreich übernommener kunstworte auseinandergesetzt. ich verkenne nicht den wert solcher darstellungsweise und leugne nicht, dass sie manches hübsche zu tage gefördert, manche gestalt in noch helleres licht gesetzt habe. allein man glaube doch nicht, in jenen psychologischen darlegungen ein neues evangelium zu künden. und vor allem prüfe man genau, ehe man gegen ein schriftstellerisches temperament von der stärke Hayms den vorwurf unzulänglicher gestaltung des psychologischen

momentes erhebt. ich meine, tiefer sind wenige in die psyche Herders eingedrungen, schärfer haben wenige Herders seelenleben erschaut und folgerichtiger hat niemand die innere entwicklung des mannes geschildert, als Haym. würklich kann ich auch in dem vorliegenden aufsatze K.s mit bestem willen nichts neues entdecken. nicht einmal das stilistische problem ist ihm geglückt, die 'motive der gedankenbildung' dem leser noch eindringlicher in einer detailstudie vorzuführen, als es die wol überdachte ökonomie einer umfänglichen gesamtdarstellung zulässt. mit recht spricht K. von dem 'grofsen empiristen' Herder, der von vorn herein kein verständnis für Kant haben kann. Haym jedoch zeigt mir auch, an welche documente Herderscher empirie die beiden gegen Kant geschriebenen werke anknüpfen. und das ist mir lieber! K. konnte seine psychologischen absichten auf anderm wege besser erreichen. er hätte nicht von Kant ausgehn und dann aufzeigen sollen, was Herder an den Kantischen aufstellungen nicht recht war. er muste darlegen, mit welcher summe von philosophischen vorstellungen Herder an Kant herantritt, und wie Kant auf einen menschen würken muste, der jene vorstellungen sein lang gehegtes gut nannte. er muste, um der Kalligone näher zu kommen, die summe der ästhetischen und litterarhistorischen bemühungen Herders ziehen und dann dartun, welche Herderschen lieblingsanschauungen mit Kants glaubensbekenntnis nie stimmen konnten, welche nur aus misverständnis zu Kant in gegensatz treten musten. auf diesem wege hätte K., die bemühungen RZimmermanns und Hayms aufnehmend, endlich zeigen können, welche aufstellungen der Metakritik und der Kalligone uns ebenso wert sind, als die ergebnis- und anregungsreichsten schriften des jungen Herder. geleitet von einem klaren und deutlichen bilde des positiven wertes der Herderschen aufstellungen, gelangen wir eher zu einem begreifenden und verzeihenden einblick in die seele eines kämpfers, der die besten errungenschaften seines lebens durch Kant gefährdet glaubte. doch auch diese von mir skizzierte erörterung der beiden letzten kampfschriften Herders böte zuletzt nur in andrer form, was jeder einsichtige aus Hayms buche selbständig herauslesen kann. K. ist allerdings nicht einmal so weit gekommen.

Hans Schnorr von Carolsfeld spendet vier lateinische briefe GRWeckherlins an LCamerarius; sie entstammen der auf der kgl. hof- und staatsbibliothek zu München verwahrten 'Collectio Camerariana' und führen die daten 1629. 1631. 1624. 1625. warum Sch. diese unchronologische reihenfolge wählte, ist nicht zu ersehen. aus eigenem hat der herausgeber nichts beigesteuert. — WGolther zeigt an der dem 14 jh. angehörigen Gaungu-Hrólfssaga umsichtig und kenntnisreich typische wandlungen an märchenstoffen auf und erwägt die bedingungen, unter denen aus dem rohstoff des märchens ein kunstwerk erstehn kann.

Hans Bodmer erforscht mit grofsem fleifse die anfänge von Bodmers Miltonübertragung. grundlage der untersuchung sind die zum teil ungedruckten jugendbriefe Bodmers und Breitingers an LZellweger in Torgen. von Zellweger hatte Bodmer das erste exemplar des verlorenen paradieses geliehen erhalten, das er überhaupt in die hand bekam. nicht aber — ein beachtenswerter nachweis — durch Addisons Spectator wurde er auf Milton aufmerksam gemacht. erst 1724 gelangte er — wie s. 183 gezeigt wird — in den besitz einer englischen ausgabe des Spectator. die ihm bis dahin allein bekannte französische bearbeitung verzichtet auf Addisons essays über Milton. diese französische ausgabe des Spectator darf künftig auch bei der betrachtung der vor 1724 fallenden kritischen bemühungen Bodmers nicht aufser acht gelassen werden. berichtigen muss ich blofs eine angabe B.s : Rollis italienische übersetzung des Verlorenen paradieses ist schon 1729 erschienen und in elfsilblern, nicht in alexandrinern abgefasst (vgl. s. 189[1]).

Ausführlich und belehrend handelt Wunderlich über den deutschen Eunuchus von 1486. ungefähr gleichzeitig hatte Max Herrmann in gröfserem zusammenhang diese erste deutsche Terenzübertragung charakterisiert (Mitteilungen der gesellschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte 3, 18ff). W. spürt emsig den lebensdaten des übersetzers Hans Neithart nach. lehrreiche ausblicke auf die deutsche litteratur der zeit erhöhen den wert der studie; ich verweise insbesondere auf die den anonymen deutschen Decamerone betreffende anmerkung (s. 211). — Söderhjelm möchte von zwei Guillaume Coquillart zugeschriebenen monologen den einen, 'Monologue du puits' betitelt, einem andern, schülerhaft nachbildenden verfasser zuschreiben und nur in dem 'Monologue des perruques' ein erzeugnis Coquillarts erkennen. — Vollmöller teilt proben einer der ältesten spanischen Iliasübersetzungen mit. sie entstammt dem pergamentcodex, dessen letztes stück V. unter dem titel 'Ein spanisches steinbuch' (Heilbr. 1880) herausgegeben hat, und wurde zuerst von Gayangos in seinem cataloge der spanischen hss. des brit. museums (1875. I 9) festgestellt. der unbekannte übersetzer hielt sich an die ungedruckte lat. prosaübertragung von Petrus Candidus Decembrius und beschränkte sich auf den 1—4 und 10 gesang.

Umfängliche mitteilungen aus der ungedruckten Shakespeareübersetzung von Johann Gottlob Regis beschliefsen den band. so oft JElias von Regis und über Regis neues uns mitteilt, kann er lebhafter zustimmung versichert sein. schon die von E. in die ADB gestiftete skizze liefs erkennen, dass Regis eine der interessantesten individualitäten der neuern deutschen litteratur gewesen ist. ein deutscher Goncourt! gerne möchten wir ja unserer litterarischer verfeinerung zuneigenden zeit allein das

privilegium vorbehalten, litterarische feinschmecker gezeugt zu haben, denen ein genussreiches leben und streben in kunst und dichtung über alle äufsern erfolge geht. Regis meinte selbst, man werde ihn einmal als 'mumie durchspritzt von den feinsten aromen der edelsten classiker ins grab legen — denn sein fleisch sei ganz durchdrungen davon, weil er sich in seinem ganzen leben von nichts anderm genährt'. die romantische lebenskunst nimmt in Regis eine ganz eigene form an. lebenskunst wandelt sich zum kunstleben, zu einem schier alles äufsern zweckes baaren geniefsen. solche kunst eines im edelsten sinne geniefsenden lebens ist dem in der mitte einer litteraturbewegung stehnden fremd. in Österreich hat der jüngere Villers (vgl. meinen artikel in der ADB), hat Alexander von Warsberg uns das bild einer nur an der künstlerischen bildung des eignen ichs arbeitenden individualität geboten. Regis ist indes nicht wie jener beim geniefsen, wie dieser beim dilettantismus stehn geblieben. als übersetzer hat er sich den titel eines meisters errungen, nicht andern, nur dem eignen geniefsebedürfnis zu liebe. E. öffnet jetzt den zugang zu dem langverschlossenen schatze Regisscher Shakespeareübersetzungen, er verzeichnet das zu Breslau aufbewahrte material in sauberer und übersichtlicher ordnung, und über 60 eng gedruckte seiten erscheinen als probe. hoffentlich erhalten wir in seiner versprochenen Regisbiographie bald eine erschöpfende würdigung des gebotenen.

Wien, 24 september 1895. OSKAR F. WALZEL.

Berlin 1688—1840. geschichte des geistigen lebens der preufsischen hauptstadt. von LUDWIG GEIGER. 2 bde. Berlin, Gebr. Paetel, 1892—1895. XII und 709 ss., XVI und 651 ss. — 30 m.

Die summe und den inbegriff der geistigen güter, die wir heute in dem namen Berlin zusammenfassen, einmal in übersichtlicher, auf gelehrter forschung beruhender darstellung zu überblicken, das ist eine aufgabe, die nicht blofs jeden gebildeten sondern auch den gelehrten zur lectüre locken kann. LGeiger beruft sich in seinem vorwort auf zwanzigjährige studien; und er hat in der tat im laufe der letzten jahrzehnte in seinen Berliner neudrucken, in der Geschichte der Juden in Berlin und in den zahlreichen zeitschriften, deren ständiger und fleifsiger mitarbeiter er ist, sich als unermüdlich auf diesem felde erwiesen. der grundsatz eines seiner helden, des französischen predigers Formey, ist freilich auch der seinige: 'wenn ich ein buch lese, so denke ich nach, wie ich bei gelegener zeit über denselben gegenstand ein andres machen kann'. aber auch solche excurse haben ihn nur selten von seinem thema abgeführt, und mit einer beneidenswerten schnelligkeit, wenn auch etwas langsamer als er es sich selber vorgesetzt hatte, sind im laufe von vier jahren die beiden stattlichen bände in drei teilen erschienen.

Sie reichen nicht bis auf das moderne Berlin, sondern sie schliefsen mit dem jahre 1840. die periode der ersten fünf preufsischen könige, von 1688—1840, erscheint dem verf. als eine einheitliche auch in der geschichte des geistigen lebens. worin er aber diese einheit erblickt, das erfahren wir doch eigentlich erst am schlusse des ganzen werkes (II 617 f). dort heifst es, dass die directe beeinflussung des geisteslebens und der stadtentwicklung durch könig und hof mit dem jahre 1840 zu ende sei; in den ersten regierungsjahren des neuen königs sei wol ein solcher einfluss geübt worden, 'aber seine würkung beschränkte sich auf einen immerhin engen kreis, sie hatte kein echo mehr im volke'. ich will nun gar nicht davon reden, dass nach Geigers eigner darstellung das auch sehr oft früher, zb. unter Friedrich dem Grofsen, nicht anders gewesen ist. aber gegen die schroffe abgrenzung mit 1840, unmittelbar vor dem sturmjahr 1848, wird jeder historiker protestieren. G.s letztes buch zeigt, wie die romantik in immer weiteren kreisen der Berliner gesellschaft festen fufs fasst. und nun sie 1840 auf den thron kommt und hoffähig wird, bricht seine darstellung plötzlich ab. ein echo im volke hat sie freilich auch früher nicht gehabt; aber der historiker, der einer geistigen bewegung mitten im strome ihr ziel setzt, kommt mir wie Münchhausen vor, der auf dem vorderteil des mitten entzwei geschnittenen rosses weiter reitet. der verf. hätte m. e. die romantik getrost auf den thron der Cäsaren führen, aber auch zeigen sollen, wie sich gerade in den romantischen cirkeln von Berlin durch Heine, Börne, Gutzkow und nicht am wenigsten durch Bettina die sociale frage ankündigt, die dann der romantik 1848 den letzten stofs gegeben hat.

Diese letzten bücher sind überhaupt etwas tumultuarisch gearbeitet, und man hat das gefühl, als ob es dem verf. nur darauf angekommen sei, um jeden preis fertig zu werden. mit der zunehmenden bedeutung seiner aufgabe ist er leider nicht über sich selbst hinaus gewachsen. von vorn herein arbeitet er nach einem bestimmten schema. die bücher gliedern sich nach den regenten; innerhalb der bücher sind wider besondre capitel der persönlichkeit des regenten, dem religiösen leben, der wissenschaft, der dichtung, der kunst, dem theater, der musik, den sittlichen und ökonomischen zuständen usw. gewidmet. ein bischen gar zu schematisch wird das material in diese festen rubriken eingesargt; und es ist gewis kein besonders geschickter übergang, wenn der verf. (II 308) von der Berliner akademie mit den worten: 'andere bestrebungen verdienen nicht die gleiche billigung' auf den Mesmerismus hinüberspringt, oder wenn er in der rubrik 'Zeitschriften unter Friedrich dem Grofsen' um 10 oder um 40 jahre voraus- oder zurückgreifen muss. in den letzten büchern aber hat sich G. des raumes wegen beschränkung auferlegen müssen:

die abschnitte über naturwissenschaften, über bildende kunst, über musik, über sittliche und ökonomische verhältnisse hat er hier über bord geworfen, und es ist nur die litteratur, das theater und die wissenschaft übrig geblieben.

Was der gelehrte von einem buch, wie es G. im sinne hatte, erwartet, das ist, kurz gesagt, das folgende: es soll ihm den geistigen dünger liefern, um seine äcker damit zu befruchten; es soll ihm das erdreich bieten, um seine pflanzen anzusetzen; es soll ihm ein milieu schildern, aus dem er die einzelnen figuren und gestalten ableiten kann. wer jemals mit würtembergischer oder mit schwäbischer litteratur zu tun gehabt hat, der erinnert sich hier sogleich dankbar der vortrefflichen aufsätze von Vischer in den Hallischen jahrbüchern, denen ich sonst wenig ähnliches in unserer wissenschaftlichen litteratur an die seite zu setzen wüste. in dem buche von G. wird der gelehrte nur wenig von dem finden, was er sucht. es steht zwar sehr viel, vielleicht alles, was man über Berlin und sein geistiges leben weifs, in dem buch; aber man erfährt recht wenig neues. daten und tatsachen enthält es ja genug, eher zu viel; aber sein verf. besitzt nicht die gabe, ein milieu zu zeichnen. er erklärt die einzelnen erscheinungen nicht aus ihrem gemeinsamen mutterboden; er überrascht uns beständig mit unerwarteten und unvorbereiteten erscheinungen. nachdem er uns zb. am eingang des zweiten bandes erzählt hat, dass seit Friedrich Wilhelm II das deutsche wesen wider mehr zur geltung gekommen sei, erfahren wir (II 189) ganz unvermittelt, dass sich unter Friedrich Wilhelm III das vorhandensein französischer neigungen 1802 in dem plan, ein französisches theater zu bauen, verraten habe. das Berliner Nationaltheater (II 155) ist da, ohne dass man weifs, wo es herkommt, noch was darunter zu verstehn ist. wie der boden in dem aufgeklärten Berlin für die erfolge der romantiker vorbereitet wurde, das verlangt man vergebens zu erfahren. ich wüste überhaupt in dem zweiten bande aufser der erwähnung der räuber- und gespensterlitteratur (II 26ff), in der Tieck seine wurzeln fand, kaum eine stelle, wo die allgemeine litteraturgeschichte von dem localforscher Berlins und nicht umgekehrt der localforscher von der litteraturgeschichte sein futter erhielte. etwas besser ist es doch noch um den ersten band bestellt, wo an etlichen stellen statistisches und bibliographisches material aufgefahren ist, das einem andern zeit und mühe ersparen kann, wenn es auch in G.s händen kein volles leben gewonnen hat. denn seine besprechung der ältesten Berliner calender und zeitungen, der gesangbücher, der Kretschmarischen Bauerngespräche usw. bietet kaum mehr als eine oberflächliche orientierung über den inhalt. hoffeste weifs er nur durch den abdruck der festprogramme und die leistungen der Berliner universität durch die vorlesungsverzeichnisse zu illustrieren. das medicinische ca-

pitel besteht aus einer aufzählung der ärzte, an deren namen sich trockene biographische notizen anschliefsen. dass uns anstatt eines gesamtbildes der aufklärung die schriften der theologischen aufklärer in sehr dürftigen auszügen im gänsemarsch vorgeführt werden, will ich nicht weiter tadeln; denn trotz den glänzenden charakteristiken WSchlegels fehlt dieses wichtige capitel, weil es nicht mit der blofsen kenntnis der schönen litteratur zu bestreiten ist, bis zum heutigen tag noch in allen unsern litteraturgeschichten, und diese lücke wird nicht so bald ausgefüllt werden, da die kunst, den hintergrund in perspectivischen und grofsen umrissen zu zeichnen, heute weder geübt noch geschätzt wird, wo jeder seine kleinigkeiten gern in das helle licht des vordergrundes stellt. nicht so leicht hingehn lassen kann ich dem verf. aber die partien über das Berliner theater, die aus abgeleiteten quellen oberflächlich und notdürftig zusammengeschrieben sind. hier zuerst hätte die arbeit eines localforschers einsetzen sollen; oder wenn es in Berlin keine theaterarchive und keine städtischen archive gibt, dann hätte sich G. wenigstens um die schilderungen kümmern sollen, die ein fachmann wie Tieck in seinen schriften so freigebig von der glanzzeit des Berliner theaters entworfen hat. was uns G. hier bietet, ist mitunter geradezu beleidigend. unter dem 10 april 1768 bucht er, gelegentlich einer aufführung von Romeo und Julie, die 'einreihung des grofsen Britten in die autoren der Berliner bühne als ein theatergeschichtliches ereignis ersten ranges'. was nicht gar! es war ja nur der kleine, dicke Weifse, der damals seinen einzug gehalten hat! wo bliebe denn sonst das verdienst Schröders?

Weil ich hier doch einmal darauf gekommen bin, an dem tatsächlichen zu rühren, so möchte ich gleich auch ein paar andere bedenken los werden, die mir bei der lectüre aufgefallen sind. Rambach soll (II 95 f) in den 'Thaten und feinheiten renommierter kraft- und kniff-genies' (Berlin 1790—91, 2 bände) im verein mit Tieck und Bernhardi die geschichte des bayrischen Hiesels bearbeitet haben. schwerlich hat G. diese beiden bände je in die hand bekommen; denn sie enthalten, wie schon der titel sagt, vier räubergeschichten: I Jonathan Wild, Nickel List; II Karl Prices, Der bayrische Hiesel. — den romantikern wirft G. (II 140) vor, dass 'ihr heftiges poltern gegen Wieland durch seinen mangel an jeder pietät widrig geworden' sei. aber gerade ihre bosheiten gegen Wieland haben die brüder Schlegel nicht vom stapel gelassen und sich mit einer einzigen stelle im Reichsanzeiger begnügt. — in Jacobis Iris findet der verf. (II 361) nur ein einziges Goethisches gedicht: 'Wie feld und au, so blinkend im tau'. wir haben dieses lied bisher immer für das einzige von JGJacobi gehalten, das Goethe irrtümlich unter seine gedichte aufgenommen habe. — II 367 werden die 'Charakteristiken und kritiken' der brüder Schlegel neben dem 'Athenäum' als zeitschrift

genannt! — die posse 'Unser verkehr' schreibt G. immer noch dem Breslauer arzt Sessa zu, während doch Treitschke in seiner Deutschen geschichte (IV 756) schon darauf hingewiesen hat, dass der Halberstädter superintendent Karl Andreas Märtens ihr verf. ist. — als einen 'bekannten vers', der nach der vorstellung von Raupachs bearbeitung der Calderonischen 'Tochter der luft' in Berlin 'cursierte', citiert er (II 481 f) ahnungslos die WSchlegelschen verse aus dem Wendtischen Musenalmanach. aber der wortwitz auf die liberalen (die 'lieber alles' wollen) und auf die servilen (die 'sehr vieles' wollen) gehört nicht Glasbrenner an (II 537), er kommt schon 1826 in LRoberts 'Staberl in den höheren sphären' vor, und hier dürfte man es also würklich mit einem Berliner strafsenwitz zu tun haben. — die bekannten Lettres françaises et allemandes des älteren Mauvillon citiert G. (I 409) ganz fremd als 'ein eben erschienenes buch'; und es wäre wenigstens vorsichtig gewesen, den 'Aufruf an mein volk' nicht so ohne weiteres als 'Hippels werk' (II 334) zu bezeichnen, weil sonst doch etwa der eine oder der andere an den dichter Hippel denken könnte.

Um von diesen nebensachen wider auf die hauptsachen zu kommen, so suche ich bei G. vergebens aufschluss über wichtige fragen, die den localforscher in erster linie angehn. als Schillerforscher hätte ich zb. erwartet, etwas näheres über Schillers aufenthalt in Berlin und seine beabsichtigte berufung nach Berlin zu erfahren. Schiller in Berlin! welche weite und reiche perspective auf beiden seiten! aber ich finde bei G. nicht einmal das reiche briefmaterial ausgenutzt, das schon andere über diese angelegenheit zusammengetragen haben. persönlichkeiten wie der prinz Louis Ferdinand treten gar nicht hervor, Pauline Wiesel wird gar nicht genannt. auch Henriette Mendelssohn findet keine besondere würdigung. ganz unerklärlich ist mir, warum Heine und seine Berliner briefe so wenig beachtung gefunden haben; die letztern scheint G. gar nicht zu kennen. an andern stellen des textes würde man wider lieber eine lücke als einen höchst notdürftigen verband sehen: wem ist denn mit dem dutzend zeilen gedient, die der verf. (II 317) einem so fruchtbaren schriftsteller wie Fouqué widmet?

Das schlimmste aber ist, dass die charakteristiken der litterarischen und wissenschaftlichen persönlichkeiten durch die bank oberflächlich und zum teil sogar falsch sind. ich wüste aus dem umfangreichen werk auch nicht éine stelle zu nennen, wo man dem verf., wenn schon nicht für eine resultatreiche untersuchung, so doch für eine glückliche beobachtung oder für eine geistreiche wendung zu danken hätte. nicht blofs das werk als ganzes, sondern auch die einzelbilder, die es enthält, sind blofse compilationen, die oft genug im bibliographischen stecken bleiben und eine tiefere kenntnis der eigentlichen Berliner litteratur nirgends

erkennen lassen. und wie schief ist nicht selten das urteil des verf. in litterarischen und wissenschaftlichen dingen! während er Henriette Herz mit unverholener abneigung und den grösten dichter, HvKleist, mit kühler reserve behandelt, sitzt er den parteiisch befangenen urteilen auf, die einem Raupach nachrühmen, dass er um den beifall des publicums ganz unbekümmert gewesen sei — einem dichter, der sich in den briefen an Schreyvogel (Edlingers Litteraturblatt II 366) selber zu dem grundsatz bekennt : 'da das publicum sich nicht ändern wird, ändern wir das stück'. (aus den beiden komischen figuren Raupachs, Till und Schelle, hätte sich, nebenbei erwähnt, auch mancher berlinische zug herausfinden lassen.) an WSchlegels Ehrenpforte und triumphbogen Kotzebues findet der verf. keinen geschmack, weil er sich nicht auf den richtigen standpunct zu stellen und das ganze als parodie Kotzebues zu geniefsen vermag, was freilich eine genaue kenntnis der Kotzebueschen dramen voraussetzt, aber auch allein das verständnis dieses in seiner discreten art einzigen, von Nestroy nicht überbotenen, sondern nur übertriebenen kunstwerkes ermöglicht. Savigny (II 596) hat sich, nach G.s meinung, von den einschnürenden fesseln romantischen geistes früh befreit und darf nicht den romantikern zugerechnet werden — man wird den romantischen geist kaum irgendwo in einem gelehrten so lebendig und mächtig finden, als in Savigny, der diesen geist ja nicht blofs in sich aufgenommen, sondern ihn mitgeschaffen hat! am schwächsten sind die charakteristiken und die urteile über die gelehrten ausgefallen, und das ist der krebsschaden des ganzen buches. denn das ist ja keine frage : was Berlin auf dem gebiet des geistigen lebens geleistet hat, gehört in erster linie der wissenschaft, nicht der litteratur und nicht der kunst an. ohne eine genaue kenntnis und ein selbständiges urteil über die entwicklung der wissenschaften in Deutschland kann man Berlin seine stellung im geistigen leben der nation nicht anweisen. aufzählungen von namen und büchertiteln können uns nicht über so arge misurteile teuschen, wie wenn G. zb. die für ihre zeit ganz respectablen, aber notwendigerweise dilettantischen bemühungen von vdHagen und Büsching als 'tiefe bestrebungen' ausspielt.

Zuletzt sei es mir erlaubt, ein paar zufällige litteraturnotizen mitzuteilen, die ich mir gelegentlich gemacht habe und die vielleicht einem andern nützlich werden können. über Berlin im zeitalter der reaction und über die universität findet man ein paar interessante stellen in den Briefen von Joh. Friedr. Pfaff s. 167 f. 261. 265. — Berlin um 1835 schildert Immermann in einem briefe an Tieck (II 68) und auch in den Epigonen, die G. gar nicht zu verwerten wuste, obwol sie die lebensvollsten bilder der romantischen epoche enthalten, die wir besitzen. — ein gedicht auf den (grauen) Berliner himmel in MBeers werken 908 f. —

die universität und das geistige Berlin überhaupt in den Hallischen jahrbüchern III 1985 ff. IV 1, 6 ff. — entwicklungsgeschichte Berlins von ThMügge in der Pandora, 4 heft. — über die akademie: Preufs. Jahrbücher 13. — über die musik in Berlin: Liliencron, Deutsche rundschau 15, 2. — über den Tunnel (II 449), nach dem vorbilde der Wiener Ludlamshöhle (nicht Ludlanshöhle, vgl. Oehlenschlägers dramatisches märchen [1818], von wo der name stammt), hätte doch wol auf Fontanes monographie über Scherenberg verwiesen werden sollen, auch wenn sich seine schilderungen auf die zeit nach 1840 beziehen. — Wehrenpfennigs Andenken an Moritz Veit, von G. nachträglich (II 442. 547) verzeichnet, ist zuerst in den Preufs. jahrbüchern 13 erschienen. — sehr gern hätte ich über die wöchentlichen zusammenkünfte der Berliner litteraten in den montags-, mittwochs- und donnerstagsgesellschaften mehr erfahren, als man schon weifs. aber auch hier stehn dem verf. keine localquellen zu gebote, wie sie über die Wiener Ludlamshöhle so reichlich fliefsen; ja sogar das schon bekannte zusammenzustellen, ist ihm nicht gelungen. über die Montagsgesellschaft vgl. aufser Schüddekopf Ramler s. 25 und Ramlers Poetischen werken II 317 auch noch Schultheifs an Bodmer in dem Züricher jahrbuch 1894 s. 4. 31 und Friedel Nicolaische buchhandlung 43 ff. über eine von Resewitz gegründete mittwochsgesellschaft vgl. Kawerau Magdeburg 78 ff. [vgl. jetzt auch HMeisner in d. Festschrift f. KWeinhold (Strafsb. 1896) s. 43 ff.]

Wien, 25 juni 1896. J. Minor.

Litteraturnotizen.

Götternamen von Hermann Usener. Bonn, FrCohen, 1896. x und 390 ss. 8°. 9 m. — in der mitte dieses herlichen buches, das früher oder später als grundstein einer neuen, fruchtbarern behandlung der mythologie anerkannt werden muss, findet sich eine beherzigenswerte warnung vor zu viel wissenschaftlicher 'modernität'. 'der specialforscher, weil er nicht die mufse, oft auch nicht die lust und kraft hat, zu den letzten fragen vorzudringen und einen allgemeinen gedanken auszudenken, pflegt den schlagwörtern des tages wehrlos gegenüber zu stehn; er dünkt sich ein starker geist und auf der höhe der zeit, wenn er die schlagwörter aufgreift und zum staunen zaghafterer fachgenossen kühn auf sein gebiet anwendet. nichts kann so handgreiflich unhaltbar oder unzulänglich sein, was nicht als neueste errungenschaft der erkenntnis begierig aufgegriffen wurde' (s. 253). gerade wir germanisten sollten uns das gesagt sein lassen. wie voreilig hat zb. Lamprecht in seiner Deutschen geschichte mit dem urgermanischen 'mutterrecht' operiert, während unmittelbar darauf Delbrück dies Bachofen-Morgansche modegespenst am hellen tag der idg. sprachgeschichte verflüchtigen liefs! und ebenso hat die deutsche my-

thologie an den schlagworten der 'folkloristen' sich förmlich berauscht oder mit unbedingter hingabe auf die zauberworte vom 'gelehrten ursprung der Edda-religion' gelauscht. selbstverständlich mein ich nicht, man solle Satan durch Beelzebub austreiben und diese falschen modernitäten schleunigst durch einfache übernahme der hypothesen U.s ablösen, obschon das immerhin kein kleiner gewinn wäre. aber wenn ein werk wie dieses erscheint, in dem ein genialer forscher mit einer ungeheuern belesenheit die schärfste kritik und mit einer eindringenden folgerichtigkeit die gröste vielseitigkeit vereinigt, dann darf uns allerdings auch nicht ein satz verloren gehn; dann hat die erforschung der deutschen mythologie so lange kein gutes gewissen, bis sie nicht jede behauptung oder vermutung U.s an unserm material durchgeprüft hat. wir sind in neuerer zeit leider unleugbar hinter der classischen philologie ins hintertreffen geraten, gerade weil derartige untersuchungen grofsen stils von unserer kritik von vornherein abgelehnt werden. eine falsche kleinliche 'exactheit' will von gedanken eigentlich überhaupt nichts mehr wissen und erkennt nur einzelfeststellungen und zahlen als berechtigt an; als ob wissenschaftliche genauigkeit etwas anderes sein könnte als respect vor der tatsache, vor den grofsen tatsachen der sprach- und geistesgeschichte natürlich nicht weniger als vor kleinen daten. das ergebnis ist aber, dass solche untersuchungen wie die von Usener, vWilamowitz, Rohde, Maafs, Comparetti unternommenen bei uns gar nicht mehr gewagt werden, und dass man dafür, wie eben jenes citat es ausspricht, den doch nicht ganz entbehrlichen 'leitenden gedanken' sich einfach unbesehen aus dem letzterschienenen 'standard work' holt.

U.s grundgedanken sind nun etwa die folgenden: die älteste stufe der mythologie vertreten die 'augenblicksgötter' (s. 279 f), beseelungen des momentan würksamen oder erwünschten, ganz persönlich für den einzelnen beter gedacht: die gottheit, die eine einzelne bestimmte ernte schützt, eine einzelne bestimmte waffe zum ziel lenkt und dann auch nirgends anders als eben in der garbe, in der lanze selbst wohnt. sie entwickeln sich durch die periodische widerkehr des bedürfnisses zu 'sondergöttern' (s. 242 f und allg. s. 75 ff), die einer ganz bestimmten verrichtung ein für alle mal vorstehn, dem jäten, pflügen, einbringen des getreides, dem heiraten und gebären, dem andachtsvollen schweigen (s. 265) und dem erfolgreichen reden. auf dieser stufe treffen wir noch im vollen licht der geschichte die litauischen götter (s. 79 f); aber massenhaft finden sich auch griechische und römische belege, oft freilich durch spätere göttergestalten aufgezehrt und zu beinamen geworden (s. 242). es wäre nun gleich zu prüfen, wie weit zb. die zahllosen heiti Odins, etwa die er selbst in den Grimnismal aufzählt, derartige ursprünglich selbständige, nun gleichsam zu mythologischen suffixen gewordene namen von 'sondergöttern' der verlarvung, der erfahrung, des angriffs zu ross, der über-

führung zu schiff usw. bedeuten. denn als dritte stufe (s. 323) folgt nun die der 'persönlichen götter' (s. 301 f), die dann immer reicher ausgestaltet werden (s. 330 f) und die nutzbereiche der sondergötter samt deren titeln sich aneignen; bis dann zuletzt rein abstracte begriffe die persönlichkeiten verdrängen (s. 364 f), die freilich schon von anfang an auch neben ihnen vorkamen — weil nach einer genialen hypothese U.s die abstracta überhaupt nur auf dem umweg über götternamen gebildet sind (s. 375). ein 'sondergott' wie der 'schrecker', der in die flucht jagende gott Phobos, wäre es gewesen, was den ungeheuren sprung von der einzelwahrnehmung zum gattungsbegriff (s. 321), von der persönlichen furchtempfindung des einzelnen zur abstraction der 'furcht' überhaupt vermittelt hätte.

Man sieht schon aus dieser kurzen analyse, welche bedeutung das werk nicht nur für die mythologische forschung, sondern auch für sprachgeschichte und geistesgeschichte überhaupt beanspruchen darf. tief greift nach U. die sprache in die entwicklung der religionen ein: 'die bedingung für entstehung persönlicher götter ist ein sprachgeschichtlicher vorgang' (s. 321), der nämlich, dass die ursprünglich rein begriffliche benennung ihre durchsichtigkeit verliert und so aus appellativen wie 'der herr' ein eigenname wie 'Balder' wird (vgl. s. 314 f). eigenheiten der sprache wie die polyonymie der jägersprache (s. 318) werfen ein licht auf die beziehungen zwischen polytheismus und monotheismus (s. 338); personen- und völkernamen (s. 349 f) sind wichtige zeugen untergegangener culte. auch dies wäre wider für uns nachzuprüfen: verrät etwa der namenteil, der Siegfrieds sippe bindet, einen alten siegesgott, wie Nikophon, Nikophanes, Nikochares (s. 352) auf Nike hinweisen?

In einigen fällen hätte auch U. selbst schon aus der deutschen philologie stützen für eigne lehren nehmen können. sein satz, 'dass alle heroen, deren geschichtlichkeit nicht nachweisbar oder wahrscheinlich ist, ursprünglich götter waren' und dass hierfür die heldensage den beweis zu erbringen habe (s. 255), stimmt völlig zu Müllenhoffs lehren. für die proklisis der adjectiva (s. 310) könnten fälle wie as. *tôgian* (vgl. zb. Kluge in Pauls Grundr. I 340, 4) angezogen werden. — manchmal werden wir natürlich auch bedenken tragen, U.s sätze uns anzueignen: wenn er etwa (s. 358 f) die werwolfssage auf die voraussetzung gründet, dass die im dienste des Lykos menschenopfernden priester selbst *Λύκοι* hiefsen. auch sei zur Ymi-frage auf den pantheistischen hymnus hingewiesen, der den himmel Zeus haupt, sein augenpaar sonne und mond, die luft seine brust, die erde seinen bauch und das meer seinen gürtel nennt (s. 335); er war schon längst für dies problem herangezogen, aber U.s commentar ist zu beachten.

Einzelheiten wären auch sonst noch in grofser zahl anzuziehen. aber so wichtig sie meist sind, ihre bedeutung ver-

schwindet neben der methodischen und — hoffentlich! — auch symptomatischen wichtigkeit der gesamtanlage. 'wir suchen eine geschichte der vorstellungen, welche die vorzeit von den dingen aufser und in uns sich bildete', sagt Usener (s. 330); wird man nicht einmal auch bei uns einsehen, dass ohne solche geschichte der vorstellungen unserer mythologie das herz und der kopf fehlt?

Berlin, 11 januar 1896. RICHARD M. MEYER.

Die Bósa-Rímur hsg. von dr O. L. JIRICZEK. [Germanistische abhandlungen hsg. von FRIEDRICH VOGT heft X.] Breslau, WKoebner, 1894. XXXVI u. 100 ss. 8°. 6 m. — i. j. 1893 gab J. sehr verdienstlicher weise die Bosasaga heraus. äufsere umstände hinderten ihn daran, die Bosarimur in demselben bande zum abdruck zu bringen; es ist ihm aber jetzt gelungen, für sie ein unterkommen zu finden in Vogts Germanist. abhandlungen, deren 10 heft sie nun bilden. schon in der sagaausgabe hat J. die stellung der 'reime' zu der 'sage' erörtert und festgestellt, dass jene auf grundlage der ältern sagenfassung gedichtet sind, was aus der vollständigen übereinstimmung zwischen jener fassung und den rimur zweifellos hervorgeht. die ähnlichkeit erstreckt sich mitunter sogar auf den wortlaut. nur in éinem wesentlichen puncte weichen die rimur von der saga ab, und zwar darin, dass die rimur II 29 — III 36 berserkerkämpfe schildern, von denen in der älteren Bosasaga nichts verlautet. diese episode ist der (noch ungedruckten) Viktors saga ok Blaus entnommen. sie kommt aber auch in der jüngern fassung der Bosasaga vor und zwar in einer solchen form, dass die rimur und die jüngere sage nicht jedes für sich unabhängig die episode entlehnt haben können. ihr verhältnis in diesem punct hat J. daraufhin so entschieden, dass die saga von den rimur beeinflusst worden sei.

Die unmittelbare vorlage des rimur-dichters scheint sich nicht unter den erhaltenen hss. der sage zu befinden, sondern muss jetzt verschollen sein. die rimur aber, wie sie uns jetzt vorliegen, folgen nicht der saga bis zum ende. dem letzten fünftel der saga entspricht nichts in den rimur, die an einer stelle abbrechen, die keinen natürlichen abschluss bildet. die letzte rima hat auch eine auffallend geringe strophenzahl, 31 gegen durchschnittlich etwa 60. falls den dichter nicht unbekannte umstände urplötzlich am weiterdichten gehindert haben, ist dieses jähe abbrechen einer mangelhaften hs.lichen überlieferung zuzuschreiben, und weil beide hss., in denen die rimur erhalten sind, aus derselben vorlage zu stammen scheinen, ist wahrscheinlich der schluss der rimur durch die verstümmelung dieser hs. verloren gegangen.

Den hauptteil des buches bildet der rimurtext s. 1—76. die hs. in der kgl. bibliothek zu Stockholm (A) ist zu grunde gelegt und die abweichungen der andern hs. (B), die sich in der arnamagnäischen sammlung zu Kopenhagen befindet, als varr. angeführt. nicht selten war aber der text in B dem in A vorzu-

ziehen und ist dann in den haupttext aufgenommen worden. dass A, die weniger sorgfältig geschrieben ist als B, zu grunde gelegt wurde, verdankt sie ihrem höhern alter: sie ist um 1550, B etwa 100 jahre später entstanden. um die befähigung zu erlangen, über den text der ausgabe ein urteil zu sprechen, hab ich verschiedene partien mit den hss. verglichen, I 25—III 53 und X 1—31 mit der hs. A, VI 1—72 mit der hs. B. was ich dabei an unrichtigkeiten aufspürte, ist derart geringfügig, dass ich mich nicht versucht fühle es anzuführen. nicht einmal um meine kritikerüberlegenheit zu behaupten. der text ist in allem wesentlichen durchaus zuverlässig.

Aus der einleitung, s. XI—XXXVI, wo J. die hss. die behandlung des textes und die beziehung der rimur zu der sage bespricht, ist die genaue beschreibung der hs. A besonders hervorzuheben. s. 77—100 bringen anmerkungen verschiedener art.

Växjö (Schweden), 12 oct. 1895. LUDVIG LARSSON.

Beowulf herausgegeben von ALFRED HOLDER II[b]: wortschatz mit sämtlichen quellennachweisen. Freiburg i. B. JCMohr, 1896. 94 ss. 2 m. — dies verzeichnis aller wortformen und belege im Beowulf hat trotz Greins umfassenderem Thesaurus seine berechtigung als ein auch für schüler leicht erreichbares hilfsmittel, um den schwankungen der schreibart, dem wort- und formelreichtum des denkmals und namentlich den widerholungen nachzugehn. über wahl und stellung der quantitätszeichen kann oder muss man allerdings oft anderer meinung sein (zb. *eom*, *fæger*, *þés*, *se*, *géomor* neben *geômrian*, *neowle*, *geong* prät.). bedeutungen sind nicht beigefügt, weil dafür das glossar in heft II[1] bestimmt bleibt. dagegen hat sich H. redliche mühe gegeben, die conjecturen der herausgeber zu verzeichnen. vermisst hab ich bisher folgende belege: *dǽd* 1107, *Hygelác* 813, *magan* 797; bei *belúcan* muss 1770 stehn statt 1170. bei *dryncfæt* 2254 st. 2354, bei *geârdagas* 2232 st. 2333. *ful* 1552 stimmt nicht (1252). A. BRANDL.

Studien über das deutsche volksbuch Lucidarius und seine bearbeitungen in fremden sprachen. von KARL SCHORBACH. QF 74. Strafsburg, KJTrübner. 1894. IX u. 276 ss. 8°. 6,50 m. — seit jahren wusten wir, dass Schorbach eine ausgabe des deutschen Lucidarius auf grundlage sehr umfangreichen materials vorbereite, und die sehnsucht danach war um so gröfser, als von diesem einzigen originalen prosawerk des 12 jhs. seither blofs vereinzelte bruchstücke von offenbar widerstreitender überlieferung ans licht getreten waren. dass wir nach langem harren vorerst nur einen ganzen band prolegomena erhalten, erklärt der inhalt dieses bandes selbst, dessen reichtum auch für diejenigen überraschend kam, die sich selbst etwas in den handschriften und drucken umgesehen hatten.

Wir erhalten in cap. III (s. 19—132) eine eingehnde bibliographie des volksbuchs, die mehr als 6 jahrhunderte umspannt:

die älteste der 42 hss., von denen Sch. kunde bringt, hält er für nur wenige jahre jünger als das werk selbst, sie gehöre der zeit um 1200 an; die jüngste jahrmarktausgabe des seit 1655 zur 'Kleinen Kosmographia' umgearbeiteten Lucidarius — es ist der 82 deutsche druck! — datiert er auf ca. 1806. die zahl der bearbeitungen des deutschen buches in fremden sprachen wird in cap. VI (s. 167—230) auf 3 eingeschränkt: den dänischen, den böhmischen und den mittelniederländischen Prosa-Lucidarius, während die gröfsere zahl der directen übertragungen des lateinischen Elucidarium (das seinerseits nur éine der quellen des deutschen buches ist!) in cap. VII (s. 231—268) an den schluss gestellt wird; hier hätten statt der nr 9 'Der deutsche Elucidarius (übersetzung) a) oberdeutsch, b) niederdeutsch' richtiger zwei nummern formiert werden sollen, denn was hat schliefslich der Frensweger Elucidarius von der niederländischen grenze mit der bairischen übersetzung des cgm. 224 gemein?

Dass diese ganze, ungemein weitläufige und mühselige arbeit, die uns besonders in der geschichte des gedruckten werkes, des eigentlichen 'volksbuches', mit éinem schlage von allerlei schiefen und unklaren vorstellungen befreit hat, nicht gut bessern händen hätte anvertraut werden können, wusten wir von vornherein und freuen uns dessen jetzt doppelt. sollen wir hier einen tadel aussprechen, so ist es der, dass die beschreibungen der handschriften teilweise nicht auf der höhe der druckbeschreibungen stehn. und sie sind doch wahrlich nicht minder wichtig! der grund dieses mangels liegt hier gewis darin, dass Sch. sich zu dem meister der incunabelkritik und druckbeschreibung, als der er jetzt dasteht, erst herausgebildet hat, als er das handschriftliche material für den Lucidarius schon grofsenteils im pulte liegen hatte. ich würde auch darüber hinweggehn, wenn es sich nicht um eine anderweit sehr verbreitete gleichgiltigkeit handelte: unsere hssbeschreibungen taugen vielfach nichts! auf die sog. bibliographische correctheit leg ich dabei nicht den hauptwert, aber wissen möcht ich als litterarhistoriker in jedem falle: einmal alles, was auf die ältesten besitzer resp. leser hinweist, und dann bei mehrteiligen und combinierten hss., in welcher umgebung der betr. text überliefert ist. ich greife zwei mir gut bekannte hss. des Lucidarius heraus. zunächst das auch für dies werk hervorragend wichtige Berliner ms. germ. oct. 56 (bei Schorbach s. 21 : nr 2); hier werden mit der inhaltsangabe zwei wichtige tatsachen verschwiegen: 1) dass dem Lucidarius vorausgehn priester Johannes (s. Zarncke Abhdl. d. sächs. ges. d. wiss. 17, 947 ff) und SBrandan (ed. KSchröder); 2) dass später nachfolgen die capitel und privilegien der brüder des deutschen hauses — in deren litterarischen interessenkreis uns also auch dieser codex einblick gestattet. und dann das Kasseler ms. philos. oct. 5 (Sch. s. 28 : nr 8; freund Kochendörffer und ich haben es schon im j. 1874 gemeinsam abgeschrieben): nach

Sch.s sich mehrfach widerholenden angaben muss man die hs. für niederdeutsch halten, es ist aber echtes mittelfränkisch, in dem aufser *p* und *dit, dat, allit* nichts unverschobenes vorkommt. vielleicht trägt der aus dem mnl. übersetzte Contemptus mundi der hs. die schuld an Sch.s irrtum?

In weitern capiteln hat Sch. über den inhalt des Lucidarius (I : s. 3—7), über seine entstehung am hofe Heinrichs des Löwen (II : 8—18), über die geschichte des textes (IV : 133—156) und über seine quellen (V : 157—167) teils referiert, teils eingehend gehandelt. nicht alle fragen, zu denen das werkchen anregt, werden schon hier zum abschluss gebracht, die nach der ursprünglichen sprachform noch gar nicht gestellt. aber was Sch. bietet, kommt aus sicherer kenntnis und reiflicher vorbereitung, und so dürfen wir der ausgabe selbst mit günstigem vorurteil entgegen sehen. erst sie wird uns die möglichkeit gewähren, in eine discussion der teilweise recht anziehenden probleme einzutreten. E. SCH.

ALFRED NUTT, The voyage of Bran son of Febal to the land of the living, an old Irish saga now first edited, with translation, notes and glossary by KUNO MEYER, with an essay upon the Irish vision of the happy otherwold and the celtic doctrine of rebirth. section I: The happy otherwold. London 1895. XVII und 331 ss. — Nutt hat schon vielfach beiträge zur indogerm. mythologie und sagenkunde von seiten der keltischen, irischen überlieferung gegeben: auch sein neues buch bewegt sich auf dieser bahn. der erste teil bis s. 99 enthält eine von Kuno Meyer besorgte ausgabe und übersetzung eines altirischen reiseromans in versen, wovon Zimmer in dieser Zs. 33, 257 bereits einen auszug veröffentlicht hat. über diesen teil des buches steht dem ref. kein urteil zu.

Zimmers untersuchungen sind auch in dem zweiten, dem hauptteil des buches benutzt, der die altirischen vorstellungen von einem glücklichen jenseits behandelt und sie überdies in vergleich stellt zu den griechischen und nordischen sagen, sowie zu den angaben des Avesta und der Vedas. überall verwertet N. die besten und neuesten hilfsmittel; aber er vermehrt auch selbständig das material und zieht eine reihe von schlüssen, welche er methodisch begründet und zugleich klar und fesselnd vorträgt. die hauptergebnisse fasst er zuletzt dahin zusammen: 'die vision eines glücklichen jenseits, die in der irischen mythendichtung des 8 und der folgenden jhh. sich findet, ist ihrem kerne nach vorchristlich und stimmt am meisten überein mit dem griechischen mythenglauben, welcher noch nicht durch die orphisch-pythagoräischen lehren verändert war'. das scheint durchaus richtig: die entrückung des Menelaos, des gatten der Helena, nach den elysischen feldern, welche Proteus ihm wahrsagt, ist in allen wesentlichen zügen gleich den irischen sagen. weniger sicher scheint dagegen die weitere folgerung, dass diese vorstellung die altertümlichste arische ansicht von dem leben im glücklichen

götterlande widerspiegele. sie scheint vielmehr mit verhältnissen verknüpft, welche nur in gewissen zeiten und gegenden und bei einzelnen völkern der arischen familie eintraten. sie entspringt offenbar dem eindruck, welchen der sonnenuntergang im meer hervorruft: auch im scheiden noch grofs, wie Goethe kurz vor seinem tode gesagt und wie man bald darauf von ihm gesagt hat. zugleich würkt bei dieser vorstellung eine idyllische stimmung mit, welche ein kindliches, sinnliches volk und eine, wenn nicht friedliche, doch friedenwünschende zeit voraussetzt. auch ist dies jenseits nur für wenige lieblinge der götter bestimmt: schon hierin liegt eine ausnahme vom allgemeinen loos, ein widerspruch gegen die harte notwendigkeit des todes, die sich sonst aufdrängte und die man nur für auserwählte, allgemein beliebte menschen nicht zugeben wollte.

Nur in aller kürze sei noch hingewiesen auf eine spätere nachwürkung dieser bilder von einem lande des glückes und des friedens, wo es nie an speise und trank fehlt, ja diesen stoffen selbst der jedesmal gewünschte geschmack innewohnt, wo die süfseste musik alles leid auflöst und das beste, den schlaf bringt, wohin die lieblichsten frauengestalten die helden abholen, wie anderseits die frauen durch verlockenden gesang ihrer bewerber in das jenseits abgerufen werden. diese vorstellungen sind offenbar die grundlagen für episoden, welche in der ritterlichen epik der Franzosen und Deutschen immer wiederkehren, und der versuch, diese als freie oder doch nur durch die classische gelehrsamkeit hervorgerufene erfindungen der französischen dichter hinzustellen muss den altirischen zeugnissen gegenüber als verfehlt erscheinen. auch die legende des mittelalters ist hieraus befruchtet worden: von hier stammt die geschichte von dem mönch, welcher glaubt nur eine kurze weile dem gesang eines vögleins gelauscht zu haben und sich erst nach langen jahren im kloster widerfindet. endlich erscheint das märchen vom schlaraffenland nur als komische wendung der alten keltischen sage. vom westen her hat diese auf das spätere mittelalter ebenso eingewürkt wie dies für die östliche überlieferung allgemein zugestanden ist.

In der 2 section wird Nutt die sagen von der widergeburt behandeln: man darf dieser untersuchung mit grofsen erwartungen entgegen sehen.

Strafsburg, weihnachten 1895. E. Martin.

Ein bruchstück aus des Strickers 'Karl' von R. Dürnwirth. sonderabdruck aus dem 38 jahresberichte der staatsoberrealschule zu Klagenfurt. Klagenfurt, 1895. 30 ss. 8°. — der kärnt. geschichtsverein besitzt ein hsfragment aus Strickers Karl (sign. 7—42), das aus SAndrä (früher bischofsresidenz) im Lavanttale stammt, perg., 13—14 jh., von einem buchdeckel abgelöst und bis auf einzelne schadhafte stellen gut erhalten. das bruchstück enthält 1183 verse (v. 10572—11754) auf 2 quartbll., die seite

zu 52 zeilen. D. beschreibt die hs. genau, gibt einige allgemeine daten über Stricker und dessen Karl sowie eine inhaltsangabe des bruchstücks. die bemerkung s. 4: 'der inhalt unsers fragmentes erhält seine besondere bedeutung dadurch, dass sowol die erfindung als auch die anordnung einzelner teile desselben keine bloſse nachbildung, sondern völliges eigentum (!) unsers dichters sind' verrät geringe litteraturkenntnis: über Strickers quelle im Karl haben schon WGrimm und KBartsch aufschlüsse gegeben; vgl. noch WGolthers schrift über das Rolandslied des Pf. Konrad und meine vergleichung von Strickers Karl mit dem Rolandsliede ua. s. 7—23 wird der text des bruchstückes mit anerkennenswerter genauigkeit mitgeteilt. in den anmm. (s. 24—30) sind die abweichungen der hs. von Bartschs kritischem texte angegeben. eine zwecklose arbeit! wir wären D. dankbarer gewesen, wenn er dafür bestimmt hätte, wie sich das neue bruchstück zu der groſsen zahl der hss. des Karl verhalte.

Schon eine flüchtige vergleichung mit Bartschs varr. zeigt, dass das bruchst. zur 2 classe CDE zu zählen ist. am auffälligsten zeigt sich dies in der verschiebung der vv. 10955—60, die in CDE wie in unsrer hs. erst nach v. 10966 folgen; vgl. ferner v. 10640 (*daz*), 10695 (*do*), 10797 (*ze*), 10952 (*willechliche*), 11078 (*Rolanden*), 11169 (*verkorn*), 11326 (*nv*), 11390 (*vns*), 11509 (*gesehen*); auch die absätze stimmen oft auffällig zu CDE, besonders zu D. aus dieser classe lassen sich wider C und E wegen stärkerer abweichungen[1] eliminieren. die fälle, wo sie mit unsrer hs. stimmen im gegensatze zu D, sind selten und leicht, so 10600 (*diu*), 10628 (*nu*), 10654 (*reiniv : liebe*); 10603 (*daz : da*), 10611 (*diu*). dagegen gibt es schwerwiegende übereinstimmung zwischen unsrer hs. und D im gegensatze zu den andern überlieferungen: D 11287 wie hs. 11749 schreiben *Jenilvn* für *Genelun* der andern hss.; mit unsrer hs. teilt D die la. 10701 *e daz er* gegen *daz er niht* aller übrigen hss.; so 10702 (*daz er im das beste : und ime daz wægest*), 10734 (*ovh*), 10766 (*niht*), 10801 (*deste*), 10838 (*den : daz*), 10991 (*gespreche : spræchen*), 11081 (*daz : da*), 11083 (*lobelich si da ergat : lobelicher danne si da erg.*), 11185 (*war : wa*), 11359. 11482. 11486. 11616. 11658. 11671. 11675. soweit sich aus den varr. zu Karl urteilen lässt,

[1] für C vgl. 10592 (*do wer*), 10596 (*ist chomn : quam*), 10636 (*vil*), 10637 (*Nv lestv̊ : Dv last*), 10663 (*von dem r. : von r.*), 10664 (*diz gebet : vnt*), 10721 (*dâ*), 10722 (*di kristen di da warn : swaz der kr. was*), 10723 (*er- : be-*), 10842 (*half : zowel*), 10959—60 (*zulanden : den l.*), 10989 (*gein : engegen*), 11074 (*ernstliche : ernstlichest*), 11082 (*hochgezit : hochzit*), 11128 (*dinen*), 11221 (*groze : grimme*), 11230 (*begonden : begunde er*), 11254. 11278. 11284. 11474 (*des*), 11509 (*ein*); für E vgl. 10589 (*leben : gel.*), 10592 (*allererst*), 10603 (*daz : da*) 10610 (*ungelougen : vnlougen*), 10624 (*sêre : harte*), 10636 (*vil*), 10640 (*flihent : flivgen*), 10653 (*den grozen : dvrh d. gr.*), 10660 (*daz in : laz in*), 10778 (*alle*), 10792 (*sêle*), 10809 (*aller — so*), 10838. 11231. 10665.

dürfte auch die orthographie unserer hs. der classe CDE am nächsten stehn. der gegensatz nun, der sich zwischen D und unsrer hs. ergibt, ist demgegenüber geringfügig. manchmal fehlt wol ein wörtchen in D, das die hs. erhalten hat[1], oder umgekehrt enthält D ein wörtchen, das die hs. nicht bietet[2]; textliche änderungen auffälliger art dagegen sind selten (so 10815 *daz er* : *unde*, 10897 eine umsetzung : *wären ê : ê w.*, 11196 *dir mînen* : *dich mînem*, 11418 *ver-* : *wider-*, 11578). solche abweichungen können durch die blofse willkür des schreibers entstanden sein, wiewol er sonst nicht eigenmächtig hervortritt : hs. 10592 fügt er *nu* ein, 10654 *den* für *daz* und hat sich hs. 10585. 10685. 10808. 11287 (*vernamt* für *vernemt*) verschrieben. zweifellos also steht unsre hs. der überlieferung D (perg., 13 jh., in der Vaticana, Bibl. christ. nr 1354) am nächsten. wenn D. also s. 22 zu v. 11631 *gewesen* ergänzt, so dürfte das mit rücksicht auf CDE kaum zutreffend sein, vielmehr *geschaffen*.

Krummau im Böhmerwald. J. J. Ammann.

Lessings hamburgische dramaturgie. ausgabe für schule und haus von Friedrich Schröter und Richard Thiele. Halle, waisenhaus, 1895. viii und 535 ss. 8°. 4 m. — die neue ausgabe von S. und T. ist ein schulbuch, eine neubearbeitung, nicht etwa eine zweite auflage der ausgabe von 1877. war jene editio princeps 'für die oberste classe höherer lehranstalten und den weiteren kreis der gebildeten' bestimmt, so sorgen die hsgg. nun, seitdem am 6 jan. 1892 in die preufsischen lehrpläne die lectüre von Lessings dramaturgie aufgenommen ist, ganz allgemein 'für schule und haus', dh. sie wollen einem gröfseren leserkreis von geringerer vorbildung verständlich sein und die anschaffung des buches durch herabsetzung des preises erleichtern. zu dem ende war verkürzung der einleitung und der anmerkungen nötig; und es ist nicht zu leugnen, dass sie mit geschick durchgeführt ist. die einleitung ist jetzt sogar übersichtlicher als früher, und man erkennt nicht nur die kürzende, sondern auch die bessernde hand; vgl. 1, 6. 37, 28. 41, 8. einzelne fehler sind freilich doch noch stehn geblieben; 108, 25 erscheint neben der Voltaireschen Semiramis wider Otane als die vertraute, während sie in wahrheit masculini generis und minister des reiches ist. speciell für schüler sind die neu hinzugekommenen brauchbaren sprachlichen erläuterungen bestimmt, auf die dann am schluss des buches ein besonderes register verweist. sind im allgemeinen die anmm. zu umfänglich ausgefallen, so hätten diese grammatisch-lexikalischen beigaben noch an manchen stellen ergänzt werden können; eine reihe von wörtern ist ohne erklärung geblieben, zb. 220, 13

[1] so 11391 (*die*), 11402 (*mir*), 11413 (*vil*), 11516 und 11738 (*wol*), 11754 (*stille*).

[2] so 10628 (*vil*), 10777 (*ein*), 10861 (*alle*), 11181 (*sâ*), 11551 (*da*), 11564 (*och*).

verführerisch 'irre führend'. über den pädagogischen wert der ausgabe mafse ich mir kein urteil an.

Aber éines ist hier doch gleich zu besprechen, das ist die ganz ungeheuerliche verunstaltung des Lessingschen textes. um raum zu schaffen für ihre erläuterungen, haben die hsgg. aus der dramaturgie grofse partien, die ihnen entbehrlich schienen, weggelassen. von vielen stücken ist nur die hälfte oder ein drittel abgedruckt; die stücke 51 bis 68 fehlen fast ganz. und da nun die register beinahe unverändert aus der ausgabe von 1877 herübergenommen sind, so kann es zb. vorkommen, dass uns dieser index auffordert, über Coellos Essex das 60 stück zu befragen und dieses stück überhaupt nicht vorhanden ist. aber auch das, was von Lessings dramaturgie geblieben ist, hat sich viel gefallen lassen müssen. dass orthographie und interpunction, so charakteristisch sie waren, schonungslos nivelliert worden sind, mag hingehen. dass, wenn Lessing *Eckhof* sprach und schrieb, *Ekhof* gedruckt wird, mag sogar als verbesserung gelten. aber in der vorrede war doch wenigstens in aussicht gestellt, dass die wortformen, die nominal- und verbalflexion gewahrt werden sollten. nichts davon ist geschehen; eine einzige stichprobe kann es zeigen. der schluss des zweiten stückes (2 druckseiten) zeigt die abweichungen: *erkennt* statt *erkennet*, *Parterre* statt *Parterr*, *Gemurmel* statt *Gemurmele*, *herabgestürmt* statt *herabgestürmet*, *Trauerspiels* statt *Trauerspieles*. wie kann bei solcher willkür der leser noch ein echtes bild von Lessings rede erhalten! ja, die pietätlosigkeit gegen den text des dramaturgen geht noch weiter. Lessing wuste sehr gut, an welche leser er sich wante. die kenntnis des lateinischen, griechischen, englischen war im grofsen publicum des 18 jhs. wahrscheinlich noch weniger verbreitet als in dem des 19. und doch hat er unbedenklich eine ganze reihe von belegstellen aus fremden autoren im originalwortlaut in den text oder die anmerkungen gesetzt. war es nun schon eine dreistigkeit von S. und T., in der ausgabe von 1877 statt der meisten dieser citate eine deutsche übersetzung einzuschieben, so ist jetzt gar kein princip mehr zu erkennen: im 90 und 96 stück ist bei den Donatcitaten der lat. wortlaut widerhergestellt worden, im 94 und 101 stück erscheinen die worte aus Cicero und Sterne in übertragung. solches verfahren ist keineswegs zu billigen. soll in der schule die hamburgische dramaturgie gelesen werden, so gebe man den schülern Lessings text vollständig und unverfälscht, am liebsten sogar mit seiner charakteristischen orthographie und seiner wol überlegten und für das laute lesen sehr nützlichen interpunction.

Marburg i. H. ALBERT KÖSTER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

DIE HANDSCHRIFT DER MARIENSEQUENZ VON MURI, die ich im manuscriptenschranke des klosters Muri-Gries bei Bozen wolverwahrt gefunden habe, führt dort nicht, wie in meiner Litteraturgeschichte II 46 (z. 9 v. u.) verdruckt ist, die nr 99, sondern vielmehr 69. J. KELLE.

DIE FRAGMENTE KARAJANS. aus Kelles Litteraturgeschichte II 193 entnehme ich, dass die von mir i. j. 1893 zunächst auf der Wiener hofbibliothek, dann anderwärts vergeblich gesuchten[1] blätter vKarajans sich nun doch auf der genannten bibliothek (sign. nr 19813, suppl. 2719) befinden, wie Kelle durch eine schriftliche anfrage ermittelte. ich teile im folgenden das ergebnis meiner collation mit, die in mehreren puncten die in meinem texte vorgenommenen conjecturen bestätigt.

Die bruchstücke bestehn, wie D. gedd. s. 189, anm. 3 aus vKarajans angaben richtig erschlossen ist, aus einem pergamentdoppelblatt, das in horizontaler richtung durchschnitten wurde, und dessen unterer teil verloren gegangen ist. die breite beträgt 13,5 cm, die jetzige höhe 9,8 cm, die zeilenlänge durchschnittlich etwa 11 cm. die schrift stammt nach der richtigen angabe vK.s aus dem ende des 13 jhs. — ich citiere nach der verszählung meines textes. wo K. *uo*, *vo* druckt, steht immer *ů*, *v̊*.

S. Paulus. 2 *dieſer* (st. *dieſer*)[2]. — 13 *D* von *Do* ist ganz rot, was ich hier und im folgenden immer ausdrücklich hervorhebe, da vK. öfter fette buchstaben gesetzt hat, wo die hs. keine eigentliche initiale bietet. sonst sind die anfangsbuchstaben der verse teils klein, teils groſs, die groſsen oft mit roter farbe durchstrichen : K.s abdruck lässt das richtige nicht überall erkennen, doch übergeh ich diese differenzen. — 19 *ſa* bietet in der tat die hs. — 23 zwischen *Die* und *haten* ist, kaum lesbar, *ī* geschrieben, also *inhaten*. — 26 das von mir conjicierte *vſe* (nicht Karajans *vdᵉ*) steht in der hs.; da ein kleines loch folgt, könnte auch *vſe[n]* dagestanden haben. — 26 *bovm*. — nach *ſazen* reimpunct. — 27 *un*. — 29 *vil*. — 32 *iezv*. — 34 nach *abgrunde* fehlt der reimpunct. — 44 *guten* ist unterpungiert, also wol zu streichen. — 50 *gap in*. — 52 *Inruwen* als éin wort. — 53 nach *bekanden* reimpunct. — 55 *segrozen* als éin wort. — 56 *ſus* (st. *ſuſ*). — 62 *vn* (conjectur für K.s *vil*) steht tatsächlich in der hs. — 66 *behalden*. — 67 *ſie*. — 69 *hie*, von *e* nur die hälfte erhalten. — 73 *hoffenuge*, wie der text bietet, steht vielleicht in der hs. (st. *hoffenunge*). — 75 *geniezen* (st. *genezen*) steht tatsächlich in der hs. — 77 *Dar an* (nicht als éin wort). — 80 der von K. nicht angemerkte zeilenschluss fällt nach *gelonit*. — 81 *D* von *Der* ganz rot. — 81 *S. p.* mit roten strichen ausgezeichnet. — 84 *Der* (fehler des schreibers st. *Den*). —

[1] vgl. D. gedd. d. 12 jhs., s. 187, anm. 1; p. x.

[2] gewis nur schreibfehler, wie der sinn und die orthographie des schreibers, der *t*, nicht *d*, geschrieben hätte, erweisen.

86 nach *leite* reimpunct. — 87 *minen* ist vom schreiber in *minef* gebessert, doch so, dass der zweite strich des *n* fast unverwischt stehn blieb. — 88 das conjicierte *zeme* steht in der hs.

Von der zukunft nach dem tode. 1 *minet* st. *nimet*. — 3 *D* von *Der* ist, wie ich richtig vermutete, keine eigentliche initiale, sondern nur, wie viele anfangsbuchstaben, rot durchstrichen. — *von* (st. *non*). — 5 *wil/lekome* (als ein wort). — 19 *berch* (st. *buerch*) ist in der tat das richtige: der schreiber schrieb *burch*, setzte über *u* ein *e* und darunter einen tilgungsstrich. — 23 *D* von *Do* ganz rot. — 25 *ungemachef* (st. *u-*). — 35 *D* von *Der* ganz rot. — 37 *wemir* als ein wort. — 44 ursprünglich stand *hiffet* da, dann wurde vom schreiber aus dem ersten *f* ein *l* hergestellt, also *hilfet* (st. *hilffet*). — 47 *D* von *Die* ist, wie ich vermutete, keine eigentliche initiale. — 51 *sie* (st. *si*). — 62 *Von diu* (st. *der*), das *u* nur zur hälfte erhalten. man könnte also statt Scherers *Von dem stât gescriben dâ* im engen anschluss an die überlieferung lesen *Von diu stât* usw. — 64 *O* ganz rot. — 84 *trût*. — 86 nach *rieten* kein reimpunct. — endlich bemerk ich noch, dass am untern rande von s. 1 einige fragmente von langen schäften (*l* oder *f*, *ſ*) erhalten sind, am untern rande von s. 3 und 4 das obere drittel je einer zeile.

Zell a. Ziller, 17 juli 1886. CARL KRAUS.

EINE STROPHE MUSCATPLÜTS. auf der 2 spalte der letzten seite der hs. 2886 der Wiener hofbibl., die den Apollonius des Heinrich von Neustadt enthält und 1467 geschrieben ist, findet sich von der gleichen hand die folgende strophe Muscatplüts, in einer von der mir bekannten (Wackernagel KL II nr 645, 4; Groote p. 53, 46 ff) wesentlich abweichenden form. die erste spalte ist abgerissen und darum fehlen die versanfänge teilweise; wo sie erhalten sind, sind die ersten buchstaben durch rote längsstriche ausgezeichnet.

[Ac]h maria maid
[pr]iß mein gebet
[mi]t worten lind
[gege]n deinem kind

[..] vor vnd nach behüte
[..] letz dem schalk
[mi]t geraming mit
[ju]ncfraw fur mich
[weis] pitt ich dich

[M]aria durch all dem guet
[u]n ain hailer ja fremde lant
[..], fast mir dj weg vnkant
[..] gewt mir magt dem welle hant
[v]nd laß mich meiner sünde

8*

Engelten nicht
mein zuuersicht
[han] ich zu dir gefetzet
Durch dich
mag ich
wol komen hin
Es fey mein gewin
groß oder klain
Hilff junckfraw rain
AMEN

Bern, 6 juli 1894. S. SINGER.

BRIEFE DER BRÜDER GRIMM AN ALBERT VON BOYNEBURG.

Im Marburger k. staatsarchiv ist kürzlich von der familie von Boyneburg auf Weilar der litterarische nachlass des freiherrn Albert vB. deponiert und zu wissenschaftlicher benutzung freigegeben worden. in diesen tagen gelangt das denkmal der brüder Grimm in ihrer vaterstadt Hanau zur aufstellung, und da mögen als ein kleines angebinde zum feste der weihe die briefe des brüderpaares an einen liebenswürdigen und begeisterungsfähigen landsmann zum abdruck gelangen, von dem die reichhaltige publication Stengels noch nichts zu melden wuste.

Albert (Albrecht) von Boyneburg ist im j. 1785 *zu Rinteln geboren und* 1868 *auf dem stammgute Weilar bei Salzungen als kurf. hess. major a. d. und nassauischer kammerherr unverheiratet gestorben; über seine familienverhältnisse unterrichtet man sich am bequemsten aus RvButtlars Stammbuch d. althess. ritterschaft, vBoyneburgk taf.* v. *in seiner jugend, während der feldzüge des ersten und zweiten jahrzehntes, hat er gern burgruinen gezeichnet und in den winterquartieren in Franken, Baiern und Österreich sagen gesammelt, die leider auf der post verloren gegangen sind. diese liebhabereien sind die veranlassung des kleinen briefwechsels geworden, den Wilhelm Grimm im october* 1816 *eröffnete, Jacob (mit* 2. 3. 4) *fortsetzt und Wilhelm wider schliefst. später concentrierten sich vB.s interessen mehr und mehr auf adelsgeschichte und genealogie und speciell auf die geschichte der eigenen familie, für die er ein umfassendes material zusammengebracht hat. er war ein fleifsiger mitarbeiter an werken wie Kneschkes Adelslexicon und auch an der Encyclopädie von Ersch und Gruber. sein wolgeordneter briefwechsel zeigt ihn in regem verkehr mit zahlreichen gelehrten, deren arbeitsfeld die westdeutsche territorialgeschichte bildete, so mit FGottschalk, GLandau, LSchrader, PWigand. den grösten wert legte er selbst auf seine correspondenz mit JvHormayr, die in der tat das meiste interesse darbieten möchte.*

Die briefe des freiherrn an die brüder werden im Grimmschrank der Berliner k. bibliothek aufbewahrt und sind mir durch dr Ippels entgegenkommen und WScheels bewährte hilfsbereitschaft

in auszügen und abschriften zugänglich. die antwort auf nr 1 (*vom* 23/XI 1816) *begleitet 'einige sagen', die vB. neuerdings gesammelt hat, berichtet vom verlust der ältern sammlungen und verspricht späteres eingehn auf den fragebogen.* (*die zweite auflage der Sagen weist keine verwertung dieser beisteuer auf.*) *die weitern briefe sind vom* 21/VI *und* 1/VII 1827, *vom* 15/IX 1828 *und* 30/XI 1829 (*glückwunsch zur berufung nach Göttingen, litterar anfragen zur familiengeschichte*) *datiert, ihr inhalt ergibt sich zumeist aus den antworten und meinen anmerkungen.* E. S.

1 (*doppelblatt in 4°*).

Cafsel am 22t Octbr. 1816.

Ew. Hochwohlgeb.
haben die Güte gehabt, mir durch Ihren Herrn Bruder versichern zu lassen, dass Sie an der von uns veranstalteten Sammlung von Deutschen Sagen Antheil nehmen und selbst schon einiges der Art zusammengebracht. Nichts erwünschter kann uns seyn, als ein solcher Antheil, weil durch das Gemeinschaftliche die Sache allein rechten Fortgang gewinnen kann und die Kräfte von einigen nicht zureichen; dann ist es uns auch sehr lieb, Sinn dafür und Anerkennung der Wichtigkeit des Unternehmens zu finden, das viele noch für etwas überflüssiges oder gar törichtes halten. Ich bin so frei Ihnen, zugleich im Namen meines Bruders, der sich Ihnen angelegentlich empfiehlt, hier das Buch selbst zu übersenden. Unsere Ansicht von dem Ganzen ist in (1b) der Vorrede ausführlich dargelegt, so dafs ich nichts weiter hinzuzufügen brauche. Wollten Sie nun die Gewogenheit haben, uns mit Ihren Beiträgen zu unterstützen, so würden Sie uns einen sehr grofsen Gefallen erzeigen. Um so mehr würden sie uns in dieser Zeit willkommen seyn, weil eben die Handschrift für den zweiten Band geordnet wird. Aufserdem lege ich noch einen Zettel bei, auf welchem sich Angaben von Sagen befinden, die in Ihrer Gegend vorkommen sollen, die wir aber zu erlangen noch immer nicht so glücklich waren. Wollten Sie die Güte haben, darnach selbst, oder auch durch Bekannte, zu forschen, so könnte wohl manches schöne gesammelt werden. Ein glücklicher Umstand ist, dafs wenn man erst einmal die Gelegenheit gefunden, wo etwas zu hören ist, sich dann immer (2b) eins an das andere schliefst und die geöffnete Quelle fortrinnt. Der Anfang ist auch hier das schwerste. Doch mufs es Ihnen schon leichter fallen, das Vertrauen der Leute zu gewinnen, ohne welches sie nicht leicht zum Erzählen sich verstehen.

Vielleicht haben wir bald das Vergnügen, Sie wieder einmal hier zu sehen, bis dahin empfehle ich mich Ihrem geneigten Andenken und bin mit der Versicherung der vollkommensten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb.
gehorsamer Dr
W. C. Grimm.

Beilage zu 1 (*quartblatt, nur vorn beschrieben*).

Zu erfragende Volkssagen.

Sagen von der Frau Holla:
Frau Holla u. Adalbert von Tamaroda.
" " u. der Klausner zu St Gangolf.
" " u. der Ettersburger.
" " u. der Jäger Berthold.
" " u. die Gräfin von Lindesbach.
" " u. das Hetschburger Gretchen.
Sage vom Hörselberg bei Eisenach.
Sage von der Wartburg, wo einer, indem er herabgeworfen wird, fürs Kind von Brabant ruft.

Sage vom Spatenberg bei Creuzburg a. d. Werra, worin Zwerge stecken sollen.
Sage von der See und Teufelskutte bei Salzungen.
Drusersee bei Vach.
Elfertsee bei Dönges[1].
Hautsee[1] " "
Teufelsthal 1½ St. von Eschwege.
Krötenpfuhl bei Eschwege.

2 (*kl. octavblatt*).

Cafsel den 8ten Nov. 1817

Verehrter Freund
Bei der Kürze Ihres neulichen Aufenthalts hier in Cafsel haben wir vergefsen Ihnen die einliegende Subscriptionsanzeige auf unsern Reinhart Fuchs mitzutheilen. Seyn Sie doch so geneigt in Ihrem Kreise Theilnehmer zu sammeln, die ein Werk nöthig hat, dem es seit Göthes Dichtung eines Theils der grofsen Fabel an Freunden (1b) nicht fehlen kann. Wir müfsten uns sonst vielleicht eine der Arbeit selbst, wenigstens unsrer Lust und Liebe daran nicht wohlthuende Abkürzung des ersten Plans gefallen lafsen.

Leben Sie wohl und vergefsen Sie nicht Ihr Versprechen Cafsel diesen Winter noch einmal zu besuchen. Mit bester Begrüfsung hochachtungsvoll der Ihrige

Grimm.

3 (*quartblatt, vorderseite beschrieben*).

Ich verfehle nicht, Ihnen, verehrter Freund, meinen Dank abzustatten für die Gefälligkeit, mir zwei Paquete von Wien[2] und München[3] mitzubringen. Leider war ich vorigen Herbst im Augenblick Ihrer Abreise so mit Geschäften überhäuft, dafs ich nicht fertig bringen konnte, was Sie die Gewogenheit haben wollten zu besorgen.

Der Aufenthalt zu Wien und München bietet zwar ganz andere Reize, als unser hiesiges enges und beschränktes Leben; doch besuchen Sie vielleicht Ihren Herr Schwager und dann freue ich mich darauf, Sie wieder zu sehen und manches von Ihnen zu hören.

In Baiern soll doch etwas zu einseitig für das Fach der Kunst gesorgt werden. Andere billige und gerechte Wünsche bleiben noch unbefriedigt; wir wollen denken, nicht auf immer.

Gegenwärtig arbeite ich ein Buch über deutsche Rechtsalterthümer aus; sollten sich in Ihrem Archiv oder in Ämtern dortiger Gegend handschriftliche Dorfweisthümer vom 15. bis ins 18. Jahrh. vorfinden, so würden Sie mich durch deren Mittheilung sehr erfreuen.

Völkel und Wilhelm empfehlen sich, ich habe die Ehre Hochachtungsvoll zu sein

Ihr gehors. Freund u. Diener
Cassel 21 Jun. 1827. Jacob Grimm.

4 (*quartblatt, vorderseite beschrieben*).

Verehrter Freund, das Altenhaslauer märkergeding[4] ist eins der interessantesten und lehrreichsten seiner art, und durch dessen mittheilung würden Sie mir einen wahren dienst erzeigt haben, wäre es nicht eben vor einigen jahren bereits im druck erschienen (in der jurist. zeitschrift Ernnien. Heidelb. 1825. p. 25—29.) und zwar nach drei verschiedenen aufnahmen vom jahr 1354. 1461 und 1570. Die Ihrige ist, falls kein schreibfehler waltet, von 1454, könnte also abweichungen enthalten und ich bin so frei in jenem fall um deren gelegentliche mittheilung zu bitten.

Alles was diesem weisthum gleicht, wäre mir erwünscht. Meine sammlung belauft sich schon über 300 weisthümer.

Das weisthum von Maden kenne ich hingegen durchaus nicht und bitte,

[1] *vgl. DSS.* I *nr* 58. [2] *von vBogislav.* [3] *von Docen.*
[4] *vgl. Rechtsaltertümer* 957, *Weistümer* III 410.

wenn es mehr als eine allgemeine rügegerichtsformel enthält, gehorsamst, mir davon abschrift zu schicken oder dazu zu verhelfen.

Hormayrs Wien haben wir hier; aber stadtrechte liegen fern von dem gesichtspunct meiner dermaligen arbeit. Ein urkundenbuch kann ich diesmal nicht beifügen.

Mit vollkommenster hochachtung der Ihrige

Cassel 16 jul. 1827. Grimm.

5 (*doppelblatt in 4°, 1ᵃ brief, 2ᵇ adresse*).

Verehrter Freund,

die Externsteine[1] bei Horn sind, aufser in ältern Werken, z. B Fürstenbergs monum. paderbornensia, neuerdings mehrmals abgebildet und abgehandelt worden. Die sauberste Abbildung findet sich in Dorows Denkmalen germanischer und römischer Zeit. Stuttg. 1823. tab. xxii folio. Die beste Abhandlung rührt her von dem detmoldischen Archivar Christ. Gottlieb Clostermeier: die Eggestersteine im Fürstenth. Lippe. Lemgo 1824. Geringer ist folgende Schrift: Lage, Ursprung, Name, Beschreibung, Mythus und Geschichte der Externsteine dargestellt von Carl Theod. Menke. mit 2 lithogr. Abbild. Münster 1824.

Von der Carlsschanze[1] bei Berlinghausen weifs ich hingegen nichts anzugeben.

Mein Brustübel, das mich sogar vorigen Sommer um Ihren Besuch brachte, dauert leider noch fort, wiewohl ich einige Linderung spüre. Das mir gütigst mitgetheilte Altenhaslauer Weisthum hebe ich solange auf, bis Sie wieder einmal hierher kommen. Meine deutschen Rechtsalterthümer sind vorigen Monat erschienen.

Wilhelm empfiehlt sich mit mir Ihrer freundschaftl. Gewogenheit.

der Ihrige

Cassel 24 Sept. 1828. Jac. Grimm.

adresse: Sr Hochwohlgeborn
des Freiherrn Albert Boyneburg
Oberstleutnants und Cammerherrn
zu Weiler
frei bei Salzungen.

6 (*doppelblatt in 4°, 1ᵃ brief, 2ᵇ adresse*).

Göttingen 3ten Dec. 1835.

Ew. Hochwohlgeboren

verfehle ich nicht den richtigen Empfang sämmtlicher Bücher anzuzeigen, welche Sie von hiesiger Bibliothek erhalten hatten, die darüber von Ihnen ausgestellten Scheine habe ich Ihrem Auftrag gemäfs vernichtet. Ich brauche nicht zu wiederholen dafs es mir grofses Vergnügen gemacht hat Ihnen zu dienen.

Ich war vorigen Winter schwer erkrankt u. habe bis dahin die Folgen davon lebhaft empfunden, so dafs ich mich vor den herannahenden strengen Tagen wohl etwas zu fürchten Ursache habe.

Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Weimar: Sie wifsen sich jede Berufsarbeit durch Studien zu erleichtern u. von den Umständen dafür einen dauernden Vortheil zu ziehen.

Mein Bruder empfiehlt sich mit mir auf das angelegentlichste und ich habe die Ehre mit Versicherung der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster
Wilh. Grimm.

adresse: S. Hochwohlgeboren
dem Herrn Major und Kammerherrn
Freiherrn A von Boyneburg
zu Weiler
bei Salzungen.

[1] *es handelt sich um anfragen Hormayrs, die vB. vermittelt hat.*

ERKLÄRUNG.

Prof. Fr. Kauffmann hat in einer besprechung der streitschriften über den Sprachatlas (Zs. f. d. phil. 29, 273 ff) meine im Anzeiger erschienenen Berichte zum eigentlichen hauptziel seiner angriffe gemacht. nachdem ich der redaction jener zeitschrift eine berichtigung der tatsächlichen unrichtigkeiten eingesant habe, bin ich den lesern der Berichte noch eine besondere erklärung schuldig.

K.s ausführungen werden von anfang bis zu ende von der fiction getragen, als ob zwischen Wenker und mir eine tiefgehnde verschiedenheit der wissenschaftlichen anschauungen und der auffassung unserer pflichten bestehe. es ist das eine vollständig willkürliche annahme, zu der obendrein niemand auf der welt weniger berechtigung besafs als eben dieser recensent. die nun fast zehn jahre, während deren ich unter Wenkers leitung am Sprachatlas mitarbeite, sind eine nicht durch den kleinsten mislon getrübte zeit gegenseitiger verständigung und tausendfältigen gedankenaustausches gewesen. gewis trage ich für alles, was ich über den Atlas und mit benutzung des Atlas schreibe, persönlich die verantwortung: officielle publicationen des unternehmens gibt es nicht, und die litterarischen arbeiten seiner mitarbeiter bleiben auf den fortgang des kartographischen werkes heute ebenso ohne einfluss, wie zu jener zeit, als hr K. selbst 'hilfsarbeiter' des Atlas war. aber Wenker hat bei aller zurückhaltung, die er sich im übrigen auferlegt, darüber nie, weder in seiner streitschrift noch auf der Kölner philologenversammlung (vgl. ihre Verhandlungen s. 35 ff) einen zweifel gelassen, dass die von mir vertretenen, von K. verhöhnten grundanschauungen eben auch die seinen sind: in allen von K. berührten puncten! wie ich mit Wenkers ausdrücklicher genehmigung hier hinzufüge.

Die Berichte, für die sich diesmal im Anzeiger kein raum mehr fand, werden mit dem nächsten heft ihren fortgang nehmen — selbstverständlich unter ausdrücklicher billigung dr Wenkers.

Marburg, am 11 october 1896. FERD. WREDE.

Zs. 40, 374 letzte zeile l. 'beurteilung' st. 'bearbeitung'.

Am 12 juni 1896 starb in London sir GEORGE WEBBE DASENT (geb. 1820), der älteste mitarbeiter unserer Zeitschrift: seine beiträge stehn in bd 4 und 5. am 21 sept. starb in Kopenhagen prof. dr HENRY PETERSEN, durch seine fruchtbringende verwertung der archäologie für die mythologische forschung rühmlich bewährt. am 23 sept. ist in Christiania 83jährig IVAR AASEN verschieden, der den vornehmsten anstofs zur erforschung der norwegischen dialekte gegeben hat.

Dr OTTO HARNACK ist zum ord. professor der litteratur und geschichte an der technischen hochschule zu Darmstadt, der privatdocent dr SAMUEL SINGER zum ao. professor für vergleichende litteraturgeschichte und sagenkunde an der univ. Bern ernannt worden. der ao. prof. dr FMUNCKER an der univ. München wurde zum ordinarius, die privatdocenten dr AHAUFFEN an der deutschen universität zu Prag, dr GHOLZ und dr GWITKOWSKI zu Leipzig, dr LSÜTTERLIN zu Heidelberg wurden zu ao. professoren ernannt. — an der univ. Czernowitz habilitierte sich dr RUDOLF WOLKAN für neuere deutsche litteraturgeschichte.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIII, 2 februar 1897

Die reste der Germanen am Schwarzen meere. eine ethnologische untersuchung von dr Richard Loewe. Halle, MNiemeyer, 1896. gr. 8°. xii und 270 ss.

Die fortdauer germanischer stammesreste auf dem boden der Krym hat den forschern widerholt einerseits zum zwecke geschichtlicher und völkerkundlicher klarstellung, anderseits zu erklärungsversuchen der von Busbeck mitgeteilten sprachreste oder glossen anlass und stoff geboten. die vorliegende arbeit strebt nach beiden seiten hin ihre aufgabe zu erfüllen; der unterzeichnete, der das buch L.s vornehmlich in bezug auf die geschichtlichen dinge zu prüfen übernommen hat, muss vor allem den fleifs anerkennen, den der vf. auf die ermittlung und heranziehung neuer oder bisher wenig beachteter belege für das dasein germanischer reste im umkreis des Pontus verwendet hat, wobei allerdings auch zeugnisse mit unterlaufen, denen keineswegs die beanspruchte beweiskraft zukommt.

Loewe beginnt seine umschau an der kleinasiatischen seite der Propontis mit den *Γοτϑογραῖκοι*, welche einmal auch kurzweg *Γραῖκοι* genannt werden, im inlandgebiet von Kyzikos und am Granikos. dass das erste glied der zusammensetzung tatsächlich auf zurückgebliebene reste der *Γότϑοι* zurückgeht, wird kaum bestritten werden können; der vf. nimmt gleich hier, wie ich glaube ganz unnötigerweise, an, dass unter diesen Goten Heruler stecken, trotzdem sowol Zosimos a. 258 nur von Boranen und Goten (denen sich dakische Karpen und hunnische Urugen oder, wie die gotische form lautet, Urugunden angeschlossen hatten), als auch Trebellius Pollio c. 267 ausschliefslich nur von Gotthi sprechen, welche die küstenstriche Bithyniens heimgesucht hatten. ich habe noch ein drittes zeugnis für jene ansiedlung ausfindig gemacht, das schon deshalb unsre aufmerksamkeit fesseln muss, weil es in eine recht späte zeit, ins jahr 1115, also 25 jahre nach Friedrich Rotbarts kreuzzug, hinabreicht : Anna Comnena xv 1 berichtet, dass in jenem jahre die Türken eine ebene verwüsteten, welche sich zwischen den anhöhen von *Λεντιανά* (jetzt Kyrmas-dagh südlich von Maniás oder *Ποιμανηνόν*, wo auch die kreuzfahrer a. 1090 lagerten) und der sogenannten *Κοτοιραικία* erstreckt; dieses letztere gebiet darf entweder an den flüssen Tarsios (Qara-deré), Aisepos (Avunia-čaï) und Granikos

(Biga-čaī), oder auch, da die Türken zunächst durch das tal des Rhyndakos eingefallen waren, an der ostseite des Makestos (Ṣû-sygyrly-čaī) gesucht werden. unstreitig aber muss *Κοτογραικία* gelesen werden; die entstellung *ι* aus *γ* macht keine schwierigkeit. der anlaut *κ* für ursprüngliches *γ* entspricht der spätbyzantinischen aussprache, nachdem *Γ* den lautwert von *j* erhalten hatte; *τ* bewahrt noch die ursprüngliche form des Gotennamens: *Gut*. dass diese Goten dem Griechentum frühzeitig erlagen, folgt schon aus der zusammensetzung mit *-graikoi* und aus der kurzform *Graikoi*, welche Constantinos Porphyrog. officiell anwendet. in der spätern nomenclatur des bezeichneten landstriches hat sich nichts germanisches erhalten; der vorort *Βάρις*, *Βάρη*, wonach der Granikos *Βαρηνός* benannt wurde, wird schwerlich mit unbelegtem *vari* 'civitas' zu deuten sein.

Im zweiten abschnitt bespricht der vf. die *Δαγοτθηνοί* in der voraussetzung, dass auch hier das element *-γοτθ-* auf Goten hinweise, obwol die erste silbe *δα-* unerklärt bleibt; er meint, der von Ptolemäus im grenzgebiet von Mysien und Bithynien, also im talgebiet östlich von Prusias, erwähnte alte ort *Δάγουτα* habe veranlassung gegeben, dass die dort angesiedelten Goten im volksmund in *Δαγοτθηνοί* umbenannt worden seien. ich halte diese annahme für allzu künstlich und setze die misform *Δαγοτθηνοί* für *Δαγουτηνοί*, wie sich einzig richtig die bewohner von *Δάγουτα* nannten, auf das kerbholz des autors, dem selbst vielleicht, ohne jeden grund, die Gotthoi eingefallen waren; der auch sonst bezeugte ortsname Daguta enthält das kleinasiatische element *dag-* (vgl. *Dagusa*, *Dagona*) mit derivationssilbe *-ut* (armen. *uth*). auch in diesem landstriche fehlt jede spur gotischer namengebung.

Tiefer im inland sind einfälle der maiotischen Skythai in die provinzen Pontos Kappadokia Galatia und Kilikia um 275 bezeugt; L. denkt hiebei vornehmlich an herulische scharen, da gerade Heruler an den sumpfigen strecken der Maiotis sitze hatten; ob sich aber gerade dieses flüchtige volk irgendwo im binnenland dauernd niedergelassen habe, muss billig bezweifelt werden. Claudianus in Eutrop. II 153 spricht vielmehr von einer besiedlung des 'Phryx ager' durch Ostrogothi-Gruthungi. auch die Thaifalen fehlten dort nicht; schaaren derselben waren von Constantinus nach wechselvollen kämpfen, welche Zosimos II 51 andeutet, von über der Donau nach Grofs-Phrygien versetzt worden; bald darauf muste er eine flotte nach Attalia ausschicken zur bekämpfung des in Phrygien und Lykaonien ausgebrochenen aufstandes der dort angesiedelten *Ταίφαλοι*, Acta S. Nicolai ep. Myrensis bei Symeon Metaphrastes, Migne vol. CXVI p. 337. allgemein bekannt ist die nachricht des Philostorgios II 2 über einfälle der jenseits des Istros hausenden Goten nach Galatia und Kappadokia a. 267 ff; sie schleppten viele einwohner, darunter auch geistliche und

mönche, mit sich fort, welche ihnen später die grundlehren des christentums einimpften; der um 340 zur berühmtheit gelangte gotische bischof Vulfila entstammte selbst mütterlicherseits einer kappadokischen familie aus dem dorfe Sadagolthina (vgl. die kappadok. orte Sadagena, Sadakora) bei Parnassos westlich von der Halysbeuge; auf diese abstammung hat jüngst Sophus Bugge Indogerm. forsch. v 2 seine these vom vorkommen armenisch-kappadokischer wortelemente im gotischen des Vulfila gegründet. die 26 märtyrer, welche unter dem Gotenrex *Οὐΐγγούριχος* (Menol. Basil. III p. 27) den tod erlitten haben, tragen teils gotische, teils phrygische, kappadokische und syrische namen, Acta SS. Martii III p. 619, Octobr. XI ad diem 26 Martii, April. II p. 89, 967. diese arianischen christen hatten, wie Epiphanios berichtet, im Gotenlande klöster errichtet. hier sei gleich eine stelle des Johannes Chrysostomos besprochen, welche L. s. 70 behandelt: ein *ῥὴξ τῶν Γότθων* erbat sich nach dem hinscheiden des Gotenbischofs Unila brieflich einen nachfolger im bistum; die kunde hiervon erhielt Johannes in Kukusós durch gotische mönche, welche mit *οἱ μονάζοντες οἱ Μαρσεῖς οἱ Γότθοι* näher bezeichnet sind; die mission *εἰς τὸν Βόσπορον* oder nach *Γοτθία* sollte von Constantinopel aus a. 404 der diakon *Μοδουάριος* (ein gotischer name, vgl. *Μοδάρης* bei Zosimos IV 25, *Ῥανσίμοδος* II 21, *Μοδί-γισκλος* ein Wandale Theophanes p. 146, 8) übernehmen. ein zweiter brief des Johannes gilt *τοῖς μονάζουσι Γότθοις τοῖς ἐν τοῦ Προμώτου*. das Promotus-kloster lag im weichbild von Constantinopel, sicherlich auch jenes der *Μαρσεῖς*; überhaupt besafs damals die hauptstadt in ihrem bereich eine grofse zahl von klosterzellen, worin gotische alumnen von griechischen und syrischen mönchen für ihre spätere sendung nach Gotthia ausgebildet wurden. jener beisatz *οἱ Μαρσεῖς* muss nach der analogie von *οἱ ἐν τοῦ Προμώτου* als nächste ergänzung zu *οἱ μονάζοντες* gezogen werden, nicht jedoch als sonderstammname zum nachfolgenden *οἱ Γότθοι*. man wird hierbei an einen syrischen abbas *Μάρσης* oder *Μαρσύας* (vgl. *mar* 'dominus' *sua* 'petra'?) denken können; *Μαρσύα* hiefs ein dorf und eine ebene nahe dem klosterreichen berg Kasios. damit entfällt jede nötigung, nach L.s vorschlag auf die sicherlich keltische Morimarusa oder auch, woran man noch denken könnte, auf die westgerm. Marsi das augenmerk zu richten.

Sind nun gotische ansiedlungen im innern Kleinasiens bezeugt, so entsteht die frage, wie lange sich dieselben dort erhalten mochten. L. meint, bis in die zeit des dritten kreuzzugs hinein, wofür er sich auf eine verworrene nachricht des gelehrten Peuker beruft, der sich jedoch, wie ich glaube, durch stellen bei Ansbert beirren liefs, wonach die kreuzfahrer hinter Laranda auf felder stiefsen, woselbst kreuze aufgestellt waren, und hierauf eine anhöhe betraten, an deren südfufs das 'castrum munitissimum

Sibilia' unter einem mächtigen christlichen markgrafen stand, der die Türken bekämpfte; aber wir wissen, dass dieser markgraf armenischer abkunft war und dass dort das neue Armenien begann. aus Peuker stammen dann jene Goten, welche Torquatus *in Asia versus septentrionalem prope Armeniam* ansetzt; er hat offenbar das bergkilikische Armenien am Ararat gesucht[1]. — doch halt! weifs nicht das Anno-lied von leuten am Ararat zu sagen, welche deutsch reden? diese kunde soll dem vf. zufolge aus dem munde deutscher kaufleute stammen, welche die kaukasische küste besucht hatten; überdies galt Armenien für die alte heimat der Noriker und Bayern. dieser glaube entstammt doch wol zunächst der biblischen sage von der arche des Noah, dann auch dem bewustsein, dass die Bayern, gleich den Schwaben, zu den Herminonen gehören; Erminus aber galt vielen gleich Armenus. poëtische fiction, nichts weiter, ists, wenn das dasein deutscher leute am Ararat in die gegenwart (ca. 1100) gerückt wird; der dichter dachte an die Armenier.

Spuren des deutschen sollen nach Friedrich Schlegel am Kaspischen meere gefunden worden sein. L. verweist mit recht auf Rubruk, der a. 1253 am hofe des Mangu von Deutschen reden hörte, welche östlich von Talas im orte Bolac gold gruben und waffen schmiedeten; diese leute waren aber von Batu-chan aus Siebenbürgen dahin verschleppt worden, es waren sächsische bergleute! jener ort hiefs richtig Bolat (mong. 'blei') und lag nahe dem Saïram-nôr im Ili-gebiet. — die von Aeneas Sylvius vermerkten Githi-Arani und Sassoni (s. 107) waren keine Goten und Alanen, keine Saxen. Arani sind vielmehr bewohner des am Kur gelegenen landstrichs Aran (armen. Aṛan, georg. Rani), den auch frater Jordanus Catalani a. 1322 neben Mogan erwähnt; Githi sind die armenischen Gethikẖ der benachbarten berglandschaft Siunikẖ; und die Sassoni die bewohner des jetzt so oft genannten armenischen gaues Sassun zwischen Biṭlîs und Mûš, nicht aber, wie ich selbst einmal angenommen hatte, die kaukasischen *Σάσονες* des Ptolemaios oder die heutigen Čačän am Terek.

Dass es im Kaukasus selbst einmal Goten gegeben habe, könnte man nach einer stelle der armenischen geographie des Moses von Chorni (ed. Soukry, Venedig 1881, p. 25) vermuten: zwischen den hunnischen Bulgaren am Kuphis (Kuban) und der pontischen küste von Pityûs hausen nebst andern stämmen die Garš, die Kẖuth und die Svan, dann folgen die Aphšil und die Aphchaz. die Garš sind sonst unbekannt; die in der Andreaslegende (Migne cxx p. 244) erwähnten *Χέρσακες* gehören schon

[1] nebenbei bemerkt, gibt es in diesen strichen nur einen einzigen ortsnamen, der entfernt einen germanischen anklang besitzt: der in den Acta concilii Trullani a. 706 bezeugte isaurische bischofssitz *Ἰβιδίγγη*. dagegen sprechen jedoch isaurische namen auf *-ing* zb. *Ninilingis*.

nach Taurien, sei es als bewohner von Cherson, oder von Korčew (j. Kerč, Bosporos). die Kḫuth müssen nicht gerade Goten sein, da sie den Svan so nahe gerückt werden; im Kaukasus sind völkernamen buntester lautverbindungen bezeugt, schon bei Plinius VI 19 begegnen zb. Coitae, Cetae, Cathei, Cauthadae, Cotobacchi uä.; im nördlichen Georgien heifst eine tribus Guda, und dort gibt es auch ein 'tal von Guth' Guthis-chewi. darum lassen wir auch die Gath des Faustus III 7 lieber abseits, obwol dafür Guth gelesen wird, welche form die georgische Chronik p. 77 Br. für die Donaugoten selbst verwendet.

Nun kommen wir zu einem hauptpunct der untersuchung, zur frage, ob die *Εὐδουσιανοί,* welche dem um 480 verfassten Periplus eines anonymus zufolge an der kaukasischen küste zwischen den häfen Pagrai (j. Gelendžik) und Sindike (j. Anapa) safsen, würklich Germanen und zwar, wie L. annimmt, herulischer abkunft waren. ihr vorort, der sindische hafen, hiefs *Εὐδουσία*, und diese bezeichnung müssen wir sogar auf den ganzen küstenstrich (mit ausschluss der halbinsel Tamàn) ausdehnen, der sich bis zur münde des Tanaïs erstreckt, wenn wir bei Procopius B. Goth. IV 4 p. 474 für *Εὐλυσία*, worin *λ* in grofsschrift leicht aus *δ* entstanden sein konnte, *Εὐδυσία* einsetzen. unwillkürlich muss jedem kenner germanischen altertums der name der Eudoses einfallen, welche nach Tacitus über den 'Aviones et Anglii et Varini', also in Nordschleswig und Jütland safsen; die Aviones vergleicht Zeufs wol mit unrecht mit den in gesellschaft der Heruler auf gallischem boden auftauchenden Chaviones des panegyrikers Mamertinus. L. hält nun die Eudusez, Eudusjonez für eine sonderabteilung der Heruler, die Heruler selbst, deren urheimat er auf grund der ortsnamen auf *-leve* und *-löf* in Halland und Schonen, auf den dänischen inseln und in Jütland sucht, für ein volk ingväonischen schlages, das den Westgermanen sehr nahe stand. auf ihren wanderungen erreichten die Heruler die Tanaïsmünde, und von da gelangte eine abteilung, welche den alten sondernamen Eudosez annoch bewahrte, als vorgeschobener posten an die obbezeichnete kaukasische küste; ihre herulische sprechweise muste den griechischen Pontusfahrern schon deshalb für 'gotisch' gelten, weil, wie allen bekannt war, im benachbarten Taurien die gotische sprache im schwange war; ebendaselbst wurde auch die alanische sprache gesprochen, die sich die Eudusianoi gleichfalls aneigneten (diese konnten übrigens, wie ich meine, die Heruler schon an der mündung des Tanaïs von den alanischen Tanaïtai erlernt haben). tatsächlich bemerkt der anonymus, dass sich die Eudusianoi *τῇ Γοτθικῇ καὶ Ταυρικῇ* (= *Ἀλανικῇ*) *γλώττῃ* bedienen. diese wichtige stelle war mir, als ich über die Krym-Goten schrieb, unbekannt geblieben; L.s darlegungen sind scharfsinnig und bilden einen glanzpunct des ganzen werkes. es sei mir jedoch zu

gunsten der möglichkeit andrer auffassungen einiges vorzubringen gestattet.

Bei Procopius werden die 'barbarischen leute' der Eudysia ziemlich schwach durch ein angefügtes, vielleicht nur das engere wohngebiet derselben hervorhebendes *δέ* den hunnischen völkern entgegengestellt; gerade die maiotische Eudysia fällt mit den wohnsitzen der bulgarischen *Οὐτίγουροι* (türk. *utighur, ujghur* 'die folgsamen, geeinigten') völlig zusammen; nur an dieser maiotischen ostküste wird sich der weg der Eudusianoi zur pontischen küste hingezogen haben, während sie L. über Taurien kommen lässt. mit den Utiguren erscheinen gar oft die Alanen zusammengekoppelt; in späterer zeit unternehmen die binnenländischen Alanen sogar einfälle in das gebiet der Zychoi oder Čerkessen, wobei sich die Zychen auf die inseln an den mündungen des Kuban zurückziehn; so könnte denn auch die Eudysia als eine von Alanen zeitweilig besetzte enklave betrachtet werden; das ossetische zeitwort *awdüsun, dwdüsün* böte eine handhabe zur deutung von Eudysia; die alanische sprache wäre die ursprüngliche, die gotische die hinzugelernte tetraxitische. die in der armenischen geographie neben Kuphi-Bulgar erwähnten Duči-Bulgar sind unaufgeklärt; all zu kühn wäre die annahme, es sei Evduči zu schreiben und die anfangssilbe *ev* sei nur deshalb weggefallen, weil sie der schreiber für armenisch *ev* 'und' hielt. der anonymus hat uns den jüngern namen für Pagrai überliefert: hafen des Eptalos; sollte Eptalo, Eptala der name eines eudusianischen häuptlings gewesen sein? die endsilbe mutet recht gotisch an, das übrige lässt sich schwer erklären. eher liegt darin der bezug auf die grofse hunnische horde vor, welche gr. *Ἐφθαλ-*, arm. *Hephthal*, syr. *Awdel*, arab. *Habtal*, pers. *Jeftal* (so heifst noch jetzt ein alter hauptsitz jener Hunnen in Badachšân westlich vom Pâmir) genannt ward. ich gesteh jedoch offen, dass diesen hier vorgebrachten möglichkeiten weit geringere wahrscheinlichkeit zukommt als der darlegung L.s, welche fast für gesichert gelten darf.

Grenznachbarn der Eudusianoi auf der von den alten *Ἠιών* genannten halbinsel Tamàn waren nach Procopius deutlichen worten die *Γότθοι οἱ Τετραξῖται*, welche dort, wo einst die griechischen orte Kepos Phanagoria Stratoklis und Hermonassa standen, unter der oberherschaft der hunnobulgarischen Utiguren eine eigene gaugenossenschaft bildeten; sie stellten einmal den Utiguren 2000 mann, vielleicht in abteilungen zu 500; ihr beiname kann nur von gr. *τετραξός* abgeleitet werden, nicht, wie L. und Wasiljewskij wollen, vom nachmaligen bischofsitz *Ταμάταρχα*, einem offenbar chazarischen namen, woraus sich das heutige Tamàn erklärt. auch diese Tetraxiten hält L., gleich den Eudusianen, für Heruler; ebenso gelten ihm die Krym-Goten für Heruler, vornehmlich aus sprachlichen gründen, weil Busbecks

glossen eigentlich nicht gotisch seien, sondern einem westgermanischen ingväonisch-herulischen dialekte angehören, den allerdings auch das gotische beeinflusst habe. über diese these trau ich mir kein entscheidendes urteil zu; ich muss sie aber vor der hand als recht problematisch hinstellen. L. beruft sich freilich auch auf die nachricht, dass die Tetraxiten vom jenseitigen taurisch-bosporanischen gestade in ihre neue heimat eingezogen waren; waren sie von der Tanaïs-münde gekommen, so konnten sich die Heruler in Taurien in eine gröfsere westliche (die Krym-Goten) und in eine kleinere östliche abteilung (die Tetraxiten) gesondert haben. aber — die herulische herkunft der Eudusianoi zugegeben, die sich offenbar an der maiotischen ostseite zum kaukasischen gestade vorgeschoben haben — für die Tetraxiten und Krym-Goten kommt doch der umstand in betracht, dass die Greutungi-Ostrogothi bis zu den alanischen Tanaïtai gereicht hatten und dass es ihnen nahe lag, die taurische halbinsel zu besetzen; schon auf dem concil von Nicaea 325 erscheint ein rechtgläubiger bischof 'Theophilus Gotthiae metropolis' neben einem 'Domnus Bosphorensis', in vollem einklang mit dem seit 250 bezeugten auftreten von Goten im Bosporus, wo sie von den unterwürfigen bewohnern zunächst fahrzeuge zu raubfahrten erhielten, allgemach aber auch deren christlichen glauben annahmen; in dieser taurischen *Γοττϑία* (vom Herulernamen findet sich hier keine spur) finden wir später den von Joannes Chrysostomos eingesetzten Gotenbischof Unila, einen ῥὴξ *τῶν Γότϑων* (dessen würde sich während der hunnobulgarischen und chazarischen zeit unverkürzt forterhielt, da von einem *κύριος τῆς Γοτϑίας* und von einem gotischen *τοπάρχης* des öftern gesprochen wird), und eingeborne gotische priester und mönche waren es, welche mit Joannes brieflich verkehrten. jene Heruler, welche vom Ostgotenkönig Ermanrich nach längerem kampfe besiegt wurden, sind keineswegs im Gotennamen aufgegangen; denn sonst hätte sich noch in weit spätern zeiten der Herulername zb. im Donaugebiet nicht rein und ungeschwächt erhalten können. darum haben bisher alle forscher seit Zeufs die Tetraxiten und Krym-Goten zum ostgotischen, wie die Moesogoten zum westgotischen zweige gerechnet; unter Busbecks glossen selbst finden sich solche, welche nur aus dem gotischen selbst hergeleitet werden können.

Die viergliedrige gesantschaft der gotischen Tetraxiten nach Constantinopel mit der bitte um einen bischof fällt in d. j. 548; beachtung verdienen hierbei die kurz vorausgegangenen missionen, nicht nur zu den Lazen und Abchazen, sondern auch zu den heidnischen Hunnobulgaren nördlich vom Kaukasus a. 530, worüber der syrische fortsetzer der kirchengeschichte des Zacharias von Mitylene handelt; damals wurde für die Utiguren und Sabiren eine eigene schriftart zum zweck der bibelübersetzung geschaffen! man kann auch an eine verwendung der jüdischen und samari-

tanischen schriftzeichen denken, da die Hebräer zumal in Phanagoria ein altes element der bevölkerung bildeten; mit samaritanischen lettern hat der Slawenapostel Konstantin nach seiner reise zu den Chazaren (= Sabiren) die Glagolica bereichert; wie der Genuese Giorgio Interiano berichtet, haben sich die orthodoxchristlichen Zychi oder Ciarcassi der hebräischen lettern bedient. weiter hatte sich schon a. 528 den byz. annalen zufolge der Utigurenfürst Gorda oder Grod in Constantinopel taufen lassen; er liefs die bronzenen götzen seines volkes einschmelzen; er wurde jedoch von seinem eigenen bruder Muger und von den zauberpriestern beseitigt.

L. will den nachweis erbracht haben, dass sich reste der Tetraxiten trotz ständiger einengung durch Türken und Čerkessen und trotz der würksamen bevormundung durch die griechische kirchensprache im sprengel von Matracha bis in die mitte des vorigen jhs. erhalten haben; die jüngste nachricht Mondorfs über 'Deutsche auch an der asiatischen seite des Schwarzen meeres' muss jedoch ebenso für eine willkürliche hyperbolische ausdehnung der krym-gotischen sitze gelten wie seine 'Deutschen schon von der Donau an'. in nichts zerfliefsen auch die übrigen zeugnisse : das wichtigste derselben, der brief des genuesischen Juden Zacharias de Guizolfis a. 1482, spricht von 'signori Gotici', habsüchtigen condottieri, die jedoch als mitstreiter um den besitz Tamans unentbehrlich wären — das waren schwerlich tetraxitische stammesälteste, vielmehr flüchtlinge aus dem kurz vorher eroberten Mankup. Peuker spricht ganz allgemein von 'reliquiae usque ad Circassos dispersae', und Friesemanns 'overgebleevene Gothen' bezieht sich gleichfalls nur auf jene gotischen söldner aus Mankup. selbst die 'schönen Gotenmädchen am ufer des blauen meeres' im Igorliede waren den Kumanen offenbar nur aus der taurischen Gotia zugekommen.

Für die fortdauer der eigentlichen Krym-Goten hat L. manches neue vorgebracht. vor allem verdient beachtung das in geographischer hinsicht allerdings sehr verworrene zeugnis Pirckheimers aus Nürnberg : Nürnberger kaufleute, welche auf einer venezianischen galeere nach der Levante fuhren, wurden vom sturm an eine küste getrieben (Torquatus ergänzt : *in montanis Tauricae Chersonesi ad Bosforum*), wo sie einen burschen trafen, der ein deutschklingendes liedchen sang; derselbe erzählte, seine 'gotischen stammesgenossen besäfsen ein ergiebiges talgebiet (Gessner ergänzt *Gotthi vineas colunt et inde vitam sustentant*) — nur salz (bekanntlich ein hauptproduct der taurischen nord- und westseite) müsse weiterher geholt werden'. Torquatus fügt hinzu, diese leute bedienten sich nur im hause ihrer eigenen, der sächsischen ähnlichen sprache; aufsenwärts sprächen sie jedoch griechisch und tartarisch. ein Grieche am persischen hofe, Konstantinos Kristoforides, wuste Kämpfer von der *Γωθία* zu er-

zählen, deren bewohner ösbegisch sprächen, jedoch *intermixtis vocabulis Germanis.* die aussage des Moldauers Nikolaos Spatharios über 300 christlich-gotische dörfer in der Krym ist sichtlich übertrieben. L. hätte noch das bei den südlichen Grofsrussen im vorigen jh. lebendige andenken an ein volk Gotwà (vgl. formen wie *Norwa*, *Litwa*, *Mordwà*) hinzufügen können. gute bemerkungen bietet er über den leiblichen typus der krymschen Bergtataren (227 ff); am ausführlichsten handelt er über Busbecks glossen (127 ff). — die kritik hierüber muss ich jedoch einem gewiegteren Germanisten überlassen.

Wien, 22 märz 1896. WILHELM TOMASCHEK.

Die sprache der Langobarden von WILHELM BRUCKNER. QF 75. Strafsburg, KJTrübner, 1895. xvi und 338 ss. 8°. — 8 m.

Germanische namen auf rheinischen inschriften von WILHELM REEB. beilage zu dem programm des grofsh. gymnas. zu Mainz. Mainz 1895. 48 ss. 4°.

Die darstellung der langobardischen sprache, deren stoff aus lat. quellen verschiedener zeiten geschöpft werden muss, scheidet sich notwendig in lexikalische arbeit und in grammatische. demgemäfs hat Bruckner sowol eine grammatik als auch ein wörterbuch geliefert, reinliche trennung beider aber allerdings nicht zu erreichen gesucht. in die grammatik gehören lautlehre, flexionen und suffixe, in das wörterbuch alles etymologische. B. verlegt seine etymologien, der appellativa insbesondere, in die grammatik und bietet ein wörterbuch, das für einen index zu umfangreich, für ein lexikon zu dürftig ist und infolge seiner dreiteilung nicht einmal den nutzen gewährt, ein bequemes nachschlagen zu ermöglichen. dazu befolgt B. die üble gewohnheit, nach §§ statt nach seiten zu citieren, so dass das aufsuchen der zusammengehörigen, aber an vielen stellen des buches verzettelten bemerkungen so schwer als möglich gemacht ist. obendrein sind diese §§ keineswegs knapp; B. trägt seine bemerkungen mit dem weitausholenden pathos eines wortreichen geschichtschreibers vor. es ist eine verschwendung, für eine so kleine tatsache wie die der erhaltung des germ. *p-* im anlaute *plôvus, placiprandus, placimundus* und in der verbindung *sp* : *spero, sporo,* die sich in 3 zeilen sagen lässt, das dreifache an raum zu beanspruchen.

Ermüdend würken auch die zahlreichen widerholungen, die gleichwol das thema nicht erschöpfen. so steht die erklärung *actugild* 'achtfach' 4 mal im buche (s. 39. 72. 163. 201); aber warum das langob. wort 'achtfach' bedeuten soll und nicht nach *launegild* und *wergild* 'achtfacher ersatz', das sucht man vergebens. B. tritt überhaupt oft mit erklärungen auf, von denen man nicht weifs, woher sie stammen, und mit denen er sich kritisch nicht auseinandersetzt. wir lesen 6 mal (s. 27. 40. 82. 135. 169. 181),

dass lang. *angargathungi* stn. 'angergröfse' heifse, aber wie *gathungi* als 'gröfse' zu rechtfertigen sei, das erfährt man auch dann nicht, wenn man sich der zeitraubenden mühe unterzogen hat, die 10 zu dem worte citierten §§ durchzulesen. und doch ist die erklärung 'gröfse des grundbesitzes' (s. 181) sehr zweifelhaft. aus keiner der stellen des edictes Hroth. 14. 48. 74, wo es sich um bemessung der bufse für einen getöteten oder am leibe geschädigten freien nach einem bestimmten mafsstabe seines wertes handelt : *qualiter in angargathungi id est secundum qualitatem personae*, ergibt sich dafür ein aus der textierung abzuleitender grund. dazu kommt, dass **gathungi*, ein stn. wie got. *galeiki*, zu isl. an. *þungr* adj., dän. schwed. *tung* 'heavy, weighty' (Cleasby-Vigfusson), weder nach seiner herkunft, noch nach seiner augenscheinlichen, auch von B. bemerkten identität mit ags. *geþynge* n. 'growth, increase, advancement, honour' (Bosworth-Toller) 'gröfse als flächenmafs' bezeichnen kann, sondern nur gleich dem anders gebildeten ags. *geþingþu* f. 'honour, dignity, rank' — beides zum stv. ags. *geþingan* 'to thrive, grow, become excellent' — das gesellschaftliche gewicht der person. es ist also *angargathungi* keineswegs 'gröfse des grundbesitzes', sondern ein politischer begriff 'der auf dem grundbesitz beruhende gesellschaftliche rang' (so schon KMeyer), den man am besten mit 'grundwürde' umschreiben dürfte.

Nicht glücklicher ist die übersetzung von *ferquido, ferquidus* 'besagt', welche B. 4 mal auftischt (s. 70. 152. 190. 204). list man die stellen Hroth. 147. 175. 330, Liutpr. 151 mit einigem verständnis, so sieht man, es handelt sich immer um widerherstellung eines von vornherein nicht bestimmten, von fall zu fall variierenden schadens in der form des geschädigten gegenstandes. die bestimmung *damnum componat ferquido, id est similem* kann nur heifsen 'der soll den schaden gut machen, so wie er angesprochen wird, di. durch einen congruenten ersatz'. das von B. als solches nicht erkannte adv. *ferquido*, adj. *ferquid(us)* got. **fairqiþs* ist von einem verbum **ferquidan* 'namhaft machen, beanspruchen' abzuleiten und in betreff seiner passivischen bedeutung 'beansprucht' mit got. *fraleits* 'freigelassen', ahd. *biheiz* 'gelobt' zu vergleichen. das verbum selbst beurteile man nach den got. compp. *fairaihan* 'teilhaftig sein', *fairgreipan* 'ergreifen', *fairwaurkjan* 'erwerben'. **ferquidan* mag gleich unserm 'ansprechen' das formulieren des schadensanspruches bedeutet haben.

Lang. *figang*, worin *fi* nicht als 'pecus', sondern wie in got. *faihugairns* 'habsüchtig' als 'bewegliches gut' überhaupt zu verstehn ist, erklärt B. s. 57 f richtig 'der auf fremdes gut ausgeht'. man vgl. dazu unsre umschreibung 'jmdm. über etwas gehn, kommen' = 'stehlen'. aber *figang* und *figangi* sind keineswegs verschiedene wörter, sondern nur verschiedene formen — stm. einerseits und stn. *jo*-stamm anderseits — ein und desselben

wortes. in allen fällen Hroth. 253. 291. 372, Grimuald 9 ist die 'handlung' des stehlens, nicht der dieb gemeint, was auch die ständige variante *figangit*, *figangitus* abstr. zu **figangire*, lang. **figangian* aufser zweifel setzt. persönliche bedeutung hat das wort nur Liutpr. 147 *figanges* und in der urkunde von 796, Förstemann Sprachstamm II 219, *fegangas* 'die beim diebstahl ergriffenen', wo aber im geraden gegenteile zu B.s annahme s. 58 nicht die form *figangi*, sondern **figang*, got. **faihugaggs* 'dieb' vorauszusetzen ist.

Bei *uualopaus* wird die abgedroschene vermutung widerholt, der terminus beziehe sich auf die vermummung des räubers. aber *uiolentia . . . id est uualopaus* Hroth. 31 zeigt klar, dass der rechtsausdruck die gewalttat selbst bezeichnet. nun ist *paus* gleich mhd. *bôz* stn. 'schlag, stofs', der erste teil aber wol nichts anders als ahd. *walu-* in den compp. *walugiri* 'crudelis', *waluraupa*: *wal* 'der tote des schlachtfeldes'. demnach ist die 'violentia' des edictes als 'schlag oder stofs, der den angegriffenen zu boden streckt' aufzufassen und wenn nun an zweiter stelle das wort erläutert wird *uualopaus est*, *qui se furtim uestimentum alium induerit aut se caput latrocinandi animo aut faciem transfigurauerit*, so kann es hier nur persönlich gemeint sein 'der gewalttäter', und es werden im relativsatz blofs die nähern umstände der vermummung angegeben, welche bei dem verbrechen des *walopaus* als charakteristische begleiterscheinungen angesehen wurden.

Bei lang. **uueguuorrin* Hroth. 26. 373, an erster stelle erklärt *de uueguuorin id est horbitarīam. si quis mulieri . . . in uia se anteposuerit* verlässt B. ohne not die gute etymologie Meyers und Förstemanns aus as. ahd. *wërran*, mhd. *wërren* 'im wege stehn, hemmen' — vgl. mhd. *waz wirret* 'was hindert' — und beschert uns **uueguuôrin* (s. 63. 93. 126. 185) zu ahd. *wuor* stm., *wuori* swf.; aber mhd. *wüer* ist 'wasserleitung für mahl- und sägemühlen' Österr. weistümer v 2, 949, und der grundbegriff dieses wortes, das zu *warid* 'wasserland' im ablautverhältnis steht, ist nicht der von 'damm', den B. braucht, sondern 'aqua, aquaeductus', womit im lang. worte nichts anzufangen ist.

lidinlaib Hroth. 173 soll eine formel **lîd in laib* sein (s. 91 bis. 137. 191). dagegen spricht der text des edictes: *si quis res suas alii thingauerit et dixerit in ipso thinx lidinlaib, id est, quod in die obitus sui reliquerit*, in dem man zu *dixerit*: *res suas* als object zu construieren und *lidinlaib* als apposition zu verstehn hat. es bleibt daher bei der bisherigen auffassung, die in dem worte lediglich einen term. für das als erbschaft erklärte und daher dem freien verfügungsrechte des besitzers entzogene eigentum erblickte. ist nun lang. *laib* 'quod . . . reliquerit' gleich got. *laiba*, ahd. *leiba*, as. *lēba*, ags. *lâf*, so hatte Förstemann gutes recht, in *lidin* eine begriffliche entsprechung zu '. . . in die obitus sui . . .' zu suchen und das ganze mit ahd. *tôtleiba* zu ver-

gleichen. nun bedeutet in der tat ahd. *ablid* 'obitus' und an. *lida hédan*-'mori', es hat demnach keine schwierigkeit, lang. *lidin* als part. perf. germ. **lidinaz* zu fassen, das gleich dem an. *lidinn* 'mortuus, vita defunctus' den 'dahingegangnen, heimgegangnen' bezeichnet.

Ein wort hätte auch das privative *á*- verdient, in lang. *aamund* 'manumissus, a patrono extraneus' Hroth. 224 zu ahd. *munt*, ags. an. *mund* f. 'hand, schutz'. es verhält sich dasselbe genau wie got. *us*- in *uslipa* : *lipus*, *uswiss* adj. gegen *gawiss* stf., *uswêna* sw. adj., *usweihs* adj., so dass es naheliegt, die privative partikel *á*- auf eine zu got. *us*- im ablautverhältnis stehnde form germ. **az*- zurückzuführen, die mit dem ahd. präfixe *ar*- im wesentlichen identisch ist. das privative *á*- ist demnach wol synkopiertes und secundär gelängtes *ar* < **az*. die vocalverhältnisse haben im žemait. *azu*- gegen litt. *us*- ihre genaue parallele.

Besser im allgemeinen steht es bei B. um die erklärung der namen. aber auch hier macht sich ein mangel an gründlicher kritik der hss. oft bemerkbar. ein beispiel : B. erklärt (s. 94. 154. 249) **frócho* aus as. *frócni*, ags. *frécne* 'dirus, audax', ahd. *fruochan*-. woher aber die form **frócho*? in den hss. des prologus steht sie nicht, sondern *fronchononi* var. *frochni*, *prochonis*, *frochoni*, *procconi* an der einen und *fronchono* var. *freno*, *procho*, *procco* an der andern stelle. das führt auf zwei urtypen von hss., von denen die eine **frochononi*, *frochono*, die andre **frochnoni*, *frochno* gehabt haben muss und woraus alle lesungen unsrer hss. ohne mühe ableitbar sind : zb. *fro(n)chononi*, *froch(no)ni*, *froch(n)oni*, *fr(o)cno* usw. der name lang. *frōchono*, *frōchno* enthält also das volle unverstümmelte adjectiv. — ebensowenig geschick beweist B. in der beurteilung der lesarten zu *Ustbora*. setzt man die varianten *uf*, *ob*, *uuif* und das dittographische monstrum *utbetfi* vor, und *bora*, *hora*, *hor* nach dem allen laa. gemeinsamen mittleren *t* neben einander, so sieht man leicht, dass sie am besten in **uft*, **obt*, **ufit* und **bora* sich vereinigen lassen, wovon die erstern sprachliche varianten zu got. *ufta*, ahd. *ofto* sind (vgl. got. *Ufitahari*, *Optarit* urk. v. Neapel). es ergibt sich der name **Uftbora*, der, da er kein lang. swm. auf *o* sein kann, vermutlich überhaupt kein masc., sondern ein fem. sein wird. wie bei der *Gambara* haben wir es also auch hier mit einer stammmutter zu tun. -*bora* ist wol swf. seitenstück zum ahd. nom. agent. -*boro* 'träger' in *aruntporo*, *muntporo*, *khunpalborun* und somit der volle name wahrscheinlich als mythisch 'die oft tragende, oft gebärende, multipara' zu verstehn. da nun auch *Gambara*, das ich als *gámbara* zu got. *gabairan* 'zusammentragen, hervorbringen, gebären', lat. wörtlich *conferre*, stelle und nach ahd. *unbari*, *umbarig* 'unfruchtbar' zb. *unbera quena*, *baric* 'fruchtbar', Graff III 147 f, entweder als 'die ertrag lifernde' oder 'die fruchtbare gebärerin' mit erhaltenem *m* in *gam*- gleich altlat.

com erkläre, ein mythischer name von ähnlicher bedeutung ist, so scheint es rätlich, beide als beinamen der mutter erde aufzufassen. — zu den namen mit *-ioch Godeoch, Godioch, Geldehoc* var. *Hildeoc, Aldihoc* weifs B. nichts überzeugendes zu sagen. sie sind wie got. *Mundzucus* (Jord.), *Μουνδίουχος* (Priscus) ohne zweifel composita mit dem stn. got. *juk*, ahd. *joh*, griech. *ζυγόν* und stellen sich einem griech. comp. wie *Ἑρμόζυγος*, Fick-Bechtel Griech. personennamen s. 132, an die seite.

Ein merkwürdiger beiname, der uns lehrt, wie weit zurück bei den Germanen der derbe humor in der namengebung reiche, ist *Scarnafol* 'dreckkübel', an. *skarn*, ags. *scearn* n. 'dung, filth' + langob. *fol*, pl. *folles* stm. 'vas', an. *full*, ags. *ful* 'a cup'. B.s nicht weniger als 7 mal (s. 13. 27. 45. 79. 85. 175. 211) aufgestellte identificierung mit dem adj. *voll* scheint mir unrichtig.

Zur wortbildung bemerke ich, dass die la. des cod. Mut. der Origo *in campo* (*campis*) *fildach* auf ein collectivisches stn. **fild-ahi* 'gefilde' zu beziehen ist, keineswegs auf ein compositum; zur lautlehre, dass monophthongierung von *ai* > *ē* aus *Euin, Eoart, Eolph* nicht gefolgert werden darf, da diese namen wol germ. **ĕhwa-* enthalten.

In der declination der masculinen *a*-stämme erscheinen vor allem wichtig, weil sie eine alte frage zur entscheidung bringen, die nom. plur. auf *-os* und *-as* (s. 179) : *gamahalos id est confabulatūs* Hroth. 362, *duodecim aidos* Hroth. 359, ferner *scamaras* Hroth. 5, das ich abweichend von B. s. 42 als germ. denominativbildung auf *-ărja* zu ahd. *scama* 'schande' erkläre. lang. *scamaras* mit synkope des *j* aus **scamarjas*, ahd. **skamāre(a)*, got. **skamarjōs* sind leute, die ein schändliches gewerbe betreiben, 'homines ignominiosi', das fem. *scamara* kann dazu eine swf. *n*-bildung got. **skamarjō*, ahd. **skamār(r)a* sein; hierher gehören weiter die *fegangas, figanges*, die *folles*, der ortsname *Dungas* und *wintingas* 'beinbinden'. es kann kein zweifel obwalten, dass diesen formen die alem. und bair. ortsnamen auf *-as* des 8 jhs. (selten auch *-es*), die *Affaltrawangas* 779 'Affeltrangen', *Aldunpurias* 783 'Altenbeuern' (Neugart Cod. dipl. I 71. 77) und die zahlreichen persönlichen bildungen auf *-ingas* : *Agomōtingas, Antarmarchingas, Liutfridingas, Mumolvingas, Stiozaringas, Perahtmuatingas, Swaningas* (Neugart), sowie bair. *Antheringas, Deorlēkingas, Hrodheringas* (Indic. Arnonis) entsprechen, welche in der 2 hälfte des 8 jhs. noch gelegentlich neben den neuen, aus dem accusativ übertragenen nominativen auf *-a*, wie *Affaltrawanga* neben *Matzingas* in ein und derselben urkunde von 798 (Neug. I 118), erscheinen, im laufe des 9 jhs. verschwinden, in der 1 hälfte des 8 aber noch die herschende form gewesen sein müssen. um so sicherer ist dieser schluss, als neben dem nom. pl. *in wangas* 805 (Neug. I 24) noch die ältere form *in wangos* 754 gefunden wird, so dass die geschichtliche folge der formen des echten

nom. pl. der masculinen *o*-stämme : **wangôs* > **wangos* > **wangas* (*-es*), dessen suffix ja gewis auf europ. *-ôses* zurückzuführen ist, keinem bedenken mehr unterliegt. ich erwähne nur nebenbei, dass einer der hauptgründe Kögels, nämlich dass man bei ortsnamen, die später im locativischen casus, di. dem dat. pl., erscheinen, auch in älterer zeit einen locativischen casus voraussetzen müsse, schon aus dem grunde hinfällig ist, weil bei der conscription von ortsnamen unbedenklich auch der nom. erwartet werden kann, wie ja Balten und Slaven ihre ortsbezeichnungen regelrecht durchdeclinieren — čech. *Praha* 'Prag', *v Praze* 'zu Prag'; *Budějovice* 'Budweis', *v Budějovicích* 'zu Budweis' — und casus obliqui nur dort setzen, wo sie syntaktisch gefordert sind. dass aber das *in* des lat. urkundentextes im folgenden deutschen ortsnamen keinen cas. obl. bewürken muss, ist selbstverständlich, da zwischen lat. text und deutschem namen eine syntaktische correlation durchaus nicht zu bestehn braucht. das verschwinden der deutschen nominative auf der stufe *-as* (*-es*) beruht auf keinem lautgesetz, sondern erklärt sich aus der formellen concurrenz der genitive sing. auf *-es* (*-as*).

Hierher gehören auch die mit der ständigen formel *ex genere* eingeführten namen der lang. königsgeschlechter im prolog des ed. Hroth., die ich, soweit sie lat. flexion tragen, nicht für nom. sing., sondern für nominativisch oder indeclinabel gebrauchte accusative plur. halte; also *ex genere Gugingûs*, *Gausûs*, *Gaupûs* (*Gaufûs*), *Harodûs* wie *inimicûs*, *solidûs*, oder *de proximûs legitimûs*, *de natûs aut de gamahalos id est confabulatûs* Hroth. 362. neben diesen stehn die *Harodos*, *Beleos* und *Anauuas* als echt lang. nom. plur. der geschlechtsname *Anauuas* führt auf einen germ. *wa*-stamm **An(a)waz*, ahd. etwa **Ano*, **Anawes*, wozu man wandal. *Sĕsao* = got. **Sisaws* mit mittelvocal wie *lasiws* vergleiche, *Beleos* var. *Belleos*, *Belehos*, *Ueleos* aber auf eine patronym. *io*-ableitung. bei den *wa*-stämmen B. s. 181 ist *bando*, got. *bandw* und *farigaydus*, got. **ferigaidws*, germ. **færjagaidwaz* übersehen, bei den participien präs. *Gironta* nicht angemerkt. dass auslautendes *m* lang. schon im 7 jh. zu *n* geworden wäre (B. 185), klingt unwahrscheinlich. die beispiele aus dem 9 jh. s. 141 können, selbst wenn sie sicher wären — *Sigeranus* ist wol **Sigeramnus* oder **Sigerandus* —, doch für das 7 nichts beweisen. der ansatz von dativen plur. *crapworfin* und *marahworfin* Hroth. 15. 30 ist daher nicht allein sachlich, sondern auch formell unbegründet. **worfin* ist verbalabstractum, got. *-eins*, gleich lang. *dstalin* und **wegworrin* und die behauptung, dass *worfin* deshalb plural sein müsse, weil in Hroth. 373 neben dem stm. singular *worf* keine varr. auf *-in* vorkämen, ist mir unverständlich.

Noch ein paar worte zur lang. declination der eigennamen. mit recht folgert B. s. 181 aus dem gen. *Rôdemdreni* einen nom.

*_Rōdemāri_, aber seine erklärung dieser merkwürdigen lang. flexionsformen mit _n_ (s. 116) ist sehr dürftig. B. glaubt, dass diese formen von diminutiven wie _Azolinus_ ausgehn. hätte er die zahlreichen genitive dieser bildung in ihrem zusammenhange betrachtet, so hätte es ihm nicht entgehn können, dass diese flexionsformen, wie _Waltarini_ gen. in der unterschrift gegen _Waltari_ nom. im text derselben urkunde von 720 (Meyer Sprache der Langobarden 149) sehr viel wahrscheinlicher von einem casus des durchdeclinierten namens und zwar vom acc. ausgehn werden. das vermittelnde bindeglied ist dabei der acc. _Rotharenem_, _Waltarenem_ (Förstem. Sprachst. II 243), welcher als wucherbildung des mit der lat. accusativendung _-em_ vermehrten lang. accusativs *_Rotharen_ und *_Waltaren_ anzusehen ist. vom acc. aus ist das _n_ in den gen. _Rōthareni_ und _Waltareni_ übertragen. es führen demnach die lang. genitive _Ansefridani_ 748. 752, _Widicani_ 713, _Authareni_ 716, _Rothareni_ 752, _Halpareni_ 760, _Waltarini_ 720, _Guntarini_ 752, _Teudemareni_ 752, _Rodimarini_ 764, _Alderisini_ 744, _Auderisini_ 757, _Floriseni_ 761, _Rimichisini_ 764, _Teudicini_ 764, _Warini_ 765 (Meyer Spr. d. Lang. 186. 195. 141. 146. 192. 213. 150. 193. 192. 225. 168. 206. 216. 225. 229) auf die nationalen acc. *_Ansefridăn_, *_Autharĕn_, *_Teudemarĕn_, *_Alderisĭn_, nom. _Ansefrid_, _Authari_, _Teudemāri_, _Alderisi_, und es ist klar, dass die pronominale flexion _-an_, ahd. im acc. _Hartmuotan_, im langobardischen bei den _ja-_ (und _i-_) stämmen die entwicklung _-jăn_ > _-ĕn_ > _-ĭn_ genommen habe. also _Teudemārĕn_ aus *_Theudemārjan_, oder _Alderisĭn_ zu as. *_wrisi_, ahd. _risi_, aus *_Alderisjan_. die färbung des aus _jă_ entstandenen _ĕ_ zu _ĭ_ ist lediglich facultativ, die beliebte dehnung *_Ansefridáni_, *_Autharéni_, *_Rodimaríni_ gewis falsch. wir werden im sinne der lang. lat. urkundenschreiber vielleicht *_Ansefridăni_, *_Autharĕni_, *_Rōdimárĭni_ zu sprechen haben.

Ich geh aber noch einen schritt weiter und leite auch die genitive der _n_-stämme _Gundoni_ 720, _Grasoni_ 752, _Ramphoni_ 764, _Clefoni_ 766, _Lopuni_ 716, ferner _Fachuni_, _Hilzuni_, _Nozuni_ (Meyer 149. 193. 225. 233. 146 und Förstem. II 243) vom lang. acc. sing. *_Gundon_, *_Grason_, *_Ramphon_, *_Clefon_, *_Lopun_, *_Fachun_, *_Hilzun_, *_Nozun_ der nominative _Gundo_, _Graso_, _Rampho_, _Clefo_, _Lopo_, _Facho_, _Hilzo_, _Nozo_ ab, während die der lat. _n_-decl. gemäfsen genitive _Scaptonis_ 748, _Rimonis_ 749, _Aldonis_ 744 (Meyer 186. 168) allerdings vom lateinisch gedachten nom. des lang. wortes aus gebildet sein werden. wir gewinnen also den wechsel von _-ōn_ und _-ūn_ mit vorwiegendem _ō_ als acc. der masc. _n_-stämme. accusativ mit der function des genitivs ist auch _Lupecinon_ statt *_Lupecinoni_ bei B. s. 188, nicht anders, wie das früher angeführte _Widicam_ statt *_Widicani_ zu einem nom. *_Widich_, dessen suffix auch in _Herihcus_ B. 154, vertreten ist.

Genau derselbe fall einer übertragung der accusativform findet sich bei dem got. genitiv _Attilonis_ (Jordanes ed. Mommsen

s. 147), der weder vom got. gen. **Attilins*, noch vom lateinisch gedachten nom. sing. *Attila* ausgehn kann, in welchem falle der gen. auf *-ae* gebildet sein muss, wie er auch würklich so bei Jord. vorkommt, sondern nur vom got. acc. **Attilan*, an den die lat. flexion antritt. die fälle *Dominiconi* und *Petrunis* (Förstem. Spr. II 243), welche die roman. nominative *Dominico* und *Petro*, statt *Dominicus* und *Petrus*, voraussetzen, sowie die flexionsformen *scrivanes*, *amitanes* erklären sich wol aus einer art von productivwerdung der germ.-rom. flexionsverbindung *-onem*, *-anem*. vom acc. der swf. declination gehn auch die *n*-erweiterungen *Gailanae* gen., *Geilana* abl. neben nom. *Gaila*, dat. *Geilan* Förstem. Namenb. I 458 f aus. der acc. *Gailan* verhält sich wie as. *tungan* neben *tungun*, *tungon*.

Die schrift von Wilhelm Reeb berührt angenehm durch ihren warmen ton deutscher volksliebe und deutschen selbstbewustseins, dem man nach Jacob Grimm in der germanistischen litteratur nicht allzuoft begegnet. gerne möchte man auch den wissenschaftlichen ergebnissen der arbeit zustimmen, doch sind von den 116 im cap. 1 besprochenen namen wol nur wenige, die man als sicher germanisch bezeichnen kann, weitaus mehr, die sicher keltisch sind. zur inschrift *Louba Gastinasi f. Ubia* bemerke ich, dass der männliche name als **Gastinasius* got. **Gastinasjis* anzusetzen sein wird und dass *Louba* doch wol gleich **Lauba* genommen und als ablautform zu got. *liubs* mit identischer bedeutung gefasst werden darf. *Vangio* ist wol sicher der germ. volksname, bei dem ich meines teils die ableitung von got. *waggs* festhalte. — germanisch allerdings sind die meisten namen des cap. 2 aus altchristlichen inschriften, doch scheint bei ihrer beurteilung sich nicht eben viel neues zu ergeben. ein paar bemerkungen werden genügen. *Chlodoveus* enthält im 2 teile ein element **wiu*, **wēu* got. **wius*, gebildet wie *pius*, wol in *Ablavius* erhalten. dasselbe ist mit urnord. *WiwaR*, germ. **wiwaz* < **wigwaz* (Noreen Abriss s. 179) zu *weihan* 'kämpfen' identisch und demnach mit *wich* in *Chlodowich*, an. *vígr* adj., allerdings verwant, nicht aber gleich. — anziehend sind die namen *Qalaqi* und *Rûnaqi*, die im zweiten teile das sonst in namen nicht bekannte element got. *qius* 'lebendig' enthalten. die form **qui* statt **quiu* verhält sich wie ahd. *-ni* neben *-niu* und *-niuui*, die composita selbst schliefsen sich den griechischen auf *-βιος* (zu *βίος* 'leben', *βία* 'gewalt') an. — *Velandu* als westgerm. form eines *u*-stammes bedarf keines *s* am ende. *Cálvŏla* und *Verésemus* sind lateinisch *Calvula*, *Verissimus*.

Wien, 27 dec. 1895. THEODOR VON GRIENBERGER.

Kilderne til Sakses Oldhistorie, en literaturhistorisk undersøgelse af Axel Olrik.
I: Forsøg på en tvedeling af kilderne til Sakses Oldhistorie. [særtryk af Aarb. for nord. oldk. og historie.] København, OBWroblewski, 1892. v und 134 ss. gr. 8°.
II: Norröne sagaer og danske sagn udgiven med understøttelse af den grevelige Hjelmstjerne-Rosencroneske Stiftelse. København, GECGad, 1894. xi und 316 ss. gr. 8°.

In den viel angefochtenen, aber an anregenden gedanken reichen sagengeschichtlichen studien Bugges war nach langer zeit zum ersten mal wider Saxo Grammaticus in höchst bedeutsamer weise zur geltung gekommen. unter den historikern ist es vornehmlich Johannes Steenstrup, der feinsinnigste gelehrte schriftsteller des nordens, gewesen, der ganz neue gesichtspuncte gefunden und die aufserordentliche bedeutung der Gesta Danorum in das glänzendste licht gestellt hat [1]. vielfach leidet Saxo noch heute unter den mehr als oberflächlichen versuchen, ihn für die Eddakritik nutzbar zu machen, und weil sich dafür so herzlich wenig ergibt, glaubt der germanist — zumal da er was lateinisch geschrieben, von vornherein für minder wertvoll hält, als was in der nationalsprache auf uns gekommen ist — ihn den folkloristen und anekdotenjägern anheimgeben zu dürfen. Peter Erasmus Müller sollte fürwahr auch den widerspenstigen achtung vor dem liederreichen buche abgenötigt haben; es hat jedoch den anschein, als würde der commentar noch weniger gelesen als das commentierte werk. es mag richtig sein, dass PEMüller die schwierigkeiten nicht mit der erforderlichen energie der forschung angefasst und für die totalbeurteilung des sagenbuches kaum eine feste formulierung gefunden hat. die folge war jedesfalls, dass man mit dem absonderlichen buche nichts rechtes anzufangen wuste und in dem gedanken, dass man sich auf ganz unsicherem boden befinde, engere berührung ablehnte. dank den ausgezeichneten quellenstudien Olriks wird das hoffentlich jetzt anders werden. ich bemerke von vornherein, dass wir eine leistung ersten ranges vor uns haben; mit allen hilfsmitteln der modernen historischen forschung ist O. tapfer und wagemutig drauf und dran gegangen, der sieg war ihm sicher und die beute hat gewis dem forscher selbst die schönste befriedigung gewährt. man glaubt sie wenigstens mitzuempfinden, wenn man sich von der saubern, klaren und festbestimmten schreibart des autors von ausblick zu ausblick forttragen lässt.

Und doch eins ist höchst seltsam, mir wenigstens sehr auffallend und als ernstes versäumnis beklagenswert. O. hat gearbeitet, ohne die mit der lateinischen sprache seines autors gegebene specifische stilform eindringend genug zu berücksichtigen. wären die lateinischen citate nicht, der leser könnte sich in die illusion versetzen, er habe es mit einem dänischen autor zu tun, der dänisch geschrieben habe: all die specifischen züge der 'latinitas' sind nicht zu gebührender würkung gekommen. ich

[[1] vgl. jetzt auch Ark. f. nord. filol. 13, 101 ff.]

kann mir nicht denken, dass O. diese sehr wichtige sache durch Stephanius oder PEMüller für erledigt angesehen haben sollte. wir kennen ja einige der stilmuster, aber lange nicht alle, und namentlich der stil der cantica und carmina bedürfte einer eingehenden, insbesondere auch die lateinische epik des 12 jhs. berücksichtigenden analyse. ich hege die befürchtung, dass noch nicht die letzten schranken fallen werden, die das gelehrte publicum von Saxo trennen. das wird erst geschehen, wenn seine latinität verständlich gemacht, wenn die stilistische technik des autors durchsichtig geworden sein wird. ich möchte auf diesem weg an den verehrten verf. die bitte richten, seine studien in dieser richtung zu ergänzen und dadurch seinen verdiensten um Saxo und die vaterländische geschichte die krone aufzusetzen. jeder einsichtige wird ja mit mir darin einig sein, dass gerade bei Saxo die stilgeschichtliche betrachtung in den vordergrund gerückt werden muss, dass ohne sie ein ausgiebiges verständnis seiner erzählungen nicht gewonnen werden kann.

Sehe ich von diesem allerdings schwer in die wagschale fallenden versäumnis ab, so bleibt nur rühmens- und dankenswertes. es sei denn noch ein zweiter punct, der mit dem bereits hervorgehobenen in causalbeziehung steht, den O. selbst berührt, aber leider nicht weit genug verfolgt hat. er erklärt nämlich am schluss des 2 heftes, dass auch er die ansicht habe, Saxos werk stehe in sehr viel weitergehnder abhängigkeit von der zeitgenössischen romantischen dichtung, als man insgemein annehme. O. deutet (s. 315) an, dass er an eine unmittelbare abhängigkeit Saxos von den englischen und normannischen historikern des 12 jhs. glaube. es ist eine entschiedene lücke, dass O. nicht auch diese beziehung consequent verfolgt und die damit zusammenhängenden schwierigkeiten nicht aus dem wege geräumt hat. so weit wie O. das verständnis gefördert hat, ist keiner vor ihm gekommen. aber wir müssen noch um eine tüchtige strecke weiter gelangen. das ist zu erreichen, wenn 1) die stilgeschichte, 2) die abhängigkeit von der geschichtsschreibung Englands untersucht sein wird. ehe das geschehen, werden wir die glänzenden ergebnisse O.s nicht ohne ein leises mistrauen hinnehmen, weil wir noch nicht übersehen, wie viel der stilform, wie viel der von O. wahrscheinlich unterschätzten einwürkung Englands zugehört. ich spreche mich hierüber deswegen so bestimmt aus, weil ich Saxo selbst auf meiner seite habe. er nennt zwei gewährsmänner, von denen er vermutlich in erster linie abhängig gewesen, denen er in der clientela Absalons nahe getreten ist. der eine ist der Isländer Arnoldus, der andre der Engländer Lucas. den einen, den Isländer, charakterisiert Saxo mit den worten : *habebat autem in clientela Absalon Arnoldum Tylensem, qui sive ingenii acumine sive coniecturarum sagacitate saepenumero futura, ad sua vel amicorum negotia pertinentia*

raro presagio deprehendebat; nec minus antiquitatis quam divinationis peritus sollerti historiarum narratione callebat. deutlich hebt sich hiervon die charakteristik des Engländers ab : *Tunc Lucas, Christofori scriba nationis Britannicae literis quidem tenuiter instructus sed historiarum sciencia apprime eruditus.* ich meine, es hätte sich auf grund solcher aussagen, die den wert von selbstzeugnissen haben, empfohlen, von vornherein die quellenuntersuchung auf eine allgemeine zweiteilung bezw. dreiteilung anzulegen, 1) isländischer, 2) englischer und schliefslich eventuell 3) dänischer einfluss. ich möchte sie nicht gerade einseitig nennen, weil die leistung an sich zu verdienstlich ist, aber ich betone, dass die arbeit mit der ausgezeichneten und gründlichen behandlung des isländischen einflusses — und die bietet O. in seinen beiden heften — noch lange nicht als erledigt gelten darf.

Es handelt sich nicht um quellenuntersuchung bei einem geschichtswerk, sondern um quellenuntersuchung bei einem sagenbuch. O. darf die ehre für sich beanspruchen, zum ersten mal mit vollkommen einwandfreier, echt historisch-philologischer methode die sehr schwierige arbeit übernommen zu haben, ein ganzes sagenbuch quellenmäfsig zu analysieren. die stoffgeschichte, die motivgeschichte wird in den Saxostudien O.s ein meisterwerk finden. seine grundanschauungen teile ich vollkommen. wenn er gelegentlich sagt: wie der archäologe die umformungen einer spange durch die culturperioden verfolgt, so ordne er die sagen in entwicklungsreihen, deren gliederung mit den allgemeinen culturperioden gegeben sei, deren leistungsfähigkeit abhänge von den schwankungen nationaler oder dichterischer spannkraft, so wüste ich in der tat nicht, wie man präciser die aufgabe des sagenforschers formulieren könnte. zu völliger klarheit ist O. gelangt in der übersicht über den sagenstoff insgesamt. er liegt vor uns wie ein in bunten farben schimmerndes blumenfeld. gewisse farben verraten lichtquellen, wie sie unter nordischem himmel nirgends möglich sind. wie die blumen, so sind die motive gewandert. andere sind bodenständig. feste merkmale, um die gewanderten neben den bodenständigen sagenmotiven zu erkennen, hat auch O. noch nicht gefunden. ich habe versucht, neue hilfsmittel hierfür anzugeben, indem ich ihn auf die litterarische stilgeschichte verwies. ich kann nicht damit einverstanden sein, wenn O. s. 307 ff die 'vandrende æventyrdigtning' an den namen des Engländers Lucas und die bodenständigen sagen an den des Isländers Arnold knüpft. es ist O. so gut bekannt wie mir selbst, dass die 'vandrende aventyrdigtning' vor Island nicht halt gemacht, dass in der isländischen sagalitteratur wandernde motive reichlich genug belegt sind, und umgekehrt wird man englischen einfluss nicht blofs vermuten, wo wandermotive sich bemerkbar machen. ich gebe ein beispiel. für einen so ausgezeichneten kenner der mittelalterlichen litteratur wie O.

hätte es nahe gelegen, einer einzelnen besonders wichtigen gattung der wandernden motive, den spielmannsmotiven (dh. wie wir jetzt vermuten dürfen, orientalischen romanmotiven), nachzugehn. was ich als spielmannsmotiv ansehe, behandelt O. als norröne sage. es geht nicht an, das brautwerbungsmotiv schlechtweg als ein norrönes zu bezeichnen, die brautfahrten Saxos nur auf die isländischen sögur und nicht auch auf die gleichzeitigen deutschen, französischen und bretonischen romane zu beziehen. ich meine erzählungen wie die folgende: *Interea rex Noruagiae Olauus adhuc celebs fruende claritatis pociendeque Danie cupidine instinctus quo facilius voti se compotem redderet, petitis Syrithe nupciis Sueticas partibus suis vires applicare curavit. Ne ergo Sueno duorum regum iunctis copiis geminum patrie latus incursandum preberet, perquam callido consilii genere usus, duos pervicacioris animi satellites subornavit, qui simulata damnacione Olauum supplices petiverunt. A quo exulum more indulgencius habiti, cum post aliquante familiaritatis usum proposito licencius utendum animadverterent, Suenonis vituperio Thyre commendacionem impensioribus verbis sociare ceperunt, quantum patris mores convicio, tantum filie speciem laudibus insecuti. Adeo falsum proscriptorum nomen complexi, mendacii noxam benivolencie simulacione texerunt. A quibus Olauus probabilis forme irritamento virginem petere persuasus, legacionem preces suas Suenoni porrecturam instruxit. Qua aditus Sueno petitas proco nupcias pollicetur. Quo nuncio Olauus ad summam usque gratulacionem evectus . . . Syritham colloquii simulacione celebriter accersitam, navigium conserendi secum sermonis gratia subintrare petivit. Cuius precibus regina, quo verecundie munimento tutior fieret, aliquandiu reluctata ad extremum imperio cessit. Igitur vix atque egre obtemperanti lignum pensilibus uncis subnixum pontis loco scandende puppis gracia sternitur. Quod cum regem aditura conscenderet, eodem per insidiosos subducto, preceps fluctibus obvoluta est. Nec contenti naute amplissimam maiestatem ultimo dedecore confudisse, quo clarius libidinosum ei animum exprobrarent, inflicti casus turpitudinem clamore sub hinnitus specie edito persecuti sunt* etc. (p. 502 ff). diese aus lauter 'spielmannsmotiven' zusammengesetzte brautentführung steht zwar im 10 buch und fällt aufserhalb der O.schen arbeit, entsprechendes findet sich aber auch in den frühern büchern. ich erinnere an die stelle im 9 buch (p. 451), wo *Regnerus commutata cum feminis veste, amice laneum opus explicanti muliebriter cultus astitit virgineoque operi rudes artificii manus callide ne proderetur, admovit; nocte vero votis virginem amplexatus indulsit. Cumque maturescente partu temerate pudicicie facinus tumidiore puellae gremio proderetur, incertus pater, cui se filia polluendam dedisset, ignoratum stupri auctorem ex ipsa maxime cognoscere perseveravit. Qua se neminem preter pedissequam lecti participem habuisse pertinacius affirmante rem regi cognoscendam mandavit.*

Ille insontem famulam inusitata criminacione notari non sustinens proprii sceleris professione aliene innocencie fidem facere non erubuit. Qua humanitate et muliebris calumnie partes reppulit et ne ridiculus rumor apud improbas aures sereretur, effecit. I 49 f bespricht O. die scene. er meint, sie erinnere an folkeviser und führt fort: 'en folkevise om dette æmne kendes nu ikke og har vel aldrig været til; dog minder den hele behandling i slående grad om vor visedigtning'; es folgen einige nachweise und die erörterung schliefst mit den worten: 'her er vi helt igennem på folkevisens grund'. wie unsicher O. in beurteilung dieses motivs gewesen ist, geht daraus hervor, dass er I 20 meint: 'Regnar lodbroks frille bondedatteren skal vi tilskrive danske overlevering [weil sie namenlos sei, was mit dem norrönen sagenstil nicht verträglich], medens hans tre navngivne hustruer ikke behøver at stamme sammestedsfra'; II 112 wird hinzugefügt: 'Som tredje mærke på sagnets oprindelse kan endnu påpeges dets slutning, at sönnen Ubbe roser sin moder, der har vundet ham en kongebåren fader, men dadler sin fader, der har skaffet ham så ussel en moder. I denne stærkt tilspidsede ytring af fødselsstolthed kender vi den samme adelsfølelse, som spiller så stor en rolle i Sakses danske sagn. Bondedattersagnet træder også frem som modstykke til det norske Kråkasagnet. De ligner hinanden for stærkt til at de kan have levet indenfor samme overlevering. Det håndgribeligste bevis for bondedatterens danske hjemstavn har vi dog i sönnen Ubbe som ingen uden den danske overlevering kendes ved'. gegen solche argumentation ist nichts einzuwenden als dass sie noch nicht weit genug geführt, bei dem nachweis einer dänischen quelle stehn geblieben ist und die frage nach der herkunft nicht aufgeworfen hat. es bedarf keiner belege dafür, dass wir es mit einem wandernden spielmannsmotiv zu tun haben; die folkeviser haben gerade die alten spielmannsmotive zu neuem leben erweckt, diese sind die gemeinsame quelle für Saxo wie für das volkslied. so glaube ich das gegenseitige verhältnis auffassen zu müssen. aus dem spielmannsrepertoir stammen die zauberschlösser (I 423 f) und ich brauche bei solcher annahme nicht zu bestreiten, dass Saxo im übrigen unter dem zwang isländischer erzählungsweise steht. in spielmannsmanier ist die drachenepisode (I 443 f), ausgeschmückt, ein spielmannsstückchen wie die übliche verkleidung als kaufleute ist jener *armatus exercitus simulata mercacione in urbem rhedis advectus* (I 456), spielmannsmäfsig sich die brautwerbungen (I 406. 415 uö.) eingeleitet. es ist nicht meine absicht, diese abhängigkeit Saxos von den spielmannsmotiven erschöpfend darzustellen, vielmehr den verf., von dem wir einen aufsatz über die spielleute haben [1], zu

[1] Middelalderens vandrende spillemænd i Norden og deres visesang in den Mindre afhandlinger udg. af det philolog. histor. samfund, Kb. 1887, s. 74 ff.

veranlassen, in dieser richtung seine Saxostudien zu vervollständigen. ich will auch an die bekannte tatsache erinnern, dass sich zu dem Isländer Arnold und dem Engländer Lucas als dritter im bunde gesellt jener sächsische spielmann, der *speciosissimi carminis contextu notissimam Grimilde erga fratres perfidiam de industria memorare adorsus famose fraudis exemplo similium ei metum ingenerare tentabat*. darin liegt von vornherein ein sehr deutlicher fingerzeig eines dritten, von O. nicht genügend beachteten stoffgebiets, das ich mit dem allgemeinen wort 'spielmannsmotive' am zweckmäfsigsten zu benennen glaube. sehr gut hat O. darauf hingewiesen, dass wir auch schon einwürkung des ritterwesens spüren; dass die allerweltsgeschichten dem dänischen autor zu ohren gekommen sind, hatte man schon aus der Zs. d. ver. f. volkskunde 2, 177 ff ersehen. die politischen erscheinungen und das patriotische interesse des geschichtschreibers sind nicht ohne einfluss auf die färbung der stoffe geblieben, auch in der verknüpfung der stoffe war ihm in Dänemark vorgearbeitet worden : so hat O. alle momente mit scharfem auge verfolgt, die für die entstehungsgeschichte dieser ganz einzigartigen Historia danica von belang gewesen sind. uns bleibt nur der wunsch, O. möchte seinem erwählten helden eine erschöpfende monographie widmen, die er allein zu schreiben vermag.

Die beiden vorliegenden hefte haben einen wichtigen teil der vorarbeiten erledigt. sie sind dem problem gewidmet, das sich fortwährend uns aufgedrängt, aber niemals eine gründliche und befriedigende lösung gefunden hat, der frage nach dem verhältnis Saxos zur isländischen sagalitteratur. O. hat jetzt dank seiner ausgezeichneten litteraturkenntnis mit bewundernswerter klarheit gezeigt, wie verfehlt es war, Saxo und die Isländer zu coordinieren und urformen zu construieren, als deren nationale sprossformen man die isländischen und die dänischen novellen zu betrachten gewohnt war. das ist falsch. eine schwere masse des bei Saxo aufgestapelten novellenstoffes ist isländisch-norwegischer import. nur ein bruchteil darf als einheimisches erzeugnis gelten. mit hilfe typologischer kriterien gelingt es O., eine in hohem grad befriedigende scheidung vorzunehmen. der erörterung dieser typologischen kriterien ist das erste heft: 'Forsøg på en tvedeling af kilderne til Sakses oldhistorie' gewidmet. in knapper darstellung führt O. die stoffe und stilarten der norrönen sagalitteratur vor, charakterisiert ihre eigenart und lässt auf diesem grunde die typen Saxos wie complementärfarben erscheinen. er weist, was stoff und stil betrifft, schlagende übereinstimmung zwischen Saxo und den sögur nach, indem er das kriegswesen, das übernatürliche, die götter, die riesen, die berserker, aber auch die liebenden und die blutsbrüder als typische figuren der norrönen litteratur entwickelt, die typischen züge bei Saxo belegt und mit recht den allein möglichen schluss zieht : folglich hat Saxo

unter mafsgebendem weitreichendem einfluss des sagastils gestanden. die sprache und die geographischen sowie geschichtlichen verhältnisse bestätigen die litterarhistorische stiluntersuchung. im zweiten, Ludwig Wimmer gewidmeten, heft wird die probe auf das ergebnis der stilkritik gemacht. der poetische charakter, der stilistische typus der einzelnen novellen erlaubte bereits eine allgemeine zweiteilung : norröne sagaer; danske sagn. Norröner herkunft sind : 1) Hadding, 2) Gram og Frode, 3) Hoder og Balder, 4) Frode den frøkne, 5) Fridlev den hvate, 6) Erik den målspage, 7) Frodes erobringer, 8) Erik ok Alrik, 9) Holmgangen på Samsø, 10) Fridlev, 11) Ole den frøkne, 12) Starkads ungdom, 13) Haldan bjærggram, 14) Harald hildetand, 15) Ømund, 16) Regner lodbrok, 17) Torkel adelfar, 18) Gave-Ræv (s. 1—137). als dänische stoffe betrachtet Olrik : 1) Dan, 2) Skjold, 3) Helge, 4) Rolv krake, 5) Rørik, 6) Ørvendel, 7) Amled, 8) Vermund og Uffe, 9) Huglek, 10) Hiden og Hogne, 11) Kong Frode, 12) Frodes død, 13) Hjarne, 14) Frode Fridlevssøns Sakserkampe, 15) Starkad og Ingild, 16) Starkads død, 17) Olav, 18) Siklingsagnene, 19) Haldan den stærke, 20) Iarmunrik, 21) Kong Snjo (s. 139—261). in einer flott geschriebenen schlussbetrachtung (s. 272—307) fasst O. das ergebnis seiner eindringenden gedankenarbeit zu einem lebhaften, mit glücklicher phantasie ausgemalten bilde zusammen. er war darauf aufmerksam geworden, dass alle von Saxo erwähnten norwegischen ortsnamen auf der norwegischen westküste liegen von dem Trondhjemsfjord bis nach Lindesnæs, und so meint er, an bord des schiffes, das Norwegens westküste entlang segelte, seien die sagen erzählt worden, die in Saxos geschichtswerk eine bleibende stätte gefunden haben. es ist richtig, dass viele seltsamkeiten sich verstehn lassen, wenn wir Saxos novellen als stilisierte schiffersagen betrachten, und dieses ihr wesen behalten sie auch, wenn sie nicht erst auf der fahrt an der norwegischen westküste dem sagenmann in den schrein des gedächtnisses gelegt worden sind. möge man immerhin von schiffersagen reden, nur vergesse man darüber nicht, dass ihre stilisierung ist, was uns zunächst beschäftigen muss.

Kiel. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Über das schwache präteritum des germanischen und verwante bildungen der schwestersprachen. eine sprachwissenschaftliche untersuchung von dr FRIEDRICH LORENTZ. Leipzig, KFKoehlers antiquarium, 1894. 79 ss. — 2 m.

L. hat kein neues princip für die erklärung des schwachen präteritums im germ. aufgestellt und auch kein altes einheitlich durchgeführt, sondern er ist der ansicht, der in den letzten jahren wol alle forscher zuneigten, dass im germ. ursprünglich

recht verschiedene bildungen im schwachen prät. gemeinsame form und flexion angenommen haben.

Der hauptteil der schwachen prät. ist nach L. durch zusammensetzung zu erklären usw. bei den denominativen durch zusammensetzung des instrumentals eines nomens mit dem augmentlosen aorist (dem 'injunctiv') von w. *dhē* (τίθημι). ebenso ist der griech. passivaorist auf -θην gebildet und ähnlich das latein. impf. auf *-bam* (von w. *bheu*). so sind bei den fem. *ā*-stämmen ohne weiteres vergleichbar ἐτιμά-θην, lat. *plantā-bam*, got. *salboda*, ahd. *salbōta*, ags. *sealfode*. bei den denom. von *ĕ*-st. liegt die zu erwartende form in gr. ἐ-φιλή-θην, lat. *claudē-bam* vor. bei den *i*- und *u*-denominativen muss *ī ū* sich zeigen, also lat. *mollī-bam*, *finī-bam*, attisch ἱδρῡ-θην (s. 30). in allen den ersten gliedern sucht L. instrumentale, die er in doppelformen ansetzt, denn 'dass *-m* bei der bildung des instr. eine gewisse rolle gespielt hat, ist jedesfalls nicht zu bestreiten' (s. 31). er setzt also als 'würklich lebendige instrumentalendungen' an: 'für die *ā*-stämme: *-ā -ām*; für die *o*-stämme: *-ō -ōm*, *-ē -ēm*; für die *i*- und *u*-stämme: *-ī -īm*, *-ū -ūm*'. L. glaubt auch die *m*-formen 'teilweise' nachweisen zu können. Il. 16, 756 steht δηρινθήτην (zu δῆρις, δηρίομαι). Wackernagel will dafür *δηρῑθήτην herstellen. L. fällt ihm in den arm. das sei nicht erlaubt. die form sei aus *δηρῑμ θην herzuleiten. derselbe fall in ἀρτύνθην zu ἀρτύνω, ἀχλύνθην zu ἀχλύω; zu νέμεσις könnte man nach ai. *rayyā* (zu *rayis*) einen instr. *νεμετι̯ᾱ voraussetzen; dazu *νεμετιᾱ-θην (hom. νεμεσσήθην), wonach leicht ein präs. νεμεσσάω hätte entstehn können. ebenso πελεκκάω zu πέλεκυς, so δηριάομαι zu δῆρις, μητιάω zu μῆτις. 'ich verkenne nicht, dass die zuletzt vorgetragene theorie unsicher, ja sehr unsicher ist' (s. 37). die gr. verba auf -όω erklärt L. daraus, dass in gewissen fällen bei den *e*-denom. neben dem präs. *-ei̯ō* ein prät. **-ōdhēm* stand mit dem *ō*-instrum. so sei ἐχολώθην die form, aus der erst χολόω (vgl. χόλος) hervorgegangen sei (s. 39).

Im germ. machen die denom. der *ā*-st. gar keine schwierigkeiten. die denom. der *e-o*-st. fielen aber in ihrer präsensflexion mit den denom. der *i*-stämme zusammen, weil aus **-ei̯ó* **-ii̯ó* werden muste und ebenso mit den causativen, weil auch **-éi̯ō* zu **-ii̯ō* werden muste. die causativa hatten aber schon idg. ein part. auf *-itó* gebildet. da aber neben dem präs. auf *-āi̯ō* ein part. *-āto* stand, wurde part. auf *-ĭto* auf alle präs. auf *-ii̯ō* übertragen. da weiter neben part. *-āto* prät. auf *-ā-dhām* lagen, war die folge, dass zu den part. auf *-ito* prät. auf *-i-dhām* entstanden und dass somit die alten bildungen *-ē-dhām* der *e-o*-st., *-ī-dhām* der *i*-stämme verdrängt wurden. 'diese neubildung des prät. der *e*- und *i*-denom. ist der wichtigste act der gesamten entwicklung der schwachen verba des

germ. denn von hier aus datiert der zusammenhang zwischen *dh*-prät. und *to*-part.' (s. 42). ich sperre diese worte, weil sie mir in der tat eine ebenso einfache als naheliegende wahrheit — auf welche trotzdem noch nicht bestimmt hingewiesen wurde, zu enthalten scheinen.

Dieser zusammenhang müsse vor der lautverschiebung entstanden sein. um das zu beweisen, verweist L. auf das prät. der primären *e*-verba, läuft in eine sackgasse hinein, stöfst überall an und schleppt seinen leser im kreise herum, sodass man unwillig wird. Sievers hätte nachgewiesen, dass die primären *ē*-verba ein prät. ohne mittelvocal gebildet haben; also **habđōn*, **libđōn*. diese müssen auf grund der part. **habđa*, **libda* entstanden sein, aus **khabhtó*, **liptó* (aber wie?). 'hierfür sollten wir aber **lifta* erwarten'. L. führt uns dann heraus mit der erklärung, dass das part. **libđa* für **lifta* nach prät. **libđōm* gebildet sei. dabei sehe ich nicht ein, was L. mit einer so merkwürdigen form wie **lib-dōm* anfängt. was ist darin *lib*-?? der hinweis auf lat. *vīsus* aus **vīd-tós* beweist und erklärt für eine zusammengesetzte bildung gar nichts. oder ist schon vorgerm. **lip-dhōm* mittelvocallos wegen **liptá* geworden? dann muss nach der lautverschiebung **lifta* durch **libđōm* zu **libda* geworden sein. einfach ist die sache gerade nicht. ich erlaube mir auf Jellineks anzeige der L.schen arbeit Zs. f. österr. gymn. 1895 (46 jahrg.) s. 625 hinzuweisen und auf die ausstellungen, die Jellinek wegen der in betracht kommenden verschiebungsacte macht. gegen Jellinek möchte ich nur hervorheben, dass *pdh* (**lipdhōm*) nicht assimiliert worden sein muss. Kurschat behauptet bekanntlich sehr nachdrücklich die existenz von *lipdams*, von *lipù* 'steige', *wer̃kdamas* von *werkiù* 'weine' (Litt. gramm. § 129a). — im got. und ahd. wurde das prät. ohne mittelvocal aufgegeben, es trat *-ē-dōm* ein. woher das *ē* eingefügt ist, sagt L. s. 45. aus **khabh-ēmi* entstand erst **khabhē-dhōm* für **khabh-dhōm*. gotisches *-aida* ist das product einer associativen bildung: *salbos* : *salboda* = *habais* (wo *ais* für L. wol = **ējizi* ist) : x; x = *habaida*. ich wäre mit der gleichung einverstanden, wenn L. wenigstens gleiches verglichen hätte: also *salbos* : *salbodes* = *habais* : *habaides*, was mir physiologisch richtiger zu sein scheint. — es folgen gute bemerkungen über das nebeneinander von *ō*- und *ē*-flexion von *o*-stämmen (s. 44 f).

L. fragt dann nach der *dhē*-bildung bei den consonantischen stämmen. ein ἐ-τελέσ-θην enthält keinen instrum. es ist eine analogiebildung : *τιμᾱ-ἰω, τιμᾱτός : ἐτιμά-θην konnte zu *τελεσ-ἰω, τελεστός nur ein ἐ-τελέσ-θην als proportionales glied ergeben. ähnliche bildungen kennt das germ. nicht. ein got. **kaupassa* im prät., dass L. s. 47 ansetzt, kann man, so viel ich sehe, nicht erwarten, weil der dental *dh* und nicht *t* war; **kaupassa* müste also aus part. **kaupassaz* stammen und von hier

auf das prät. übertragen, dann nach *ga-mosta* umgestaltet worden sein, als part. aber seinerseits sich verloren haben und durch *kaupatida-* ersetzt worden sein. die bemerkung L.s : 'wir sehen hieraus, dass die beziehungen zwischen *t*-part. und *dh*-prät. im got. nicht mehr so lebendig waren wie im urgerm.', tröstet uns nicht über alle schwierigkeiten hinweg. — das *-idom* der cons. st. erfolgte nach zusammenfall der prät. derselben mit denen der *e*-, *i*-stämme und der causativa.

L. kommt dann auf den *θην*-aorist der primären verba (s. 48). er erklärt ihn mit Wackernagel als eine neubildung, die von der 2 sg. med. des prät. ausgegangen ist. da *ἐδόθης* (ai. *ádithās*) mit *ἐτιμάθης* stimmt, bildete man auch *ἐδόθην* usw. aus dem germ. gehört zb. ags. *sellan*, *sealde* hierher. es muss wegen des *d* schon von altersher mittelvocallos gewesen sein. **saldōm* ist nach part. **salđa-* gebildet. neubildungen seien ags. *lezde*, *sette*. die verhältnisse von got. *taujan* : *tawida*; *stōjan* : *stauida* zeigen keinen alten ablaut, ihr schwaches prät. ist besser als germ. neubildung zu fassen (s. 49—52).

In den prät. von got. *briggan*, *bugjan*, *brūkjan*, *waurkjan*, *þagkjan*, *þugkjan*, *sokjan* (ags. *sóhte*, an. *sōtta*) liegt ein *-t* vor. diese prät. könnten nach analogie der part. entstanden sein, umgekehrt wie bei as. *libda* — *ge-libd*. aber einige formen seien anders zu erklären. Behaghel habe got. *mundēs*, ags. *woldes* mit ai. *á-mathās*, *á-vṛthās* identificiert dh. sie als 2 sg. impf. med. erkannt. diese erklärung könnte noch bei andern zutreffend sein. vielleicht liegen aber auch einige alte plusquamperfecte vor. got. *waurhtēs* könnte ein **[e]ue-uṛk-thēs* mit verlust der reduplication vorstellen. ebenso wären *þaurftēs*, *þuhtēs*, *bauhtēs*, *daurstēs* zu erklären. so kann auch got. *wissēs* ein **[e-]uit-thēs* widerspiegeln.

Von dem accent glaubt L. wegen des verhältnisses von *ga-fahrjan* : *fagrs* annehmen zu können, dass er im prät. auf der wurzelsilbe stand, denn nur so erklärt sich die tonlose spirans von *ga-fahrjan*. damit ist auch die möglichkeit gewonnen, got. *kunþa*, an. *unna* etc. zu erklären (s. 57). auch das verhältnis von got. *þahan* und ahd. *dagēn* kann gedeutet werden.

Also das griech. und germ. haben ein prät. mit *dhē*, das lat. mit *bheu*. L. zieht auch das gewohnheitsimperfectum des litauischen herbei, dessen endung *-davau* ist. 'von diesem ist mir nur das *d* klar, welches sicher in etymologischem zusammenhang mit dem *θ* des griech., dem *đ* des germ. steht und ein überbleibsel der w. *dhē* ist' (s. 60). in der sache mag L. recht haben, aber der angeführte satz ist unglücklich ausgefallen, denn solange nicht die ganze form erklärt ist, ist nichts sicher. die slavischen sprachen zeigen im impf. mit **ēsom*, **ēses*, **ēset* etc. zusammengesetzte formen.' L. übersieht auch die spuren ähnlicher bildungen im ai. nicht.

Nach einer untersuchung über die syntaktische bedeutung des instrum. kommt L. (s. 74) zu der ansicht, dass die denom. verba einen periphrastischen aorist uzw. die transitiven mit **dhēm*, die intrans. mit **bhuām* bildeten. neben **bheu̯* konnte auch **ēs* verwendet werden. dies liegt im slav. vor.

Zum schlusse erst will ich über L.s meinungen, soweit sie die endsilben betreffen, referieren. er meint, dass neben injunct. **dhēm* von der *ā*-erweiterung *dh-ā* ein **dhām* existierte. die endungen eines contaminierten schemas **dhām*, **dhēs*, **dhēt* reichen für die german. sprachen aus. ich möchte nur auf die entsprechende mischung von *ā*- und *ē*-formen in lat. fut. *legam*, *ēs*, *et* hinweisen. die alemannischen endungen des plur. enthalten die *ā*-formen, welche vom sing. stammen. die formen des westgerm. und nord., die man unter germ. *-uma*, *-udi*, *-unþ* vereinigen könne, seien aus **dh-m̥mo*, **dh-n̥t* zu begreifen, wobei die 2 plur. analogiebildung sei. die plural- und dualformen des got. können nach Kögel erklärt werden (s. 20). mit den bildungen auf *-dhēm* fiel in seinen geschicken **éyēm*, ai. *ayām*, got. *iddja*, ags. *eóde* zusammen (s. 15).

Das wäre so ungefähr der inhalt von L.s buche. mein referat lässt hoffentlich erkennen, dass wir es mit keiner schülerhaften oder unwichtigen schrift zu tun haben. so sicher es ist, dass L. nicht das glück hatte, einen neuen sichern ausgangspunct zu finden, um dem alten rätsel endlich beizukommen, so sicher ist anderseits, dass er mit sehr viel geschick und kritik die bereits früher geäufserten gedanken in ein schema gebracht hat, das sich sehen lassen kann. die arbeit hat einen vorzug, man kann sie nicht widerlegen, und einen mangel, man braucht sie nicht zu glauben. doch das gilt ja von so vielen unserer arbeiten, die sich an der grenze der überlieferung bewegen. dass die für L. so wichtige frage der bildung des instrum. gerade in fluss ist, mahnt zur doppelten vorsicht. es ist aber anzuerkennen, dass auch in dieser frage L. besonnenheit an den tag gelegt hat.

Einen erfreulichen eindruck wird jeder leser behalten : dass die sprachwissenschaft wider einen neuen begabten mitarbeiter gewonnen hat, der nur etwas glück braucht, um die wissenschaft wesentlich zu bereichern. die vorliegende schrift lässt von dem verf. das beste erhoffen.

Wien, ostern 1896. R. Meringer.

Histoire de la langue allemande par Henri Lichtenberger, docteur ès lettres, maître de conférences à la faculté des lettres de Nancy. Paris, A. Laisney, 1895. xiv und 479 ss. 8°.

Der verfasser hat seinen landsleuten, welche die deutsche sprache studieren und lehren, ein kurz gefasstes handbuch der historischen grammatik geben wollen. denn wenn auch der deutsche unterricht in den französischen schulen sich auf die

lebende sprache beschränken müsse, so sei es doch nützlich, dass der lehrer die geschichte der sprache kenne und mit der methode der historischen grammatik vertraut sei. auf das hochdeutsche und auf die änderungen, die in der nhd. schriftsprache zur anerkennung gekommen sind, ist daher seine betrachtung wesentlich beschränkt. die naturwüchsige vielgestaltigkeit der mundarten bleibt bei seite; vorgänge, die in die germanische und idg. zeit zurückreichen, werden nur behandelt, soweit sie deutliche, eine erklärung heischende spuren im hd. zurückgelassen haben (ablaut, erste lautverschiebung). auf eine erörterung ungelöster probleme lässt sich der verf. nicht ein; ja er hat nicht einmal litterarische verweisungen für das einzelne hinzugefügt. denn es lag weder in seiner absicht ein gelehrtes buch zu geben, noch die wissenschaft unmittelbar zu fördern; sein ziel war nur, die wichtigsten und sichern ergebnisse der wissenschaft übersichtlich und leicht verständlich zusammenzufassen. ich glaube, dass der verf. diese seine aufgabe vortrefflich gelöst hat, obschon ich seine ansicht, zum verständnis des buches genüge schon die praktische kenntnis der lebenden sprache und der elementargrammatik, nicht gerade teilen kann.

In dem ersten abschnitt, der die befähigung des verfassers zu lichtvoller anordnung und durchsichtiger darstellung am vorteilhaftesten zeigt, gibt er eine kurze geschichte der deutschen sprache; darauf folgen in drei capiteln lautlehre, morphologie und flexion. die morphologie ist am kürzesten behandelt; der verf. beschränkt sich auf die noch lebenden suffixe, also auf die ableitungssilben, die auch in der elementargrammatik behandelt zu werden pflegen; eingehender sind die laute und flexionen behandelt, die syntax fehlt, wie leicht begreiflich, ganz. — zur erörterung wissenschaftlicher fragen bietet das buch keinen anlass; doch wird es dem verf. vielleicht nicht unerwünscht sein, wenn ich einige stellen, die mir der änderung bedürftig erscheinen, hier anführe. — s. 170 (vgl. s. 216). dass das gesetz des umlauts die flexion *der name, des nämen*, *wir fahren*, *ihr fähret* verlange, kann man nicht behaupten; die endungen *-in*, *-it* kommen in diesen formen freilich im ahd. vor, aber das gewöhnliche ist *-en*, *-et*. — s. 176. 'ahd. *beri* = *beer*', l. '*beere*'. — das *ä* in *färse* ist umlaut von *a*, nicht *ë*. — dass in wörtern wie *dämmern, käfer*, *gebären*, *schädel*, *spähen* *ë* ein besonders offner laut gewesen sei 'un son particulièrement ouvert', ist nicht anzunehmen; *ë* war in ihnen nicht offner als in andern, wo wir *e* schreiben. — s. 184. germ. $\bar{e}^2$ ist nach den untersuchungen von Franck und Mackel als offner laut anzusehen. — s. 190. *ā* in md. *vorkārt, gelārt* entsteht nicht durch lautentwicklung aus *ē*, sondern durch falsche analogiebildung. — s. 195. ein optativ *hälfe* st. *hülfe* kann als eine correcte form der nhd. schriftsprache nicht angesehen werden. — s. 221. der umlaut im plur. *bäume* beruht

auf analogiebildung. — s. 225. 244. neben dem labialen und dentalen nasal ist auch der gutturale zu erwähnen. — germ. *ʒ* ist als stimmhaftes *ch* zu bezeichnen, keineswegs als ein laut, 'qui tient le milieu entre le *j* de *joch* et le *ch* de *ich*'. — s. 232. germ. *ƀ*, *đ* sind im got. nicht allgemein zu *b*, *d* geworden. — s. 244. die mundartliche, mit der allgemein giltigen schreibweise übereinstimmende aussprache von anl. *sp*, *st* ist sicher nicht eine folge der orthographie. — s. 250. dass ahd. *guollich* nicht aus *guotlich* entstanden ist, hat Kögel gezeigt. — s. 262. die letzte silbe in mhd. *trúobisál* ist kurz, die angegebene regel unrichtig. — s. 272. die angaben über die nhd. dehnung und ihren zusammenhang mit der accentuationsweise bedürfen der revision. — s. 285. die endung *-er* hat in den nom. ag. nicht dadurch allgemeine geltung gewonnen, dass im kampf der beiden formen *-âri* und *-ari* die erstere unterlegen ist, sondern dadurch, dass die reduction des vocales in der unbetonten silbe beide formen hat zusammenfallen lassen. — s. 287. ein deminutiv-suffix ahd. *-îni* neben *-în* gibt es nicht. — s. 288. g. *þiudinassus* ist nicht als ableitung von *þiuda* 'volk', sondern von *þiudans* 'könig' anzusehn, und der stamm von *þiuda* ist nicht *þiuden-*, sondern *þiudô-*. — s. 293. der umlaut in nhd. *höckericht* ist nicht durch die ableitungssilbe hervorgerufen, auch das stammwort *höcker* hat ihn. — s. 309. *hundeloch* gehört zu den uneigentlichen zusammensetzungen (composés syntactiques s. 307). — s. 327. *wind*, *schild*, *wirt* sind nicht alte *i*-stämme. — s. 335. als die correcten formen der nhd. schriftsprache sind *der schatten*, *des schattens*, nicht *der schatte*, *des schatten* anzusehen. — dass man in verbindungen wie *buoz tuon*, *einstunt*, *ander wis* etc. *buoz*, *stunt*, *wis* als die alten regelmäfsig entwickelten nominativformen anzusehen habe, ist mir nicht glaublich. — s. 342. ein germ. dat. *-ewi* in der *u*-declination ist nicht wahrscheinlich. — *auf handen* ist keine übliche nhd. verbindung, wol *zu handen*. — s. 348. ein schwach flectiertes *flecke* erkennt die nhd. schriftsprache nicht mehr an, nur *fleck* und *flecken* (beide stark). — s. 357. ahd. *hêręro*, *jungiro*, *furịsto*, *eltiron* können nicht als beispiele für die schwache flexion substantivierter adjectiva dienen; sie flectieren schwach als comparative und superlative. — s. 364. ahd. *fordaro*, *hintaro* etc. gehören nicht zu den gewöhnlichen comparativen; diese sind mit *s*-suffix, jene mit *r*-suffix gebildet. — s. 370. dass *dëro* mit wechselndem accent gesprochen und infolgedessen das *o* in der canzleisprache erhalten sei, glaube ich nicht. — s. 395. das prät. *boll* gehört der jetzigen schriftsprache nicht mehr an, obschon es Grimm an einer bekannten stelle braucht. — s. 401. von *scheren* bildet man im nhd. nicht bisweilen (parfois) *du scherst*, *er schert* (st. *schierst*, *schiert*), sondern regelmäfsig. — s. 402. *du bratest* ohne umlaut ist in der jetzigen sprache kaum üblicher, jedesfalls nicht empfehlens-

werter als *du laufst*; dagegen ganz ungewöhnlich ein umgelautetes *du mählst*. — s. 412. eine 2 sg. imp. *geschehe* gibt es nicht.

Bonn, den 23 sept. 1896. W. Wilmanns.

New High German, a comparative study by Will. Winstone Valentine, edited by A. H. Keane B. A. i : Phonology and morphology. xiv und 456 ss.; ii : Syntax. ix und 444 ss. London, Isbister & Co., 1894. — 30 sh.

Keane hat auf bitten der familie des 1885 verstorbenen amerikanischen gelehrten Valentine dessen hinterlassenes werk über die deutsche sprache nachgesehen und zum druck befördert. er vermutet, dass V. wol beabsichtigt habe, das werk in einem noch umfassenderen sprachvergleichenden rahmen auszuarbeiten, meint aber mit recht, dass es auch so nicht den eindruck eines torsos, sondern eines abgeschlossenen ganzen mache. einzelne lücken waren freilich vorhanden, die er ausgefüllt hat. auch einige gröfsere zusätze rühren von Keane her, ein cap. über die neuere orthographie und eins über die wortstellung am schlusse des 2 bandes, die beide alles lobes würdig sind. auf einen dritten kommen wir zurück. wenn man indessen die breite art der behandlung erwägt, in der sich V. unter häufigen, drei- bis vierfachen widerholungen ergeht, so gewinnt man den eindruck, dass vieles doch beträchtlich wäre vereinfacht worden, wenn V. selbst die letzte hand ans werk hätte legen können. manchmal meint man geradezu nur verschiedene redactionsversuche vor sich zu haben. freilich hätte daran ein herausgeber schwer etwas ändern können.

Im 1 teil erhalten wir die laut- und formenlehre nebst einer wortbildungslehre mit ziemlich ratloser einteilung; im 2 die syntax, dh. abhandlungen über subject und prädicat, über die arten der sätze, den gebrauch und die fügung der einzelnen wortclassen, die casus und das schon erwähnte cap. über die wortstellung in coordinierten und subordinierten sätzen.

V. will ein ausführliches lehrbuch für die praktische, zugleich aber auch für die wissenschaftliche kenntnis der nhd. schriftsprache schaffen. er zieht überall das got., sowie die ältern westgerm. sprachen, insbesondere das ältere deutsch heran, vielfach vergleicht er auch andere idg. sprachen. trotzdem ist sein eigentliches interesse nicht auf die historische grammatik, sondern auf das logische erfassen und die rubricierung der spracherscheinungen gerichtet. er fufst weniger als er wol selbst glaubte auf JGrimm, und vielfach liegt sein standpunct der grammaire raisonnée näher als diesem. darum darf sich diese Zs. der pflicht einer eingehnderen besprechung für überhoben erachten. zur kennzeichnung sei nur, in etwas gekürzter gestalt, § 197 des 1 bandes angeführt. 'Pure phonetic variation shows

itself in comparing different languages, families of languages, dialects etc. thus sanskrit *a* is represented in gotic by *a*, *i*, *u*, o. h. g. [di. old high german] *a*, *i*, *u*. sanskrit *d* is represented by greek *δ*, gothic *t*, o. h. g. *z*, *zz*. it may be (a) historical; comp. gr. *ποῦς*, got. *fotus*, o. h. g. *vuoz*; (b) dialectic : comp. doric *κώρα*, ionic *κούρη*, attic *κόρη*; (c) written or graphic, when the controlling literary language has two or more fluctuating forms, as : *trotz* and *trutz*, *athem* and *odem* etc.; (d) a written form may be variously expressed in different districts: comp. the written *berg* with the sound variations *berk*, *berch* etc. it may be grammatical, ie. the organic form is disturbed by special grammatical forms. here belong most of the euphonic laws of sanskrit and greek. comp. m. h. g. *steln*, *born* [!] with the organic *stelen*, *beren*. a sonant sometimes shifts to a surd: *leiden*, *er litt*; a spirant to a guttural : *ziehen*, *er zog*. in German all simple consonants may be doubled except *w*, *j* and sonant (soft) *s*.' dem sei noch hinzugefügt, dass s. 147 als ausnahme der regel 'weiblich sind die bildungen auf *-schaft*' *das petschaft* — selbstverständlich nicht aus unkenntnis der etymologie — angeführt wird. so unhistorisch ist aber V. trotz allem nicht, dass man ihn für die in dem buche beliebte einteilung der ablautenden verba verantwortlich machen dürfte. sie vereinigt zb. *dreschen*, *drosch* und *heben*, *hob* in einer classe, ferner *lügen*, *log*; *rächen*, *roch*; *erlöschen*, *erlosch*; *ersäufen* [!], *ersoff*; *gähren*, *gohr*, wegen des 'umlauts' in der wurzel. Keane berichtet uns (i 256) : 'the author acknowledges his indebtness in this arrangement to prof. AHKeanes 'The true theory of german declension and conjugation' kindly sent to the author by his distinguished scholar and in which the classification is based upon the inf. vowel', und hat sich, wie aus der vorrede hervorgeht, darnach für berechtigt gehalten, diese seine 'true theory' — an stelle einer andern ausarbeitung V.s? — in das buch einzuführen. ich möchte indessen, wie gesagt, bezweifeln, dass es richtig ist, wenn er meint 'das cap. würde wahrscheinlich die gestalt gewonnen haben, in der es jetzt dasteht, wenn V. lange genug gelebt hätte, um sein werk für die veröffentlichung fertig zu machen'.

Was wir an diesem werk vor allem rühmend hervorzuheben haben, ist die geradezu erstaunliche kenntnis des deutschen, die sich V. angeeignet hat. er beherscht nicht nur die schriftsprache und die gebildete unterhaltungssprache vollkommen, sondern kennt auch die mundartlichen eigentümlichkeiten, die hier und da in die schriftsprache eindringen oder auch in der unterhaltungssprache selbst weniger gebildeter kreise gelten. er verfolgt mit selbständigem urteil und fast nie fehlender sicherheit — wenn es öfters anders scheint, so sind nur druckfehler daran schuld — den sprachgebrauch bis in alle einzelheiten, und es lässt sich kaum eine irgendwie wichtigere eigentümlichkeit auf-

spüren, die nicht zur behandlung gekommen wäre. seine belege beruhen auf dieser vorzüglichen kenntnis der lebenden sprache, sowie auf einer umfassenden lectüre der ältern und jüngern nhd. litteratur. dadurch gewinnt sein buch auch für deutsche benutzer wert, zumal wenn der sprachgebrauch in dem neuen lichte einer fremdsprachlichen auffassung erscheint. der englische benutzer kann natürlich durch das studium eines so inhaltreichen buches aufserordentlich viel lernen und nicht nur für den nächsten zweck, sondern nebenbei wird ihm auch reichlich gelegenheit zur wissenschaftlichen betrachtung der eigenen sprache geboten. aber das buch verlangt eben auch ein sehr eindringliches studium, und da ist es denn doch in anschlag zu bringen, dass der standpunct nicht immer richtig gewählt ist und die ergebnisse der sprachwissenschaftlichen forschung der letzten jahrzehnte, man kann sagen der letzten 50 jahre, sowol was die veränderten grundanschauungen als auch was zahllose einzelheiten betrifft, nahezu gar keinen eingang in das werk gefunden haben. V. war ganz vorzüglich ausgerüstet, eine praktische deutsche grammatik für Engländer zu schreiben, nicht aber sie zugleich historisch-vergleichend zu gestalten, so viel lehrreiches sein buch auch über den rein praktischen standpunct hinaus enthält. leider sind auch die druckfehler in den formen und belegen so zahlreich, dass der praktische wert davon nicht unberührt bleibt.

Bonn, juli 1895. J. Franck.

Deutsches wörterbuch von Moriz Heyne. Leipzig, SHirzel, 1890—1895. 3 bde. xiv u. 1282. 1238. 1463 spp. gr. 8°. — 30 m.

Der prospect dieses neuen wörterbuches und der erste halbband, der ihm auf dem fufse folgte, brachten den fachgenossen und dem weitern kreise der freunde unseres sprachtums eine überraschung, die nicht überall als reine freude empfunden wurde. der rüstigste unter den fortsetzern des grofsen Deutschen wörterbuchs erschien zu einer zeit, wo die sorge um die fertigstellung dieses nationalen werkes keineswegs beseitigt war, mit einem eigenen unternehmen auf dem plan, und die befürchtung lag nahe, das kind, das seinen namen trägt, werde ihn der anspruchsvollen adlichen stieftochter entfremden. ich selbst habe mich gegen diese stimmung wehren müssen — sie schwand vor der freude an dem reichtum gleich des ersten halbbandes. seit nun bald einem menschenalter ist MHeyne mitarbeiter des Grimmschen wörterbuches; er hat langgehegte litterarische pläne, besonders antiquarischer richtung, immer wider hinausgeschoben, um sich nicht von der lexikalischen arbeit abziehen zu lassen. aber sollte er nun auch auf eine verwertung des reichen sprachgeschichtlichen materials verzichten, das sich ihm in jahrzehnten neben der pflichtarbeit wie von selbst anhäufte? sollte er sich die freude der mitteilung und uns die bekanntschaft unzählicher wort-

biographien vorenthalten, blofs weil ihm sein anteil an dem grofsen werke eine gebundene marschroute wies? nur wer sich einer solchen entsagung selbst fähig weifs, darf das hervortreten dieses neuen wörterbuchs bekritteln.

Über seine nützlichkeit, ja notwendigkeit kann ein zweifel nicht bestehn : der erfolg hat sie bestätigt und wird sie weiter bestätigen. dass das Grimmsche wörterbuch dem zwecke, ein haus- und familienbuch für weite kreise der nation zu werden, von vorn herein nicht recht entsprach und dass es ihm mehr und mehr untreu geworden ist, werden diejenigen am wenigsten leugnen, die den gesteigerten reichtum der spätern bände dankbar hinnehmen. an die hoffnungen, die dort unerfüllt geblieben sind, knüpft das eigene unternehmen Heynes an, ein werk aus einem gusse, das nur von einem arbeitsfrohen altmeister der lexikographie in so wenigen jahren zu ende geführt werden konnte.

Dass und warum H. mit diesem wörterbuch dem weiten kreise der gebildeten mehr und das gebotene in ansprechenderer form bietet als einer seiner vorgänger, braucht an dieser stelle nicht erörtert zu werden. dass es für uns, die fachgenossen, keines der bücher überflüssig macht, die bisher unser schreibtisch tragen muste, füg ich alsbald hinzu. ich bedaure das nur in bezug auf Weigand, für den sich überdies sobald kein neuer bearbeiter finden wird : ich meine, es wäre H. ohne wesentlichen mehraufwand von raum möglich gewesen, die mundartlichen nachweise und die altersbestimmungen, die den hauptwert dieses trefflichen buches ausmachen, zahlreicher zu bringen, als er es für gut befunden hat. auch mit der behandlung der fremdwörter bin ich nicht recht einverstanden : dass wörter wie *artillerie, cavalier, montur* fehlen, die doch in unserer sprache bereits eine geschichte haben, halt ich unbedingt für einen mangel. ganz vortrefflich aber scheint mir die auswahl der schrifsteller, vor allem derjenigen, welche die sprache der gegenwart und der jüngsten vergangenheit repräsentieren. sie ist so wolerwogen, dass es mir schwer fällt, hier ausstellungen zu machen : es ist eine freude, spalte für spalte neben den classikern die schönen belege aus Keller und Heyse, Freytag und Ranke, Bismarck und Treitschke zu finden, und auch an der öftern begegnung mit dem exercier-reglement für die infanterie werden hoffentlich nicht nur die alten soldaten ihre freude haben. JGotthelf und Rosegger dürften vielleicht etwas seltener auftreten : ich schätze sie beide, glaube aber nicht, dass sie in unserer schriftsprache erkennbare spuren hinterlassen werden. entschieden zu kurz kommt die sprache der land- und volkswirtschaft, was ich an vielen beispielen erläutern könnte. — von grofser schärfe und übersichtlichkeit ist der druck, und hier gilt unser dank neben dem verfasser und dem verleger, die auch das weislich bedacht haben, vor allem der Hirschfeldschen druckerei, deren name mit der deutschen

lexikographie nun bald ein halbes jahrhundert verknüpft sein wird. dass das quellenverzeichnis vor dem 2 bande steht, wo man es am wenigsten sucht, ist eine unbequemlichkeit, der der verleger wol noch nachträglich abhelfen könnte.

Heynes werk gibt neben knappen umschreibungen vorwiegend geordnete belege : es lässt uns die geschichte der wörter aus jenen herauslesen, ohne sie uns aufzudrängen. in dieser zurückhaltung seh ich einen wesentlichen vorzug, denn ein deutsches wörterbuch ist für denkende leser bestimmt. die geschichte der wortform und die etymologie treten zurück, ohne vernachlässigt zu werden. ob das freilich allgemein anerkannt werden wird? unsere 'gebildeten', soweit sie sich für sprachliche fragen interessieren, sind noch immer von dem wahne beherscht, als ob die etymologie den untrüglichen schlüssel für die bedeutungsentwicklung gebe, und das ganz eminente geschick, mit welchem Kluge in seinem Etymologischen wörterbuch auf knappstem raume eine fülle von aufschlüssen und aussichten zu bringen weifs, hat diesen irrtum noch wesentlich gefördert. aber zwischen der schaffung einer wortform und ihrem ersten hervortreten ligt doch in unzähligen fällen ein zeitraum, gegen den ihre ganze litterarisch bezeugte geschichte verschwindend klein ist. unser wissenschaftliches rüstzeug ist stark und fein genug, um die nerven der bedeutungsgeschichte an dem historischen sprachkörper blofszulegen, aber um darüber hinaufzusteigen zu den wertverschiebungen der fernsten urzeit, dazu bedarf es nicht nur der beständigen, eindringenden rücksicht auf die vorzeitlichen culturzustände, sondern auch einer auf allen historisch nachweisbaren bedeutungsübergängen aufgebauten, rein empirischen lehre vom bedeutungswandel. und trotz alledem werden fälle genug übrig bleiben, wo die etymologie eine wertlose spielerei bleibt. nehmen wir einmal ein wort heraus wie *bemme* 'brotschnitte'. es ist als *bamme* seit dem 17 jh. bezeugt, und H. nimmt die ableitung JGrimms aus einem griech. *βάμμα*, *ἔμβαμμα* wider auf — ich weifs wol, dass man sich über sie moquiert hat — und erklärt es aus der schulsprache der humanistenzeit. wir erhalten so ein kleines culturbild, aus dem das wort verständlich wird : die schüler, welche die mitgebrachten brotschnitte in die gemeinsame tunke stecken und so eine lieblingsspeise der alten zeit, das 'begossen brot', herstellen. die etymologie sucht das spät bezeugte wort aus zuständen der nächst vorausgehnden zeit zu begreifen, sie hat den wert einer wissenschaftlichen hypothese. überzeugt bin ich nicht davon, aber der artikel *bemme* bei Kluge erscheint mir daneben als der reine firlefanz : hier wird das wort zu dial. *bammen* 'essen' gestellt, 'das got. **bazmôn* sein könnte und vielleicht mit sskr. wz. *bhas* 'kauen' verwant ist'. das verbum *bammen* (noch später bezeugt als *bamme, bemme*) bedeutet gerade ein essen, bei dem das kauen keine rolle spielt : 'naschen' oder 'ganz hinunteressen',

man könnte es allenfalls für eine ableitung des subst. nehmen; da es aber ein mitteldeutsches wort ist, so ligt die zurückführung auf **bamben* nahe, und diese scheint durch schweizerisch *bampen* bestätigt zu werden. in jedem falle hellt die beziehung zu vb. *bammen* nichts auf, und die zu wz. *bhas* schwebt ganz in der luft.

Gegen H.s eigene etymologien lassen sich vom standpunct der lautgeschichte nicht selten einwendungen erheben. aber einen grofsen vorzug hat H. entschieden den meisten etymologen voraus: dass er die äufsern bedingungen, aus denen heraus eine wortbildung, wortentlehnung, wortbedeutung sich erklärt, beständig im auge behält: ich erinnere nur an seine artikel *mischen* und *murmeln* und zahlreiche andere hier und im DWb. in der für den lexikographen unentbehrlichen kenntnis der materiellen cultur unserer altvordern hat es H. seit WWackernagel keiner gleich getan. freilich, wo er sich auf das prähistorische gebiet hinauswagt, vermag ich ihm nicht immer zu folgen, und im angesicht eines beispiels wie des folgenden kann ich ihm den vorwurf, aus bedeutungsdifferenzen einer spätern zeit zu bereitwillig auf älteste zustände geschlossen zu haben, nicht ersparen. ich meine den artikel *bier*, dessen knappe ausführungen, abgesehen von der bedenklichen erneuerung der etymologie < lat. *bibere*, entschieden etwas bestechendes haben. das *bier*, meint H., sei ein fremder trank, der mit der kenntnis des hopfens aus den gallischen klöstern zu uns kam und von diesem unzertrennlich war. das deutsche nationalgetränk war das *alo*. 'erst seit nachweislich dem 8/9 jh.' komme das wort für 'bier' auf. ja, was haben wir denn für quellen, um frühere belege zu fordern? ich fürchte, dass diese ganze biergeschichte sich auf der neuenglischen scheidung von *beer* (gehopftem) und *ale* (ungehopftem bier) aufbaut, und halte die frage für interessant genug, um ihr etwas näher zu treten. dass 'bier' ein 'mit bitterstoff versetztes getränk' bedeute, wird nirgends in der altgerm. sprachenwelt bezeugt. im gegenteil: die Angelsachsen verwenden es mit vorliebe zur widergabe des lat. 'ydromel' und 'mulsum', bezeichnen also damit einen honigmet, vgl. Bosworth-Toller s. v. und Aelfrics glossar ed. Zupitza 315, 14. 15: 'cervisa vel celea' — *ealu*. 'ydromellum vel mulsum' — *béor*. es war also mindestens im 10 jh. von dem modernen unterschied, den H. dem 8 jh. zuweisen will, in England nichts vorhanden. und weiter: weder das altenglische noch das mittelenglische kennen ein wort für hopfen, und Skeat Etym. dict. s. v. *hop*, der nur belege des 16 und 17 jhs. bietet, führt aus Haydn Dict. of dates an: 'introduced from the Netherlands into England about 1524'. es scheint sich da um eine ganz bekannte tatsache zu handeln, denn auch Hehn Culturpflanzen und haustiere[5] 388 weifs, dass der hopfen erst unter Heinrich viii in England zur bierbereitung verwendet worden ist. — ein unterschied lässt sich freilich beobachten: wie im Beowulf, so kommen

auch sonst in der ags. poesie beide bierarten nebeneinander vor, aber nur von der einen, scheint es, wird man trunken: *béore druncen* Beow. 480. 531; man schlage Grein und Bosworth-Toller s. vv. *ealu* und *béor* nach: alle fälle von trunkenheit fallen dem 'bier' zur last! der norden bestätigt dies wenigstens insoweit, als *bjórr* der vornehmere und zugleich der stärkere trank ist: Alv. 35 sagt der kundige zwerg: *ǫl heitir með mǫnnum, en með ásum bjórr*, und Völkv. 28 wird Bǫdvild durch einen biertrunk (*bjóri*) betäubt. die Völundarkviđa aber ist eines der ältesten eddischen gedichte, sie ist vielleicht älter als alle nachweise für den deutschen hopfenbau! ich vermute nun, was ich leider ohne genauere kenntnis der betr. vorgänge nicht näher ausführen kann, dass es sich bei 'ale' und 'bier' in erster linie um einen unterschied im gärungszustand handelt: ob schlechthin 'ungegoren' und 'gegoren', oder besser: 'obergärig' und 'untergärig', oder wie sonst, das mögen kundigere entscheiden. mit der vervollkommnung der gärungstechnik sank das 'ale' zum haustrank herab, und sein name schwand bei uns zu lande schon frühzeitig. aber dass ein uralter, o. zw. ein gemeingermanischer unterschied vorligt, das scheint auch die etymologie von *bier* zu bestätigen, welche Möller Zs. f. vgl. sprf. 24, 427 f entwickelt hat: **beuram* mit epenthese < *bervom* zu lat. *fervere*; sie empfiehlt sich vor allem auch, weil sie die verbindung einerseits mit *briuwen*, anderseits mit *berme, barme*, ae. *beorma* 'fermentum', 'bierhefe', ermöglicht.

Es hat wenig sinn, einem werke wie diesem gegenüber einzelausstellungen zu häufen. aber ich benutze gern die gelegenheit, zu einigen fragen der wortbedeutung und etymologie stellung zu nehmen, die mir die artikel dieses buches nahe gelegt oder aufs neue geweckt haben. unter *befehlen* scheint H., wenn er 'die sinnliche bedeutung des einschliefsens' in den vordergrund stellt, der erkenntnis nahe, welche die bedeutungen 'mandare' und 'sepelire' vermittelt: der erstern ligt ein rechtssymbolischer act zu grunde, wie er ua. RA. 139 bezeugt wird; das bergen der hände in der umschliefsenden hand des herrn, das 'sich anbefehlen', war gewis nicht auf die huldigung nach lehnrecht beschränkt. der oft belegte ausdruck *bevelhen bî der hende* (zb. *den sun, daz wîp*) bedeutet nicht 'durch handschlag übergeben, anempfehlen', sondern: indem die hand des schutzbedürftigen in die umschliefsende hand des erkorenen beschützers oder vertreters gelegt wird. — bei *falsch* wirft H. mit recht die directe ableitung von *falsus* über bord und verschmäht die über *falsicare* zu erwähnen; er neigt sich der neuen hypothese zu, wonach das wort direct von der wz. *fal* mit suffix *sko* gebildet sei. dass *sk* 'ein sehr verbreitetes element' sei, bestreit ich zunächst, denn mir ist noch kein altes wort bekannt, wo sich dieses später allerdings wuchernde suffix nicht allesfalls aus dem zusammenstofs

eines dentalen wurzelauslauts mit *k*-suffix erklären liefse. aber sei dem wie ihm wolle, ich empfehle zur ableitung lieber die wz. *pelt*, die in germ. *falþan* vorligt, also **poltkos* > **polt*ˢ*kos* > **falskaz*, oder meinetwegen gleich **polt-skos* > **falskaz*. der directe gegensatz zu *falsch* ist in der alten sprache *einfalt*, *einfaltec*, ags. *ânfeald*, got. *ainfalþs* usw. will man diese gewis merkwürdige bildung nicht aus einer contrafactur des lateinischen *simplex* erklären (und dem scheint doch schon die übereinstimmung der germ. sprachen zu widersprechen), so bleibt nur die deutung übrig, dass die bildung des compositums in eine zeit hinaufreiche, wo *falsch* noch als 'gefalten, gewunden, unzuverlässig' etymologisch verständlich war. — ich schliefse gleich eine etymologie für *flasche* an, auf die mich Roethe hingewiesen hat, als ich ihm die vorausgehnde unterbreitete. wir hängen heute an einer ganz bestimmten vorstellung von form und material der flasche; die süddeutsche bezeichnung *flaschner* für den klempner, blechschmied zeigt schon, wie jung diese einschränkung ist, und gehn wir ins altertum hinauf, so erfahren wir bei Isidor Etym. xx 6 (ed. Arevalo IV 500), der das wort freilich aus dem griechischen ableitet, dass es sich dabei ursprünglich gar nicht um die gefäfse selbst, sondern um deren schützende umhüllungen handelte: *'hae pro vehendis ac recondendis phialis primum factae sunt . . . postea in usum vini transierunt, manente graeco vocabulo'*. also flaschenfutterale, die bis ins vorige jh. hinein eine uns heute fast fremd gewordene rolle spielten. und da ligt es doch wol nahe, sich der gewis nicht modernen [1] erscheinung der italienischen *fiaschi* zu erinnern: *flasca* wäre also seis **plok-skô* seis mit dem präsentischen *t*-element **plokt-kô* > **flahskô*. ganz ähnlich ist der eigenname *Nasco* uaa. und mit anderer ablautsform *nusca* 'die spange' zu lat. *necto* zu stellen, ja für das bisher ganz unaufgeklärte *tasche*, *tasca*, richtiger *dasca*, möchte ich die möglichkeit andeuten, ob es nicht (eher als zu wz. *teg*) zu griech. *τίκτω*, *τέξω* gehört: dass es dann ursprünglich *uterus* oder gar *vulva* bedeutet haben würde, darf keinen ernsthaften menschen erschrecken. es hat in der bald verhüllenden bald obscönen verwendung von *scheide*, *schachtel* und *tasche* selbst (DWb. XI 149) sein modernes widerspiel gefunden. — bei dem spät auftauchenden *glück* ist mir die ansicht, dass es lange zeit als heidnisch gefühlt und darum zurückgedrängt worden sei, durchaus glaubhaft. aber darum leuchtet mir H.s etymologie noch gar nicht ein. wir fühlen uns heute durchaus berechtigt, *druck* und *drücken* zu *dringen* zu

[1] das mgriech., nicht vor dem 7 jh. litterarisch bezeugte *φλασκίον* war eine umflochtene flasche, vgl. Suidas s. v. *πυτίνη*: *πλέγμα ἀπὸ θαλλῶν* [Hesych: *πλεκτὴ λάγυνος*] . . . *ὅπερ λέγεται παρ' ἡμῖν φλασκίον*; Pollux ed. Bekker s. 315: '*πυτίνας πλέκειν*'. *φλασκίον* ist offenbar junger, fremder ersatz für *πυτίνη*. deutlich spricht auch die parallele des ital. *fare un fiasco* zu unserm *einen korb bekommen*, *durch den korb fallen* (vgl. *körben*, ital. *corbellare*).

stellen — warum sollen wir *gelücke* trennen von *gelingen*? es ligt eben nur ein präsent. nasalinfix, *lengh* neben wz. *legh*, vor. ob nicht auch *tuc* (pl. *tücke*), älter *duc*, ebenso zu *twingen*, älter *dwingen*, gehört? so hätten wir für *twingen* als älteste bedeutung 'stofsen' anzunehmen. — *pflaume* ist, wie wir jetzt durch Joh. Schmidt Kritik der sonantentheorie s. 111 wissen, aus griech. *προῦμνον* entlehnt worden — damit hat die alte, aber immer wider bezweifelte etymologie von *krieche* (s. DWb. v 2206 und Kluge s. v.) eine neue stütze erhalten. der von Kluge betonte anstofs hat überdies nie bestanden, denn *krieche, krichel* usw. sind kurzformen zu *kriechpflaume* und dies ist wie *franzbrot* uä. zu beurteilen (nb. es wäre recht hübsch, wenn uns einmal jemand eine sammlung 'dieser koseformen von appellativen' bescherte; die dialekte bieten hier reiches material). — für *ritter* scheint eine sehr naheliegende beobachtung noch nirgends ausgesprochen: das wort hat denselben ursprung wie *wâpen, dörper, ors*, dh. es ist eine mit der höfischen cultur aus den Niederlanden (als *ridder*) eingedrungene doppelform : man dürfte sich geradezu wundern, wenn das eigentliche centralwort des neuen standes nichts von jenen niederrheinischen einflüssen verriete. — schliefslich möcht ich eine lanze brechen für das, wie es scheint, von allen unsern lexicographen im stich gelassene *verdammen* : 'frühes lehnwort nach lat. *damnare* und *condemnare* gebildet' entscheidet auch H. soviel ich sehe, kann man dafür dreierlei anführen : 1) dass das wort auf Oberdeutschland beschränkt scheint und hier mit anlt. *d* geschrieben wird; 2) dass es sich vorzugsweise in geistlichem munde und kirchlich gewendet zeigt; 3) dass die 2 schw. conj., in der uns ahd. *firdamnon* entgegentritt, gerade diejenige ist, in welche die entlehnten lat. zeitwörter fast durchgehends aufnahme gefunden haben. ad 3) — und 1) — bemerk ich zunächst, dass neben *firdamnon* auch *fartemnen* nach der 1 schw. conj. bezeugt ist : *fartemnit* 'extrusit' Ahd. gll. I 135, 18 (*R*). dies *-temnen* verhält sich zu as. *-dômian* [1], mnd. *-domen* genau so wie *nemnen, nennen* zu mnd. *nomen*; vgl. jetzt über dieses *m* < *mn* nach langem vocal JSchmidt Kritik der sonantentheorie 134 uö. der zufall will, dass in beiden fällen das oberdeutsche sich für bevorzugung des ablauts *a*, das niederdeutsche für *ō* entschieden hat, obwol auch oberdeutsch *vertüemen* ziemlich häufig, *benüemen* vereinzelt belegt ist. ich halt es für unmöglich, die beiden wörter zu trennen, und selbstverständlich für ausgeschlossen, dass sich zu einem christlichen lehnwort *fardamnon* noch eine ablautsform *fardōmjan* bilden konnte. ein christliches lehnwort aber müste es sein, denn die reich entwickelte westgermanische rechtsterminologie hat, soviel ich sehe, derartige anleihen in frühster zeit nicht gemacht. und wenn es ein fremdes wort war, warum

[1] vgl. auch langob. *Domnolo* neben *Tomolo*, *Domnipertus* neben *Domoaldus* (QF. 75, 243) — wenn hier nicht lat. *dominus* einwürkt.

dann nicht *damnôn, gidamnon*? warum ein compositum mit *fra-*? man wird sich auf den einfluss von *farteilen, fartuomen* berufen wollen — kommt aber damit nur noch mehr in die klemme. zugeben kann ich nur eines: dass die geistlichkeit, der wir ja unsere ahd. und mhd. orthographie verdanken, directen zusammenhang mit *damnare* für selbstverständlich hielt: das beweist die oberdeutsche orthographie der mhd. zeit, die ebenso consequent *verdamnen* wie anderseits *vertüemen* schreibt. ad 2): die einschränkung auf den kirchlichen gebrauch hat in der bedeutungsentwicklung von *domesdach* am Niederrhein und in Niedersachsen (wie in England) ihre parallele. wer sich auf den kirchlichen gebrauch beruft, kann das ablautwort *dômjan* nicht erklären, wer eine urzeitliche entlehnung annimmt, muss den kirchlichen gebrauch als etwas junges anerkennen. die ähnlichkeit des lateinischen und des deutschen wortes ist verblüffend, aber für den germanisten nicht so dringend der erklärung bedürftig, wie der zusammenhang zwischen *damnôn* (**damnjan*) und *dômjan*, der ein zugeständnis fordert. überhaupt sind unsere etymologen viel eher bereit, entlehnung und indogermanische verwantschaft festzustellen, als geneigt auf die fragen einzugehn, die die deutsche sprache selbst stellt. so scheint neuerdings die etymologie *sōkjan* = lat. *sagire* wie ein fester und wertvoller besitz betrachtet zu werden: möglich, obwol dies ein einziges mal (bei Cicero) bezeugte wort in der bedeutung nur ganz entfernt an altgerm. *sōkjan* erinnert. dieses ist zweifellos, wie auch H. zu verstehn gibt, ein begriff aus dem kampf- und rechtsleben der urzeit, und mir scheint es eine viel notwendigere — und reizvollere! — aufgabe, den zusammenhang mit *saka* klarzustellen, als vermittels zweifelhafter gleichungen neue ablautsreihen zu constatieren.

Marburg, im herbst 1896. EDWARD SCHRÖDER.

Der deutsche S. Christoph. eine historisch-kritische untersuchung. von KONRAD C. RICHTER. (sa. aus den Acta Germanica v 1.) Berlin, Mayer und Müller, 1895. vi und 243 ss. 8°. — 8 m.

Nur durch zufall ist mir dieses buch geraume zeit nach seinem erscheinen[1] bekannt geworden und ich eile, mich darüber zu äufsern, denn es bezieht sich zum guten teil auf eine arbeit von mir, und längeres schweigen könnte mir übel ausgelegt werden.

In dem ersten abschnitte, 'Die vorgeschichte der Christophlegende' (s. 1—61), bespricht hr Richter vor allem den Christophorus des Walther von Speier, sucht das werk zu charakterisieren und insbesondere die ansicht Harsters zu widerlegen, dass dieses gedicht die quelle der folgenden darstellungen der legende gewesen sei. dabei betrachtet er meine mitteilungen (Anz. vi 160 ff)

[[1] es trägt die jahreszahl 1895, ist aber erst im herbst 1896 ausgegeben worden. E. S.]

über die 'aus einem frühen abschnitt des 10 jhs.' stammende fassung des Wiener codex nr 550 als eine 'ergänzung' (s. 22) seines beweises. pardon, das ist die hauptsache: wenn ein halbes jahrhundert vor Walther von Speier eine Christophlegende mit wesentlich demselben inhalt existierte, so ist der vermutung, dass von Walther die spätere entwicklung ausgegangen sei, die wichtigste stütze entzogen. übrigens brauche ich mich mit den von hrn Richter hier vorgetragenen thesen über die entstehung der legende und das verhältnis ihrer ältesten fassungen nicht des weiteren zu beschäftigen, denn es befindet sich ein gröſseres werk von dr Konrad Zwierzina im druck, das die geschichte der gruppe bedeutender legenden, die unter gnostischen einflüssen sich gebildet haben, einlässlich darlegen wird.

Um so mehr betrifft mich der zweite abschnitt: 'Die ausbildung der Christophlegende in Deutschland' (s. 62—149). hr Richter befasst sich dabei hauptsächlich mit meiner ausgabe des Christophgedichtes Zs. 17, 85—141. vor allem behauptet er (s. 62): 'Schönbachs ausgabe ist nicht zuverlässig in der widergabe der handschriftlichen zustände und oft willkürlich im conjecturalkritischen'. das gedicht ist uns in zwei hss. überliefert, einer des 14 jhs. in SFlorian und einer des 15 jhs. in Wien. von der ersten habe ich ao. s. 136 gesagt: 'eine abschrift hatte Chmel schon 1827 angefertigt. von dieser schrieb Wilhelm Grimm 1832 das gedicht ab. davon fertigte prof. Müllenhoff 1849 eine copie an, welche, durch seine güte mir überlassen, hier benutzt wurde'. das findet hr Richter undeutlich und bemerkt: 'ob er (Schönbach) auſserdem noch die hs. selbst eingesehen hat, darüber wäre eine äuſserung nicht unnütz gewesen'. hr Richter scheint sich meine worte nicht genau besehen zu haben, wenn er daran zweifelt, dass ich die SFlorianer hs. nicht selbst gebraucht habe; anderesfalls wäre das ja von mir erwähnt worden. die Wiener hs., bei deren erwähnung ich nichts bemerkte, habe ich selbstverständlich unmittelbar benutzt. Müllenhoff äuſserte mir 1872 widerholt den wunsch, ich möchte dieses Christophgedicht, das ihm wichtig schien, herausgeben, und hat mir zu diesem behufe seine abschrift geliehen. ich habe diese zur grundlage meiner ausgabe gemacht, soweit es auf die SFlorianer hs. ankommt; das täte ich heute nicht mehr, ich würde in das original einsicht zu nehmen trachten, das versteht sich von selbst. das verfahren, welches hr Richter nun gegen mich einschlägt, ist folgendes: er hat die SFlorianer hs. benutzt und auch WGrimms abschrift verglichen: sämtliche differenzen zwischen diesen und meinen angaben rechnet er einfach mir zu und lässt mit groſser freundlichkeit die dazwischen stehnde copie Müllenhoffs weg. er hat sich nicht einmal dadurch ein urteil über meine genauigkeit oder ungenauigkeit verschafft, dass er etwa meine angaben über die von mir unmittelbar benutzte Wiener hs. nachgeprüft hätte: sein ma-

terial genügt ihm, um meine ausgabe 'nicht zuverlässig' zu finden. natürlich weifs ich heute nicht mehr zu sagen, was in Müllenhoffs abschrift stand, was ich daran verlesen habe oder nicht; aber hr Richter weifs das auch nicht und trotzdem urteilt er. gerechter tadel träfe mich darob, dass ich nicht die SFlorianer hs. verglichen habe: das lag an dem auftrage und an dem vertrauen auf Müllenhoff, dessen andenken mir heilig ist. unter diesen umständen ist es mir unmöglich, die fehlerliste, welche hr Richter s. 63—72 mit mehr behagen als sprachkenntnis vorträgt, zu überprüfen. aber damit nicht genug. s. 72 sagt hr Richter, dass er nach dieser durchsicht meines textes 'den allgemeinen ausführungen über das gedicht keine allzugrofse meinung entgegenbringe'. ist auch gar nicht nötig, wenn nur seine einwände stichhaltig wären. hr Richter kehrt sich besonders dagegen, dass ich annahm, in diesem SChristoph sei unter einer überarbeitung, die 'ins 14 jh. gesetzt werden muss' (s. 137), 'ein gedicht des 12 jhs., dessen spuren noch durchschimmern, zu grunde gelegen' (s. 138). das war die ansicht WGrimms (s. 137), die Müllenhoffs in seinen vorlesungen, Jänickes in der anm. zu Biterolf und Dietleib v. 10189; nach meiner ausgabe ist sie von verschiedenen forschern (zb. Ernst Martin in der 2 aufl. von Wackernagels Litt.gesch. I 214) angenommen worden. später habe ich das gedicht nicht mehr für so alt angesehen (Zs. 26, 83), hr Richter kennt diese stelle, denn er citiert sie s. 62, nimmt aber in seinen erörterungen stets den gegensatz des 12 und 14 jhs. an und belehrt mich s. 73, dass es dazwischen noch das 13 gegeben habe. ich hatte versucht, s. 137 f die vermutung durch besprechung der reime und des wortschatzes zu stützen; hr Richter verwirft das s. 72 ff, was er aber selbst dawider bemerkt, zeugt von einer so vollständigen unvertrautheit mit den sachen und ist ein so vages gerede, dass es sich nicht lohnt, hier darauf einzugehn. s. 75 klaubt hr Richter ein paar unterschiede der laa. beider hss. auseinander und hält diese ganz wertlosen observationen für ein 'inductives verfahren' (s. 79), durch welches man zur feststellung der verschiedenen gestalten des gedichtes gelangen könne. das schönste jedoch ist hrn Richters unterscheidung von echtem und interpoliertem s. 85 ff. ich würde hier den raum verschwenden und zugleich die fachgenossen eines seltenen vergnügens berauben, wenn ich diese spielerei überlegungsloser willkür analysieren wollte. hr Richter erwähnt s. 105 ff noch den zweiten von mir Zs. 26, 20—82 herausgegebenen Christoph, an diesem weifs er nichts auszusetzen.

Hingegen ist es interessant zu erfahren, wie hr Richter sich den alten text des SFlorianer Christoph denkt. s. 80—84 stellt er etwa 140 verse 'in den ungefähren zustand der sog. mhd. schriftsprache' her, 'mit mäfsiger beschränkung im rhythmischen und möglichster toleranz gegen die vorhandenen reime'. dabei passieren ihm fehler von folgender art: s. 80 v. 4 list er *er* statt

ez. dagegen war 8 *er* zu streichen. 10. 11 gibt er den reim *hebt* : *sagt*. 12 steht *ihm*. 15 setzt er *waz* statt *swaz*. 16 lautet der conj. prät. bei hrn Richter *wart* statt *wurd*, und 17 f *nam* : *kam* statt *næm* : *kæm*. 22 hat er nicht verstanden, denn er schreibt *diu* statt *die*. 23 f l. *dâ er die menscheit gar verlorn* : *dorn*. s. 81 z. 39 l. *swaz* (hr Richter : *waz*) *bœse si oder guot getân* und darnach punct. 40 l. *daz guote tuon und daz bœse lân* (hr Richter reimt *getân* : *lâ*). 43 l. *tuot er aber des* (hr Richter : *daz*) *niht*. 46 steht wider *ihm*. l. *dâ im wirt grôzer jâmer kunt*. — s. 82 v. 950 leistet sich hr Richter : *dô er hete sîne* (statt *sîn* = dessen) *goum*. 961 f gibt er den reim *erhôrte* : *kêrte*, während natürlich 962 *er sich erborte* gelesen werden muss. 968 l. *des* statt *ouch* (aus *dor umb* der hs.). 978 der accusativ lautet *den schate*, nicht *schaten*. 979 das locale adverb ist *dâ*, nicht *dô*. 986 wol zu lesen : *den Maria truoc in ir barm*. aus hrn Richters *dannoch* 996 geht hervor, dass er *aber* der hs. für adversativ hält; es ist jedoch widerholend. 1000 l. *und sihe nu nieman hie stân*. 1002 statt des schönen reimes *nu* : *phlûm* wird *nuo* : *muor* zu lesen sein, vgl. die hs. 946. — 1090 ist das zugesetzte *sîn* falsch. das *annam* ist reizend. 1091 l. *daz er sich versinnen solte* und 1092 (das hr Richter gar nicht verstanden hat) : *über holte*; freilich kommen wir dadurch um hrn Richters reim *wolte* : *hulde*. 1097 l. *ich trüege sô swære niht*. — s. 89 v. 1103 f bitte ich um den reim *zeichen* : *weichen* (hr Richter list *wichen*). 1107 lautet die mhd. 2 pers. prät. ind. hrn Richters *wastu* statt *wære dû*. 1118. 9 sind hrn Richters nominative sing. fem. *die* statt *diu*. 1120 l. *dâ tete im got mite* (statt *mit*) *bekant*.

Das ist also die sorte von mittelhochdeutsch, die heute gelernt wird, und mit solchen sprachkenntnissen ausgerüstet betritt jetzt ein junger doctor die wissenschaftliche laufbahn im fache der deutschen philologie!

Und noch eins. hr Richter, der mir die federchen so mühsam vom rocke list, äufsert doch in seinem buche eine menge von ansichten, die, so weit ich weifs, zuerst in meinen arbeiten standen. über dieses verhältnis zieht er vor zu schweigen. das urteil über den Christophorus des Walther von Speier, das er bringt, findet sich allem wesentlichen nach schon in meiner recension von Harsters ausgabe, Anz. vi 155—172. dort list man auch bereits einen ziemlichen teil der litteratur angeführt, den hr Richter behäbig um sich herbreitet. die auffassung von B ist mir nachgesprochen, die erwähnung des Oswald, die von WGrimm herrührt (Zs. 17, 137) ist s. 120 zu einigen unbrauchbaren parallelen auseinandergezogen. ja, ich bin sogar so unglücklich, schon 1882 einen hauptgedanken des buches von hrn Richter dargelegt zu haben, nämlich die vermutung, dass die vorgeschichte des Christophorus später und zwar in Deutschland hinzugefügt worden ist (Zs. 26, 83 f, vgl. jetzt dazu WGrimm Kl. schr. i 357).

hr Richter hat auch davon geschwiegen. ich überlasse es den fachgenossen, eine höfliche bezeichnung für solches vorgehen ausfindig zu machen. soviel aber darf ich behaupten : ich denke nicht sehr hoch von meiner vor 24 jahren veranstalteten ausgabe des älteren Christophgedichtes (das habe ich auch Anz. vi 156 gesagt, hr Richter erwähnt es nirgends), aber dass man mehr gelernt haben muss als hr Richter, wenn man mir am zeuge flicken will, das spreche ich mit ruhigem bewustsein aus. hr Richter ist übrigens nicht blofs gegen mich so liebenswürdig, er wendet seine manier auch gegen männer wie Usener und Mussafia : ich befinde mich also in der denkbar besten gesellschaft.

Der dritte abschnitt des buches beschäftigt sich mit der bildlichen darstellung der legende von SChristoph, der vierte mit ihrem einwürken auf die volksüberlieferung. da wäre manches nachzutragen; weil ich aber mich auch zu den 'zufällig wissenden' zähle, die hr Richter im vorworte mit leichter handbewegung zur seite schiebt, so spare ich das für bessere gelegenheit.

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

Der mittelalterliche minnedienst in Deutschland. von dr REINHOLD BECKER. [Festschrift der oberrealschule zu Düren zur begrüfsung der 43 versammlung deutscher philologen 1895.] Leipzig, GFock in comm., 1895. 70 ss. 8°. — 1,50 m.

Ob die deutschen minnesinger jungen mädchen oder verheirateten frauen den hof machten, das möchte vielleicht manchem als 'querelle allemande' erscheinen; mir nicht : ich glaube allerdings mit Becker, dass von dieser frage für die beurteilung nicht blofs des minnesangs, sondern unserer gesamten mittelalterlichen culturverhältnisse viel abhängt. und wenn B. immer wider — meist freilich in ziemlich ironischer weise — sich entschuldigt, dass er mit seiner ansicht, der minnesang habe ganz vorzugsweise unverheirateten damen gegolten, der herschenden meinung widersprechen müsse, so kann ich es natürlich nur richtig finden, dass man gerade die grundanschauungen, die wir von dem litterarischen charakter grofser epochen hegen, periodisch nachprüft. nur ist B. von seiner hypothese so fest überzeugt, dass ihm eine kritische durchsicht der zeugnisse unmöglich wird. er geht durchaus loyal vor — was sich für derartige polemische sammlungen leider nicht von selbst versteht : er sucht auch die belege auf, die gegen ihn sprechen (s. 46 f); aber die besten entgehn seinem von vorgefasster meinung getrübten blick. er ist seiner sache auch gar zu sicher; wie die verfechter unterliegender wissenschaftlicher thesen es lieben, misbraucht er die ironie und ersetzt eine genaue deutung der wichtigeren stellen durch stete widerholung gewisser allgemeiner gesichtspuncte. endlich stört noch eine seltsame sitte : er nennt seine gegner bei den amtstiteln, statt die doch sonst in der 'republik der wissenschaften'

geltende standesgleichheit der forscher zu respectieren. es klingt etwas absichtlich, wenn B., der über totschweigen seiner bücher (s. 26) und schlimme behandlung seiner aufstellungen (s. 3) klagt, immer 'prof. Vogt' citiert und (s. 3) auf eine lange aufzählung von 'professoren' den namen Heinrich Michel (!) titellos folgen lässt.

Ich erwähne diese äufserlichkeit mit, weil sie so gut wie die andern mitgeteilten züge zur charakteristik des ganzen werkchens dient. im übrigen gebe ich B. durchaus recht, wenn er meint, der frauendienst habe sich rasch zu einem selbstverständlichen dogma der germanisten ausgebildet. nur ist die lehre deshalb noch nicht falsch, weil sie vielfach auf treu und glauben angenommen wird.

Der hauptgrund, weshalb die geltende ansicht so rasch und allgemein durchdrang, ligt wol in folgender, von B. überhaupt nicht berücksichtigter erwägung : der deutsche minnedienst ist im ganzen unzweifelhaft romanischen mustern nachgebildet; nun wissen wir genau, dass er bei den Provenzalen so gut wie ausschliefslich verheirateten frauen galt (s. 9, vgl. zb. Diez Poesie der Troubadours s. 136f), und es ist also von vornherein wahrscheinlich, dass auch dieser hauptpunct nachahmung fand. wahrscheinlich, aber allerdings nicht von vornherein absolut sicher. nun treten aber innere gründe von grofsem gewicht hinzu, um diese wahrscheinlichkeit zu steigern. vor allem ist hier an die unfreie stellung des mädchens im ma. zu erinnern. dass sie sich — gerade auch unter dem einfluss des minnedienstes — hob (s. 14), ist gewis richtig; aber so doch schwerlich, dass eine directe werbung bei der jungfrau viel erfolg versprochen hätte. auch als die formelle selbstverlobung der tochter recht geworden war, blieb die zustimmung des 'muntherren', vor allem also des vaters, und der familie selbstverständlich (Heusler Institutionen des deutschen privatrechts II 286; Weinhold D. frauen I 304); bei vornehmen jungfrauen wurde sogar oft noch die einwilligung des landesherren verlangt (Alwin Schultz Höfisches leben I 479). diese bedingungen musten die selbstbestimmung des mädchens oft genug zu einer rein fictiven machen, gerade wie es noch jetzt in Frankreich vielfach der fall ist, wo das klösterlich erzogene mädchen gar nicht zu eigener wahl kommt, sondern nur ablehnen kann. und dies führt zu einem zweiten, stärkern inneren grunde für den dienst bei der verheirateten frau : die analogie aller, geradezu aller in liebeslyrik schwelgender epochen spricht dafür. selbst in unserm lyrisch ärmeren jahrhundert sind die dichter an den fingern herzuzählen, die (wie Rückert, Kerner, Geibel) nur sangen, wo sie freien wollten; je weiter wir aber zurückgehn, desto seltener werden sie. und aller aufwand von moralischer entrüstung, den B. gegen den ehebruch als ziel (s. 18) oder gegen die angebliche neigung, die menschen des ma.s zu albernen tröpfen zu stempeln (s. 58 anm.), loslässt, schafft die tatsache

nicht fort, dass Charlotte vStein, Susette Gontard, Johanna Motherby verheiratet waren, als Goethe, Hölderlin, EMArndt um sie in glühenden liebesgedichten und liebesbriefen warben. nicht minder gilt der roman und vor allem der französische fast ausschliefslich dem cultus der frau; und dies ist um so bezeichnender, als gerade der neuere roman (etwa seit dem abbé Prévost und Rousseau) vielfach in stil, haltung, betrieb, mischung von wahrheit und dichtung dem minnesang gleicht. die ursachen für die bevorzugung der frau sind auch die gleichen: ihre freiere stellung, die ihr ein günstigeres entfalten aller reize — und nicht zum wenigstens auch ein leichteres gewähren möglich macht. 'le mariage, c'est le sacrement de l'adultère', lautet ein furchtbares wort der Sophie Arnauld. dabei bin ich mit B. einverstanden, wenn er aus solchen grundsätzen und aus solchen motiven in der dichtung nicht auf die durchschnittsmoral schliefsen will (s. 53). im gegenteil — gerade ein besonders gefestigter durchschnitt von moral und ehrbarkeit ruft gern in den dichtern das extrem freiester forderungen hervor, wie bei uns die zeit der romantiker so deutlich lehrt. aber damit begibt sich auch B. selbst der möglichkeit, die deutsche oder die mittelalterliche ehrbarkeit gegen den frauendienst anrufen zu können!

Scheinen uns also seine beständigen verwunderungen über die herschende auffassung (zb. s. 5. 18. 22) gegenüber den allgemeinen wahrscheinlichkeitsgründen wenig berechtigt, so setzt er seinerseits uns durch die unmethodische art in staunen, wie er bei der nun folgenden durchsicht einzelne zeugnisse verwertet. er polemisiert selbst gegen die unbedingte ausnutzung epischer stellen (s. 8. 26 uö.) und benutzt doch, wo sie für ihn sprechen, etwa stellen des Nibelungenliedes (s. 10) ganz unbedenklich. wenn Wolfram oder moralisten wie der Winsbeke ausdrücklich von der 'freien minne' abraten und die ehe empfehlen (s. 63), so führt B. dies offenbare zeugnis für die häufigkeit des minnens verheirateter frauen gerade als zeugnis dafür an, dass den sängern im allgemeinen die ehe letztes ziel gewesen sei! dass um 1190 auch junge mädchen umbuhlt wurden, gilt ihm (s. 33) als beleg für mädchenminne im minnesang! als ob an den citierten stellen von der werbung durch minnelieder die rede sei und als ob jemand bezweifelt hätte, dass hübsche junge mädchen zu allen zeiten liebhaber fanden! B. stützt sich auf ausdrücke wie *juncvrou* (s. 38. 42), *fröuwelin* (s. 43), obwol keiner von ihnen notwendig die *maget* bezeichnet (Lexer I 1488: *unser êliche vrowe, juncfrou Agnes*; *vrouwelin* von der königin gebraucht Lexer III 541). beides sind zunächst nur worte für eine junge dame oder ein junges mädchen.

Übrigens ist die frage, ob die minne einem mädchen oder einer frau galt, wol noch kaum je so entschieden nach der éinen seite hin beantwortet worden, wie B. sie nach der andern hin

entscheidet. dass auch um mädchen geworben wurde, nur seltener, hat man fast immer geglaubt. aber über den unterschied der häufigkeit geht eine andere meinungsverschiedenheit heraus: die, ob das ziel des werbens liebesgenuss war oder ehe. 'die dame mochte nun vermählt sein oder nicht, eine ernstliche bewerbung kam hierbei nicht in betracht, und würklich ist kaum ein beispiel bekannt, dass aus diesen geistigen liebeshändeln eine eheliche verbindung erfolgt sei', sagt Diez Poesie d. troub. s. 136. das gilt wörtlich auch für Deutschland. hätte B. doch nur versucht, éinen fall aufzuweisen, in dem als erfolg des werbens die ehe verkündigt wird! die dichter sind doch sonst in solchen mitteilungen nicht schüchtern; wenn Walther oder Neidhart sich ein lehen ersungen haben, so jubeln sie das in die welt heraus; wenn sie die letzte gunst erreicht haben, verkünden es die sänger nicht minder laut. aber jene stelle, in der Wolfram das minnelied verabschiedet, bleibt die einzige, die eine sammlung mittelalterlicher liebesdichtungen so abschliefst, wie Rückert seinen 'Liebesfrühling' beendet. und in der tat — dass etwa Heinrich VI sein liebeslied an Constanze von Sicilien gerichtet hatte oder dass Heinrich von Meifsen, der 13 jahr alt vermählt wurde, seine werbelieder noch vor dieser hochzeit verfasst hatte, das ist kaum wahrscheinlicher, als dass jene fahrenden sich mit ernsthaften heiratsgedanken trugen, wenn sie Eleonore von Poitou ansangen!

Ich meine also, es wird bei der alten auffassung bleiben, wenn man B. viel poetische ausschmückung und erfindung bei Liechtenstein (s. 24 f) zugibt, auch wenn man ihm ein paar belege für mädchenminne zugesteht. dahin gehört die strophe Heinrichs vMeifsen (s. 35); wenn B. ihr aber entscheidende beweiskraft beilegt, so ist das seltsam. Heinrich sagt: 'ich habe nie die situation des tageliedes erlebt, mein mädchen gewährte mir nie die letzte gunst'. das ist ein beleg für die verbindung des höfischen mit dem volkstümlichen tagelied, lässt aber die tatsache unberührt, dass das erstere die liebe zu einer frau, wie das zweite solche zu einem mädchen behandelt (wodurch sich auch s. 35 anm. erledigt). dafür braucht man ja nur auf jene Wolfram-stelle zu verweisen! die angeblichen belege aus Reinmar (s. 36 f) kann ich so wenig gelten lassen wie Burdach. dass ein liebhaber seine frau vor aller welt 'besitzt', das ist leider nie ein unmöglicher fall gewesen, selbst das nicht, dass er den ehemann ganz verdrängte; auch hier erinnere ich an fälle aus der romantik wie die FSchlegels, Tiecks, Immermanns. könnte aber 'heiraten' mit den worten *vor aller werlde hân* (166, 9) ausgedrückt werden? ebensowenig kann ich die deutung annehmen, nur ein mädchen könne Walthern erklären, er sei der erste, der ihr herz erobere (s. 44), oder die auslegungen der verse Winlis (ebd.) und Konrads von Würzburg (s. 45). wie ferner (s. 43 f) die beteuerung

kindlich-frühen verliebens als zeugnis angezogen werden kann, versteh ich nicht. einer dame zu sagen, man diene ihr von kindesbeinen an oder dreifsig jahr lang, bleibt freilich stets eine seltsame galanterie; aber einem jungen mädchen gegenüber müste es doch gar zu humoristisch würken. und wenn die epik die kindlichkeit der mädchen besonders hervorhebt (s. 44), so wäre bei ihrem starken einfluss auf die lyrik das fehlen genauer entsprechender züge im minnesang schwer zu erklären, wenn würklich auch hier jungfrauen der hauptgegenstand der minne waren.

Es bleibt also, wie mir scheint, von B.s buch nichts übrig, als der nachweis, dass Heinrich vMeifsen, Botenlauben (s. 40), Wachsmut von Mülhausen (s. 43) und wenige andere sich um mädchen bewarben. ich schätze diesen nachweis nicht gering; aber er konnte anspruchsloser vorgebracht werden.

Berlin, 11 december 1895. RICHARD M. MEYER.

Die lateinischen dramen von Wimphelings Stylpho bis zur mitte des sechzehnten jahrhunderts 1480—1550. ein beitrag zur litteraturgeschichte von dr P. BAHLMANN, custos an der königl. paulinischen bibliothek zu Münster i. W. Münster, Regensberg, 1893. 114 ss. 8°. — 3,50 m.

Dem abschnitt in Goedekes Grundriss, der dem neulateinischen drama gilt, wird man mit rücksicht darauf, dass es sich bei dem grofsen mangel an vorarbeiten um eine arbeit aus dem groben heraus handelt, trotz vielen bedenklichen fehlern anerkennung nicht versagen können; das von Bolte längst angekündigte dramenverzeichnis, das auch die neulateiner umfassen soll, hat, noch ehe es erschienen ist, auf das prädicat ‘abschliefsend’ gerechten anspruch. zwischen beide arbeiten stellt sich Bahlmanns bibliographie, und wenn dem verfasser somit auch der Goedekesche ruhm abgeht, eine entdeckungsreise in fast unbekanntes land gewagt zu haben, wenn er auf der andern seite nicht über die schier unerschöpfliche fülle Boltescher materialsammlungen gebietet, so verdienen seine arbeit und ihr ergebnis immerhin dank. nur sollte dieser nicht in so überschwänglichen worten ausgesprochen werden, wie es fast überall seitens der kritik geschehen ist, die allerdings dazu neigt, in exacter form sich darstellende arbeiten rasch als musterleistungen anzupreisen.

Schon gegen die abgrenzung des stoffes lassen sich bedenken geltend machen. wo es sich um eine internationale kunstgattung handelt, wäre es wol empfehlenswerter gewesen, die doch nicht allzu zahlreichen neulat. dramen, die Italien vor d. j. 1480 lieferte, ebenfalls diesem buche einzuverleiben, statt sie gesondert — im Centrbl. f. bibl. 11, 172ff (nicht 10, wie es in B.s einleitung heifst) — zu behandeln und hier mit dem ‘ersten’ deutschen erzeugnis zu beginnen. mit dem ‘ersten’ sage ich : denn das erste ohne gänsefüfschen ist Wimphelings ‘Stylpho’ durchaus nicht.

älter, aus den 70er jahren des 15 jhs. stammend, ist der 'Dialogus Lollii et Theoderici', den B. als nr 2 anführt und damit in die 80er jahre verweist: vgl. die von B. übersehenen arbeiten Boltes (Zs. f. vgl. littgesch. n. f. 4, 103) und Holsteins (ib. 5, 391). in die gleiche zeit (1476—8?) gehört auch die von B. ganz vernachlässigte 'Comoedia Bile' (von den redenden fischen), die Bolte (Hermes 21, 312/8; vgl. OCrusius ib. 25, 469) und neuerdings Holstein (aao., vgl. Schüddekopf ebda 4, 343) herausgegeben haben; auch die Paduaner studentenkomödie aus den 60er jahren (zuletzt herausg. von Bolte in Kochs und Geigers Zs. 1, 77) kommt als ein werk deutscher autoren immerhin in betracht. wollte B. dagegen an der stelle einsetzen, wo deutsche leistungen zuerst würklich einen fortschritt in der gesamtentwicklung bezeichnen, so hätte er erst in den 90er jahren bei Reuchlin und Locher beginnen sollen. auf solches bemühen, die innere entwicklung des neulat. dramas in Deutschland ins auge zu fassen, könnte der terminus ad quem deuten, den B. gewählt hat: um die mitte des jhs. stirbt hier die zweite dramatische generation dieses kunstdramas ab, um erst in den 70er jahren mit den ersten leistungen Frischlins eine neugeartete nachfolge zu finden.

Neben der chronologischen abgrenzung des stoffes hätte auch die grenzregulierung zwischen drama und dialog zunächst wenigstens einer kurzen erläuterung bedurft. warum ist der 'Eckius dedolatus' aufgenommen? trotz Holsteinscher acteinteilung und trotz vieler ähnlichkeit mit einem lebendigen schauspiel ist er doch allerhöchstens als ein lesedrama zu bezeichnen, und auf diesen titel haben auch andere nicht angeführte dialoge der reformationszeit anspruch. noch weniger scheint der an sich sehr beachtenswerte 'Dialogus de diversarum gentium sectis' des JStamler (1507) in diesem zusammenhange eine besondere hervorhebung zu verdienen: trotz der bezeichnung *in modum comici dramatis formatus* und trotz der widmung an Locher, auf die B. nicht einmal hingewiesen hat, ligt er aller darstellungsmöglichkeit ferner als so mancher andre lehrhafte dialog des 16 jhs. offenbar hat B. überhaupt jene grenze zwischen dialog und drama nicht selbständig untersucht; auf Stamlers schrift ist er — entweder direct oder auf dem umwege über Holsteins notizen Zs. f. d. phil. 20, 107 — vermutlich nur durch den Berliner realkatalog gekommen, in dem dieser dialog zufällig unter die dramen geraten ist.

Diesem tadel des zuviel gegenüber muss anerkannt werden, dass B. innerhalb des von ihm abgesteckten zeitraums die dichter und ihre werke ziemlich vollständig aufgeführt hat. immerhin hätten die beiden Venetianer Bernardus Jambertus und Gregorius Coratius mit ihren dramen 'Dolotechne' und 'Progne' erwähnt werden sollen; sind sie auch bibliographisch nicht nachzuweisen, so konnten sie doch B. aus der von Lilius Gregorius Gyraldus

verfassten litteraturgeschichte der renaissance bekannt sein (s. jetzt LLD x 40, 2—8); an ähnlichen bibliographisch nicht gestützten hinweisen fehlt es in B.s buche sonst nicht [1]. ich vermisse ferner die dramenbearbeitungen des Coriolanus Martiranus: 'CORIOLANI | MARTIRANI CO-| SENTINI EPISCOPI | SANCTI MARCI. | TRAGOEDIAE. VIII. | MEDEA | ELECTRA | HIPPOLYTVS | BACCHAE | PHOENISSAE | CYCLOPS | PROMETHEVS | CHRISTVS | COMOEDIAE II. | PLVTVS | NVBES | . . . .' freilich, im druck sind sie erst 1556, also jenseits der von B. gezogenen grenzen, zusammen mit andern arbeiten des bischofs in Neapel bei JMSimonetta erschienen (IV 370 + 1 bll. 8⁰), aber der herausgeber, Martius Martiranus, des bischofs neffe, erklärt in der vorrede, er habe bemerkt, dass sein oheim aus religiösen gründen an die verbrennung seiner dichtungen denke, und fährt dann fort: *Nactus itaque patruum absentem, eius, ut volui, scrinia compilavi eiusque scripta (facinus miserandum) paene carie consumpta, quae tantis olim vigiliis lucubrarat, in lucem . . . edere . . deliberavi.* zweifellos haben wir also in diesen jugendwerken des bischofs, unter denen der 'Christus' wol als ein originalwerk anzusehen ist [2], arbeiten vor uns, die vor 1550 verfasst worden sind; sie hätten von B., der, wo er nur kann, über das druckjahr eines stückes zur entstehungszeit vordringt, nicht übersehen werden dürfen. das gleiche gilt von dem drama 'Dido, | TRAGOEDIA | NOVA EX QVATVOR PRIO- | RIBVS (POTISSIMVM PRIMO ET | Quarto) libris Æneidos Virgilij defumpta | & Louanij olim publicè exhibita, | Authore Petro Ligneo | Grauelingano | . . .'

[1] nach der entstehungszeit dieses teiles der Gyraldischen schrift sind die beiden dramen spätestens ins j. 1516 zu setzen.

[2] die übrigen sind mehr oder minder freie bearbeitungen der gleichnamigen werke von Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes; diese namen werden freilich nirgends genannt. vielleicht wäre es übrigens ganz nützlich gewesen, wenn B. wenigstens excursweise die lateinischen übertragungen, welche die griechischen dramatiker in der abgegrenzten zeit erfahren, aufgezählt hätte: für die feststellung der entwicklung des dramas wäre das kein unwichtiges hilfsmaterial. 1501 eröffnen Aristophanes und Euripides mit je einem ihrer dramen den zug; der erste dolmetsch des Euripides ist Erasmus. Sophokles schliefst sich erst 1541 an. lateinische gesamtausgaben dieser drei autoren sind dann zuerst 1538, 1541, 1543 erschienen. Aeschylus fehlt bis auf den 'Prometheus' des Martiranus ganz. — B. hat offenbar absichtlich nur diejenigen übersetzungen erwähnt, die von selbständigen dramatikern herrühren, die arbeiten von Naogeorg und Buchanan; aber auch hier genügen seine angaben nicht. Buchanans 'Medea' zb. ist nicht erst Strafsburg 1571, sondern schon Paris 1544 gedruckt, und Naogeorg hat nicht nur den 'Aias' und den 'Philoktet', sondern später auch die übrigen dramen des Sophokles übertragen; seine gesamtausgabe ist 1558 in Basel bei Oporinus erschienen und die vorrede Stuttgart', 21 mai 1558 datiert. — meine kenntnis dieser litteratur beruht im wesentlichen auf SFWHoffmanns Bibliographischem lexikon der gesamten litteratur der Griechen² (Leipzig 1838—45); vollständig sind die dort gebotenen angaben allerdings nicht: so ist Hoffmann zb. der lateinische Euripides des Guilelmus Xylander (Basel 1558) ganz entgangen.

Antwerpen, JWithagius, 1559. 35 bll. (-E 3). 8° (Berlin). denn am schluss des ganzen steht : *Acta publicè Louanij pridie nonas Maij.* 1550 *in* | *actu licentiæ Theologicæ ſupradicti D. Dauidis cū* | *ſummo frequentiſsimi auditorij applauſu.* einige notizen über Ligneus gibt van der Aa Biogr. Woordenboek xi 442.

Die ordnung des materials hat B. in der art vorgenommen, dass die dichter mit rücksicht auf ihr ältestes werk chronologisch aneinander gereiht und nun gleich mit allen ihren stücken behandelt sind; als zeitbestimmend gilt das druckjahr, wo das entstehungsjahr B. nicht bekannt ist. ohne seltsamkeiten geht es dabei (vgl. etwa Macropedius) nicht ab; dass B. auf grund sehr unsicherer ansetzung der biographen den 'Acolastus' des Gnapheus apodiktisch ins jahr 1525 stellt, wird man schwerlich billigen; mir schiene statt solcher kaum haltbarer datierung die gewöhnliche schon darum vorzuziehen, weil es dann vermieden würde, dass der durchaus altmodische Schottenius dem durchaus modernen Gnapheus gerade an dieser stelle nachfolgt, wo sich die beiden dramatischen generationen Deutschlands so deutlich wie nur möglich auch chronologisch scheiden.

Innerhalb der jedem stücke gewidmeten mitteilungen werden die verschiedenen ausgaben der entstehungszeit und der gegenwart samt den übersetzungen, durch indexbuchstaben von einander geschieden, aufgeführt und mit der angabe der orte versehen, deren bibliotheken sie besitzen. die fülle der ortsnamen imponiert nicht wenig und lässt auf umfangreiche bibliotheksreisen und -umfragen selbst im ausland schliefsen. bei näherem zusehen stellt sich aber heraus, dass alle einigermafsen entlegenen nachweise auf die benutzung der ältern litteratur, Goedekes, Brunets und vor allem Rothschilds (Mistère du viel testament) zurückzuführen und dass ferner die angaben der speciallitteratur (vor allem der LLD.) so gut wie ohne jeden ergänzungsversuch wörtlich ausgeschrieben sind. im übrigen hat B. seine nachforschungen auf einige gröfsere deutsche bibliotheken beschränkt und die dort gewonnenen ortsangaben den ältern nachweisen eingereiht. ganz abgesehen davon, dass, wie jedem kundigen bekannt ist, die hier in betracht kommende litteratur gerade auf kleinern bibliotheken oft in kaum geahnter fülle sich findet, hat B.s verfahren eine sehr bedenkliche folge : der leser, der hier und da etwa namen wie Dresden, London, Tübingen usw. list, wird natürlich in den glauben versetzt, dass die dortigen bibliotheken von B. vollständig ausgenutzt seien, wie es von andern bibliotheken auf der hand ligt, und so wird er, wenn es sich darum handelt, eine einzelne von B. nicht nachgewiesene ausgabe zu suchen, zu seinem schaden dazu kommen, bei solchen von B. sonst genannten bibliotheken nicht erst anzuklopfen. B. selbst hat es offenbar ganz unterlassen, nach einzelnen in der litteratur und seinen paar bibliotheken nicht nachweisbaren sachen

besonders auf die suche zu gehn. den besten beweis liefert sein verhalten gegenüber dem 'Ludus imperatorius' des Hermann Schottenius. er kann keine bibliothek namhaft machen, die das stück besitzt, und muss so darauf verzichten, die übliche inhaltsangabe zu liefern. der betreffende druck aber (er enthält auch Schottenius 'Ludus Martius') ist 1527 in Cöln bei Quentel hergestellt, und so lag doch wol nichts näher als einmal bei der Cölner stadtbibliothek nachzufragen. tatsächlich ist das buch dort vorhanden, und der 'Ludus imperatorius sive Caesareus', wie der volle titel heifst, hat folgenden inhalt : nachdem der kaiserliche adler als prolog die schwere zeit unter Karl v gekennzeichnet hat, sendet Pluto sechs höllenfürsten in die welt, um sie zu verderben. das eigentliche drama besteht nun aus den ansprachen, die von den höllenboten samt ihren dienern an die menschen gehalten werden, und aus den antworten der verführten auf der einen, der standhaften auf der andern seite, sowie endlich den entgegnungen des kaiserlichen adlers, der jedem der sechs höllischen verführer gegenüber die kräftigste abwehr seitens des kaisers in aussicht stellt. ein ungemein interessantes werk, nach form und inhalt näherer betrachtung würdig; die frage wäre wol aufzuwerfen, ob es Naogeorg bekannt gewesen ist. — man wird von dem ref. nicht erwarten, dass er die von dem vf. unterlassene umfragearbeit seinerseits für diese anzeige durchgeführt habe. die erste ausgabe von ThMedius 'Epirota' (1483) und der nachdruck von 1547, die B. nicht nachweisen kann, befinden sich in München; die dortige bibliothek besitzt ferner zb. Crocus 'Joseph' in den ausgaben Antwerpen 1536 (ed. princ.), Cöln 1537, Augsburg 1539, Paris 1541, Strafsburg 1542, Antwerpen 1546 und in der bisher ganz unbekannten ausgabe Cöln 1547, während B. nur zu der jüngern Antwerpener die angabe 'München' setzt und die übrigen bis auf die erste Cölner überhaupt ohne bibliotheksnachweis lässt. ich hebe indessen diese einzelheiten eigentlich nur hervor, um gleichzeitig auf die schier unbegreifliche tatsache besonders aufmerksam zu machen, dass zu den von B. nicht regelrecht durchgearbeiteten bibliotheken auch die Münchener hof- und staatsbibliothek gehört. aber selbst Berlin, wo B.s spuren zu verfolgen sind, hat er doch nicht so vollständig ausgebeutet, wie es zu wünschen wäre; wenn ich, wie natürlich, von den stücken absehe, die erst nach dem erscheinen des buches von der kgl. bibliothek erworben sind [1], finden sich folgende

[1] ich stelle sie hier zusammen, damit unser Berliner bestand bekannt wird, mit ausnahme der Augsburger und Baseler dramatiker (Grünpeck, Pinician, Carbonirosa, Betulius, Ziegler, Diether, Ostermincher und Entomius), für die ich hier wie auch in andern hinweisen einer demnächst erscheinenden monographie von VAnburtin 'Sixt Birck und die technik des dramas im 16 jh.' nicht vorgreifen will. es sind folgende; die bisher nirgends oder nur an schwer zugänglichem orte nachgewiesenen drucke bezeichne ich mit einem * : Hegendorfer 'Ludi' (*Leipzig 1522) [bisher unbekannte ausgabe]

drucke, deren vorhandensein in Berlin B. hätte notieren sollen: Wimpheling 'Stylpho' s. l. 1495. Locher 'De Turcis' Strafsburg 1497; 'De Lazaro mendico' s. l. e. a. [beide dramen Lochers stehn im Berliner realkatalog unter 'lyrik' und sind B. so entgangen]. Celtes 'Ludus Dianae', *Nürnberg 1501; Nürnberg 1502. Textor 'Dialogi', s. l. JStoer 1597 [diese ausgabe war bisher gänzlich unbekannt]. Chelidonius 'Voluptas', Wien 1515. Sapidus 'Lazarus' deutsch v. Greff, Wittenberg 1545. Stymmelius 'Studentes' s. l. 1662. dafür ist die von B. angesetzte ausgabe s. l. 1622, zu der B. '(Berlin)' hinzufügt, zu streichen: ihre pseudoexistenz beruht nur auf einem schreibfehler des Berliner realkatalogs, der eigentlich jenen nun auch in ihm fehlenden druck von 1662 verzeichnen wollte: diesen fehler hat B. einfach abgeschrieben und drucken lassen.

Es bleibt endlich derjenige teil der aufgabe, für den B. durch seinen beruf als bibliothekar besonders gut gerüstet war: die katalogmäfsige verzeichnung des gesamten materials, und gerade hier hat er noch besondere lobsprüche von seiten der kritik eingeheimst. ich bin kein praktisch geschulter vertreter der bibliothekswissenschaft, aber ich glaube doch zeigen zu können, dass jenes lob etwas übertrieben ist. die erste notwendigkeit war die, die namen der verfasser, die gerade in unserm fall sich in verschiedenen formen bieten, nach einem einheitlichen princip zu verzeichnen. da es schwer möglich ist, in allen fällen die bürgerlichen namen der autoren zu ermitteln, so wäre es wol das einfachste gewesen, die von jenen selbst verwendete latinisierung durchzuführen und die bürgerlichen namen, wo sie festzustellen waren, in klammern beizufügen sowie im register durch verweise auffindbar zu machen; in ein paar fällen, wie bei SBrant und Reuchlin, wo das zu gesucht erschienen wäre, hätte man allenfalls das umgekehrte verfahren wählen können. oder man hätte alle feststellbaren bürgerlichen namen zur grundlage gewählt und die lateinischen formen in die klammern und ins register verwiesen; das durcheinander, das die dazwischenfügung der nur lateinisch bekannten namen verursacht hätte, wäre dann zu rechtfertigen. aber gar nicht zu rechtfertigen ist die buntscheckigkeit, wie sie bei B. herscht: er scheint in vielen fällen, wo er den bürgerlichen namen kennt und also die wahl hat, sich zu bemühen, die geläufigere bezeichnung zu bevorzugen, gerät dabei aber natürlich in die reinste subjectivität: also warum zb. 'Fondoli (Fundulus)' und 'Schorus (van Schore)' und nicht umgekehrt?

Thylesius 'Imber aureus'. *Venedig 1529; *Nürnberg 1530. Gnapheus 'Acolastus'. Paris 1534; Cöln 1535; Cöln 1536; *Cöln, Gymnicus 1544; *Antwerpen 1545; *Paris 1550; Paris 1554. Crocus 'Joseph'. Antwerpen 1548. Papeus 'Samarites'. *Antwerpen 1539; rec. Lipsius (Erfurt 1614). Naogeorgus 'Incendia'. Wittenberg 1541, 'Hamanus'. *s. l. 1565. 8° [bisher unbekannte ausgabe]. Cnaustinus 'Pecuparunpius'. *s. l. 1574. Grimoaldus 'Archipropheta'. Cöln 1548. Philicinus 'Magdalena' *Antwerpen 1544.

das register macht diese willkür durch verweise einigermafsen wider gut; ich vermisse aber doch : Becker, Boivarius, Kerber, Lemchen, Pickel, Ticio, Volder[1]. bezeichnend ist es, dass B. nicht stets zu modernen namen moderne, zu lateinischen namen lateinische vornamen stellt, sondern in seinen überschriften auch ganz unmögliche mischformen verwendet wie Wilhelm Gnapheus, Jakob Micyllus, Kornelis Crocus usw.

Für die widergabe des titels wäre ebenfalls ein gleichmäfsiges verfahren einzuschlagen : stets widergabe des ganzen titelwortlauts oder blofse anführung eines schlagworts oder auch verschiedene behandlung des originaldrucks und der blofsen nachdrucke. das letzte scheint B.s ideal zu sein : aber wie ungleichmäfsig ist es durchgeführt! bald wird der titel in aller ausführlichkeit gegeben, bald auch bei der ersten ausgabe vollständig fortgelassen (zb. Medius 'Epirota'; Verardi 'Ferdinandus servatus'; Reuchlin 'Sergius' und 'Henno'). in den fällen, wo die beiden ältesten ausgaben dem gleichen jahre angehören und wo B. also gewis nicht entscheiden konnte, welche den ersten druck darstellt (zb. bei Papeus 'Samarites'), hätte der titel beider drucke gegeben werden müssen. für die titelcopien ist zumal seitens eines bibliothekars die peinlichste sorgfalt zu erwarten, aber in B.s buch nicht durchweg zu finden. hie und da scheint er orthographisch normalisieren zu wollen, was mir für den in rede stehenden zweck nicht ratsam erscheint, — aber auch das princip ist nicht durchgeführt. an umgestellten und ausgelassenen wörtern sowie an buchstabenfehlern ist kein mangel. für Bebels komödie, die in einer sammlung von schriften dieses autors steht, hat B. nur den titel beigebracht, der auf dem gemeinsamen titelblatt des ganzen bandes sich findet; mafsgebend ist doch wol die bezeichnung, die über dem stücke selbst (bl. 34^b—45^b) steht, und die lautet etwas abweichend : 'De optimo studio iuuenum'. Gnapheus 'Hypocrisis' hat den umständlichen titel, den B. für die dritte auflage (1587) anführt, schon in der zweiten (1564) aufzuweisen. für Sapidus 'Lazarus' hat B. die titel der beiden ältesten ausgaben als identisch angegeben; tatsächlich druckt er den wortlaut des jüngern druckes (1540), während der von 1539 heifst : 'ANABION | SIVE LAZARVS REDIVI- | uus, Comœdia noua & facra. | IOANNE SAPIDO SELESTADI- | enfi autore'. festzuhalten ist auch, dass B., ohne es besonders zu betonen, eine ganze anzahl von titelcopien nicht nach dem original, sondern nach dem abdruck in der modernen litteratur gibt.

Ort, drucker und jahr werden in abgekürzter form hinzugefügt; blattzahl und format leider wider ohne jede regelmäfsigkeit : die angaben fehlen häufig auch da, wo B. ein leicht erreichbares exemplar namhaft macht. nicht alle notizen sind zuverlässig : dass Paffraet der drucker der ältesten ausgabe von

[[1] und Kolrofs — denn das ist Carbonirosa. E. S.]

Verardis 'Historia Baetica' ist, ist ganz unsicher; Lochers 'Tragoedia de Turcis' füllt kaum 26, nicht 28 bll. und beginnt auf bl. 24, nicht 25; für Reuchlins 'Sergius' hätte gesagt werden müssen, dass die ausgaben Anshelms den commentar GSimlers enthalten; die beiden gesondert aufgeführten verdeutschungen des Macropedischen 'Hecastus' von LRappolt und von Hans Sachs sind dem wortlaut nach identisch : solcher zusätze und verbesserungen wären noch manche aufzuführen. dass B. auch inhaltsangaben liefert, ist dankbar anzuerkennen; wenn nur nicht auch hier wider die ungleichmäfsige arbeit hervorträte : bald sind sie ungemein ausführlich, ohne dass ein besonders umfangreiches stück vorläge (zb. bei Locher 'De Turcis'), bald schrumpfen sie auf wenige worte zusammen, die dann auch ganz fortbleiben könnten (zb. Ziegler 'Infanticidium' : 'handelt von dem durch Herodes veranlassten bethlehemitischen kindermord'); vollständig fehlt — abgesehen von den nur schwer oder gar nicht zugänglichen stücken — die inhaltsangabe für Foxe 'Christus triumphans'. das beste am buch endlich sind die litteraturangaben, sowol was die einzellitteratur wie was die verweise auf die allgemeineren hilfsmittel, auf Goedeke, Brunet, Rothschild, Holstein, Liliencron betrifft. um so auffallender ist es, dass B. die doch wol fast zu einer bibliothekarischen vorschrift gewordene gewohnheit, bei allen incunabeldrucken auf Hains repertorium zu verweisen, nicht durchführt; so ist ihm denn auch eine ausgabe der 'Historia Baetica' des CVerardi, Rom 1492, 4° entgangen, die Hain als nr 15940 verzeichnet. die liste der ausgaben dieses dramas hätte er ferner mit hilfe von Mendez Tipografia española[2] (Madrid 1861) p. 361 f um eine edition Salamanca 1499 vermehren können; diese hat insofern anspruch auf besonderes interesse, als sie wol den einzigen druck darstellt, durch den Spanien an dieser litteratur beteiligt ist.

Berlin, im november 1895. MAX HERRMANN.

Erasmus Alberus. ein biographischer beitrag zur geschichte der reformationszeit von FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD. Dresden, LEhlermann, 1893. VIII und 232 ss. 8°. — 6 m.

Mit einer äufserst gründlichen und gelehrten arbeit über den als liebenswürdigen fabulisten bekannten reformator hat uns der verdienstvolle kenner der reformationslitteratur Schnorr von Carolsfeld beschenkt. es wird nicht so leicht gelingen, zu dem mit emsigem fleifs in jahrelanger arbeit zusammengetragenen material noch irgend ein neues bausteinchen hinzuzutun. auf grund der in den beilagen nr XIX (s. 222 ff) gegebenen zusammenstellung kann der litterarhistoriker in seinem Goedeke bequem die zahlreichen verbesserungen und ergänzungen eintragen, die S. gefunden hat. so gewissenhafter und ausgedehnter forschung gegenüber hat die kritik einen schweren stand. man möchte gern

rückhaltlos danken für belehrung über zahlreiche einzelheiten; man möchte gern in anbetracht der eigenen weit geringeren kenntnisse rückhaltlos anerkennen. und doch : ich würde es für unrecht halten, zu verschweigen, dass ich dieses beitrags zur reformationsgeschichte nicht ganz froh geworden bin. es ist S. nach meinem urteil nicht gelungen, leben und farbe in das bild hineinzubringen, das er entwirft. ein wissenschaftliches buch soll sich nicht wie ein roman lesen; aber dass es durchaus langweilig sein muss, kann nicht oft und nachdrücklich genug bestritten werden. sorgfältig werden zeugnisse an zeugnisse gereiht, um etwa über jugend und heimat des Erasmus Alberus zu unterrichten. wir erhalten excerpte von allen schriften des Alberus. citate namentlich aus manuscripten werden diplomatisch getreu gegeben, ausgestrichene stellen dabei durch puncte unter den buchstaben bezeichnet (zb. s. 95), druckfehler, die eine ausgabe von der andern übernimmt oder nicht übernimmt, umständlich besprochen (s. 32). wenn ichs nicht wüste, dass der verf. einer grofsen bibliothek in musterhafter weise vorsteht, und wenn diese amtliche stellung nicht auf dem titelblatt angegeben wäre, ich würde es erraten, dass die schrift von einem hervorragenden bibliothekar herrührt : so sehr überragt das bibliographische interesse das biographische.

Es ist gar nicht der versuch gemacht, Alberus aus seiner zeit und umgebung herauswachsen zu lassen. ist nicht wichtiger als die nackte tatsache, dass Alberus aus Staden in der Wetterau stammte, das verhältnis des mannes zu der gegend, in der seine wiege stand? welch treue anhänglichkeit an seine heimat spricht aus den versen, in denen Erasmus von dem *feinen* schloss zu Staden erzählt, das aber nicht sonderlich grofs sei : *Doch acht ichs grofs in meinem sinn, Weil ich daselbst gezogen bin!* wie nahe hätte es da gelegen, ein bild von land und leuten zu entwerfen! seine kurze 'beschreibung der Wetterau' wird zwar citiert (s. 3), aber nicht ausgenutzt. S. verschmäht es fast durchweg, die aus Alberus schriften beigebrachten biographischen stellen durch allgemeinere betrachtungen zu erläutern. so hätte sich die stelle über die leiden bei dem zu Nidda genossenen unterricht (s. 4) durch ausblicke auf den schulunterricht der zeit besser verwerten lassen. wenn S. vom studium zu Mainz spricht (s. 5), so wird kein wort über die geistige atmosphäre von Mainz gesagt und etwa, was sich doch ganz von selbst bot, Wittenberg und Mainz contrastiert. heutzutage werden freilich auch bücher geschrieben, in denen man vor lauter milieu die biographisch behandelte persönlichkeit nicht zu sehen bekommt.

Viel weniger noch versteht S. sich in die seele seines helden hineinzudenken, den er doch offenbar lieb gewonnen hat. scheinbar widersprechende züge sucht er durchaus nicht zu vereinigen. aber die seele eines menschen ist doch eine einheit. wie wenige derer,

die da biographien schreiben, sind sich überhaupt bewust, dass hier eine wissenschaftliche aufgabe vorligt, die sich ganz wol der aufgabe des mathematikers vergleichen lässt, der ungleich benannte brüche auf den generalnenner zu bringen hat, um seine gleichungen zu vereinfachen und dadurch die lösung vorzubereiten. S. legt zb. einfach fest, dass Alberus in Wittenberg zunächst zu Karlstadt in ein näheres verhältnis trat, ohne dass er sich die frage vorlegte, was wol für eine art wahlverwantschaft zwischen den beiden männern bestanden habe möge. irre ich nicht, so hat die enthusiastische verehrung für geistig hervorragende männer bei A. tiefe wurzeln. er hat überhaupt ein enthusiastisches gemüt und das bedürfnis, sich mit leib und seele willig hinzugeben. Karlstadt wird bei ihm nur durch einen gröfseren verdrängt. die unbedingte hingabe an Luther ist darum der hervorstechendste zug seiner lebensgeschichte, es ist die grofse epoche seines lebens, als die bedeutende persönlichkeit des Wittenberger reformators auf ihn einzuwürken beginnt. er selbst war keine herschernatur. ohne den eichbaum Luther wäre diese ranke nicht so rasch und so hoch emporgeschossen. einen märtyrer der reformatorischen ideen könnte man ihn nennen. gewis; aber er hat sich sicherlich nie in der weise für die idee der rechtfertigung durch den glauben begeistert, wie etwa Karlstadt für die idee der gleichheit und brüderlichkeit. er hat sich eigentlich überhaupt nicht für ideen begeistert. aber in treuem gedächtnis behält er und mit schöner dankbarkeit umfängt er alles, was für seine geistige und seelische entwicklung von bedeutung gewesen ist. entspringt es denn nicht derselben quelle, wenn er sich auch fern von der heimat ganz als *groben Wedderawer* fühlt, *dem die zung nit wol geschliffen ist*, wenn er sich gern des schlösschens zu Staden erinnert, das in seine kindheitsträume hineinragt, wenn er sich mit einer ganz eigenen rührung in die zeiten zurückversetzt, da er zu Nidda *ein kleines Schülerchin gewesen*, den Donat gelesen und von dem *Völcklin* viel woltaten erfahren hat, und wenn er die erleuchtende und beglückende lehre des teuren lehrers nie vergisst? wie sehr die begeisterung für die reformation im grunde eine persönliche hingabe an Luther war, das zeigen so manche stellen seiner schriften. *So böse buben*, schreibt er wider die Karlstadter, *waren die schwermer, das sie mir, als ich Pastor zu Sprendenlingen war, für meine wonung lieffen, vnd spotteten mein, mit meinem Luther, weil ich nit mit jhnen rasen vnd toben, die heilige Sacrament schenden vnd gute ordenung verachten wolt* (S. s. 19). solche bemerkungen sind bei Schnorr keineswegs ausgenutzt.

Sehr bezeichnend für ihn ist gleich das 'Iudicium de Erasmi spongia'. S. findet nur ein paar dürftige worte über den 'sinn' des schriftchens. er hätte uns schildern müssen, wie wir im 'Iudicium' Alberus den polemiker in seiner jugendlichsten kraft antreffen. mit so flammender begeisterung für den *vir electus a Deo*

hat er später meines wissens nicht wider gesprochen. es tritt anderseits deutlich zu tage, wie die vornehme kühle des grofsen philologen ihn frösteln machte. man sieht aber dennoch, wie gut Alberus bei alledem eine persönlichkeit gleich Desiderius Erasmus zu erfassen verstand. er charakterisiert ihn zwar sehr einseitig und keineswegs gerecht, aber doch nicht unzutreffend. mit grofser klarheit gibt er an, was ihn von dem Rotterdamer trennt. der theolog und reformator fühlt das heidnische in Erasmus ganzer lebensauffassung. Erasmus lehre den pharisäismus, eifert er; er lehre nicht die reine evangelische wahrheit und den glauben an Christus. wie ein götzendienst erscheint ihm der cultus der abstracten, unpersönlichen wissenschaft. *Ecce hæc sunt philosophiæ præmia. Cavere nos monet Apostolus a Philosophia et tamen illa comata fucataque meretrix seduxit multa præclara ingenia* (A_2^b). der unglückliche Erasmus könne vor dem dunkel der *humana sapientia* nicht erkennen, dass der römische priester der Antichrist sei: *vel si sentit, non ex animo sentit. Vel si sentit ex animo, non audet etiam fateri palam et dissimulat adhuc, quasi vero dissimulandum sit in re tam seria necessariaque.* armselig — einen *miserrimus homuncio* — nennt er den mann, weil er mit all seiner büchergelehrsamkeit nicht herz zu herzen schaffen kann. dem philologen hält er mit geringschätzigem achselzucken das vernichtende wort entgegen: *Cæterum non in sermone consistit regnum Dei, sed in potentia* — wahrer und tiefer als er selbst ahnt. gleich darauf folgen die von S. citierten worte als *summa judicii mei de utroque,* Luther habe mehr wahre evangelische lehre in seinem kleinen finger als Erasmus in seinem ganzen herzen (*toto pectore suo*). an das herz denkt er zuerst und nur nachträglich setzt er hinzu: *adde, si libet, et capite.* Erasmus glaubt er zu überschauen, wie man ein sehr kluges, sehr verständiges menschenkind überschaut, in Luther fühlt er eine elementargewalt. für das incommensurable dieser persönlichkeit hat er ein bewunderndes verständnis: das göttliche offenbart sich für ihn in Luther, und mit frohem schauder spricht er von des gewaltigen ganzer furchtbarer kraft. Luther bekämpfe das übel der papisterei wie ein neuer Elias *atroci quidem calamo, sed pro rei atrocitate,* Erasmus wollte, seiner menschenweisheit entsprechend, die papisten sanft und bescheiden anfassen. auch Elias würde nicht die billigung des sanften Erasmus gefunden haben, als er die Baalspriester schlachtete. — nach den denkbar stärksten ausdrücken sucht er, um in gegensatz zu der leisetreterei des Erasmus Luthers wuchtiges auftreten zu stellen. *Nondum ferro occidit quemquam Lutherus sicut Helias, sed virga ferrea regit orbem, mordet, perturbat, iugulat, sed morsos perturbatos, iugulatos recipit, placat, sanat, Christoque lucri facit.* ein revolutionärer mut spricht aus diesen worten, was niemand überhören darf, der sich die persönlichkeit des Alberus zu vergegenwärtigen

sucht. in seinem eifer versteigt er sich auch zu sehr gewagten worten über die priesterehe und beruft sich in einer weise auf die natur wie doch später nicht wider[1]. bei conservativen gemütern musten seine worte den heftigsten anstofs erregen.

Der streit um die ehe ligt Alberus sehr am herzen. leicht war zu erkennen — auch das hätte bei S. schärfer betont werden müssen —, dass neben dem zusammentreffen mit Luther ein zweites ereignis für sein leben und seine anschauungen richtunggebend war : seine ehe. er wird ein äufserst glücklicher ehemann. das trägt denn auch wider dazu bei, ihn fester an Luther zu fesseln : denn Luthers lehre verdankt er diese wendung.

Wie herzlich klingt doch alles, was Alberus über die ehe geschrieben hat! *Nun hab ich ye billich vnd gern difs büchlin zu verteutschen für mich genumen*, sagt er in der vorrede zur übersetzung des Ehebüchleins von Franciscus Barbarus 1536, *dieweil es vom Ehlichen leben redet, denn ich bin auch ein Ehman, vnd danck Got, das er mir zu solchem stand geholffen hat, der jm wolgefellt, alfs den er selber gestifft hat, ja ich dancke jm, das er mich hat jn disser zeit lassen vff erdrich sein, da der priester Ehstand wid' vff kumẽ ist ..... Lieber was were auch die welt, wañ nit der Ehstand were? Ich wolte nit eyn heller vmb die gantze welt geben, wañ sie nit den Ehstand hette, dañ wo der Ehstand nit were, so künd auch keyn rechte policei sein, so het niemand keinen sonderlichen fleifs vff kinder zihen, ja niemand wüste welches kindt sein oder nit sein were, wie man sagt, dz die Wid'teuffer haufs haltẽ.* in der vorrede zu seiner übersetzung des dialogs zwischen Barbara und Agathe von Erasmus von Rotterdam 1539 bemerkt er, er habe einiges hinzugefügt — *dañ das die Ehleut vnsern Herrn Gott sollen anrüffen etc. das steht nicht im lateinischen Dialogo* — und einiges weggelassen *das für züchtige ohren vnd sonnderlich für Jungfrawen nicht all zu wol klingen wolt. Auch hab ich etwas weitters vom Ehestand zu diesem Dialogo gesetzt, nach dem ich dann dem selben sonderlich hold bin, angsehen, wie vil guts vnser lieber Herr Gott dem Ehestand günnet* usw. ganz trocken berichtet S. über die kleine eifersuchtsscene, die zwischen dem ehepaar Alberus spielte, als ob das factum wunder wie wichtig für uns wäre; aber wie viel herzliche zuneigung in der anschaulichen art ligt, mit der Alberus von dieser offenbar ersten und einzigen trübung seines ehelichen

[1] *Dominus Deus qui sapientior est Episcopis et horum Erasmo, iubet ut crescamus et multiplicemus nolentibus volentibus Episcopis, suadente et dissuadente Erasmo, neque ullam personam excipit praeter paucula Eunuchorum genera neque tempus ullum. Erasmus putat expectandum tempus, quo forte reddituri sunt matrimonium Episcopi. Quid si interim nequeant continere sacrifices? Eant Episcopi et Erasmus, et ut sunt sapientes viri et mirabiles homines, prohibeant naturam tot sacrificum qui coelibes vivere nequeunt, et mendacem faciant deum in opere suo, sicut et hactenus aliis seculis soliti sunt frequenter.*

glückes spricht, hat er gar nicht bemerkt oder nicht notiert. da stellt sich ein bemitleidendes adjectiv ein: noch nach jahren tat ihm sein frauchen leid wegen der selbstbereiteten schmerzen; da klingt der zorn über die alten klatschbasen durch, die spöttische und entrüstete zurückweisung der verleumdung macht sich luft [1].

Von den beiden festen puncten, der stellung zu Luther und zur ehe, lässt sich über das leben des Alberus am leichtesten überschau halten. forschung, die hier einsetzt und von hier aus den charakter des Alberus zu ergründen sucht, wird dann auch weiter führen. allerhand scheinbar belanglose daten werden fixierpuncte. die notiz, dass er ein besserer lehrer als prediger war, ist ein wink, der zu beachten ist. ebenso die tatsache, dass er offenbar für Bucers kluge kirchenpolitik nichts übrig hatte. was dieser 1537 über des Alberus der einigung feindliche weise an Luther schreibt, möchte ich nicht so skeptisch aufnehmen wie S. dass er aber die reformation als pfarrer von Sprendlingen 'mit mäfsigung' durchgeführt hat, braucht an sich nicht bezweifelt zu werden. nur darf man das 'mafsvolle in Alberus denkungsart' (S. s. 26) nicht allzusehr betonen. überhaupt soll ein biograph nicht zu viel mit blofs negativen eigenschaften operieren. Alberus konnte offenbar mafsvoll sein, wo keine persönlichen momente im spiel waren. aber wie er warmherzig in der anhänglichkeit ist, ebenso heftig ist er in der gegnerschaft. dabei zeigt sich, scheint mir auch, dass er kein kraftmensch war. die kämpfe, in die er sich hineingezogen sieht, machen ihn nervös, reiben ihn auf. es tut ihm würklich weh, dass die gegner 'seinen' Luther verkennen und verunglimpfen. die bittere empfindung, von dem grafen Philipp von Hanau moralisch mishandelt zu sein, reifst ihn zu schmähreden hin. er kann sich den undankbaren mann nicht schwarz genug vorstellen. die briefe, die S. in den beilagen (s. 183 ff) veröffentlicht hat, sind äufserst charakteristisch. aber zu ausdrücken des hasses und vernichtender verachtung kommt es doch nicht. der pfeil wird nicht mit verdoppelter wucht zurückgeschleudert, sondern haftet in der brust. seine späteren schicksale als *exul Christi* haben ihn gemütlich sehr mitgenommen: das darf man bei der beurteilung seiner polemik nicht übersehen.

[1] *Mir gedenkt noch wohl,* schreibt er Ehebüchl. 1536 Ej^b, *wie mirs einmal ginge, da ich auch zur ehe griffe, wie mir mein armes weib (die nun bei Gott ist) durch bo̊ser weiber gifftige zungē so iemerlich zugericht ward. In sūma. Sie hatten mir das weiblin frei dahin vberredt, ich were ein bůler, vñ bůlet mit eym alten weib, dz war doch nur* (l. *nun?*) *eyn sond'licher lust, das eyner eyn feines, junges weib hat, vñ sol mit eynem alten hefslichē weib bůlen, noch treibe der teuffel das spiel meisterlich, vnd verdrofs mich von dem leidigen teuffel nit so sere, dann das er mich eben zum hurer machen wolt, da ich hurerei zu fliegen, mein ehe in Gottes namen angefangen hatte, bewegt durch das fein bůchlin meines allerliebsten vatters in Christo D. Martin Luthers, welches er dazumal neulich geschrieben hatte vom ehelichen Leben, das verdrofs auch freilich den Satan, das ich jhm also entgangen war* usw.

wenn ich stark übertreiben wollte — und man kommt nach der lectüre von S.s buch unwillkürlich in versuchung, nun etwas dick aufzutragen —, so könnte ich sagen, er sei am gebrochenen herzen gestorben. das 16 jh. kennt keine Wertherstimmungen. aber ergreifend klingt doch die schilderung von Alberus letzten stunden, die wir seiner frau verdanken und die S. mitgeteilt hat : *In der nacht desselbigen* 5. *tags* [mai 1553], *sthet er zwischen* 12. *vnd* 1. *auff, gehet in den garten neben der kamer gelegen, fellet auff seine knie, betet zu Gott, vnd weinet bitterlich als ein kindt, Gott wölle jhn aus diesem elende erlösen, vnd von dieser vndanckbaren welt hinweg nemen (denn wir sind in grosser verfolgung vnd verachtung gewesen, welchs alles zu schreiben zu lang werden wolt, solts aber hernachmals erfaren)* ..... *kurtz aber hart vor* 9. *fellet er von dem stuel auff die erden auff seine knie (denn er hatt nie auff keinem bette gelegen) vnd betet hefftiglich zu Gott bey einer halben viertel stunde, vnd nach dem sie jm wider auf den stuel geholffen, siehet er mich vnd seine lieben kinderlein gantz freundlich vnd lieblich an, hebt seine augen vnd gefaltenen hende gegen himmel vnd entschlefft vns also auf dem stuel* etc. (S. s. 221). kurz vor seinem tode hatte er das buch von den Widderteufern und sacramentschwärmern vollendet.

Ich überschaue nicht das gesamte material seiner polemiken; nur was in Göttingen vorhanden ist, habe ich durchgesehen, glaube aber zu erkennen, dass Alberus den dreschflegelstil nirgends so gut handhabt wie andere lutherische polemiker. er ist heftig aber nicht wuchtig. seine theologischen deductionen bewegen sich in landläufigen bahnen; von interesse sind seine polemiken überall da, wo das persönliche element hervortritt. bei der beurteilung des reformkatholiken Witzel, der eine nach Luthers vorgang geschlossene ehe rückgängig gemacht hatte, versetzt er sich in die seele der armen verstofsenen frau. er stellt sich die empfindungen des verstorbenen braven schwiegervaters vor : *wie bitterlich sollt er geweinet haben, wan er gehört hett, das sein tochter, die er ihm eyn jungfraw zur ehe gegeben, nun fur ein hur solt gehalten werden.*

Darin besteht denn auch überhaupt seine schriftstellerische und dichterische begabung, dass er versteht sich gewisse scenen menschlich-gemütlich nahezubringen. ganz bewust ausgebildet finden wir dies talent in den fabeln, wenn er sich die tiererzählungen dadurch naherückt, dass er für sie ein ihm bekanntes local erfindet oder beziehungen auf die zeitereignisse hineinbringt. es ist auch nicht blofs ein glücklicher zufall, sondern psychologisch begründet, dass ihm die ausgestaltung der legende 'Von den ungleichen kindern Evas' so köstlich gelungen ist.

Ich möchte nicht gern, dass meine bemerkungen zu S.s buch als versuch, Alberus erschöpfend zu charakterisieren, aufgefasst würden : ich habe manche seiten absichtlich oder un-

absichtlich unbeleuchtet gelassen. mein zweck war lediglich, anzudeuten, in welcher weise sich mit dem wertvollen material S.s wol ein haus bauen liefse.

Jena, 8 februar 1896. VICTOR MICHELS.

Der vers in den dramen des Andreas Gryphius. von FRANZ SPINA. [Abdruck aus dem jahresberichte 1894/95 des hilfsobergymnasiums in Braunau, Böhmen.] Braunau, JSwirak, 1895. 77 ss. gr. 8°.

Der verf. schränkt sich auf die trauerspiele ein, und mit ausnahme von drei seiten (s. 43 ff) gilt seine ausführliche untersuchung dem alexandriner bei Gryphius. wir bemerken ein entschiedenes streben, die aufgabe nicht mit äufserlichem, trockenem schematismus anzugreifen; die tiefer liegenden würkungen der versart, ihr ethos, darzulegen.

Sp., der Minors Nhd. metrik als unbedingte autorität citiert, steht der verskunst mit einem eigenartigen naturalismus gegenüber. der leser glaubt die anschauung durchzufühlen : reim und versmafs sind dem dichter feindliche mächte; die metrik schildert die kämpfe des dichters mit diesen feinden; sie zeigt, wie er hier unterliegt, wie er dort den gegner niederzwingt. beim alexandriner liegen die kampfbedingungen besonders ungünstig: Sp. betrachtet diese versart als eine zwangsjacke; er nennt sie ein 'unglückseliges versmafs', einen tyrannen, der die begabung auch eines hervorragenden dichters zu lähmen, wenngleich nicht zu ersticken, vermöge (s. 38). kurz, er eignet sich völlig das gestrenge urteil an, das eine von alexandrinern übersättigte zeit mit einer relativen berechtigung ausgesprochen hat. bei allem dem möchte man nur fragen : wie steht es dann mit den zahlreichen vers- und strophenarten, die unvergleichlich höhere anforderungen an die kunst des dichters stellen, und die dennoch freiwillig von unsern meistern gewählt worden sind? dem verf. jedoch schwebt offenbar immer der dramatische fünffüfsler vor (er widmet ihm s. 39 warme worte), und diese an der grenze der formlosigkeit stehende form ist allerdings n o c h leichter zu handhaben als der alexandriner! dass der barockstil auch naturlaute und tonmalereien in seiner weise stilisierte, misbilligt Sp. höchlich (s. 37), und er kann sich kaum vorstellen, dass diese *ha hà ha-* und *trarára*-verse von schauspielern würklich vorgetragen wurden.

Die statistik über die sprachlichen freiheiten, womit Gryphius dem reime und dem iambischen gange nachzukommen sucht; dann über das enjambement und über verletzungen des natürlichen accentes — diese recht feinsinnig unternommenen zusammenstellungen leiden ua. daran, dass Sp. zu wenig über sein sondergebiet hinausblickt. in Gryphius prosa findet man vieles von den wörtern und wortformen, die Sp. aufs geratewol als geburten des reim- und verszwanges hinstellt. die betonungslicenzen müsten an den verslehrbüchern des 17 jhs. gemessen

werden. die schwächen, die der gesamten nach-Opitzischen verskunst anhaften, sollten nicht fortwährend als 'ungünstige würkungen' des armen alexandriners demonstriert werden. den einfluss dieses verses auf den poetischen stil überschätzt Sp. aufserordentlich : züge, die der gesamten barockkunst, dem ganzen lebensgefühle des zeitraumes angehören (zb. die 'gedunsenheit'), will er — nicht in den versen widerfinden, sondern aus der structur des verses herleiten.

Tonverstöfse zählt Sp. allzu freigebig auf : in einem verse wie *itzt stirbt sein königreich. Lasst uns den tag begehen* erblickt er zweimaliges 'hinüberstreben zur freiheit des silbenzählenden romanischen verses' (s. 71). seltsam ist dies : bei manchen versen merkt Sp. an, die zahl der hebungen sei überschritten, der durch das versschema geforderte rhythmus komme nicht zu stande (zb. *Gút, éhre, stánd und léib? Géld pflégt man zú verschréiben* s. 73), und dann fügt er selber bei : der dichter habe diese verse gleichwol als regelrechte alexandriner gefühlt. wenn sie der dichter so gefühlt hat — und das ist nicht zu bezweifeln —, so dürfen wir nichts anderes in sie hineinfühlen; wir dürfen der sprache nicht mehr rechte einräumen, als ihr der dichter gegönnt hat. ferner drängt sich die frage auf: woher weifs Sp., dass in verseingängen wie *Weil der betrübte tag* . . die erste silbe den hauptton an sich reifse, wogegen in solchen wie *Komm! wage dich ins reich* . . 'schwebende betonung mit trennung der tonhöhe und tonstärke' eintrete? diese principielle unterscheidung spielt bei Sp. eine grofse rolle — keiner der zeitgenössischen verstheoretiker gibt den mindesten anhalt dafür. nebenbei bemerkt: ein zeugnis für 'schwebende betonung' — das älteste mir bekannte — ist vermutlich in Christian Weises 'Curiösen gedanken' (1692) s. 97 zu erkennen, wo zwischen dem accentus scansionis und dem accentus pronunciationis geschieden und der rat erteilt wird '*man thue der Scansion Gewalt, weil dieser geringe defect anderweit in der emphatischen Ausrede kan ersetzet werden*'.

Vieles hätte sich dem verf. klarer und besser dargestellt, hielte er nicht, dem allgemeinen irrtum folgend, den alexandriner für sechstactig. bei andern, die diese ansicht teilten, konnte ich bemerken, dass beim sprechen der verse die theorie dem richtigen gefühle unterlag : sie sprachen achttactige langzeilen. Sp. aber scheint mit der theorie ernst zu machen; wenigstens erklärt er, die cäsur bringe keine unterbrechung des regelmäfsigen wechsels von hebung und senkung (s. 58), und beim übergang vom weiblichen versschlusse zur nachfolgenden zeile entstehe eine daktylische, den iambischen rhythmus störende bewegung (s. 54). für den würklichen alexandriner trifft keines von beidem zu.

Berlin, 29 januar 1896. ANDREAS HEUSLER.

Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. ein denkmal von Heinrich Düntzer. Dresden, Dresdner verlagsanstalt (VWEsche), 1895. 124 ss. gr. 8°. — 2 m.

Es ist schwer zu sagen, wem Düntzer mit dieser schrift hat ein denkmal setzen wollen. wahrscheinlich seinen eigenen verdiensten, die er darin nicht müde wird zu preisen. künftige leser werden aber in ihr wol nur ein denkmal der verranntheit sehen, in welche ein verdienstvoller forscher am schluss seiner laufbahn geraten ist. man muss schon sehr scheelsichtig oder kurzsichtig geworden sein, um in Lorenz vortrag, nach D.s motto, 'etwas ungeheures zu sehn', das mit nichts zu vergleichen ist und wogegen man allgemeinen sturm läuten muss. Lorenz hat Goethes persönliche und amtliche stellung in Weimar mit dem blick des politischen historikers angeschaut und sich dadurch ein verdienst erworben. Goethes würksamkeit ist eine so vielseitige gewesen, dass es sehr wünschenswert und dankenswert ist, wenn männer der verschiedensten forschungsgebiete ihren anteil zur untersuchung und würdigung beitragen. der specielle Goetheforscher wird die ergebnisse eines KFischer, Helmholtz, Lorenz mit dank aufnehmen, er wird daneben nicht verlangen, dass diese gelehrten mit allen einzelheiten von Goethes lebensverhältnissen so vertraut seien, wie er selbst, und er wird, wo sie fehlen, sie kurz und sachlich berichtigen. anders verfährt D.; über jeden irrtum, der Lorenz unterläuft, schlägt er eine vergnügte lache auf, als ob es etwas ungemein komisches wäre, dass der autor der 'Geschichte Deutschlands seit dem interregnum', der 'Deutschen geschichtsquellen' und der 'Geschichtswissenschaft' in der Goetheforschung nicht so bewandert ist als D., der durch ein halbes jahrhundert sich ihr gewidmet hat.

Mein urteil über Lorenz vortrag mit seinen zutaten habe ich schon früher in dieser zeitschrift aussprechen dürfen, ich will hier nur widerholen, dass Lorenz sehr richtig das verhältnis Goethes und des herzogs auf dem gebiete der auswärtigen politik geschildert hat, auf welchem der herzog der überlegene war, dass er aber in begreiflich einseitiger ausprägung seines neu gewonnenen urteils nicht genügend anerkannt hat, wie Goethe auf dem gebiet der inneren verwaltung tatsächlich einen erziehenden einfluss auf den herzog geübt hat und noch mehr üben wollte. D.s angriff aber geht gar nicht so sehr von diesem zweiten puncte aus, als von einer allgemeinen entrüstung darüber, dass Lorenz das verhältnis des herzogs und seines lebenslänglichen freundes und dieners nicht als absolut einzigartiges behandelt, sondern nach den tatsächlich gegebenen verhältnissen zu beurteilen und darzustellen unternommen hat. aber dies ist gerade der vorzug der Lorenzschen behandlung. ergüsse über dieses verhältnis in tonart und stimmung der 50jährigen jubelfeier hatten wir schon genug gehabt; aber sie sind sicherlich nicht im sinne Goethes

gewesen, der sehr wol gewust hat, was 'freundschaft' zwischen souverän und untertan bedeute und sich viel sicherer in den mit bedacht behaupteten schranken seiner amtlichen und höfischen stellung fühlte als in der hingabe an eine von ganz unberechenbaren factoren abhängige, bald wärmere, bald kühlere 'freundschaft'. nur von den allerersten monaten nach dem eintreffen in Weimar kann man sagen, dass das verhältnis zwischen Karl August und Goethe ein rein persönliches, aufserhalb aller sachlichen bedingungen stehendes war; sobald Goethe in den staatsdienst trat, hat der historiker nicht nur das recht, sondern auch die aufgabe erhalten, aus den idealen höhen der sympathie der seelen auf den realen boden der würklichkeit hinabzusteigen. doch hiemit sind wir schon in die betrachtung von einzelheiten eingetreten und folgen dabei zweckmäfsiger dem gange, welchen D.s buch uns vorschreibt.

In dem, was D. über den fürstenbund und Goethes anteilnahme an seiner gründung vorbringt, ist nichts nennenswertes eignes enthalten; der weg ist ihm durch Bailleu vorgezeichnet; er versäumt aber auch hier nicht, bei jedem schritt dem behagen, mit dem er ihn nachtritt, ausdruck zu geben. dagegen ist er in den folgenden capp. 'Herr und diener?' und 'Goethe als erzieher und berater' ganz auf eigenem boden und trägt ein grofses material zusammen, um zu erweisen, dass Goethes und Karl Augusts verhältnis nicht mit dem titel 'Herr und diener' bezeichnet werden dürfe. die äufserungen der intimität von seiten des herzogs wollen an sich gar nichts besagen. derartige äufserungen sind in vielen fällen von fürstlichen personen bekannt geworden, welche eine erwiderung im selben stil sehr übel vermerkt hätten. so stand die sache freilich in Weimar nicht; Goethe konnte in einzelnen, mit bedacht und vorsicht gewählten momenten auch von herzen zu herzen zu seinem fürsten sprechen; aber wie selten sind diese momente gerade nach auskunft des von D. so viel herangezogenen tagebuchs gewesen; wie selten legt Goethes eintrag von dem bewustsein völliger beiderseitiger harmonie zeugnis ab! und die herrlichen distichen, welche ein classisches gesamtbild des ganzen verhältnisses geben, lassen wahrlich deutlich genug den 'herrn' hervortreten. — D.s hochgradige voreingenommenheit, welche freilich von seiner bona fides zeugnis ablegt, tritt besonders darin hervor, dass er unter den massenhaften einzelheiten ganz unbedenklich auch solche anführt, welche jeder unbefangene in Lorenz sinn deuten wird, während D. sie als seiner meinung günstig betrachtet. Goethe schreibt an seine mutter über den engen und langsam bewegten bürgerlichen kreis seiner vaterstadt, 'in der er immer unbekannt mit der welt geblieben sein würde!' inwiefern konnte das kleine Weimar gegenüber der handelsstadt Frankfurt die 'welt' repräsentieren? doch nur dadurch, dass Goethe hier den ihm bisher versagten blick

in den tatsächlichen gang der politischen dinge und ihrer leitung erhielt, welche damals, wie Lorenz sehr richtig hervorhebt, nur den leuten vom metier, nicht aber jedem friedlichen bürger durch parlament und presse eröffnet war. und wenn Goethe fortfährt: 'wie viel glücklicher war es mich in ein verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner seite gewachsen war, der ich durch manche fehler des übergriffs und der übereilung mich und andre kennen zu lernen gelegenheit genug hatte', so muste ein solcher ausspruch, so übertrieben sich darin auch die bescheidenheit äufsert, doch immerhin D. nachdenklich machen. aber er schreibt ihn hin, augenscheinlich ohne ein bewustein seines inhalts.

Der letzte abschnitt 'Goethe als leiter der kammer' lässt jede feste beziehung auf das thema, welches sich D. gestellt, vermissen. es ist eine chronologische aneinanderreihung von tatsachen und stimmungsberichten, aus denen sich nicht einmal ein klares resultat für die erkenntnis von Goethes leistungen ergibt; noch weniger geht daraus irgend eine widerlegung von Lorenz ansichten hervor, da das material sich der natur der sache nach meist auf die innere verwaltung bezieht, die äufsere politik nur nebensächlich berührt. so weit diese in den gesichtskreis tritt, wird ersichtlich, was D. widerum nicht zu bemerken scheint, dass Goethe den in die allgemeine reichspolitik eingreifenden bestrebungen des herzogs mit einer abweisenden kühle gegenüberstand, welche durch die tatsächlichen verhältnisse nicht gerechtfertigt war. ein durchaus normales selbstbewustsein, das keinen tadel zu fürchten braucht, trieb den herzog, seine zweifellos ungewöhnliche begabung im kreise seiner mitfürsten und auf einem weiteren militärischen felde zur geltung zu bringen. Goethe stand dem als bedächtiger, guter hausvater gegenüber; der schliefsliche erfolg aber hat Karl August recht gegeben.

Wenn wir das aussprechen, müssen wir vielleicht auch die entrüstung fürchten, mit der D. Lorenz als einen verkleinerer Goethes überschüttet hat? hoffentlich nicht! Goethes charakter zeigt sich gerade in dieser freiwilligen beschränkung aufs schönste; den ruhm des praktischen politikers aber hat der mann der weltumspannenden betrachtung und der höchsten geistigen schaffenskraft nicht notwendig. ja er würde durch ihn nichts gewinnen.

Rom, im januar 1896. O. Harnack.

Schillers dramatischer nachlass. 1 band: Schillers Demetrius. 2 band: Schillers kleinere dramatische fragmente. nach den handschriften herausgegeben von Gustav Kettner. Weimar, Böhlau, 1895. LXX und 312, X und 307 ss. 8. — 12 m.

Mit der herausgabe des Schillerschen nachlasses, zu der er sich durch jahrelange studien vorbereitet hatte, hat K. den kennern und freunden der deutschen litteratur grofse freude be-

reitet. der erste band, der vorher gesondert als jahresspende der Goethe-gesellschaft erschienen war, ist ein selbständiges werk mit eigner litterarhistorischer einleitung; der zweite, dem eine solche einführung fehlt, zieht das resultat aus all jenen aufsätzen und programmen, die K. in den letzten jahren den entwürfen Schillers gewidmet hat und die ich in den Jahresberichten für neuere deutsche litteraturgeschichte kurz besprochen habe. es genügt zu sagen, dass dieser zweite band die fragmente in sorgfältiger neuordnung bringt und eine ausgezeichnete grundlage für alle ferneren untersuchungen bietet.

Die schwierigsten probleme aber stellt der erste band. hier ist ein stück redlicher gelehrtenarbeit geleistet; K. hat die verwirrende menge der Demetrius-entwürfe von ganz neuen gesichtspuncten aus geordnet. und wenn ihm dabei nicht alles gelungen ist, so dient ihm die schwierigkeit seiner aufgabe hinlänglich zur entschuldigung. möchte denn der sorgsame hsg. in dieser recension, auch wo sie seinen resultaten widerspricht, vor allem das interesse für seine leistung erkennen.

So kleinlich es erscheinen mag, die besprechung muss mit der richtigstellung einzelner druckfehler und gröfserer irrtümer beginnen; denn text und apparat muss erst unanfechtbar sein, ehe die untersuchung einsetzt. manches hat ja schon K. am ende des 2 bandes verbessert; ich füge hinzu : XIII 6 v. u. st. 'geschichten' lis 'geschichte'; 214, 15 st. *Anna* l. *Arina* (eine conjectur, die mir K. auch brieflich durch ein facsimile bestätigt hat); 215, nach 20 : sollte hier nicht *b* zu ergänzen sein? 231, 20 ist *lebens* wol nur schreibfehler für *lohnes*; 255, 8 st. *Oholnitscha* doch *Okolnitscha* zu lesen; 276, 32 ist wol nicht 706, sondern 716 zu lesen; 276, 40 st. 392 l. 329; 279, 1 st. 853 l. 852; 299, 21 st. *EA* doch wol *LA*; 305, 18 st. 200, 5 = M. 248 l. 199, 5 = M. 248; 305, 37 st. 204, 19 l. 204, 20; 305, 41 st. 3 l. 2; 309, 15 st. 189 l. 198; 309, 15f st. 205. 206 doch wol 203. 204 zu lesen; 311, 31 st. [28 = O. 133?] l. [28 = O. 148], die form *Gosten* findet sich O. 219. 268. 269; 312, 3 st. 33 = O. 249 l. 33 freier zusatz Schillers; 312, 18 st. 236, 16—237, 4 l. 256, 16—257, 4; 312, 20 st. 7 = O. 300 l. 8. 9 = O. 300; 312, 21 st. 26—31 l. 25—31; 312, 29 : zu 'quelle? 258, 17 = Levesque III 60' füge hinzu : Ol. 221 [*Das weifs Gott und der Grofsfürst*].

Wie man sieht, kann ich einige verbesserungen nur als conjecturen bezeichnen; denn so sehr ich mich bemüht habe und so grofs das entgegenkommen Suphans war, so konnten doch die kostbaren Demetriusblätter mir nicht zur einsicht gesant werden. das bitte ich auch bei ferneren correcturvorschlägen zu berücksichtigen. indem ich alles geringfügige bei seite lasse, hebe ich fünf bedenken hervor:

a) eine anzahl von hss. unter dem Demetriusnachlass hat K.

mit der sigle r bezeichnet, weil sie abschriften von Rudolfs hand seien. die bemerkung kann leicht irre führen. wenn wir unter 'abschrift' die wortgetreue schriftliche widerholung einer vorlage verstehn, so ist die hs. r für die vv. 1175—1206 (s. 280 : aufz. II sc. 1) keine abschrift. wir besitzen ja hs. B, in der wir die directe vorlage Rudolfs zu erkennen hätten, und sehen zb. bei den vv. 1205 f, dass Rudolf das original nicht einfach copiert, sondern verändert hat. das durfte sich der treue nicht herausnehmen; auch müsten dann ja die beiden letzten prachtvollen zeilen vom monolog der Marfa, die Schiller anfangs gar nicht gelingen wollten, eine schöpfung seines dieners sein. es bleibt — da in dem hss.vorrat keine lücke ist; denn nie haben die erben Schillers eine letzte niederschrift des dichters weggeschenkt — nur die eine deutung übrig : wir haben hier zwar eine niederschrift Rudolfs, aber keine abschrift; vielmehr sicher ein dictat Schillers unter benutzung seiner eignen letzten hs. B. dadurch gewinnt diese hs. r wesentlich an wert; und wir erkennen: nicht nur, so lange er die feder halten konnte, hat Schiller am Demetrius gedichtet, sondern auch im krankenstuhl noch galt seine sorge der grofsen schöpfung.

Die ganze masse der hss. aber werden wir am besten gliedern in

1) eigenhändiges von Schiller, und zwar älteste kladden (A), jüngere kladden (B) und reinschriften (R).

2) dictate, niedergeschrieben von Charlotte oder Rudolf.

3) abschriften von Charlotte, Caroline und Rudolf.

b) 264, 10 sagt K., marginalien seien unter dem text gedruckt. er hätte lieber, um alle zweifel zu verhüten, sagen sollen, 'selbständige marginalien'. denn jetzt stutzt man, immer wider kleine randbemerkungen hinten im apparat zu finden (295, 9; 306, 40; 307, 9. 27. 31. 33 uö.).

c) beim hss.verzeichnis für die reichstagsscene (s. 264) ist nicht alles in ordnung. die hs. R, die s. 343—366 enthält, kann doch nicht aus zwei in einanderliegenden bogen bestehn, sondern muss sechs enthalten. ferner : wenn hs. A zu dieser scene die vv. 1—124 und 164—252 enthält, wie vereint es sich dann damit, dass nach 264, 35 die vv. 1—11 in A fehlen? und wie kann anderseits s. 268, 15—28 A, das doch hier eine lücke hat, laa. zu den vv. 152—164 bieten?

d) ebenso kann das studienheft (s. 304), das unter mitrechnung des halben umschlags s. 115—176 umfasst, nicht 30 bogen, sondern nur 30 blätter = 15 bogen enthalten.

e) schliefslich ist auch bei der gruppe 'Collectanea' (s. 309) einiges unklar : wenn der mitgezählte umschlag und sein inhalt s. 177—208 umfasst, so müssen doch nicht sechs bogen (309, 9), sondern sieben hineingeheftet sein. und sollte die zeile 309, 25 'daran angeheftet und nur auf der ersten seite beschrieben' nicht erst vor zeile 28 stehn?

Soviel zur beschreibung der hss. zu ihrer beurteilung wäre durchgehends eine untersuchung nötig gewesen, an die K. nur in seltenen fällen herangetreten ist: nämlich, ob ein fragment, das K. als ein geschlossenes ganze abdruckt, tatsächlich in einem zuge niedergeschrieben ist, oder ob man einen ursprünglichen kern und spätere zusätze erkennen kann. in einzelnen fällen gibt K. darüber rechenschaft; meist aber bleiben wir im unklaren. und doch ist für hundert auftauchende fragen die entscheidung über die entstehung einer hs. unerlässlich. bisweilen sieht man ja aus dem inhalt, dass ein abschnitt niederschriften aus verschiedenen zeiten enthält. als Schiller das personenverzeichnis K. 88, 10ff entwarf, da sollte der erste act nur die Samborscenen enthalten; das gleich darauf folgende scenar stammt aber aus einer zeit, als auch der reichstag noch im ersten aufzug sich abspielen sollte. K. 109 geht mit z. 19 eine seite der hs. zu ende; mit z. 20 beginnt ohne zweifel ein ganz neuer ansatz, der mit einer im vorhergehnden ausgelassenen scene anhebt. das hätte auch durch den druck angedeutet werden müssen. 207, 12 ist der name *Lodoiska*[1] ohne zweifel ein später zusatz, den Schiller beim widerdurchlesen seiner hs. machte. und als nun gar der dichter die schlussscene seines ursprünglichen Samboractes ans ende des reichstages stellen wollte, da hat er im scenar (s. 129ff) grofse partien seiner ältern niederschriften durchcorrigiert und dem neuen zweck angepasst. wo aber diese neue redaction einsetzt, wo älteres aufhört und jüngeres beginnt, erfährt man leider aus dem apparat bei K. nicht; annähernd nur kann man vermuten, dass 129, 21ff. 131, 31ff. 132, 26ff correcturen und zusätze sind, durch die die alten Samborscenen für den reichstag tauglich werden sollten. für diese und manche andre stellen ist eine revision der hss. und ein bericht darüber nötig. an der veränderten schrift und tinte, eventuell unter zuhülfenahme der photographie, wird man die zusätze wol erkennen können.

Es kann nun nicht die aufgabe einer anzeige sein, die ganze arbeit Schillers am Demetrius mit benutzung des neuen materials zu charakterisieren. da ich aber hoffe und wünsche, dass sich die forschung in der nächsten zeit zu ihrem eignen nutzen öfter mit diesem stoff beschäftigen möge, so greife ich einige probleme heraus, die mir wichtig scheinen und an die sich weiter anknüpfen lässt. möchten die berufenen sich über die untersuchungen, die ich, unfertig wie sie sind, zur discussion stelle, äufsern; erst widerholte prüfung und nachprüfung kann uns ein klares bild von Schillers arbeitsweise geben. ich verwerte die

[1] ich will hier nur im vorübergehn bemerken, dass die vermutung K.s, Lodoiska sei 'eine auch im namen nur leicht polonisierte Lotte', selbst in der abschwächung s. XII unhaltbar ist. seitdem 1791 Cherubinis grofse oper 'Lodoiska' erschienen war, kehrt in den opern der neunziger jahre dieser name für liebende Polinnen mehrfach wider.

resultate der übungen, die ich im verflossenen winter im germanistischen seminar veranstaltet habe und an deren gewinnung besonders die herren dr Goebel, WJahn, CKrauss, EAMeyer aus Angerburg (Ostpreufsen) und Ernst Meyer aus Rinteln beteiligt sind.

Die quellenbenutzung ist jedesfalls so vor sich gegangen, dass Schiller, der von dem allgemeinen des stoffes natürlich unterrichtet war, sich erst über die historischen ereignisse klarheit verschaffte, dh. die wichtigsten geschichtschreiber studierte. und zwar dürfte er Levesque früher gelesen haben als Müller und Treuer, denn in die frühesten excerpte aus Müller mischt sich 200, 1 offenbar aus dem gedächtnis eine notiz aus Levesque. das buch von Müller hat Schiller zweimal gelesen : zuerst, wie es scheint, nur in bruchstücken; vgl. s. 199—204. später machte er sich (s. 227—230) noch einmal ein inhaltsverzeichnis aus dem ganzen verlauf der erzählung vom falschen Demetrius. und dann erst, als er der ausführung sich näherte, suchte er seiner phantasie concrete bilder russischer sitten und zustände in gröfserer menge zuzuführen und studierte besonders seit nov. 1804 Olearius. dass Schiller Treuer früher als Olearius gelesen hat, beweist die stelle 256, 3, die doch wol eine reminiscenz aus Treuer (vgl. 245, 13) ist und nicht, wie K. meint, aus Voltaire sich unter die Olearius-excerpte verirrt hat.

In der auffassung von Schillers verhältnis zu seinen quellen kann man K. im ganzen recht geben. nur möchte ich nach reiflicher prüfung Levesque doch nicht gar so sehr in den vordergrund rücken. zu der frage nach der echtheit des Demetrius muste Schiller annähernd in der weise stellung nehmen, wie er es tut, wenn er nicht den Czarewitsch entweder zum helden eines dramas untauglich oder zu einem doppelgänger des Warbeck machen wollte. bei solcher beurteilung aber muste ihm besonders das buch des Thuanus sympathisch sein, das ich deshalb an mafsgebende erste stelle bringen möchte. erst in zweiter linie stehn die drei werke von Levesque, Müller und La Rochelle: Levesque (wie auch K. hervorhebt) besonders mit dem hinweis auf die entscheidende wichtigkeit der ersten begegnung zwischen Marfa und Demetrius; Müller wegen der fülle kleinerer notizen; La Rochelle deshalb, weil seine schlechte novelle doch vermittelst einiger effectvoller bilder Schillers phantasie befruchtete. —

K. hat den druck der Demetrius-papiere so eingerichtet, dass er vom vollendeten zum minder vollendeten schreitet. die fertigen scenen machen den anfang. es folgen die skizzen und entwürfe, die in drei gruppen zerlegt sind : 1) eine reihe loser skizzenblätter, die sich hauptsächlich mit den später getilgten Samborscenen beschäftigen; 2) ein grofses geheftetes scenar über das ganze stück; 3) eine gruppe einzelner entwürfe zu den beiden ersten acten jüngster fassung (consequenterweise hätten diese

am anfang der abteilung stehn müssen). erst dann gelangt K. zu den vorstudien, die in ein (äufserlich) zusammenhängendes studienheft und eine sammlung loser collectanea zerfallen. 50 ss. anmm. machen den beschluss.

Das ist eine sehr zweckmäfsige anordnung. der laie wird sich meist darauf beschränken, die erste abteilung zu lesen. wer aber das buch weiter durchstudiert, wird immer tiefer in die sorgen des künstlers eingeführt. dem forscher allerdings bleibt nichts übrig, als für seine zwecke von fall zu fall eine neuordnung zu machen. die strengste forderung wäre die, alle fragmente bis ins einzelne chronologisch zu ordnen. das gäbe ein treues bild von Schillers production. aber die aufgabe ist nie zu erfüllen, denn erstens hat Schiller stets an mehreren der jetzt abgegrenzten hss.convolute gleichzeitig gearbeitet, und zweitens hat er auf vielen blättern, wenn er sie später wider durchlas, nachträge gemacht, die sich der genauen datierung völlig entziehen. aber ein stück weiter als K.s ausgabe können wir doch noch gelangen. ein paar beispiele mögen das zeigen:

Ist das 'studienheft' würklich von anfang an ein heft und éin heft gewesen? dass es nicht in einem zuge fortlaufend geschrieben ist, hat K. schon gezeigt; manche der seiten, die nach der voreiligen alten, von Goedeke angenommenen, von K. am rande verzeichneten paginierung[1] gerade zahlen tragen, dh. also linke seiten des heftes sind, enthalten selbständige nachträge, zum teil aus ganz später zeit (K. 204, 14 ff. 227, 1 ff usw.). aber betrachtung des inhalts führt noch weiter. das heft (wenn es von anfang an geheftet war) enthielt zuerst von den jetzigen 15 bogen nur die äufsern sechs, diejenigen, die nach Goedekes paginierung die zahlen 117—128 und 165—176 tragen. diese 24 ss. hat Schiller (stets mit gelegentlicher freilassung linker seiten) wol der reihe nach beschrieben. als er aber auf s. 170 angelangt war, sah er, dass der platz nicht ausreichte. er fügte daher weitere 9 bogen ein, die eigentlich ihre stelle nach s. 170 hätten finden müssen, die aber bequemer mit einem nadelstich zu heften waren, wenn sie zwischen die seiten 128 und 165 eingereiht wurden. das klingt im ersten moment wie eine sehr künstliche construction, ist aber in der tat ein sehr einfacher vorgang. der beweis nun, dass würklich die ss. 117—128 und 165—170 den älteren, die ss. 129—164 und 171—176 den jüngeren teil des heftes bilden, ligt darin:

1) im älteren teil schwankt Schiller noch in betreff des na-

[1] ich will diese alte schlechte paginierung der kürze halber Goedekes paginierung nennen, obwol nur zu erweisen ist, dass er sich nach ihr gerichtet hat, nicht dass sie von ihm herrührt; sie kann recht gut der inventarisierung halber im alten Schillerarchiv vorgenommen sein. danach trägt das studienheft aufser dem zur hälfte erhaltenen umschlag (= 115. 116) die seitenzahlen 117—176 (K. 199 ff).

mens der späteren Lodoiska. 127 (K. 207, 12) : *Martha*, *das Mädchen* (*Lodoiska* ist, wie man auf den ersten blick sieht, ein späterer nachtrag). 127 (K. 207, 34) : *Anna*. 128 (K. 208, 33): *Paulina*. oder er braucht umschreibungen ohne namen. 126 (K. 207, 18) : *liebende Pohlin*. 126 (K. 208, 22) : *erste Geliebte*. 129 (K. 209, 35) : *die gemeine Polin*. 129 (K. 210, 4) : *von einem unschuldigen Mädchen*. 170 (K. 238, 25) : *eine Pohlin aus niedrigem Stande*. scheinbar widersprechen zwei stellen : 170 (K. 239, 6) : *Lodoiska*. aber da zeigen die laa., dass ursprünglich hier der name *Anna* stand. 124 (K. 204, 16) : *Lodoiska*. aber diese ganze stelle, die auf einer linken seite steht, ist, weil Schiller hier schon bis zur acteinteilung gelangt ist, offenbar ein späterer eintrag. — in allen späteren partien des heftes findet sich der name 'Lodoiska' entschieden und häufig.

2) das motiv von dem fabricator doli (der ausdruck aus Virgil, Aen. II 264) ist s. 120 (K. 201, 17 f) und 166 (K. 236, anm. 1, nr 8) noch ganz formlos; ähnlich 165 (K. 235, 26 ff), 169 (K. 238, 15 f) und 170. zwar gewinnt noch in dem älteren teil die figur festere umrisse : s. 125. 127. 128. aber erst in dem später eingeschobenen teil (s. 138. 139. 141. 142. 143. 144) ist die gestalt des rachsüchtigen geistlichen herausgearbeitet. und s. 154 und 160, in ganz späten partien, hat er den namen Otrepiew, Utrepeia.

3) ebenso ist in dem als älter angenommenen teil die rolle, die Demetrius in Sambor spielen sollte und über die sich Schiller sehr früh klar wurde, noch unbestimmt : 117 (K. 200, 1 f); 167 (K. 237, 6 ff); 168 (K. 237, 17 ff).

Ob nun mit dieser einen verschiebung der inneren 9 bogen alles getan ist und ob man nicht vielleicht das ganze studienheft in seine teile auflösen muss, das wage ich bis jetzt nicht zu entscheiden.

Noch mehr zweifel tauchen bei der einordnung der losen blätter auf. K. hat die 'skizzen' s. 83—113 mit nr 1—10 bezeichnet; offenbar glaubt er sie chronologisch aufgeführt zu haben. ich kann seinen resultaten nicht beistimmen. nr 1 ist keine vorläufige orientierung über den gang der handlung; sondern der dichter ist hier bei den letzten scenen angelangt und hält einen rückblick. daher schliefst sich das blatt an die skizze 6 an. nr 2 und 3 möchte auch ich mit K. für sehr frühe entwürfe halten, und ebenso nr 4. 5. 6 zu einer gröfseren gruppe zusammenfassen. der skizze 7 ist dadurch ihre stelle gegeben, dass sie eine summierung von 5 und 6 ist. dagegen halte ich nr 8, eine merkwürdig zerfahrene skizze, für eine frühe niederschrift, die etwa zwischen 3 und 4 einzureihen wäre. nr 9 und 10 gehören eng zusammen; ich stelle sie mit K. an den schluss. somit ergäbe sich nach meiner ansicht die reihenfolge : 2. 3. 8. 4. 5. 6. 1. 7. 9. 10.

Aber das scheint eine anordnung nach dem flüchtigen ersten

eindruck zu sein; es gilt eine möglichst exacte probe zu machen. ich verfolge zu dem zweck einige motive, die bei Schiller eine consequente fortbildung erfahren haben, und bezeichne bei jedem von ihnen die unfertigste, am frühesten vom dichter aufgegebene form mit a, die weiterbildung, die nachweisbar später bei der ausführung verwertet wurde oder werden sollte, mit b (oder wenn wir 3 phasen haben, die mittelstufe mit b, die letzte fassung mit c). ordne ich dann die resultate tabellarisch, so ist es selbstverständlich, dass die skizzen, denen die meisten motive in der fassung a zugewiesen werden, die ältesten sind; dagegen die jüngsten diejenigen, denen die meisten motive in der fassung b angehören. fünf motive sind für solche feststellung geeignet; aus den übrigen ergeben sich keine sichern schlüsse.

1) die einführung des bruders der Lodoiska (Br.):
 a : ein namenloser bruder der Lodoiska soll ohne früheres erscheinen plötzlich bei der katastrophe auftreten.
 b : ein namenloser bruder soll schon im 1 act und dann wider am schluss des dramas eingreifen.
 ab : Schiller ist im zweifel, ob er sich für a oder b entscheiden soll.
 c : der bruder bekommt endlich den namen Casimir.

2) die einführung der russischen flüchtlinge (Ru.):
 a : wenn Demetrius bereits als sohn des Czaren erkannt ist, treten die Russen erst auf und bestätigen nur das, was man bereits weiſs.
 b : die Russen erscheinen vor der erhöhung des Demetrius und führen ihrerseits die entdeckung herbei.

3) die schwestern der Marina (Schw.); aus ihrem auftreten vor oder nach dem tod des Palatinus, vor oder nach der erhöhung des Demetrius ist nichts zu schlieſsen:
 a : die schwestern treten nur als gruppe von personen auf.
 b : sie haben namen erhalten, was bei Schiller immer darauf deutet, dass er die einzelnen personen schon mit individuellen zügen ausgestattet hat.

4) das kleinod (Kl.):
 a : Lodoiska empfängt es und bringt es dem Woiwoden.
  a[1] : es handelt sich nur um ein kreuz.
  a[2] : es handelt sich auch noch um andre erkennungszeichen.
 b : Demetrius gibt das kleinod zwar der Lodoiska; aber Marina, die beherschende frauengestalt, ist es, durch deren vermittlung es in die hände des Woiwoden (und der Russen!) gelangt.
 ab : Schiller schwankt zwischen a und b.

5) die charakteristik der Marina, die sehr consequent fortschreitet (M.):

ab : Schiller ist unentschieden, ob liebe oder ehrgeiz das motiv ihres handelns sein soll.

a > b : Schiller sucht ihre handlungsweise anfangs aus einem gefühl von liebe oder zärtlichkeit abzuleiten, gelangt aber während der niederschrift gerade dieser skizze dahin, nur den ehrgeiz für die triebfeder ihrer entschlüsse zu erklären.

b : Schiller leitet all ihr tun und treiben einzig aus ihrem ehrgeiz ab.

und nun die tabelle:

die skizzen nach Kettners anordnung.	motive.					resultat die neuordnung.
	Br.	Ru.	Schw.	Kl.	M.	
1	c	b				7 stelle.
2	a	a	b?	a^1	ab	1 „
3	a		a		ab	2 „
4		b	a	a^2b	a > b	4 „
5	b	b		b		5 „
6	ab					6 „
7	b	b		b		8 „
8			a		ab	3 „
9	b	b	a	b		9 „
10	b	b	ab	b?	b	10 „

man sieht, auch nach dieser controle ordnen sich, wenn man die numerierung K.s beibehält, die skizzen in der reihenfolge: 2. 3. 8. 4. 5. 6. 1. 7. 9. 10.

Die weiteren aufgaben, die sich an den Demetrius knüpfen, kann ich nur kurz skizzieren. es ist selten genügend hervorgehoben, in wie kurzer zeit (alles in allem 20 bis 21 wochen) Schiller die sämtlichen vorliegenden fragmente des Demetrius ausgeführt hat. in vier phasen gliedert sich seine arbeit:

Die erste umfasst 6½ wochen und reicht vom 10 märz (calendereintrag) bis 26 april 1804 (reise nach Berlin); schon hier wird die arbeit viel gestört durch krankheit in der familie. wir haben wol in diese zeit die ersten collectaneen aus Treuer, Levesque, Müller usw. zu setzen; auch gehört wol diesen wochen das erste (später zu klein befundene) studienheft an, vielleicht auch die frühsten skizzenblätter.

Die zweite phase von 7½ wochen reicht vom 21 mai (rückkehr aus Berlin) bis zum 12 juli 1804 (beginn der arbeit an der

'Prinzessin von Celle'). ihr folgt die lange unterbrechung durch die reise nach Jena. die schwere erkrankung und langsame genesung. diesem zeitraum gehören vielleicht noch einzelne collectanea an. das studienheft wird erweitert durch neun eingefügte bogen und wahrscheinlich bis auf vereinzelte nachträge zu ende geführt. die letzten teile des heftes gehn schon, wie die motive zeigen, über einige der frühesten skizzenblätter hinaus. um sich nicht zu verzetteln, legt sich Schiller ein zweites grofses heft in dieser zeit an, das scenar, in das er, zum teil mit beibehaltung des wortlauts, alles einträgt, was auf den einzelnen skizzenblättern vorläufig seine letzte fassung erhalten hat.

Erst mit dem winter gelangen wir zur dritten arbeitsphase, die bei geringer arbeitskraft nur drei wochen umspannt. der einzug der Maria Paulowna, der erfolg der 'Huldigung der künste' hatten günstig gewürkt; seit dem 12 nov. 1804 geht Schiller vorsichtig wider an die arbeit. aber schon am anfang des december muss er die feder niederlegen, und die wintermonate bis ende februar sind für den Demetrius verloren. diese traurige zeit ist jedesfalls die periode des immer erneuten, vergeblichen ringens mit den Samborscenen. die collectanea werden zu ende geführt, denn erst aus dem ende nov. 1804 können die excerpte aus Olearius stammen. das studienheft, das als geheftetes ganze stets ein schwerfälliges corpus war, wird bei seite gelegt. Schiller mag es zeitweilig zum nachschlagen wider hervorgesucht haben; aber es lag nicht mehr beständig zur hand. deshalb schreibt er sich jetzt aus dem studienheft den stammbaum der Romanows noch einmal auf den umschlag des scenars (K. 299 und 305). lose skizzen, entwürfe und das scenar spielen von nun an die hauptrolle.

Endlich tritt Schiller mit dem frühling 1805 in die vierte arbeitsphase; im märz und april ist er bei der arbeit. aber (vgl. K. 301) man greift wol schon zu hoch mit der annahme, dass er auch nur die hälfte dieser tage würklich hat ausnutzen können, eine gesamtsumme von etwa vier wochen. in dieser zeit tritt nach einer musterung der alten entwürfe die reichstagsscene an den anfang des stückes.

So erscheint mir im grofsen ganzen die geschichte der Demetriusdichtung. und die aufgabe der forschung ist nun, die einzelnen fragmente diesen vier arbeitsphasen zuzuweisen. auf eins der wichtigsten hilfsmittel zur datierung will ich am schluss noch hindeuten: die acteinteilung des dramas. sie hat Schiller grofse schwierigkeiten gemacht, viermal hat er sie geändert. auch hier will ich die resultate einer ersten untersuchung zur begutachtung vorlegen:

1) anfangs dachte Schiller an ein fünfactiges stück; darauf weisen im studienheft die nrr 4. 2. 16. nr 4 ist wol das älteste schema; die scenenfolge des ersten actes ist hier noch ganz un-

klar; Demetrius entdeckt, dass er czar ist, noch ehe er den starosten (palatinus) getötet hat; die begegnung zwischen Marfa und Demetrius ist von der scene, in der Demetrius seine geburt erfährt, durch einen actschluss getrennt. der grund, weshalb Schiller diese erste fünfteilung aufgegeben hat, ist in der disposition des stückes zu suchen : der höhepunct, die scene, in der der fabricator doli dem Demetrius seine wahre herkunft enthüllt, fiel in diesen entwürfen immer erst in den vierten act.

2) deshalb erwog Schiller im fortgang der arbeit eine einteilung in vier aufzüge (studienheft nr 18; skizzen 2. 3. 1; scenar nr 13). es zeigt sich ein gewisses schwanken; im studienheft nr 18 ist erst durch striche die einteilung in vier aufzüge festgelegt; die grenzen der acte variieren, der reichstag ligt entweder im 1 oder 2, Boris tod entweder im 2 oder 3 act. immer aber ist der höhepunct des dramas inmitten des 3 aufzuges erreicht; und unmittelbar daran schliefst sich die begegnung des usurpators mit seiner mutter.

3) bei der vierteilung wuchs der vierte act, der die sämtlichen scenen in Moskau enthielt, ins ungeheure. teilte man diese grofse scenenfolge in zwei hälften, dh. in eine vorbereitung und eine ausführung der katastrophe, so ergab sich eine neue einteilung in 5 acte, bei der aber nun der höhepunct im 3 lag. einen solchen versuch, den 5 act zu halbieren, zeigt das scenar nr 13 (K. 120. 121). sonst haben wir von dieser zweiten fünfteilung nur vereinzelte andeutungen in den skizzen nr 5. 6. 1: K. 96 anm. 1. 101, 7—12. 84, 22 ff.

4) bisher stehn immer noch die Samborscenen am eingang des stückes. der nächste schritt führt zu dem fünfactigen drama, das mit dem reichstag beginnt und dessen höhepunct wider der 3 act ist. für diese einteilung haben wir keine ausdrücklichen belege; doch lässt sich nach allem vorhergehnden schliefsen, dass zwei acte die vorbereitung, der dritte den höhepunct, die beiden letzten den niedergang bringen sollten (I. reichstag und Marinascenen; II. Marfa. Demetrius an der grenze; III. tod des Boris. Demetrius in Tula; IV. scenen in Moskau bis zur hochzeit; V. katastrophe). man sieht, dass man diese letzte, architektonisch strenge gliederung auch, wie bei jedem sorgfältig gebauten drama, als eine dreiteilung auffassen kann. und in der tat hat Schiller sicher der bequemlichkeit halber bisweilen ganz allgemein mit einer solchen dreifachen gliederung in aufsteigende, gipfelnde und absteigende handlung gerechnet. sonst wüste ich wenigstens die rätselhafte eintragung K. 301 in der mitte nicht zu deuten. Schiller berechnet hier die gesunden tage, die er braucht, wenn er sein stück mit dem reichstag beginnen lässt. die 1 columne mit der summe 32, die neben K. 131, 36—132, 6 stehn müste, schätzt die reichstags- und Marinascenen ab. aber dieser teil der handlung wird zu ausgedehnt, Schiller reduciert ihn in columne 2

und 3 zu einem arbeitspensum von 16—18 tagen. rechnet er den 2 teil der aufsteigenden handlung hinzu, so ergeben sich ihm 39 tage, für die gipfelnde handlung 24, für die absteigende 25, summa 88 tage. so deute ich die 4 columne. aber Schiller corrigiert sich noch einmal: für den reichstag setzt er ein mittleres mafs zwischen 18 und 32 tagen, nämlich 25 an, für die beiden scenen des Demetrius an der grenze je $2^1/_2$, für die Marfascenen 6; das ergibt für die aufsteigende handlung 36 tage; dazu für die gipfelnde 29, für die absteigende 28, summa: 93 tage. und diese 93 tage verteilt dann der dichter auf die monate märz bis november 1805 in columne 5.

Später, offenbar als der reichstag so gut wie vollendet war, machte Schiller über den teil des dramas, der nun noch zu dichten war, eine neue berechnung, die natürlich nicht pedantisch genau, wol aber in allen wesentlichen zügen zu meiner eben vorgetragenen deutung stimmt. er benutzte zu diesem überschlag eine leer gebliebene linke seite des studienheftes (K. 227), begann natürlich nun mit den Marfascenen, für die wider 6 tage angesetzt werden, und gelangte schliefslich zur summe von 75 tagen, die zusammen mit der frist für die reichstagsdichtung wider die erforderlichen 93 tage für die gesamte arbeit ergeben. die hypothese, dass wir es in jenem eintrag ins studienheft mit einem Demetrius-drama zu tun hätten, das mit den Marfascenen beginnen und im 2 act demnach nichts als den tod des Boris enthalten sollte, hat K. wol inzwischen selbst wider aufgegeben.

Marburg, märz 1896. ALBERT KÖSTER.

LITTERATURNOTIZEN.

Öttingen-Wallersteinische sammlungen in Maihingen. handschriftenverzeichnis, I hälfte, herausgegeben von dr G. GROPP, f. bibliothekar Nördlingen, Reischle, 1897. 36 ss. 8⁰. 1 m. — der vf. mahnt uns im vorwort, des grundsatzes zu gedenken, dass das bessere der feind des guten sei. in der tat wird man an diesen katalog nur mit den bescheidensten anforderungen herantreten dürfen. die schuld trifft allerdings nur zum kleinern teil herrn G., zum gröfsern die verhältnisse, unter denen er arbeiten muss, und — hier berühre ich ein weitverbreitetes übel — die zahlreichen benutzer der Maihinger codices, die nur ungenügende oder gar keine kunde über ihre gelehrte ausbeute in das mit litterarischen hilfsmitteln nicht eben reich ausgestattete schloss im Ries zurückgelangen liefsen. so hat denn der vf. auf litteraturnachweise verzichten müssen, und er hätte gut getan, sich ihrer ganz und gar zu enthalten, denn was soll man dazu sagen, wenn sich bei der berühmten Fierabrashs. (nr 728) nur die notiz findet 's. Dietz Der troubadour, 1 aufl.'? oder wenn bei der hs., die uns am nächsten ligt, der Nibelungenhs. *a*, zwar Könnecke und Holtz-

mann, aber nicht vdHagen und Zarncke angeführt sind? die mitteilungen der Historischen commission resp. der Städtechroniken, des Neuen archivs über Maihinger mss. werden ebensowenig erwähnt, wie das von Bartsch Germ. 8, 48—51 gegebene verzeichnis der deutschen handschriften, das eingehnder ist, als das hier s. 26 f — auf dem raum einer einzigen seite! — gebotene. gleichwol werden die gelehrten auch aus diesem etwas magern, aber dafür übersichtlichen excerpt, in welchem der inhalt der sammelbände aufgelöst und auf 18 rubriken (XVII und XVIII, jurisprudenz und theologie, stehn noch aus und sollen ein zweites heft bilden) verteilt erscheint, vielfachen nutzen ziehen. der germanist darf sich natürlich nicht auf die rubrik 'Litteratur und litteraturgeschichte' beschränken: er wird beispielsweise unter der 'Alten geschichte' neben den darstellungen der Troja- und Alexandersage auch den Apollonius, die Gesta Romanorum, die Sieben weisen meister und die Sibyllen finden. E. Sch.

Das Nibelungenlied, Siegfried der schlangentöter und Hagen von Tronje. eine mythologische und historische untersuchung von Fredrik Sander. Stockholm, PANorstedt (Berlin, RFriedländer), 1895. 124 ss. 3,60 m. — leider habe ich widerum ein buch von hrn Sander anzuzeigen. es ist mir unerfindlich, was der schreibselige mann mit seiner schriftstellerei für absichten verfolgen möchte. aufser den titeln gibt seinen büchern nichts das anrecht auf beachtung an dieser stelle. das vorliegende scheint als vorläufer einer schwedischen übersetzung des Nibelungenliedes gedacht zu sein (s. 19), und es ist ja sehr erfreulich zu wissen, dass der übersetzer das bedürfnis fühlte, sich mit den forschungen über das Nibelungenlied bekannt zu machen. das ergebnis war, dass S. in der hs. C den besten text gefunden hat (s. 22), dass nicht blofs Etzel, die Burgunderfürsten, Dietrich von Bern, sondern auch Siegfrid und Hagen historische figuren sind, dass Heinzel mit der gleichung Aetius = Hagen recht hatte, dass herr Sander den faden weitergesponnen und für Siegfrid auf Alarich geraten hat. möchte herr S. nur wenigstens so viel einsehen mit seinen landsleuten haben, dass er es mit der Nibelungenlied-übersetzung nicht macht wie mit seiner Eddaübersetzung und sie mit den 'gelehrten' beigaben, die in dem vorliegenden buch untergebracht sind, verschonen.

Kiel. Fr. Kauffmann.

Apollonius von Tyrus, untersuchungen über das fortleben des antiken romans in spätern zeiten. von S. Singer. Halle a. S., MNiemeyer, 1895. 228 ss. 8°. 6 m. — der ursprünglich griechisch geschriebene roman von Apollonius von Tyrus ist verloren gegangen, aber seine frühe lateinische übersetzung hat alle andern erotisch-sophistischen erzählungen des hellenismus an würkung auf die poesie des mittelalters und darüber hinaus übertroffen. und wenn sein einfluss auf die grofse litteratur mit

Shakespeares Pericles, fürst von Tyrus, im wesentlichen erschöpft war, in dem volkstümlichen verschiedener länder spielte er lustig weiter bis in unser jahrhundert. gestützt auf ein reiches material, legt S. in einer fleifsigen untersuchung zum ersten mal dieses weitverzweigte stromnetz dar. er verfolgt dessen einzelne flufsläufe durch die varianten der handschriften und drucke hinauf bis zu der alten quelle. auf ein zusammenfassendes urteil über die gesamtcomposition auch der wichtigeren werke und über deren verhältnis zu andern quellen, das ihm ja auch ferner liegt, lässt er sich weniger ein. die anziehendsten abkömmlinge des Apollonius sind abgesehen von jenem drama Shakespeares únstreitig der Orendel und der Jourdain de Blaivies; es sind sehr freie bearbeitungen. zu meiner freude stimmt S. meiner ansicht zu, dass der lateinische roman den Orendel viel stärker beeinflusst, als Heinzel und Berger annahmen, ja dass er den kern der fabel geliefert habe. auch bestätigt er, dass das deutsche gedicht sich an mehreren stellen näher mit dem französischen berührt, als mit dem antiken roman. demnach erkennt er mit mir der legende eine weit beschränktere einwürkung zu als Heinzel. die mir wichtig erschienene frage nach den zeitgeschichtlichen bestandteilen berührt er dagegen gar nicht, und die mythologische substanz, die noch Berger in den vordergrund rückte, würde sich vollends verflüchtigen, wenn S.s allerdings sehr verwegene hypothese, dass Orendel der sohn Eigels aus einem romanischen *Arendeus fils Aiglon* stamme, je erwiesen werden könnte. Jourdains zusammenhang mit der Karlssage gieng aus dem gedichte selber unmittelbar hervor, aber S. erkennt nun einen bestimmten einfluss der jugendgeschichte Karls auf die des jüngern helden. wir erwarten weitere aufklärungen auch darüber von einer in aussicht gestellten publication, in der noch andere romanische fassungen als Jourdain und der Violier des histoires Romaines besprochen werden sollen. einverleibt sind der untersuchung eine neue textausgabe des betreffenden abschnitts der Gesta Romanorum und der Cronica de Apollonio in Gotfrieds von Viterbo Pantheon. Dümmlers ansicht über den inhalt der verlorenen fortsetzung eines lat. gedichts vom Apollonius, wonach eine versöhnung zwischen Antiochus und dem helden stattgefunden hätte, teilt S. nicht. zum schluss sei bemerkt, dass ihm Rieses 2 aufl. des originalromans 1893 nicht genügt, weil sie die verschiedenen mischredactionen, die für die litterarische quellenuntersuchung so wichtig seien, kaum berücksichtige. dem verf. gebührt für seine mühevolle und sorgfältige arbeit unser aufrichtiger dank.

Freiburg, nov. 1895. HUGO MEYER.

Untersuchungen zu den deutschen weltgerichtsdichtungen des 11 bis 15 jhs. teil 1: gedichte des 11 bis 13 jhs. Leipziger diss. von KARL REUSCHEL. Chemnitz, Heyde, 1896. 44 ss. 8°. — der verf. zählt die deutschen gedichte über das weltende, die uns aus dem

11 (?), 12 und 13 jh. erhalten sind, der reihe nach auf und schliefst an jedes ein paar kleine bemerkungen bald über die sprache, bald über die chronologie, bald über den ästhetischen wert des denkmals, oder gibt auch einen vereinzelten nachtrag zur quellenbenutzung eines und des andern; nirgends aber sind die verschiedenen dichtungen zu einander in beziehung gesetzt und die vereinigung der genannten bemerkungen zu einer abhandlung bleibt, in diesem teil der arbeit wenigstens (eine fortsetzung, die gedichte des 14 und 15 jhs. behandelnd, sollen 'die Beitr. bringen), rein äufserlich. die summarischen urteile, welches der gedichte 'am höchsten stehe', 'am würkungsvollsten erscheine', 'am tiefsten empfunden sei' (s. 16. 22. 34), würden wir sehr leichten herzens auch noch missen! — es werden aufgeführt: das Hamburger jüngste gericht (s. 5 f), Friedberger Antichrist (s. 6), Ava (s. 6—10), das verlorene gedicht des armen Hartmann (s. 10), Linzer Entecrist (s. 10—14), Tegernseer Antichrist (s. 14), Wahrheit (s. 14—16), Antichrist Zs. 6 (s. 17—19), Erlösung (s. 19 f), Martina (s. 20—22), 'Gotes zuokunft' (s. 22—28), '*hôrent alle jâmers clage*' (s. 28—31), endlich sprüche von Walther, bruder Wernher, Reimar vZweter, Freidank, meister Alexander, Marner, Sonnenburg, Konrad vWürzburg, dem alten Meifsner, Wizlav vRügen. diese letztern alle nach Wackernagel Kirchenlied II. auch sonst zeigt sich eine gewisse sorglosigkeit des citierens. s. 5 wird das Hamb. j. ger. nach den Fundgruben citiert, also nach seite und zeile, auf s. 6 nach den reimzeilen. übrigens ist das gedicht in den Fundgruben nicht 'das erste mal' gedruckt, sondern aao. II 135 kann man lesen : 'aufgefunden und mitgeteilt von Lappenberg im Anz. f. k. d. deutschen mittelalters 1834, sp. 35—38'. s. 14 wird zur Wahrheit nur auf Diemers Deutsche gedichte verwiesen, s. 15 aber nach Waag citiert; s. 19 anm. 1 wird Rudolfs Barlaam nach Köpke citiert und s. 20 wird zur Legenda aurea angemerkt : ausgabe von Grässe, Dresden und Leipzig 1846. das buch ist seitdem mehrmals neu aufgelegt worden. diese nachlässigkeit macht sich auch sonst bemerkbar und führt zu ärgerlichen consequenzen. s. 12 heifst es zum Linzer Entecrist : 'der reim *nît* : *vivr* 128, 16. 17 ist wol als *nivt* zu *vivr* zu lesen'. an der fraglichen stelle reimt aber v. 16 *nit* mit v. 15 *lieht* und v. 17 *vivr* mit v. 18 *vngehvr*! überhaupt sind die ausführungen R.s zu dialekt und heimat dieses gedichtes ziemlich problematisch. s. 11 zb. sollen die reime *bvuuent* : *dôwint* 120, 37. 38 (so, nicht 27. 28!) und *gesceidin* : *lîdin* 131, 42. 43 in anbetracht der mangelhaften reimtechnik des gedichtes für gunierung und bairische herkunft nicht zeugen können; s. 12 aber die reime *nature* : *ungehure*, *mure* : *ungehure*, *blvte* : *gvte* (bonitas) gegen den umlaut 'beweisen' udglm. auch ohne kenntnis der hs. hätte R. wol erraten können, dass die von Hoffmann fett gedruckten worte und buchstaben ergänzungen sind, dass

die hs. also aufser in den s. 12 angeführten fällen auch 108, 20. 132, 32 (*enir*). 111, 14 (*wez*). 117, 41 (*wente*) *e* für *ei* und 128, 15 (*egelich*) *e* für *ie* gibt. dagegen kann *-inc* für *-ic* in *lebindingin* (134, 29) sehr leicht schreibfehler sein. aus dem ergebnis einer collation, die ich vor jahren für ESchröder anfertigte, darf ich wol mitteilen, dass die auffällige form *dat* für *daz* 107, 39, aus der R. auf einen moselfränkischen schreiber schliefst, sich in der hs. gar nicht findet — es ist *daz* geschrieben — und lediglich ein versehen Hoffmanns ist. — s. 35 bis schluss folgen drei anhänge: bemerkungen über die deutsche kaisersage, bemerkungen zu den gedichten der Ava und nachträge zu Nölles abhandlung über die fünfzehn zeichen (Beitr. 6). im 2 anhang wird die etwas oberflächliche und kindische art der quellenbenutzung in der Ava leben Jesu recht hübsch zu dem wesen der frau als dichterin in beziehung gesetzt; nur weifs ich nicht, ob R.s kenntnis der theologischen litteratur ausreicht, um bestimmt zu sagen, wo die quellen versagen und die erfindung und combination einsetzt. die berichtigungen zu Nölles arbeit über die 15 zeichen sind sehr dankenswert. diese abhandlung Nölles ist tatsächlich wenig zuverlässig. auch ich kann noch ein charakteristisches beispiel dafür beibringen. aao. s. 459f wird aus der hs. Rep. I nr 74 der Leipziger ratsbibliothek ein akrostichon *Jesus Christus Dei filius salvator crux* über den weltuntergang mitgeteilt. der drittletzte vers beginnt nun bei Nölle mit *Christus*, in der hs. *Xps* (so oder *Xristus* muss geschrieben werden, *x* von *crux* im akrostichon); nun folgen in der hs. und auch in Nölles abdruck noch zwei verse, die für das akrostichon nichts mehr ergeben und auch im zusammenhang durchaus sinnlos sind (sollte Nölle *x* sich aufgelöst gedacht haben in $c + s + s$?) : *Sol cui ingenti resonat tuba blanda canorem, Sol noctis lucisque decus, sol finis et ortus.* sie haben sich nur durch ein versehen des schreibers an diese stelle verirrt und sind die schlussverse eines gedichtes an die sonne, welches in der hs. dem Sibyllenakrostichon vorhergeht (f. 15ᵃ) und das längst (ARiese Anthologie nr 389) gedruckt ist.

Graz, 3 mai 1896. K. ZWIERZINA.

Die religiösen anschauungen Wolframs von Eschenbach. bearbeitet von ANTON SATTLER, weltpriester und prof. am fürstbischöfl. gymn. zu Graz. [Grazer studien zur deutschen philologie herausg. von ANTON E. SCHÖNBACH und BERNHARD SEUFFERT I.] Graz, Styria, 1895. XI und 112 ss. 3,30 m. — die hiermit eröffnete sammlung, welche hauptsächlich Grazer dissertationen enthalten soll, schliefst sich ältern unternehmungen auch insofern an, als der käufer nicht verpflichtet wird, die sämtlichen stücke zu erwerben. eine sorgfältige redaction wird dafür sorgen, dass es doch erwünscht scheint, alle nrr der reihe zu besitzen; da nun die doctorschriften der österreichischen universitäten nur vereinzelt nach Deutschland

kommen, so werden die deutschen bibliotheken gut tun, diese neue sammlung zu berücksichtigen.

Die eröffnungsschrift behandelt einen schon öfter, aber gewis noch nicht abschliefsend erörterten gegenstand. sie folgt dabei den bahnen, welche der eine hsg. der sammlung bereits in der behandlung Hartmanns vAue eingeschlagen hat. nicht einzelne puncte in der religiösen ansicht Wolframs kommen zur besprechung; es wird ein gesamtbild entworfen, wofür die geistliche litteratur der zeit den hintergrund abgibt. der verf. verfügt als katholischer priester über eine besondere kenntnis der mittelalterlichen theologie; in manchen puncten hat er sogar den beirat seiner theologischen lehrer sich erbitten können. somit steht er allerdings im vorteil gegenüber den frühern bearbeitern dieser frage, unter denen er San Marte besonders nennt, während Diestel Reformatorische anklänge in Wolframs vEschenbach Parzival (Allgemeine monatsschrift für wissenschaft und litteratur 1851, s. 239—256) ihm entgangen zu sein scheint. auf San Marte will ref. nicht weiter zurückgehn. aber mit unrecht sagt S. s. 41, dass es befremdend sei, wenn Lachmann uaa. behaupten, dass Wolfram vEschenbach der jungfrau Maria ganz geschweige. Lachmann zu Walther 89, 20 sagt, dass Wolfram 'sich nie ein wort von verehrung der jungfrau Maria entfallen lässt, wovon der Titurel voll ist'. diesen wortlaut bekräftigt Lachmann in einem briefe, den S. in einer weise citiert, welche irre führen könnte. Lachmanns bemerkung steht durchaus nicht in widerspruch damit, dass Wolfram, wie S. s. 39 zeigt, Christus als *der meide sun* uä. bezeichnet. die heiligkeit der jungfrau ist doch verschieden von ihrer macht, die vergebung der sünden einzelner bei ihrem sohne zu erwürken, derentwegen sie besondre verehrung empfängt. Wolfram mag der ansicht gehuldigt haben, welche hundert jahre nach ihm die dominicaner zu Eisenach in dem Spiel von den zehn jungfrauen dem landgrafen Friedrich mit der gebissenen wange vorführten. überhaupt kommt in S.s schrift nicht genug zur geltung, dass die ansichten der mittelalterlichen theologen vielfach auseinander giengen. er spricht wol von einzelnen verschiedenheiten zwischen Deutschland und Frankreich; aber damit ist die mannigfaltigkeit der religiösen zeitideen wol noch nicht erschöpft. irrig ist übrigens, was s. 33 steht, Wolfram finde es auffällig, dass in Frankreich alle sonntage die hostie erneuert werde: Wh. 68, 4. *Francriche* vertritt hier das christliche abendland, und der dichter lässt mit der ihm eignen neigung zu umschreibungen Willehalm nur sagen: 'das was alle sonntage bei uns geweiht wird' anstatt 'die hostie'.

Unannehmbar ist auch die s. 81 gegebene erklärung von Parz. 462, 11 *doch ich ein leie wære, der wāren buoche mære kund ich lesen und schriben* 'wenn ich auch ein laie gewesen wäre, so hätte ich doch die bibel lesen und verstehn können'. konnten

denn alle laien lesen? Wolframs eigenes beispiel widerlegt dies. es bleibt also bei der grammatisch und sachlich gerechtfertigten auslegung: 'obschon ich ein laie war, so konnte ich doch' usw. damit wird aber bewiesen, dass Wolfram die laien viel mehr an geistlichen geschäften teil nehmen liefs, als dies S. zugestehn will. nirgends scheint auch eine stelle berücksichtigt zu sein, welche zeigt, dass die teilnahme am kirchlichen gottesdienst dem dichter nicht so notwendig erschien, wie dies die heutige katholische lehre verlangt: Parz. 435, 23 *Sigûne doschesse hôrte selten messe: ir leben was doch ein venje gar.*

Immerhin wird die schrift wegen der umfassenden und sorgfältigen darstellung ihres gegenstandes für einen künftigen commentar zum Parzival höchst nützlich werden. E. Martin.

Karl Immermann. gedenkrede und centennarfeier des dichters am 24 april 1896 in der Wiener deutsch-akadem. lese- und redehalle. von Robert F. Arnold. Wien, MPerles, 1896. 19 ss. gr. 8°. — aus würklicher sachkenntnis heraus sucht A. den nur dem namen nach noch 'lebendigen' dichter seinen zuhörern verständlich zu machen. die 'Epigonen' werden (s. 15) vielleicht überschätzt, der 'Münchhausen' (s. 16) nicht ohne beimischung einiger phrasen charakterisiert, die masse der dramen und die lyrik aber mit recht bei seite geschoben. schade, dass der verf. trotz der schwierigkeit seines themas noch zeit übrig behielt für allerlei recht schiefe und überflüssige nebenblicke auf MGConrad (s. 15), Nietzsche (s. 16) usw., die, so hingeworfen, den halb- oder unkundigen nur verwirren können. ebenso schnellfertig ist (s. 9) die behauptung, die freiheitliche sache sei zu Immermanns zeit nicht in den besten händen gewesen: 'Börne, List, Jordan sind seltene ausnahmen unter den liberalen'. ein litterarhistoriker hätte doch wol auch an Uhland, Pfizer, GBüchner, HLaube und recht viele andere denken können. auch pretiöse sätzchen (s. 8: 'er war aus dem ausgestorbenen geschlechte derer, welche dichten, weil sie es nicht lassen können') wären zu streichen gewesen. aber es bleibt so immer noch ein recht gut orientierender vortrag übrig, der die flut leerer centennarartikel beträchtlich überragt. Richard M. Meyer.

Kleine mitteilungen.

Die fragmente der Iweinhs. M (vgl. Zs. 40, 242. 41, 90) sind jetzt dadurch an éinem orte vereinigt, dass hr prof. Emil Henrici das in seinem besitz befindliche besterhaltene bruchstück der ständischen landesbibliothek zu Kassel zum geschenk gemacht hat. möchte dieser dankenswerte entschluss in ähnlichen fällen öfter nachfolge finden. E. Sch.

Zu den Cambridger liedern. die nr xxii in Jaffés edition scheint bisher nicht richtig verstanden zu sein. von den 11 leoninischen

hexametern, die 'De S. Caecilia' überschrieben sind, gelten nur die vier ersten dem preise der heiligen selbst: diese hat sich (v. 5. 6) einen 'jungfräulichen reigen ausgewählt', den 'hier' — am orte des dichters — 'die weisheit zusammengefügt hat'; er stützt sich (ich weifs vorläufig für das *funcit* der hs. keine bessere correctur als Jaffés *fultas*) *quathra virtute*, 'auf eine vierfache vortrefflichkeit', dh. es bilden ihn oder stehn ihm vor vier ausgezeichnete jungfrauen. wenn also im folgenden namen aufgezählt werden, so müssen es vier sein — Jaffés abdruck bietet aber nur drei: *Uuoda* (v. 7), *Meginbergis* (v. 8), *Merehict* (v. 9, l. *Merehilt*?). in v. 10 muss also der letzte stecken, und wir brauchen nur das dritte wort mit einem grofsen anfangsbuchstaben zu schreiben und das komma richtig zu stellen, so haben wir ihn:

nomine difficili Sophie, sed spe iuvenili
hinc tenet una locum, mitis collega priorum.

den vierten platz nimmt eine (offenbar die jüngste) mit einem schwierigen namen ein, dh. einem namen, dem es nicht leicht ist, gerecht zu werden: Sophia! aber trotz ihrer jugend erweckt sie, die sanfte genossin der vorhergenannten, auch dazu die hoffnung. dies spiel mit dem namensinhalt ist auch im vorausgehnden schon geübt: sicher in v. 8 *hancque*[1] *Meginbergis sequitur, valetudine fortis*, wo auf *megin* 'vigor, robur, fortitudo' angespielt wird.

Das kleine gedicht hat also ein der hl. Caecilia geweihtes kloster oder stift im auge, das mit vier vornehmen damen besetzt ist, oder richtiger wol, in dem diese vier die ersten stellen (abbatissa, priorissa, custrix, magistra?) einnehmen. einen solchen 'conventus SCaeciliae' aber finden wir in dieser zeit mw. nur in Köln: er soll, anfangs der Gottesmutter geweiht, durch Hildebold (ca. 791—819) unter den speciellen schutz der heiligen gestellt worden sein (Ennen Gesch. d. st. Köln I 197). im j. 941 wurde das kloster, welches kurz vorher baulich 'nimis honorifice' restauriert worden war, aber im übrigen not litt, durch eine reiche schenkung des erzbischofs Wichfrid auch wirtschaftlich gesichert (Lacomblet I 51 f, nr 93); weitere schenkungen erfolgten 962 durch Brun (ebda 60, nr 105), der das kloster auch in seinem testament mitbedacht hat. die äbtissin des jahres 962, Berethsinth, kennen wir; unser gedicht wird später fallen. es führt uns auf einen boden, dem auch noch andere gedichte der gleichen hs. entstammen: so nr II 'Cantilena in Heribertum archiepiscopum Coloniensem' (nach dem 16 märz 1021); andere stücke weisen bekanntlich nach Trier (nr VII) und Xanten (nr XXI), und am Niederrhein wird die sammlung als solche jedesfalls zu stande gekommen sein. Kögel hat gewis recht, wenn er (jetzt mit Steinmeyers zustimmung) auch das bekannte mischgedicht 'De Heinrico' dieser landschaft zuweist.

E. SCHRÖDER.

[1] Zs. 30, 188.

Widersprüche im Parzival. Jellinek-Kraus Zs. f. d. östr. gymn. 93, 685 ff und Heinzel WSB 130, 23 ff haben widersprüche im Parzival nachgewiesen, jene, um widersprüche in kunstdichtungen überhaupt zusammenzutragen, dieser, um aus den widersprüchen im Parzival schlüsse auf Wolframs verhältnis zur quelle zu ziehen. im folgenden decke ich einige weitere incongruenzen auf.

Zunächst ein scheinbarer widerspruch. beim ersten besuch Parzivals auf der Gralburg werden unter den graljungfrauen auch die töchter der grafen Iwan von Nonel und Jernis von Ril genannt, 234, 12. 13. zum empfang der Condwiramurs erscheinen unter andern 806, 15 ff Florie von Lunel und Ampflise, die tochter Jernis von Ryl. ich glaube, *Lunel* 806, 15 ist aus *Nonel* 234, 12 verderbt. während sich zu Nonel keine varianten finden, schreiben 806, 15 Gdg *Florie* (*Flori* G) *unde ionel* (*lymel* d). — 245, 28 erwacht Parzival auf der Gralburg am hohen tage, *umbe den mitten morgen*; wie er aber zu Sigune kommt 249, 13, ist es noch nass vom tau. nach Parzivals schätzung 250, 13 ist er von der Gralburg zu Sigune eine meile oder mehr geritten. die zeitbestimmung *ez was dennoch von touwe naz* fällt auf, mag sich auch der tau im dichten walde stellenweise so lange erhalten haben. wahrscheinlich wollte der dichter den typischen zug ma.licher landschaftsschilderung nicht missen. dagegen kann es ganz gut 676, 29 *wol mitter morgen* und 679, 29 *der grüene klê touwic* sein. — die Gralburg wird, wie Sigune 250, 26 sagt, nur durch zufall gefunden; dennoch bedauert sie 442, 16, dass Parzival nicht mit Cundrie dahin reiten könne. — 251, 11 *der selbe* (Frimutel) *liez vier werdiu kint.* sonst herscht im Parz. die ansicht, Frimutel habe fünf kinder gehabt: vgl. 476, 12 und 823, 12. man könnte auf *liez* gewicht legen und annehmen, Sigune spreche nur von den kindern, die ihren vater überlebten, und Schoysiane ist vor Frimutel gestorben (Tit. I 9; Bartsch zu 251, 11). an dieser stelle aber, wo Sigune dem jungen Parzival aufklärung über das Gralsgeschlecht gibt, handelt es sich darum, wie viel kinder Frimutel überhaupt gehabt hat. vor allem durfte Sigune ihre mutter Schoysiane, durch die sie mit Parzival verwant ist, nicht vergessen. — 254, 15—30 *daz swert bedarf wol segens wort: ich fürht diu habestu lâzen dort* usw. es scheint demnach die mitteilung des segens, der 253, 25 helfen muss das gebrochene schwert wider ganz zu machen, von Parzivals frage abzuhängen. dieser auffassung widerspricht aber 434, 28, wo, trotzdem Parzival nicht gefragt hat, das schwert wider ganz gemacht wird (Heinzel s. 43). — 295, 28 *sus galt zwei bliwen der gast: daz eine leit ein maget durch in, mit dem andern muoser selbe sîn.* ich glaube, dass hier Wolfram das streben, am ende des dreifsigers eine pointe anzubringen, zu einer kleinen inconcinnität verleitet hat. allerdings tritt Antanor wie billig hinter Cunneware zurück,

aber 153, 17 heifst es doch : *im* (Parzival) *was von herzen leit ir* (Cunnewarens und Antanors) *nôt.* Parzival rächte also genau genommen nicht zwei, sondern drei *bliwen.* — bei seinem scheiden von Artus hof hat Parz. 333, 4 *lieht wîz îsernharnasch* angelegt. 383, 24 erscheint er als *ein ritter allenthalben rôt*, 388, 8 *ein ritter rôt,* 389, 29 *rôter ritter,* 392, 20 *der ritter rôt.* diese stellen des VII buches lassen sich unmöglich mit der des VI vereinen, wol aber stimmen sie zu 398, 5 *bî rôtem wâpen unrekant*, 618, 21 *wâpen rôt*, 679, 10 *noch rœter denn ein rubbîn was sîn kursît unt sîns orses kleit.* ich sehe hierin einen weitern beweis dafür, dass Parzival ursprünglich im VII und VIII buch nicht vorkam (Heinzel s. 39). — Gawan erfährt zweimal, dass Plippalinot das pferd des unterliegenden als zins für den plan in anspruch zu nehmen das recht hat: 544, 19 ff [1] und 597, 1 ff. — die zwei söhne Plippalinots werden 550, 26 [2] neu eingeführt, trotzdem von ihnen 549, 7 und 23 die rede gewesen ist. — 579, 30 ist es eine salbe, die Anfortas vorm tode bewahrt hat; nach den meisten übrigen erhält ihn der anblick des grals (469, 1 ff. 480, 27 ff. 501, 28 ff. 787, 4 ff. 788, 21 ff); 792, 6 wird sein leben durch die heilkräftigen steine seines ruhebettes verlängert. nirgends ist von jener salbe weiter die rede. 484, 15 wendet man *die guoten salben nardas* ua. als schmerzstillendes mittel ohne erfolg an. ich vermute 579, 27 ff eine weiterbildung der sage durch den dichter. — Parzival erhält zu dem schwert, das er Ither von Gaheviez abgenommen hat, von Anfortas noch ein zweites, das berühmte schwert Frimutels. dieses zweite schwert bricht später, wird aber wider ganz gemacht, 434, 25 ff. im kampfe mit Feirefiz gebraucht Parzival seltsamer weise das schwert Ithers, 744, 10. — Parzival hat bei seinem zweiten besuch auf der Gralburg die ersehnte frage getan. da heifst es von Anfortas 796, 5 *swaz der Franzoys heizt flôri, der glast kom sînem velle bî. flôri* bedeutet 'blühendes aussehen'; vgl. 531, 25. 809, 14. Anfortas ist allerdings 480, 3 bleich, konnte es aber nicht mehr sein, nachdem er den Gral gesehen hatte, 469, 19. Trevrizent sagt ausdrücklich von Titurel 501, 28 ff *sîne varwe er iedoch nie verlôs, wand er den grâl sô dicke siht.*

Wien, nov. 1895. RUDOLF SONNLEITHNER.

AUS DEM KÖLNER STADTARCHIV *hat mir herr privatdocent dr Herm. Diemar die nachfolgenden sächelchen freundlichst mitgeteilt, in denen ich nur die gänzlich fehlende interpunction eingeführt habe.*

1. *den anfang eines poetischen* l i e b e s b r i e f s *bewahrt die perg.-urk. nr* 2808 *vom* 25 *juni* 1373, *reinschrift mit verbesserungen und den nachfolgenden versen von éiner hand:*

[1] vgl. 477, 15 und 500, 24; 14, 20 und 36, 28; 36, 30 und 71, 21.
[2] vgl. 14, 3 und 101, 28.

Moecht ich mit gelympe sprechgen dich ind sagen[1] dir myntz herzen grunt,
So nyeme myn leyt eyn soisses ende.
Boven al machs du ergetzen mich; och dat la mich dir machgen kunt:
E[2] du woultz van vreuden scheyden dich, so wiers[3] du mir eyn zartlich[4] vrunt.
Wol hien in liden ich dich sende.

verbessert aus: 1 ercleren 2 sint 3 bis 4 kostlich.

der ganze ton erinnert an gewisse — gleichzeitige — liederfragmente der Limburger chronik.

2 *und* 3. *schreiberverse, in denen der vielbezeugte galgenhumor der armen schlucker sich luft macht.*

Ich byn eyn armet schoelergin, ich singen alt umb broedegin.
Och gat! were vol myn seckelgin, so endeerft ich nû nyet singen me.
Ich singen ald umb broedegin, eedoch ys ydel myn budilgin.
Versagen brengt myr hertzen pyn — des moys ich aever singen heyr:
recordare domine!

abteilung 'Briefe' nr 74: 1 *bl. mit zwei entwürfen zu einem briefe Kölns von* [1372] *und andern aufzeichnungen, darunter obigen versen, von éiner hand.* —

Bis wacker, bis wacker, bis wacker, armer man!
Eyn ander buwet den acker, den schaden moistu han.
Itz jamer dat dat lilien strancklyn vervryesen sal!

abteilung 'Reich (B)' nr 114: 1 *bl. mit zwei entwürfen zu briefen Kölns von* [1397] *dec.* 29 *und obigen versen, von éiner hand.*

4. *schliefslich der ausruf eines geärgerten beamten im Schreinsbuch Petri generalis* [*um* 1265]:

Wafene! warumbe indenkint di lude nit!

E. Schröder.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

XV.

Die in meiner erklärung o. s. 120 gegen prof. Kauffmann angekündigte berichtigung wird nicht gedruckt werden. ich hatte ihr manuscript am 7 october an die redaction der Zs. f. d. phil. abgesant mit dem ersuchen um abdruck im nächsten heft. am 4 november traf die antwort ein, dass bei ankunft meines manuscripts das dritte heft bereits abgeschlossen gewesen sei und meine entgegnung daher erst im vierten zum abdruck gelangen könne. nunmehr zog ich sie zurück, weil ich keine neigung spürte, die mir aus gründen besonders widerwärtige angelegenheit unnötig in die länge zu ziehen und mir aufserdem inzwischen immer klarer geworden war, dass die lediglich negierende, nirgend einen positiven gedanken enthaltende kritik K.s durch die mafslosigkeit ihrer angriffe sich hinreichend selbst charakterisiere. ich beschränke mich deshalb darauf, jeden, der K.s ausführungen irgendwelche bedeutung beilegen möchte, zu ersuchen, die stellen, wegen deren K. mich angreift, sämtlich erst im original nachzusehen! wie nötig das ist, dafür genüge folgende eine probe. bei K. s. 280 steht zu lesen: 'Man hat umsomehr grund diese dinge hervorzuheben, als Wrede grade so verfährt und gar die

schönheit einer linie als sprachgeschichtlichen factor heranzieht (s. 46)!' usw. und diese citierte stelle auf s. 46 meines vortrags? hier ist sie in extenso: 'Wenn Sie sich die lautverschiebungslinien auf den vorliegenden blättern, zb. auf der öfter erwähnten *beifsen*-karte die zwischen nd. *t* und hd. *fs*, betrachten, so wird ihr schöner gleichmäfsiger verlauf die versuchung sehr nahe legen, in ihr die hd.-nd. grenze überhaupt oder wenigstens die allgemeine *t/fs*-linie zu sehen. nun, m. h., diese versuchung ist trotzdem, hoffe ich, nach den verschiedenen betonungen von unserer seite ein überwundener standpunct'!! —[1]

Der hier nachfolgende bericht bringt fast nur mechanische kartenbeschreibungen und ist daher besonders trocken ausgefallen: ich bitte entschieden, dies nicht etwa als eine folge der K.schen recension anzusehen, es erklärt sich lediglich aus der natur der betr. kartenblätter. schon der nächste bericht wird zeigen, dass ich neben der trocknen beschreibung schlüsse und ausblicke, wo ich sie für angebracht halte, um nichts ängstlicher zurückhalte als bisher. freilich die hauptsache bleibt immer, dem nachzeichnenden leser einen kartenentwurf zu ermöglichen. dass die berichte diesen zweck erfüllen können, dafür habe ich zeugnisse und beweise. schreibe ich nun zb. 'hier ist *t* zu *d* erweicht', so list jeder unbefangene benutzer zunächst für seine skizze heraus, dass er in diese *d* statt *t* einzutragen habe, und weifs, dass die erweichung auf meiner 'interpretation' beruht: glaubt er an diese nicht, gut! seine kartenskizze wird dadurch nicht gefährdet. ich kenne in den berichten keine stelle, wo eine solche gefährdung durch meine subjectivität verschuldet wäre.

73. *augen*- (satz 27).

Über vereinzelten *h*-anlaut in der Niederlausitz s. zuletzt u. *alte* Anz. XXI 277.

Der stammsilbenvocalismus stimmt im ndsächs. und ostnd. (nicht auch ndfr.) zu *grofs* Anz. XIX 347 f[2]; nur an den *au*-bezirk zwischen Salzwedel und Gardelegen schliefsen sich einzelne *ou* gegen so. bis zur Elbe an, solche *ou* sind ferner häufig zwischen der *ik/ich*-linie, Saalemündung-Berlin, Berlin-Cüstrin und Oder: sie erklären sich aus dem dortigen schwund des *g* (s. u.) und dem damit geschaffenen hiatus[3].

[1] dasselbe gilt, wenn es K. beliebt, lange abhandlungen von mir mit einer geringschätzigen fufsnote abzutun: was er s. 276[1] gegen meine erklärung der nhd. diphthonge und meinen fuldischen aufsatz behauptet, ist tatsächlich falsch, wovon sich durch nachschlagen von Zs. 39, 267[2], sowie 36, 141 (dazu 37, 297[3]) jeder überzeugen kann.

[2] das kartenbild wird deutlicher, wenn man das westfäl. *au* im nw. durch Schüttorf, *Rheine*, Nordhorn, Lingen, Freren, Fürstenau begrenzt und die *å* davor als einzelnüancen in dem *ō*-gebiet lässt, zusammen mit den Anz. XX 320 n. 2 nachgetragenen *oa*.

[3] diese formulierung des unterschieds lehnt sich mechanisch an die vorliegenden schriftbilder an. ob es sich tatsächlich um eine diphthongierung

Für das ndfr. und das ganze hd. ist die entwicklung verwant mit der des alten *ei* (zuletzt in *kleider* Anz. xxi 289 ff); ich knüpfe hier jedoch an dessen skizze nicht an, weil das bei den vielen abweichungen und besonderheiten der einzelnen *ei*-paradigmen für den nachzeichnenden leser zu umständlich wäre und weil ferner die weiteren *au*-berichte sich wider an diesen hier bequem müssen anschliefsen lassen. ich beschreibe die karte also mechanisch und überlasse die interessanten beobachtungen über analoge oder abweichende entwicklung der alten *ai* und *au* vorläufig dem, der sich nach jedem bericht eine skizze entworfen hat und diese nun alle leicht auf einander legen kann.

Man setze die westgrenze des westfäl. *au*, *åu* vom Rothaargebirge zwischen Olpe und Hilchenbach südwärts fort über (orte östlich der linie *cursiv*) Freudenberg, *Siegen*, *Haiger*, Hachenburg, *Westerburg*, *Montabaur*, *Vallendar*, Bendorf, *Andernach*, *Mayen*, Daun, *Cochem*, *Zell*, *Trarbach*, Wittlich, *Bitburg*, Waxweiler. in dem so abgetrennten niederrheinischen district gilt *ō*, das in der Eifelgegend mit vereinzelten *oa*, *ao* wechselt, in dem südlich der *ik*/*ich*-linie gelegenen teil auch mit seltenen *au*, *ou*; doch verdichten sich diese bei SVith, zwischen Blankenheim und Adenau, zwischen Ahrweiler-Sinzig und Altenkirchen-Blankenburg, in Köln und nachbardörfern zu kleinen gebietchen und zu einem gröfseren von Höhscheid über Solingen, Wülfrath, Velbert, Werden, Mülheim, Duisburg bis Mörs; Remscheid, Ronsdorf und Kronenberg mit nächster umgebung haben *uo*, *ue*.

Man zweige ferner von der *ik*/*ich*-linie bei Aschersleben gen s. ab und ziehe zwischen (orte östlich der grenze *cursiv*) Alsleben, *Cönnern*, *Wettin*, Eisleben, *Querfurt*, *Nebra*, *Wiehe*, Heldrungen, Cölleda, *Buttstedt*, *Neumark*, Erfurt, *Weimar*, *Berka*, *Kranichfeld*, Arnstadt, *Plaue*, Ilmenau, Königsee, *Blankenburg*, Rudolstadt, *Teichel*, *Blankenhain*, Jena, *Bürgel*, Langenberg, Ronneburg, *Crimmitschau*, Hohenstein, Chemnitz, *Frankenberg*, Zschopau, *Lengefeld*, *Zöblitz*. das land östlich dieser curve hat *ō*. nur die grafschaft Glatz zeigt *ā*, ebenso südöstlicher die umgegend von Katscher. ferner lässt sich im nordöstlichen vorlande des Riesengebirges sehr unsicher ein *au*-gebiet ausscheiden, wenn man etwa verbindet Lissa, Haynau, Trebnitz, Militsch, Mittelwalde, Bernstadt, Canth, Jauer, Charlottenbrunn, Münsterberg, Reichenstein; dgl. *au* nördlicher in einem district, der von Sprottau bis Naumburg durch den Bober, weiterhin durch die ungefähre verbindungslinie Naumburg-Rothenburg-Grünberg-Wollstein-Schlawa-Beuthen-Primkenau-Sprottau begrenzt wird; das land zwischen diesen beiden schlesischen *au*-bezirken zu beiden seiten der Oder zeigt neben *ō* besonders häufig *oa*, doch auch oft *au*, ja *uo* ua.

des *ö* nach schwund des *g* oder vielmehr um eine labialisierung des letzteren (*ōg* > *ōw* > *ou*) handelt, soll damit nicht entschieden sein. dasselbe gelte für alle ähnlichen fälle in diesem und den folgenden paradigmen.

Die o. gegebene westscheide dieses ostdeutschen ō-gebietes setze man bei Arnstadt nunmehr gen w. fort über (südliche orte *cursiv*) Ohrdruf, *Zella*, *Meiningen*, Wasungen, KNordheim, *Fladungen*, *Bischofsheim*, Gersfeld, *Brückenau*, *Schlüchtern*, Ellers, *Herbstein*, GrLüder, *Lauterbach*, Grebenau, Alsfeld, *Kirtorf*, Neustadt, Kirchhain, *Schweinsberg*, Marburg, *Biedenkopf*, *Laasphe*, Siegen, *Haiger*, von welchem westlich die ostgrenze jenes niederrhein. ō-gebietes erreicht wird. die so abgetrennten hess.-thür. landesteile haben das *au* bewahrt mit ausnahme der westlichen ecke, die man etwa durch Sachsenberg-Fritzlar-Niedenstein-Lichtenau-Rotenburg-Alsfeld abtrennen mag: sie hat *au* nur in ihrer westspitze um Siegen und Hilchenbach (in deren nordhälfte auch *ou*), sonst überwiegend ȫ, *oe*, *oi*, an der obersten Lahn auch ǟ, *äa*, *eä*, östlicher um Wetter, Marburg, Kirchhain ō, å̄, so auch bei Alsfeld im wechsel mit *ou* und bei Melsungen. das übrige *au* des gebietes ist rein, nur von der ostseite jener ȫ-ecke ostwärts über Sontra, Eschwege, Wanfried, Treffurt bis Mühlhausen umgelautet zu *äu*, *oi*; dies auch bei Fritzlar und Gudensberg.

Ein grofses, aber sehr schwer zu begrenzendes ā-gebiet schliefst sich südwärts an, dessen ganz ungefähre begrenzung man (ā-orte *cursiv*) von Cochem gegen *Bacharach*, südwärts auf Wörth i. E., mit dem 49 breitengrade bis Wassertrüdingen, gegen n. zwischen *Feuchtwangen*, Herrieden, *Schillingsfürst*, *Rothenburg*, Windsheim, *Uffenheim*, Scheinfeld, *Iphofen*, Aschbach, *Prichsenstadt*, *Eltmann*, Bamberg, Schesslitz, Burgkundstadt, Cronach, Naila, *Lobenstein*, Tanna, *Schleiz*, *Greiz*, Plauen, *Auerbach*, Schöneck ziehen möge. in diesem ā-gebiet wechselt rechts von der Saale das ā häufig mit ǟ, *aä*, *ae* uä. schreibungen, die auf ein ganz helles ā hinweisen, und die südwestecke zwischen Rhein und Haardtgebirge um Bergzabern, Rheinzabern, Annweiler, Landau, Edenkoben hat fast reines ǟ, ebenso nördlicher die gegend um Alsenz öfter ǟ. neben dem ā erscheint, ja überwiegt noch *au* im mündungsgebiet von Mosel und Lahn, dann aber in einem südlichen teil, der roh als das dreieck Karlsruhe-Miltenberg a. M.-Murrhardt bezeichnet sein mag. aufser für dieses grofse gebiet gilt ā noch für das westlichste Lothringen um Diedenhofen, Rodemachern und Sierk, das Saartal von Merzig abwärts und jenseits der Saarmündung längs der reichsgrenze bis zu der oben gegebenen linie *Bitburg*, Waxweiler.

Hebt man nunmehr auf der karte noch die gegend um Lauchheim, Bopfingen, Öttingen, Nördlingen und in spitzem winkel südwärts bis über Wertingen als ō-enklave heraus, so kann alles jetzt noch freie land im allgemeinen mit *au* charakterisiert werden. freilich cum grano salis : im bair. dialektgebiet nördlich der Donau wechselt dies mit zahlreichen ā, im Lech- und Wertachgebiet mit ō, im nördlichen und mittleren schwäbisch

mit *ao*, im südlichen, namentlich rings in der nachbarschaft des Bodensees, mit *ou*; im w. um Falkenberg und SAvold überwiegt *oi*; im nördlichen Elsass steht bald *au*, bald *aū*, *āu* uä., diese überwiegen von der höhe Strafsburgs an immer mehr, sodass hier *āu*, *oi*, *aui*, *ai* uä. im bunten wechsel stehn neben restierenden *au*.

Wieweit diese gestaltung des stammsilbenvocals abhängig ist von dem verhalten des nachfolgenden *g*, kann aus dessen folgender skizze vielleicht abgelesen werden, wenn die abweichungen späterer *au*-paradigmen (s. u.) daneben gehalten werden. ich lege dabei den bericht über das *g* in *fliegen* Anz. xxi 283 ff zu grunde. in dem ersten grofsen dort beschriebenen bezirke[1] mit geschwundenem *g* gilt dasselbe schwinden für *augen*- ebenfalls ziemlich allgemein westlich vom Rhein; östlich hingegen überwiegen *g*-formen, sind jedoch innerhalb des *ā*- und des *au*-gebietes (s. o.) mehr oder weniger mit gutturallosen noch durchsetzt, während solche in den *ō*-gegenden des bezirks fehlen; die *-j*-ausnahmen in der Pfalz hier wie dort; die am Odenwald für *augen*- nur vereinzelt; consequentes *-g-* am Vogelsberg auch hier; von Oberwesel-Boppard westlich am Hunsrück eine enklave mit *-w-* (*āw-*). das zweite grofse, im wesentlichen ostdeutsche gebiet ohne *-g-* Anz. xxi 284 fehlt auf der *augen*-karte, die hier im allgemeinen den guttural bewahrt zeigt, doch stehn dazwischen westelbisch überall, ostelbisch im nd., also nördlich der *ik*/*ich*-linie belegenen teile zahlreiche gutturallose formen, die dort den zusammenhang des processes bei beiden paradigmen noch deutlich erkennen lassen. der für *fliegen* beschriebene gutturallose district um Paderborn usw. fehlt bei *augen*-, dgl. die schlesischen striche und der streifen zwischen Main und Saale; die übrigen dort genannten kleinen sonderbezirke stimmen im allgemeinen. dazu kommen nun für *augen*- noch ein paar weitere gebiete, die bei *fliegen* fehlen. in Schleswig ist die zweite silbe unseres wortes zusammengeschrumpft zu blofsem *-m* (*ōm-*), dh. das *-e-* der endung ist synkopiert (s. u.), das *-g-* ausgefallen und das restierende *-n* an das nachfolgende *b* (*augenblickchen* steht im satze) assimiliert; vereinzelte *ōbn-* dazwischen werden nur sogen. umgekehrte schreibungen sein (zb. nach *drīm* = *treiben*, *bām* = *oben* uä.); solche *-m-* und *-b*-formen finden sich von Schleswig noch weiter südwärts bis an die unterste Weser, an den 53 breitengrad und durch Mecklenburg, ferner südwestlicher um Lemgo und Detmold. ferner dehnen sich die erwähnten sporadischen formen ohne *-g-* im thüringischen *au*-gebiet, im gegensatz zu *fliegen*, viel weiter gen n. aus und finden sich massenhaft noch jenseits der aao. gegebenen nordgrenze *Schraplau-Sontra* bis an die *ik*/*ich*-linie. auch in diesen gegenden finden sich bildungen mit *-m-*, *-bn-*,

[1] s. 284 z. 4 besser 'mit der Mosel bis zur Kyllmündung und dann nordwestlich zur reichsgrenze'.

auch *-wn-*; doch ist es möglich, dass sie anders zu erklären sind als jene nd., dass nämlich hier die *b* und *w* nicht nur graphische, sondern lautliche bedeutung haben und junge übergangsconsonanten sind, die nach dem schwund des *g* in den damit geschaffenen hiatus einsprangen : man vgl. *bauen* Anz. xxii 107. sicher trifft dies zu für einen streifen von Schlitz-Grebenau über Hersfeld-Vacha gegen Berka und für die Werraufer von Creuzburg bis Allendorf, wo die *-w*-formen fast allein herschen. ebenso für den lothringischen zipfel um Falkenberg und SAvold, der für *fliegen* *-g-* und *-j-*, hier für *augen* überwiegend *-w-* zeigt, das er vereinzelter noch nordwestlicher bis an die Nied, südöstlicher längs der sprachgrenze bis ins Elsass entsendet (vgl. *bauen* 105); hier herscht sonst wechsel von *au-*, *äu-* und *auj-*, *äuj-* usw., und zwar im grofsen und ganzen ebenso weit, wie für *fliegen* aao. 285 das elsässische *-j-* sich abgrenzen liefs : das legt die frage nahe, ob diese *j* in beiden fällen überhaupt noch als reflex des alten gutturals zu gelten haben und nicht vielmehr als secundäre übergangslaute (vgl. *bauen* aao., *nähen* Anz. xxii 330, *mähen* 332), was erst mit hilfe zahlreicherer paradigmen beantwortet werden kann.

Für die gegenden, die den guttural bewahren, vgl. wider *fliegen* aao. 284 f. Niederdeutschland stimmt mit *augen-* dazu, nur dass die *-k-* an der Eider hier fehlen und bei Detmold und Steinheim einige *-j-* erscheinen. ripuarisch und moselfränkisch, soweit es den laut erhält, schreiben *-g-*, daneben *-ch-*, selten *-j-*. die o. s. 209 abgetrennte westliche ecke des hess.-thür. hat in ihrer westspitze *aug-* und *au-*, sonst *ōg-* und *ōj-*, an der obersten Lahn *äg-* und *äch-*, in den *ō*-districten neben *-g-* auch *-j-* und *-ch-*. das nördliche Obersachsen hat ebenfalls *-j-* und *-ch-* neben *-g-*. Schlesien wie bei *fliegen*. die md. gebiete, die in *augen-* das *-g-* in weiteren grenzen bewahren als in *fliegen* (s. o.), lassen es überall mit *-j-* und *-ch-* wechseln. der *-ch*-bezirk um Kocher und Jagst stimmt auf beiden karten im allgemeinen, nur dass diese *-ch-* sich bei *augen-* nach so. nicht über Öttingen hinaus mehr finden : der grund wird lediglich der sein, dass unser paradigma dort nicht dialektisch, sondern nur aus der schriftsprache bekannt ist (s. u.). doppelschreibung des *-g-* wegen stammvocalkürze fehlt; nasalierung durch die folgende endung stimmt zu *fliegen*.

Das wort *augenblickchen* ist nicht günstig gewählt, weil es, wie eben erwähnt, zu wenig dialektwort ist. daher wird es in den atlasformularen, besonders in den obd., häufig durch synonyma ersetzt, die den lauf der lautlichen grenzen unseres wortes verdunkeln; oder es stören besonders viele schriftsprachliche formen das dialektische kartenbild, im vocalismus wie im consonantismus. darauf beruht es auch, dass endung oder stammauslaut (*-en-*) öfter aus der üblichen entwicklung herauszufallen

scheinen. ich beschränke mich unter solchem vorbehalt darauf, auf Anz. xxii 100 z. 8—17 zu verweisen, nur dass das bair. nicht *-a* hat, sondern *-n*, und im übrigen folgende besonderheiten zu notieren. Ostpreufsen etwa östlich vom 39 längengrade hat überwiegend schriftsprachliches *-en* statt des zu erwartenden *-e* (vgl. Anz. xxi 261, dazu noch *ochsen* ib. 265, *zwölf* 274). über *-m-* ist o. gehandelt, über *-ng-* u. *fliegen* 289. über die durch ausfall des *-g-* im hiatus geförderte synkope des endungs-*e* vgl. widerum *fliegen* 288 (dazu auch *bauen* xxii 108, *nähen* 331, *mähen* 333). so kann es kommen, dass in gegenden, wo *-g-* geschwunden und *-en* sonst zu *-e* geworden ist, von der ganzen zweiten silbe unseres wortes nichts mehr übrig geblieben ist: *ā-* lautet es linksrheinisch inmitten Worms-Kaiserslautern-Oberwesel und einzeln darüber hinaus, verstreut auch rechtsrheinisch vom Odenwald nordwärts, besonders im hessischen *ā*-gebiet westlich vom 27 längengrade. auffällig ist dieselbe erscheinung für den *ā*-bezirk im westlichsten Lothringen und an der untern Saar (o. s. 209), weil sonst hier die endung *-en* erhalten, überhaupt nicht zu *-e* geworden ist (vgl. u. *sitzen* Anz. xix 359) und daher **ān-* erwarten liefse (vgl. u. *bauen* xxii 108). noch bleiben vereinzelte *-ens-* in der mark Brandenburg zu nennen, sowie häufigere *-es-* linksrheinisch zwischen dem 48 und 49 breitengrade.

Die dänischen übersetzungen überliefern promiscue *ye-*, *üe-*, *ie-*, *y-*, *ü-*, *i-*, die Sylter *ogen-* (einmal *ochen-*), die andern nordfriesischen *ugen-*, *ugn-*, *ûm-*, die Saterländer *ogen-*.

74. [*ich*] *glaube* (satz 8).

Für das *g-*, das alte präfix, sei an *ge-brochen* Anz. xxii 96 ff angeknüpft. freilich sind auf der *glaube*-karte nicht wie auf jener grenzen gezogen, sondern die von dem überall überwiegenden schriftsprachlichen *g-* abweichenden formen sind alle einzeln eingetragen; trotzdem fällt die ähnlichkeit der entwicklung bei beiden paradigmen meist in die augen. das weite nd. gebiet, das dort des präfixes überhaupt entbehrte, hat auch hier massenhaft formen ohne *g-*, deren numerisches verhältnis zu solchen mit bewahrtem *g-* schwankt; jene fehlen ganz nur auf dem jungdeutschen boden in Schleswig, der zuletzt Anz. xxii 335 erwähnt ist, und in der pommerschen ostecke des gebietes etwa innerhalb Stolpmünde-Schlawe-Rummelsburg-Graudenz; sie sind gegenüber herschendem *g-* vereinzelt in Mecklenburg, in seiner südlichen nachbarschaft in der mark Brandenburg zwischen 30 und 31 längengrad und in seiner östlichen bis zu der pommerschen curve Strasburg-Stettin-Naugard-Treptow, ferner im westfälischen westlich der Ems; sonst überall bunter wechsel zwischen geschriebenem und fehlendem *g-*. ein solcher gilt auch für jene nd. bezirke, die die vorsilbe bei *gebrochen* nur noch in der reducierten gestalt *e-* zeigten, in dem grösten von ihnen (nördlich vom Harz) derart, dass östlich der Oker die *g*-losen formen nur selten sind

gegenüber allgemeinem *g-*. *e-* oder *i-* als gestalt des präfixes fehlt bei *glaube* völlig. das obd. gebiet, dem für *gebrochen* die vorsilbe fehlte, hat für *glaube* durchgängig *g-*.

Silbisches *ge-* wird überliefert für das linksrheinische zwischen 50° breitengrade, unterer Mosel und SVith-Remagen, nicht so häufig für das rechtsrheinische ripuarisch am Siebengebirge und nordöstlicher; vereinzelt an der Vechte von Schüttorf abwärts. etliche *ge-* ferner nördlich von Halle zwischen unterster Saale und Mulde und vereinzelt östlicher bis aufs rechte Elbufer. dgl. (neben *ge-* auch *ga-*) westlich vom Frankenwald etwa inmitten Ludwigstadt-Schleusingen-Lichtenfels. endlich überwiegend *ge-* und *ga-* nördlich vorm Erzgebirge etwa bis Oelsnitz-Zwickau-Lengefeld.

Für spirantisches oder explosives *g-* muss vorläufig wider das u. *ge-brochen* gesagte mutatis mutandis genügen. nur im thüringischen und obersächsischen reicht der hier vor *l* stehnde verschlusslaut wesentlich weiter, sodass man das aao. gegebene grenzstück Worbis-Lützen hier ungefähr durch Sachsa-Schraplau-Wiehe-Naumburg-Lützen ersetzen mag : doch erscheinen sowol versprengte *j*-schreibungen südlicher als auch *k*-schreibungen nördlicher. das nd., soweit es den guttural überhaupt hat, schreibt zumeist *g-*, hier und da *j-*, selten *ch-*, letzteres nur häufiger inmitten Münden-Carlshafen-Clausthal-Sachsa. das obd. gebiet, dem bei *gebrochen* das präfix fehlte, hat hier, soweit *glaube* nicht durch synonyma ersetzt ist (s. u.), nur *g-*, nicht *k-*. als besonderheit bleiben noch anlautende *dl-* und *tl-* zu erwähnen, für die *kleider* Anz. xxi 289 zu vergleichen ist. sonst mehr über diese fragen bei dem nächsten *ge*-paradigma (*gelaufen*).

Im stammsilbenvocalismus hat Niederdeutschland (nördlich der *ik/ich*-linie) grösstenteils umlaut. dieser fehlt nur (-ō-) dem jungdeutschen boden in Schleswig (s. o. s. 212); längs der Wesermündung von Bremen abwärts; und in dem ostdeutschen südrande des gebietes, den man ganz ungefähr durch die curve Aschersleben - Neuhaldensleben - Angermünde - Filehne abtrennen mag : aber diese scheide ist völlig unsicher, es kommen auch noch nördlich von ihr versprengte *ō* und südlich öfter *ȫ* vor (so besonders im s. von Genthin-Brandenburg); sonst herscht in diesem nd. südstreifen *ō*, nur in zwei kleinen enklaven zwischen Egeln und Barby und zwischen Sudenburg und Neuhaldensleben *au*. endlich fehlt der umlaut in der regel dem zumeist preufsischen oststück jenseits der ungefähren verbindungslinie Leba - Bütow - Schwetz-Fordon - Thorn : er findet sich hier nur auf beiden ufern der Nogat von Marienburg abwärts und im s. an der russischen grenze etwa innerhalb des bogens Culmsee-Lessen-Bischofswerder-Gurzno, in beiden fällen entrundet zu *ē*; sonst *ȫ* und *ē* dort nur vereinzelt, vielmehr ist *ō* die allgemeine lautform des preufsischen; wenn das hochpreufsische in seiner östlichen hälfte, rechts von

der Passarge, *au* zeigt (gegenüber *ōge-* o. s. 207), so werden das schriftsprachliche formen sein (vgl. u. bei den synonymis und Stuhrmann II 22. 26).

Alles übrige nd. lautet um. man zeichne sich die für *grofs* Anz. XIX 347 f skizzierte grenze der westfälischen diphthongierung mit der o. s. 207[2] gegebenen modification auf. die südwestecke bis Lippe und Lippstadt-Medebach, die dort *gräut, gröut* schrieb, bevorzugt hier *gloiwe*; ebenso der ostzipfel an der Leine, der dort zwischen *grōt* und *greot* wechselte; die südostecke um Göttingen, die dort *grāt* hatte, schwankt hier zwischen *glǟwe* und *glȫwe* (auch *glöäwe* uä.). dagegen behandelt der übrige teil des gebietes, der dort ziemlich gleichmäfsiges *graut* aufwies, hier den umlaut verschieden. zunächst gilt das eben erwähnte *ǟ* oder *ȫ* auch nördlicher noch längs der Weser bis an den genannten *oi*-bezirk an der Leine, es überschreitet ferner die Weser zwischen Höxter und Carlshafen, indem hier seine nordscheide nach Lippspringe und nördlich an Delbrück vorbei auf Lippstadt, seine südscheide gegen Brilon zieht (es ist das dasselbe *ǟ*-gebiet, das für *seife* Anz. XXI 271 und *kleider* 289 im gegensatz zu diphthongischen formen in *heifs* skizziert ist), doch treten diphthongische ausnahmen mit *äu, ei, äi, ai* auf. der von diesem *ǟ*-bezirk links der Weser südliche, noch übrige streifen bis zur *ik/ich*-linie schreibt in seiner südlichen hälfte um Fürstenberg, Corbach, Freienhagen, Wolfhagen, Zierenberg *äu* oder *eu*, in seiner nördlichen um Stadtberge, Rhoden, Arolsen, Landau, Volkmarsen, Liebenau, Trendelburg, Hofgeismar, Grebenstein *ei, äi, ai*. ebenso überliefert der jetzt noch freie grofse nw.-teil des nach *grofs* eingetragenen gebietes links von der Ems und rechts von ihr bis Ibbenbüren ein-, Tecklenburg, Lengerich, Versmold, Borgholzhausen aus-, Halle, Werther, Bielefeld einschliefslich *ei, äi, ai*, selten *äu*, dasselbe *ei* und *äi* um Pyrmont und Hameln, sonst *äu* und *eu*. es ist eine der compliciertesten, aber auch lehrreichsten aufgaben, diese und alle verwanten erscheinungen des westfälischen vocalismus im zusammenhang zu behandeln: schon aus raumrücksichten muss ich sie für eine andre gelegenheit verschieben und bemerke nur noch, dass die geschilderte entwicklung von *glaube* in diesem gebiete principiell die gleiche ist wie in *gänse*, dessen bericht Anz. XVIII 407 (es war einer der allerersten!) hiernach mehr blut und farbe erhalten kann.

Wenn im übrigen (vom niederrheinischen abgesehen) *grōt* die allgemein nd. form war, so ist entsprechend für *glaube* in den noch zu besprechenden gebieten *ȫ* die allgemeine entsprechung, das nur um Braunschweig und südöstlicher bis an die hd. grenze noch mit zahlreichen *ō* wechselt; anderseits tritt in dieser selben gegend oft entrundetes *ē* auf, besonders im Harzgebiet; solche *ō* einerseits und *ē* anderseits noch in Pommern östlich vom 34 und nördlich vom 54 grade. den *grāt* und

groat um Lingen, Freren und westlicher stehn hier *öä*, *äö* uä. schreibungen gegenüber. der kleine *graut*-bezirk bei Salzwedel schreibt hier *äu*, *eu*, *öü*, *öeu*, entsendet aber ähnliche formen (besonders mit *öu*) noch südöstlicher bis an die Elbe und über sie hinaus, wo ausschliefslich *grōt* galt : grade so wie bei *augen*- o. s. 207 sich hier *ou* fand; der grund ist derselbe wie dort, durch schwund des nachfolgenden consonanten (s. u.) eingetretener hiatus (*oun*, *glöu*). den *grūt* und *gruot* nördlich vom Harz entsprechen hier *ü*, *ī*, *īe*, den *grout* an der Elbemündung *äu* oder *eu*, besonders um Hamburg; hingegen fehlen solche fast ganz im gebiete der obern Netze und Brahe, während umgekehrt die gegend inmitten Neu-Stettin, Bärwalde, Belgard, Pollnow, Rummelsburg, die fast reines *grōt* und *ōge* überlieferte, hier *eu*, *äu*, *oi* bevorzugt.

Der vocalische parallelismus zwischen *glaube* und *grofs* hört im allgemeinen mit dem ndfränk. auf, das wir auf grund der lautverschiebung zum nd. rechnen, das aber auf grund seines vocalismus in vielen puncten weit mehr mit dem sonstigen fränkisch zusammenhängt : eine beobachtung, die schon aus zahlreichen berichten hervorleuchtete (zuletzt o. s. 208) und im übrigen nicht neu ist, trotzdem aber bei anderer gelegenheit im zusammenhange erörtert werden soll. an die stelle des bisherigen vergleichs mit *grofs* tritt jetzt vielmehr der mit *heifs* und germ. *ai* (vgl. Anz. xx 108 und o. s. 208). aber eine neue schwierigkeit beginnt : wir können für das hd. nicht überall ebenso deutlich wie o. für das nd. aus der karte ablesen, ob *glaube* umlaut hat oder nicht. denn einmal traten umgelautete formen auch schon bei *augen*- o. s. 209 f im hess. und thür., in der Pfalz, im Elsass auf, sodass es vorläufig noch dahin gestellt bleiben muss, ob die gleichen vocalerscheinungen bei *glaube* würklich auf altem *i*-umlaut beruhen (dann lägen für *augen* analogiewürkungen vor) oder ob es sich um allgemeine dialektische färbungen (jüngeren oder jüngsten umlaut) handelt, die jedes *au* betreffen (so sicher im elsäss., das *gläub* mit echtem umlaut zu *gleib* entrundet haben würde). sodann aber bleibt es bei hd. *glāb*- oft unentschieden, ob ihm eine form mit oder ohne umlaut zu grunde liege, denn es kann sowol auf *glaube* zurückgehn (vgl. o. u. *augen*-) als auf *gläube*, das zu *glaibe* entrundet und weiter zu *glābe* wurde wie *heifs* zu *hāfs*. bis also *bäumchen* (leider das einzige beispiel des atlas mit sicherm *äu*) entscheidung bringt, gilt es wider mit resignation den bericht über *glaube* und danach eine kartenskizze ganz mechanisch zu gestalten; der vergleich mit *augen*- einerseits, mit *heifs* usw. anderseits führt immerhin in vielen puncten schon jetzt zu sicherem resultat.

Man setze die westgrenze des westfäl. *äu* (*oi*) vom Rothaargebirge zwischen Olpe und Hilchenbach südwärts fort wie o. s. 208 für *augen*- bis Bendorf, dann aber weiter über Andernach,

Mayen, **Cochem**, **Zell**, über den Hunsrück auf **SGoar**, hart vorbei an **Oberwesel**, **Gemünden**, **Kirn**, Oberstein, wider nordöstlich auf **Stromberg**, weiter **Kreuznach**, Alsenz, **Rockenhausen**, Wolfstein, **Landstuhl**, SWendel, **Ottweiler**, Saarlouis, **Forbach**, SAvold, **Saaralben**, wovon südwestlich die französische sprachgrenze erreicht wird. in dem so abgetrennten westlichen district gilt umlaut, und zwar im allgemeinen nördlich der Eifel *ō*, südlich bis an die Mosel und in Lothringen *ē*, im rest *ā*; umlautlose ausnahmen sind häufiger in der grenzgegend am Westerwald von Altenkirchen südwärts (*ō*) und im *ā*-gebiet (*ā*), eine *ā*-enklave westlich von Bitburg an der reichsgrenze. den vereinzelten ***oa***, ***ao*** und ***au***, ***ou*** bei ***augen***- entsprechen hier ebenso vereinzelte ***öe***, ***öä***, ***äö*** und ***äu***, ***eu***, ***öü*** uä., die sich auch in denselben gegenden wie dort zu kleinen gebietchen verdichten, nur das bei SVith fehlt hier (*glöv*, aber *ou*- meist ohne *g*); Remscheid und Ronsdorf mit nächster umgebung ***üe***, ***üö*** (Kronenberg, das mit ***uo*** in ***augen*** noch dazu gehörte, ist hier mit ***öü*** grenzort der gröfseren westlichen *äu*-, *öü*-, *öi*-enklave). das *ē* zwischen Eifel und Mosel ist geschlossen, wie gelegentliche *ī*, *ie* dartun. in Lothringen neben *ē* öfter ***ei***, besonders im o. der Nied.

Man zweige ferner wie bei ***augen*** o. s. 208 von der ***ik/ich***-linie bei Aschersleben gen s. ab und ziehe wie dort bis ***Kranichfeld*** (nur mit den änderungen ***Alsleben***, ***Cölleda***), dann aber weiter zwischen Ilm, ***Remda***, Rudolstadt, ***Orlamünde***, Neustadt, ***Roda***, ***Bürgel***, ***Eisenberg***, Langenberg, ***Zeitz***, ***Lucka***, Altenburg, ***Kohren***, ***Penig***, Waldenburg, Hohenstein, ***Chemnitz***, Schellenberg, ***Oederan***, ***Brand***, ***Frauenstein***, Sayda, ***Geising***; doch ist diese grenze in dem ganzen von w. nach o. laufenden stück sehr unsicher und hat auf beiden seiten häufige ausnahmen. von dem land östlich dieser ganzen curve hat nur ein grofser teil Schlesiens umlaut, dessen schwankende und zackige grenze so skizziert werden mag (äufsere *ō*-orte *cursiv*) : ***Schandau***, ***Neustadt***, ***Schirgiswalda***, Neu-Salza, ***Löbau***, ***Weifsenberg***, Rothenburg, ***Muskau***, ***Triebel***, Sorau, ***Sommerfeld***, ***Bobersberg***, ***Crossen***, Schwiebus, ***Liebenau***, ***Meseritz***, ***Tirschtiegel***, ***Opalenitza***, Kriewen, Bojanowo, Guhrau, ***Köben***, ***Raudten***, ***Lüben***, ***Parchwitz***, ***Neumarkt***, ***Canth***, Zobten, Wansen, ***Brieg***, Löwen, Falkenberg, ***Zülz***, ***ObGlogau***. das umlautlose land ringsum hat *ō*, nur eine *au*-enklave innerhalb der ungefähren verbindungslinien Canth-Prausnitz-Festenberg-Bernstadt-Canth und nordwestlich von dieser bis an die obige grenze wechsel von *ō*, *oa*, auch ***uo***. innerhalb des beschriebenen grofsen schlesischen umlautsgebietes finden sich häufige umlautsfreie ausnahmen; sonst gilt für die südspitze der Glatzer grafschaft von Habelschwerdt südwärts ***oi***, für den südostzipfel um Katscher ***ai*** und *ā*, für den bei ***augen*** aao. skizzierten *au*-district zwischen unterem Bober und Oder ***ei***, ***ai***, *eie*, und *ei*-formen finden sich auch südöstlicher versprengt längs der beschriebenen grenze bis Canth; alles übrige land hat *ē* und

in dem keil, der zwischen jenem *ei*-district und dem beschriebenen grenzstück Kriewen-Lüben ligt, *ă*, letzteres auch mit *ē* wechselnd in der grafschaft Glatz und südöstlicher längs der reichsgrenze; eine *ē*-enklave noch aufserhalb des gebietes im kgr. Sachsen zwischen Königsbrück und Bischofswerda, Elstra und Radeberg.

Im westlichern Mitteldeutschland lehne man zunächst an die *ik/ich*-linie drei *au*-bezirke an, den ersten das Siegerland mit Siegen und Hilchenbach umfassend, den zweiten längs jener linie von der Eder oberhalb Waldeck bis an die Leine oberhalb Heiligenstadt und gegen s. noch Wildungen, Züschen, Niedenstein, Cassel, Grofsalmerode, Allendorf a. d. W. einschliefsend, den dritten längs Benneckenstein-Aschersleben bis an die obige grenze des grofsen ostdeutschen *ō*-gebietes von Alsleben bis *Cölleda* und gegen w. bis (*au*-orte *cursiv*) *Ellrich, Nordhausen, Heringen, Sondershausen, Greufsen, Weifsensee,* Sömmerda; im nordteil dieses letzten *au*-bezirkes auch etliche *ā* und an der ostgrenze um Eisleben eine *ă*-enklave (wie *hăfs* Anz. xx 97). nunmehr darf aus Anz. xx die untere hälfte von s. 97 und die obere von 98 (bis z. 19) auch hierher übertragen werden, nur dass östlich vom 29 längengrade zahlreiche *ā*-schreibungen hinzutreten, dass *Grebenau* hier *ai* hat, dass bei Fritzlar und Gudensberg (wie o. u. *augen*) *oi* erscheinen, dass im westlicheren Hessen die nordöstliche hälfte gegenüber dem *ē* in *hēfs* hier *ö̆* zeigt (wie o. u. *augen*; nur der oststreifen von Alsfeld und Neustadt über Neukirchen, Schwarzenborn, Rotenburg a. d. F. bis Spangenberg hat fast reines *glēb, glēwe*), und dass die *ai* bei Nidda fehlen; hinzuzufügen (und auch für *heifs* aao. nachzutragen) ist noch eine kleine *ē*-enklave in Gothas nördlicher nachbarschaft.

Jetzt schliefst sich an den gesamten südrand der bisher geschaffenen skizze, von der französischen sprachscheide bis zum Erzgebirge, allgemein *ā* an und erstreckt sich bis zu der grenze (*ā*-orte *cursiv*) *Saarburg, Pfalzburg,* Lützelstein, Ingweiler, Reichshofen, Wörth, *Seltz, Rastatt,* Steinbach, *Gernsbach,* Neuenbürg, *Pforzheim, Knittlingen,* Bönnigheim, *Brackenheim,* Lauffen, *Heilbronn, Beilstein,* Bottwar, *Löwenstein,* Murrhardt, *Gaildorf, Vellberg, Dinkelsbühl, Wassertrüdingen,* Öttingen, Monheim, Neuburg, *Schrobenhausen,* Aichach und von hier etwa in gleicher entfernung vom Lech mit diesem parallel südwärts auf die reichsgrenze. in diesem *ā*-gebiet rechts von der Saale dieselben *ā*-, *aā*- uä. schreibungen wie o. s. 209 bei *augen*-, auch derselbe *ă*-district am Haardtgebirge, doch im mündungsgebiet von Mosel und Lahn hier consequenter *ā*. dagegen abweichend von *augen*-, aber wider ähnlich wie bei *heifs* (aao. 98 u.) im o. des Odenwaldes ein *ă*-district um Eberbach und Buchen und südlicher bis Möckmühl; dasselbe *ă* noch in kleiner enklave zwischen Saarbrücken und Saargemünd. im ganzen bair. dialektgebiet neben dem *ā* noch

au-schreibungen, besonders häufig innerhalb des winkels Tittmoning a. d. Salzach-Ingolstadt-Pleystein. der jetzt noch übrige, mit obiger grenze abgeteilte, zumeist alemannische sw. stimmt im grofsen und ganzen zu *augen*- o. s. 209f, nur dass die *ō*-enklave um Lauchheim usw. sich mit den dort selteneren südlicheren *ō*- im Lech- und Wertachgebiet zu einem deutlichen grenzstreifen vereinigt, der noch den obern lauf von Wertach und Ammer umfasst; vgl. HFischer karte 13.

Die dialektische gestaltung des labials in *glaube* hängt vom fehlen oder vorhandensein der endung ab, die betrachtung beider kann daher im folgenden nicht getrennt werden. in ganz Norddeutschland fehlt das *-e* und zwar bis zu der ständigen apokopegrenze (vgl. zuletzt zt. Anz. xxii 326, sonst Zs. 39, 277 und die dortigen citate), deren für *gänse* Anz. xviii 408 gegebene beschreibung hier für *glaube* nur die änderungen *Papenburg*-Leer-*Friesoythe*-Oldenburg, Liebenwalde, *Züllichau* erfordert; einige ausnahmen mit *-e* wie gewöhnlich in Ostfriesland und im mündungsgebiet der Weser, seltener in Posen und Preufsen. in diesem ganzen endungslosen gebiete wird der labial als *w* geschrieben, das westlich der Oder mit zahlreichen, östlich mit seltenen *v* oder *f* wechselt; das hochpreufsische hat westlich der Passarge *b*, östlich wechsel zwischen *b* und *w*. die verteilung zwischen *-w* und *-f* ist also nicht überall dieselbe wie bei *bleib* Anz. xxi 282. im übrigen reihe man dies nd. *-w* in die zusammenstellung Zs. 39, 285 ein. um Tangermünde vielfach abfall, resp. vocalisierung des *-w* (*glöu*, s. o. s. 215).

Das südlich sich anschliefsende *-e*-gebiet hat ebenfalls die übliche begrenzung, ist nur um das gesamte Lahngebiet zu vergröfsern: doch wird die endung *-e* in diesem nicht als die alte 1 sg. präs. aufzufassen, sondern auf *-en* zurückzuführen sein (s. u.). man beginne die grenze wie bei *gänse* aao. (auch der zumeist endungslose ausnahmebezirk westlich von Münster kehrt hier wider, wozu zb. auch *hause* Anz. xx 216 oder *leute* ib. 222 zu vgl.) bis *Gummersbach*, ziehe dann jedoch weiter zwischen *Neustadt*, Eckenhagen, *Drolshagen*, Freudenberg, *Siegen*, Freusburg, *Haiger*, Hachenburg, *Westerburg*, Dierdorf, Bendorf, ungefähr mit Rhein und Main bis Hanau, *Gelnhausen*, Orb, *Wächtersbach*, Salmünster, Soden, *Wenings*, *Schotten*, Herbstein, *Grünberg*, *Homberg a. d. O.*, Kirtorf, *Kirchhain*, Neustadt, *Rauschenberg*, Treysa, *Gemünden*, *Borken* und weiter wie bei *hause* aao., nur mit den änderungen *Rotenburg*, *Probstzella*, Auma. in dem so abgeteilten nd. und md. gebiet, wo unsre verbalform auf *-e* auslautet, sind endungslose ausnahmen vereinzelt in der Wetterau, um Berleburg, Hallenberg, Frankenberg, im kgr. Sachsen (überall dann *-b*), in Schlesien (aufser dem durch die erste apokopegrenze o. bereits abgeteilten stück), hier besonders im vorlande des Isergebirges (*-b*), im südzipfel der Glatzer grafschaft von

Habelschwerdt südwärts (mit labialschwund *gloi* s. o. s. 216), bei Leobschütz (*-b*) und Katscher (*-w* und *-f*). abgesehen von diesen ausnahmen gilt für das gesamte gebiet *-we* oder *-be*; aber eine feste grenze zwischen beiden zu ziehen ist unmöglich. man darf zunächst behaupten, dass alles land westlich der Werra und von Hedemünden an nördlich der für *bleib* Anz. xxi 282 mitgeteilten *-f*/*-b*-grenze spirantisches *-we* spricht, denn bis dahin sind die *-be* so in der minderzahl, dass man sie als schriftsprachliche eindringlinge ignorieren kann (neben *-we* in der nach Holland hineinragenden halbinsel an der Vechte *-ve*, seltener *-fe*, beides auch vereinzelt im übrigen Westfalen). ferner fehlen umgekehrt die *-we* im schlesischen osten jenseits vom 32 längengrade, nur die grafschaft Glatz weist mit wechsel von *-we* und *-be* wider auf spirans. der rest, also im allgemeinen thür. und obersächs., bevorzugt in der schreibung zwar durchaus *-be*, doch nirgend fehlen dazwischen verstreute, hier häufigere dort seltenere, *-we*. die verteilung zwischen reibelaut und verschlusslaut im intervocalischen inlaut (*glaube*) ist also ganz verschieden von der im auslaut (*bleib* aao.).

Man bringe nunmehr die *-f*/*-b*-grenze von *bleib* bis *SGoar* auf die karte. in dem damit abgetrennten Mosel- und Niederrheingebiet gilt zunächst für das nordstück, etwa jenseits einer ungefähren verbindungslinie Montjoie-Jülich-Grevenbroich-Wipperfürth, *-f* oder *-v*, daneben rechtsrheinisch und nördlich von Crefeld linksrheinisch auch *-w*, südlich von Crefeld linksrheinisch vereinzelt auch *-ff*. in dem südlich jener verbindungslinie noch übrigen ripuarisch und moselfränkisch erscheinen ebenfalls *-f* und *-v* und von den Eifelgegenden gen s. auch *-w*, daneben aber vorwiegend endungsformen auf *-en* und *-e*, die sich räumlich in der üblichen weise aller *-en*-formen verteilen (vgl. u. *sitzen* Anz. xix 359 und *machen* xx 209), sodass dem teile südlich einer curve, die von Malmedy gen so. an Daun nördlich vorbei und weiter gen s. auf Berncastel zieht, und ebenso dem teile rechts des Rheins *-en*, dem rest *-e* zukommt; dabei erscheint der vorausgehnde labial von den Eifelgegenden an gegen s. als *w*, dgl. rechtsrheinisch etwa östlich von Linz-Gummersbach, sonst als *v* oder *f* (*glöve* usw.). das rechtsrheinische *-wen* wird gegen o. und so. durch das obige *-we* des Lahngebietes regulär fortgesetzt, und dem nachzeichnenden leser, der diese *glaube*-skizze mit den karten der früheren *-e* und *-en*-paradigmen vergleicht, wird sich jetzt deutlich ein zusammenhängendes moselfränk.-ripuar.-hess. gebiet herausheben, dessen 1 sg. präs. auf **-en* beruht : es wird begrenzt im s. und w. durch die obige *-f*/*-b*-linie (also etwa die moselfränkische grenze) bis *SGoar*, durch Rhein, Main und die weitere o. s. 218 gegebene begrenzung des fraglichen Lahngebietes bis *Borken*, im n. etwa durch den 51 breitengrad von Borken bis Drolshagen, durch *Drolshagen-Wipperfürth*

(o. aao.) und Wipperfürth-Grevenbroich-Jülich-Montjoie. es sei daran erinnert, dass dies grofsenteils gegenden sind, die auch das schwache adj. im nom. sg. masc. auf *-*en* ausgehn liefsen (zuletzt Anz. xxii 114 f).

In allem noch übrigen lande ist *glaube* endungslos, nur in den südlichen vorlanden des eben betrachteten *-*en*-gebietes finden sich noch vereinzelte, ebenso zu deutende -*we*. sonst aber ist auslaut -*b* das allgemeine. statt dessen erscheint -*w* nur längs der u. *bleib* 282 charakterisierten rhein-/moselfränk. grenzzone und südöstlicher längs der französischen sprachscheide bis ans Elsass, sowie vereinzelt am Schwarzwald bei Triberg und Schiltach, zu beiden seiten der württembergisch-bairischen landesgrenze von Creglingen bis Dinkelsbühl, zwischen Lech und Ammersee und hier und da in Altbaiern. der auslautende labial ist endlich überhaupt abgefallen im gebiet der obern Fulda und Werra und der fränkischen Saale mit folgender begrenzung (orte innerhalb *cursiv*): Hersfeld, *Vacha*, Berka, *Salzungen*, Eisenach, Waltershausen, Ohrdruf, Ilmenau, *Zella*, *Suhl*, Schleusingen, Themar, Römhild, Königshofen, *Münnerstadt*, Schweinfurt, *Arnstein*, Würzburg, *Karlstadt*, Lohr, *Gemünden*, Rieneck, *Brückenau*, Schlüchtern, *Fulda*, Herbstein, *Schlitz*, Grebenau; im nordteile des gebietes, zwischen Hersfeld und Schlitz, in und bei Geisa, einige formen mit endung -*n* (*glein*). das -*b* fehlt ferner vereinzelt in der südöstlichen nachbarschaft dieses bezirkes bis Main und Rodach, ebenso im nordbair., sehr selten im übrigen bair., endlich im Elsass bei Münster; vgl. die wesentlich gröfsere verbreitung der gleichen erscheinung bei *bleib* aao.

Von synonymem ersatz unseres wortes sei nur *denke* genannt, das öfter im preufsischen, überwiegend im hochpreufsischen östlich der Passarge, sonst an der obersten Glatzer Neifse, nordöstlich am Steigerwald, im südlichen Schwaben auftritt, und *meine*, das überall in der nähe der luxemburgischen grenze vorkommt, überwiegend in Lothringen angewant wird, häufig auch im Elsass, in ganz Schwaben und Baiern (mit ausnahme des nördlichsten teils an Fichtelgebirge und Frankenwald) erscheint, endlich seltener in Baden südlich vom Neckar, sowie nordöstlicher über die Tauber an den Mittelmain und nordwärts an die frSaale.

Die Dänen schreiben *troer*, *trør*, *troe* (so besonders im so.), auf Alsen *trua*, *truar*, *true*, *trui*; die Friesen im allgemeinen *liew* (auch mit -*v* oder -*f* wie im benachbarten nd.), wobei für den vocal die nüancen *ii* auf Sylt, *ia* auf Amrum, Föhr und den Halligen, *i* oder *ī* auf dem festlande gebraucht werden; die Saterländer *lewe*, *leue*.

75. *verkaufen* (satz 37).

Für das präfix *ver-* ist verwante entwicklung mit dem suffix -*er* unverkennbar (vgl. zuletzt u. *feuer* Anz. xxii 104, sonst ge-

nauer u. *winter* XIX 110 mit der correctur XX 330), dessen kartenskizze man daher hier zu grunde lege, um sie in folgender weise zu ergänzen. die umgegend von Bremen und das ganze mündungsgebiet der Weser schreibt neben *ver-* auch *vor-, vo-, va-*, Schleswig auch *ve-* und Holstein *vö-, vä-*, ganz Mecklenburg auch *vör-, vö-, vöa-* uä., das nd. zwischen Oder und Weichsel in der nordhälfte mehr *va-*, in der südhälfte mehr *ve-*; Ostpreufsen hat die vorsilbe *va-* in derselben begrenzung wie die endung *-a*, der östlichere rest schreibt neben überwiegendem *ver-* auch öfter *var-*, seltener *vor-*; dieses ist auch hochpreufsisch im w. der Passarge; Westfalen bevorzugt links der Ems *ve-, vö-, vä-*, rechts von ihr *vo-*, am Teutoburgerwald *va-*; die *ik/ich*-linie wird von der Weser an bis zur höhe von Hannover von einem breiten *vor*-streifen (in Göttingens nachbarschaft öfter *var-*) ostwärts begleitet, der über Braunschweig und die Harzgegenden, Magdeburg und die Elbe sich bis gegen Brandenburg-Jüterbogk erstreckt. noch deutlicher ist die übereinstimmung zwischen *ver-* und *-er* im hd., wo alles für dieses aao. gesagte auch für jenes gilt; hinzuzufügen sind häufige *vor-* für Anhalt, *var-* für thür. und obersächs., *vir-* für schles., besonders von Görlitz bis Breslau, *vur-* bei Fraustadt und Schwetzkau; ferner ist *ve-* häufiger als *vr-* in der Pfalz und herscht zwischen Odenwald und unterm Main; der schwäb./bair. unterschied ist auch hier bei *ver-* sehr deutlich, nur wechselt im ganzen bair. *va-* mit *vo-*, das südlich der Donau sogar entschiednes übergewicht hat. ganz für sich steht nur ein streifen an Saar und Mosel, der von Sierk-Merzig nördlich und nordöstlich zwischen Mosel und Hochwald bis an die ostgrenze des kreises Trier zieht, zwischen dieser und der stadt Trier die Mosel überschreitet und nordwärts zwischen Bitburg und Wittlich bis Killburg und Manderscheid sich ausdehnt: hier gilt die vorsilbe *be-* (selten *b'-, ba-, ber-*).

Zum stammanlautenden *k-* vgl. u. *kind* Anz. XIX 111 (sonst zuletzt *kleider* XXI 289). bei dieser gelegenheit sei die dort erwähnte palatalisierung vor hellem vocal an der Weichsel etwas bestimmter abgegrenzt, nämlich gegen o. durch die ungefähre verbindung von Danzig und Gurzno, gegen w. und s. durch Zarnowitzer see-Bütow i. P.-Bärwalde-Schneidemühl-Thorn; sie gilt im allgemeinen auch für *verkaufen*, das in diesen gegenden grösstenteils umlaut (s. u.), also hellen stammvocal hat. die bei *kind* gegebene hochalemannische grenzbeschreibung stimmt hier ebenfalls. ihren östlichen teil findet man auch bei HFischer karte 19, der in dieser gegend freilich recht wenig orte hat; seine linie stimmt bis auf zwei grenzdörfer genau zu der unsrigen: Weiterdingen und Duchtlingen (bezirksamt Engen), die er dem verschiebungsgebiet zuweist, bleiben bei uns aufserhalb, nur Weiterdingen hat bei uns einmal *chrum* (= *krumm*), sonst aber immer (in 17 fällen) *k-* ebenso wie Duchtlingen; da die beiden

lehrer, unter deren leitung unsere formulare ausgefüllt wurden, nicht aus W. und D., sondern aus dem nichtverschiebenden *k*-gebiet gebürtig sind, kann immerhin HFischer im recht sein; locale nachforschung hätte zu entscheiden. dagegen hätte er nicht behaupten sollen (s. 65), dass das verschiebungsgebiet in der hauptsache mit der Schweiz zusammenfalle. ich will deshalb den grenzverlauf, der für *kind* aao. nur sehr ungefähr skizziert wurde, hier etwas genauer beschreiben, indem ich die grenzorte herzähle, die in den bisherigen vier *k*-paradigmen übereinstimmen, und nur *kleider* wegen der dort herschenden synonyma (aao. 292) ignoriere (verschiebende *ch*-orte *cursiv*): *Pfetterhausen*, Sept, *Moos*, Bisel, *Feldbach*, Bettendorf, *Grenzingen*, Huntzbach, *Jettingen*, Wahlbach, *Zäsingen*, Steinbrunn, *Rantzweiler*, Landser, Schlierbach, *Geispitzen*, Habsheim, *Niffer*, Homburg, *Schliengen*, mit dem Rhein (nur die stadt Neuenburg schreibt stets *k*-) bis *Grissheim* (westlich von *Heitersheim*), *Eschbach*, Bremgarten, *Hartheim*, Niederrimsingen, Munzingen, *Mengen*, *Thiengen*, *Opfingen*, Merdingen, Waltershofen, SGeorgen, *Wolfenweiler*, *Ebringen*, Wittnau, Sölden, Bollschweil, *Ehrenstetten*, SUlrich, Hofsgrund, Neuhof, *Böllen*, *Aitern*, *Utzenfeld*, *Geschwend*, *Schlechtnau*, *Todtnau*, Bernau-Innerthal und -Aufserthal, *Blasiwald*, Schluchsee, *Dürrenbühl*, *Bonndorf*, Göschweiler, Reiselfingen [1], dann weiter wie bei Fischer aao.

Die lautverschiebungsgrenze des inlautenden *p*/*f* stimmt bis an die Elbe mit der u. *schlafen* Anz. XXI 166 beschriebenen normallinie der tenuisverschiebung, nur mit den änderungen *Neufs* und *Düsseldorf*, und setzt sich rechtselbisch fort zwischen *Aken*, *Roslau*, *Coswig*, *Wittenberg*, *Seyda*, Jüterbogk, *Dahme*, *Baruth*, *Teupitz*, Zossen, Mittenwalde, *Königswusterhausen*, *Berlin mit umgebung* (wie üblich als hd. halbinsel ins nd. längs beiden ufern der Spree bis zu ihrer mündung hineinragend), *Fürstenwalde*, *Müllrose*, *Frankfurt*, Lebus, *Reppen*, *Drossen*, Göritz, *Cüstrin*, *Sonnenburg*, *Landsberg*, weiter wie *ik*/*ich*. das hochpreufsische hat seine regelmäfsige feste begrenzung. für die erweichung des nd. *-p-* zu *-b-* mag ein verweis auf *schlafen* aao. genügen (dazu *seife* ib. 270); auch diese erscheinung wäre einmal im zusammenhang zu behandeln. dgl. *-w-* an Mosel und Rhein wie bei *schlafen*. dagegen *-ff-* wie bei *seife* aao. [2]

Im stammsilbenvocalismus hat Niederdeutschland nördlich jener *p*/*f*-linie den umlaut keineswegs in gleicher ausdehnung mit *glaube* (o. s. 213 ff), er fehlt vielmehr dem w. und nw. bis zu folgender grenze (östliche umlautsorte *cursiv*) : Winterberg,

[1] ich habe hiermit zum ersten mal eine linie mit nennung aller wichtigeren grenzdörfer beschrieben : vielleicht werden die Freiburger germanisten dadurch zu localer nachprüfung angeregt. je nach raum und bedarf soll das in zukunft auch für andre gegenden geschehen.

[2] dazu Jellinek im neudruck des Melissus s. LXXIX f.

Medebach, *Corbach*, *Arolsen*, Stadtberge, *Rhoden*, *Peckelsheim*, Driburg, *Brakel*, Nieheim, *Schwalenburg*, nördlich hiervon mit der ostgrenze von Lippe-Detmold bis an die Weser unterhalb *Rinteln*, mit der Weser bis zur Werremündung, dann Lübbecke, Rhaden, *Sulingen*, Wildeshausen, Oldenburg, westwärts gegen die nordspitze des Saterlandes, mit der oldenburgischen westgrenze gen n. nicht ganz bis in die höhe von Wilhelmshafen, südlich hiervon an den Jadebusen. für das nd. westlich dieser linie übertrage man also die o. für *augen-* s. 207 f gegebene kartenskizze, nur dass das *ou-* und *au-*gebiet von Höhscheid nordwärts hier etwas vollere gestalt zeigt und gegen w. noch Merscheid, Gerresheim, Angermund mit einschliefst. dagegen gilt für alles nd. östlich jener scheide die o. für *glaube* s. 213 ff beschriebene skizze, allerdings mit folgenden gröfseren oder kleineren modificationen. für Schleswig-Holstein ist hier bei *verkaufen* auf der karte eine linie von der Elbemündung gegenüber der Ostemündung nach Schleswig gezogen : westlich von ihr überwigt $\bar{o}$, östlich $\ddot{\bar{o}}$, doch fehlt es nicht an beiderseitigen ausnahmen. der $\bar{o}$-(selten *au-*)streifen längs der hd. grenze von Aschersleben an ostwärts fehlt für *verkaufen* völlig, hier gilt vielmehr der umlaut überall bis an die beschriebene *p/f*-linie; sein $\ddot{\bar{o}}$ ist aber längs diesem ostdeutschen südrande zu $\bar{e}$ entrundet etwa bis (südliche $\bar{e}$-orte *cursiv*) *Benneckenstein*, *Elbingerode*, *Wernigerode*, Derenburg, *Halberstadt*, *Gröningen*, Schwanebeck, *Oschersleben*, *Seehausen*, *Wanzleben*, *Sudenburg*, *Neuhaldensleben*, *Wolmirstädt*, *Neustadt*, Möckern, *Loburg*, Goertzke, *Belzig*, *Treuenbrietzen*, *Luckenwalde*, Trebbin, Zossen, und östlich der verschiebenden Berliner halbinsel (s. o.) Strausberg, *Buckow*, *Oderberg*, Zehden, *Mohrin*, *Schönfliefs*, Soldin, Friedeberg. ferner hat das preufsische dialektgebiet gegenüber vorherschendem *glōw-* hier grösteenteils umlaut, der somit für *verkaufen* allgemein ostnd. ist; nur das linke Weichselufer ungefähr bis Schwetz-Schöneck-Carthaus-Bütow-Leba hat *-kōp-*; der umlaut mangelt auch dem hochpreufs. (*-kōf-*); im übrigen preufs. lautet er $\bar{e}$ (*-kēp-*). die $\bar{o}$-ausnahmen bei Braunschweig (o. s. 214) sind hier selten, ebenso die in Pommern an Wipper und Stolpe. endlich statt der *öu* bei Tangermünde und Jerichow hier $\ddot{\bar{o}}$ bei bewahrtem *p* (*glöu*, aber *-köpen*), und im gebiete der oberen Netze und Brahe hier vereinzelte *äu*, *öü*, *oi*. sonst gute übereinstimmung mit *glaube*.

Man setze die westgrenze des westfäl. *äu* (*oi*) vom Rothaargebirge zwischen Olpe und Hilchenbach südwärts fort, dicht östlich an Freudenberg und westlich an Hachenburg vorbei, weiter wie bei *augen-* o. s. 208 bis Daun und von hier gen sw. etwa auf den schnittpunct des 50 und 24 grades : in dem so abgegrenzten niederrheinischen district herscht übereinstimmung mit *augen-* s. 208 (also umlautmangel im gegensatz zu *glaube* o. s. 216), nur dass das *ou*-gebietchen bei SVith fehlt (dort *ou-* meist ohne

g, hier nur *-kōf-*, vgl. s. 216) und dass für Freudenberg und umgegend *-ī-* (wie bei *glaube*) als besonderheit hinzukommt. man schliefse westlich von Mayen eine grenze südwärts an zwischen (östliche orte *cursiv*) *Cochem*, Zell, *Kirchberg*, *Kirn*, *Oberstein*, *Birkenfeld*, Wadern, *SWendel*, *Ottweiler* und weiter wie für *glaube* s. 216 : in diesem Mosel- und Saarbezirk herscht übereinstimmung mit *glaube* (also umlaut im gegensatz zu *augen-*), nur dass die *ā*-enklave westlich von Bitburg längs der reichsgrenze hier wesentlich schmaler ist und auch sonst nirgend identität von ort zu ort erwartet werden darf. östlicher noch von Kusel über Meisenheim, Obermoschel, Sobernheim bis gegen Kreuznach ein *ā*-district separiert, der bei *glaube* als östlichster vorsprung jenes gröfseren *ā*-gebietes mit in dies hineingezogen war.

Man zweige ferner wie bei *glaube* o. s. 216 von der *p/f*-linie bei Aschersleben gen s. ab und grenze wie dort (nur mit den änderungen Alsleben, *Schellenberg* und mit der beständigen überzeugung von einer nur ganz ungefähren übereinstimmung) den md. osten ab : er stimmt im grofsen und ganzen zu *glaube*, und so mag die dort gegebene complicierte skizze auch hier anwendung finden, nur scheint der umlaut für *verkaufen* durchgängiger zu sein, sodass der dortige *au*-bezirk nördlich und nordöstlich von Breslau und die nordwestlich an ihn anstofsenden *ō*, *oa*, *uo* auf der *verkaufen*-karte mit in das schlesische umlautsgebiet einbezogen wurden, weil hier neben dem *au* ebenso häufig *ei* oder *ai*, neben den *ō* usw. *ē* erscheinen. genauer kann nur autopsie der karten unterrichten.

Endlich sind auch die beiden letzten abschnitte über den vocalismus von *glaube* o. s. 217 f für den von *verkaufen* zu grunde zu legen (über vocalkürze s. o. beim *-ff-*). doch ist hier der *au*-bezirk bei Siegen wesentlich gröfser und erstreckt sich nicht ganz bis Freudenberg, Hachenburg und Haiger. *Lauterbach* und *Grebenau* liegen beide schon im *ei*-gebiet. die *oa* bei Bischofsheim fehlen (wegen *-ff-*? vgl. u. *seife* Anz. XXI 272). in der nähe des Vogelsberges gehört hier Grünberg schon zum süddeutschen *-ā-*, Herbstein zum hessischen *-ei*-district. in der südgrenze des grofsen *-ā*-gebietes für *glaube* ändere man hier für *verkaufen* (wo aufserdem wider folgendes *-ff-* zu beachten ist, s. o.) Pfalzburg, *Lauffen, Monheim, Neuburg, Aichach*. einem fast reinen *ā* in *glaube* an der untersten Lahn steht hier *-kauf-* gegenüber. ferner fehlt hier völlig der *-ā*-district im o. des Odenwaldes, dgl. die kleine *-ā*-enklave bei Saargemünd.

Und nun lege derjenige, der sich nach diesen berichten die drei kartenskizzen von *augen-*, *glaube*, *verkaufen* entworfen hat, sie auf einander und versuche die resultate über umlaut oder nichtumlaut abzulesen : ich will ihm freilich dabei erst behülflich sein, wenn auch über *gelaufen* (u. nr 79) berichtet sein wird.

Die infinitivendung stimmt im allgemeinen zu *machen* Anz. xx 208f; kleine differenzen fehlen zwar nicht, werden aber besser für eine spätere gesamtbetrachtung des infinitivs aufgespart (vgl. xxi 264, sonst zuletzt xxii 331). als besonderheit ist für *verkaufen* zu notieren, dass überall da, wo das *-en* synkopiert wird, neben *-n* auch *-m* erscheint wegen des vorhergehnden labials (das im Regnitz- und obersten Maingebiet also den analogen *-ng* in *machen* entspricht), sowie dass im nd. solche synkopierte formen sich weiter ausdehnen als bei *machen* und auch südlich und südwestlich der Aller nicht fehlen.

Die Dänen überliefern *säel*, *säl* uä., auf Alsen auch *sēl*, *seel*. im nordfriesischen schreibt Sylt *vorkope* oder *-be*, Amrum *vorkupa*, Föhr *verkupe* und *verkuppe*, die Halligen *verkupe*, das festland im n. *vor-*, im s. *verkupe*, *-ppe*, *-be*, *-bbe*, im s. auch mit endung *-i*. das Saterland hat *ver-*, *var-*, *vorkopje*.

76. *hauen*.

Das wort steht als einzelne vocabel, aufserhalb eines satzzusammenhangs, nur auf den süddeutschen formularen: vgl. Anz. xxii 95. aufserdem aber erschien es in satz 38 statt *mähen* (ib. 332) so häufig, dass auch diese fälle für die vorliegende *hauen*-karte verwertet wurden. auf die darstellung der endung ist verzichtet.

In Elsass-Lothringen, Baden, Württemberg, Hohenzollern, Baiern stimmt die entwicklung des stammvocals im allgemeinen zu *augen*- o. s. 209f. doch ersetze man die dort von Wassertrüdingen bis Schöneck beschriebene ostgrenze des *-ā-* hier durch (*ā*-orte *cursiv*) Gaildorf, *Hall*, Vellberg, *Ilshofen*, Crailsheim, Schillingsfürst, Rothenburg, Windsheim, *Uffenheim*, Iphofen, *Ochsenfurt*, Kitzingen, *Eibelstadt*, Dettelbach, *Gerolzhofen*, Prichsenstadt, *Eltmann*, Bamberg, Schesslitz, *Weismain*, *Burgkundstadt*, Steinach, *Cronach*, *Teuschnitz*, Lichtenberg. ferner sind die dort das bair. *au*-gebiet nördlich der Donau durchsetzenden *ā* hier beschränkt auf die gegend an Böhmer- und Bairischem wald längs der reichsgrenze zwischen Schönsee und Regen (vgl. die analoge monophthongierung u. *bauen* Anz. xxii 105, das gemeinsame resultat *ā* ist trotzdem lautlich differenziert, wie einzelschreibungen erkennen lassen: dort gelegentlich *-a-u-*, hier *-oa-*, *-oau-*, *-ou-*), und die *ō* im Lech- und Wertachgebiet sind hier ganz vereinzelt (statt dessen öfter *ou* wie im südschwäb.).

Ein stammauslautender consonant erscheint in Lothringen um Busendorf (*hāw-*), Bolchen (*hauw-* und *haub-*, vgl. u. *bauen* aao.), SAvold, Falkenberg und südlicher (*hoiw-* und *hoib-*, vgl. aao., auch u. *augen* o. s. 211); solche *-w*-formen verstreut auch im übrigen reichsländischen *-au*-gebiet, während von den palatalisierten diphthongen des Elsass sehr häufig ein *-j-* zur endung hinüberleitet, wodurch die u. *augen* aao. ausgesprochene vermutung bestätigt wird. von Weifsenburg bis Lauterburg eine

schmale enklave mit *hāch-* und *hāj-*, ebenso einige *-ch-* oder *-j-* in dem nördlich anstofsenden pfälzischen *-ā-*bezirk, nördlicher bis Neustadt öfter *hack-*; und dann gelten solche übergangslaute für alles östlichere land, das etwa gen w. durch das Haardtgebirge, gen s. durch den 49 breitengrad, gen o. durch die oben beschriebene ostgrenze des *-ā-*gebietes von Gaildorf bis Lichtenberg begrenzt wird : die westliche hälfte, ungefähr bis zum 27 längengrade, bevorzugt *-g-* (am untersten Neckar auch *-r-*, östlich vom Odenwald auch *-ch-*, zwischen Bretten und Lauffen auch *-w-*), die östliche hälfte schreibt in Württemberg und Baden überwiegend *-w-*, in Baiern bald *-w-* bald *-b-* (vgl. die abweichende begrenzung der analogen erscheinung in *nähen* Anz. xxii 331 und *mähen* 333). den *baub-* und *bauw-* am obersten Neckar (u. *bauen* 105) entsprechen hier *haub-* und *hauw-* (im n. auch mit *ao*, im s. mit *ou*, s. o.) mit etwa gleicher begrenzung. an der obersten Wertach zwischen Kempten und Füfsen eine kleine enklave von neun orten mit *hōb-*.

In den gegenden, die *mähen* durch *hauen* ersetzen (s. o.), lautet dies, wenn ich die reihenfolge in xxii 332 beibehalte, im ripuarischen bezirk *hau-*; in dem grofsen ostmd. an der Werra bis an die oberste Unstrut *hāuw-* oder *hāub-* (vgl. o. u. *augen* s. 209. 210 f), östlicher etwa bis an die Wipper und Gera *hauw-* und *haub-* (*bauen* 107), südlicher um Arnstadt, Plaue, Ilm, Gehren, Blankenburg *howw-* und *hobb-*, am südrande des gebietes an der Schwarza *hauw-* und *haub-* (*bauen* 105, wo z. 13 v. o. 'obersten Saale' in 'Schwarza' zu corrigieren ist), um Saalfeld *hāw-* und *hāb-*, östlicher und nordöstlicher über Ziegenrück, Pössneck, Neustadt, Auma, Weyda, Berga, Gera *hā-*, um Altenburg *hō-*, südlicher um Zwickau, Reichenbach, Lengenfeld, Auerbach *hau-* und östlicher in den vorlanden des Erzgebirges bis in die höhe von Chemnitz ein auf helles *hā-* weisender wechsel von *hā-* und *hā-* : bis hierher zeigen diese ostmd. striche also im allgemeinen übereinstimmung mit *augen-* o. s. 208 f. aber im gegensatz zu dortigem *ō* zeigt alles nördlichere land bis zu der u. *mähen* angeführten grenze *hau-* (in der Niederlausitz schwund des *h-*, vgl. Anz. xix 106). dies überwiegt auch östlicher : das *ō* wie bei *augen-* zeigt der südöstlichste zipfel des kgr.s Sachsen etwa jenseits Schirgiswalda-Weifsenberg (*hō-* und *hōb-*), diese formen erstrecken sich dann noch nordöstlicher über Schönberg und Görlitz bis Naumburg und Bunzlau, und *hō-* gilt auch für die nördlicheren gegenden des Queifs und der Lausitzer Neifse bis Muskau-Naumburg a. B. östlicher stimmt Schlesien zu *augen-*, nur dass das *ō*-gebiet südlich von Jauer-Bernstadt hier wider *hau-* hat (nur wenige *hō-*, *hoa-*, *huo-* zwischen Zülz und Leobschütz). endlich zeigt auch das preufsische gegenüber seinen consequenten *ōge-* hier *hau-*, nur auf beiden Weichselufern von der russischen grenze bis zur Brahemündung und nordöstlicher, im o. an Culm-

see und Graudenz vorbei, bis ans hochpreufsische *hogg-* (vgl. *bugge* u. *bauen* 108).

Über dän. und fries. s. u. *mähen* 336.

77. *frau* (satz 9).

Die vocalentwicklung geht nördlich der *ik/ich*-linie mit der in *bauen* Anz. XXII 105 ff, südlich mit der des in den vorigen beispielen behandelten alten *au* parallel. abweichungen, besonders im nd., beruhen zumeist auf abweichendem fehlen oder vorhandensein einer endung, die ich deshalb hier zuerst darstelle.

Im satze steht *bei der frau.* formen ohne endung beruhen auf älterem *-e*, dh. übertritt in die starke flexion, ohne dass aus dieser einen karte ersichtlich wäre, ob dat. oder acc. vorligt. formen auf *-e* sind in den gegenden, die auch sonst auslautendes *-e* bewahren, ebenfalls starke; in den gegenden, die es sonst apokopieren, gehn sie auf älteres *-en* zurück, sind also schwach, ohne dass nach der vorliegenden karte dat. oder acc. zu scheiden wären. gleiches gilt endlich für formen auf *-en* oder *-n*. man vgl. die völlig abweichende gestaltung der endung in *seife* Anz. XXI 273. man zeichne zunächst ein im wesentlichen nd. *-en*-gebiet auf die karte, dessen umschliefsungslinie von Haselünne a. d. Hase über Wildeshausen a. d. Hunte, Celle, Osterode a. H., Stolberg, Greufsen i. Th., Mühlhausen, Worbis an der *ik/ich*-grenze, mit dieser westwärts bis Medebach, endlich über Soest, Ölde, Telgte i. Westf. wider nach Haselünne gehe: es hat *-en*, daneben (besonders östlich und nordöstlich vom Teutoburger wald) auch *-n*, aber auch starke formen ohne endung oder auf *-e*, diese namentlich im sw. im gebiete der Diemel. vereinzelte *-en* treten auch noch westlicher zwischen Ruhr und Sieg, östlicher bis an die Aller, am südlichen Thüringerwald (meist *-n*), an der obersten Spree bei Schirgiswalda und südöstlicher bis an die Neifse auf (ebenfalls *-n*, daneben starke *-e*). die endung *-e* in sonst apokopierenden gegenden (und deshalb als **-en* zu erklären) erscheint ganz selten im sw. des Thüringerwaldes um Schmalkalden und Nordheim, ferner wechselnd mit endungslosen formen in der Anz. XXI 295 als III 2 figurierenden ostnd. mundartengruppe (auch *-ă*, *-a*, *-o* fehlen nicht): das *-en* der schwachen declination geht dort also nach diesem paradigma mit $\alpha\beta$, nicht mit γ, und die vermutung hierüber aao. 296 ist demgemäfs einzuschränken. dasselbe *-e* noch vereinzelt im preufsischen und analoge *-a* hier und da am Riesengebirge (vgl. XIX 360). dagegen ist *-e* die unveränderte, aus der starken flexion eingedrungne endung (aufser den schon erwähnten ausnahmen im obigen *-en*-bezirk) im südwestlichen Westfalen zwischen *ik/ich*-linie und etwa Wipperfürth-Meschede, wo jedoch daneben endungslose formen überwiegen; vor allem aber in der südlichen und östlichen fortsetzung jenes *-en*-gebietes: in Hessen südlich der *ik/ich*-grenze bis Frankenau-Melsungen-Hedemünden, in Thüringen innerhalb des bogens

Dingelstedt-Eschwege-Gotha-Ilmenau-Weifsbach-Weimar-Jena-Allstädt-Halle und daran nord- und nordostwärts anschliefsend zwischen Halle-Cönnern-Roslau und *ik/ich* östlich bis Schwerin einerseits, Celle und der ständigen apokopegrenze (o. s. 218) bis zur Netzemündung anderseits; endlich dasselbe *-e* noch in dem ungefähren schlesischen ausschnitt Reichenstein-Reichenbach-Wansen-ObGlogau (wider mit endungslosen formen wechselnd). freilich ist bei diesen *-e* in solchen gegenden, die das präfix *ge-* (im satze steht *frau gewesen*) zu *e* reducieren und dann öfter unverstanden als endung des vorhergehnden wortes schreiben (vgl. Anz. XXII 97), im einzelnen falle nicht immer zu entscheiden, ob sie würklich endung von *frau* oder präfix von *gewesen* sind: doch wird durch solche etwa herausfallenden einzelorte das o. gegebene gesamtbild der endungsentwicklung kaum beeinflusst. in allem noch übrigen lande ist *frau* endungslos.

Nunmehr kann für das nd. nördlich von *ik/ich* der oben citierte bericht über *bauen* zu grunde gelegt werden. zunächst ist in der dort s. 106 beschriebenen grenze von Rade bis Norderney das erste stück Rade-*Beckum* hier zu ersetzen durch Schmallenberg, *Arnsberg*, Hirschberg, *Soest*, Lippstadt, *Beckum* und ihr schluss zwischen *Borkum* und Juist hindurchzuziehen: der damit abgetrennte weststreifen hat im allgemeinen *frau* wie *bau-*, auch das linksrheinische etliche *frauw, frouw, frou, frōw*, nördlicher längs der reichsgrenze bis ans Bourtanger moor *frou*, *frouw*, dasselbe *frou* aber auch neben *frau* in dem ganzen nordteil des gebietes jenseits Nordhorn-Fürstenau-Diepholz, während dem dortigen *baw-* entsprechende formen so gut wie ganz fehlen: die unregelmäfsigkeit liegt bei *bauen*, wofür hier das alte factitivum ahd. *bauuen* (Zs. 39, 275) eingetreten ist, zumal diese gegend sonst das synonyme *zimmern* statt *bauen* (Anz. XXII 109) hat. das sich anschliefsende westfäl. gebiet mit übergangslaut nach verkürztem stammvocal stimmt in seiner ausdehnung, aber nicht in allen seinen formen: der nordzipfel an der obern Hase hat gegenüber *bowω-* und *bobb-* hier *fruwω-* und *frubb-*, nur um Bielefeld daneben auch einige *o*-formen, das land nördlich der obern Lippe ebenso gegenüber *bogg-* hier *frugg-*, die gegend um Bünde und Herford gegenüber *böbb-* hier *früßb-*, Winterberg und nächste nachbarschaft *bugg-* und *frogg-*. die östliche fortsetzung dieser bezirke mit *bū-* oder **bū-* stimmt im allgemeinen mit ihrem *frū-* oder dessen westfälischer diphthongierung. dgl. bei *bauen* der letzte absatz auf s. 107 und die beiden ersten auf s. 108: nur der dort vom Dümmersee an die Ostemündung gezogene bogen verläuft auf der *frau*-karte vom Dümmersee über Nienburg a.W., Soltau, Hitzacker, Bergedorf, Kiel, und statt Bramstedt-Rendsburg ist hier etwa Bramstedt-Wilster zu ziehen, jedoch ist bei dem schwanken zwischen *au, ou, ō* von klaren grenzen hier nirgend die rede (auch östlich von Kiel längs der küste bei *bauen* wie

bei *frau* etliche *ō*, *ou*, *au*, und Fehmarn hat mehr *frō* als *frū*, auch *frou*. *froau*); in der *ū/au*-grenze östlich der Elbe ist für *frau* zu ändern Fürstenberg, Lychen, *Buckow*, *Müncheberg*, und im ganzen rechtselbischen *frau*-gebiet treten verstreute *frū* noch auf. von den u. *bauen* aufgeführten formen mit übergangsconsonanten im nd. -*ū*-land fehlen hier (bei mangelnder endung) die an der Eider und in Wagrien, dagegen erscheinen in Mecklenburg, besonders in M.-Schwerin, neben den überwiegenden *frū* auch endungslose *frūg* (seltener und ungenauer *frūch*, vgl. Zs. 39, 285); in Strelitz gegenüber den *bōg*- hier nur *frō* (neben *frū*); jenseits der Oder im allgemeinen übereinstimmung zwischen beiden paradigmen (dabei im Netzegebiet neben *frūg* auch *frūk*, nördlicher auch *frūch*). das hochpreußsische hat *frau*.

Südlich der *ik/ich*-linie geht nur noch der o. genannte endungsstreifen bis Frankenau-Melsungen-Hedemünden mit *bauen*: *froche*, *frogge* wie *boch*-, *bogg*- aao. 107 (nur Cassel und umgegend haben *frau*). im übrigen beruhen alle formen im hd. auf altem *au*, und die besonderheiten gegenüber *augen*, *glaube*, *verkaufen* beruhen auf der hiatusstellung (bez. dem ursprünglichen -*aww*-). so hat gleich das Rheinland südlich von *ik/ich* gegenüber *ōg*- usw. hier *frau*, und diese form, die auch für das nördlichere nd. Rheingebiet galt (s. o.), beherscht mithin den ganzen westen längs der holländischen und belgischen landesgrenze; aber während nördlich von *ik/ich* (widerum ein beitrag für die bedeutung dieser verschiebungslinie) *frau* und *bauen* im allgemeinen, auch in den schreibungen, zu einander stimmten, gehn sie südlich davon auseinander und dem bunten wechsel von *bau*-, *bou*-, *bō*- (*bauen* 106) steht hier fast reines *frau* gegenüber (wie ripuar. *hau*- o. s. 226). seine grenze stimmt im grofsen und ganzen zu der entsprechenden *ō*-grenze o. in *augen*- s. 208, nur muss man das Siegerland mit hineinnehmen und weiter von den dort hergezählten namen Vallendar und *Wittlich* auf die andre seite der linie bringen. in diesem im wesentlichen ripuarischen *frau*-gebiet kommen an diakritischen schreibungen *fraw* südlich von Kaldenkirchen vor (wo *baw*- ganz unmöglich wäre), *frou*, *frow* bei Waldfeucht und Gangelt (*bū*-, *būw*- u. *bauen* 106), auch zwischen Aachen und Eupen (bei *bauen* aufserdem *ū*-reste), *frou* und *frouj* im Siegerland (hier auch *bou*-, *boug*-; bei altem *au* dieses rein in der südhälfte, mehr *ou* in der nordhälfte, vgl. o. s. 209; hier muss localforschung entscheiden [1]), und den vereinzelten *oa*, *ao* in der Eifelgegend bei *augen* (o. s. 208) entsprechen hier beim hiatusbeispiel *āu*, die zum moselfränk. *frā* (s. u.) hinüberleiten; nur an der grenze dieses in *augen* und *frau* gemeinsamen, südlicheren *ā* gibt es im n. der obersten Elz zwi-

[1] Heinzerlings arbeiten über das 'siegerländische' beruhen auf der mundart der stadt Siegen!

schen Mayen, Sinzig und Adenau eine enklave mit dem beiden paradigmen zukommenden *ō, oa* (*frō, froa*).

Man zweige ferner von der *ik/ich*-linie bei Aken a. d. Elbe (also ein gutes stück östlicher als bei *augen* o. s. 208, *glaube* 216, *verkaufen* 224) gen s. ab und verbinde es zur charakterisierung einer höchst schwankenden grenzzone mit Kranichfeld a. d. Ilm und ziehe dann weiter über (südliche orte *cursiv*, vgl. *augen* 208) Arnstadt, *Plaue*, Ohrdruf, Schmalkalden, *Wasungen*, bis *Neustadt* wie bei *augen*, dann *Rauschenberg*, *Wetter*, Battenberg, Hallenberg, *Berleburg*, von welchem nordöstlich die *ik/ich*-grenze wider erreicht wird. die so abgetrennten hess.-thür. landesteile haben das *au* bewahrt bis auf einen westlichen ausschnitt, der ungefähr durch die curve (orte in seinem innern *cursiv*) Grebenau, Hersfeld, Berka, Vacha, Lengsfeld, Salzungen, Eisenach, Creuzburg, *Treffurt*, *GrGottern*, Thamsbrück, *Mühlhausen*, Schlotheim, GrKeula, *Dingelstedt*, Heiligenstadt, Allendorf, Grofsalmerode, *Lichtenau* entsteht: er hat in seinem westzipfel etwa bis Frankenau-Hersfeld *frā̆, frē̆*, östlicher etwa bis an die Fulda (also um Borken und Homberg) *frī̆* und selten *frā̆*, weiter etwa bis Berka-Allendorf (also um Spangenberg, Waldkappel, Sontra) *frei*, *frai*, im rest (also an der Werra von Salzungen bis gegen Allendorf und an der obersten Unstrut) *fräu*, *froi*, *freu*, dabei im östlichsten teil von Creuzburg-Wanfried ostwärts bei vorhandener endung (s. o.) mit übergangslaut *fräuw-*, *fräub-* usw. (vgl. aufser *augen* auch *hauen* o. s. 226); *au*-ausnahmen besonders an der Werra zwischen Vacha und Creuzburg. die aufserhalb dieses ausschnittes bleibenden teile haben reines *au*, in der nähe der südgrenze auch *āu*, dabei in der ganzen umgegend von Ebeleben, Schlotheim, Thamsbrück, Tennstedt, Gebesee, Erfurt überwiegend *frauw-* oder *fraub-* (*hauen* aao.) bei bewahrter endung: man beachte jedoch, dass die grenzen für diese und für den übergangslaut keineswegs identisch sind, also auch *fraue* und *frauen* vorkommen.

Wir schliefsen aus praktischen gründen den zumeist schlesischen osten an. verbinden wir nämlich Sebnitz im kgr. Sachsen (nö. von Schandau) mit Triebel in der Lausitz und ziehen weiter über Naumburg a. Bober, Rothenburg, Sternberg, Schwerin, Kähme und von hier ostwärts auf *ik/ich*, so kann für den so abgeteilten ostteil wider auf *augen-* o. s. 208 verwiesen werden: nur die grafschaft Glatz beschränkt ihr *ā* hier bei *frau* auf ihren südzipfel oberhalb Habelschwerdt und Landeck (während *hauen* o. s. 226 es ebenso weit wie *augen-* ausdehnte), und das land ö. und sö. von Reichenstein-Münsterberg-Brieg-Bernstadt hat das nach *augen-* zu erwartende *frō* nur in schmalem streifen längs der reichsgrenze zwischen Ziegenhals und Leobschütz (auch *froa*), sonst *frau* wie *hauen* aao. (das sein *au* dann aber noch viel weiter nach nw. sante, sodass die drei paradigmen *augen-*, *hauen*, *frau* auch hier für die verteilung von *au* und *ō* drei individuelle,

principiell verschiedene begrenzungen zeigen); um Katscher regulär *frā*. über bewahrte endung s. o.

Nunmehr setze man auf der karte bei Herzberg an der *ik/ich*-linie ein und ziehe gen so. zwischen (östliche orte *cursiv*) Wahrenbrück, *Liebenwerda*, Elsterwerda, *Ruhland*, Königsbrück, *Camenz*, Elstra, *Bischofswerda*, Pulsnitz, *Stolpen*, *Wehlen*, Königstein, *Schandau* : die so abgeteilte Lausitz und der sich nö. anschliefsende streifen bis ans nd. *frū-*, *frūg-* hat *frau-*.

An die gesamte bisher gewonnene südkante der skizze von der luxemburgischen grenze bis zur sächsischen Schweiz schliefst sich gen s. ein weites gebiet, für das im allgemeinen *frā* die charakteristische form ist bis zu folgender südgrenze (nördliche *ā*-orte *cursiv*) : *Busendorf i. Lothr.*, Bolchen, SAvold, *Forbach*, *Saarbrücken*, *SIngbert*, *Zweibrücken*, *Pirmasens*, Bitsch, *Weifsenburg*, Wörth, weiter wie für *glaube* o. s. 217 bis Monheim, nur mit den änderungen Knittlingen und *Lauffen*, dann gen no. über Weifsenburg, *Gunzenhausen*, Spalt, *Windsbach*, *Heilsbronn*, Nürnberg, *Erlangen*, Betzenstein, *Pottenstein*, *Creufsen*, Kemnat, *Goldcronach*, Wunsiedel, *Weifsenstadt*, Neukirchen. der nördlich vom 51 breitengrade liegende obersächsische teil dieses grofsen *ā*-bezirkes hat häufige *au*-ausnahmen, besonders in der nähe der angrenzenden *au*-bezirke und in den städten, sodass um Leipzig und Dresden ganze enklaven mit solchen ausnahmen sich abteilen lassen und die mitgeteilten *ā/au*-grenzen nur als ungefähre gelten dürfen. daneben weisen zahlreiche *ǟ*-, *aä*-, *ae*- uä. schreibungen auf beiden Elbufern zwischen Dresden und Mühlberg auf ein helles *ā*. anderseits zieht sich von Rudolstadt die Saale abwärts bis zur Ilmmündung und gen o. weiter über Schkölen, Eisenberg, Zeitz, Schmölln, Gössnitz, Altenburg, Waldenburg, Burgstädt, Hainichen, Oederan, Schellenberg, Frauenstein, Sayda, Zöblitz ein streifen, in dem *frō*, *froa*, *frå* überwiegen; eine *froa*-enklave auch noch östlicher um Pulsnitz und Elstra. südlich von jenem *ō*-streifen kehren dann die ständigen hellen *ā* (*ǟ*, *aä* usw.) wider und gelten bis Erzgebirge und Frankenwald, ja noch westlicher bis ins obere Maingebiet (vgl. *augen*- s. 209). sodann ist am Thüringerwald für Plaue und nachbarschaft ein district mit *frōw*- und *frōb*- und hieran östlich und südöstlich anschliefsend bis ausschliefslich Kranichfeld, Ilm, Königsee, Ilmenau ein solcher mit *froww*- und *frobb*- anzufügen, südlich von Königsee auch ein paar *frauw*- und *fraub*-; zu all diesem vgl. *hauen* 226. im s. von Berleburg, im o. von Dillenburg, im s. von Marburg, im s. von Herbstein winzige, aber deutliche *frǟ*-enklaven; am Main zwischen Miltenberg und Stadtprozelten ein winziger *frō*-, *froa*-bezirk. die *ǟ*-enklave zwischen Haardtgebirge und Rhein wie bei *augen* 209, *glaube* 217, *verkaufen* 224, *hauen* 225, ebenso die bei Alsenz i. d. Pfalz. westlicher überwiegen in einem streifen von Bitburg-Wittlich gen so. auf Ober-

stein und weiter gen sw. über Birkenfeld, Wadern-SWendel bis Saarlouis die *frāu*. das *au*-dreieck hingegen Karlsruhe-Miltenberg-Murrhardt bei *augen* 209 fehlt hier, zeigt vielmehr nur spärliche *frau*-ausnahmen neben dem allgemeinen *frā*.

Für das o. abgeteilte süddeutsche *au*-gebiet gilt wider das für *augen* s. 209 im letzten absatz gesagte, nur dass die *ā*-ausnahmen im bair. nördlich der Donau hier weit spärlicher auftreten (häufiger nur wie bei *hauen* 225 am Böhmer- und Bairischen wald) und dass die *ō* im Lech- und Wertachgebiet (wider wie bei *hauen*) ganz vereinzelt sind. vgl. HFischer karte 13. neben *froi* um SAvold und Falkenberg auch *froiw* (*hauen* 225), südwestlicher bei Buckenheim und Finstingen neben *frau* auch wenige *fraw*, *fraūw*.

Das *weib* vertritt die *frau* häufiger im schwäbischen und bairischen, seltener im schlesischen, preufsischen und im nordwestlichen nd. etwa von Diepholz-Fürstenau über Quakenbrück, Friesoythe bis gegen Aurich.

Die Dänen schreiben *kuen*, *kuun*, *kūn*, *kun*, die Nordfriesen *wūf*, *wūff*, *wōf*, *wōff* und auf dem festlande daneben vereinzelt componiertes *wüsset*, *wösset*, *wüsse* (vgl. Siebs I 218), die Saterländer *wiu*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Der Jahresbericht über die erscheinungen auf dem gebiete der germanischen philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche philologie zu Berlin hat das 17 jahr seines bestehns vollendet. wir widerholen gern auch an dieser stelle die dringende bitte der redaction, die fachgenossen möchten das gewis nutzbringende unternehmen lebhafter als seither unterstützen, indem sie besonders für zusendung von gelegenheitsschriften, dissertationen, programmen und aufsätzen in zeitschriften an die adresse des herrn prof. dr EHenrici, Berlin, Sebastianstrafse 26 sorge tragen.

Am 5 nov. 1896 starb zu Kopenhagen 50jährig KARL VERNER, dessen name dank einer folgenreichen, tief einschneidenden entdeckung mit der geschichte der sprachwissenschaft für alle zeit verknüpft bleiben wird; ein ausführlicher nekrolog (von Verner Dahlerup) erscheint soeben im Arkiv f. nord. fil. 13, 270—281. — am 25 febr. 1897 ist zu Karlsruhe MICHAEL BERNAYS (geb. 1834) gestorben: die entschlossenheit, mit der er, der ersten einer, feinfühlig und gelehrt philologische methode für die textgeschichte neuerer dichter, zumal Goethes, fruchtbar gemacht hat, sichert ihm ein bleibendes andenken, wenn es ihm auch nicht beschieden war, die hoffnungen zu verwürklichen, mit denen die fachgenossen vor einigen jahren seinen rücktritt vom katheder begleitet haben.

Der ao. prof. der englischen philologie dr WFRANZ in Jena ward in gleicher eigenschaft nach Tübingen berufen; an seine stelle tritt dr MFÖRSTER von Bonn. der privatdoc. der vergl. sprachwissenschaft dr HHIRT ist zum ao. professor ernannt worden.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIII, 3 juni 1897

Bericht über die vom Deutschen reiche unternommene erforschung des obergermanisch-raetischen limes. ein vortrag gehalten vor der XLIII versammlung deutscher philologen und schulmänner in Köln am 26 september 1895 von Felix Hettner, archäolog. dirigent bei der reichslimescommission. Trier, verlag der FrLintzschen buchhandlung, 1895. 36 ss. 8°. — 0,80 m.

Die reichslimescommission hat eine vierfache aufgabe. in erster linie steht die untersuchung des limes selbst, der von Hönningen a. Rh. bis Hienheim a. Donau 550 km misst und von dem nördlichen endpuncte in vorwiegend südwestlicher richtung bekanntlich als erdwall mit vorliegendem graben und rückliegenden steintürmen bis nach Lorch geht, dann in scharfem knick nach osten umbiegt, um auf dem felsigen Juraterrain fortan als 120 cm breite mauer mit zwischentürmen den raetischen wall zu bilden. ein zweiter teil der aufgabe ist die untersuchung der zurückliegenden befestigungslinien, namentlich der sog. Odenwaldlinie, die vom kastell Wörth am Main in wesentlich südlicher richtung bis Wimpfen am Neckar, dann diesen überschreitend wenigstens bis Cannstatt zu verfolgen ist und in ihrer länge von 110 km nicht aus wall oder mauer, sondern aus einer mit türmen besetzten strafse besteht. eine zweite rückseitige linie Kesselstadt-Okarben-Friedberg in der Wetterau war wol nie grenzlinie, sondern die linie der grofsen kastelle, durch die Domitians erwerbung vom j. 83 geschützt wurde. die dritte und umfangreichste aufgabe ist die untersuchung der kastelle, nicht nur der unmittelbar am limes gelegenen, die ohne die zwischenkastelle der Odenwaldlinie bereits 58 an der zahl sind, sondern auch der für die geschichte der besetzung wie des verlustes des germanisch-raetischen limesgebietes mindestens ebenso bedeutungsvollen weiter zurückliegenden, wie Friedberg, Wiesbaden, Kesselstadt, wodurch die zahl der unabweisbar zu erforschenden kastelle auf mindestens 69 steigt. ein vierter teil der aufgabe, die ermittlung der strafsen, wird erst seit drei jahren, dazu in den engsten grenzen, betrieben.

Unter den mitarbeitern der limescommission nimmt unstreitig den ersten rang ein techniker ein, baumeister Jacobi in Homburg, dessen sachkenntnis auch der referent bei einem besuche des Saalburgmuseums zu bewundern gelegenheit hatte. neben diesem ausgezeichneten beobachter ist als ebenso kundiger wie unermüd-

licher archäologischer forscher und nachprüfer prof. Loeschcke in Bonn zu nennen. Jacobi entdeckte in dem vorher kaum bekannten, den wall in geringem abstande aufsen begleitenden gräbchen, das er mit steinen teils angefüllt, teils am grunde verkeilt fand, eine grenzmarkierung und erklärte diese anlage als markierung der römischen reichsgrenze (Limesblatt nr 7. 8). an einigen stellen in dem gräbchen wurden von Jacobi und andern streckencommissaren statt der versteinung vielmehr palisaden gefunden : man hat es hier nur mit einer andern art der markierung zu tun. aufserdem dienten an den knickpuncten der grenzlinie hochragende steine als oberirdische zeichen. abzulehnen ist Mommsens deutung der grenzmarkierung als äufserer termination gegen den feind, woneben dann rückwärts des limes noch eine innere gegen den römischen privatbesitz bestanden haben sollte : weil der limes als wall wie als mauer öfter über das gräbchen hinwegläuft. Jacobi häufte seine verdienste durch genauere untersuchung der sog. begleithügel, die stets neben den steintürmen des limes zu finden sind und sich als älter denn der limes erwiesen (Westd. zs. 16). Jacobis bestechende erklärung dieser anlagen als standorte geometrischer aufnahmen hat indes nicht stand gehalten. namentlich Loeschckes peinliche untersuchungen haben gezeigt, dass die begleithügel reste ehemaliger holztürme bergen, die späterhin, aber wol noch vor anlage des walls und der mauer, durch steintürme ersetzt wurden. wir haben also die reihenfolge : grenzmarkierung in verbindung mit holztürmen, dann mit steintürmen, endlich mauer oder erdwall. bei der Odenwaldlinie (Main-Neckarlimes) beginnt die zweite periode (steintürme), wie wir wissen, mit den jahren 145—146. da nun auch bei ihr vor der strafse das gräbchen und palisaden als markierung der einstigen reichsgrenze hinziehen, so muss dieser limes älter sein als die weiter ostwärts vorgeschobene anlage Miltenberg-Lorch.

Bei der kastellforschung, deren einzelheiten vielfach nur den römischen antiquar interessieren, erweist sich der typus Butzbach, bei dem das fronttor (porta praetoria) in feindesland blickt, gegenüber dem typus Saalburg, wo die front entgegengesetzt ligt, als der jüngere. aus der gröfse der kastelle ergibt sich, dass 3—4 ha als normalgröfse für 500 reiter oder 1000 fufssoldaten, 6 ha für 1000 reiter gilt; die kleineren kastelle beherbergten je eine cohorte von 500 fufssoldaten oder kleinere numeri. von den centralziegeleien bei Grofskrotzenburg am Main und in Nied wurde das gröfsere und feinere material allerwärts hin versant, wogegen leichtere und billigere ziegelware die localfabriken lieferten. die verwertung der legionsstempel auf den ziegeln für die geschichte der heeresdislocation ist daher eine sehr eingeschränkte. es zeigt sich, dass im 2 jh. rechts des Rheins und links der Donau legionen überhaupt nicht gestanden haben,

sondern nur auxiliartruppen, und zwar waren um die mitte dieses jhs. in Obergermanien etwa 30 kastelle besetzt, wofür wir etwa 22 uns bekannte cohorten und eine anzahl numeri als besatzung zur verfügung haben. Raetien war stark mit reiterei belegt, aufserdem kennen wir für die 14 dort zu besetzenden kastelle 11, bezw. 14 cohorten.

Was die entstehungszeit des limes betrifft, so wurde auch nach der Varusschlacht ein rechtsrheinisches vorland für Mainz (bis Wiesbaden und Höchst) von den Römern festgehalten, die Wetterau aber erst von Domitian gewonnen, ebenso wol der strich längs des Rheins nördlich von der Wisper bis nach Hönningen herab. südlich des Mains ist man in flavischer zeit bis an den Neckar, in Raetien noch innerhalb des 1 jhs. bis ans Remstal vorgedrungen. die linie Miltenberg-Lorch, die der alten holztürme entbehrt, wird unter Hadrian erbaut sein; im Odenwald wurden unter Antoninus Pius die alten holztürme bereits durch steintürme ersetzt. die umwandlung des limes aus einer grenzmarkierung mit türmen und streckenweise palisaden in einen erdwall und mauer fand wol zu anfang des 3 jhs. statt, als der ansturm der Germanen bedrohlichst wuchs.

Es ist zu bedauern, dass diesem für weitere kreise bestimmten vortrage nicht wenigstens das orientierungskärtchen beigegeben ist, das der verfasser in Köln seiner zahlreichen zuhörerschaft einhändigte.

Bei der erforschung der kastelle konnten die allenthalben an sie stofsenden lagerdörfer nur ausnahmsweise untersucht, gründlich nur dasjenige von Pfünz an der Altmühl ausgegraben werden, aber es war 'eine armselige niederlassung von leuten, die', wie Hettner sagt, 'meist nicht in wohnungen, sondern in trichtergruben ihr leben fristeten'. das sieht ja so aus, als meinte Hettner, jene leute hätten nur erdhöhlen zum aufenthalte gehabt, während doch bekanntlich über jenen wohngruben das holzhaus stand. es wäre dringend zu wünschen, dass die limesuntersuchung an den aufgaben, welche ihr die vaterländische urgeschichte auf dem jeweiligen forschungsfelde stellt, nicht achtlos vorübergehe, sondern durch wissenschaftliche hebung und bergung auch der heimischen, unrömischen altertümer einen teil der vollgemessenen dankesschuld für die grofsen aufwendungen abtrage, die Deutschland für das römische altertum fortdauernd macht. leider zeigen die vertreter der classischen altertumskunde nur zu oft einen völligen mangel an kenntnissen und urteil, wenn es sich um die urzeitliche cultur der barbaren handelt. das muste ich beispielsweise in Schuchhardts Untersuchung der niedersächsischen burgen und landwehren und noch mehr in Knokes buch Über die römischen moorbrücken bemerken, vgl. Jahresber. f. germ. phil. 1895, s. 88. 89. in dem grofsen limeswerke ist nach dieser richtung hin die arbeit Schumachers über kastell

Osterburken (Alf. 2) zu loben. eigentümlich berührt es dagegen in der letzten lieferung bei der beschreibung des kastells Niedernberg durch Conrady einmal von einer 'einfachen bogenfibel' (s. 13) zu lesen, die in einem badegebäude gefunden worden. die später leider verloren gegangene fibel wird im fundbericht (Westd. corr. bl. 3 n. 72, s. 56) von Conrady doch wenigstens als 'kleine bronzefibula in bügelform' bezeichnet, womit für die forschung zwar wenig gewonnen ist, da wir auch hier von der gestalt der fibel und damit von ihrer zeitstellung so gut wie nichts erfahren, indessen wird doch ein halbkundiger leser nicht geradezu irregeführt, wie es mit jenem ausdruck 'bogenfibel' geschieht, der bekanntlich nur einer fibelart der sog. Hallstattperiode (8—5 jh. vor Chr.) zukommt, die innerhalb eines römischen kastells schwerlich anzutreffen sein dürfte. das durfte Hettner seinem mitarbeiter nicht durchgehn lassen.

Hettner nennt den limes mit vorliebe 'pfahl', wie die im volke von jeher, dh. sicher seit dem 8 jh., am weitesten verbreitete benennung der wallanlage lautet, und sieht Zangemeisters herleitung dieses wortes aus lat. *vallum*, die Lexer schon vermutungsweise aufgestellt hatte, als erwiesen an. ob Zangemeister in seiner über die neuere limesforschung gleichfalls gut orientierenden abhandlung (N. Heidelb. jbb. 5, 68 ff), die vorwiegend historisch gehalten und von Hettners mehr die technische seite betonendem vortrag zwar in manchen dingen überholt ist, aber durch reiche litteraturangaben und eingehnde anmerkungen sich vor jenem auszeichnet und damit wertvoll bleibt, — ob Zangemeister, sage ich, jene entstehung würklich 'nachgewiesen' hat, scheint mir mindestens zweifelhaft. unsre urkunden beginnen hier leider erst im 8 jh.: da zeigt sich sogleich *fal-* und *phal-* (Falheim, Falbach; Phalbach) nebeneinander, ende des 9 jhs. auch *pfal-* (pfall), während *pal-* vielleicht schon im 8, sicher mitte des 9 jhs. erscheint. Zangemeister nimmt nun folgende entwicklung an: *vall-*, *fal-*, *phal-*, *pal-*, *pfall-*. nun wurde aber bekanntlich lat. *vallum*, unser 'wall', schon um Chr. geb. herum von den Germanen übernommen. ich kann mir nicht vorstellen, wie sich Zangemeister den sprachlichen vorgang einer nochmaligen entlehnung des wortes *vall-* aus dem lateinisch-romanischen sprachidiom, der wegen des anlautenden *f* nicht vor dem 6—7 jh. stattgefunden haben könnte, denkt (vgl. meine ausführungen: Beitr. 20, 299 f). die Germanen werden doch den pfahlgraben, der seit jahrhunderten in ihrem lande lag und wo sicher auch keine reste von Romanen mehr safsen, im 6 jh. wol kaum neu benannt haben und vor allem nicht mit einem worte, das in dieser zeit nur auf gelehrtem wege ins volk gebracht werden konnte. auch der übergang von *f* zu *ph*, *p*, *pf* nicht etwa in vereinzelt vorkommender, auf nachlässigkeit oder verkehrter gelehrtheit beruhender widergabe, sondern als natur-

gemäfse lautentwicklung im munde des volkes will mir nicht einleuchten. der fall *Fecht* (Zangemeister s. 95 : urkundlich *Pachina, Fachina, Phachina*) ligt doch augenscheinlich anders, gar nicht zu reden von *Velp* (*Pheleppe*, *Vellepe*), wo *v* und *ph* gleicherweise den wert *f* haben. es scheint mir durchaus unsicher, dass die mit *fal-* anlautenden namen mit den andern (*pal-*, *fal-*, *pfal-*) unmittelbar zusammengehören, auch *Falheim* (a. 784) muss nicht identisch mit *Palheym* (a. 1307) sein (Zangemeister s. 92). mir scheint Ohlenschlager ('Der name pfahl als bezeichnung der röm. grenzlinie' : N. Heidelb. jbb. 5, 61 ff) das richtige getroffen zu haben, wenn er die ableitungen von lat. *palus* und *vallum* gleicherweise ablehnt und einen germanischen stamm *pal*, oberdeutsch *pfal* annimmt, wofür auch die stelle bei Ammian *cui Capellatii vel Palas nomen est* spricht. dass im irisch-schottischen, wo altkeltisches *v* überhaupt zu *f* wurde, das lehnwort *vallum* zu *fál* werden muste, worauf sich Zangemeister beruft, beweist weder etwas für noch gegen seine erklärung von *pfahl* = *vallum*.

Noch eine zweite sprachliche gleichung Zangemeisters, die in der limeslitteratur und namentlich bei ihrem urheber selbst öfters widerkehrt, so auch in seiner oben genannten abhandlung (s. 70), wo sie zudem innerhalb der anmerkungen (s. 95 f) die gleichung *pfahl* < *vallum* bekräftigen soll, muss ich beanstanden und halte mit dieser beanstandung nicht zurück, damit wir nicht etwa in dem hoffentlich bald erscheinenden bande des Corpus inscriptionum, worin Zangemeister die beiden Germanien behandeln wird, von dieser gleichung als von einer erwiesenen tatsache lesen. ich meine die aufstellung, dass der Vinxtbach, den Zangemeister als grenze zwischen Ober- und Niedergermanien erwiesen hat, von lat. *fines* seinen namen habe. bei einer übernahme dieses lateinischen wortes hat man zunächst einen fortfall der casusendung zu erwarten, wie es bei dem in der Schweiz mehrfach vorkommenden *Pfin*, *Pfyn* der fall ist. da im alemannischen der übergang von anlautendem *f* in *pf* auch sonst nicht unbezeugt ist, so ist von sprachlicher seite gegen die gleichung *Pfin* = *fines* nichts einzuwenden. anders bei Vinxt; hier müste einmal die endung *-es* erhalten, dann die nasalierung des *n* und endlich die entwicklung des schluss-*t* erfolgt sein. haben wir einmal den namen *Fīns* oder *Vīns* (diesen rein orthographischen wechsel braucht man nicht erst durch beispiele zu belegen, wie Zangemeister Westd. zs. 3, 315 tut), so macht *Vīnst* keine schwierigkeit, vgl. *obs-t*, *ax-t*, *palas-t*, *pabs-t* und vor allem den flussnamen *Jags-t*, wo überall *t* erst neuhochdeutsch entwickelt ist. auch die nasalierung scheint auf den ersten blick erklärt werden zu können. im ripuarischen und zwar mit der südgrenze Linz, Sinzig, Adenau wird *īn* zu *ĭng*, heute hier *eng* gesprochen : *wīn* (wein) — *wing*, *weng*; *fīn* (fein) — *fing*, *feng*; vgl. die karte 'wein' in Wenkers Sprachatlas und Wrede im

Anz. XIX 280. es könnte also *Vings* oder *Vinx* aus älterm *Vins* entstanden sein; freilich nicht am mittel- oder unterlauf des baches, die nicht dem nasalierungsgebiete angehören, sondern nur an der quelle, wo das dorf Vinxt ligt, das ja in seinem namen gegenüber Vinxtbach augenscheinlich die alte einfache form bewahrt hat. man müste dann freilich annehmen, dass der aus dem bachnamen *Vins* (im quellgebiet *Vinx*) entstandene dorfname *Vinx* oder *Vinxt* weiterhin die schreibung der jüngern zusammensetzung *Vinxbach*, *Vinxtbach* für den ganzen lauf des baches durchgedrückt hätte. auffallend bliebe dann immer, dass im quellgebiet nicht die aussprache *Venxt* (vgl. *weng*), im mittel- und unterlauf nicht die aussprache *Feinsbach* (vgl. wein), sondern an letzterer stelle nach FWSchmidt (Bonner jahrbb. 31, 68, anm. 70) vielmehr *Fiensbach* herscht[1]. zudem erhielt ich auf eine anfrage bei herrn dr Wrede die freundliche auskunft, dass das dorf Vinxt nach dem allgemeinen verlauf der grenze zu schliefsen wahrscheinlich gleich allen übrigen ortschaften des bachgebietes im wein-, nicht im wenggebiet liege und der Sprachatlas hierüber wol nur deswegen keine auskunft gebe, weil im orte keine schule bestehe und somit kein lehrer die formulare ausfüllen konnte. ist dem würklich so, dann würde Zangemeisters etymologie schon durch die tatsache der nasalierung unmöglich werden. ein weiteres bedenken ist dann die annahme, ein bach wäre einfach 'grenzen' genannt worden. ich kann das nicht für wahrscheinlich halten. und weiter nehm ich, wie schon gesagt, an der erhaltung der pluralendung anstofs. ein vierter anstofs sind mir die namen *Vingst*, ortschaft in der bürgermeisterei Kalk bei Deutz, und *Vinxel*, ort bei Stieldorf am Siebengebirge, wozu vielleicht noch *Vingerhof*, bürgermeisterei Gymnich, kr. Euskirchen zu ziehen ist. sollen auch diese namen mit lat. *fines*, der letzte vielleicht mit *finem* zusammenhängen? das ist doch schwer denkbar. und doch lassen sie sich sprachlich nicht von *Vinxt* trennen. alles zusammengenommen kann ich der meinung Zangemeisters also auch bei dieser gleichung nicht beitreten. eine herleitung des bachnamens *Vinxt* aus altgallisch **Vincisa*, die Esser (Beiträge z. gallo-kelt. namenkunde. Malmedy 1884, s. 73) vorschlägt, geht nicht an, weil der name bei der frühen germanischen besiedlung dieser gegend dann *Wingst* oder *Wings* heifsen würde, welchen namen in der tat ein in allernächster nähe der ortschaft Vinxt, von süden her oberhalb Ahrweiler in die Ahr mündendes bächlein (Wingsbach) trägt. Vinxt könnte nur auf gallisch **Fincisa* zurückgehn; eine solche namenform wäre aber ungallisch, da das gallische den laut *f* nur in der anlautenden verbindung *fr* kennt,

[1] wie Zangemeister in der irgendwo auftretenden schreibung *Fünsterbach*, dh. Finster bach, bach von Finst = Vinxt, wie Godesberger bach = bach von Godesberg, eine anlehnung an *finster* erblicken kann (Westd. zs. 3, 326), versteh ich nicht.

sonst aber entbehrt. es würde also nur eine erklärung aus dem germanischen übrig bleiben, wofür auch *Vinxel* und *Vingt* sprechen.

Berlin. GUSTAF KOSSINNA.

Handbuch der germanischen mythologie. von WOLFGANG GOLTHER. Leipzig, SHirzel, 1895. XII und 668 ss. gr. 8°. — 12 m.

Es kann keine meinungsverschiedenheit darüber bestehn, dass neben den zusammenfassenden darstellungen von Mogk und Meyer ein neues buch raum hat. das vorliegende ist auf veranlassung des verlegers geschrieben worden, ist nicht ausschliefslich fachleuten gewidmet und stellt sich keine höhere aufgabe, als mit klarheit zu erzählen, was wir aus zuverlässigen berichten wissen. versuche, in unbekanntes land vorzudringen, sind unterlassen, aber das bestreben ist festgehalten, den stoff so zu ordnen, dass eine entwicklung der formen und vorstellungen deutlich werde. auch mit belegen ist nicht gespart, längere und kürzere anmerkungen bringen litteraturverzeichnisse und gelegentlich auch besprechung einer detailfrage. manchem wird also dies neue buch etwas bringen; es steht auf den schultern seiner vorgänger, überragt sie also, wird folglich gewis allerorts vor diesen bevorzugt werden. es verdient diesen vorzug insofern, als sich die theorie nicht so breit macht und weil die probleme nicht auf grund eines vom verf. ausgedachten oder übernommenen systems, sondern von fall zu fall je nach dem grad innerer wahrscheinlichkeit behandelt sind. das buch ist auch reichhaltig, schön gedruckt, aber leider nicht ebensoschön geschrieben. stilistische flüchtigkeiten stofsen allzuhäufig auf, und bei widergabe der alten fabeln wird selten ein plastisches bild erreicht. es wäre in hohem grad dankenswert und verdienstlich gewesen, wenn der verf. seiner aufgabe treu geblieben wäre und alle kraft eingesetzt hätte, möglichst gut und getreu was unsere quellen bieten nachzuerzählen. auch bei dem G.schen buch ligt es aber so, dass man nur bei kenntnis der originale wird mit verständnis langen partien folgen können; ich glaube nicht, dass durch die G.sche schreibart die nordischen mythen an curiosität verloren haben. auch in diesem fall war es aufgabe des schriftstellers, organische gebilde nachzuschaffen. das ist freilich sehr schwer, und die vom verleger gesteckte frist mochte den gang der feder beschleunigt haben, um möglichst viel in einen band zu bringen, der nun doch zu dick geworden ist.

Blättere ich nun aber in dem bande nicht als liebhaber, sondern als mitstrebender, so wachsen die bedenken ins grofse. nahezu 700 seiten und keine 7 darunter, auf denen nicht stünde, was man längst andernorts auch schon gelesen hat. nirgends eine selbständige auffassung, nirgends eine neue ansprechende und leistungsfähige combination der bekannten tatsachen oder

vermutungen, nirgends eine förderung des wissenschaftlichen gemeinbesitzes. der name G.s konnte hoffnung erregen, dass etwa die von ihm mit vorliebe vertretene Bang-Buggesche richtung von neuen seiten neue stromleitung bekäme. auch in dieser beziehung ist alles beim alten geblieben. auch auf diesem feld ist der spaten nicht angesetzt, das umgegrabene dagegen noch einmal umgegraben worden und auch nicht ein scherben ist zu den bekannten fundstücken hinzugekommen. neben Bugge spielen Richard Wagner und Ludwig Laistner eine bevorzugte rolle. Ludwig Laistner soll 'die psychologische erklärung von der mythendeutung sehr gefördert' haben : tatsächlich hat aber Laistner blofs über psycho-pathologische zustände gearbeitet und dem gibt Laistner selbst ausdruck, wenn er sagt : der alptraum ist keim und kern aller mythologie. Richard Wagner hat gar kein anrecht auf einen platz in einer deutschen mythologie. G. geht aber in seinem buch so weit, dass er behauptet (s. 320), von der Brünhildsage sei uns zwar viel verloren, aber RWagner habe uns in der Walküre das verlorene neu gegeben!! es wäre zu wünschen gewesen, dass dies und noch anderes für die Baireuther blätter aufgespart geblieben (so zb. die auf s. 36. 37 sich findenden stellen, in denen von den Semiten die rede ist) und die grenze zwischen wissenschaftlichem und künstlerischem interesse dem herkommen gemäfs nicht überschritten wäre. wie an RWagner so glaubt G. an Bugge : 'die einleuchtende wahrheit von Bugges grundgedanken ist einmal nicht wegzuleugnen' (s. 44); folglich wird als tatsache zugegeben : der abenteuerliche fang der Midgardschlange beruht auf christlicher vorstellung (s. 271), die fahrt zu Utgardaloki findet ihre erklärung in der höllenfahrt (s. 280), der gefesselte Loki ist eine deutliche nachahmung der vorstellung des bis zum anbruch des jüngsten tages in banden liegenden teufels (s. 280), dass die sage von Odr und Freyja unter dem einfluss der antiken erzählung von Venus und Adonis umgebildet wurde, unterligt kaum einem zweifel (s. 288), die vermutung, es könnte ein anstofs zu Wodan durch die bekanntschaft mit Mercur gegeben worden sein, soll ausgesprochen werden (s. 295), der weltbaum ist der kreuzesbaum (s. 348. 531), 'Odins selbstopfer, wie er vielleicht als Har dem Odin, er selbst sich selber, nach der dreieinigkeit Christus gottvater, die eins sind wie Har und Odin, am galgen hingegeben wird, ist nur als nachbildung christlicher vorstellungen verständlich' (s. 550); Odin, Wili, We entspringen der trinität (s. 355), Heimdall mahnt an den das paradies mit dem schwert hütenden engel, dass an eine nordische göttergestalt christliche engelsvorstellungen sich anschlossen, ist sehr wol möglich (s. 366), dass Balder in der isländischen sage züge von Christus annahm, ist sehr wahrscheinlich (s. 378, sie sind von Bugge erwiesen, s. anm. 2), sicher wird auch Höni noch einmal auf diese art befriedigende deutung finden (s. 400), eine

sklavische nachahmung Lucifers ist Loki nicht, vielmehr eine durch das fremde vorbild angeregte dichterische schöpfung (s. 408), neben Lucifer haben auch Mercur und Apollo auf Loki eingewürkt (s. 420), die grofse seeschlange ist eine nachahmung des Leviathan (s. 427), züge der Venus sind mit Freyja verschmolzen (s. 438), Iduns äpfel, deren herkunft aus christlicher und antiker mythologie Bugge nachgewiesen hat (s. 450), Garm ist Kerberos (s. 473), der wesentliche inhalt der Völuspa ist aus christlicher mythologie geschöpft (s. 474), gerade das wort *muspilli* ist der allersicherste und deutlichste beweis für die christliche herkunft des gedankens vom weltbrand (s. 507) usw. ob G. mit all dem recht hat? wer kann es wissen? wer wird ihm aber ein recht zugestehn, von solchen möglichkeiten als tatsachen gebrauch zu machen? ich hätte auch an sich nichts dagegen einzuwenden, wenn G. all diese möglichkeiten geistig verarbeitet und zu einer zusammenhängenden darstellung christlich-antiken einflusses gestaltet hätte. davon ist keine spur. so bequem wie nur möglich wird von dem probaten mittel, unverstandenes als entlehnung erscheinen zu lassen, gebrauch gemacht und der leser, jedesfalls der urteilslose leser, mit einer 'geistvollen erklärung' der schwierigkeiten abgefunden. um ein beispiel von G.s verfahren im einzelnen zu geben, halt ich mich an die zu letzt angeführten worte über *muspilli*. G. spricht davon s. 507. 539. 660. Kögel hat das wort als 'erdzerstörung' gedeutet; G. findet diese deutung sprachlich und sachlich unmöglich 1) weil *-spildi* zu erwarten wäre, 2) weil *mû* staub (nicht erde) bedeute[1], also 3) **mûspildi* = vernichtung des staubes wäre. wenn Kögel neuerdings an mhd. *spidel* 'splitter' anknüpfen wolle, um den sinn von 'weltzersplitterung' zu erreichen, so sei darauf zu erwidern, dass von einem zerschellen des erdballs wol die neue zeit, schwerlich das germanische heidentum fabeln könne. von *mudspilli* sei auszugehn. G. übersetzt dieses wort mit 'weissagung von der welt', weil er mit Bugge in *mud* lat. *mundus* widerfindet. er ist auch geneigt auf lat. *mundus* zu verzichten (s. 660), sachlich werde ja nichts geändert, ob *mud* lateinisch oder deutsch sei. G. macht nun von der bedeutung 'weltbrand' gebrauch und rechtfertigt dies folgendermafsen : *mudspelli* bedeutet prophezeiung von der welt; das wichtigste und gröste, was von der welt verkündigt wird, ist aber das weltende : folglich bedeutet *mudspelli* weltbrand (s. 541). das ist der gedankengang, auf grund dessen G. zu der formulierung gelangt ist : das wort *muspilli* sei der allersicherste und deutlichste beweis für die christliche herkunft des gedankens vom weltbrand. in mythologischen dingen scheint immer noch

[1] woher G. das wol wissen mag? was *mulda* bedeutet, ist ja aus 1 Cor. 15, 47. 48 vollkommen deutlich, und nicht weniger ahd. *moltpret* Graff 3, 289. Ahd. Gl. III 719, 56; vgl. auch *rus* : *molt* Gl. II 480, 65.

vieles erlaubt zu sein, was auf andern gebieten sich nicht ans tageslicht wagen würde.

Aufser von LLaistner, RWagner, SBugge ist G. in hohem grade abhängig von EHMeyer und EMogk. Meyers Germanische mythologie (1891) erklärt G. für eine hochbedeutende leistung. durch ihn ist G. in seinem glauben bestärkt worden, dass der wesentliche inhalt der Völuspa aus christlicher mythologie geschöpft sei. ihm verdankt er aber auch zahlreiche litteraturnachweise. so erhalten wir denn noch einmal eine übersicht über die mythologische arbeit vom 17 jh. an bis auf die gegenwart, eine übersicht, welche s. 12—14 zwar ein 'kleines' verzeichnis solcher schriften bringt, die das studium der deutschen mythologie zu popularisieren suchten, aber zb. WGrimms Deutsche heldensage, Holtzmanns Deutsche mythologie, Weinholds arbeiten gar nicht erwähnt. eine geschichte der forschung, wie sie hier nun zum zweiten mal gegeben wurde, ist völlig wertlos; eine litteraturtafel würde denselben zweck erfüllen. eine geschichte der forschung muss pragmatisch geschrieben werden. sie muss zeigen, wie der moderne folklorismus entstanden ist (etwa an einem vertreter wie Andrew Lang), und wenn ihr die aufgabe zufällt, die entstehung und das wachstum einer vergleichenden mythologie zu schildern, darf sie nicht versäumen, den kampf gegen die vergleichende mythologie aus seinen ursachen abzuleiten. weder Meyer noch G. geben ein bild von dem heutigen stand der dinge. von dem grösten wissenschaftlichen problem, der gegenwart, der religionsgeschichte, ist nirgends die rede, nirgends von der ernsten, mit glänzenden erfolgen begleiteten arbeit ausgezeichneter geister, die ein ganz neues programm aufgestellt haben, zu dessen entfaltung namentlich auch die deutschen philologen berufen sein sollten. —

Mehr in die sache selber führt die abhängigkeit von Mogk. von ihm hat G. die leitenden gesichtspuncte der gruppierung. wie Mogk beginnt G. mit der 'niederen mythologie' dh. mit seelen- und geisterglauben, ahnen- und totenkult, fylgjen und walküren, hexen und nornen, elben und riesen; fast in derselben reihenfolge werden diese hauptgruppen abgehandelt. das zweite hauptstück ist bei G. wie bei Mogk der götterglaube, in der folge Tiuz, Frey, Niörþ; Mogk schiebt noch Heimdall und Baldr ein und geht danach zu Wodan über, G. spricht zuerst von Donar, dann von Wodan, danach von Heimdall und Baldr; den schluss bilden die untergötter und die göttinnen. wie bei Mogk folgt bei G. kosmogonie und eschatologie als drittes und cultus als viertes hauptstück; beide schliefsen mit zauber und weissagung.

Vollkommen hat sich G. zu eigen gemacht, was Mogk von **Tiwaz Wodanaz* und **Tiwaz Thonaraz* gelehrt und aus seiner lehre abgeleitet hat. namentlich Mogks geschichte der Wodansverehrung scheint bereits canonische geltung gewonnen zu haben.

wie wenig begründet sie ist, kann man jetzt aus G.s widergabe sehen. G. hat es nicht über sich gebracht, mit derselben einseitigkeit zu verfahren wie Mogk. um nämlich alles reinlich unterzubringen, ist G. auf den gedanken verfallen, neben einem Wodan einen Wode heraufzubeschwören. Wode sei eine figur des volksglaubens der urzeit, was ursprünglich von ihm überliefert, sei in späterer zeit auf Wodan übertragen worden, Wode sei in Wodan aufgegangen, aber Wode sei sturmgeist geblieben, Wodan sei der vergöttlichte Wode. Wode sei gemeingermanisch, Wodan gehöre blofs einzelnen stämmen an, sei erst in den jhh. nach Chr. geb. auf kosten älterer götter zu macht und ansehen gelangt und wahrscheinlich als eine nachbildung zu Mercur aus Wode am Niederrhein emporgekommen: 'Mercur als seelenführer, als stürmischer liebhaber der nymphen, als beförderer der fruchtbarkeit gleicht dem Wode, nimmt man Mercur als gott des geistes hinzu, so entsteht Wodan' — das steht wörtlich s. 295! im 1 jh. nach Chr. geb. hatte Wodan bereits am Niederrhein die erste stelle; in Süddeutschland gab es keinen Wodan (hat es denn im 1 jh. nach Chr. ein 'Süddeutschland' gegeben?), Norddeutschland ist die heimat des Wodandienstes. G. ist jetzt sogar geneigt, möglicherweise auch den walkürjenglauben und Walhall als deutsch gelten zu lassen und, wo es gerade not tut (wie zb. s. 313), die dreiheit Wodan, Donar und Tiu für uralt zu erklären — — so ist denn auch bei G. wie bei Mogk Frey als identisch mit Ty, als der alte himmelsgott geschildert, wesensgleich mit Njörþ. Heimdall ist bei beiden lichtgottheit; G. sagt mit wenig geschmackvoller contradictio in adjecto, er sei ein verdunkelter lichtgott (s. 360), nur ein teil der lichtmacht sei in ihm persönlich geworden, das frühlicht, der anbrechende tag, denn am himmelsrand werde der junge tag geboren: bei Mogk steht, Heimdall sei eine dichterische hypostase des alten himmelsgottes, stelle denselben nur von einer seite dar, er sei das am horizont sich zeigende tageslicht, und wie bei Mogk sich noch eine kurze andeutung darüber findet, dass andere den Heimdall als gott des regenbogens aufgefasst haben, so umschreibt auch in dieser kleinigkeit G. seine vorlage. die berührung des G.schen buches mit der Mogkschen darstellung ist, wie man sieht, eine sehr intime. sie war offenbar G.s hauptsächlichste quellenschrift. nur nach einer seite hin hat G. in dankenswerter weise kritik geübt: er hat die natursymbolischen deutungen Mogks meist nicht berücksichtigt. G. ist der ansicht, man dürfe einen mythus oder eine sage nicht ohne weiteres in naturvorgänge auflösen, mythendeutung erscheine nur dann berechtigt, wenn sie zunächst auf feststellung des religiösen kerns ausgehe. bei der schilderung des Donar-Thor kommt es ihm folglich darauf an, zu zeigen, dass der wahre volksglaube in Skandinavien nur Thor gekannt habe (wie Mogk ihn als den eigentlichen gott des norwegischen volkes geschildert hatte). auch in der naturdeu-

tung stimmen übrigens G. und Mogk aufs genauste zusammen: G. sagt: der himmelsgott hat blitz und donner in seiner gewalt, Mogk sagte: die tätigkeit, in den lüften den donner zu erregen, habe sich bei dem alten himmelsgott befunden. 'vom himmelsgott hat sich die gestalt des donnerers bei den Germanen besonders abgelöst' G. s. 243. 'vom himmelsgott hat sich bereits in einer gemeingermanischen zeit eine besondere gottheit abgezweigt, die man Thunaraz nannte' Mogk s. 1090. ebenso wie Mogk meint G., Donar sei nicht bei allen Germanen zu gleicher bedeutung gelangt, am reichsten sei sein cult zwar in Norwegen gewesen, aber auch bei den Schweden sei Thor in der urzeit in gleichem mafse verehrt worden wie bei den Norwegern: folglich, sagt G., sind Thor und Frey im grunde eins dh. der himmelsgott. darum sei Thor die fruchtbarkeit untertan. auch Mogk hatte Thor als gott des ackerbaus erscheinen lassen, ihn jedoch nicht mit Frey identificiert, deren gegenseitiges verhältnis in der schwebe gelassen, wenn er auch schon erklärte, Thor sei in Schweden zweifelsohne neben Frey der höchste gott gewesen. wenn nun aber Mogk Thor fasste als das im gewitter daherbrausende göttliche wesen, Thjalfi als den in die erde fahrenden blitz, Sif als dichterische personification des erdbodens, Thrud als die kraft des erdbodens, Groa als die treibende erde, Hymi als die personificierte dunkelheit in der luft, die über dem winterlichen meer ligt —, wenn Mogk im ganzen behauptete, der gott sei zu einer ethischen gestalt geworden, die nur selten den physischen hintergrund des donnergottes durchscheinen lasse — das sei um so weniger zu verwundern, als das gewitter in den nordischen reichen fast gar keine rolle spiele — so verzichtet G. mit recht auf solche hypostasen, deutet zwar die Hrungnisage als ein gewitter, das krachend ins felsgebirg fährt, Mokkrkalfi als den wässrigen lehmboden am dunstigen fufse des felsgebirges, bleibt aber im ganzen bei dem s. 173 formulierten grundsatz: lust am fabulieren, nicht sinnbildliche naturanschauung, märchen und volkssage, nicht naturmythus bildet die grundlage der meisten Thorsgeschichten. es ist G. nicht gelungen, resolut die natursymbolik von sich fern zu halten, aber es ist immerhin erfreulich, dass er nur spärlich davon gebrauch gemacht hat.

Ein zweiter punct ist es, auf den ich mit befriedigung hinweisen möchte. während Mogk daran festgehalten hat, dass die alten mythen noch in christlicher zeit teilweise in unveränderter frische fortbestanden hätten, die volksüberlieferung zwar nicht mehr allgemein als die älteste quelle unserer mythologie gelten liefs, aber trotzdem einen sehr weitgehnden und keineswegs historisch-kritischen gebrauch von den volksüberlieferungen gemacht hat, betont jetzt G. mit recht, dass vieles der christlichen sage angehöre, was als heidnische erinnerung betrachtet worden sei, dass, so vieles aus unserem ältesten heidentum noch in

heutiger sitte und sage lebe, fortwährend neue sprossen gekommen seien, die anders als jene beurteilt werden müsten, weil luft und licht ihnen andere beimischung gegeben hätten. G. hatte ganz recht, wenn er sich zur richtschnur nahm, ein hinausgreifen über die zeit der denkmäler möglichst zu vermeiden, zunächst sich in den grenzen unserer tatsächlichen kenntnisse zurechtzufinden, und andern zu überlassen, mit haltlosen vermutungen darüber hinauszuschweifen (s. 49). aber nach dem bisherigen ist die vermutung nicht unberechtigt, G. möchte nicht die energie besitzen, mit solch löblichem grundsatz ernst zu machen. s. 51 hören wir bereits: volkssage und ihr abergläubischer kern sei zur darstellung zu bringen, sofern ihr vorhandensein im heidentum wahrscheinlich sei, und s. 52: der allgemeine, typische grundstock der niedern religion und mythologie sei gemeingermanisch, — die schlussfolgerung aus diesen beiden prämissen darf kühnlich dem leser überlassen bleiben. erst s. 65 wird die frage noch einmal berührt: unsre nächste aufgabe geht dahin, zu bestimmen, welche niedere mythologie im h e i d e n t u m neben der höheren herlief. sofern sie mit der altheidnischen in den grundzügen übereinstimmt, muss die spätere volkssage ergänzend herangezogen werden. um festzustellen, wieviel alt und heidnisch ist, dient an erster stelle die sprache. ferner ist gewicht darauf zu legen, eine sage oder vorstellung in möglichst alten quellen nachzuweisen.. 'begegnet sie, selbst in jüngerer fassung, in Deutschland und England, so ist die annahme gemeinsamer herkunft aus dem heidentum erlaubt'. man sieht, es sind ansätze zu einer ernsteren behandlung des wichtigen gegenstandes vorhanden. G. weiſs, dass die hauptaufgabe, altes und neues auseinander loszulösen, noch kaum in angriff genommen ist, hat aber, was bei solchem stand der dinge unumgänglich, die auch bei ihm weitgehnde verwertung des aberglaubens der gegenwart nicht durch historische gründe als gerechtfertigt erwiesen. er hat aber schon gesehen, dass in erster linie die s p r a c h e berufen ist, die führung zu übernehmen. ein deutscher philologe, für den Pauls Principien der sprachgeschichte doch zunächst geschrieben worden sind — ein buch, das in seiner ganzen bedeutung erst gewürdigt werden wird, wenn seine leistung für die culturgeschichte erkannt sein wird — hat vorerst aus der sprachüberlieferung und dem sprachleben noch nichts handgreifliches zu gewinnen vermocht. er klopft und hämmert, hat aber keine erzader getroffen, und neben ihm arbeitet ein classischer philologe, und der legt mit éinem geistesmächtigen schlag leuchtende erzgänge bloſs. aus Hermann Useners neuem buch kann G. ersehen, wie vieles gedacht und geahnt werden muss, bevor aus deutscher mythologie etwas mehr als ein lesebuch gemacht werden kann.

Kiel. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Das schriftwesen im mittelalter von W. WATTENBACH. 3 vermehrte auflage. Leipzig, SHirzel, 1896. 8°. IV und 670 ss. — 9 m.

Wattenbachs Schriftwesen hat längst so volle und allgemeine anerkennung gefunden, dass ich es bei einer besprechung der neuen auflage mir wol ersparen kann, die trefflichkeit des buches im einzelnen noch näher zu begründen. es genüge die versicherung, dass W. auf dem gebiete, auf dem er lange unser einziger führer gewesen, unser bester bis heute geblieben ist. nur das verhältnis zur 2 auflage sei im folgenden eingehnder hervorgehoben. die 20 jahre, die zwischen beiden verflossen, haben aufser Birts Antikem buchwesen und Cesare Paolis Materie scrittorie e librarie kein eigentliches concurrenzwerk, dafür aber auf dem gebiete der paläographie und mehr noch auf dem der diplomatik zahlreiche zusammenfassende arbeiten und einzeluntersuchungen gebracht, durch die auch wichtige fragen des schriftwesens berührt und gefördert wurden. die berücksichtigung dieser litteratur kommt schon äufserlich durch den erheblich gröfseren umfang der neuauflage zum ausdruck (670 gegenüber 569 ss.). manches, was in der neuauflage übergangen scheint, ist in dem seit 1879 von W. bearbeiteten abschnitt Paläographie der Jahresberichte für geschichtswissenschaft gewürdigt. W. selbst hat dieser litteraturberichte kurz gedacht (s. 36), und ich kann nur nochmals nachdrücklich auf sie verweisen.

Beim capitel 'Wachstafeln' sind die neuen funde von Pompei, quittungen des auctionators LCaecilius Iucundus (127 tafeln aus den jahren 15. 27. 53—62) berücksichtigt. — über papyrus sind die neueren arbeiten von Birt und Karabacek hinzugetreten. als bindemittel für die einzelnen papyrusschichten wird s. 98 noch 'aufgegossenes Nilwasser' genannt, eine ansicht, die nach Wiesner Die mikroskopische untersuchung des papiers usw. s. 24 wol kaum mehr aufrecht erhalten werden kann; die chemische reaction spricht für leimung mit stärkekleister. — den abschnitt 'Papier' leitete W. s. 114 der 2 aufl. mit den worten ein : 'das papier hüllt seinen ursprung in ein dichtes dunkel, welches wol nie völlig gelichtet werden wird'. diese allzu pessimistische vorhersagung war schon wenige jahre später durch die funde von el-Faijûm und die daran sich knüpfenden untersuchungen von Wiesner und Karabacek glänzend widerlegt. die 3 aufl. trägt denn auch der veränderten sachlage rechnung; der ganze abschnitt ist völlig umgearbeitet, und der einleitende satz lautet : 'das papier hüllte lange seinen ursprung in ein dichtes dunkel, welches jetzt jedoch fast völlig gelichtet ist'.

Die erörterungen über unterschriften in urkunden s. 195 ff sind bereichert und teilweise umgearbeitet, aber immer noch zu dürftig. — bedeutend reichhaltiger sind s. 199—203 die ausführungen über briefe und deren verschluss gegenüber ²164—166. — im capitel 'Goldschrift' s. 251 ff sind belege aus dem classischen

altertum hinzugetreten; auch über die zeit, die zum schreibgeschäft erfordert war, sind neue beispiele beigebracht.

Mit dem abschnitt 'Fälschungen' (s. 408ff) stofsen wir auf ein thema, das von sehr verschiedenen gesichtspuncten aus erörtert werden kann. für die behandlung im 'Schriftwesen des ma.s' hatte W. von anfang an den richtigen ausgangspunct gefunden. man erwartet hier eine zusammenstellung dessen, was wir über die t e c h n i k mittelalterlicher fälschungen wissen. gerade hierin ist aber in den beiden letzten jahrzehnten soviel an einzellitteratur erschienen, dass das betreffende capitel der 2 aufl. bedeutend zu erweitern, besser noch umzuarbeiten war. die 3 aufl. hält sich hier zu sehr an ihre vorgänger, sie wird trotz manchen ergänzungen dem heutigen stand der frage nicht gerecht.

Der abschnitt über die 'Schreiber' (s. 416ff), der schon in den frühern auflagen mit sichtlicher vorliebe bearbeitet war, bildet durch die unermüdliche sorgfalt, die auf weitere sammlung und bereicherung des stoffes verwant ist, sowie durch die gewante und widerholt humorvolle darstellung auch einen glanzpunct der neuauflage. auf s. 461 a. 5 (unterabteilung 'Die kanzleibeamten') findet sich der vermerk: 'ich lasse hier nur stehen, was einmal dastand, und verzichte auf weitere ausführung'. m. e. hatte W. diese entschuldigung nicht nur nicht nötig, sondern er durfte ruhig viel weiter gehen, indem er alles detail überhaupt ausschied und dafür auf Bresslaus Urkundenlehre und die neuere diplomatische einzellitteratur verwies.

Zum schluss knüpfe ich nur noch an eine einzelheit an. s. 259 gedenkt W. der purpururkunde Konrads III für Korvey vom 23 märz 1147 und knüpft daran gleich wie in den früheren auflagen folgende bemerkung: 'merkwürdig ist, dass von derselben urkunde ein zweites, ganz ähnliches aber unbesiegeltes exemplar 1848 in Wien zum verkauf ausgeboten wurde'. über dieses exemplar nun kann ich näheres berichten: es tauchte im herbst 1894 abermals auf und wurde dem staatsarchiv in Wien zum kauf angeboten. der bisher bekannten, in den Kaiserurkunden in abbildungen x 5 reproducierten ausfertigung glich es aufs haar. text, schriftzüge, zeilenabteilung, dann aber auch die formen der einzelnen buchstaben, kürzungen und kürzungszeichen deckten sich bis ins kleinste detail. wenn zb. in der 2 contextzeile der bekannten purpururkunde A das wort *intelligant* mit majuskelligatur von *nt* schloss und in dem folgenden *Quocirca* das *o* in die bauchung des grofsen *Q* geschrieben war, so fand sich dies in B ganz ebenso wider; überhaupt ist in B nicht éin wort gekürzt, das in A ausgeschrieben wäre, und umgekehrt. der einzige unterschied besteht, von der besiegelung abgesehen, darin, dass der erhaltungszustand von B besser ist als der von A; insbesondere findet sich die in A stark beschädigte vorletzte con-

textzeile in B schön erhalten und in gleich sichrer schrift wie der übrige context. B war im gegensatz zu A niemals besiegelt; die beiden löcher im umbug sind pia fraus, sie haben nie siegel- oder bullenschnüre beherbergt.

Das urteil eines Wiener fachgenossen gieng damals dahin, dass man es mit einer ganz modernen, auf grund des facsimiles in den Kaiserurkunden hergestellten fälschung zu tun habe. gegen diesen in mancher hinsicht bestechenden erklärungsversuch bildete die oben angeführte notiz aus W.s Schriftwesen den gewichtigsten einwand. mein eigenes urteil kann ich, da ich die urkunde nur ein einziges mal und nur gerade so lange sah, um notdürftig eine vergleichung mit den Kaiserurkunden in abbild. vornehmen zu können, nur mit allem vorbehalt abgeben, glaube aber anderseits damit doch nicht zurückhalten zu sollen. ich halte die echtheit von B noch für sehr zweifelhaft, aber nicht für ausgeschlossen. besitzen wir von der urkunde zwei kanzleiausfertigungen (vgl. Kehr NArch. 15, 363 ff und Mitteil. d. instituts f. österr. geschf. 13, 627 und Schum Kaiserurkk. in abbild. text 374), so braucht es an sich nicht aufzufallen, wenn auch die prunkschrift der urkunde doppelt hergestellt wurde. bei dem sehr bedeutenden umfang der urkunde muste der chrysograph — dies lehrt ein blick in das facs. der Kaiserurk. — sorgsamst mit dem raume haushalten, wenn er einerseits damit auslangen, anderseits nicht durch ungleichmäfsigkeit oder zusammendrängen den eindruck der prachtschrift beeinträchtigen wollte. war dieser versuch bei éinem exemplar geglückt, so erklärte es sich bei der kostbarkeit des purpurpergaments und der goldtinte sehr wol, dass der schreiber sich bei einer zweiten ausfertigung in allem ängstlich, ja sklavisch an das bereits fertige stück hielt. indem ich die auffälligen äufsern merkmale von B keineswegs verkenne, erscheint mir doch diese erklärung als die noch immer annehmbarste. moderne fälschung auf grund einer auf mechanischem wege erfolgten reproduction halt ich für ausgeschlossen. dagegen spricht das schon berührte überlieferungsverhältnis der vorletzten contextzeile (schön erhalten in B, halb zerstört in A), dann aber auch der umstand, dass, wenigstens nach meiner flüchtigen prüfung, die mafse nicht ganz genau stimmen, ohne dass von vergröfserung oder verkleinerung im allgemeinen die rede sein könnte. es bliebe die annahme einer fälschung ältern datums durch nachzeichnung. ich weise sie, wie gesagt, nicht unbedingt von mir, bemerke aber nur das eine, dass in diesem fall der fälscher mit einer bisher noch durch kein ähnliches beispiel belegten meisterschaft vorgegangen wäre.

Als das Wiener staatsarchiv den ankauf ablehnte, wante sich der antiquar an das staatsarchiv in Berlin, das als verwahrungsort der bisher bekannten purpurausfertigung von fachwissenschaftlichem gesichtspunct aus zur erwerbung der neuen urkunde in erster linie

berufen war, erhielt jedoch bedauerlicher weise abschlägigen bescheid. eine nachricht wies mich später auf die Figdorsche sammlung in Wien; auf eine schriftliche anfrage hin hatte jedoch herr dr AFigdor die güte, mir mitzuteilen, dass nicht er, sondern das British museum die urkunde erworben habe.

Das betrübende ergebnis, dass die selbst als fälschung höchst interessante urkunde dadurch von deutschem boden verschleppt scheint, veranlasst mich, nähere mitteilung hier überhaupt zu machen und damit das interesse der fachgenossen für die frage weiter wachzurufen.

Marburg i. H. M. Tangl.

Beiträge zur lehre vom gebrauch des infinitivus im neuhochdeutschen auf historischer grundlage von dr P. Merkes. 1 teil. Leipzig, JHRobolsky, 1896. 171 ss. 8°.

Der verf. behandelt die verbindung des infinitivs mit *werden* und die vertretung des part. prät. durch den infinitiv in sätzen wie: *Er hat nicht kommen mögen.* aus dem ersten abschnitt hebe ich nur die bemerkungen über den zusammengesetzten opt. prät. (*würde geben*) in conditionalen hauptsätzen hervor. der verf. führt richtig aus, dass, obschon die form im allgemeinen zu meiden ist, es doch fälle giebt, wo sie allein dem sinne gemäfs ist. umfangreicher und wichtiger ist die dem zweiten thema gewidmete untersuchung. zuerst wird der ursprung der seltsamen construction erörtert. die vermutung Grimms, wonach wir es hier überhaupt nicht mit infinitiven, sondern mit alten part. prät. zu thun hätten, lehnt der verf. in ausführlicher darlegung mit guten gründen ab; seine eigne ansicht halte ich jedoch auch nicht für richtig. er meint, ursprünglich habe in solchen sätzen würklich das part. prät. gegolten; ein satz wie *Ich habe schreiben müssen* sei aus einem älteren *Ich habe schreiben gemufst* oder *ich habe (ge)mufst schreiben* entstanden; durch einen ausgleich der formen sei der inf. an die stelle des part. getreten. um diese ansicht glaublich zu machen, müste doch erst erwiesen werden, dafs vor dem inf. eine zeit lang wirklich das part. geherscht habe; dazu aber hat der verf. nicht einmal den versuch gemacht. da in der älteren sprache zusammengesetzte perfecta wie *ich hân gemuost, ich hân gemoht* etc. ganz unbekannt sind, so ist vielmehr anzunehmen, dass die mit dem infinitiv zusammengesetzten perfectformen unmittelbar an die stelle der einfachen präterita traten, und zwar zuerst vermutlich in sätzen, in denen nach einem jetzt erloschenen sprachgebrauch ein inf. perf. von einem prät. abhing, zb. *der kunde se baz gelobet hân* = der hätte sie besser loben können; *ir dorftet mich nicht hân gemant sô verre* = ihr hättet mich nicht so sehr mahnen dürfen etc. — in dem folgenden abschnitt untersucht der verf. mit einer zuweilen gar zu weit getriebenen casuistik die schranken, die der anwendung

finitivconstruction gesetzt sind, und die eigentümlichkeiten der wortstellung. in der jetzigen sprache pflegt der 'particip-ersatz', also das regierende verbum, die letzte stelle zu behaupten, in der älteren sprache geht er oft voran; zb. *kein Turck het Welschlandt so mugen vorterben* (Luther) = *kein Türke hätte Wälschland so verderben können.* wir lassen diese ältere stellung namentlich dann noch zu, wenn der abhängige infinitiv zusammengesetzt (s. 65), oder auch wenn er durch andere satzglieder näher bestimmt ist (s. 67 f); zb. *Das haus hätte können verkauft werden; Er hätte vor schrecken mögen in den boden sinken.* — in dem letzten beispiel sind die beiden infinitive von einander getrennt. dasselbe tritt ein, wenn der abhängige inf. in starker betonung die spitze des satzes einnimmt, zb. *Aufdrängen habe ich mich nicht wollen.* aber solche beispiele sind selten; in der nachbarschaft des regierenden und regierten verbums entsprang die construction, und sie hat sich auch späterhin als regel behauptet. — ferner ist zu beobachten, daſs der letzte der beiden infinitive kein anderes satzglied hinter sich duldet. wir sagen zwar: *Er wird ihn gesehen haben*, aber nicht: *Er wird ihn sehen können haben*, sondern *Er wird ihn haben sehen können.* daher sind wir gezwungen im nebensatz von der gewöhnlichen wortstellung, die dem verbum fin. die letzte stelle des satzes einräumt, abzuweichen. wir können nicht sagen: *Wenn du ihn sehen können hättest*, sondern nur: *hättest sehen können* (s. 68). und aus demselben grunde kommen wir in verlegenheit, wenn wir einen satz wie: *Ich habe das thun müssen* in einen abhängigen infinitiv verwandeln sollen. der Holländer sagt: *Ik geloof het te hebben kunnen doen*; wir können weder: *Ich glaube das zu haben können thun* noch *das thun können zu haben* sagen. was uns statt dieser folgerichtig ausgebildeten constructionen geläufig ist: *Ich glaube das haben thun zu können* ist genau genommen eine verirrung des sprachgefühls. bequem ist uns der gebrauch der construction nur, wo der satzbau von selbst dem infinitiv die letzte stelle einräumt; und das wird wol darin begründet sein, dass eben in solchen sätzen die construction zuerst ausgebildet war, also in hauptsätzen mit einem zusammengesetzten präteritum des regierenden verbums: *Er hat sehen können*, *hätte sehen können.* wo der gebrauch mit den sonst üblichen regeln der wortstellung in conflict kommt, nimmt man leicht die neigung wahr, statt des inf. das part. zu brauchen (*Wenn ich ihn sehen gekonnt hätte*), obschon wir in der schriftsprache diese neigung zu unterdrücken pflegen. — in einem falle hat die jüngere sprache den infinitiv ganz aufgegeben, in nebensätzen, in denen das hilfszeitwort ausgelassen ist — Lessingsätze nennt sie der verf.; in früherer zeit schrieb man: *So viel ist es, was ich von unserer poesie aufsetzen wollen* (Opitz); wir würden sagen: *habe aufsetzen wollen*, oder falls wir das hilfszeitwort unterdrücken, was ja überhaupt nur noch wenig üblich ist:

aufsetzen gewollt (s. 72). — zuletzt untersucht der verf. die verbreitung der construction, worüber weder die wörterbücher, noch die vielfach schwankenden und mishelligen angaben der grammatiker genügend auskunft geben. um einen festen boden zu gewinnen, hat er aus der litteratur der letzten vier jahrhunderte eine ansehnliche zahl von beispielen gesammelt, aber, wie er sich selbst nicht verhehlt, doch nicht genug, um aus ihnen eine sichere belehrung über den sprachgebrauch gewähren zu können. für den ersatzinfinitiv des verbums *lehren* hat er nicht ein einziges beispiel gefunden; aber sein sprachgefühl hält ihn ab, daraus zu schliefsen, dass der inf. schlechterdings ungebräuchlich sei (s. 130); von *machen* belegt ihm seine sammlung aus schriften des 18 und 19 jh. nur zweimal den infinitiv, neunmal das participium; doch wagt er nicht, deshalb den inf. als vereinzelte erscheinung zu erklären, denn Grimm urteile, dass der ersatz üblicher sei, und auch Sanders sage aus, im allgemeinen überwiege das particip. 'handelte es sich hier nicht um Grimm und Sanders, so wären wir mit unserem urteil schnell fertig. wir sagten einfach: ihre angaben sind nicht richtig. aber was nun! verlohnt das wort eine sonderuntersuchung? wenn ja, dann später!' wer es also unternimmt, die grenzen des sprachgebrauches zu bestimmen, wird noch immer sein natürliches sprachgefühl zur hilfe nehmen müssen.

Wie bekannt, wird der ersatzinfinitiv nur von verben gebildet, die den blofsen infinitiv regieren und ihr perf. mit *haben* bilden; von *gehen* und *bleiben* wird, obwohl sie auch den blofsen inf. regieren können, immer das part. gebraucht: *Er ist sitzen geblieben.* unter den verben, die den inf. mit *zu* regieren, ist es nur *brauchen*[1], dessen inf. öfters zugelassen wird: *Das hätte er nicht zu dulden brauchen* st. *zu dulden gebraucht.* das wort ist durch seine bedeutung in den kreis des praeterito-praesentia gezogen; vgl. namentlich *dürfen.* die verben, die wir noch mit dem blofsen infinitiv verbinden, sind 1) die praeterito-praesentia *können, mögen, dürfen, sollen, müssen* und die verba *wollen* und *lassen*; 2) *helfen, heifsen, machen*; *sehen, hören, fühlen*; *lernen, lehren.* die verba der ersten gruppe können nur mit dem blofsen infinitiv verbunden werden, die der andern lassen auch andere constructionen zu oder verlangen sie in gewissen fällen, den inf. mit *zu* oder einen satz mit *dass.* da nun der ersatzinfinitiv nur dann eintritt, wenn ein blofser inf. von ihm abhängt, so ist von vornherein anzunehmen, dass er bei den verben der ersten art fester wurzelt als bei den andern. ein anderes moment kommt hinzu. die verirrung des sprachgefühls, die dem regierenden verbum die form des infinitivs gab, war nur dadurch ermöglicht, dass die beiden glieder in ihrer selbständigkeit nicht deutlich

[1] [in meiner westpreufsischen heimat regiert *brauchen* auch in der sprache der gebildeten den blofsen infinitiv. R.]

empfunden wurden. je enger ihre verbindung war, um so günstiger war der boden für den ersatzinfinitiv; am günstigsten also bei den verben, die am entschiedensten den charakter von hilfszeitwörtern angenommen haben. beide momente aber hängen zusammen; die hilfszeitwörter sind eben die wörter, die den blofsen infinitiv verlangen, denn der inf. ist die form der engsten verbindung, enger als der infinitiv mit *zu* oder der satz mit *dass*. was sich aus der natur der sache ergibt, bestätigt die erfahrung.

Bei den praeterito-praesentia und *wollen* hat der verf., wenn man von den Lessingsätzen und von der persönlichen liebhaberei einzelner autoren (Rückert s. 108) absieht, in der litteratur des 18 u. 19 jh. nur vereinzelte belege für das participium gefunden; der infinitiv ist durchaus das normale. anders wird *lassen* behandelt. der verf. vergleicht die sätze : *Die mutter hat das kind fallen lassen*; *Die mutter hat das kind taufen lassen*. in jenem, bemerkt er ganz richtig, könne man wol auch das participium brauchen: *fallen gelassen*, nicht aber in diesem : *taufen gelassen*. nicht richtig jedoch vermutet er als grund, dass dort *kind* begrifflich subject zu *fallen*, hier object zu *taufen* sei. denn nicht weniger als in diesem satze widersteht uns das part. in dem satze *Ich habe den kutscher ausspannen lassen*, obwol *kutscher* hier begrifflich subject zu *ausspannen* ist. vielmehr ligt der grund in der bedeutung des verbums *lassen*. in dem satze *Die Mutter hat fallen lassen* tritt die selbständige bedeutung *loslassen* weniger zurück als in den andern, wo es *veranlassen* oder *zulassen* bedeutet. also der zweite der angegebenen allgemeinen gesichtspuncte erweist sich hier als würksam.

Von den verben der zweiten gruppe kann der ersatzinfinitiv selbstverständlich nur gebraucht werden, wenn der blofse infinitiv von ihnen abhängt; aber selbst dann herscht er nicht so entschieden. man kann nicht behaupten, dass der gebrauch nur vom zufall oder subjectiver gewohnheit abhange; wortstellung und satzbau, der rhythmus der rede, die gröfsere oder geringere selbständigkeit, mit der die glieder empfunden werden, üben ihren einfluss, unverkennbar aber ist auch bei den einzelnen verben die neigung zum infinitiv und partic. nicht gleich stark. am verbreitetsten ist der inf. von *helfen* und *heifsen*; von *machen* begegnet er selten, weil wir die verbindung von *machen* mit dem inf. jetzt überhaupt zu meiden pflegen. von *sehen* wird nicht selten das part. gebraucht, etwas häufiger noch von *hören*; *fühlen*, das sich durch seine bedeutung diesen beiden anschliefst, wird in zusammengesetzten formen überhaupt selten mit einem inf. gebraucht; der verf. hat kein beispiel weder für das part. noch für den inf. gefunden, doch ist ein satz wie: *Er hatte schon im anfang des wettlaufs seine kraft schwinden fühlen* oder *gefühlt* sicherlich richtig gebildet. bei *lernen* sind beide constructionen üblich, bei *lehren* überwiegt wol das partic.; denn von *lehren*

haben wir kaum so feste verbindungen mit dem inf. wie von *lernen* (*kennen lernen, schreiben lernen, schwimmen* usw. *lernen*).

Herr Merkes verspricht noch andere ähnliche arbeiten, wir würden uns freuen, wenn er seine absicht ausführen könnte. denn seine scharfe und überlegsame beobachtung verspricht dankenswerte gaben, mögen auch seine historischen kenntnisse nicht überall ausreichen. zu wünschen wäre aber, dass er unnötige abschweifungen vermiede und in der auswahl der litteratur und namentlich der texte kritischer wäre. wer billig urteilt, wird freilich nicht übersehen, dass ihm das leben im ausland in dieser beziehung seine aufgabe erschwert.

Bonn, den 7 september 1896. W. Wilmanns.

Wörterbuch der Strafsburger mundart. aus dem nachlasse von Charles Schmidt (1812–1895). mit einem porträt des verfassers, seiner biographie und einem verzeichnisse seiner werke. Strafsburg, JHEdHeitz (Heitz & Mündel), 1895. xx und 123 ss. gr. 8°. — 7,50 m.

Voll trockenen humors ist die Strafsburger mundart, in ihren sprichwörtern und bildern tritt eine altmodische spiefsbürgerlichkeit zu tage wie kaum anderswo. das vorliegende werk des verstorbenen Strafsburger gelehrten Charles Schmidt, in den jahren 1885—90 ausgearbeitet, bringt diesen charakter gut zur geltung. die bedeutung der dialektwörter ist richtig angegeben und durch sätze aus der täglichen rede erläutert. in dieser beziehung sind nur wenige vorbehalte zu machen. *Schaawesdeckel* wird erklärt als 'hut, den man nur am sabbat aufsetzt'. das wäre der gute hut, der sonntagshut, tatsächlich aber bedeutet es den schäbigen hut (volksetymologie). *boddelusti* ist nicht 'so lustig, dass man auf dem boden springt', und *gottsjämmerli* nicht 'dass es Gott selber jammert', sondern die bestimmungswörter haben in diesen zusammensetzungen einfach verstärkende kraft.

Weniger befriedigend steht es mit der etymologie. Sch. war, so sicher er sich in der litteratur der mystik und der humanistenzeit bewegt, nicht germanist, und er hat seine politischen antipathien auf die wissenschaft übertragen, indem er die neuere forschung ignoriert und von mundartlichen wörterbüchern nur Schmeller citiert; für das seit einer reihe von jahren in angriff genommene allgemeine elsässische wörterbuch hat er böse worte. der verzicht auf jegliches etymologisieren hätte dem werke um so weniger geschadet, als dieses etymologisieren gar nicht systematisch durchgeführt ist. vor groben irrtümern und crassen unwahrscheinlichkeiten haben nun zwar den verf. sprachgefühl und allgemeine philologische schulung bewahrt, aber manches zweifelhafte und unrichtige ist auch so nicht vermieden. wenn bei kinderspielen einer, der verfolgt wird, halt gebietet, ruft er *boddemin*. das erklärt Sch.: 'der boden, darauf ich stehe, ist für den augenblick mein'. in meiner mda., die mit der Strafsburger

wol zusammengestellt werden darf, heifst dieser ruf *botte*ⁿ 'geboten'; boden würde *bödeⁿ* lauten. — *britsch* 'waschpritsche' hat mit engl. *bridge* nichts zu tun. — s. 25 *dottern* 16 jh. beifst in Schweizer mdaa. *dutteren*, *döderleⁿ*, es gehört hienach eher zum strafsb. *duddleⁿ* (s. 29) als zu *dutteren*. — *hoorejel* 'verworrenes haar' wird als 'haarigel' erklärt und ist schon lange so aufgefasst worden. schweizerisch lautet es *hooreuel*, dessen zweiter teil das mhd. *hiuwel* 'eule' ist (Schw. id. I 613 ff; Martin im ergänzungsband der Zs. f. d. unterr. 129 ff). — *de kawes macheⁿ* 'einem tüchtig die meinung sagen' ist nicht judendeutsch, sondern doppelform zu kappes 'kohlkopf': Schw. id. III 99 *den kabis gelten* 'bestrafen'. — die vergleichung von *keieⁿ* 'fallen' < *gehten* mit span. *caigo* führt den gewöhnlichen leser irre. — *do gibts kibbes* kommt nicht unmittelbar von mhd. *kip* 'zank', sondern ist der genetiv des davon abgeleiteten infinitivs. — dass *kramanzeⁿ*, *kramanzies* nicht von *cerimonie* (!) kommen kann, hätte die neulat. aussprache des *c* sofort lehren können; die richtige ableitung steht DWb. v 1993. — *kruselbeer* 'stachelbeere' sei benannt 'von der k r a u s e n, wie mit feinen härchen bedeckten haut der frucht'. es kommt vielmehr von *groseille*. der begriff 'volksetymologie' ist Sch. fremd geblieben. — *kurwau*, der friedhof SUrban, wurde bisher als zusammenziehung von *sanct Urbans Au* aufgefasst, wie *khannsstadeⁿ* < *sanct Johanns Staden*. dagegen sagt Sch.: 'ehemals hiefs die feuchte, mit weiden bestandene gegend *korbau*, *korberau*, weil da die *korber* sich mit weiden für ihr handwerk versahen'. war das würklich der fall, oder hat der autor sich die sache so zurechtgelegt? — *lamaarsch* 'grobe bezeichnung einer langsamen person. ein herr Lamarche hatte diesen ausdruck veranlasst'. Schweiz. id. III 1264 stehn *lamätsch*, *lamätscheⁿ*, *lameck* — ableitungen von *lam*. widerum volksetymologie. — *löüel* 'kleines fässchen' ist gleich *lögel*; *lägel* ist selbständige ablautende nebenform dazu. — *maläste*ⁿ nicht von *malaise* sondern = *molesten*. — *Was isch der maer* 'was ist an der geschichte' würde ein kenner des mhd. nicht als ellipse erklären. — *mitschel* 'kleiner laib brot' hat mit fz. *miche* wol nichts zu schaffen. diese brötchen werden aus dem reste des teiges bereitet und sind gewöhnlich klatschig ('*muttel*'). Spreng Idiot. rauracum (bei Seiler) nennt ein solches laibchen *mueltschärli* 'was aus der mulde zusammengescharrt ist'; wir hätten dann, da es schon im 16 jh. *mutschelle* lautet, eine sehr alte zusammenziehung vor uns. — s. 75 *moreⁿ han* 'angst haben' ist abgeleitet aus *mores lehren*. — s. 83 *ratzekoor* 'gesindel, zusammengesetzt aus (*mauvaise*) *race* und *corps*'. *ratz* ist vielmehr ratte, auf menschen übertragen noch in *leseratz*, *spielratz*. — s. 86 *ros* 'honigscheibe' mhd. *râz* ist von *radius* nicht abzuleiten, aber urverwant damit. — *sâ* interj. nicht von *ça*, sondern verkürzung von mhd. *sê*, got. *sai*. — s. 97 *eⁿ scholleⁿ lacheⁿ* 'laut und herzlich auflachen' gehört nicht zu schallen, son-

dern ist würklich 'scholle'; schweiz. kommt synonym vor *e*ⁿ *schübel* (scholle) *lache*ⁿ. — s. 100 an *sparjemente*ⁿ *mache*ⁿ könnte *sich sperren* höchstens volksetymologisch beteiligt sein. — s. 103 warum soll der ausruf *potz standare*ⁿ nicht zu *standarte* gehören? — s. 109 um aus der redensart '*dem Ulrich rufen*' (sich erbrechen) onomatopöie herauszuhören, muss einer besondere ohren haben. *Ulrich* ist der heilige, der sogar den übermäfsigen trank gesegnet hatte. — s. 110 *unwāj* geht nicht auf *unwœhe*, sondern auf *unwœge* zurück. — *sich verdohre*ⁿ 'eig. den torschluss versäumen, überhaupt sich verspätigen (!)'. das wort kommt von *tôr* 'fatuus' und bedeutet 'die zeit mit narrenwerk vertrödeln'. — in der redensart *seines zeichens* sieht Sch. einen nachklang 'aus der zeit, wo man noch im astrologischen wahn befangen war, die zukunft eines menschen werde durch das himmelszeichen bedingt, unter dem er geboren ist'. ist nicht vielmehr das abzeichen, die zunftfahne gemeint, unter der jeder geht? — s. 120 *zenje*ⁿ 'express, absichtlich' ist jetzt von Martin überzeugend aus mhd. *einunge* 'strafe' erklärt. der fall lehrt, wie unhaltbar, wenigstens in hinsicht auf die etymologie, die beschränkung auf die sprache eines einzigen ortes ist. — *zidder* ist nicht 'seither', sondern = mhd. *sîder*. — s. 2 die conjunctive auf *-didi* : *gängdidi* sind nicht zusammensetzungen mit *tůn*, sondern pleonastische bildungen.

Uneingeschränktes lob verdient die heranziehung der sprache des 15. 16 jhs. Brant, Geiler, Murner und Fischart sind fleifsig ausgezogen, und manche stelle hat durch die verbindung mit der mda. ihre richtige deutung erhalten. aber auf das ahd. und mhd. zurückzugehn lag um so weniger ein grund vor, als Sch. dasselbe höchstens empirisch scheint gekannt zu haben. s. 22 sind *brût* und *bruot* verwechselt, ahd. *fûht* (!) und *flada* passen nicht, so wenig als mhd. *knûwen*; ahd. *chrâju* scheint Sch. für einen infinitiv anzusehen. s. 85 steht als mhd. *summer*, s. 89 *zwei schiffe*. Gottfried von Strafsburg ist nach vdHagen citiert. s. 67 *ein rotin* (!) *binde*, s. 72 *sin* (?) *sniden oder magen*, s. 104 *schanzûne und spete wîse* (l. *spœhe*). *smacken* und *smecken* sind nicht auseinandergehalten.

Von sonstigen ungenauigkeiten sind mir noch aufgefallen: bei *Labbelûdel* wird auf ein *lûdle*ⁿ verwiesen, das aber nirgends steht. s. 89 : die bahre lautet *bār*, nicht *bar*. s. 3 : die erste (Basler) ausgabe des Narrenschiffs erschien 1494 (nicht 1499); Murners schrift von der messe 1528 (s. 4).

Die ansätze zu einer phonetischen bezeichnung würden wir Sch. gerne schenken; sie sind doch mangelhaft. *é* bezeichnet den geschlossenen, *è* den offenen laut, aber *í* ist das offene *i* und *i* das geschlossene. die quantität ist unberücksichtigt gelassen.

Unser endurteil lautet dahin : Schmidts Strafsburger wörter-

buch ist eine, wenn auch nicht vollständige, doch zuverlässige und brauchbare sammlung; technisch gehört es einer frühern periode der lexikographie an.

Basel, 20 februar 1896. ADOLF SOCIN.

Grammatik und wortschatz der plattdeutschen mundart im preufsischen Samlande. von E. L. FISCHER. Halle a. S., buchhandlung des waisenhauses, 1896. XXIV und 260 ss. 8°. — 3,60 m.

Der verf., der 'vor 65 jahren in einer rein plattdeutschen familie des preufsischen Samlandes geboren und bis zum vollendeten 14 lebensjahre erzogen ist, dann sechs jahre lang bis zum 20 lebensjahre in derselben gegend an drei volksschulen im Samlande zu würken hatte, und nun wider seit 26 jahren in demselben Samlande als geistlicher [nämlich als pfarrer in Queduau ca. 1 meile nördl. von Königsberg] nur mit der ländlichen bevölkerung zu tun hat', versucht es, 'eine grammatik des vom hochdeutsch unbeleckten plattdeutsch' zu geben. von dem wissenschaftlichen werte einer solchen arbeit abgesehen, soll sein buch dem volke praktisch zu gute kommen, indem es namentlich lehrern und richtern, deren unkenntnis des idioms das nur plattdeutsch redende volk oft in eine sehr schlimme lage bringt, eine handhabe zum verständnis und zur erlernung der volkssprache bietet. ergötzlich und rührend sind die bemerkungen der einleitung, wonach ein kleiner schüler des samländischen volks sich nur bei 5 wörtern des hochdeutsch zu lernenden vaterunser etwas denken könne, nämlich bei *vater*, *himmel*, *komme*, *wille* und *brot* und zwar stelle er sich bei *komme* einen langen kasten, bei *wille* den ruf vor, mit dem man die enten vom wasser lockt! so sind F.s pädagogische betrachtungen sehr beherzigenswert. aber auch die sprachwissenschaft hat ihm ihren dank auszusprechen. denn sein buch ist offenbar erzeugt von warmer liebe zur *muttasprāk*, unmittelbar aus dem frischen leben herausgewachsen und gibt so auch ferner stehnden einerseits die möglichkeit, dies samländische idiom in seiner natürlichkeit kennen zu lernen, anderseits stellt es der sprachwissenschaft die aufgabe, das treu überlieferte nun auch zu erklären. das studium moderner volksdialekte klärt bekanntlich ebenso über das eigentümliche leben der sprache, die mannigfachen berührungen und beeinflussungen der mundarten auf, wie man aus ihnen so manche formen gewinnen kann, die für die erkenntnis der vorgeschichte unsrer sprache wertvolle beiträge liefern. so ist *khîn* der keim (s. 59) *khîne* 'keimen' (as. *cînan*) nicht etwa eine entartete nebenform des nhd. *keim*, ahd. *chīm*, sondern es zeigt denselben wechsel wie ahd. *toum* 'dunst' neben got. *dauns* ὀσμή, den JohSchmidts Kritik der sonantentheorie jetzt auf grundsprachliches *mn* zurückgeführt hat, und darf wol zu der liste,

die Schmidt s. 106 ff seines buches gegeben hat, hinzugefügt werden.

Dem verf. ist nun freilich bei allem interesse für die heimische mundart unsre neuere sprachwissenschaft, wie ja leider noch immer der mehrzahl der gebildeten, ein buch mit sieben siegeln geblieben. die ganze germanistik, selbst die lehre von der lautverschiebung scheint ihm unbekannt zu sein, wie ein blick auf den zweiten teil der lautlehre (§ 4—8) zeigt, der von den 'umgestaltungen handelt, welche die hochdeutschen laute im plattdeutschen erfahren'. dass das hochdeutsche *f* in 'auf', *ss* in 'grofs' nicht älter ist als das nd. *p* und *t*, soviel begriff von deutscher sprachgeschichte kann man hoffentlich bald als gemeingut der gebildeten fordern. *bösskhe* = *bèthke*, *gass*, *gruss*, *grösse*, *fluss* erweisen sich danach als entlehnungen aus dem hochdeutschen, wie sie auch sonst erscheinen, wo man sie kaum erwartet, wie in *mutta*. indessen, es ligt mir fern, F. etwa einen vorwurf daraus zu machen, dass er ohne rücksicht auf unsere wissenschaft seine kenntnisse niedergelegt hat, ja ich glaube diese unbefangenheit seinem material gegenüber sogar als vorzug hervorheben zu dürfen. immerhin meine ich mir seinen dank zu erwerben, wenn ich ihn auf die auffassung hinweise, wonach unsre dialekte nicht etwa entartungen der schriftsprache sind, sondern ihre zum teil altertümlicheren und doch freier entwickelten schwestern. diese vorstellung wird den volkslehrer in seinem kriege mit der volkssprache geduldiger machen und der dem volke entsprossene gebildete wird sich seiner heimischen mundart nicht schämen, wie F. das s. xviii f schildert, sondern er wird die ererbte kenntnis als einen schatz betrachten. F. aber wird, wenn er von der germanist. sprachforschung notiz nehmen wollte, in dem tiefern verständnis gewis eine quelle neuer, reiner freude entdecken und, so hoffe ich, fortfahren, uns mit mitteilungen aus dem reichen schatze seiner kenntnisse zu erfreuen. namentlich lautlich möglichst genaue volkstümliche texte, wie er sie am schlusse giebt, wären noch weiterhin sehr erwünscht.

Die ziemlich umfangreichen beiträge zum samländischen wortschatz sind etwas unübersichtlich, weil sie nach grammatischen kategorien auseinandergehalten und nach der (nhd.) bedeutung, nicht nach den plattdeutschen wörtern selbst lexikalisch geordnet sind. hier wird man kaum etwas finden, was nicht auch Frischbier in seinem trefflichen Preufsischen wörterbuch schon hätte. aufgefallen ist mir *betélje-s* (plur. s. 33 ohne bedeutung), das doch wol = *buddels* ist, mit dem accent von frz. *bouteille*. der kurze vocal der ersten silbe ist, wie tonlose kurze vocale auch sonst oft, zu *e* geworden. vgl. *kenôn*, *kepûn* *keputz*, *kertûn*, *mestkh* (s. 252), *pessialich* (s. 112), *bramwen* (s. 196), *schoärsten* (s. 202). Frischbier hat das wort gar nicht, und von *schlüara* 'geizhals' (s. 227) hat er nur das verbum *schléren* (ii 285), das

er für Natangen und Litauen bezeugt. — sehr merkwürdig ist das provincielle *bei* 'wenigstens', das mit der präp. *bei* nichts gemein haben kann, weil es auch platt *bei*, nicht wie diese *bi* heifst (s. 236. Frischbier 68). sollte es aus dem preufsischen stammen? im litauischen hat *beñ*, *beñt* 'doch wenigstens' dieselbe bedeutung. vgl. das lit. *beñ kařta*, *bensyk* 'doch endlich einmal' mit dem beispiel Fischers (s. 236) *Nu ös em de herr bei ên mål ön de peråd gefåare.* lautlich näher steht lit. *bejè* 'zwar, freilich'. sollte sich also das altpreufsische **bei* 'wenigstens' auf unser provincielles deutsch vererbt haben? — in *schlisare* (s. 152) 'schleudern' ligt doch wol ein druckfehler (*s* für *d*) vor. leider sind deren nicht wenige in dem buche und manchmal recht störende, wie s. 26 *nuschnöttréte* für *nuschnöttkhréte* (s. s. 90). s. 58 ist *triffel*, 23 und 188 richtig *triffel* gedruckt.

Mir persönlich ist es lieb gewesen, aus dieser neuen quelle für die kenntnis der volkssprache meine behauptung, dass die deutschen lehnwörter im litauischen ihre eigentümliche gestalt schon im deutschen gehabt haben, für einige weitere fälle erweisen zu können. so entspricht dem lit. *ciberzolai* (Prellwitz Die deutschen bestandteile in den lett. sprachen I 53) samländ. *zöbbasåt* (s. 100), dem lit. *técmonas* (aao. 54) saml. *tésem* (F.s 99). für den ausfall des *w* zwischen vocalen, den ich s. 37 nachgewiesen habe, ist ein saml. beispiel *téasch* 'hexe' (s. 242) zu *töware* 'zaubern'. bemerkenswert ist auch die rückwärts gerichtete assimilation in *enkhögen* (s. 186), *engghe* 'endchen', *jungghe* (s. 9). auch in *christörenbeere, christörbeere* (für *christ-dorn-beere* aao. 44).

Lautlich bemerkenswert ist *baśhach* (s. 94), das uns dieselbe entstehung des deutschen *śch* (= frz. *j*) in der tonsilbe aus weichem *s* hinter *r* zeigt wie *verśche* (s. 18) und *väwaścham* (s. 95). in *téaśch* (aus *töwersche*) ist *sch* nach *r* zu *śch* geworden. andere beispiele für diesen laut sind *Fuśch* (= 'Sophie', s. 2; ich kenne so *Luśche* = 'Luise'), *gruśchel* (s. 54, wol zu *grûs*), *duśchel* (= 'schläge' s. 203, aus dem preufsischen, vgl. lit. *dauzýti* 'hin- und herstofsen', *dust* 'schlag, stofs' bei Frischbier I 160 ?), *kriśchele* und *priśchele* (s. 223), *Śchîn* (= 'Regine' s. 90). dazu die früher von mir gesammelten (Die deutsch. bestandteile 46 n.) und noch *ruścheln*, *piścher piśchull* (Frischbier II 149), *puśche* (ebda II 191).

Das gröste gewicht legt F. also mit recht auf die grammatik. mir ist darin sehr auffällig, dass neutra nur die namen der länder, städte, dörfer und die substantivierten adjectiva und verba sein sollen (s. 15). alle ursprünglichen substantiva, die nicht von natur weiblich sind, sollen männlich sein (s. XV). *dat péad* usw. betrachtet F. nicht als reines platt, sondern sieht darin einfluss des hochdeutschen (s. XIX). aber wenigstens an einem beispiele kann ich ihm das gegenteil dartun. er führt s. 96 *tûss* als 'vorhaus' auf. das ist aber nichts anderes als *hûs* mit dem

tonlosen neutralen artikel *et*, sein eignes beispiel *ön e tûss* (s. 190 f) müste man eher *ön et hûs* schreiben, wofür ich auch die redensart *föllt ömma schtracks möt e dâa ön e tûss* (s. 235) anführen kann. denn hier ist ja ans haus schlechthin, nicht an den hausflur zu denken, den man auch hd. bei uns oft einfach als 'das haus' bezeichnet. allerdings heifst es (s. 250) *dörch e íss* 'durch das eis', also ist das *t* in *ín ön et tûss* in der tat eine altertümlichkeit, und wir verstehn wol, wie das naive sprachgefühl dazu kommen kann, nun *tûss* als das substantiv zu betrachten. ebenso ist *nååsch* in *op e nåasch* (s. 252; vgl. *op en áwend* s. 192) zu beurteilen, auch hier ist das anlautende *n* eigentlich zum artikel zu rechnen. aber *mársch* (Frischbier II 53) und *nársch* (Frb. II 90) haben die vocalisch anlautende form tatsächlich in der volkssprache verdrängt. so zeigt uns modernste volkssprache, wie vielleicht manche von den nicht mehr sicher aufzuklärenden uralten doppelformen entstanden sind, in denen anlautendem vocal ein consonant vorgesetzt zu sein scheint, wie δάκρυ : skr. *áçru*. vgl. hierüber JohSchmidt Sonantentheorie 158.

Bartenstein, April 1896. WALTHER PRELLWITZ.

Forelæsninger over oldnordiske skjaldekvad af KONRAD GISLASON, udgivne af kommissionen for det arnamagnæanske legat. Kjöbenhavn 1895. 312 ss. 8°.

Die grundlage der vorlesungen bilden die Carmina Norrœna von ThWisén. der text wird zuerst wörtlich nach Wisén abgedruckt, nur in prosaischer wortfolge. sodann folgen die textkritischen und erläuternden bemerkungen des verf. der inhalt besteht aus Snorres Háttatal, Sturlas Hrynhenda und Hrafnsmál, Vellekla und Rekstefja. von diesen gedichten habe ich für meinen zweck nur das dritte und vierte zum gegenstand eingehnderen studiums gemacht; sie genügen auch völlig, um die mängel, die an G.s production haften, hervorleuchten zu lassen. ich teile zunächst meine aussetzungen mit.

Hrafnsmál.

Str. 2ᵇ. das nom. ag. *blekkir* wird erklärt als 'einer der hinters licht führt' oder vielmehr 'einer der bestraft'. das ist beides falsch, denn das vb. *blekkja* lebt in norw. dial. fort und bedeutet 'verhindern'. — str. 3ᵇ. G. leugnet die möglichkeit einer kenning wie *brynreiðar sól* (eig. 'die sonne des schwertes') für 'gold'. in str. 17 muss aber *sverða blik* (das glänzen der schwerter) 'gold' heifsen. da die schwertgriffe zt. sicher mit goldplatten verziert waren, hat die kenning an sich nichts anstöfsiges, sie mag wol eine neuerung dieses skalden sein. — str. 12ᵇ. die kenning *útverja bjórr* für 'meer' gestattet kaum die erklärung aus *bjórr* 'bier'; eher kann an *bjórr* 'keil, keilförmiges stück' gedacht werden ('das zwischen die scheren und inseln eingekeilte'). — str. 18ᵃ. *frammi* wird durch 'vor der

norwegischen schlachtlinie' widergegeben, was kaum das richtige trifft. siehe Fritzner[2] *frammi* = 'in voller würksamheit'. — str. 20ᵃ. die gegebene deutung, die dem verf. selbst misfällt, kann nicht richtig sein. zu verbinden ist: *brún egg beit at brynmóti ódyggvar aldar í gunntjalda rauðtúnum*, dh. 'auf dem schlachtfelde' (eig. in den roten gefilden der schildreihen).

An mehreren orten fehlen hinweise auf andere gedichte; zb. str. 2ᵇ auf Háttatal 79, 10ᵇ auf Haraldskvæði 4, 12ᵇ und 14ᵇ auf Thormods Hrafnsmál. str. 18ᵃ ist in Gislasons Udvalg s. 159[1] berichtigt worden. unverständlich ist mir die übersetzung von *herferðir* in str. 14 durch 'herrefærd'.

Vellekla ist bekanntlich auch von FJónsson Aarböger for nord. oldk. og hist. 1891 behandelt worden, der das verständnis des gedichtes vielfach gefördert hat. in einer ganzen reihe von puncten stimmen die beiden hervorragenden kenner der skaldenpoesie überein, bisweilen in so auffallender weise, dass man fast an eine isländische interpretations-tradition glauben möchte (denn FJ. hat G.s vorlesungen nicht gekannt). man vergleiche namentlich str. 3ᵇ. 9ᵃ. 12ᵃ. 14ᵃ. 18ᵃ⁻ᵇ.

Str. 1ᵃ. die bemerkung zum adj. *glaðr*: 'sein vater war neulich in seinem hause verbrannt worden' ist ihrer kürze wegen ganz unverständlich. derartige 'erläuterungen' hätte der herausgeber entweder vervollständigen oder fortlassen sollen. — str. 1ᵇ. ebenso unklar ist in ihrer abrupten kürze die note '*kappi* = *af kappi*, verdächtig'. was ist daran verdächtiges? formell wenigstens nichts; vgl. *ríki* = *af ríki*, *afli* = *af afli*. selbstverständlich hat G. diese bemerkung nicht so kahl vorgetragen. — str. 2ᵃ. G.s auffassung ist nicht dargestellt; auch glaube ich nicht, dass man ohne emendation auskommt. ich conjiciere statt *odda*: *urða* und verbinde: *vasat at frýja* (*honum*) *urða-vífs ofbyrjar í ǫrva drífu*, dh. man konnte ihm nicht feigheit im kampfe vorwerfen ('der wind der hühnin od. hexe' = mut). — str. 2ᵇ. der walkürenname *Hlǫkk* gehört gewis nicht zum vb. *hlakka* 'jubeln, jauchzen', sondern zum subst. *hlekkr* 'kette, fessel'; vgl. den walkürennamen *Herfjǫtur*. — str. 4ᵃ. das wort *metl* kann nicht, wie G. behauptet, aus **meðil* entstanden und mit lat. *metallum* urverwandt sein, sondern ist wahrscheinlich die altfranzösische form des lateinischen wortes. — str. 4ᵇ. dass *hǫlðr* etymologisch richtiger sei als *hǫldr*, ist falsch. die beiden formen stellen eine ältere declination: nom. sg. *hǫluðr* — pl. *hǫldar* dar. — str. 6ᵃ. das vb. *erfa* kann hier die gewöhnliche bedeutung 'den leichenschmaus begehn' nicht haben, sondern heifst 'die erbschaft antreten. — str. 9ᵇ. hier heifst *byggva* nicht 'bewohnen', sondern 'aufbauen', denn das object ist *hapta vé*, die göttertempel. — str. 11ᵃ. 'an. *marr* 'pferd' steht für *argr* (!)'. — str. 11ᵇ. an. *hrjóta* wird mit ags. *réotan*, ahd. *riozan* identificiert (!). ebendaselbst sagt G., er nehme an, dass *kneyfa* 'drücken' bedeuten

könne; das hat es ganz sicher auch getan, denn norw. dial. *knōiva* heifst 'drücken'. überhaupt scheint sich G. wenig mit den neunorwegischen dialekten abgegeben zu haben. — str. 13[a]. 'an. *fyrvar* 'männer, leute' ist aus altirisch *fira* 'mann' entlehnt' (!). — str. 14[b]. was G. über die bildung von *gnótt* sagt, ist sehr unwissenschaftlich dargestellt. ibid.: die präp. *fyr* verdanke ihren umlaut dem *r* (!). — str. 15[a]. 'got. *maist* ist aus der grundform **makistam* entstanden' (!). — str. 17[a]. man vermisst eine vergleichung mit der Húsdrápa (*þar hykk sigr – Unn svinnum*), die für die sicherstellung der la. besonders wichtig ist. — str. 17[b]. in der kenning *hólmfjǫturs hjálmr* (= *œgishjálmr*) ist gewis *hólmfjǫturr* mit G. als bezeichnung einer schlange, zunächst des Fáfni, aufzufassen. Bugges abweichender meinung (in den Studien) kann ich nicht beistimmen. Bugge setzt Glymsdrápa 6 aufser betracht: *hólmreyðar hjálmr* 'helm der schlange' = *œgishjálmr*. damit ist aber der ausdruck noch lange nicht klar gestellt; denn dass einer schlange ein helm zugeteilt wird, scheint sonderbar. auch beruht die ganze vorstellung offenbar auf einem misverständnis. ich sehe in dem worte *œgishjálmr*, älter *egishjálmr* (so Arinbjarnarkviða 4), eine tautologische zusammensetzung, wo das letzte glied das erste verdeutlicht, was sehr notwendig war, da dies aus ags. *egesa* 'schrecken' entlehnt ist. das letzte glied ist mit dem in norw. dialekten fortlebenden *hjelm* 'anflug, aussehen, unheimliches aussehen, schrecken' identisch (siehe Ross Tillæg til norsk ordbog). — str. 18[a]. 'got. *fraisan* scheint offenbar statt **fraistan* zu stehn' (!). — str. 20[a]. an. *leikr* wird als mit gr. λαγώς 'hase' verwant angesehen. — str. 21[a]. an. *ganga* wird etymologisch mit *koma* zusammengestellt. ibid.: an. *frétt* wird aus **frahti* erklärt (was **frœtt* geben würde). — str. 21[b]. G. nimmt an, an. *rammr* 'stark' habe ein anlautendes *h* verloren, welche annahme aus misverständnis einer stelle in Sn. E. II 104 hervorgegangen ist.

Mir scheint das buch für seinen inhalt viel zu stark, die ausdrucksweise (wo sie nicht zu knapp ist) nach G.s art zu weitschweifig. die publication hätte durch eine verständige beschneidung (etwa bis auf das drittel ihres gegenwärtigen umfangs) nur gewinnen können. bei einer solchen verkürzung wäre die mithilfe eines modernen sprachforschers sehr erwünscht gewesen; denn G.s sprachlicher standpunct ist, wie ich gezeigt habe, ein sehr antiquierter. anderseits ist, wie immer bei G., die textbehandlung äufserst sorgfältig; der verf. hat nicht die mühe gescheut, eigenhändige abschriften der membranen zu nehmen. aufserdem finden sich in diesem buche eine fülle der treffendsten bemerkungen über bedeutung und gebrauch einzelner wörter und umschreibungen. vom herausgeber, Björn MOlsen, sind register beigefügt worden.

Kristiania, weihnachten 1896. HJALMAR FALK.

Ostnordiska och latinska medeltidsordspråk. Peder Låles ordspråk och en motsvarande svensk samling, utgivna för Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur. I: Texter med inledning, utg. av AXEL KOCK och CARL AF PETERSENS. VIII, 148 und 283 ss. II: Kommentar av AXEL KOCK. IV und 445 ss. København 1889—94. 8°. — 22 kr.

Der I bd dieser grofs angelegten veröffentlichung ist von Kock und Petersens gemeinsam herausgegeben, in der weise, dass K. die einleitung mit ausnahme der ss. 36—41 und 139 bearbeitet hat, beide zusammen die altdänischen und lateinischen sprichwörter herausgegeben haben, Petersens allein die altschwedischen und lateinischen. der II bd, den commentar enthaltend, fällt ausschliefslich Kock zu. ich steh diesem werk so durchaus als lernender gegenüber, dass es mir nicht einfallen kann, im folgenden etwa eine kritik geben zu wollen. ich muss mich damit begnügen, auf den inhalt in kürze hinzuweisen und auf die bedeutsame förderung, die sprach- und culturgeschichte Dänemarks und Schwedens durch dieses buch erhalten.

Am schluss des ma.s war in Dänemark eine sprichwörtersammlung, lat. sprüche mit dän. übersetzung, in gebrauch, die unter dem namen Peder Låles gieng. daneben gibt es eine parallele schwed. sammlung. alle älteren angaben stimmen darin überein, dass Peder Låle ein Däne und der urheber der sammlung gewesen sei, und es ligt kein grund vor, diese überlieferung anzuzweifeln, zumal da er auch in der ältesten quelle, der ausgabe von 1506, *Danorum lux* genannt wird. wahrscheinlich war der verf. schullehrer oder priester (resp. beides), worauf die angabe in der vorrede der 1 aufl. hinweist, dass er *artis grammatice* (*notabilis*) *interpres* und *diuinarum virtutum optimus preceptor* gewesen sei. nun wird er in der vorrede auch *legifer* genannt und ChrPedersen bezeichnet ihn auf dem titelblatt seiner aufl. als *legista*. diesen beinamen erhielt er, worauf schon Pedersen selbst aufmerksam macht, weil in der ersten zeile bei Peder Låle (und, wie K. hinzufügt, auch im 2. 3. 5. 6 spruch) das wort *lex* vorkommt. im latein des ma.s hat nun *legifer* auch die bedeutung 'richter', und so konnte es leicht geschehen, dass dies für jenes eingesetzt wurde. so entstand dann die öfter widerkehrende angabe, Låle sei *lagman* gewesen. positiv weifs man nichts von ihm, weder über seine lebensstellung noch über seinen wohnort, nicht einmal sein name ist unbestritten. wahrscheinlich hiefs dieser Peder Låle und wurde in *Petrus Laglandicus* latinisiert, ohne dass damit gesagt wäre, dass L. von der insel Låland stammte. seine lebenszeit fällt wol ins 14 jh. die sammlung selbst ist vielleicht unter dän. studenten in Paris im 13 jh. entstanden und dann im folgenden von PLåle redigiert worden; doch lässt sich auch darüber nichts sicheres ausmachen.

Für die grofse verbreitung, deren sich die sammlung erfreute, zeugt die zahl der auflagen, von denen uns eine sehr ge-

naue beschreibung in paläotypischer und orthographischer hinsicht gegeben wird. die älteste ist die schon erwähnte v. j. 1506, veranstaltet von lehrern der universität Kopenhagen (A), gedruckt von Godfred von Ghemen; dann folgt 1508 bei demselben drucker eine auflage mit einer anzahl verbesserter laa. (a); dann die Pariser von Christiern Pedersen, gedruckt von Jodocus Badius Ascensius 1515 (B). diese ausgabe dient direct dem zwecke, die jugend im lateinischen zu unterrichten. der hsg. fügt zu jedem sprichwort einen commentar hinzu, in dem er seine humanistische bildung durch bemängelung unclassischer wörter und metrischer fehler der lat. sprichwörter zeigt. doch ist dieser commentar zum grofsen teil nicht sein eigentum, er stammt von seinem lehrer Rasmus Simonsen, der am ende des 15 jhs. vicar an der domkirche von Roeskilde war. neben gelegentlichen etymologien latein. wörter, zt. im geschmack der zeit, neben hinweisen auf verwante nord. sprichwörter, culturhistorischen anmm. ua. bringt der comm., was von besonderem interesse ist, auch noch andere laa. der lat. sprichwörter, als wie Pedersen sie in seinem text aufgenommen hat. einiges davon finden wir in den sonst erhaltenen redactionen, doch müssen ihm auch noch andere, jetzt verloren gegangene, bekannt gewesen sein. — schliefslich existiert noch ein kleines dänisches hs.liches fragment, um 1450 geschrieben, nr 813ˣ, 4⁰ in der neuen kgl. sammlung der kgl. bibl. zu Kopenhagen (H), das nur wenige sprichwörter umfasst und bei seinen vielen schreibfehlern für die textkritik geringen wert besitzt. — die schwed. sammlung (S), über deren unursprünglichkeit gegenüber der dänischen kein zweifel bestehn kann, ist nur in éiner hs. erhalten, in bd 405 der Palmsköldschen sammlung auf der universitätsbibl. von Uppsala, wahrscheinlich geschrieben in der 1 hälfte des 15 jhs. auch in Schweden wird es verschiedene hss. gegeben haben.

Geordnet sind die sprichwörter nach dem anfangsbuchstaben der lat. sprüche, die meistens weiblichen reim haben. später hat man eine anzahl sprüche mit meistens männlichem reim hinzugefügt, und zwar zt. bevor die sammlung nach Schweden überführt ist. aber auch nach dieser zeit sind sowol in Dänemark wie in Schweden neue sprüche hinzugekommen.

Über die art und weise, wie die sammlung entstanden sein wird, gibt K., nach einem überblick über ähnliche werke anderer litteraturen, folgende erklärung: Peder Låle war bekannt mit der in andern ländern üblichen methode, beim lat. unterricht einheimische, in dieser sprache übersetzte, meist gereimte sprichwörter zu gebrauchen. er benutzte solche übersetzungen und fügte nordische, dem sinne nach passende sprichwörter hinzu oder gab, wenn solche fehlten, einfach eine übertragung. möglicherweise hat er eine mit einer Wiener hs. (MSD XXVII) verwante hs. benutzt. die wahrscheinlichkeit französischen einflusses

ist schon erwähnt. dies dürfte die grundlage seines buches gewesen sein. der gröste teil aber ist wol so zu stande gekommen, dass Låle nord. sprichwörter gesammelt und ins lateinische übersetzt hat. die nord. sprichwörter haben vielfach allitteration oder aber binnen- resp. schlussreim, einige bilden sicherlich einen 'vísu-flórþungr' einer fornyrþislagstrophe. die lat. vv. bilden oft einen hexameter, zuweilen einen pentameter.

In der neuen ausgabe wird uns dargeboten: 1) ein abdruck der ersten bekannten auflage v. j. 1506 (A); abweichende laa. der ausgabe von 1508 (a) und 1515 (B) unter dem text; 2) die sprüche, die sich in B finden, aber in Aa fehlen; 3) ein abdruck der erhaltenen dän. hs.; 4) ein abdruck der schwed. hs. bei dieser ist versucht worden, die eigentümlichkeiten der hs. so genau wie möglich widerzugeben, während bei dem abdruck der alten dän. auflage sich die herausgeber etwas gröfsere freiheit gelassen haben. zu guter letzt erhalten wir noch einen anhang, der die gedruckte schwed. sprichwörterlitteratur anführt.

Steckt schon in der ausführlichen einleitung eine grofse arbeit, die uns ein reiches wissen verrät, so ist dies fast noch mehr der fall in dem 2 teil. hier beim commentar ist K. so recht in seinem gebiet. sprachliche gründe waren es in erster linie, die die ausgabe der sprichwörter veranlassten, und hier konnte K. aus dem reichen schatze seiner kenntnis der ostnord. sprachen schöpfen. daneben ist es zwar bewundernswert, wie er verstanden hat, sich auch in das mittellateinische einzuarbeiten — ich darf wol annehmen, dass ihm dies gebiet zunächst ziemlich fremd gewesen ist — und wie er zur herstellung des textes der lat. sprichwörter und zur aufhellung dunkler stellen in ihnen auf höchst scharfsinnige weise, unter benutzung des alten commentars von B, vieles beiträgt. am meisten aber haben wir K. doch für die sprachlichen, sowol grammaticalischen wie lexicalischen bemerkungen zu danken, die sich auf die ostnord. sprichwörter selbst beziehen. es ist mir nicht möglich, hier auf einzelheiten einzugehn. besonders gelungen scheinen mir, um doch einiges anzuführen, die anmm. zu D 22. 131. 204. 404. 428. 564. 694; doch liefsen sich diese beispiele beliebig vermehren. eine anzahl sprichwörter entsprechen natürlich mehr oder weniger deutschen, zb. 'das ist ein schlechter vogel, der sein eigenes nest beschmutzt' (D = [die dän. sammlung] 231. S 205); 'man muss das eisen schmieden, so lange es heifs ist' (D 272. S 226); 'mit herrenkindern soll man nicht kirschen essen' (D 429. S 376); 'so heult der junge wolf nach, wie der alte es vormacht' (D 433. S 392); 'so grunzen die ferkel nach, wie es die alten schweine vormachen' (D 447. S 391 vgl. D 448); 'das fette will gerne oben sein' (D 498. S 437); 'wer nichts wagt, der nichts gewinnt' (D 505. S 444); 'es ist nicht alles gold, was glänzt, und nicht alles elfenbein, was scheint' (D 706. S 603) usw. auch für die volkskunde

fällt so mancherlei ab, man vergleiche zb. das in der anm. zu D 694 über den milchhasen uä. gesagte. die sitte, das brot als teller zu benutzen, die K. als vergangen anzusehen scheint (vgl. anm. zu D 267 über brødhdisker), hat, bis vor kurzem wenigstens, noch in Norwegen bestanden. so berichtet ThSHaukenæs Natur, folkeliv og folketro i Hardanger (Hardanger 1884) I heft 1, s. 79: Dann schenkt er (der wirt) einen schluck brantwein zum essen ein und geht den andern mit gutem beispiel voran, in ein stück fleisch, welches er auf das flachbrot (*fladbrødet*) legt, einzuhauen; er zieht sein messer (*slireknív* 'das messer, das in einer lederscheide an der hose befestigt getragen wird') und schneidet es in kleine stücke, nimmt eine kartoffel und legt die schalen auf den tisch, bricht ein stück flachbrot und macht sich einen 'bissen' (*bete*), wie es heifst; die andern tun ebenso. zu der in der anm. zu D 718 erwähnten altdän. form dat. sing. *tænd* möchte ich die frage stellen, ob man in ihr nicht vielleicht lieber einen urspr. dativ nach consonant. declination zu sehen hat, als den umlaut durch analogie nach dem der *u*-declin. angehörigen dat. sing. *tende* und dem nom. acc. plur. denn wir haben doch wol die consonant. declination als die ursprüngliche für dies wort anzusehen.

Heidelberg. B. Kahle.

Joseph Bédier, Les fabliaux. études de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen-âge. 2 édition revue et corrigée. [Bibliothèque de l'école des hautes études, sciences philologiques et historiques, 98 fasc.] Paris, EBouillon, 1895. VIII und 500 ss. 8°.

Die unter dem verführerischen titel 'Les fabliaux' von Bédier veröffentlichten studien über volkstümliche unterhaltungslitteratur im ma. bezwecken nichts geringeres, als die grundlagen aufzuheben, auf denen seit mehr als einem menschenalter unsere ansichten über die entwicklung dieses litteraturzweiges beruhen. da nun der verf. auch die wichtigsten stücke der alten deutschen novellendichtung nach neuen mafsgebenden gesichtspuncten behandelt haben will und schon germanisten anfangen, B. gläubig zu citieren, so wird es zeit, das jetzt zum zweiten male aufgelegte buch auf seinen wert für unsere wissenschaft zu prüfen. wir haben es hier natürlich nur mit dem allgemeinen grundlegenden teile s. 45—287 und mit den ausführungen über die deutschen stücke zu tun; alles andere überlass ich der romanischen philologie und den vertretern der angegriffenen ansichten, die denn auch schon verschiedentlich zu B.s ausführungen stellung genommen haben; vgl. die von B. s. VII der 2 aufl. vermerkten anzeigen, unter denen allerdings die wichtigste und ausführlichste, wol nicht ohne grund, fehlt, die von WCloetta im Arch. f. neuere spr. 93, 206 ff.

Nachdem man bisher bei der erforschung der wandernden

erzählungen und ihrer herkunft vielfach mehr sportsmäfsig als streng wissenschaftlich sozusagen alles verglichen hat, versucht es B. wider einmal mit dem entgegengesetzten extrem, das in der behauptung gipfelt, eigentlich sollte man nichts vergleichen, man müsse jedes erzeugnis dieser litteratur nur für sich betrachten. neu ist das nicht; schon Ritson behauptete ähnlich: 'It is a vain and futile endeavour, to seek elsewhere for the origin of fable' (Dunlop-Wilson I 124), und ChNodier bei Bédier s. 427 : 'L'intervention des adorateurs de Bouddha dans nos contes populaires n'est qu'un conte de savants, moins plaisant que les autres'. B. sucht zu beweisen, dass der angebliche litterarische zusammenhang zwischen orient und occident nichts als ein idolum libri sei (s. 145) : die vergleichung von parallelen führe (die unklar 'contes ethniques' genannten stoffe ausgenommen) nie zum ziele; deshalb solle man aufhören zu vergleichen : 'Il faut renoncer à ces stériles comparaisons, qui prétendent découvrir des lois de propagation, à jamais indécouvrables, car elles n'existent pas' (s. 15). die parallelbelege willkürlich wie im kartenspiel durcheinander zu mischen, ergäbe ebenso gut resultate, als ihre verwendung zur classification der erzählungen (s. 228). spuren indischer oder buddhistischer herkunft gebe es in den europ. erzählungen nicht (s. 163; vgl. s. 254. 213 anm. 4. 284). s. 217 der 1 aufl. forderte B. demnach die gelehrten auf, statt parallelen lieber briefmarken zu sammeln.

Die ergebnisse dieser, wenn sie richtig sind, überaus wichtigen untersuchung wären also zunächst vollständig negativ. aber B. nimmt für sich das verdienst in anspruch, die forschung ihrer wahren aufgabe zugeführt zu haben, indem er sie aus den banden der 'verderblichen und lächerlichen' orientalischen theorie befreite. diese aufgabe bestehe darin, die einkleidung zu untersuchen, welche das ma. jenen erzählungen gegeben habe (s. 286 f). leider findet man in B.s auseinandersetzungen mehr raisonnement als stichhaltige gründe; seine beweisführung schlägt folgenden gang ein : schon im altertum und im frühen ma. gab es volkstümliche erzählungen, unabhängig vom orient (s. 90—125). der einfluss der orient. litteratur ist ganz gering gewesen; eine untersuchung der europäischen sammlungen in lat., franz. und deutscher sprache ergibt als resultat, dass dreizehn erzählungen, nicht mehr und nicht weniger, auf orientalische vorbilder zurückgeführt werden könnten (s. 126—148); züge specifisch indischer herkunft fehlen in den occidentalischen erzählungen (s. 149—163). 'monographien' über diejenigen fableaux, die sich in irgend einer orient. form widerfinden, zeigen, dass man ebensogut die abhängigkeit der orient. versionen von den meist logischer und künstlerischer gestalteten abendländischen fassungen behaupten könne, als umgekehrt. die unfruchtbarkeit der vergleichenden methode wird endlich durch beispiele beleuchtet (s. 164—287).

Dass zunächst Ägypten, das classische altertum und das frühe ma. seine volkstümlichen erzählungen besafs, kann gegen den später eingetretenen engern zusammenhang von orient und occident nicht eingewendet werden. jedes volk besitzt einen altererbten schatz von erzählungsstoffen; er mehrt sich aber im verlaufe der culturentwicklung durch die mannigfachsten wechselseitigen berührungen. so wird die frage nach diesen zusammenhängen sehr verwickelt und ist nur nach klarstellung aller mitwürkenden factoren zu lösen. die meisten bisherigen untersuchungen dieser art bewegen sich, wie die B.s, lediglich in der peripherie des kreises, während doch nur eine auf abschliefsenden einzeluntersuchungen beruhende arbeit von innen heraus eine zuverlässige basis des urteils gewährleistet.

Der schwerpunct der B.schen beweisführung ligt in der statistischen analyse der ma.lichen novellensammlungen und in den schlüssen, die er daraus zieht : nur dreizehn erzählungen aus allen untersuchten lat., franz., und deutschen sammlungen liefsen sich, behauptet er, mit oriental. versionen vergleichen, eine 'jämmerlich kleine' anzahl, die den einfluss des orients als fiction erwiese. wie B. mit den lat. sammlungen verfahren, das nachzuprüfen, muss ich vorerst andern überlassen. für die französischen hat es Cloëtta aao. getan, der s. 221 zeigt, dass, abgesehen von sehr zahlreichen, fast alles in frage stellenden unrichtigkeiten, auch die liste der franz. fableaux nicht stimmt und dass, während B. nur 11 annimmt, etwa ein viertel der erhaltenen rund 150 fableaux alte orientalische parallelen hat (s. 209—216). hier soll nur von dem verfahren B.s den deutschen stücken gegenüber die rede sein.

Zunächst ist festzustellen, dass fast alle angaben, welche sich auf die deutsche litteratur beziehen, recht unzuverlässig sind. Hans Wilhelm Kirchhoff, der 1605 starb, wird s. 221 ins 14 jh. versetzt. Herrand von Wildonie bekommt auf einer tabelle (s. 198; vgl. s. 195) einmal seine stelle hinter Boccaccio, ein andermal sogar hinter Hans Sachs; s. 193 wird auch Herrand ein platz im 14 jh. gegeben : bezeugt ist er bekanntlich 1248—1278. das Buch der beispiele, das s. 191 und auf der tafel s. 32f v. j. 1480 bzw. 1483 erwähnt wird, ist schon 1470 erschienen. Jansen Enikel hat es s. 293 zu einem Wiener 'minnesanger' gebracht; auch der verf. der Frauentreue (GA 13) erreicht s. 296 ohne weiteres den ehrenvollen titel eines 'vieux minnesanger'. von dem geschichtlichen verlauf der deutschen novellendichtung hat B. selbstverständlich keine vorstellung. auch wenn es sich um specifisch germanische sitten handelt, irrt er. so behauptet er s. 183f, um den indischen ursprung des stoffes im fableau Des tresces (Montaiglon et Raynaud, Récueil IV 67) zu bestreiten, allerdings ohne beweis, der originale zug sei nicht abschneiden der nase gewesen, sondern des haares, und dieses sei germanisch; dabei verweist

er auf vdHagen. doch schon Lambel hat Erzählungen und schwänke[1] s. 197 gezeigt, dass auch der orient verlust der haare als schimpfliche strafe kennt.

Von beherschung des materials kann keine rede sein; unvollständigkeit und ungenauigkeit begegnen allenthalben. verschiedene überlieferungen derselben novelle, wie sie zb. bei dem Getreuen weibe GA 12 und Herrand von Wildonie, bei GA 55 Irregang und Girregar, GA 48 dem Kotzen, GA 3 Sibotes Frauenzucht, GA 5 und Zs. 6, 497 (Volrat), GA 21 und Zs. 5, 426, vorliegen, sind von B. nicht auseinandergehalten. es fehlen bei B.s behandlung mehr als die hälfte der altdeutschen versnovellen: fast alle ernsthaften, die historischen, die antiken, die tiernovellen, die novellen mit heimischen stoffen, die märchennovellen, der legendare schwank, die in gröfseren gedichten verstreuten novellen. im einzelnen erwähne ich als fehlend zb. alle novellen Kaufringers, die meisten des Strickers; s. 193 fehlt die schweizerische fassung Germ. 33, 267 nr 9, s. 449 Germ. 33, 273 nr 13. die Isleudzk æventyri, zu denen RKöhler und HGering so lehrreiche anmerkungen gegeben haben, und manche monographien sind B. unbekannt. auch Wilsons nachträge zu Dunlops History of prose fiction berücksichtigt er nicht. EdGrisebach tritt s. 462 und 489 unter dem namen Grisenbach auf. ein muster unkritischer behandlung aber, um mit aufzählungen abzubrechen, hat B. in der statistischen analyse des Gesamtabenteuers[1] s. 140 ff geliefert. und doch will B. gerade durch seine statistik der bestandteile des novellenschatzes den hauptbeweis gegen die orientalische theorie führen.

Diese statistik wäre nun schon des sehr unvollständigen materials wegen hinfällig; sie berücksichtigt nur das GA, von den erzeugnissen der spätmhd. und nd. litteratur sieht B. grundsätzlich ab, behauptet höchstens einmal leichthin ohne den schatten eines beweises, die analyse des Liedersaales und der Erzählungen aus altdeutschen hss. (hg. von Keller), die er s. 141 als 'Altddeutsche erzählungen' citiert, führe hinsichtlich der orientalischen theorie zu denselben resultaten.

Doch B.s statistik ist nicht nur im allgemeinen unvollständig, sondern auch im einzelnen stark unrichtig : sie ist mit unglaublicher sorglosigkeit gearbeitet. so wird dasselbe stück unter zwei sich vollkommen ausschliefsende rubriken gebracht, ein ganz falsches stück läuft mit unter, zahlreiche novellen werden unter unzureichenden vorwänden ausgeschieden, andere ohne allen grund wol nur aus nachlässigkeit ausgelassen. ich hebe nur das wich-

[1] Bédier gebraucht, wie Stiefel Arch. f. n. spr. 95, 63, das wort fälschlich als plural; vdHagen spricht über seinen etwas verschrobenen titel GA I s. IX. übrigens hat B. mit seinem barbarischen titel Les fabliaux auch kein glück.

tigste hervor : s. 140 nr 5 ist nicht die Rittertreue, sondern Die alte mutter und kaiser Friedrich dem fablel Du prestre qui ot mere à force (Montaiglon et Raynaud, Récueil v 143) gleichzusetzen. — unter nr 21 wird das Häslein citiert als dem franz. fablel De la grue (ebd. v 151) entsprechend; s. 142 prangt dasselbe stück unter denen, die nach B.s kenntnis nichts entsprechendes weder in irgend einer epoche des orients noch unter den franz. fableaux haben sollen. — s. 141 werden die stücke des anhangs GA II 487 ff ausgeschieden, 'qui sont des romans historiques ou d'aventure'. ebenso müssen sich GA 24. 25. 26: Die nachtigall, Frauenlist und Frauenbeständigkeit, gefallen lassen, nicht als novellen oder 'fabliaux allemands' zu gelten, weil sie das unglück haben, stücken der Marie de France zu entsprechen. richtig urteilt B. selbst über lai und fablel s. 35. anderseits wird das gedicht von meister Irregang, das gar keine novelle ist, mit aufgezählt. prüft man endlich B.s rubriken nach, so zeigt sich, dass nicht weniger als 8 stücke aufserdem ganz ausgelassen sind: GA 7. 9. 17. 51. 57. 59. 67. 68.

Ein derartiges verfahren kann doch nur als eine verhöhnung gewissenhafter statistik gelten, beweisen kann es nichts. es fehlt der statistik B.s, soweit sie die deutschen stücke betrifft, die verlässliche grundlage, und seine kenntnis der deutschen litteratur ist zu gering, um sie im dienste seiner hypothesen mit erfolg verwenden zu können. da auch die statistik der franz. stücke als falsch erwiesen ist, muss der hauptbeweis des französischen gelehrten als gescheitert angesehen werden. eine untersuchung über die bedeutung, welche die sogenannten orientalischen novellenmotive für die ältere deutsche litteratur haben, steht in aussicht. B. hat nichts getan, um diese frage der lösung näher zu bringen.

Wir haben jetzt das 5 cap. ins auge zu fassen, in dem züge indischer oder buddhistischer herkunft erörtert werden (s. 149 ff). es konnte B. nicht schwer fallen zu zeigen, dass eigentlich buddhistische züge in den volkstümlichen erzählungen des abendlandes kaum mehr vorhanden sind, woraus er alsbald den schluss zieht, dass specifisch indische oder buddhistische erzählungen über Indien nicht hinausgekommen seien. ein trugschluss, der sich auf unrichtigen vorraussetzungen aufbaut. B. fordert nämlich, dass die wandernden erzählungen trotz allen wandlungen doch so unverändert hätten bleiben sollen, um noch immer ihre ursprüngliche einkleidung erkennen zu lassen : und doch ist es ausgemacht, dass gerade die einkleidung das veränderliche an der novelle ist. ich füge zu den alten beispielen ein neues : Kaufringers 4 gedicht und das fablel Du fotéor (Montaiglon et Raynaud I 304; Legrand III³ 284), zwei in der einkleidung so himmelweit verschiedene stücke, haben die grundform mit einander gemein. B. beweist mit jener forderung ebenso wenig geschicht-

lichen sinn, wie in der merkwürdigen annahme, das fableau sei mit dem beginn des 14 jhs. mit einem male plötzlich und vollständig verschwunden (s. 428; das nähere bei Cloëtta s. 220 f).

Von solchen voraussetzungen geht B. aus, wenn er nun s. 164 ff einzelne erzählungen verfolgt. sein material ist unvollständig, seine methode unannehmbar. er vergleicht nicht, was in der regel allein zu vergleichen ist, die keime oder grundformen der erzählungen, sondern hält es für wesentlich, dass der stoff in einer von ihm meist recht willkürlich mit allerlei beiwerk versehenen form widerkehrt. natürlich fügen sich die meisten erzählungen derartigen anforderungen nicht. bei der ermittlung der grundform verlangt B. ferner, dass diese logischer ('antériorité logique'; in einer version des Pantschatantra sieht er einfach 'la plus sotte des versions conservées' s. 226), künstlerischer motiviert und angeordnet sein solle. auch das beruht m. e. auf einer verwechslung ästhetischer und historischer beurteilung. eine überlegene cultur wird auch den aus der fremde aufgenommenen stoffen bei ihrem durchgange von mündlicher tradition bis zur litterarischen bearbeitung ihren stempel aufprägen; man wird es natürlich finden, dass die abendländischen erzählungen im allgemeinen die orientalischen ebenso weit übertreffen, wie die occidentalische cultur der des morgenlandes überlegen ist.

Obgleich mein standpunct so in der hauptsache von B. abweicht, will ich doch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass manches gute und gelungene in seinen ausführungen zu finden ist. ein immerhin sehr beträchtlicher stoff ist einheitlich, wenn auch nicht einwandsfrei, in keinem falle abschliefsend, verarbeitet. die urteile über deutsche novellen sind, wenn auch meist stark subjectiv, nicht ohne geist und geschmack. auf einzelheiten der mängel und vorzüge dieses buches hinzuweisen, soll an anderm orte versucht werden.

Dass die Franzosen ihre fableaux, auch was das verdienst der erfindung anbetrifft, ganz für sich in anspruch nehmen möchten, ist ja begreiflich; aber wenn sie, wie B., fremde einflüsse ganz zu leugnen geneigt sind, so, fürchte ich, ist das in letzter linie nur ein ausfluss desselben chauvinismus, der Boccaccio glaubte an den pranger stellen zu können, weil er sich mit dem raube französischer fableaux bereichert habe.

Lingen, december 1895. K. Euling.

Ein beitrag zur lösung der frage nach der ursprünglichen anordnung von Freidanks Bescheidenheit. von Paul Schlesinger. [Wissenschaftliche beilage zu dem Jahresbericht über das kgl. Joachimstalsche gymnasium für das schuljahr 1893/94.] Berlin 1894 (progr. nr 58). 4°. 30 ss.

Der wert dieser klar und anregend geschriebenen untersuchung liegt in ihrer polemik gegen die ansicht Pauls, dass die

anordnung der sprüche in der sogenannten vierten classe der hss. älter und echter sei als die der ersten. Schlesinger weist mit glück nach, dass Paul den gedanken, von dem er ausgieng — ungeordnete folge sei in der Freidank-überlieferung älter als geordnete — nicht festgehalten habe, indem sonst die 5 classe vor die 4, der er den ersten platz einräumt, hätte gestellt werden müssen; er zeigt, dass die art, wie Paul die in der 1 classe vorliegende anordnung der sprüche (innerhalb der einzelnen abschnitte) auffasst und charakterisiert, das richtige nicht trifft. dabei geht er von der beobachtung der spruchfolge in jenen capiteln aus, deren überlieferung im grofsen und ganzen einheitlich ist; und indem er das hier erkannte auf die in formeller beziehung ähnlich componierten anderen stücke anwendet, gelingt es ihm, die ordnung der 1 classe jedesfalls soweit zu rechtfertigen, dass man sie nicht mehr mit Paul als eine relativ und absolut schlechte wird bezeichnen dürfen.

Bis hierher hat man keinerlei anlass gegen das methodische verfahren des kritikers einspruch zu erheben. wenn er aber s. 17 dagegen sich wendet, dass Paul die 'classen' der Freidanktexte als zweige der überlieferung in kritischem sinne auffasst, daher die durch gleiche spruchfolge postulierte verwantschaft auch auf die anderen eigentümlichkeiten des textes anwenden will, und wenn er dabei den satz aufstellt: 'Bei diesen einzelheiten, kleinen ausslassungen oder veränderungen ist es falsch zu fragen, ob sie der classe . . . zur last zu legen seien. nur die allgemeinen principien der einteilung und die folge der sprüche im grofsen und ganzen sind bindend für die zugehörigkeit zu einer bestimmten handschriftenclasse' — so halt ich diese forderung für methodisch unrichtig und schädlich, weil der begriff 'kleine auslassungen' zu unbestimmt ist, weil der allererste zweck einer classificierung der hss. nach der folge der sprüche auf gewinnung einer festen ansicht über die textgeschichte geht, weil diese endlich ebensosehr auf die summe dessen, was im engeren sinne lesart heifst, sich stützen muss.

Glücklicherweise hat der verf. seinem verfehlten satze keine praktische folge gegeben; denn mit gesundem kritischen sinne erörtert er die hauptfrage, ob die auslassung der stelle 98, 7—136, 10 in der hs. A ihrer classe oder nur ihr selbst zur last zu legen sei, und kommt zu dem gut begründeten ergebnis, dass B, welches das in A fehlende stück enthält, es nicht der gemeinsamen vorlage, sondern einer hs. einer anderen classe entnommen habe. die frage ist deshalb wichtig, weil Sch. durch diese ihre beantwortung einerseits eine reihe von bedenken, die Paul gegen die güte der 1 classe erhob, wegschafft, anderseits den inneren unterschied zwischen der art der überlieferung in ihr und in jener fremden — mit classe 4 verwanten — gruppe, aus der B den einschub schöpfte, neuerdings in scharfes licht stellt.

Viel kürzer, aber ebenfalls zutreffend ist Sch.s polemik gegen die von Wilmanns Zs. 28, 74 ff über die 2 classe geäufserte ansicht: er zeigt, dass Wilmanns dabei auf irrtümliche angaben WGrimms sich stützte.

Für recht unsicher halt ich jedoch Sch.s ansätze zu positiven aufstellungen über die gesamtkritik der überlieferung; denn es fehlt auch ihm noch was seinen vorgängern fehlte, eine vollständige übersicht über diese, die mit reicherem material als dem Grimmschen zu arbeiten vermöchte. der theoretische grund, auf dem der verf. baut: das werk müsse vom dichter fertig (also nicht als blofse ungeordnete materialsammlung) hinterlassen worden sein, weil schon 1240 und späterhin in reicher folge von zeugnissen sein name und sein werk berühmt und hochgeschätzt waren — ist an sich schwach und schwankend, ermöglicht keine bestimmte vorstellung von der art und der intensität der verarbeitung des spruchmaterials und kann nicht entfernt die empirischen anhaltspuncte ersetzen, die durch unmittelbare untersuchung des verhältnisses der hss. zu gewinnen wären. wie fruchtbar diese sind, zeigen schon die dankenswerten beobachtungen, die Sch. in einem anhang über das verhältnis der von ihm geprüften hs. a zum texte N (der 4 classe) bringt. nur möge aber auch die textgestalt im engeren sinne verglichen werden, um jene zunächst ins auge fallenden, aus der spruchfolge sich ergebenden kriterien zu stützen und zu ergänzen. dann werden auch die erwägungen über den grad von 'ordnung' oder 'unordnung', 'gutem' oder 'schlechtem' zusammenhang, 'passender' oder 'unpassender' stelle eines spruches an objectivere gründe sich halten können, als es jetzt möglich ist — und jetzt auch dem verf. möglich war: so sehr sie relativ — in der polemik — ausreichten, so wenig können sie zu festen positiven ergebnissen führen. Sch. hat der ersten classe einen teil der früher ihr gewährten schätzung zurückgewonnen; aber dass die erste classe, wenn auch nicht in der anordnung der gruppen, so doch wenigstens in der gliederung innerhalb der einzelnen gruppe, dem original so nahe stehe wie der verf. s. 27 annimmt, ist noch nicht erwiesen.

Innsbruck. J. SEEMÜLLER.

Der sünden widerstreit. eine geistliche dichtung des 13 jhs. hg. von dr VICTOR ZEIDLER. Graz, Styria, 1892. 114 ss. 8°. — 3,40 m.

Die allegorische dichtung von Der sünden widerstreit hatte bisher nur um ihres inhalts willen gelegentliche beachtung erfahren, so bei Gervinus (II[5] 302), dann durch Schönbach in der Wiener abendpost 1879 beil. nr 181, zuletzt durch KRaab in dem bekannten Leobener gymnasialprogramm von 1885 s. 33. eine ausgabe des Christusbüchleins, wie der verf. sein werk noch lieber genannt wissen möchte (v. 3430), plante MHaupt (Adrian Mitteilungen aus hss. und seltenen druckwerken s. 417), Weigand

nahm 1848 eine abschrift der Giefsner hs., die später HKerler verschiedentlich anbot (Kat. 29 nr 356. 37 nr 1777), bis sie vor ca. 10 jahren an eine österreichische buchhandlung verkauft wurde. Z. veranstaltet nun zum ersten male eine kritische ausgabe auf grund der drei bisher bekannt gewordenen hss. zu Giefsen, Heidelberg und Wien. über die abfassungszeit gibt nur G eine genauere, wenn auch sonderbare angabe: es heifst hier am schlusse unseres gedichtes: *datum anno dni* MCC *septuaginta octo vel paulo plus* (nicht *post*, wie bei Z. s. 3 steht). nach gütiger mitteilung von HHaupt scheint die notiz von der hand des letzten teiles der hs., dem das gedicht angehört, herzurühren, während ESchröder (DLZ 1892 nr 15) den eintrag eher in das 14 jh. als an das ende des 13 setzen möchte. auf jeden fall ist die notiz durchaus hypothetisch gehalten, eine ungefähre schätzung dessen, der sie auf grund uns unbekannter anhaltspuncte niederschrieb, und deshalb nicht allzu viel besagend. Bartsch spricht in seinem Verzeichnis der altd. hss. zu Heidelberg s. 110ᵃ von 4 hss. war ihm bekannt, dass das aus Hoffmanns vFallersleben sammlung von Mafsmann in vdHagens Germ. 10, 184 abgedruckte fragment Des Sathanas klage über die minne — Hoffmann selbst bezeichnete es als 'Antichrist?' (Bibl. Hoffmanni Fallerslebensis p. 39 unter XXI [nicht XX] 14) — ein bruchstück unseres gedichtes ist, das sich jetzt als ms. germ. fol. 737, 14 auf der kgl. bibl. zu Berlin befindet? das von Z. übersehene pergamentbl. (B) enthält die zeilenenden der vv. 1416—33, sodann vollständig v. 1447—65. 80—97 und die zeileneingänge von v. 1512—30. einige lesefehler auf den spaltenresten von a und d berichtigen sich von selbst.

Die litterarhistorische seite des denkmals hat Z. mit keinem worte berührt; er befasst sich nur mit der überlieferung, der sprache und der metrik. das hss.verhältnis (§ 1) ist im wesentlichen richtig beurteilt: GHW gehn auf eine bereits fehlerhafte vorlage y zurück; im allgemeinen erscheint G ursprünglicher als HW, zwischen denen nähere verwantschaft besteht, die auf eine gemeinsame quelle z schliefsen lässt; da wo G mit H oder W stimmt, dürfen wir zumeist die ursprüngliche la. vermuten. B stellt sich zu HW (1456. 1481), am nächsten zu H: v. 1523 fehlt B, desgleichen H, hier jedoch mit zeilenlücke; auch 1459. 1530 steht B zu H; zu W 1493, zu G 1484. — § 2 untersucht den dialekt der hss.: G trägt oberhessisches, H mitteldeutsches, W bairisches gepräge. das original zeigt thüringische mundart (§ 3). die sammlung der charakteristischen reime ist nicht ganz vollständig. s. 28f wäre zb. nachzutragen, dass in *wâr* : *herzeswâr* 2200 der umlaut des *â* nicht eingetreten ist, oder richtiger: die lautgesetzliche entwicklung der adj. *i*-stämme vorligt. leider weisen Z.s verscitate zahlreiche irrtümer auf. der verf. scheint seine ursprüngliche verszählung nachträglich abgeändert, die citate in der einleitung aber nicht durchgehend berichtigt zu haben. meist

sind die falschen zahlen um fünf zu niedrig gegriffen. auch sonst machen sich druckfehler störend geltend. — über die metrik handelt § 4 sehr eingehend. bei aller anerkennung der hierbei aufgewanten mühe vermisst man die gerade bei solchen zusammenstellungen nötige präcision. es verstimmt ein häufig erfolgloses nachschlagen, gelegentlich ein völlig unmotiviertes citat. nicht selten steht der in der einleitung gegebene wortlaut einer stelle im widerspruch mit dem texte, ein beweis, dass Z. es versäumt hat, sein kaum deutlich geschriebenes (vgl. v. 3298 *sulche craft* und *ô welch craft* auf s. 33) manuscript vor der drucklegung nochmals genau durchzusehen; dies war aber um so mehr geboten, als der druck der einleitung dem des textes vorausgieng, ein verfahren, das ein herausgeber niemals befolgen sollte. im einzelnen wünschte man die formulierung oft schärfer und klarer, und mancherlei irtümliches zeigt, dass Z. die metrischen regeln bisweilen zu äufserlich — auch von den rein sprachlichen abschnitten gilt dies — erfasst hat. anderseits verdient sein bestreben, die einzelnen verstypen nach bestimmten gesichtspuncten zu gliedern, entschieden lob, nicht minder der versuch, nachzuweisen, wie innig syntax und metrik mit einander verbunden sind. übrigens ist durchaus nicht immer die von Z. bevorzugte betonungsweise die einzig mögliche. s. 35 verzeichnet Z. beim fehlen der 2 senkung : *vurwâr ir daz wizzen sult* 1917, s. 36, und hier gewis richtiger, den gleichen, an anderer stelle (2318, nicht 2313) sich widerholenden vers beim fehlen der 1 senkung. s. 36 absatz 4 handelt es sich um die 3 und 4 (statt 2 und 3) hebung. s. 39 z. 14 lis 'consonantisch s c h l i e f s t', übrigens ist der dort behandelte fall kaum 'erschwert' zu nennen : *wen alle dinc wêren enwicht* (lis *wêrenwicht*). s. 42 scheint mir die berechnung der reimmanigfaltigkeit irrig ausgefallen zu sein : nicht 406 (dh. 500—94) sondern 156 (dh. 250—94) einmal gebrauchte reime (dh. reimpaare) kommen auf die ersten 500 verse.

Ich wende mich nun zum text selbst. Z. hat es unternommen, die originale mundart des gedichtes wider herzustellen und die ihm dafür zur verfügung stehnden vorarbeiten und vorbilder mit nutzen studiert. die textherstellung zeugt im ganzen von verständnis und umsicht, doch hat schon Schröder in seiner besprechung mit recht darauf hingewiesen, wie wenig unsere bei md. texten angewante schreibweise der tatsächlichen aussprache nahe kommt. auf erklärende anmm. hat Z. leider ganz verzichtet, obwol sie bei dem complicierten satzbau des gedichtes oft sehr am platze gewesen wären. wenn die interpunction zu wünschen übrig lässt, so möchte ich auch dies zt. auf den mangel an sorgfalt beim druck schieben. in erhöhtem mafse aber muss der tadel für den variantenapparat erhoben werden. ist er schon an sich oft flüchtig und wenig übersichtlich angelegt, so hätte doch manche ungenauigkeit bei nur einiger aufmerksamkeit noch in

der correctur richtig gestellt werden können. es wäre raum verschwendet, im einzelnen belege dafür zu bringen. bei den folgenden bemerkungen zum text übergeh ich jene stellen, die schon von Paul beanstandet worden sind.

1 nach dem sonst von Z. befolgten verfahren (349. 578, vgl. 66. 357) war *Nû* zu schreiben. — 28 warum hier und sonst so oft gegen die hss. *alse* für *alsô*? — 105 *sin*. — nach 153 punct oder semikolon; nach 155 ist das komma zu streichen. — 166 *dazu*; das komma am schluſs ist zu streichen. — 167 *hi inzwischen*? — 204 *inmac*. — 233. 281. 2678 war wol kein grund, das in G überlieferte *Pawel* in *Paul* zu ändern. — nach 236 und 237 besser komma. — 240 ist die verkürzte form *licht* für mhd. *lieht* im reim auf *nicht* anzusetzen, vgl. Pass. K. 2, 93. — 242 warum nicht mit den hss. *mêr*? — 302 mit G *herzesûze*, 382 *herzelibe*? — 369 *der l. sunnen schin* ist in kommata einzuschliessen. — nach 440 ist das komma zu streichen, es muss nach 441 stehn. — nach 504 komma. — 548 und sonst oft (581. 694. 721. 749. 801. 837. 1126. 1210. 1220. 1260. 1516. 2356. 8. 2363. 80. 2566. 2600. 2726. 31. 42) war die überlieferte schwache form *Sunden* in den obliquen fällen beizubehalten, in starker form nur 899. 997; vgl. auch *Minnen* 1032. 1635. 97. 1789. 1803. 9. 15. 1906. 73. 2813. über die schwache form bei personificationen s. zu Marner XIV 224. — 590 *gnâden*. — 599 das überlieferte *dâ man erge maz* war nicht zu beanstanden (s. s. 37). — 610 es fragt sich, ob nicht hier sowie 978. 1224. 1753. 2411. 2620. 2935. 3158 besser *sêt* : *geschêt* statt *sit* : *geschit* zu schreiben ist; für *î* fehlt es wenigstens an beweisenden reimen, während solche für *ê* zu gebote stehn, s. einl. s. 28, wo zb. v. 963. 2035. 1385. 2425 zu lesen ist. — 676 *herzen*. — 682 *sinne*. — 742 *durchgrunde*. — 757 *daz* oder *des*. — 820 *Crist*. — 1118. 1421 *Ungedult*. — 1157 wol mit GW *und heldet*. — 1352. 1491. 1875 warum nicht mit den hss. *schire*? — 1355 ist der punct zu streichen, 1460 das komma nach *schar*. — 1470 *hernider quam*. — 1484 vielleicht *diz schûf si sô* (*se* G) *mit listen* mit BG. — 1486 lis mit BG (so doch wol statt H) W *daz sin ein meit genas*. — 1517 *ane nam*. — 1631 *ds*. — 1769 wol mit näherm anschluss an die hss. *und hât sin selbes gar v*. — 1939 *vr. min vrou Sunde*. — 1963 vielleicht *ich ûch daz sagen* mit GH; im apparat steht *vil* für *wil*. — 2014 *verborgen*. — 2058 *elutern*. — 2160 *var*. — 2166 *swi*. — 2198 *durchvar*. — 2273 *dirre tûvel sage* : *verzage*. — 2356 *gegen Sunden und ir knechten*. — 2514 *selbe*. — 2644 *sal von verrens kumen*. — 2661 *list*. — 2728 *jugende*. — 2821. 4 war kein grund vom hs.lichen *minnen* abzuweichen, ebenso wenig 2882, wo ich lese : *und daz ûch daz gemûte von siner minne wirt inbrant und* (*von*) *sô vil gnâden dar gesant*; nach 2883 komma, nach 2885 punct. — 3369 *ubergûzet*. — 3390 warum nicht mit G *heilegeist*? vgl. Zs. f. d. ph.

27, 44. — 3405 *dâ wirt man vrouden sô durchwert* : (*ingert*) 'freude wird einem da (im himmelreich) im reichsten maſse gewährt'? *durchwern* kann ich sonst nicht belegen.

Wie schon bemerkt, ist Z. auf die litterarhistorische bedeutung des gedichtes nicht eingegangen. es mag gestattet sein, hier wenigstens einige beiträge nach dieser seite hin zu liefern. schon Gervinus vermutete, die dichtung sei aus den kreisen der deutschordensritter hervorgegangen, und in der tat, es spricht manches dafür : der inhalt, der die geistliche ritterschaft stark betont, der stil, der höfische und geistliche art mit einander verquickt, endlich die überlieferung. in der Heidelberger hs. steht unser gedicht zusammen mit Nic. von Jeroschin und der Livländischen reimchronik, in der Wiener hs. mit den Marienlegenden des Passionaldichters. dieser, der ermahnt : *nu sul wir immer vehten gegen der untugende her* (PK 25, 27 f. vgl. PH 337, 77 ff. PK 432, 36 ff, 66 ff) und im Väterbuch (v. 4116 f. vgl. 4043 ff) sagt : *begeben oder unbegeben, ez si alter oder jugent, so vehten ie die untugent mit tugenden untz an die zit, daz ir eine underlit, eintweder iene oder dise* ist sichtlich vorbild unsres dichters gewesen. in DSW fällt zunächst das häufige vorkommen des dreireims auf (vgl. einl. s. 13. 42). er begegnet in dem etwas über 3500 verse umfassenden gedichte nicht weniger als 59 mal und zwar willkürlich mitten im texte, sodass das 'bekannte kunstprincip' von unserm autor jedesfalls nur ganz äuſserlich befolgt sein kann; vielmehr war ihm lediglich die freude an der reimhäufung beweggrund. auch vierreim begegnet (mit sicherheit 8 mal zu belegen) und einmal fünffacher reim (596 ff); eine ähnliche reimhäufung ist sonst nur beim Passionaldichter [1] nachzuweisen, für dessen identität mit dem verf. des Väterbuchs und möglicherweise auch mit der autorschaft einiger andrer dichtungen diese eigentümlichkeit als ein bedeutsames kriterium verwertet worden ist (vgl. Pfeiffer Marienleg. s. xvi; Zingerle Wiener sitzungsber. 64, 146. 152 f; JHaupt ebenda 69, 95; Franke Veterbûch 92; Schröder Germ. stud. i 312; WGrimm Kl. schr. iv 237). das ist aber nicht der einzige berührungspunct zwischen DSW und den genannten denkmälern. gewisse für V(äterbuch) und P(assional) durch ihr überaus häufiges vorkommen charakteristische reime finden sich auch widerholt in DSW : *verladen* : *schaden* 7 mal; *craft* (namentlich : *riterschaft*) im ganzen 27 mal; *name*(*n*) : *lobesame*(*n*) 3 mal, vgl. Schröder s. 306; *wandern* : *andern* 3214, vgl. Haupt s. 103. Schröder s. 297; *bedarf* : *scharf* 4 mal, vgl. Schröder s. 302 f; *garwe* : *varwe* 6 mal; *ebene* : *lebene* 4 mal, vgl. Schröder s. 299; *rote*(*n*) : *gote*, (*zwelf*)*bote*(*n*), *gebote* 17 mal, vgl. Schröder s. 302, wie denn ebenfalls sonst groſse überein-

[1] Heinrich Cluzenere erlaubt sich eben doch nur ausnahmsweise dreireim innerhalb eines abschnittes; regel ist auch bei ihm die künstlerische verwertung der reimhäufung am schlusse eines absatzes.

stimmung in den reimworten herscht: *von* (*an*, *ûz*) — *art* 11 mal; *behagen* 390. 461. 2132, *behage* 461. 621, *beheit* 1258. 2417; *bevorn* 1502. 3075. 3123 (*bevor* 1639), vgl. Schröder s. 298, Franke s. 69; *beweit* 2748; *intsûp* 1759. 1924. 2586, *intsaben* 1875. 3414, vgl. Zingerle s. 267 f, Schröder s. 300, Franke s. 69; *maz* (*von mezzen*) 9 mal; *ûf geleit* 848. 2046. 2276. 2801. 2912; *unverdrozzen* 3169. 3205. 3376; *ûz geleit* 9 mal; *versneit* 3258, *versniten* 764. 2558. die belege in P und meist auch in V stehn so aufserordentlich zahlreich zur verfügung, dass ich es mir mit rücksicht auf den raum versagen kann, im einzelnen zu citieren. auch bei der folgenden zusammenstellung des gemeinsamen wort- und formelschatzes verzichte ich auf vollständige mitteilung der von mir gesammelten stellen; auf Köpkes wörterbuch zu P sei im allgemeinen verwiesen.

ûz (*von*) — *tôdes âchte* 136. 2290, vgl. PH 104, 91. — *aftersprâche* 616. 1129, vgl. Franke s. 68. — *in alder und in jugende* 2228. 2728, vgl. Franke s. 79; *alder unde jugent* 2246 vgl. PK 219, 93. V 4117; *zun alden und den jungen* 540. 652, vgl. Haupt s. 101, Schröder s. 307 zur Hester 747; *von alder* (*her*) 1331, vgl. PH 23, 81, Livl. reimchr. ed. Meyer s. 353[b]. — *arzedie* 2443. 54. 57, Zingerle s. 148. 264. — *begeben und unbegebene* 673, vgl. Franke s. 80, Zingerle s. 264, PH 80, 35. — *becleben* 2222. — *beschaben* 360. — *besnaben* 2267, Zingerle s. 266. — *bestrichen* 962. 1122. 2054. — *besulwen* 221, Zingerle s. 266, Franke s. 69. — *bezîte* 2859. 3057. PK 222, 83. 293, 6. 355, 2. 562, 2. — *dâ* — *hî* 969, vgl. PH 41, 26. 119, 32 ff. 56 ff. M(arienlegenden) 154, 47. — *eime diz, dem andern daz* 489, vgl. 2040 f: PH 261, 7. 272, 19. PK 222, 17. V 471. 2709. — *dirre* — *jener* 493. 1102, vgl. PH 49, 56. 69, 86. 179, 34. PK 9, 11. 219, 17. Zingerle 255, 42. — *eyd* 300. 335. 1029. 2271. *ey* 397. 836. 1214; vgl. Franke s. 77. — *an allen enden* 954, PH 11, 65. 35, 39. — *erge* 599, Zingerle s. 268, Schröder s. 300. — *gebenediget* 237. — *geil* 1098. — *Geldz* 1087, V 4181. — *gereit* 1068. 1373. 1662. 91. — *gerunge* 3036. 48. 54. — *girlich* 1153. — *gotes degen* 2418, Zingerle s. 149. 267, Franke 81. — *grâzen* 1080. — *mit maniger hande sache* 725. 2000. (2242), vgl. PH 117, 35. 230, 68; *maniger* (*aller, einer*) *hande* auch sonst häufig. — *alsô tûre als um ein hâr* 1618. 3259. 3415; *hâr* zur verstärkung der negation ist für P und V charakteristisch. — *heimeliche* 769. 943. 75. 1009. 22. 45. — *heldinne* 1918, vgl. PK 117, 17. 622, 39 (lis *ie* statt *ir*). 648, 22; schon Z. s. 32 sah, dass das vorkommen des bisher nur in P und bei JohMarienwerder nachgewiesenen wortes für die zeitbestimmung von DSW von interesse sei. — *her und dar* 528. 635. 979. 1007. 1121. 1538. 2266. 2740, auch in P und V äusserst beliebte formel. — *herzelib* sehr oft in P und DSW; *dî herzelibe mûter sin* 99 = PH 96, 48. — *hinderwart* 619, PH 333, 68. M 220, 239. — *und noch hûte*

wirbet 5, *als es noch hûte phlit* 3013. 38; derartige beziehungen auf die gegenwart (vgl. 515 ff) häufig auch in P : PH 317, 68. PK 6, 23 *als wol noch hute pflit.* 18, 60. 59, 87. 411, 41. 609, 57. 618, 69. 251, 21. — mit dem *iht* und dem *niht* (314 ff) befasst sich auch PK 636, 77 ff. — *intsitzen* 1572. 1843. — *ircrigen* 1378. — Isaias citiert 1495. 2640. 3071, vgl. PH 12, 13. 14, 83. 17, 2. 38, 17 usw. PK 76, 94. V 3312. — *Ital êre* 695. 1327. 1420. 1927. 2127. vgl. PK 62, 24. 80, 7. 210, 83. 89 usw. V. 3925 ff; *vrou I. Ê.* 1083. 1317. 1957 = PK 407, 4 (lis *ver Ital ere*). — *cleben* 1969. 2467. 2773. — *gût wille ist daz edele cleit* 206; auch P verwendet *kleit* oft bildlich: PH 182, 71. PK 84, 88. 396, 67. 507, 78 f. — *clutterâte* 1757. 64 (*clutern* 2058) : über das auch PH 351, 30. V 13099 vorkommende wort (vgl. PK 322, 93. 323, 80 *kluterspil*, V 18691 *cluterdinc*) s. aufser Z. s. 32 Bech Germ. 29, 6 f, auch Lexer nachtr. sp. 276. — *lîp unde leben* 777. 863. — *lôsære* 1499. 1519. — *ich meine* 60. Franke s. 77 f. — *meisterschaft* 510. 879. 2562. 3346; zu *meisterdîp* 2079 vgl. PK 502, 28 *meisterschutze.* — *nû merket* 621. 1304. — *dâ man erge maz* 599, vgl. PH 163, 80. — *der süze minnebote* 138, vgl. PH 368, 38 *der minnen minnenclîcher bote*, PK 269, 55 *der minnenelîche bote.* — *nacket unde blôz* 2473, PH 322, 83. PK 114, 4. M 182, 235. — *nichtes nicht* 666. 981. 1105. 61. 1600. 1768. 2168. 2827. 3171, fast auf jeder seite in P, Schröder s. 302. Franke s. 76. 84. — *orden* 253. 548. 689. — *ordinîren* 1204. 2871. 3108, PH 137, 88. 166, 47. 341, 93. PK 372, 26. 434, 38. M 159, 188. V 190. Zingerle s. 151. 166, 116. 198, 26. Siebenschl. 913. — *ot* 561. 1278. 1942. 2504. 3057, Zingerle s. 149. 273, Franke s. 70. — *part* 1043. 63. 1192. 1660. 1781. 1807. 2258. — *prûven* 349. 1119. 1523. 1883. 1982. 2005. — *queln* 339. 52. 3055. — *in rîben* 654. 2002. 91; *under rîben* 2057, M 216, 140. — *roten* 1532. — *rotemeister* 1319. 2594, PH 109, 78. — *Satanas, der unser aller* (der tugenden) *vient was* 1429 f, vgl. PK 130. 29 *der tugende vient S.* — Christus *der minnen schenke* 3419. (3408 ff), vgl. PH 259. 86 f. — *mit schilde und auch mit swerte* 2284, vgl. PH 194, 51. — Christus *wunneclîcher vreuden schîn* 336, vgl. PK 119, 50 *aller vreude ein vreudenschîn*, vgl. 98, 48. 255, 28; zu *aller vrouden sunnenschîn* 104 vgl. PK 168, 82 *aller vreude ein sunnenschîn.* — *sêt!* 243. 53. 444. 890. 1042 usw., Franke s. 77. — *sloufen* 327, Zingerle s. 275. — *snîden* 'erndten' 3064. — *ûf der vroude spor* 3343. — *dar under stôzen* 2007, PH 354, 3. V 2716. — *süberlîch* 459. 2038. — *swinde* 626. 745. 990. 1150. 1990. 2156, namentlich in verbindung mit *list* 767. 1177. 2081, vgl. PH 89, 9. 134, 52. 164, 95. 181, 40. 298, 25, Schröder s. 307 zur Hester 565. — *herzen tor* 676, Hester 961. — auch DSW liebt die composition mit *uber* : *Uberâz* 687. 1156; *ubergûzet* 3369; *uberlôn(en)* ἅπαξ λεγόμενον 3365; *uberriten* 1867; *ubersüze* 2; *Ubertranc* 687. 1156;

uber vltzen 173. — *uberhant* (*oberhant*) *nemen* 518. 2225. — *Ûfzucken* 1100. — *unbehende* 1717. 2769. — *undersniten mit* — *siten* 714, vgl. PH 106, 45. 245, 42. 342, 58. — *ûz und inne(n)* 78. 224. 1285. 3184, PH 339, 11. 345, 8. PK 566, 48. — *Valsche Libe* 1413. 1960. 2050, V 4155. — *der schanden vaz* 600 vgl. PH 100, 44. 295, 33. 334, 28. PK 368, 74. M 99, 131. — *verblenden* 538. 776. — *verdruckt* 818, vgl. 1099. — *vernûwen* 1240. 1444. 2440, Schröder s. 308 zu Hester 935. — *von verrens* 2644. — *vlecket* 365. — vorliebe für composition mit *vol* —, *vollen* —, Zingerle s. 149. 280 : — *bringen* 557; — *gân* 32; — *clagen* 1414; — *komen* 28; — *loben* 337; — *sagen* 123. 166. 403. 992. 1108 (Schröder s. 305); — *singen* 168; — *sprechen* 2612; — *varn* 1658; — *zelen* 992. — *an vrumen unde schaden* 1776, vgl. PK 231, 58; gewöhnlich sonst in umgekehrter folge in P. — *sunder wân* 559. 2576. 2693, PH 27, 74. 114, 1. V 3806. Siebenschl. 922; Germ. 8, 362. — *widerpart* 2982, PK 598, 64. — *widertriben* 1577. — *widerzême* 1707. 1885. — *der sunden wint* 367. 371, vgl. PH 145, 40. PK 441, 87. — *zornvar* 1308, PH 377, 17. — *zugegen* 1559. — *sunder zwivel* 832, PH 190, 73. 252, 76. 301, 65, Zingerle 213, 71. — *sunder zwivelwân* 450. 1189. 3441. 71, vgl. PH 104, 12. 334, 39.

Auch an übereinstimmung ganzer verse fehlt es nicht : *und argten mir di mêre* 1531, vgl. Zingerle s. 148. 264, Schröder s. 307 f zur Hester 814. — *daz dicke Barmherzekeit in sine herberge reit* 2207 f, vgl. PK 249, 41 f *wand im die barmeherzekeit in sine herberge reit.* — *Unnutze wort und Îtelkeit* 2064 = V 2441. — *in clôstern und in clûsen* 671 = PK 198, 71. V 3401. — *beide mit liste und mit gewalt* 1332, vgl. Siebenschl. 276; häufiger in umgekehrter folge : PK 377, 94. 668, 56. — *dâ von si* (Maria) *hûte den namen treit : mûter der barmherzekeit* 3034 f, vgl. Schröder s. 310, PH 153, 64. 154, 25 f. 198, 67. — *mit phîlen und mit strâlen* 951 = PK 502, 36. — *di sich zun lûten riben* 2243 = PH 339, 95 (334, 48), vgl. PK 331, 28. — *von rehter wârheit unbetrogen* 282, vgl. PK 350, 17 *der rehten w. unbetrogen.* — *wâfen imer mêre* 1926. 3327, PH 79, 47. 210, 59. PK 124, 66. 149, 29. 245, 81. 363, 1. M 100, 144. — *wâfen hûte und imer mêr* 1837, PK 102, 64. 125, 63. 263, 61. 304, 84. M 205, 288. — *mit werken, und mit worten* 1546 = PK 64, 73. 573, 89. 606, 84. — *wol in er vil sêlec man* (230. 397. 2700, vgl. PH 116, 64. PK 372, 62), *der sin dar an gebrûchen kan* 2932 f, vgl. PH 66, 73 f *wol in er vil selich man der sin wol gebruchen kan.* — farbensymbolik, rote und weifse farbe gegenübergestellt 2300 ff, vgl. PH 106, 41 ff. 130, 36 ff. PK 44, 60 ff. 116, 64 ff. 265, 41 ff. 578, 49. 95. — auch die neigung, worte gleichen stammes in verschiedenen bildungen mit einander zu verbinden, teilt DSW mit P und V : *ein got an gotlicher art* 114. *loben lobe* 1747. *lône — lôn — uberlôn — lônes* 3364 ff. *mit minneclicher*

minne 1286. *riterlichen riten* 2412. *ein riter riten* 2494, vgl. Franke s. 76 f. PH 15, 58. 18, 9. 51, 43. 54, 8. 119, 7 usw. PK 91, 28. 116, 48. 571, 69. Zingerle 213, 73. — wie sämtliche Marienlegenden mit dem reimwort *kuningin* schliefsen (vgl. auch PH 145, 11. 154, 57), so die mehrzahl der abschnitte im Alten passional (PH s. 180. 200. 212. 244. 260. 278. 282. 295. 302. 312. 321. 324. 326. 333. 345. 367. 391, vgl. 3, 18. 5, 11; ausnahmen s. 226 — doch s. vdHagens Germ. 7, 252. 268. — 266) mit *crist*; DSW schliefst *des můz uns helfen Jêsus Crist, durch den diz bůch gemachet ist.*

Übrigens hat die lexikalische verwantschaft zwischen DSW und PV auch ihre grenze, für manches in P und V typische bietet DSW keine beispiele, wobei aber die verschiedenheit des stoffes und der darstellungsweise, der mehr epischen erzählung in P und V, des mehr didaktischen elements in DSW in rechnung zu ziehen sein wird. anderseits weist auch DSW manches eigenartige in worten und wendungen auf, was hier aber nicht eingehend erörtert werden kann. ich möchte bei diesem anlass nur noch dem wunsche ausdruck geben, dass die beschäftigung mit dem Passionaldichter und dem Väterbuch, im weiteren mit der Deutschordenslitteratur überhaupt wider aufgenommen werde, es barrén hier noch manche fragen ihrer lösung. was V und P betrifft, so sollten zb. die gegenseitigen beziehungen auch nach ihrer negativen seite eingehend untersucht werden. nach einer Germ. 25, 414f mitgeteilten stelle am schlusse von V muss der dichter dies werk in seinem höheren alter verfasst haben. ist damit ohne weiteres die durch andere erwägungen gesichert scheinende ansicht, V sei vor P entstanden, zu vereinbaren? oder wurden vielleicht V und P partienweise nebeneinander gedichtet? ich habe den eindruck gewonnen, dass gewisse charakteristica im wort- und formelschatz partienweise in V und P auftreten oder fehlen; lassen sich daraus etwa chronologische schlüsse ziehen? zu untersuchen wären auch die verschiedenen texte der Margaretenlegende in PH s. 327 und V, s. Germ. 25, 413, Anz. f. kunde d. d. vorzeit 3, 39.

[Nachträglich entdecke ich das fragment einer fünften hs. von DSW: es ist bereits Zs. 13, 330 von Zacher unter dem titel 'Christi ritterschaft?' veröffentlicht worden und befindet sich jetzt gleichfalls auf der kgl. bibliothek zu Berlin als Ms. germ. fol. 923, 3, vgl. Festgabe an Karl Weinhold, dargebracht von der gesellschaft f. deutsche phil. in Berlin. Leipzig, Reisland, 1896. s. 35, wo übrigens das citat aus der Zs. falsch angegeben ist. das in md. sprache geschriebene bruchstück umfasst die vv. 3449—3524, also den schluss unsrer dichtung, und gehörte einer der Wiener hs. von DSW ähnlichen sammelhs. an; auch die laa. berühren sich mit W, vgl. 3449. 3487f. 3507. 3524.]

Halle a. S., 10 april 1896. PHILIPP STRAUCH.

Jesuiten-dramen der niederrheinischen ordensprovinz. von dr P. Bahlmann. [= Beihefte zum Centralblatt für bibliothekwesen xv.] Leipzig, OHarrassowitz, 1896. iv und 351 ss. 8°. — 15 m.

In der vorrede zur ausgabe der Ratio Studiosorum (Mon. Germ. paedag. ii) meint Pachtler, dass allein die titel der Jesuitenkomödien, die er gesammelt, einen stattlichen octav-band füllen würden. er hat damit eher zu wenig als zu viel gesagt. seit EWeller im Serapeum zum ersten male verzeichnisse der ihm bekannten periochen gegeben, sind nachträge aus den verschiedensten gegenden Deutschlands geliefert worden, neuerdings bilden die Mitteilungen der gesellschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte eine art centralstelle für die bekanntmachung aus verschiedenen städten und provinzen. Bahlmann, bekannt durch seine forschungen auf dem gebiete des neulateinischen dramas, fasst in einem umfangreichen bande zusammen, was ihm an periochen und handschriften aus der niederrheinischen ordensprovinz bekannt geworden, und druckt 77 derselben ab; den schluss des buches bildet eine auswahl von deutschen gesängen aus dramen des 18 jhs. es ist unzweifelhaft, dass die Jesuitendramen eine beachtung verdienen, die ihnen bis heute nicht genügend geschenkt wurde. das culturhistorische moment kommt dabei in erster linie in rechnung; aber sie bilden auch ein eigentümliches mittelglied zwischen der italienischen oper und der deutschen haupt- und staatsaction, und diese dürfte in manchen ihrer erzeugnisse von der bühne der Jesuiten inspiriert worden sein. rein theatergeschichtlich betrachtet, halten sie ein künstlerisches schauspiel bei aller äufserlichkeit aufrecht, und sie erweisen sich auch auf diesem gebiete als bewahrer der kunsttradition, die ohne sie zu grunde gegangen wäre. sehr richtig sagt Ilg in seiner schönen studie über Andrea del Pozzo: 'die kunst der Jesuiten kam wie ein frühlingssturm. sie hatte . . . den zauber der farbe, der musik' (Berichte und mitteilungen des Wiener altertumsvereins 23, 190). so hat sich auch schon für Pachtler die notwendigkeit einer grofsen darstellung der dramatischen leistungen des ordens Jesu ergeben, und die verschiedenen einschlägigen arbeiten JZeidlers, Reinhardstöttners, Trautmanns u. aa., sowie ein kleiner aufsatz Bahlmanns (Euphorion 2, 271—293) weisen in grofsen umrissen den weg. auch das vorliegende buch bildet ein bibliographisches hilfsmittel für diesen zweck. so sehr ich auch derartige arbeiten, zumal, wenn sie mit dieser sorgfalt wie hier ausgeführt sind, anerkennen muss, so drängen sich mir doch unabweisliche principielle bedenken auf. schon Zeidler betonte, wie wenig vorteil eine blofse titelsammlung bringe. man ersieht aus den titeln selten mehr als den stoff, nicht einmal rückschlüsse auf entlehnungen und wiederholungen lassen sich mit annähernder sicherheit, von ganz vereinzelten fällen abgesehen, ziehen. ein eben solches buch wie für

die niederrheinische würde auch für die andern deutschen provinzen nötig werden, die österreichische könnte sich sogar schwerlich mit einem einzigen bande begnügen. und dann hätte man erst ein verzeichnis der gedruckten oder handschriftlichen stücke. dieses gibt aber noch immer nicht den entferntesten begriff von der dramatischen tätigkeit in den einzelnen collegien. um ihn zu erhalten, müsten unbedingt die Litterae annuae der einzelnen provinzen excerpiert und ihr inhalt, soweit er das dramatische gebiet betrifft, mitgeteilt werden. da B. dies verabsäumt hat, ist das bild auch in dem beschränkten umkreise der einen provinz unvollständig. in Emmerich wird zb. nach s. 36 das erste schauspiel 1594 gegeben, das erste angeführte spiel stammt von 1668, in Koblenz (s. 80) wird 1581 bereits zu spielen begonnen, das erste scenar ist mit 1730 datiert. so hätte ich zunächst lieber einen annalistischen auszug aus den berichten gesehen, mit fortlaufenden anmerkungen, die an entsprechender stelle auf das vorhandensein eines druckes oder einer hs. hinwiesen. nur auf diese weise ist es möglich, dem datum, dem titel oder der zugehörigkeit nach zweifelhafte stücke zu bestimmen. auch Reinhardstöttner ist bereits in ähnlicher weise vorgegangen (Jahrbuch für Münchner geschichte 3, 1—124), und FMencik hat in seiner arbeit über die Jesuitendramen der böhmischen provinz (Prispvěky k dějinám českého divadla in Rozprawy ceske akademie, roen IV. třida 3. cislo 1. Prag 1895) denselben weg eingeschlagen. beide sind aber noch weiter gegangen und haben auch eine weitere forderung erfüllt, indem sie eine darstellung ihres stoffes gaben. B. dagegen liefert nur material, und zwar totes : denn niemandem kann mit demselben gedient sein; wer eine geschichte der niederrheinischen Jesuitendramas schreiben will — und ich hoffe, dass B. auch diesen schwerern teil der arbeit auf sich nehmen wird — muss nach wie vor die bibliotheken und archive der gegend durchforschen, ganz so, als ob dies buch nie erschienen wäre, höchstens einige fingerzeige kann er nützen. was in dem buche vorligt, ist nur die vorarbeit einer erst zu leistenden arbeit; ich weifs nur zu genau, wie schwierig, mühevoll und undankbar dieselbe ist; aber, wenn er dann die arbeit selbst gemacht hat, mag er ruhig seine zettel einpacken. eine geschichte des Jesuitendramas ist notwendig, und sie wird sich von einzelnen forschern nur als provincialgeschichte lösen lassen, um dann eventuell zusammengefasst zu werden. aber niemand braucht seinen ballast für ewige zeiten mitzuschleppen und vorzuweisen, gerade in diesem falle, wo das einzelne erzeugnis an und für sich nicht den geringsten wert besitzt, und nur als glied der masse in einer, freilich recht complicirten gruppenbildung verwertung finden kann. ich rede durchaus nicht als theoretiker; eben jetzt hab ich für mein werk über die geschichte des Wiener theaters bis zur begründung des Burgtheaters eine zusammen-

fassende darstellung des Wiener Jesuitendramas auf grundlage der quellen versucht.

B. sucht diese einwürfe, die er selbst vorausgesehen, dadurch zu entkräften, dass er eine reihe von Jesuitenscenaren abdruckt. aber auch damit ist wider nur demjenigen gedient, der sich ganz speciell mit der sache beschäftigt. überdies ist mir das princip der auswahl nicht klar geworden. weshalb erscheinen 2 Josephdramen? auch statt der menge andrer biblischer komödien hätte ich gerne manche stofflich anziehender scheinende werke kennen gelernt.

Aber der verf. hat das recht, vor allem nach dem beurteilt zu werden, was er gegeben hat und geben wollte; und die aufgabe, die er sich gestellt, hat er trefflich gelöst. besonders dankenswert erscheint das s. 1—10 gegebene verzeichnis der ihm aus bibliotheken niederrheinischer ordensprovinzen bekannten dramensammlungen, die sich jedoch durchaus nicht auf die provinz beschränken. ich füge hinzu: Antonius Maurisperg (1678—1748): Dramata quatuor variis in theatris exhibita. Anno M. D. CC. XXX. Styrae, JGrünenwald (Münchner stadtbibliothek. Wien. univ.bibl.) enthält: 1) Virtus in hoste honorata sive Mutius nobilis Romanus à Porsena Etruriae rege libertate et pace donatus, Graecii Styrorum datus in scenam anno 1710; 2) Deodatus a deo datus Nolanae urbis episcopus. Passavii in theatrum aductus anno 1713; 3) Litigium amicum pro Divo Stanislao Kostka honorando themista judice, ad partium omnium litigantium vota decisum, ludisque scenicis propositum Viennae 1721; 4) S. Joannes Nepomucenus Martyr. Graecij 1724. — von des Jacobus Pontanus Poeticarum institutionum libri tres, deren erste ausgabe 1594 B. s. 2 verzeichnet, existiert noch eine ausgabe Ingolstadii 1600 (München un.-bibl.), die s. 507—556 noch einen Eleazarus Machabaeus den zwei dramen der ersten ausgabe Immolatio Isaac (hier s. 557—592) und Stratocles (593—616) voranschickt. — von den dramen des Avancinus (s. 5) kann B. erklärlicher weise nur diejenigen mit jahreszahlen bezeichnen, welche in der ihm vorliegenden ausgabe datiert sind. da sie aber weite verbreitung gefunden haben, füge ich die aufführungsdaten bei, soweit sie mir aus den Annuis litteris prov. Austr. und der mir vorliegenden ausgabe von 1675 mit sicherheit eruierbar waren. wo kein ort angegeben, ist immer Wien gemeint. Pars I: Ambitio sive Sosa naufragus 1643 (so auch im druck selbst, am schlusse des stücks). Suspicio sive pomum Theodosianum 1641. Curae Caesarum sive Theodosius Magnus 1664 (auch gedruckte perioche vorhanden). Saxonia conversa sive Clodoaldus 1647 (auch perioche). P. II. Zelus sive Franciscus Xaverius 1640 (so auch im text, von B. übersehen). Pietas victrix 1659 (auch vollständig im selben jahre gedruckt mit grofsen kupfern). Fides conjugalis sive Ansberta (1652 und 1667). Fiducia in Deum sive Bethulia liberata (1642).

Dei Bonitas sive Alphonsus X Passau 1666. Connubium meriti et honoris sive Euergetes et Endoxa Passau 1665. P. III. Tyrannis Idokerdi 1675. Hermenegildus 1661. P. IV. Cyrus Graecij 1673.

Zu den dramentiteln ist wenig zu bemerken. am interessantesten sind die komischen zwischenspiele. zum Jephte, Aachen 1769 (s. 23), kam : 'Die Hexerey oder der blinde Allarm'; das ist offenbar Holbergs lustspiel, das Zeidler auch 1754 auf der geistlichen schaubühne nachgewiesen hat (Zs. f. vgl. littgesch. n. f. 6, 464 ff). auf Holbergs Abracadabra könnte vielleicht auch das vierteilige lustspiel, das in die Esther (Cöln 1768 s. 95) eingeschoben ist, zurückgehn, da es die betrügereien der 'chymie' zum gegenstand hat. interessant ist das häufige auftreten des namens Acolastus (s. 63. 70). das drama des Gnapheus wurde vielfach auf der Jesuitenbühne gespielt, so auch in Wien 1560. als komische figur begegnet s. 131 Fuchsmund (1757) in einem zwischenspiel, auch Zeidler hat den namen in mehreren scenarien getroffen. aus den abgedruckten scenaren heb ich besonders den Mopsus hervor (Hildesheim 1698, 181 ff vgl. s. 66), der nach Gazaeus die geschichte vom träumenden bauer behandelt. sie erscheint auf der niederrheinischen ordensbühne noch vielfach in zwischenspielen, so in dem 1689 in Münster gespielten Glorwürdigen Österreich (abgedruckt s. 274) und im Salomon, Cöln 1720 (s. 91). in meiner schrift : Shakespeares vorspiel zur widerspänstigen zähmung, wo ich s. 36 ff zwei Jesuitenscenare behandelte, hab ich von diesen bearbeitungen ebensowenig kenntnis gehabt, wie von der häufigen verwendung, die der stoff als parallelhandlung zu den zahlreichen Jesuitendramen von Jovianus, dem könig im bade (vgl. s. 203), gefunden, so in Ingolstadt 1623, in Dillingen 1642, in Mindelhein 1646, in Freiburg i. B. 1649 u. a. in einem Basilius erscheint er 1779 zu Aachen (Zs. des Aachener geschichtsvereins 5, 284). interessant ist an dem Mopsus von 1698, dass die eingangsscenen den verbreiteten stoff benutzen, welcher dem mhd. schwanke von der Wiener meerfahrt zu grunde ligt. Bertulfus und Ansberta, Jülich 1681 (s. 188 ff) ist nur das bereits genannte drama des Avancinus, mit einigen kleinen veränderungen.

Die wertvollste mitteilung des buches sind die s. 310—336 abgedruckten deutschen einlagen. das hanswurstmäfsige couplet, das schäferlied, die echospielerei ist gleichmäfsig vertreten. auf der Wiener bühne beginnen deutsche einlagen schon vor dem 18 jh. ganz vereinzelt steht ein Jephte von 1592 mit deutschem prolog und epilog. das erste nachweisbare deutsche intermedium wird 1665 im Septennium Romano-Imperatorium eingefügt : 'ein Paur beweist, das Schenckhen bey den Doctoren plus ultra mache', ganz in prosa, teilweise sogar im dialekt. besonders reich an deutschen liedern und scenen sind die dramen JBAdolphs (1657—1708), die fünf handschriftliche bände der Wiener hofbibliothek

umfassen. hier finden sich, ganz ähnlich wie in den niederrheinischen dramen, jägerlieder, trinklieder, fischerlieder, echospielereien usw. der zusammenhang mit den volkstümlichen schauspielen zeigt sich in der beliebtheit des marktschreierischen quacksalbers. daneben bringen auch schon die berühmten Progymnasmata des Jacobus Pontanus in einer ganz Fastnachtsspielmäfsigen scene (ausgabe Francofurti 1630 vol. III s. 391) 'Circumforaneus medicus seu Agyrta'.

Wien, im april 1896. A. v. Weilen.

Wallenstein in der dramatischen dichtung des jahrzehnts seines todes — Micraelius — Glapthorne — Fulvio Testi von Theodor Vetter. Frauenfeld, JHuber, 1894. 42 ss. — 2 m.

Unter den dramatikern, welche die ereignisse des grofsen krieges als zeitgenossen behandeln, finden wir fast alle nationen vertreten, die auf dem kriegsschauplatze selbst sich betätigten. dem vergleichenden litterarhistoriker bietet sich die dankbare aufgabe, zu untersuchen, wie der gegebene sachverhalt unter ganz verschiedenen bedingungen und voraussetzungen dargestellt erscheint, und durch diese untersuchung zur erkenntnis der nationalen bedingtheit des dichters vorzudringen. allerdings sind wenige dieser dramen der tragik menschlicher schicksale entsprungen; sie sind vielmehr der ausdruck der politischen und religiösen gegensätze, die den krieg entfacht haben und die noch zu mächtig waren, als dass sie das rein menschliche interesse nicht in den hintergrund gedrängt hätten. so sind zwei parteien vorherschend : die einen wählen Gustav Adolf zu ihrem helden, die andern verherlichen Wallenstein.

Eine gefällige zusammenstellung jener dramen, in denen Wallenstein — nicht immer als hauptperson — eine rolle spielt, widmet V. den in Frauenfeld versammelten mitgliedern der allgemeinen geschichtforschenden gesellschaft der Schweiz. der oft behandelte stoff ist auch hier nicht erschöpft. nur in der analyse der wenig bekannten, schwer zugänglichen und doch zumindest ihres stoffes wegen interessanten und eines neudrucks würdigen dramen des Micraelius geht V. über seine vorgänger hinaus; hierin ligt auch der wert seiner schrift. das lateinische stück des Vernulaeus ist mit benutzung des Goettlingischen programmes genauer schon Alem. 8 (1880) besprochen, und Glapthornes drama hätte eine weniger flüchtige beurteilung wol verdient. selbst in dem rahmen einer gelegenheitschrift läfst sich mehr sagen. was man vor allem vermisst: eine betrachtungsweise, die sich von der inhaltsangabe der einzelnen dichterischen producte zu allgemeinen gesichtspuncten erhebt, die würkungen und beziehungen der dramen auf benachbarte gebiete, besonders das der gleichzeitigen volkstümlichen litteratur erörtert, und die den zusammenhang nicht ausser acht lässt, der zwischen ge-

schichte und legende, zwischen leben und dichtung besteht, wäre gerade bei diesem thema am platze gewesen.

Wenn die von V. unter den haupttitel seiner schrift gesetzten namen die autoren der wichtigsten Wallensteindramen bezeichnen sollen, so muss der des Italieners auffallen. wie kommt überhaupt Fulvio Testi unter die dramatiker? nichts berechtigt uns dazu, das strophische gedicht, das von V. im original wie in der übersetzung mitgeteilt wird, als monolog Wallensteins oder als anrede an den mörder innerhalb eines gröfseren ganzen, etwa eines dramas anzusehen. vielmehr spricht alles gegen diese ansicht. am schlusse seines gedichtes nimmt Testi selbst die erzählung mit den worten auf: 'so fiel der arme herzog, der des grofsen reiches stütze und licht gewesen' usw. Testi hatte keine andere absicht als die, Wallenstein vom verdachte des verrates zu befreien: 'kann die hand mich nicht verteidigen, so wehre sich das wort'. da in diesen versen Wallenstein frei von aller schuld ist, in makelloser treue und mit segenssprüchen für das kaiserliche haus als opfer des schwärzesten undanks fällt, so hat dem classisch gebildeten Italiener jetweder antrieb zur dramat. auseinandersetzung gefehlt. er lässt den herzog selbst sprechen: im augenblicke, wo der mörder hand an ihn legt, um seinen worten den höchsten nachdruck zu geben. desselben mittels bedient sich das volkslied; und es gibt eines in czechischer sprache, das denselben gedanken, den Fulvio Testi ausspricht: 'nicht verräter bin ich, wol aber verraten!' gleichfalls Wallenstein in den mund legt: 'für diese treuen dienste wurde ich dann schlecht belohnt, indem man mich beim kaiser anschwärzte, ich sei an ihm verräter gewesen' usf. (Schebeck Lösung d. Wallensteinfrage 370 ff).

Die einheit der drei stücke Pomeris, Parthenia und Agathander hat V. treffend hervorgehoben und den Stettiner rector Micraelius als ihren verf. unwiderleglich festgestellt (s. 16 f). die ereignisse selbst haben bewürkt, dass diese dramen, die in grofsen zügen der geschichte Gustav Adolphs seit seiner landung in Deutschland (juni 1630) bis zu seinem tode bei Lützen (november 1632) folgen, zur trilogie sich gestalten. die aufführungen fanden in drei aufeinanderfolgenden jahren, 1631—33, jedesfalls durch schüler statt. Wallenstein ist hier nur episodist; wie in einem andern stücke derselben zeit, das V. leider übersehen hat, obgleich es Goedeke verzeichnet (Grundr. III[2] 213). freilich fehlt auch hier der hinweis auf jene stelle, der wir eine genauere nachricht über dieses drama verdanken, nämlich EMentzels Geschichte der schauspielkunst in Frankfurt s. 70 ff. es ist die Schwedische comödia (Frankf. 1632), deren langen titel man aao. nachlesen möge. aufser den darin genannten personen tritt neben Tilly, Fürstenberg und Cronberg auch der Fridländer auf. Fama eröffnet und schliefst das spiel. es ist — nach der Mentzelschen beschreibung beurteilt — mit seinen allegorischen

figuren (Fides, Veritas, Confessio Augustana etc.) ebenso wie die trilogie des Micraelius, eine historisch-didaktische moralität, eine gattung, die Rist nicht lange darauf auf eine neue, die ital. manier, mit ausstattungskünsten, musik und lebenden bildern versieht und zur Hamburger oper hinüberleitet.

Obgleich der verf. der Schwedischen comödia magister und poeta laureatus sich nennt, zeugt sein stück doch von dem einfluss der volksbühnenkunst der Engländer, dem auch der Stettiner rector sich nicht entzieht. in dem personenverzeichnis finden wir an 8 stelle vermerkt: *Henkers Buben*, die nach art der Engländer für ein komisches intermezzo werden gesorgt haben. der autor nähert sich dem vorbild der wandernden comödianten noch mehr, wenn er in der vorrede ohne weiteres dazu auffordert, scenen nach belieben einzuschalten. dennoch wurde sein stück niemals aufgeführt; zunächst nur aus äufsern gründen. darüber belehrt uns ein interessanter eintrag in dem einzig[1] erhaltenen exemplar von der hand des ehemaligen besitzers. er lautet: '*Dies Büchlein, so ich dermalen uff der Mess kauffet, ist mit der zeyt bei jedermenniglich meist sehr berühmet worden . . . . Der trawrig Krieg hat die engllender vertrieben, derenthalb ist die Comödie gar viel gelesen und gelernet iedoch noch nie allhiero agiret worden. — Vielleicht wenn sie zu Münster in der bält eins werden* — —'. mit diesen bedeutungsvollen gedankenstrichen bricht die hs. ab. die stimme dieses zeitgenossen spricht doch gegen die ansicht EMentzels, dass das stück zur aufführung sich nicht eigne, so wie es im drucke vorligt. jener hofft noch eine aufführung zu erleben, aber bezeichnender weise denkt er gar nicht an schule und rathaus, sondern nur an die vielleicht nach dem ersehnten friedensschluss widerkehrenden komödianten.

Die verbindung der schuldramen des 17 jhs. mit volkstümlichen traditionen ist wichtig genug, um nicht übergangen zu werden. aus der schwülstigen rhetorik der symbolisch-allegorischen gestalten des Micraelius ertönen nicht selten volkstümliche klänge; neben den gelehrten vergleichen kommen bilder und anschauungen zur geltung, die damals im ganzen volk gang und gäbe waren, die zu sammeln und durch parallelen ins rechte licht zu stellen lohnend gewesen wäre.

Die allegorischen vertreterinnen der städte führen bei Micraelius gelehrte namen und die bezeichnung 'Nymphen'; aber zu grunde ligt eine vorstellung, die eigentlich biblischen ursprungs ist und seit der reformationszeit im volke allgemein verbreitet war (vgl. RKöhler Um städte werben Arch. f. littg. 1, 228 ff; LFränkel Zs. f. d. phil. 22, 336 ff). unter den gleichzeitigen liedern, flugschriften und selbst prosaischen relationen begegnet

[1] [ich habe mir, m. e. nach mündlicher mitteilung des hrn cand. Bertheau, notiert: Wolfenbüttel in e. mischband (107, 41 Ethik); Bibl. cant. Vaudoise zu Lausanne (sign. L. 2878); Catalogue III 232). R.]

kaum eine, die nicht den fall Magdeburgs unter dem bilde einer gewaltsamen schändung oder einer blutigen hochzeit in der weise des Micraelius zum ausdruck brächte. schon vor Tilly hat Wallenstein um die liebe der jungfrau Magdeburg geworben, aber einen korb erhalten ('Werbung Herzogen Alberti v. Friedtlandt an Jungfrau Magdeburg zusambt der abschlägigen Antwort und zugestellter Corbeto, resolvirt den 15 September 1629' in Wolffs Hist. liedern s. 442). die sammlungen von Ditfurth und Hildebrand geben zahlreiche beispiele dieser art, die zumeist gesprächsweise abgefasst sind. vor allen andern städten empfahl sich Magdeburg durch namen und wappen zu diesem bilde, und schon im 16 jh. klagt es : *Ich armes Mägdelein*. der vergleich der eroberung der stadt mit der vergewaltigung der jungfrau geht immer weiter[1] und verliert sich sogar in lat. epigramme des Opitz und Fleming. Köhler hat auch auf die genaue übereinstimmung einer stelle aus dem 3 act der 'Parthenia' mit einem fliegenden blatt von 1631 hingewiesen, das den titel führt : 'Klägliches beylager der Magdeburgischen dame'. Micraelius bediente sich hier also poetischer vorstellungen, die gemeingut des volkes waren. in diesem zusammenhange steht auch das ständchen Tillys (s. 9), das volksliedartigen charakter hat und von dem einfluss der engl. komödien auf schuldramen zeugnis gibt. die charakteristik Wallensteins bei Micraelius, von der V. 15 f spricht, hätte durch parallelen aus den hist. liedern, die uns oft die anknüpfungspuncte der sage an die geschichtlichen ereignisse wahrnehmen lassen, die richtige beleuchtung erst erfahren. zeitgenössische stimmen wissen seine hervorstechendsten eigenschaften — schadenfreude, ehrgeiz, raublust usw. — treffend und drastisch hervorzuheben. der wütende ausfall Wallensteins gegen Jolola, den vertreter der Jesuiten, in dem drama 'Pomeris' (V. s. 5 f) : *Ut te Dii, Deaeque omnes perdant, scelerata bestia!* etc. ist in das kräftige deutsch jener zeit übersetzt zu finden im Theatr. Europ. (druck von 1670 s. 74 f) : '*Gott schändt*', sagt Wallenstein in einer unterredung v. j. 1633 zu Arnheim, '*weiss der Herr nit, wie ich den Jesuiten so feind bin, ich wollte dass sie der Teuffel längst geholet hätte, und ich wil sie alle aufs dem Reich und zum Teuffel jagen*' usf. an derselben stelle (s. 185) steht ein epitaphium Wallensteins, dem ich in den sammlungen historischer gedichte dieser zeit nicht begegnet bin. es schliesst mit den worten:

Doch musst er gehn des Todes Strassen,
D'Han krähn, und d'Hund bellen lassen.

wenn man diese und ähnliche nachrufe list, die man im protestantischen Deutschland dem ermordeten Wallenstein hält, wird man sich nicht wundern, dass Micraelius den tod '*des Tyrannen Lastlev*' nicht dramatisch verwertet hat (s. V. s. 16). JRists drama ist leider nicht auf uns gekommen.

[1] vgl. Goethes Mädchen und burgen Müssen sich geben usf.

'Eine gestalt der volksmythe vom anfang bis zum ende' sollte auch jener Wallenstein sein, den OLudwig zum helden einer tragischen historie zu machen die absicht hatte; dh. eine gestalt, deren geschichtliche züge von der phantasie des volkes aufgenommen und hier verändert werden. in der tat nahm Ludwig zum ausgangspunct seiner charakteristik Wallensteins ein wort, das er wol für historisch hielt, da die geschichtsschreiber es verzeichnen, das aber doch nicht gesprochen zu sein scheint. es ist das tollkühne: 'Ich will Stralsund zwingen und wäre es mit ketten an den himmel gebunden —', und jedes wort aus dem munde seines helden müsse klingen wie dieses. denn frage man sich, wie ein mensch beschaffen sein müsse, der in unruhigen zeiten zu so schwindelnder höhe aufgestiegen, so könne man nur auf eine vermessenheit schliefsen gleich der, welche in diesem worte ligt (OLudwigs Werke hsg. v. Stern und Schmidt v 298 ff). allein die darin enthaltene drohung ist eine formel der volksdichtung und scheint erst nachträglich an Wallenstein angeknüpft. wir finden sie schon um 1500 in dem liede der Ditmarschen von der schlacht bei Hemmingstedt, wo der könig sagt: *It is nicht mit keden an den heven gebunden, It licht wol an der siden erden*; und in dem liede von der belagerung Leipzigs 1547 heifst es: *Sie meynten zu gewinnen die Stadt, Wann sie gleich hieng an Ketten* (Hildebrand nr 50 u. anm.). von den hist. liedern über Stralsunds belagerung sind die folgenden drei in betracht zu ziehen: 1) das älteste, unmittelbar nach dem abzuge Wallensteins, also 1628 verfasste und 'Relation durch die hinckende Post einkommen' etc. betitelt (Weller Lieder des 30 jähr. kriegs s. 180); 2) 'Ein Liedlein, Darinne Obrister Arnheimb und die Stadt Stralsund mit einander Gespräch halten', von 1629 (Ditfurth Die hist. pol. volksl. des 30 jähr. kriegs nr 44) und 3) eine veränderte und teilweise vermehrte fassung von 1 'Belagerung der Stadt Stralsund' genannt; gedruckt 1630 (Ditfurth nr 43). die veränderungen des letztgenannten textes: B (belagerung) gegenüber R (relation) beziehen sich, abgesehen von einigen durch schlechte überlieferung entstandenen misverständnissen [1], auf die reihenfolge der strophen, auslassungen und zusätze. in einer solchen zusatzstrophe von B (1630) — es ist die 9 — begegnen wir der formel, die also in der ursprünglichen fassung R (1628) fehlt. da heifst es: *Ja wann sie schon am Himmel hoch Mit Kett'n gebunden, wollst du doch Sie schleiff'n und gar zerschmeissen* (vgl. oben das lied von der Hemmingstedter schlacht). das bemerkenswerte aber ist, dass diese worte in dem zweiten

[1] zb. in der 4 str. R: dagegen in B:

Sein Falfsheit wird Gott bekandt	*Auch sein Antwort,*
Sein Accort zu eim Narrentandt	*Der Narrentand,*
Drum hast müssen aufwachen	*Macht, dafs du mufst aufwachen.*

der erste vers in B ist vergessen; der folgende wird in zwei hälften geteilt, die nicht reimen, und aus *Accort* entsteht *Antwort.*

der angeführten historischen lieder, von 1629, Arnheim, dem unterfeldherrn Wallensteins, in den mund gelegt sind. Arnheimb, dem das volkslied auch nr 45 und 47 bei Ditfurth die alleinige verantwortung des blutigen spiels zuschiebt — wird Wallenstein in diesen liedern doch garnicht genannt —, spricht str. 10 (nr 44) : *das acht ich gering: Wann Stralsund mit Ketten am Himmel hing, So will ichs doch herunder bring'n* (vgl. oben das lied von der belagerung Leipzigs). bedenken wir noch, dass in einem vierten liede von Stralsunds belagerung, gleichfalls 1628 entstanden (Ditfurth nr 46), Wallenstein sprechend eingeführt wird, dass ihm das wort gleichsam auf der zunge ligt : *Zu dieser Stund Will ich Stralsund Gänzlichen thun zerschleiffen* — und er es dennoch nicht sagt; fassen wir die tatsache ins auge, dass ein jahr nach den ereignissen die poetische formel an den namen Arnheims sich knüpft und erst ein zweites jahr darauf mit Wallenstein verbunden wird, so wird der schluss nicht ungerechtfertigt sein, dass mit diesem von den geschichtsschreibern Wallenstein zugesprochenen wort bereits jene angliederung sagenhafter züge an geschichtliche personen innerhalb der volksphantasie beginnt, von der wir oben gesprochen haben, und deren knotenpuncte gleichsam in den hist. liedern zu finden sind.

Einen anderen anlass, zu OLudwigs historienplan abzuschweifen, hätte V. sich nicht entgehn lassen sollen, da er nun einmal seinen geraden weg durch den hinblick auf Schiller (s. 23 f) verlässt. ich muss mich kürzer fassen; wiewol es sich um die besprechung des wichtigsten Wallensteindramas, des von G l a p t h o r n e handelt. der Shakespearomane und der Shakespearepigone begegnen sich in der darstellung des todes ihres helden. seit Massenbachs grausamer hinrichtung, der ein opfer des stolzes seines feldherrn die Lützner niederlage büfsen muste, schläft Wallenstein in OLudwigs historie nicht anders als bei brennenden kerzen. er sieht und hört 'im höchsten schwindeltraume' Massenbach; die kerze will verlöschen; er ruft nach dem diener, und die mörder treten ein. auch Glapthornes Wallenstein hat blutschuld auf sich geladen. sein eigner sohn ist seinem sinnlosen wüten — auch hier ist verletzter stolz das motiv — zum opfer gefallen. seit dem augenblicke flieht ihn die freude und die sicherheit seiner selbst, todesahnungen beschleichen ihn, visionen steigen auf, als er sich zur letzten ruhe zurückzieht, und mit geisterhand winkt ihm der getötete sohn. da fällt er, von rückwärts durchstofsen : *Ha! 'twas no ghost, that was a mortall touch, It came so home and heavily.* — wie OLudwig mit dem schicksal seines helden das einer bürgerlichen familie verflechten will, deren glieder sich gegenüberstehn wie vater und sohn in der Lützner schlacht, so greift auch Glapthorne tötliche conflicte eines bürgerlichen dramas auf — allerdings in der familie Wallensteins selbst, wo gleichfalls der sohn dem vater

entgegentritt. erligt Ludwigs Wallenstein in dem streite zwischen ehrgeiz und stolz, indem der stolz ihn hindert, das ziel des ehrgeizes zu erreichen, so fällt der engl. Wallenstein wegen seiner grausamkeit, die ihn der früchte seiner ehrgeizigen pläne beraubt. in diesem sinne sind die letzten worte Wallensteins zu verstehn, die seiner weisheit letzten schluss enthalten : *I dye, Not for my ambition, but my cruelty.* wenn Wallenstein so seinen tod hinnimmt als urteil des himmels und sühne für seine grausamkeit, die er schon innerlich abgebüfst hat, ist darum sein tod 'als natürliche folge gemeinen verbrechens', dh. seiner grausamkeit dargestellt, wie V. s. 29 meint? den ehrgeiz, der die mordwaffe in wahrheit gegen ihn in bewegung setzt, verdammt er nicht; wol aber dürfe ein mann, der ehrgeizigen zielen nachstrebt, nicht sinnlos grausam sein, will er nicht sich selbst zerstören. die qualen seines gewissens lähmen im entscheidenden augenblicke seine tatkraft, die geister der getöteten schrecken ihn, und wehrlos ist er den mördern preisgegeben[1].

Die dramatische technik Glapthornes ist von guten eltern. instinctiv stellt er an den beginn der handlung das erregende moment der absetzung Wallensteins, die zur grösten überraschung der officiere und des feldherrn selbst erfolgt und ohne die leiseste begründung auf den blofsen willen des kaisers zurückzuführen ist. die ersten worte des dramas sind : *He must resigne.* auf Wallensteins seite ligt nicht die spur einer schuld. trotz seinen siegen und seiner treue ist er zum zweiten mal und schimpflicher abgesetzt, weil der kaiserliche hof die gröfse des untertanen nicht verträgt. aber der gedanke, dass die welt an seiner treue zweifeln könnte, da er so plötzlich und unmotiviert entlassen ist, quält ihn ebensosehr, als dass seine fähigkeit, das commando zu führen, in frage gestellt sei. diesen innern kampf Wallensteins hat V. ebensowenig hervorgehoben, als die stellung Lesles, der nun auf den plan tritt. dieser ist es, der, wie sich später zeigt, aus habsüchtigen motiven in dem gekränkten feldherrn den gedanken der untreue weckt. er spricht zuerst das wort aus : ungehorsam gegen den kaiser. fürsten können befehlen, untertanen müssen nicht gehorchen; er wolle nichts gegen autorität und disciplin sagen, gewis nicht *but to informe our Generall, Our too much injur'd Generall, that it is No such strange crime, to disobey a Prince In things injust.* noch mehr, Lesle ist es, der die verbindung mit Sachsen-Weimar und den Schweden anregt. Wallenstein und seine officiere sind von einem agent provocateur verführt. man kann es nicht deutlicher sagen als mit Lesles eigenen worten:

This Wallenstein, like a good easie Mule,
Have I led on byth' nose to this rebellion,

[1] er sagt es deutlich selbst IV 3 : *To be diseas'd in mind, diseas'd past cure . . is a madnesse, The active Souldier, all whose ends are glory, And that by vertue (cowards terme a sinne) Ambition, should not be acquainted with.*

Fir'd with such venome as will spread,
Like swift infection through his soule (II 1).

nun begreift man, dass Lesles rede, in der er von der altbewährten treue seiner nation spricht, von V. (s. 26) misverstanden wurde. sie ist ebenso falsch und heuchlerisch gemeint wie die, welche er vor Wallenstein und seinen officieren hielt; während er es hier darauf abgesehen hat, mit diesen phrasen seine landsleute Gordon und Butler zur aufdeckung des verrats zu bestimmen, hatte er dort alle mittel aufgeboten, Wallenstein zur auflehnung gegen die kaiserliche macht zu verlocken.

Dies wort des Schotten Lesle von *the ancient faith ascrib'd unto our Nation* sieht wie blutige ironie aus, und man fragt sich, ob nicht etwa persönliche beziehungen des dichters sie veranlasst haben. damit ist zugleich die frage nach der entstehungszeit des dramas angeregt. V. zögert nicht (s. 24), aus dem datum (1634) des einleitenden gedichtes von Alexander Gill auf gleichzeitigkeit des stückes zu schliefsen; was zu bezweifeln wir gute gründe haben. FGFleay, dessen Chronicle history of the London stage, London 1890 V. citiert (s. 30), dessen zwei jahre später erschienenes werk A biographical chronicle of the English drama 1559—1642 ihm aber vermutlich unbekannt geblieben ist, stellt an letzterer stelle 1639 als geburtsjahr des Glapthornischen stückes fest. im gegensatz zur allgemeinen ansicht setzt Fleay die tragödie von 'Albertus Wallenstein' an den schluss der dramat. tätigkeit Glapthornes. ich will mit beziehung auf Lesles auffallende rolle nur hinzufügen, dass Glapthorne als treuergebener anhänger des königs und dessen partei den Schotten feindlich gegenüberstehn muste. noch mehr, als Karl I zum kriege rüstete, um die widerspenstigen Schotten zum gehorsam zurückzuführen, beriefen diese ihren landsmann, namens Alexander Lesley, der als hoher officier unter Gustav Adolf und später noch bei den Schweden gedient hatte, in die heimat und stellten ihn an die spitze ihrer truppen. dies geschah im beginn des jahres 1639. an diese zeit des bürgerkriegs erinnert ferner die stelle II 3: . . *but civill broyles are the impetuous fire-brands, that burne up Commonwealths* etc. schliefslich wird Fleays ansicht, dass Glapthornes tragödie nicht in d. j. 1634 fallen könne, wesentlich gestützt durch die vorrede zu des dichters Poems, aus der wir erfahren, dass Glapthorne nicht vor oct. 1633 zu dichten anfieng. Wallenstein wäre dann sein erster versuch, und hiezu ist das stück zu reif und zu routiniert, anderseits sind die andern dramen, die dem Wallenstein folgten, zu unbedeutend. auch die parallelstellen — eine eigentümlichkeit Glapthornes, die ich hier nicht ausführlich besprechen kann — scheinen mir für Fleays meinung zu sprechen, der ich mich völlig anschliefse. — Alex. Gill, von dem oben die rede war, verfasste noch andre hergehörende gedichte: 1631 Ἐπινίκιον a poem on GAdolphus victories; 1632 'A Song of

Victory upon the Proceedings and Success of the Wars undertaken by the most puissant King of Sweden, in English verse'.

Diese citate geben einen fingerzeig, wo die quellen der Wallensteintragödie aufzusuchen wären; V. hält dies für unmöglich (s. 30). mit grofsem interesse verfolgte man in England die wechselnden phasen des krieges, an dem in beiden lagern landeskinder beteiligt waren. zeugnis hievon geben mss.bücher in den bibliotheken, so in Corpus Christi college, Oxford, Bodleian Library (Tanner mss. 306) und im Brit. museum (Burney mss. 368, f. 16), aus denen sich vielleicht eine quellenangabe holen liefse. aber auch die deutschen flugschriften und historischen lieder werden übers meer gedrungen sein, wie aus Glapthornes Wallenstein II 2 *As he were singing of lamentable Ballads Of Tillies overthrow* hervorgehn mag. schliefslich gab es auch solche, die auf deutschem boden in englischer sprache verfasst wurden (GSchmid Mitteilungen d. ver. f. gesch. d. Deutschen in Böhmen 17. 21. 23). der Schotte Monroe, der Stralsund gegen Wallenstein verteidigte, hinterliefs ein buch : 'Expedition' (1632), das ich leider nicht auffinden konnte. von Gordons hand rührt eine apologie her (Prökl Waldstein s. 80 ff), die in der oder jener gestalt Glapthorne vor die augen gekommen sein wird. darin ist Wallensteins grausamkeit scharf hervorgehoben, wie er denn einmal befiehlt, *den ersten zu spiessen, den andern zu henken, und also zu verfahren, bis sich die andern accomodirten und Gehorsam leisten*, oder *bald* urteilt, *dass man ihn hencke.* so spiefst Wallenstein bei Glapthorne seinen sohn, hängt dessen geliebte und droht: *hang her up, Ile hang you all else* (IV 1). durch mündliche mitteilungen wird Newman seinen clowncharakter erhalten haben; eine kaiserliche verordnung unmittelbar nach der anordnung verfügt, dass *Niemann seiner ungehaltenen Zunge halber unter dem daselbst* (in Eger) *vorhandenen Halsgericht der Übelthäter einbegraben werde.* im ganzen ist es mit Glapthornes kenntnis deutscher verhältnisse nicht aufs beste bestellt; er schiebt gelegentlich, um die locale färbung zu geben, etwas von *Westphalia Pig* und von *the Tun of Heidleberg* ein, nennt auch *Lubecks beere and Brunswicks Mum*, lauter dinge, die auf der engl. bühne öfter vor ihm gehört wurden. dafür verwechselt er beständig den herzog von Sachsen-Weimar mit dem kurfürsten von Sachsen, dessen hauptstadt Dresden auch jenem zugeteilt ist.

In der liste der stücke, die gleichzeitige ereignisse behandeln, und die V. (s. 1 f anm.) aufzählt, vermisst man das drama von Sir John Van Olden-Barnaveldt, hg. von Bullen (Coll. of old engl. plays II) und das stück von John Day, WRowley und GWilkins, das den sieg des Perserkönigs Abbas al Safi (1605) verherlicht. — über das leben Glapthornes ist wenig bekannt; das meiste ist aus seinen gedichten zu erschliefsen. einige biographische daten findet man in der Academy, jan. 21, 1893, p. 61.

Wien, december 1895. BERTH. HOENIG.

Die ritter- und räuberromane. ein beitrag zur bildungsgeschichte des deutschen volkes von CARL MÜLLER-FRAUREUTH. Halle a. S., MNiemeyer, 1894. 112 ss. 8°. — 2,60 m.

Wilhelm Schlegel scheidet einmal in dem litterarischen besitztum der völker zwei grofse gruppen von erzeugnissen. die eine wird gebildet von den schriften der erlauchtesten geister. sie wenden sich naturgemäfs zuerst nur an ein eng begrenztes publicum von höchster bildung; bis breitere schichten der nation diese unvergänglichen werke verstehn und lieben lernen, vergehn meist erst zwei menschenalter. daneben besteht eine zweite litteratur für das ganze volk ohne unterschied der bildung, auch sie ewig jung, auf altheiliger überlieferung ruhend, und als volkslied, volkssage usw. bezeichnet. mit diesen beiden gruppen hat es die litteraturgeschichte zumeist zu tun; von ihnen muss alle betrachtung ausgehn und zu ihnen zurückkehren. aber dazwischen ligt nun noch eine breite production, die sterbliche litteratur. das sind die hunderttausende von werken, deren lebensdauer selten die länge eines menschendaseins übersteigt. freilich gibt es hier abstufungen; das eine werk hat mehr lebenskraft als das andre. aber das resultat ist doch überall das gleiche: dauerndes besitztum der nation wird keins von ihnen. auch mit dieser notwendigen mittelgattung hat sich die litteraturgeschichte längst beschäftigt, nur freilich, wie das begreiflich ist, am liebsten mit den bessern erzeugnissen der gattung. an den all zu flüchtigen modeerscheinungen jedoch, den eintagsfliegen, die der tag bringt und die nacht verschlingt, ist sie meistens stolz vorbeigegangen. heute sieht man ein, dass das nicht wolgetan war, und dass, um mit gerechtigkeit strafen oder schonen zu können, man ein kenner der höhen und tiefen sein muss.

Ein recht vernachlässigtes gebiet war jene umfangreiche litteratur des ausgehnden 18 und anbrechenden 19 jhs., die man als ritter-, räuber-, geister-, spitzbuben- oder auch insgesamt als schauerromane bezeichnet hat. zwar gibt es ein älteres buch über sie, von JWAppell, aber das ist längst als unzureichend erkannt. und Müller-Fraureuth tritt nun auf, um es durch eine bessere arbeit zu verdrängen. um gleich die ansprüche des lesers auf das richtige mafs zu bringen, verspricht er in einer vorbemerkung, nach drei richtungen über Appell hinauszugehn: 1) will er die historischen voraussetzungen jener romane aufdecken, 2) 'den individuellen charakter des phänomens' (Goedekes ausdruck) zeigen, dh. also die einzelnen schriftsteller und romantypen charakterisieren, um dadurch 'dem spätern litterarhistoriker die lectüre der bücher zu ersparen', 3) die würkungen der romane nachweisen und dadurch sein buch, wie der titel verspricht, zu einem beitrag zur bildungsgeschichte machen.

Es versteht sich von selbst, dass man aus diesen gesichtspuncten das buch zu betrachten hat.

Von vornherein ist die grofse belesenheit anzuerkennen, die sich M.-Fr. für seinen zweck erworben hat; ich glaube kaum, dass heutigen tages ein zweiter sich einer ebenso ausgebreiteten specialkenntnis auf diesem gebiet rühmen darf. auch die gruppierung ist kaum zu bessern: von den ritterromanen ist auszugehn, alle andern gattungen sind als abarten aufzufassen, die von jahr zu jahr mehr degenerieren. und wider unter den turnierdichtern gibt Veit Weber den ton an, wenn auch vielleicht zu sagen gewesen wäre, dass in manchem (dramatische form des romans, verwechslung von minne- und meistersängern usw.) ihm Schlenkert vorgearbeitet hat. aus diesem grunde tat M.-Fr. gut, seine erörterungen über die wichtigsten motive des ritterromans (fehde, gottesgericht, geheimer unterirdischer gang, vehme, entehrung usw.) an die analyse einer erzählung von Veit Weber anzuknüpfen. aber das alles betrifft nur die romane selbst, nicht ihre historischen voraussetzungen, von denen doch M.-Fr. sprechen wollte. sehen wir die einleitung an! sie handelt von dem Amadis und Don Quixote, vom Simplicissimus und Robinson, von Gellerts Sschwedischer gräfin (der sanfte magister wird tatsächlich ein vorläufer der ritter- und räuberromane genannt!), von Richardson und den empfindsamen familienromanen, von Werther und Siegwart. und dann wie aus dem nichts geboren steht plötzlich der ritterroman da. das kann doch unmöglich genügen, auch wenn M.-Fr. flüchtig s. 25 einen hinweis auf den 'Götz' und das ritterschauspiel nachholt.

Eine vorgeschichte der ritterromane ist gar nicht leicht zu schreiben und darf, selbst wenn sie skizziert ist, nicht nur litteraturgeschichte im engsten sinne sein. sie muss ausgehn von dem stetigen wachsen patriotischen sinnes im 18 jh.; ein name wie Justus Möser darf da nicht fehlen. dann ist der zeitschriften zu gedenken, die das interesse für deutsche vergangenheit vorbereiten und fördern; Boies Deutsches museum spielt eine ganz eigne rolle. zugleich zieht nun die ritterdichtung selbst auf drei parallelstrafsen ein, jede bevölkert von eigenartigen dichterindividualitäten. die dramatische dichtung ist schon erwähnt worden. der roman berührt sich eng mit ihr, hat aber doch seine eigene zwiefache geschichte. aus Frankreich kommt dauernde anregung durch die Bibliothèque universelle des romans; sie findet ihre nachahmung in Reichards Bibliothek der romane. was hier unter der stehnden rubrik 'ritterromane' aus den stoffkreisen der Karlssage, der Artussage und der Amadisromane mitgeteilt wird, berührt sich aufs innigste mit den ariostischen dichtungen Wielands, Alxingers uaa.: es ist ritterdichtung, verknüpft mit feenmärchen und andern phantastischen zutaten. und nun entsteht durch einwürkung des deutschnationalen ritterdramas auf diese romanisch-deutsche verserzählung der eigentliche ritterroman. wie er den ältern bruder verdrängt, zeigen ua. die letzten bände von

Reichards bibliothek. eine eingehnde darstellung dieser historischen voraussetzungen müste aber noch ganz andre fragen beantworten: woher verschaffen sich diese romanschriftsteller ihre einzelkenntnisse über das mittelalter? woher gewinnt ein Chodowiecki für seine zahlreichen illustrationen die anschauung? wie weit ist sie echt, wie weit stilwidrig? in welcher weise würkt von Frankreich ein schriftsteller wie St.-Palaye herüber? wie bemüht sich Wieland, ihn im Teutschen Merkur zu popularisieren? wie verschafft sich der Deutsche dann wider bessre kenntnis aus Rüxners Turnierbuch? und tausend fragen mehr. auch für einzelne motive und tendenzen des ritterromans gibt es eine vorgeschichte; zb. war der feindseligen auffassung des klosterwesens längst vorgearbeitet worden. katholische schriftsteller sogar hatten enthüllungen gebracht; ein ärgeres pamphlet als Wittkopps 'Seraphine' ist kaum zu denken. zahllose haarsträubende klostergeschichten folgten. von alledem ist bei M.-Fr. gar keine andeutung zu finden, und daher kann die darstellung des ritterromans nicht genügen. hier wird erneute untersuchung noch einmal einzusetzen haben. besser ist M.-Fr., sobald er einmal im stoff drin ist, der übergang zum räuberroman usw. gelungen, obwol auch hier dem vf. sehr viele geschichtliche voraussetzungen entgangen sind. so hätte bei den criminalgeschichten doch einmal flüchtig auf den Pitaval hingedeutet werden müssen und bei den geistergeschichten auf die vielen motive aus den volksbüchern.

Aber noch klarer wäre die geschichte und die bedeutung des ritterromans ans licht getreten,. wenn M.-Fr. eine auch nur flüchtige stiluntersuchung angestellt hätte. er merkt bei Veit Weber allerlei an, was ihm auffällig erscheint, weifs aber nie zu sagen, wie der schriftsteller auf diese seltenheiten, besonders den eigentümlichen vortrag verfallen ist. und doch entdeckt man auf schritt und tritt, wie ältere aussaat hier zu halm und frucht gediehen ist. seit den tagen der jungen genies hatte mancher schriftsteller den ehrgeiz, ein Übershakespeare zu werden, motive, die der weisheit des meisters für eine reihe von dramen ausgereicht hatten, alle in ein einziges werk zusammenzuhäufen, bilder und vergleiche, die bei dem englischen dichter schon imponierend waren, noch weiter ins ungeheure zu steigern. bei Veit Weber, gleich in der ersten Sage der vorzeit, auf die M.-Fr. so viel wert legt, ist ja diese einwürkung ganz klar: die Jagoreminiscenz (s. 163), die narrengespräche (s. 192), das irrereden eines vom schmerz durchwühlten menschen (s. 254 ff), das Hamletmotiv des vertauschten, vergifteten schwertes deutet ja klar seinen ursprung an. hierhin gehört auch solch eine redewendung, die M.-Fr. einfach als 'unangemessen' tadelt: *'Jetzt wacht die eingeschläferte Bestie, das Gewissen, laut heulend auf!'* — auch das archaisierende deutsch und den absichtlich derben ungelenken satzbau haben doch nicht erst VWeber und die seinen aufgebracht;

sie haben die sprache des 16 jhs., die Bibel, Murner, Hutten ua. nachweislich studiert, manche deutschtümelei auch den Barden entlehnt. und selbst in der gewohnheit, altertümliche worte anzuwenden und sie gleich darauf in einer anmerkung zu erklären, folgen sie ältern vorbildern: 1777 hatte Wieland seinen Geron den adelichen mit erklärenden noten begleitet (TMerkur 1777, 1 vierteljahr, s. 129 ff), 1779 war in Reichards bibliothek aus Sauvignys Histoire amoureuse de Pierre le Long et de sa très-honorée Dame Blanche Bazu ein auszug in archaisierender sprache und zur erklärung der ungewöhnlichen ausdrücke ein kleines alphabetisches lexikon erschienen. — wie viel verdanken die ritterromane ferner dem minnesang! das ist ein ganz eignes studium wider. wer der erweckung des ma.s nachgeht, darf ja nicht die lieder übersehen, die in die romane eingelegt sind und zum guten teil auf mhd. originale zurückgehn. sie zeigen einen bedeutenden fortschritt gegen das, was zb. Gleim den minnesingern nachdichtete. — nun aber das allermerkwürdigste: der ideelle vater des deutschen ritterromans und all seiner stileigentümlichkeiten, der mann, der zweifelsohne Veit Weber am stärksten beeinflusst hat, ist M.-Fr. gar nicht in den sinn gekommen: das war Bürger in Göttingen, der 'biedere freund', dem der erste band der Sagen der vorzeit gewidmet ist. alle liebhabereien, alle echte und falsche volkstümlichkeit Bürgerschen stils, eulengeschrei und unkenruf, dunst und nebel seiner balladen kehren bei Weber wider; das eingelegte lied s. 100 ff ist in der strophenform der 'Pfarrerstochter von Taubenhain' gedichtet, auf die schon das motiv s. 21 deutet; das widerholte entzücken über das 'Mihi est propositum' weist wider auf den biedern freund. und damit wird nun auch die beste entdeckung hinfällig, die M.-Fr. gemacht hat: nämlich dass wir Veit Weber das wort 'burgverliefs' verdanken, 'das es bis 1787 überhaupt nicht gab'. vielmehr zehn jahre früher hat schon Bürger den ausdruck litteraturfähig gemacht: 1777 ('Ritter Karl von Eichenhorst und fräulein Gertrude von Hochburg') *So sollst du tief ins Burgverliefs, Wo Molch und Unke nistet.* — untersucht man nach all diesen richtungen hin den stil, so muss man aber immer noch das eine beachten: die art des vortrags bleibt sich in den ritterromanen nicht gleich, sondern hat widerum in sich ihre entwicklung. auch das hätte M.-Fr. schon allein an Veit Weber beobachten können. seine erste sage schreibt er in einer combination von dramatischer und briefform. mehr und mehr ergreift in der folgezeit erzählender ton platz. und abermals innerhalb des erzählenden vortrags hat die sprache mancherlei abstufungen. Veit Weber kann ganz einfach berichten. aber wenn er einmal (2, 399) 'in des Frauenlob ton' dichtet, oder (3, 319) dem Jakob Appet nacherzählt, wie entsetzlich manieriert und verschroben redet er da!

Den zweiten teil seines programms, nämlich eine charakteristik der einzelnen schriftsteller und romane unabhängig von den historischen bedingungen zu geben, hat M.-Fr. in den mittelpartien seines buches am besten erfüllt; Spiefs und Cramer mit ihren werken sind hinlänglich gekennzeichnet. aber bei den relativ bedeutendsten werken, den ritterromanen, und dann wider gegen ende der abhandlung begnügt sich der vf. mit einem mehr summarischen verfahren. man stöfst auf manche hübsche einzelbemerkungen; allerlei auffällige und amüsante stellen werden mitgeteilt; aber willkür und zufall herschen allzusehr, die untersuchung hat kein rechtes ziel. es wird auch oft bei einem schriftsteller ein zwar richtiger, aber nebensächlicher zug verzeichnet, während der charakteristischste verschwiegen bleibt. ein beispiel macht es klarer : der frau Naubert wird ganz mit unrecht nachgesagt, dass sie 'in der form des romans geschichte lehren' wolle. sie arbeitet vielmehr ganz in der weise der alten französischen nouvelles historiques, die man in Deutschland noch bis ans ende des 18 jhs. gerne las. auch ist es nicht angebracht, bei ihr so nachdrücklich auf die gelehrten studien hinzuweisen, die ihren romanen zu grunde liegen. Veit Weber ua. haben, ehe sie schriftstellerten, gleichfalls vielerlei historische lectüre bewältigt. der unterschied ist aber der : Benedicte Naubert entnimmt der geschichte ein paar persönlichkeiten, daten, ereignisse, erzählt dann aber frei mit tausend anachronismen und verstöfsen gegen das costüm, gegen stil und empfindungsweise der ältern zeit. Veit Weber dagegen hat in erster linie gerade das im auge, was die Naubert aufser acht lässt : die echtheit des colorits. was er seinen quellen entnimmt, betrifft die sitten, die redeweise, das auftreten der altvordern, er sammelt culturgeschichtliches detail. die handlung dagegen erfindet er frei, unter benutzung einzelner überlieferter älterer motive. es verhält sich also mutatis mutandis die frau Naubert zu Veit Weber wie im 19 jh. Luise Mühlbach zu Gustav Freytag. 'geschichte lehren wollen' sie aber beide nicht; das könnte man eher von dem steifleinenen Fr. Chrn. Schlenkert behaupten.

Schliefslich will uns M.-Fr. auch über die würkung der schauerromane unterrichten. auch das hat er nur zum teil getan. von den üblen moralischen folgen ist allerdings die rede, von den litterarischen dagegen so gut wie gar nicht. und doch ist die nachgeschichte dieser litteratur ein so interessantes capitel wie ihre vorgeschichte. es ist unverkennbar, dass sich stofflich diese niedere production mit den ernstesten und edelsten werken der zeit berührt, ja, dass sie im richtigen gefühl für das würkungsvolle und das zeitgemäfse einige motive und tendenzen roh vorzeichnete, die die höhere dichtung erst später aufnahm und veredelte. sind ja doch die abenteuerromane jugendlectüre der meisten romantiker und gleichaltrigen dichter gewesen. und

so wundern wir uns nicht, dass Tieck geradezu aus dieser litteratur herauswächst, dass Körners kriegslyrik hie und da direct an Cramer ua. anknüpft, dass die schicksalstragödie in merkwürdig engem connex mit den geisterromanen von Spieſs steht. so lässt sich eine würkung weit hinaus verfolgen.

Um aber den stolzen titel eines 'beitrags zur bildungsgeschichte des deutschen volkes' zu verdienen, müste M.-Fr.s buch noch ganz andre fragen beantworten, vor allen die, bis in welche kreise denn das interesse für diese romane sich erstreckt hat. da gilt es möglichst viele briefstellen und sonstige äuſserungen zu sammeln, durch die vielleicht auffällige dinge bekannt würden. dass die breite masse des volkes an dieser unterhaltung genuss und genüge fand, glaubt jeder gern. aber wie verhielten sich die höchstgebildeten männer und frauen, und vor allem unsre classiker? die Xenien schweigen über die eigentlichen ritter-, räuber- und geisterromane und halten sich an die werke, bei denen doch vorübergehend zu erwägen war, ob man sie ernst nehmen solle. aber das ist kein beweis dafür, dass beide dichter alles in bausch und bogen ignorierten. bei Schiller, der in den vielen perioden seiner krankheit oft wochenlang auf die allerleichteste lectüre angewiesen war, ist vielmehr allen ernstes zu prüfen, wie viel er von der niedern modelitteratur gekannt und verwertet hat. ich will wider eine probe geben. am 2 nov. 1788 wird Schiller von Körner nachdrücklich auf die romane der Christiane Benedicte Naubert hingewiesen: *Mir fällt ein, ob eine gewisse Art historischer Romane, wie Walter von Montbarry, Hermann von Unna usw., die bei Weygand herauskommen, keine Arbeit für dich wäre, um in Nebenstunden ohne Anstrengung Geld zu verdienen.* natürlich konnte Schiller auf diese naiven vorschläge nicht eingehn; aber sie haben ihn doch bestärkt, in zukunft manches von der schriftstellerin zu lesen, was dann spät noch nachwürkt. besonders sind zwei romane zu nennen: die 'Geschichte der gräfin Thekla von Thurn' (1788) hat auf den 'Wallenstein' doch stärker gewürkt, als Düntzer ua. zugeben möchten. und noch mehr spürt man den einfluss der erzählung 'Elisabeth, erbin von Toggenburg. oder geschichte der frauen von Sargans in der Schweiz' (1789). es scheint mir klar, dass wir hier die vermisste quelle zum 'Ritter Toggenburg' vor uns haben, wiewol nicht eine bestimmte stelle, sondern der ganze roman als gesamtheit die anregung gab. hier widerholen sich nämlich, da die schicksale einer ganzen reihe von erbinnen aus dem hause Vaz und Sargans erzählt werden, immer dieselben motive (trennung der liebenden, feldzug des ritters ins ausland, einkerkerung, zuflucht der unglücklichen frau im kloster usw.), so dass dem leser schlieſslich die verschiedenen geschichten in eine zusammenflieſsen und sich ein typus herausbildet. was (I 234 ff) dem ritter Friedrich von Toggenburg und der edlen stillen Kunigunde von S[illegible]

begegnet, das geschieht mit geringen abweichungen allen andern liebespaaren, zuletzt der Elisabeth von Toggenburg und dem treuen Richard von Heuwen, die auch lange von widrigem geschick verfolgt werden. aber gerade hier am schluss des buches (II 353 ff) überrascht die erzählerin durch eine abweichende erfindung: alle freunde der liebenden sind zu einem fest vereinigt; man erwartet eine hochzeitfeier. da tritt Elisabeth, *die Hauptperson des Trauerspiels*, herein, um ihre *letzte grofse Überwindung* kundzutun. sie entsagt der welt und dem geliebten, um ihr leben im kloster zu beschliefsen. Richard ist bei dieser entscheidung *bleicher und bleicher geworden, und am Ende ganz ohne Empfindung zu Boden gesunken* ..... aber er *war ein Mann, er erholte sich aus der Schwachheit des Körpers, und suchte die tiefen Schmerzen der verwundeten Seele in Ernst und Stillschweigen zu hüllen* ..... Elisabeth will ihn überreden, eine andre braut zu wählen; aber er erklärt, *dass nach dem heutigen Vorgange ihm keine Wahl weiter übrig bliebe als das Kloster*. und dabei bleibt es; ritter und edelfrau enden ihre tage in heiligen mauern. es war Schiller sicher nicht schwer, aus diesen motiven seine ballade zu gestalten[1].

Aber damit ist die einwürkung des Naubertschen romans auf Schiller nicht erschöpft. ihm waren hier alle gestalten, die bei der erhebung der waldstätte mitgewürkt haben, entgegengetreten, Tell, Stauffacher, Walther Fürst, Melchthal, Itel Reding, Baumgarten und viele andre. kein wunder, dass er später, als er mit dem Grafen von Habsburg und dem Tell beschäftigt war, sich der erzählung erinnerte oder sie sogar wider zur hand nahm, wie ihm denn so oft bei seinen arbeiten die 'historische novelle' lieber war als die actenmäfsige geschichte. träfe 'Elisabeth von Toggenburg' ein vereinzeltes mal mit Schillers dichtungen zusammen, so würde ich darauf kein gewicht legen. aber es ist ein ganzer zusammenklang von beweisen vorhanden: die gebräuchlichsten namen für schweizerische frauen höheren oder niederen standes im roman wie in Schillers Tell sind Bertha, Hedwig, Mechthild, Armgart. I 25 f: die töchter des grafen Rudolf von Habsburg, sechs an der zahl, verteilen nach der erhöhung ihres vaters zum scherz unter sich die angesehensten herscher Europas, 144 f sind sie in der tat mit den höchsten fürsten vermählt. I 186 f: einer der mörder kaiser Albrechts, Rudolf von der Wart, sucht zuflucht bei den Schweizer landleuten; aber *dies edle biederherzige Volk* duldet seine gegenwart nur kurze zeit. *Auch liefs ihn sein eignes Gewissen nicht lang an einem Orte ruhig seyn, und er trat ..... mit dem Anschlage hervor, gen Rom zu ziehen, und daselbst vom heiligen Vater Ablafs für seine Sünden zu holen.* es war nur eine verstärkung

[1] das vieractige ritterschauspiel von CHSpiefs 'Friedrich, der letzte graf von Toggenburg' 1794 hat nichts mit dem gedicht gemein.

des motivs, wenn Schiller Johann Parricida selbst die hütte Tells betreten liefs. II 82ff : die schilderung von der erstürmung des schlosses und der errettung Kunigundens könnte Schiller bei der befreiung Berthas von Bruneck vorgeschwebt haben. denn hier wie dort ist der haupthelfer des befreienden edelmannes der junge Melchthal; auf ihn hat Schiller ebenso wie frau Naubert bei der eroberung der burgen das motiv übertragen, das Tschudi von dem 'gsellen von Stans' erzählt : die liebschaft mit der magd, die ihm das seil vom fenster herunterlässt.

So lässt denn M.-Fr. in der vorgeschichte, charakteristik und nachwürkung der abenteuerromane ganz erhebliche lücken. ich glaube auch nicht, dass er seine aufgabe so ganz ernst genommen hat; das verrät seine darstellung. denn wenn es auch angebracht ist, die schmierereien von Cramer, Spiefs, Vulpius mit humor und ironie zu betrachten, so ist doch von da bis zu sätzen wie 'das ist aber alles fauler zauber' (s. 46) noch ein weiter weg.

Marburg i. H., märz 1896. ALBERT KÖSTER.

Schriften über Schillers ästhetik.

Die entwicklung von Schillers ästhetik. von KARL BERGER. gekrönte preisschrift. Weimar, HBöhlau, 1894. VI und 325 ss. 8°. — 4 m.
Schillers lehre von der ästhetischen wahrnehmung. von KARL GNEISSE. Berlin, Weidmann, 1893. IX und 236 ss. gr. 8°. — 4 m.

Berger hat seiner darstellung als motto eine äufserung Schillers an Goethe vorangeschickt, die sehr geeignet ist, uns mit einem schlage über das wesen von Schillers gesamten ästhetischen betrachtungen aufzuklären : *Wie das Schöne selbst aus dem ganzen Menschen genommen ist, so ist diese meine Analysis desselben aus meiner ganzen Menschheit herausgenommen.* dieses wort lässt uns ebenso die grofsen schwierigkeiten ahnen, mit denen eine wissenschaftliche darstellung der Schillerschen ästhetik immer zu kämpfen haben wird, wie es auch für das hohe und allseitige interesse bürgt, das eine solche untersuchung verdient. durch das beständige nebeneinander des dichters und philosophen in Schillers wesen bekommt die entwicklung seiner ästhetischen ideen einen ungemein complicierten charakter. B., der uns diese entwicklungsgeschichte vorzuführen unternimmt, hat darum begreiflicherweise noch nicht viele vorgänger gefunden.

Seinen obersten grundsatz (s. 22), 'Schillers geistige entwicklung war ein sichselbstentwickeln in voller bedeutung des wortes', mögen wir ihm zugeben, — nicht ebenso, wie er sich diese entwicklung im einzelnen denkt. 'das geistige werden eines menschen, zumal eines so genialen und eigenartigen, wie Schiller', sagt er im vorwort, 'verläuft nicht in sprunghafter weise, den

launen und zufällen augenblicklicher stimmungen überlassen. ein solcher geist wird eine gedankenreihe nicht anspinnen, um sie dann willkürlich wider fallen zu lassen zu gunsten einer andern, die zu ihr in diametralem gegensatz steht' usw. dieser grundsatz, an die spitze des ganzen gestellt, ist in solcher fassung entschieden verkehrt. B. drückt sich wol auch nur aus eifriger opposition gegen Harnack so einseitig aus. doch hat, um das hier schon zu bemerken, in der s. v berührten streitfrage über die objective begründung des schönen in Schillers ästhetik auch B. noch nicht das letzte wort gesprochen. sein buch war ohnedies schon mehrere jahre vor Harnacks Klassischer ästhetik vollendet, fand aber auffallenderweise erst ein lustrum später den weg in die öffentlichkeit. böse zungen könnten es darum von vornherein für antiquiert ausgeben. tatsächlich ist es ein mangel in B.s schrift, dass er die, wie er selbst eingesteht, 'zum teil wertvolle Schillerlitteratur der letzten jahre' nicht genügend ausgenutzt hat. um gegen Harnack würksamer front zu machen, war ein näheres eingehn auf das genannte problem unerlässlich: mit den allgemeinen bemerkungen im vorwort ist so gut wie nichts gesagt, und wenn B. späterhin mit Schillers theorie von der 'lebenden gestalt' gegen Harnack operieren will, so hätte er über diesen terminus am besten in Gneifses buch aufklärung gefunden.

Eine ideale lösung von B.s aufgabe wäre es gewesen, wenn er, treu seinem motto, zuerst Schillers 'ganze menschheit', die grundzüge seiner lebens- und kunstanschauung skizziert hätte, um daraus die einheitlichkeit seiner entwicklung abzuleiten. so einleuchtend diese methode erscheinen mag, so schwierig ist sie allerdings in der praxis durchzuführen. in wahrheit ist B. seinem motto denn auch nur wenig gefolgt. doch findet er immer die lebensvollsten gesichtspuncte, wo er sich im laufe einer abstracten untersuchung einmal daran erinnert, so zb. s. 207, wo er über des jungen Schillers stellung zur französischen classik sagt: 'man sieht, es brauchte keiner ästhetischen theorie und keiner philosophischen deductionen, um ihn zu lehren, was sein natürliches, deutsches gefühl und sein künstlerischer genius ihm von selbst eingaben'.

Mit recht hat B. sein hauptaugenmerk darauf gerichtet, gewisse grundlinien herauszufinden, die sich durch Schillers gesamte ästhetische entwicklung hindurchziehen: so zb. die theorie des mittleren zustandes, die schon in der frühzeitig entstandenen schrift 'Die schaubühne als moralische anstalt betrachtet' dem grundgedanken nach ausgesprochen, später eine viel deutlichere gestalt in der lehre vom spieltrieb finden sollte; damit im zusammenhang steht der oberste fundamentalbegriff in Schillers denken und dichten, der begriff der freiheit. hätte B. derartige grundideen bis in den intimsten kern von Schillers natur zurück-

verfolgt, so wäre er in den innern entwicklungsgang der ästhetischen ideen Schillers viel tiefer eingedrungen, als wenn er Kants einwürkungen bis ins kleinste detail hinein aufgedeckt hätte. so lassen sich zb. die beiden eben angeführten grundideen, auf die Schiller in jeder phase seiner entwicklung immer wider zurückkommt, sehr wol aus seiner 'ganzen menschheit' ableiten. Schiller selbst spricht mehr als einmal von dem freiheitsdrange seiner natur, und mit diesem persönlichen freiheitsbedürfnis steht die durchgehnde betonung des freiheitsbegriffs in seiner ästhetik sicherlich im engsten zusammenhang. postuliert er für den menschen das recht, sich ganz auszuleben, so ergibt sich ihm aus dieser einsicht der parallelzweck der kunst, die volle menschliche natur nach allen seiten hin zum ausdruck zu bringen.

Ebenso war das, was man ästhetische lebensanschauung nennt, die wichtige praktische seite von Schillers ästhetik, tief in seiner eigenen natur begründet.

Das verhältnis Schillers zu Kant stand bisher für jeden, der sich mit Schillers philosophie beschäftigte, im vordergrund. was B. darüber sagt, fasst die bisherigen resultate gut zusammen und gewinnt seinen eigenen wert durch den entwicklungsgeschichtlichen standpunct, auf den B. sich stellt. besonders interessant sind die zahlreichen anticipationen kantischer theorien, die sich bei Schiller schon lange vor seiner bekanntschaft mit dem Königsberger philosophen vorfinden. B. ist bei diesen nachweisen bestrebt, die vielen verwanten beziehungen hervorzukehren, welche zwischen beiden denkern vorlagen, zu zeigen, wie gut Schiller zur aufnahme der kantischen lehre von vornherein disponiert war. die gewaltigen unterschiede beachtet er dagegen viel zu wenig und er scheint den heftigen tumult nicht zu ahnen, in den Schillers entwicklung geriet, als eine in vieler hinsicht fremdartige ideenmasse mit gewalttätiger übermacht von seinem ganzen menschen besitz ergriff. kann man sich denn schärfere gegensätze denken als diese beiden naturen : Schiller, der die ganze ästhetik aus seiner persönlichkeit schöpfen wollte, und Kant, die personificierte unpersönlichkeit!

Dass Schillers verhältnis zu Kant für B. die hauptsache war, zeigt sich auch in der gliederung seines stoffes. er schliefst sich der alten und bequemen dreistufeneinteilung an und lässt Schiller aus der vorkritischen 'jugendperiode'[1] durch das übergangsstadium

[1] im ersten teil, um dies beiläufig zu erwähnen, und auch mitunter an andern orten, findet sich vieles, was keinen directen bezug auf Schillers ästhetische entwicklung hat. namentlich hätten alle rein biographischen notizen, die man ja überall finden kann, wegbleiben dürfen; aber so nebensächlich sie für das ganze sind, so hätten doch schlechthin falsche angaben, wie die s. 41 ('im april des jahres 1785 gieng er nach Leipzig, von wo er später nach Gohlis, in den weingarten des neuen freundes, übersiedelte'), vermieden werden sollen.

der 'Künstler' zum 'kritischen standpunct' emporsteigen. dass er so der entwicklungsphase der 'Künstler' einen besondern abschnitt gönnt, dagegen lässt sich nichts einwenden. unverzeihlich aber ist es, wenn er die ganze wichtige epoche der 'naiven und sentimentalischen dichtkunst', das verhältnis zu Goethe nur anhangsweise dem dritten teil anfügt. tatsächlich haben wir hiemit eine ganz neue stufe von Schillers entwicklung vor uns, in der eine total andre luft weht als bisher. überhaupt will es mir scheinen, als ob sich B. gegen den schluss hin seine aufgabe etwas leichter gemacht hätte : es finden sich da ganze seiten billiger inhaltsangaben (ein seitenstück zu den biographischen partien des ersten teils), und mit diesem artikel sind wir doch gerade für Schiller reichlich genug versehen.

Auch in andern partien des buches wäre ein gröfseres mafs selbständiger kritik wol angebracht gewesen. allerdings fühlt man, wenn B. aus dem Schillerschen gedankenkreis sich herauswagt, nicht selten eine gewisse unsicherheit seiner bewegungen. viel besser ist ihm die philologische interpretation der einzelnen aussprüche Schillers gelungen; nur einmal, s. 62, scheint er mir eine stelle schief aufgefasst und ausgedeutet zu haben. —

Gneifse hat eine vortreffliche, man darf wol sagen, abschliefsende detailuntersuchung über einen zweig der Schillerschen ästhetik geliefert, der, wie der verf. im vorwort nachweist, von der so lebhaften modernen Schillerforschung fast noch gar nicht in angriff genommen ist. und doch nimmt die lehre vom ästhetischen wahrnehmen eine geradezu fundamentale stellung in dem gebäude der ästhetischen theorien des dichters ein.

G.s buch wendet sich seinem ganzen charakter nach nicht ans grofse publicum; aber, um ein abschliefsendes werk, wie Berger es anstrebt, der jedesfalls an einen weiteren leserkreis gedacht hat, überhaupt nur zu ermöglichen, wird es noch einer reihe derartiger exacter einzeluntersuchungen bedürfen. G. hat sich seine aufgabe gewis nicht leicht gemacht und stellt auch an den leser ziemlich hohe anforderungen. sein oberstes bestreben ist absolute klarheit : er schreitet darum ungemein langsam und mühsam vorwärts und ruft sich bei jedem schritt ein halt zu, um die sicherheit des bodens zu erforschen, auf dem er schreitet. der etwas schwerfällige stil, die mitunter allzu vollgepfropften perioden stechen allerdings seltsam ab von der schönen diction der Schillerschen originalaufsätze. doch bietet die bis ins kleinste dringende klarheit und consequenz der ausführungen G.s ein reichliches äquivalent für diesen mangel an form.

Nicht dass ich damit sagen wollte, in Schillers aufsätzen fehle es an klarheit und consequenz; aber der dichter wollte von hause aus keine strengwissenschaftlichen abhandlungen schreiben, und so konnte er sich in der composition des ganzen wie im einzelnen ausdruck freiheiten gestatten, die wir dem nach-

arbeitenden gelehrten nie verzeihen dürften. so zeigt sich zb. bei G. durchweg das berechtigte streben, einheit in die so oft schwankende terminologie Schillers zu bringen. dass er sich dabei möglichst an die heutzutage üblichen kunstausdrücke anschliefst und durchweg enge fühlung mit den einschlägigen modernen theorien behält, ist nur zu billigen. besonders wertvoll für jeden, der sich eingehnder mit Schillers philosophie beschäftigen will, sind die genauen definitionen aller schwierigeren begriffe. die abwechslung, deren sich Schiller in seiner wortwahl befleifsigte, hat leider bei seinen auslegern eine ungleich gröfsere verwirrung angerichtet, und G. tut darum sehr wol, wenn er stets nur éine bezeichnung für einen bestimmten begriff anwendet. so vermeidet er absichtlich und mit vollem recht den dunklen, vielfach misverstandenen ausdruck 'lebende gestalt', nachdem er seine identität mit dem auch bei Schiller geläufigern terminus 'schein' erwiesen hat.

In dem ersten hauptteil gibt G. eine selbständige systematische darstellung der gedanken, die der philosophisch, oder genauer erkenntnistheoretisch gereifte verfasser der Ästhetischen briefe über die ästhetische wahrnehmung hatte. dann tritt er den beweis dieser aufstellungen an, indem er den inhalt der briefe einer scharfen analyse unterzieht. dass er recht hatte, wenn er den querschnitt durch dieses stadium der entwicklung Schillers zog, legt er in zwei weiteren abschnitten dar : in dem einen schildert er das überwinden minderwertiger auffassungen und das aufsteigen Schillers bis zu der in den Ästhetischen briefen ausgesprochenen theorie, in dem andern zeigt er, wie der dichter in allen auf die briefe folgenden arbeiten an ihrem resultate festgehalten hat. eine besonders wertvolle zugabe bildet der letzte hauptabschnitt : 'Schillers lehre von der ästhetischen wahrnehmung, verglichen mit den ansichten Kants und Fichtes'. es ist G. gelungen, nicht nur die volle selbständigkeit von Schillers denken ins licht zu rücken, sondern auch den gewaltigen vorsprung nachzuweisen, den er gerade in seiner lehre vom ästhetischen wahrnehmen den beiden zeitgenossen abgewonnen hat.

Im einzelnen hab ich nur wenige einwendungen zu machen. gleich der erste satz dürfte in seiner schroffen form von manchem, der die Schillersche philosophie in ihren verschiedenen phasen überschaut, in zweifel gezogen werden. 'das philosophieren Schillers', so beginnt er, 'war ausschliefslich auf den aufbau einer ästhetik gerichtet', und er bedauert, dass es immer noch leute gebe, welche glauben, 'dass der sittliche gesichtspunct in Schillers denken geherscht habe und seine ästhetischen anschauungen dadurch vielfach in schädigender weise beeinflusst worden seien .... wenn er moralische fragen behandelt, so kommt es ihm nur darauf an, die beziehungen aufzuklären, in welchen die kunst zu denselben steht'. tatsächlich haben Schillers ästhetische re-

flexionen sehr häufig durch das ausgesprochene vorwiegen fremdartiger moralischer gesichtspuncte schaden gelitten, und er brauchte, wie dies B. hübsch geschildert hat, geraume zeit, um sich zu der selbstherrlichkeit des reinästhetischen standpunctes durchzuarbeiten, den G. bei ihm von vornherein postuliert. überhaupt nehmen die moralästhetischen, ebenso wie die socialästhetischen probleme in Schillers ästhetik eine viel centralere stellung ein, als dies G. bei dem engen begriff der ästhetik, den er s. 3 skizziert, einzuräumen geneigt ist.

Vor etwa hundert jahren schrieb Fichte in einem brief an Schiller : *Ihre philosophische Schriften sind gekauft, bewundert, angestaunt, aber, soviel ich merke, weniger gelesen und gar nicht verstanden worden, und ich habe im gröfseren Publikum keine Meinung, keine Stelle, kein Resultat daraus anführen hören. Jeder lobt, so sehr er kann, aber er hütet sich wohl vor der Frage, was denn eigentlich darin stehe.* es ist dies ein scharfes wort, das aber G. in dem vorwort seines buchs nicht ganz ohne grund auch unsrer zeit entgegenhält. ihm wie B. schwebte der lobenswerte zweck vor, durch seine wissenschaftliche untersuchung auch dem künstlerischen leben der gegenwart zu dienen. und wir dürfen das starke anwachsen der Schillerlitteratur in den letzten jahren, namentlich soweit sie die ästhetischen theorien des dichters betrifft, nur als gutes symptom für die entwicklung unsrer modernen ästhetik betrachten. es gibt verschiedene wege, Schillers leistungen für die gegenwart nutzbar zu machen. viele begnügen sich damit, von ihm gelegentlich einen klaren, treffenden ausspruch zu borgen und ihn auf ihre fahnen zu schreiben. andre suchen das ganze system des mannes zu erfassen, nehmen es aber dann auch meist in bausch und bogen an und stellen es möglichst schroff allem modernen gegenüber. viel mehr als inhaltsangaben und breite umschreibungen von Schillers aufsätzen wird man bei den vertretern dieser richtung selten finden. geradezu stereotyp ist am schluss derartiger arbeiten die geharnischte strafpredigt gegen die gesamte, Schillervergessene moderne litteratur und ästhetik geworden; auch bei B. hat sie nicht fehlen dürfen. die angegriffenen begnügen sich ihrerseits gewöhnlich damit, ebenso heftig 'Schiller und consorten' anzufeinden und die 'ganze classik' herunterzumachen, und jede der beiden parteien sucht die andre zu übertreffen in unkenntnis der gegnerischen ansichten. das heil wird wol in der mitte liegen, und wir hoffen auf eine ebenso den gegenstand gründlich beherschende wie von den gesichtspuncten der modernen kritik getragene darstellung der Schillerschen ästhetik. Berger hat dazu einen guten anlauf gemacht und Gneifse die gediegenste vorarbeit geliefert.

Leipzig, april 1896. VICTOR SCHWEIZER.

LITTERATURNOTIZEN.

Arbeit und rhythmus. von K. BÜCHER. (Abhdlgen d. phil.-hist. cl. d. kgl. sächs. ges. d. wiss. XVIII 5.) Leipzig, SHirzel, 1896. 130 ss. lex. 8. 6 m. — alle wege führen nach Rom! und wie die philosophen Grosse und Groos von der ethnologie und zoologie (in den 'Anfängen der kunst' und den 'Spielen der tiere') zu demselben problem, dem des ursprungs der poesie, gelangt sind, so stöfst nun gar ein nationalökonom bei der untersuchung der ältesten arbeitervereinigungen auf das gleiche thema. und diese vereinigung von arbeitern aus den verschiedensten gebieten führt zu schön zusammenklingenden resultaten. überzeugend weist B. an einer kritischen besprechung aller nachrichten über alte arbeitslieder (der er texte und noten beigibt) nach, welche bedeutung dem von der 'arbeit' geforderten rhythmus für die älteste formung von gesängen zukommt, während die von uns modernen überschätzte melodie den urzeiten nebensächlicher schmuck ist, und der inhalt kaum viel mehr als das bedeutet (s. bes. s. 91). ref. freut sich der für die beurteilung auch noch später volkslieder (vgl. zb. s. 129 über deren entartung) wichtigen ergebnisse um so mehr, als er seine eigene theorie bestätigt findet, wonach der refrain älter ist als alle texte und wonach der rhythmus nicht lediglich aus der sprache herauswächst, sondern ihr von aufsen aufgezwungen wird (s. 77; vgl. meine ausführungen Zs. f. vgl. lgesch. 1, 34 f). was die verbindung der 'arbeit' (unter deren s. 80 gegebene definition auch der tanz fällt) mit sprache und musik betrifft, so vermutet B. (s. 81) geistreich eine vermittlung der arbeitsgeräusche. weniger können wir zustimmen, wenn verf. von seinem neu gewonnenen standpunct aus gleich eine entwicklungsgeschichte der lyrik (s. 93) und epik (s. 95) versucht: hier ergibt trotz methodisch richtigem verfahren die beschränktheit des materials gröfsere willkür, als sie bei Scherer (s. 96 anm.) das fehlen der neueren ethnologischen werke ergeben muste. im übrigen ist freilich B.s belesenheit bewundernswert, und neben antiken quellen fehlen weder Nietzsche (s. 99) noch Tolstoi (s. 106 anm.). ich glaube der schrift mit bestimmtheit eine dauernde bedeutung für die empirische poetik so gut wie für die anthropologie und ethnologie prophezeien zu dürfen.

Berlin, 4 januar 1897. RICHARD M. MEYER.

Die neuesten Rübezahlforschungen. ein blick in die werkstatt der mythologischen wissenschaft. vortrag von dr phil. A. LINCKE. Dresden, vZahn & Jänsch, 1896. VI u. 51 ss. 8°. 1,20 m. — der zauber der germanischen mythologie hat den verfasser aus seinem eigentlichen arbeitsgebiete hervorgelockt und ihn getrieben, einen über Rübezahl gehaltenen vortrag zu einer förmlichen abhandlung zu erweitern. in der einleitung gewährt er uns einen überblick über die darstellung und behandlung der germanischen mythologie, in dem hauptteil sucht er Rübezahl als

den windgott Wotan zu erweisen. trotz dem unverkennbaren fleifse und dem reichen litterarischen apparat trägt die arbeit den stempel des dilettantismus und führt zu keinem sichern ergebnis. man wird in Rübezahl nicht einen grofsen gott, sondern lieber ein elbisches wesen des Riesengebirges, allerdings altdeutscher herkunft, erkennen mögen, das Praetorius in seiner Daemonologie mit allerhand zügen von dorfkälbern, zwergen und auch vom nachtjäger ausgestattet hat. E. H. Meyer.

Basler mundart und Basler dichter. von Adolf Socin. (74 Basler neujahrsblatt.) Basel, RReich, 1895. 63 ss. fol. — aus dem geschickt und ansprechend geschriebenen hefte sind an dieser stelle hervorzuheben die tabellen s. 60—63, worin die mdaa. von Baselland, stadt Basel, Wiesental (Hebel), Markgrafenland (Rebland), Sundgau (Blotzheim), Mülhausen an der hand von vielen beugungsformen und lautlich lehrreichen vocabeln gegeneinander gestellt werden. sie zeigen recht anschaulich, wie wenig man auch in dieser landschaft gröfsere dialektgrenzen ziehn könnte: die verschiedenen eigentümlichkeiten schliefsen sich von da- und dorther zu den wechselndsten gruppen zusammen. einiges aus diesem material, über dessen beschaffung S. nichts mitteilt, erregt verwunderung : zb. begegnet im Markgrafenland *möcht, schön, über, hüüser, neu, grüen, nääume* neben entrundetem *leen* (lassen), *lytt, chrytz* (*y* = *i*), *thien* (tun), *fraid* in derselben mda.?

Auch die mitteilungen über das vordringen des gemeindeutschen in Basel, die sociale stellung der mda. jetzt und früher, s. 54 ff, werden dem fachmann von interesse sein.

Berlin, 22 september 1896. A. Heusler.

Stilistische untersuchungen über Rudolf von Ems als nachahmer Gottfrieds von Strafsburg. von Fr. Krüger. progr. des Katharineums zu Lübeck 1896. — auf drei stilmittel hin, das des gleichnisses, der antithese und des wortspiels, untersucht der vf. seinen dichter. derartige untersuchungen sind wichtige bausteine für seine geschichte des poetischen stils der altdeutschen dichtung. nur wäre es, da der raum einer programmarbeit doch beschränkt ist, vielleicht zweckmäfsiger gewesen, die andern nachahmer Gottfrieds, Heinrich von Freiberg, Konrad Fleck und Konrad von Würzburg vorläufig bei seite zu legen und dafür Rudolf noch eingehnder und umsichtiger zu verwerten. denn so dankenswert in der vorliegenden arbeit die zusammenstellungen aus diesem dichter sind, so fehlt doch manches schöne bild und wortspiel, während anderseits verschiedene bilder, antithesen und wortspiele auf Gottfried und seine nachahmer beschränkt werden, die auch ebenso bei andern dichtern vorkommen. die bilder von der minne auf s. 5 sind in der fassung, wie sie bei Rudolf vorkommen, nur zum kleinen teile gottfriedisch. sodann sind die allerdings sehr verstreut gedruckten bruchstücke wie Rudolfs Weltchronik und Willehalm kaum benutzt, enthalten aber eine reihe von stellen, die

für diese arbeit hätten verwertung finden können. — die meisten der stehn gebliebenen druckfehler wird jeder benutzer der arbeit leicht verbessern können; besonders zu erwähnen wäre nur s. 4 z. 3 f, wo *lip* für *liep*, und s. 33 (mitte), wo Gottfrieds Tristan für Heinrichs Tristan stehn muss. — ein weiteres ausbauen dieses feldes wäre trotz obigen ausstellungen höchst wünschenswert und eine dankbare aufgabe, zumal auch für die kritik von Gottfrieds Tristan manches dabei abfallen könnte. K. Marold.

Gellerts lustspiele. ein beitrag zur deutschen litteraturgeschichte des 18 jhs. von dr phil. Wold. Haynel. Emden und Borkum, Haynel, 1896. viii und 87 ss. — da heutzutage an der geschichte unsrer litteratur gar viele köpfe und hände arbeiten, so ist es nicht zu verwundern, dass manche schriften veröffentlicht werden, die nicht eigentlich neues bringen, sondern nur feststehendes durch vermehrte gründe stützen. zu solchen arbeiten, die nicht wertlos sind, gehört auch die vorliegende. H. hat, wenn man genau zusieht, ältere anregungen, besonders die von Erich Schmidt (Anz. ii 38 ff und ADB. 8, 544 ff) gewissenhaft und geschickt verwertet, Gellerts dramen in ihren verschiedenen fassungen mit einer auswahl von leistungen seiner vorgänger verglichen, vor allem aber — und da sind seine bemühungen verdienstvoll — den zusammenhang mit dem Spectator durch reichlichere belege aus der übersetzung der Gottschedin nachgewiesen. dem bilde Gellerts sind freilich dadurch keine bisher unbekannten züge hinzugefügt worden; merkmale aufzählen ist noch nicht sie erläutern. in Gellerts leben und würken steckt noch immer ein tiefes rätsel; und noch hat keiner befriedigend erklärt, wie es kommt, dass die lustspiele und der roman dieses mentors seiner zeitgenossen trotz ihren moralischen absichten und motive als ganzes so tief unmoralisch sind. auf diese schwierige frage kann nur das ganze leben des mannes antwort geben, keine specialuntersuchung über einzelne seiner werke. überhaupt ist dem problem mit philologischen mitteln allein nicht beizukommen; die geschichte der ethik wird man ebenso sehr wie die der litteratur erforschen müssen. vielleicht wäre ein unbefangen urteilender, weltkundiger, psychologisch geschulter arzt der rechte zeichendeuter. wir wollen auch hoffen, dass das in aussicht stehnde buch von Ellinger aufschlüsse geben wird; H. steckt sich in seiner monographie engere grenzen, sein interesse ist hauptsächlich fragen der motiv- und stilgeschichte zugewant.

Marburg i. H. Albert Köster.

Goethes briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821. herausgegeben von Rudolf Jung. mit zwei lichtdrucken. Weimar, Böhlaus nachfolger, 1896. 2 bll. und 66 ss. 8°. 2,40 m. — a.u.d.t. Schriften des Freien deutschen hochstifts in Frankfurt a.M. vii. — in sorgsamem abdruck erhalten wir die 19 erhaltenen schreiben Goethes an Antonie Brentano geb. edle von Birkenstock, die

dritte gemahlin Franz Brentanos, 2 briefe an diesen, ferner die 3 briefe der freundin, darunter einen nur als bruchstück, die kurze todesanzeige Christianens durch den sohn, endlich 2 briefchen des freiherrn von Stein. beigefügt sind: in lichtdruck das Stielersche porträt der adressatin und Luise Seidlers votivbild für die Rochuscapelle, endlich der sehr erwünschte stammbaum der familie Brentano. auch aus den stammbüchern erhalten wir die zugehörigen eintragungen. alles hat der herausgeber mit wolbedachten erläuterungen versehen und nur an zwei stellen m. e. das richtige verfehlt. die im 6 brief erwähnten 'repräsentanten' in 'ungleicher, und von manchen menschen für unglücklich gehaltener zahl' können nur die 13 bände der ersten Cottaschen ausgabe A sein, unmöglich, wie J. s. 28 meint, die 3 bände 'Aus meinem leben'. den 'gedanken' in nr 10 bezieht J., selbst zweifelnd, auf die 'museenangelegenheit', während damit nur auf den plan mit dem von Goethe gespendeten stammbuch angespielt wird, wie unvoreingenommenes lesen jeden lehren wird.

Nicht alle schreiben Goethes an Antonie Brentano haben sich erhalten, J. verwertet die tagebücher Goethes zum aufdecken der lücken. das erhaltene zeugt für den freundschaftlichen verkehr zwischen Goethe und der familie Brentano, für die kunstverschönte geselligkeit, deren er sich in ihrem kreise zu erfreuen hatte, und für die achtung, die er ihr entgegenbrachte. den kunstschätzen aus dem nachlasse des Wiener staatsrates Birkenstock widmete Goethe besondere aufmerksamkeit. (von Birkenstock befinden sich 5 briefe in Nicolais nachlass; er, nicht, wie ich angab, Born, ist unter 'Baumstark' in einem briefe Bretschneiders an Nicolai 'Aus dem josephinischen Wien' s. 158 anm. 160 gemeint). eigenartig gesucht sind einzelne teile von Antoniens briefen, obwol sie auch ganz natürlich schreiben kann. ihre in der einleitung citierten erinnerungen hat J. 'nur ungern' angeführt, sie sind auch würklich ein recht hässlicher nachklang aus einer schönen zeit. im ganzen wird aber jeder Goethefreund die neue publication mit interesse beachten und dem herausgeber danken.

Lemberg, 6 november 1896. R. M. Werner.

Kleine mitteilungen.

Über die mittelfränkischen Eschenbachs hat Seyler 1882 im 6 bande der neuausgabe von Siebmachers wappenbuch I s. 37 aus Heilsbronner, anscheinend ungedruckten, urkunden ein paar allzu lakonische mitteilungen gegeben, auf die ich hinweise, weil sie weniger beachtet scheinen, als sie im hinblick auf Wolfram immerhin verdienen. z. j. 1284 führt er einen *Wolfflinus de Eschenbach* an: findet sich nun in naher zeit und gegend zb. in Langs Regesten IV 587 ein *Wolvelinus praepositus novi monasterii,*

der sonst *Wolfram* heifst (zb. IV 553. 587. 669), findet sich Mon. Boica 38, 369 ein *Wolframus pincerna de Rosseberg*, der ibid. p. 504 *Wolfelinus* heifst, so wird es recht wahrscheinlich, dass auch jener Wölflin von Eschenbach eigentlich ein Wolfram ist: der name 'Wolfram' wird im 13 und 14 jh. in jenen gegenden seltener. also ein namensvetter des dichters, der, wenn er kein enkel war, doch jedesfalls durch seinen namen für die verwantschaft zeugt.

Und wenn Seyler weiter z. j. 1299 einen *Albertus de Eschenbach* als lehnsträger der herren von Heideck kennt, so ist diese nachricht bereits das zweite zeugnis für die beziehungen der Eschenbachs zu den Heidecks (vgl. Langs Reg. IV 683, 28 jan. 1299). Eschenbachs erscheinen bekanntlich früher, 1268, als lehnsträger des klosters Heilsbronn in Alberndorf : bei den reichen schenkungen, die das kloster grade den Heidecks verdankte, könnte auch dieses zeugnis auf ein altes lehnsverhältnis zu den Heidecks deuten[1]. die einer bekannten Parzivalstelle zu liebe allein betonte beziehung der familie zu den fernen grafen von Wertheim ist erst ein menschenalter später, 1328, urkundlich bezeugt, und dieser zeitraum bedeutet bei dem lebhaften besitzwechsel und der starken güterzersplitterung in den letzten decennien des 13 und im anfang des 14 jhs. viel. aufserdem schlösse das lehns- oder dienstverhältnis der Eschenbachs zu Wertheim ihre anderweitige vasallität in keiner weise aus : in der 2 hälfte des 13 jhs. ist mehrfache belehnung auch der ministerialen bereits sehr häufig. war also *mîn vriunt von Blienfelden* etwa würklich vasall der dicht bei Pleinfeld ihre stammburg bewohnenden Heidecks? da die Heidecks 1282 bei Schwabach begütert erscheinen (Reg. IV 199), so käme auch der weiler Wildenbergen bei Schwabach für Wolframs *Wildenberc* in betracht, um so mehr, als eben dieses Wildenbergen in den Nürnberger chroniken (II 206, 12; anm. zu 208, 7) *Wildemberg* zu heifsen scheint. — derartige erwägungen werden bei der compliciertheit damaliger besitzverhältnisse immer äufserst unsicher bleiben. aber éin umstand erhöht ihre unsicherheit. spätestens 1281 heiratete Gottfried von Heideck Kunigunde, die tochter des würzburgischen vogtes grafen Wolfram von Dornberg, aus der alten familie derer von Schalkhausen. während nun vor 1281 der heideckische besitz wesentlich im süden und osten von Heideck auftritt, sind uns erst seitdem, namentlich aber seit dem tode Wolframs von Dornberg 1289, um Eschenbach, Ansbach und Heilsbronn[2] reichlichere heideckische gütercomplexe sicher bezeugt. grade Alberndorf, nächst dem dornbergischen Lichtenau gelegen, lag

[1] Lang Reg. II 43 identificiert mit diesem Alberndorf ein Malbresdorf, in dem die Heidecks tatsächlich begütert waren (vgl. Reg. V 242); doch trennt Muck Geschichte von Heilsbronn II 438. 232 sehr entschieden.

[2] das kloster freilich hat schon weit ältere verbindungen mit den Heidecks gehabt : vgl. Muck Beiträge zur geschichte von kloster Heilsbronn s. 3. 48. 228 ff.

mitten in der dornbergischen besitzsphäre, und so könnte auch Wildenberg dahin gehört haben; die urkunden von 1299 würden dann etwa zeigen, dass die Eschenbachschen lehen eben auch von den Dornbergs auf die Heidecks übergegangen waren. bei den herren von Schalkhausen und Dornberg aber war Wolfram recht eigentlich familienname: *Wolfram junior de Scalkenhusen*, mindestens der dritte seines namens, bei Lang bezeugt 1157—1166, lebte wol noch zur zeit der geburt unsres dichters: war dieser nach dem lehnsherrn benannt[1]? in der Wertheimer familie ist der name Wolfram seit 1158 nicht mehr belegt.

Alle diese fragen sollen zunächst nur zu weitern nachforschungen in den Heilsbronner urkunden anregen, die vielleicht glatt gegen das entscheiden, was ich hier tastend combinieren muste. R.

[1] ein ursprünglich dornbergischer lehnsmann *Wolfram von Urach*, der 1312 gefälle von einem Wolframshof in Petersaurach bezog, kommt bei Muck Gesch. von H. II 265 vor; er hiefs etwa nach dem letzten Dornberger.

ZUR NACHRICHT.

1) Hr bibliothekar dr GGRUPP (nicht Gropp, wie oben s. 196 verdruckt steht) hat uns überzeugend mitgeteilt, dass er in seinem verzeichnis die ältere litteratur über Maihinger hss. nicht aus unkenntnis, sondern nur unter dem drucke der raumsparung fortgelassen habe.

2) Einer längern zuschrift des hrn dr OBREMER in Halle (datiert vom 2, abgesant am 13 april 1897) entnehmen wir den wunsch, die leser des Anzeigers auf die in den Beiträgen 21, 27ff erschienene duplik in der Sprachatlas-fehde hingewiesen zu sehen. Die redaction.

Am 3 august 1896 ist in Zürich 70jährig FRITZ STAUB gestorben, dessen ganzes leben der vorbereitung und durchführung des Schweizerischen idiotikons geweiht war. — am 7 märz starb in Giefsen der ord. prof. d. vgl. sprachwissenschaft PETER vBRADKE.

Am 12 april endete ein willkommener tod das unheilbare siechtum, welches JULIUS HOFFORY schon seit jahren der wissenschaftlichen arbeit entrückt hatte. die beiden herausgeber der Zeitschrift betrauern in ihm einen lieben freund und bezeugen wehmütig, dass die wenigen bogen, durch welche er die disciplinen der sprachphysiologie, der nordischen grammatik, der Eddakritik und der mythologie gefördert hat, nicht entfernt ein bild von seinem geistigen reichtum und der anregenden kraft seiner persönlichkeit geben.

Am 1 juni entschlief zu Bern der ausgezeichnete kenner schweizerischer litteratur des 18 jhs., prof. dr LUDWIG HIRZEL; auch in ihm verliert diese Zeitschrift einen werten mitarbeiter.

Der privatdocent dr PKRETSCHMER in Berlin wurde als ao. professor der vergleich. sprachwissenschaft nach Marburg berufen. der privatdocent der engl. philologie dr MFÖRSTER wurde zum ao. professor in Bonn ernannt, nachdem er den oben s. 232 gemeldeten ruf nach Jena abgelehnt hatte. — in Heidelberg habilitierte sich für deutsche philologie dr GUSTAV EHRISMANN.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXIII, 4 october 1897

Deutsche mundarten. zeitschrift für bearbeitung des mundartlichen materials. herausgegeben von dr Johann Willibald Nagl, privatdocent für deutsche sprache zu Wien. band i, heft i. Wien, Carl Fromme, 1896. 82 ss. 8°. — 2 m.

Ein specialorgan für die in den letzten jahrzehnten so eifrig betriebene dialektforschung darf als würkliches bedürfnis bezeichnet werden, und wenn die bisherigen unternehmungen auf diesem gebiete, wie Frommanns zeitschrift und Brenners 'Bayerns mundarten' nicht den gewünschten — und verdienten — erfolg hatten, so mag dies teils in der widergabe vorwiegend rohen materials, teils in der beschränkung des stoffes gelegen haben. das soll nun, wie uns Nagl in seinem vorwort versichert, anders werden. die neue zeitschrift will 'die anderswo erscheinenden sammelarbeiten zwar evident halten, selbst aber nur b e a r b e i t u n g e n des mundartlichen stoffes bringen, welche in stetem zusammenhange mit der allgemeinen historischen sprachforschung den germanistischen fachgenossen auch a l l g e m e i n nützlich und dienlich sein sollen'. mit diesem grundsatze kann man sich wol einverstanden erklären, obschon er allein noch nicht den erfolg einer zeitschrift herbeiführen wird. zu einem gedeihlichen fortgang ist vor allem ein feiner redactioneller tact erforderlich, der einerseits unparteiisch genug ist, um auch aus dem gegnerischen lager arbeiten aufzunehmen, wenn sie wissenschaftlich gehalten sind, und anderseits alles unwissenschaftliche fernzuhalten weifs, ohne den wolwollenden einsender zurückzustofsen. auf diese weise gewöhnt man sich daran, nur tüchtiges in der zeitschrift zu suchen, die hervorragenden dialektforscher werden es sich eine ehre sein lassen, ihre arbeiten dort niederzulegen, und so wird dem sprachforscher die mühe erspart, seine gegenstände aus hunderten von teilweise fast unzugänglichen publicationen zusammenzulesen. — das resultat davon wird dann auch eine gröfsere vielseitigkeit sein, als sie das 1 heft bietet; denn bis jetzt sind nur Österreicher und vorwiegend österreichische gegenstände zu worte gekommen, und der herausgeber ist damit gerade in jene locale beschränkung des stoffes verfallen, die für die sonst so reichhaltige zeitschrift Brenners verhängnisvoll geworden ist.

Es kann nicht im zweck einer anzeige liegen, an jedem einzelnen aufsatz eine detailkritik auszuüben, jedoch mögen hier

wenigstens die hauptergebnisse erwogen sein. an der spitze steht eine abhandlung ThvGrienbergers über die pronominalen locative *jē, sē, lē(wes)*, von denen der erste die breiteste behandlung erfahren hat. des verf.s behauptung, dass der ausruf *jē!* mit dem namen *Jesus* etymologisch nichts zu tun habe, sondern ursprünglich ein pronominaler locativ sei (= got. *jai*), wird wol sehr wenig anhänger finden. sie ist von A—Z eine petitio principii, die in letzter consequenz notgedrungen auf die etymologieen: *herr Jesses!* aus *herr! jē sī eȥ!*, *Jesses Marie!* aus *jē sī eȥ M.!* herausläuft, und wenn Gr. die verhüllung der heiligen namen in der volkssprache leugnet, so muss man sich mit recht wundern, dass er von den entstellungen des namens *Gott*, wie *potz*, *pox*, *kotz*, *gopp*, *goch*, *goscht* usw. (s. auch Schweiz. idiotikon II 507—523) nichts weifs. — für den abschnitt über *sē* ist der aufsatz Osthoffs (PBB 8, 311) zu vergleichen, der Gr. entgangen zu sein scheint.

In dem zweiten aufsatz, einer erweiterung seines artikels in der monatsschrift 'Alt-Wien' (IV 33) sucht Nagl unter beiziehung eines umfänglichen vergleichsmaterials die etymologie des namens '*Wien*' festzustellen. auf grund eines lautgesetzes *iə* + nasal < *i* + nasal gelangt er zu einem etymon **winja*, dessen wurzel zu *wan-* im ablaut steht, und so weiterhin zu der grundbedeutung 'wannenartige vertiefung'. im einzelnen scheint uns auch hier noch manches zu erwägen, und etymologieen wie : *einbaum* (schiff aus éinem baumstamm) < **wanbaum* (hohlbaum) werden sich dem vorwurf des gekünstelten kaum entziehen können.

Landau führt in seiner abhandlung über das deminutivum der galizisch-jüdischen mundart zunächst die verschiedenen formen auf und hält sie dann mit den deminutiven der übrigen mdaa. zusammen. besonders reichhaltig und wertvoll ist das material für die endung *-lich -lech -lach*. aus dem vergleich ergibt sich für das galizisch-jüdische deminutiv ein überwiegen des obd. charakters und, in anbetracht der vielgestaltigkeit der ältern formen, eine starke formverarmung in neuerer zeit.

Was endlich Nagls deutung von 'ein vier' (*ə viər*) als *ir viere* und von *ə stuckər viər* als *ir stucke ir vier* anlangt, so bekenn ich offen, dass ich mich auch hier auf die seite der ungläubigen stellen muss. denn abgesehen davon, dass ich das *-ər* in *stuckər* nicht mit dem *ə* in *ə viər* zusammenwerfen möchte, kann ich — und wol auch andere — mich überhaupt mit der etymologie nicht recht befreunden. ersteres halt ich nach wie vor für *oder*, letzteres für *ein*. dafür sprechen m. e. allzu deutlich : it. *un dieci*, engl. (dial.) *a two or three childer* (Engl. dialekt dict. I 2) — *a many* — *there was about of a forty*, — *a ten or twelve* (Chaucer), holl. *een dag of* (oder) *veertien*, schwed. *en tjugu personer* (gegen 20 pers.). ein blick über die deutschen — oder gar speciell bairisch-österreichischen — mundarten hinaus

hätte also viel neues licht verbreitet, wie denn überhaupt sämtliche abhandlungen sich in einem etwas engen kreise bewegen.

Doch genug der kritik. freuen wir uns vielmehr darüber, dass das zweimal misglückte unternehmen einer zeitschrift für deutsche mundarten dennoch wider gewagt worden ist.

Den aufrichtigen glückwünschen fügen wir aber noch eine eindringliche mahnung bei : möge die zeitschrift nicht in jene schablonenmäfsige und gedankenlose behandlung der mundarten verfallen, die der tod aller wissenschaftlichen sprachbetrachtung ist. die terminologie der lateinischen grammatik, an der wir heute noch zu kauen haben, hat gerade genug schaden angerichtet, um uns ernstlich vor dieser verknöcherung zu warnen. an der dialektforschung ist es nun, endlich einer deutschen sprachgeschichte (nicht grammatik!) bahn zu brechen und zu zeigen, dass die sprache nicht ein starrer leichnam ist, an dem man herumsecieren kann, ohne seine functionen zu stören, sondern ein lebender organismus, der in seinen lebensäufserungen beobachtet und verstanden sein will.

Zürich, januar 1897. E. Hoffmann-Krayer.

Germanische casussyntax. von Heinrich Winkler. I. der dativ, instrumental, örtliche und halbörtliche verhältnisse. Berlin, Dümmler, 1896. 551 ss. 8°. — 10 m.

Ein vortreffliches buch : von strenger methode, haarscharfer beobachtung und logisch genauer verkettung der deductionen. niemand, der sich die mühe nimmt den gedankengang des verf.s eingehend zu verfolgen, wird sein werk ohne die umfassendste eigene belehrung aus der hand legen, auch wenn er nicht überall mit dem dargestellten wird übereinstimmen können. bedenken erregt schon der titel 'Germanische' casussyntax, während darin dem got. von 551 seiten ganze 363, dem ags. nicht ganz 90, dem an. 56, dem ahd. und mhd. zusammen nicht ganz 25 seiten gewidmet sind. das erklärt jedoch der verf. im vorwort : er entwickelt seine ansichten am got. und macht darauf am ags., an., ahd. und mhd. nur die probe. das mag also hingehn, obzwar man nicht loben wird, dass selbst vom got. die Skeireins 'nur nebenbei berücksichtigt wird', die doch den vorzug einer selbständigern stilisation hat, wenn sie auch 'nicht des Wulfila sprache ist' (s. 136 unten); dass ferner der deutsche zweig so stiefväterlich behandelt ist und das as. fast gar nicht in betracht gezogen wurde. aber auch abgesehen von diesem rein äufserlichen umstande wird sich beim leser im verlaufe der darstellung gar oft der widerspruch regen, was um so natürlicher ist, als es sich um syntaktische facta handelt, bei welchen die subjective anschauung einen viel weiteren spielraum hat, als bei jeder andern art wissenschaftlicher tatsachen.

Mittelpunct des ganzen ist die darstellung des dativs und der

grundgedanke der, dass der dativ im germanischen rein nur der casus des (abstracten) interesses ist. W. geht wol, wie er freilich am deutlichsten erst in seinem schlussworte über den idg. dativ im allgemeinen (s. 541 ff) darlegt, von der überzeugung aus, dass weder Delbrücks (ältere!) ansicht, der dativ sei der casus der neigung nach etwas hin, noch auch Hübschmanns deutung desselben als casus der beteiligung für die uranfänge als richtig angesehen werden können, weil beide deutungen 'einer so geläufigen und so ungemein umfassenden sprachlichen form' zu eng, zu speciell sind; dass vielmehr der dat. ursprünglich, oder der grundbedeutung nach, zwischen dem 'abstracten, absolut nicht örtlichen casus', dh. dem acc. einerseits, und dem 'materiellsten und durchaus örtlichen' casus, dh. dem locativ anderseits stand, und daher eine 'doppelnatur' hatte — aber zugleich auch, dass 'sein ganzes wesen ihn darauf hinweist, die abstracte seite mehr zu betonen, die örtliche im weiteren verlauf immer mehr zurückzudrängen und sich tatsächlich zum casus der beteiligung zu gestalten'; und für das germanische behauptet W. — und erklärt es für einen fortschritt dieses zweiges gegenüber den verwanten andern idg. sprachen, namentlich den altarischen und den slavischen — dass der dativ jede örtliche beziehung völlig abgestreift hat, und wo eine solche doch hervortritt, sei das nur scheinbar und immer auf grund der fortgeschrittenen beteiligungsbedeutung zu erklären.

Seine ganze darstellung geht nun darauf hinaus, diesen cardinalsatz zu beweisen; und es muss zugestanden werden, dass, wenn der satz überhaupt bewiesen werden könnte, W.s scharf logische argumentation ganz darnach angetan wäre, dieses kunststück zu leisten. aber der satz ruft doch schwierigkeiten hervor, die sofort verschwinden, ja überhaupt gar nicht aufkommen können, wenn man eine noch fortwürkende örtliche richtungsbedeutung des casus festhält; die von W. ins feld geführten argumente sind nicht immer absolut unanfechtbar, und W. muss selbst hie und da schon für das got. (s. 29) und, nach abschluss seiner beweisführung fürs got., namentlich für das ags. (s. 366) und für das an. (s. 402) wenigstens die möglichkeit zugeben, dass da 'spuren des ursprünglichen casus der richtung im übertragenen sinne sich erhalten hätten', obzwar es ihm persönlich auch in solchen fällen wahrscheinlicher vorkommt, dass der würkliche dativ der beteiligung vorligt.

Das sei im allgemeinen vorausgeschickt, und nun zum einzelnen.

An erster stelle führt W. die fälle an, wo im got. der dat. als reiner interesse-casus bei verbis allein steht. er zählt die verba und ihre belege alphabetisch auf[1]. die belege sind voll-

[1] ohne jede nähere gruppierung, die leicht möglich und wegen der übersicht doch erwünscht wäre. selbst präfigierte verba sind nach dem an-

zählich wie sie der text bietet. W. behauptet, 'dass von allen diesen reinsten dativverben auch nicht eines eine körperliche richtung oder neigung bezeichnet'. ich finde jedoch, dass man bei einzelnen die ursprüngliche örtliche hinneigung zu jemandem noch recht gut herausfühlen kann. so zb. bei *andhausjan* und *ufhausjan* (böhm. *naslouchati komu* — mit körperlicher hinneigung zum sprechenden, um seine stimme besser zu vernehmen; ein hören im interesse des gebietenden, für ihn ligt doch gewis viel ferner!); bei *andstandan, andweihan, andtilon, warjan*, bei *hvotjan, gahvotjan, sakan, gasakan*, bei *biugan kniwa*, ja bei allen verbis dicendi kann man die örtliche richtung zum angesprochenen recht klar ausnehmen, und namentlich bei *qiþan*, das fast ebensooft mit der präposition *du* erscheint, welche W. selbst (s. 275) den 'sinnlichen doppelgänger des blofsen dativs' nennt. freilich weisen die meisten got. belege würklich schon rein abstracte vorgänge auf, aber doch nicht so bestimmt alle (zb. Gal. 2, 11 *imma andstoþ!* Mt. 8, 26 *gasok windam jah marein* uä.). — bei *wiþstandan* und *uswandjan* sind die dative sicher ablativisch, und W. hätte sie wenigstens anderswo einreihen sollen (nämlich s. 76, wo er vom ablativischen dativ spricht). wie W. (s. 15) sagen kann, dass es bei den hier angeführten (70) verben 'sich meist weniger um scharf ausgeprägte tätigkeit, als um stimmungen, empfindungen' handele, während doch auch zb. *andbahtjan, andstandan, andweihan, gaskaþjan, gaswiltan, kniwa biugan, samjan* uä. (die vielen verba dicendi ungerechnet) darunter sind, mag dahingestellt bleiben. es zeigt sich eben hier, welchen einfluss die jeweilige subjective anschauung üben kann. — es folgen die fälle, in denen der dativ des interesses nicht direct vom verbum, sondern durch verbale verbindungen mit nominibus, oder auch nur durch den sinn des satzganzen gefordert erscheint. auf einzelheiten der überwiegend unanfechtbaren und an sich immer scharfsinnigen erörterungen einzugehn, verbietet hier der beschränkte raum, so verlockend auch hie und da controversen wären. wenn zb. — um doch eins herauszugreifen — W. (s. 19) sagt, dass im belege Joh. 6, 7 *twaim hundam skatte hlaibos ni ganohai sind þaim* der ganz dem deutschen *für* entsprechende dativ des preises den übergang in den instrumental lebhaft veranschaulicht, so wird hier, trotz dem deutschen *für*, eben niemand mehr einen dativ des interesses herausfühlen können, sondern den reinen instrumental annehmen müssen.

S. 20 ff erörtert W. die von substantivis und adjectivis abhängigen dative des interesses und geht dann auf s. 25 zu dem dativ des eigentlichen transitivobjects nach verbis über, die in

fangsbuchstaben ihrer präfixe eingestellt, so dass zb. *andhausjan* und *ufhausjan*, *aljanon* und *inaljanon*, *sakan* und *andsakan*, *waldan* und *gawaldan* an verschiedenen stellen eingeordnet erscheinen! doch das nur nebenbei.

andern sprachen mit dem acc., resp. auch mit dem instrumental oder genetiv verbunden werden. sehr richtig schickt W. voraus, dass diese erscheinung, in welcher die vorliebe des got. für den dativ stark hervortritt, keineswegs auf eine einheitliche auffassung zurückgeht. bei der grösten anzahl der verba trachtet dies W. durch den mehr nach innen gerichteten sinn des Germanen zu erklären, der nicht beim 'unbestimmten, so zu sagen beziehungslosen' acc. verharrt, bei welchem es sich nur darum handelt, 'dass eine handlung irgendwie mit einem object verbunden wird, während das wesen der beziehung nebensache ist, sondern zum casus des interesses, der intensiven beteiligung greift, bei welchem das object nicht einfach als object, sondern als ergriffenes, selbst innerlich beteiligtes erscheint'. deshalb sei auch das object meist nicht sachlich, sondern persönlich oder doch persönlich gedacht, und die verba solche, welche naturgemäfs eine eigene innere beteiligung des objectes denkbar machen, verba 'des vernichtens, belästigens, beschimpfens, segnens, preisens, schonens, schützens usw. dass sie dabei trotz dem dativ transitiv bleiben, beweist die passivconstruction, in welcher das dativobject zu persönlichem nominativ wird. der weg der entwicklung dieser richtung, meint W., sei durch die freilich seltenen dativreflexiva (*ogan sis*, *faurhtjan sis*, *atsaiƕan sis*) angedeutet.

Eine ganz andere auffassung bedingt jedoch der dativ bei verbis des werfens, schüttens, giefsens uä. hier ist der casus, wie schon Gabelentz und Loebe durch vergleichung mit dem slavischen erkannt haben, und wie das ags. auch direct beweist, ein instrumental. das object ist meist sächlich, weil dessen eigene beteiligung nicht in betracht kommt. in einzelnen fällen nimmt W. eine contamination beider auffassungen (des instrumentals und des interessierten dativs) an, aber seine beispiele *wairp þus in marein, at wairpands þaim silubram* sind doch nur reine instrumentale; ebenso bei *saian*.

Bei *gahorinon* ist der objectsdativ eigentlich comitativ, veranlasst durch die comitative geltung des präfixes *ga-*, aber daneben ist auch die beteiligung des persönlichen objectes würksam. — bei *tekan*, *attekan*, *witan* (und W. hätte auch *kukjan* nennen sollen, das er gewis unrichtig bei der ersten kategorie untergebracht hat!) gibt er zu, dass 'auch die idee der richtung eine rolle' spielt, obschon er behauptet — nicht beweist —, dass sie nie rein örtlich und dass die idee der beteiligung mindestens ebenso stark sei; doch sei hier einer der überaus seltenen fälle, wo der got. dativ einen rest örtlicher auffassung zu verraten scheint.

Ob auch 'die mit dem verb verbundenen präpositionen die wahl des dativs beeinflusst haben mögen', lässt W. dahingestellt, erklärt aber namentlich die intensivierenden präfixe *fra-*, *ga-*,

us- für sehr bedeutungsvoll, weil in erster linie bei ausdrücken energischer tätigkeit das selbst mitbeteiligte object am platze sei.

Keine schwierigkeit bietet die erklärung des dativs als casus der beteiligung persönlicher objecte neben accusativischen sachlichen. hier ist das interesse des beteiligten objectes überall klar, und W.s darlegung bietet keinen anlass zum widerspruche. nur hätte er bei den verbis des hinreichens, gebens, und überhaupt bei allen verbis der bewegung, sowie bei den verbis dicendi nicht stillschweigend übergehn sollen, dass gerade hier die gewis örtliche zu grunde liegende beziehung geradezu handgreiflich ist. — richtig ist namentlich ferner, dass die beteiligung oder mitleidenschaft des persönlichen objectes auch im sinne einer trennung von demselben auftreten kann, und dass bei ausdrücken der trennung (wegnehmen, abschneiden uä.) absolut keine richtung (= neigung zu) mehr gesehen werden kann, der dativ also lediglich als casus der beteiligung erklärbar ist; unbestreitbar ferner, dass derselbe casus der beteiligung vorligt, 'wo gesagt wird, was jemandem an körper oder geist geschieht'; aber unrichtig ist die behauptung, dass in den zuletzt erwähnten zwei kategorien eine besondere germanische weiterentwicklung der dativfunctionen vorligt, da dieselben in genau gleicher weise auch im slavischen vorkommen.

Den dativ der zeitbestimmung, soweit er ohne präposition auftritt, den 'einzigen fall, wo der dativ anscheinend locativische verwendung hat', erklärt W., indem er ihm sehr entschieden jede locativische function abspricht (s. 70), als zweckcasus in allgemeiner auffassung, etwa so wie im nhd. volkstümlich *auf den montag, zum winter*, und sogar auch in der schriftsprache *zur sommerszeit, zu ostern, zur selben zeit* uä. gesagt wird, ohne dass dabei mehr an eine würkliche 'richtung wohin' gedacht würde. diese deutung ist gewis ansprechend, obzwar der umstand, dass man die gotischen belege fast durchgängig ohne zwang durch den slavischen instr. widergeben kann (*himma daga* = *tìmto dnem* usw.), den gedanken nahelegt, diese temporalen dative den instrumentalen functionen des casus anzureihen. aber auch zu der idee des zweckes dürfte man leichter von der 'neigung oder richtung wohin' als von der 'beteiligung' aus gelangen. öfter als durch blofsen casus wird die zeit im got. durch *in* c. dat. bezeichnet. W. macht die richtige beobachtung, dass durch *in* c. dat. der zeitpunct der handlung schärfer hervorgehoben wird, aber er räumt zugleich dem ἐν der urschrift einen gröfseren einfluss ein als gerechtfertigt ist, während er doch sonst überall ganz wahrheitsgemäfs die geradezu wunderbar unabhängige selbständigkeit der gotischen übersetzung betont.

Die wahren schwierigkeiten der erklärung fangen auch für W. erst bei dem 'scheinbar ablativischen' dativ an (s. 76ff). die

idee der trennung mit der grundbedeutung der beteiligung zu verbinden nennt auch er schwer und bemerkt: 'es hat ihn (den dat.) auch kein idg. zweig zum vertreter dieser richtung gemacht . . . gleichwol spielt im germ. kreise der dat. auch hier eine bedeutende rolle', indem 'die präpositionen der trennung sich mit demselben verbinden' und 'auch abseits der präpositionalen anwendung der got. dativ dort auftritt, wo unverkennbar der begriff der trennung vorwaltet, nämlich bei einer geringen anzahl von verben wie abstehn, fern sein, entsagen, loslösen'. W. hilft sich nun so, dass er erklärt, die trennung sei nicht durch den casus, sondern durch die präposition (ursprüngl. localadverb) oder durch das verbum ausgedrückt, der casus bleibe casus der beteiligung und bezeichne die person (uzw. in den belegen würklich fast immer eine person), für die, in deren positivem oder negativem interesse die trennung stattfindet. diese erklärung ist gewis im grunde richtig, nur braucht nicht gerade würkliches interesse oder nichtinteresse (also dat. commodi oder incommodi) im spiele zu sein, da die beteiligte person auch nur mit ihrem urteile beteiligt sein kann. — aber W. deutet, vielleicht ohne es zu wollen, auch noch eine etwas andere erklärung dadurch an, dass er die phrasen *gabundans is quenai* ∾ *galausiþs is quenai*; *nelva wisan* ∾ *fairra wisan* parallelisiert. er sagt : der casus der beteiligung (hier im comitativen sinne) ist geblieben, das verb (resp. adverb) allein enthält die idee der trennung. man könnte aber doch mit gleichem rechte sagen: der casus der örtlichen annäherung ist geblieben, die analogie schon macht ihn auch beim verbum der trennung möglich; und es ist somit auch hier nicht nötig zu behaupten, der germ. dat. hätte jede örtliche beziehung völlig abgestreift. bei dem adj. *hlutrs* und bei den verbis *andhamon sik*, *andwasjan* constatiert W. ganz richtig einen übergang vom ablativischen zum instrumentalen dativ; namentlich bei den verbis ist die instr. geltung des casus in die augen springend und zum überflusse von W. durch ags. parallelen mit formalem instrumental gestützt. ebenso unanfechtbar ist die coincidenz der ablat. mit der instrum. geltung des dativs, wo er im got. das agens beim passivum (statt ὑπὸ = *fram*) ausdrückt. die im got. vorhandenen belege weisen nebstdem alle würklich auf eine mit dem urteil beteiligte person hin (zb. Mc. 11, 17 *razn mein razn bido haitada allaim*).

Auch in fällen comitativer function, in welcher der dativ gotisch unzweifelhaft ziemlich oft vorkommt — namentlich bei verbis, adjectivis und substantivis, die mit *ga-* und *miþ-* zusammengesetzt sind —, sieht W. den eigentlichen träger dieser bedeutung nicht im casus selbst, sondern im verb, adject., substantiv, und ganz besonders (wie er für *ga-* wol erst bei den nominibus ausdrücklich erwähnt, aber schon bei den verbis hätte sagen sollen) in der comitativen grundbedeutung des *ga-* und

miþ-. aufser solchen kommen nur wenige andere in betracht, wie *duatgaggan*, *atstandan*, *nehwa qiman* uä. also nicht der casus, sondern das verb resp. verbale nomen hat den örtlichen sinn des nebeneinander, der dativ bleibt casus der beteiligung. man muss den scharfsinn dieser erklärung — wie schon die frühern des temporalen und ablativischen dativs — bewundern, aber man wird nicht umhin können zu fragen : wäre es nicht einfacher, dem casus noch die örtliche bedeutung der annäherung zuzugestehn und demgemäfs nicht zu sagen 'für jemanden' sich vereinigen, sondern zunächst 'zu jemandem', und dann ohne zwang 'mit jemandem'? die gezwungenheit der annahme W.s sieht man namentlich bei verbis, die noch ganz klar den begriff der 'bewegung nach' enthalten, wie *duatgaggan*, *dugawindan sik*, *nehva qiman*, *gamotjan*, auch noch bei *gabindan*. weniger klar ist das freilich, wo verba der ruhe in betracht kommen, wie *atstandan* uä. aber von diesen gibt W. selbst zu, dass auch ihre comitative geltung wenig klar ist. — *miþ* in verbaler verbindung sieht W. (s. 86) als reines adverb an. mir scheint aber eben der dativ, den die verba erfordern, zu beweisen, dass sie composita sind, dh. so weit man bei präfigierten verben überhaupt von zusammensetzung reden kann. ob der dativ vorangeht oder folgt, entscheidet gar nichts.

Nach der erörterung des comitativs schliefst W. eine recapitulierende übersicht an (vor- und nacherinnerungen enthält sein buch überhaupt beinahe zu viele!), um zu widerholen, dass dem gotischen dativ die bezeichnung der örtlichen richtung vollständig fehle. nur die verba *qiþan* und *rodjan* machen ihm doch bedenken; aber er hilft sich, indem er sagt: 'diese beiden verba selbst deuten doch trotz des deutschen *zu* auf eine rege anteilnahme des überdies immer persönlichen objectes hin'. diese beiden verba, und überhaupt alle verba dicendi, zeigen aber so recht deutlich, dass eigentlich nicht abzusehen ist, was mit der ableugnung der örtlichen beziehungen gewonnen sein soll. etwa der fortschritt des germanischen gegenüber den anderen sprachen? der ist sehr problematisch. im slavischen sind doch dieselben verbindungen alle ebensogut gebräuchlich — und doch spricht W. hier (s. 90) von einer 'rein örtlichen anwendung des casus auf slavischem boden'.

Noch deutlicher als in den bisher besprochenen fällen häufen sich die aus W.s annahme entspringenden schwierigkeiten bei der instrumentalen anwendung des dativs, welche W. selbst reich und bei dem vollständigen mangel eines würklich comitativen dativs auffallend nennt. dass die entwicklung des got. instrumentals, die sich zb. im arischen kreise aus der comitativen richtung klar vollzieht, eine ganz andere ist, hat W. bereits s. 81 in der einleitung zu den comitativen functionen behauptet, und er trachtet sie hier eingehend darzustellen. seine

argumentation ist nicht ganz leicht zu verfolgen, was an sich schon ihr allzugekünsteltes gepräge verrät.

Ihm bleibt natürlich auch der instrumentale dativ zunächst casus des interesses. aus dieser function entwickelt er sodann die der beziehung (respectus), für welche im griech. der accus., im eranischen, lat. und slav. schon der instrumental eintritt. in fällen wie Mc. 6, 25 *ni maurnaiþ saiwalai izwarai hva matjaiþ, nih leika izwaramma hve wasjaiþ* sieht er den übergang vom 'interesse' zur 'beziehung', ja man könne unter umständen geradezu zweifelhaft sein, ob ein reiner dat. des interesses, oder ein solcher der beziehung vorliege, wie eben in dem citierten belege — und 'so oder ähnlich ist es vielfach'. es folgt die 'erweiterung der sphäre des meist persönlichen dativ nach der richtung des sächlichen', und der 'vorläufer des instrumentals' (dh. der halb unentschiedene interessen- und beziehungscasus) führt 'von dem immer weitere kreise in seinen bereich ziehenden dativ deutlich zum instrumental' hinüber. das heifst doch wol: nachdem sich der dativ in einer function des instrumentals, (nämlich als casus der beziehung) festgesetzt hatte, übernahm er 'nach dem formellen erlöschen dieses casus' auch die anderen functionen desselben, 'das ganze gebiet des würklichen instrumentals', namentlich die des mittels — 'soweit nicht die dem dativ fremde rein äufserliche comitative bedeutung in betracht kam' — und immer noch, 'ohne dass man in jedem einzelnen fall etwa noch die grundlage des alten casus des interesses nachweisen könnte'.

Man muss wider zugestehn, dass diese entwicklung würklich sehr fein gedacht ist; aber man wird auch fragen : wozu alle diese schwierigkeiten, wozu die absolute leugnung rein örtlicher beziehungen, wenn sich doch der instrumental aus dem comitativ und der comitativ aus der räumlichen annäherung so ungezwungen herleiten lässt? die beispiele, die dann W. für die innige berührung des 'interesses' mit der 'beziehung' anführt (*fullaweis fraþjam, leitils wahstau, swes galaubeinai, unkunþs wlita, unleds ahmin, barn wistai* usw.), lassen diese berührung eben nicht erkennen, aufser man tritt mit der vorgefassten meinung an sie heran. das gekünstelte dieser ableitung zeigt namentlich auch die behauptung W.s (s. 93) : 'selbst bei *kaufen für* (*bugjan* mit dem instr. dat.) ist das *für* = 'an stelle' ursprünglich doch bezeichnung des interesses; der hingegebene preis . . . ist zunächst das, um dessen willen (!!) der kauf geschieht'. das ist doch einmal rein subjective auffassung! und dabei muss W. zugeben, dass selbst solche ableitung 'durchaus nicht überall durchführbar ist, dass man vielmehr in den meisten dieser fälle einfach die idee des festgewordenen instrumentals würksam sieht', der dann auch solche functionen übernimmt — uzw. oft selbst gegen den vorgang des urtextes

— die dem wesen des dativs ganz ferne liegen — da der got. dat., der eigentlich nie zum locativ und ablativ wurde, sondern nur scheinbar deren functionen vertritt, sich zu würklichem instrumental ausgestaltet hat. (belege folgen s. 97—116.)

Sehr interessant sind auch W.s erwägungen über den dat. beim comparativ und den sogenannten absoluten gebrauch des casus. den dat. beim comparativ erklärt er (s. 96 und dann wider 116 ff), so weit es sich um vergleiche mit personen handelt, noch als deutlichen casus des interesses — also 'nicht so wie es im arischen, im griech. und lat. [W. hätte auch sagen können : im slavischen] heifst : gröfser von einem andern aus, sondern gröfser für einen andern, dh. was, so weit es diesen zweiten angeht'. doch leugnet er (s. 117) die möglichkeit nicht, 'dass neben der dativischen auch die instrumentale richtung bestimmend gewesen sei', aber erst in weiterer entwicklung, zb. im ags. und an., und (s. 96) 'sobald die vorstellung des persönlichen zurück, die des sächlichen in den vordergrund tritt'. da aber im got. (s. 117) 'es jedenfalls nicht ein zufall ist, dass der ausdruck des verglichenen gegenstandes im dativ fast durchweg eine person bezeichnet', so ist nach W. (s. 96) für würklichen got. instrumental hier kein raum' — und W. hätte den dat. beim compar. folgerichtig vor dem instrumentalen einreihen sollen.

Ähnlich verhält sich die sache bei dem sogenannten absoluten dativ. auch diesen erklärt W. für einen reinen dativ des interesses, worin ich ihm mehr als bei allen anderen erscheinungen beizustimmen geneigt bin. er geht, gewis unanfechtbar richtig, von constructionen aus, in denen das particip eigentlich nicht absolut, sondern an ein (folgendes) pronomen angelehnt ist, wie zb. Mt. 9, 28 *qimandin þan in garda duatiddjedun imma þai blindans*; oder es wird das pronomen widerholt, zb. Mt. 27, 17 *gaqumanaim þan im qaþ im Peilatus* (griech. anders : συνηγμένων οὖν αὐτῶν εἶπεν αὐτοῖς ὁ Πειλᾶτος). das pronom. wird dann auch aufgegeben, aber oft bleibt die construction immer noch conjunct, nicht absolut, zb. Luc. 7, 42 *ni habandam . . . baim fragaf.* endlich ermittelt W., uzw. ohne jeden gröfseren zwang auch in nicht direct conjuncten, scheinbar absoluten dativen reine beziehungen des interesses, uzw. in allen bis auf fünf fälle, von denen er wider ganz richtig einen (Mc. 1, 32) für einen rein temporalen, einen anderen (Joh. 6, 18) als instrumental, die restlichen drei (Luc. 3, 1. Röm. 9, 1. 1 Cor. 5, 4) als unebenheiten erklärt, in denen der übersetzer bei complicierten perioden des urtextes 'daneben greift', ohne dass die tatsache erschüttert wäre, dass er den griech. casus absolutus nur dort durch den sogen. absol. dat. widergab, wo derselbe als casus der beteiligung zu rechtfertigen oder zu erklären ist, während er in fällen, wo er kein persönliches interesse herausfühlen konnte,

anders übersetzt, nämlich durch conjunctionen oder mit der präposition *at* als zeitpartikel. mit rücksicht auf den zuletzt angeführten umstand hätte W. auch den sogen. absoluten dativ besser vor dem instrumental behandelt.

Im buche folgt nun ein überblick über den präpositionslosen dativ, zugleich als übergang zu der darstellung der präpositionalen casus. dem dativ an sich wird abermals entschieden jede örtliche bedeutung abgesprochen. gleichwol ist der got. dativ bis zu einem gewissen grade würklich der vertreter aller örtlichen casus; denn alle die verhältnisse, welche im arischen und andern zweigen durch den locativ, instrumental, ablativ ausgedrückt werden, bedürfen der vermittlung des dativ, aber 'nur in verbindung mit präpositionen'. dies ist nun ein offenbares paradoxon, und dessen gewicht wird noch durch die tatsache erhöht, dass im got. der dativ bei den präpositionen auffallend alle andern casus in den hintergrund drängt, während die verwanten idg. sprachen keine (echten) präpositionen mit dem dativ kennen. aber W. meint jeder schwierigkeit die spitze abgebrochen zu haben mit der erklärung : im gotischen ligt das örtliche ausschliefslich und allein in der präposition (die eigentlich ortsadverb ist); der casus bleibt seinem wesen treu und ist auch da überall ausdruck der beteiligung, des interesses! während zb. der lat. abl. *urbe* an sich schon 'von der stadt aus' bedeutet, und die allenfalls hinzutretenden ortsadverbia *ex, ab, de* (*urbe*) nur die nähere art dieses 'von der stadt aus' angeben, kennt das got. nur ein 'heraus — für' die stadt (dh. was der stadt gilt oder sie angeht). — deshalb kann der dativ als casus der beteiligung, die doch unter allen umständen gleich bleibt, bei allen örtlichen adverbien stehn, wie er auch tatsächlich für alle örtlichen verhältnisse eintritt.

Das ist nun jedesfalls wider gut und scharf gedacht, erregt aber trotzdem mannigfache bedenken. 'beim ablativ, locativ, comitativ', sagt W. selbst (s. 146 oben), 'enthält der casus selbst die örtliche beziehung, und letztere wird nur bisweilen durch ein hinzutretendes adverb, welches allmählich zur präposition wird, gehoben oder in ihrer besonderen art näher bestimmt'. sollte das nicht auch beim dativ der fall sein? umsomehr als W. selbst scharfsinnig nachgewiesen hat, dass der dativ wol nicht direct zum ablativ, locativ, comitativ wird, aber doch ihre functionen übernimmt? und konnte die locat., ablat., comitative function beim dativ nicht ebenso fest geworden sein, wie es W. selbst von der instrumentalen zugibt? und dann sagt W. s. 152 wider vom griech. genitiv mit *παρά, πρός*, dass 'darin der begriff der trennung lediglich durch den genitiv (also doch wider durch den casus selbst!) zum ausdruck kommt, die präposition nur die nähe und die richtung bezeichnet'. also nur der got. dativ hat die eigenschaft jede örtliche beziehung irgend einem

anderen factor neben sich zu überlassen, während sonst in den sprachen die casus alle diese rolle selbst übernehmen? doch nein; nicht blofs der got. dativ; auch der accus. gleicht ihm in dieser beziehung; auch der acc. überlässt die örtliche beziehung der präposition (= ortsadverb), denn der acc. ist erst recht 'farblos und vertritt in unbestimmtester weise die nicht übliche stammform' (s. 150). dann sollten aber präpositionaldativ und präpositionalaccusativ ganz promiscue gebraucht werden können! und dem ist doch nicht so, sondern der präp. accus. steht ausschliefslich in fällen, wo prononciert das bedürfnis hervortritt, die richtung 'wohin' zu bezeichnen! und dies scheint mir auf einer vorausgehnden entwicklungsphase der accusativgeltung zu beruhen, die wider W. selbst in seinem schlussworte über die idg. casus im allgemeinen ziemlich klar angedeutet hat (s. 452). 'der acc. zeigt . . . lediglich an, dass irgend eine verbindung zwischen handlung und object; zwischen regierendem und regiertem stattfindet . . . in dieser seiner unbestimmtheit verbindet er sich, obgleich durchaus unörtlich, regelmäfsig mit den verben der bewegung, denn die allernächste beziehung gibt bei diesen das örtliche ziel' . . . (und s. 534) 'für die richtung (wurde) die energische zusammenfassung des lebhaften verbs der bewegung mit dem casus der unmittelbarkeit . . . vorgezogen', dh., wie ich unmafsgeblich schliefse: der acc. gewann trotz seiner ursprünglich ganz indifferenten natur sehr bald die bedeutung des örtlichen zieles einer bewegung. mit dieser bereits gewonnenen färbung trat er auch im verein mit näherbestimmenden ortsadverbien auf, und es ist bei denselben ebensowenig der ausdruck der richtung wohin nur auf rechnung der ortsadverbia zu setzen, als die verschiedenen functionen beim präp. dativ nur auf die ortsadverbia zurückzuführen sind. so dürfte denn auch gotisch ursprünglich in jeder präpositionalen verbindung das meiste im casus liegen, in der präposition nur die nähere bestimmung, um so mehr als W. alsbald zugesteht, dass tatsächlich rein präpositionale verbindungen entstanden sind, in denen der dativ . . . 'seinem eigentlichen wesen in erstaunlicher weise untreu geworden ist' (s. 147)[1].

W. teilt dann die präpositionen ein in solche der trennung, der richtung, der ruhe. die der trennung haben immer den dativ, was W. als neuerlichen beweis der richtigkeit seiner theorie ansieht, 'denn wie könnte derjenige casus, der nie die trennung bezeichnet . . . gerade der einzige und regelmäfsige vertreter dieser richtung werden?' aber er hat ja doch selbst früher gezeigt, wie der dativ zum vertreter der ablativischen function

[1] die tmeses, auf welche sich W. bei *miþ* und deutschen verbis (ich trete ihm *bei* uä.) beruft, beweisen nichts mehr und nichts weniger, als dass die präpos. ursprünglich adverbien waren.

wird, die doch ebenso fest geworden sein konnte, wie die von ihm zugegebene instrumentale!

Die der ruhe haben ebenso regelmäfsig den dativ, weil 'die gefahr fern lag, diesen im sinne eines locativs zu fassen'. richtig ist wider, dass auch die locative function des casus früher sich festgelegt haben konnte. — bei der 'richtung wohin', behauptet W., sei der dativ 'am schwächsten vertreten — wenn wir von dem einzigen *du* absehen'; aber eben dieses *du* wigt nahezu alle übrigen präpositionen auf, und so ist auch W.s deduction, dass der dativ nicht ursprünglich örtliche richtung bezeichnen konnte, sehr schwach begründet.

Die meisten übrigen präpositionen der richtung haben den accus. usw. namentlich in solchen fällen, wo dieselben präpositionen mit dem dativ die ruhe bezeichnen. diesen wichtigen punct (den unterschied des accus. auf die frage wohin? und des dativs auf die frage wo?) erklärt W. an dieser stelle etwas zu flüchtig. beide casus könnten eigentlich ganz promiscue gebraucht werden; da jedoch 'der einzige casus, welcher an sich geeignet schiene, die richtung zu bezeichnen, wenn er würklich örtlicher natur wäre, der dativ, dies verschmäht, so bleibt der accus., welcher noch weniger örtlich ist'. — störend wirken dieser erklärung — die eigentlich keine erklärung ist, da man, um sie überhaupt zu begreifen, auf W.s fundamentalsatz zurückgehn muss, dass der casus eigentlich n i c h t s, das verb und das localadverb a l l e s sind — die belege für die präposition *in* entgegen, welche unzweifelhaft auch mit dem dativ die richtung bezeichnet. auf den präpos. casus mit *in* findet W. (s. 224) die gesamtwürkung des locativs der verwanten sprachen (wo? und wohin?) übertragen. für die richtung wohin, die 'ihren ausdruck lediglich durch die betreffenden verba der bewegung' findet, tritt der farblose accus. ein: 'mit w e n i g e n a u s n a h m e n, wo die grenzen ziemlich in einander verfliefsen' [erste hintertür!], wenn (s. 225) 'die körperlich örtliche richtung nach einem ebenso materiellen oder e b e n s o m a t e r i e l l g e d a c h t e n [zweite hintertür!] ziel' ausgedrückt werden soll. handelt es sich aber darum, 'keine körperlich örtliche, sondern eine z w e c k r i c h t u n g' zu bezeichnen, oder enthält das wesen der v e r b a a n s i c h, selbst bei anscheinend örtlicher richtung, eine gewisse intensität, lässt es eine gewisse innere beteiligung, eine m e h r b e w u s t e, b e a b s i c h t i g t e [dritte hintertür!] richtung auf das ziel erkennen, so tritt der casus des interesses, der beteiligung, der dativ ein. W. behauptet, dass alle belege dieses *in* c. dat. entweder 'einen dieser gesichtspuncte aufweisen', oder aber — und hier erst gibt er nach meiner ansicht die einzig richtige erklärung —, dass im got. überhaupt die r u h e n d e auffassung mafsgebend bleibt. es ist eben der würkliche dativ der r u h e bei verbis der b e w e g u n g: statt zu sagen w o h i n fallen, w o h i n kommen, sagt man nämlich mit antici-

pation des resultates der bewegung wo auffallen, wo ankommen, und es ist ganz überflüssig und jedesfalls überflüssig gekünstelt, im dativ in solchen fällen noch den casus des interesses zu sehen.

Auf das übrige detail der darstellung der präpositionalcasus, die ganz sachgemäfs einen grofsen teil des buches ausmacht (s. 145—313) einzugehn, verbietet der verfügbare raum; nur der dativ mit *du* erfordert noch eine besondere erwähnung.

Dass *du*, welches einzig der örtlichen richtung (ob nun concret oder übertragen als zweckrichtung) dient, dass dieses *du* nur mit dem dativ auftritt, findet W. bei seiner theorie natürlich sehr wunderbar. und doch muss er zugeben : '*du* ist der sinnliche doppelgänger des blofsen dativ, uzw. auf seiner ganzen laufbahn. der blofse dativ bezeichnet eine rein geistige richtung (dies verfängliche wort entschlüpft hier W. offenbar ohne absicht!) in vorwiegend persönlichen verhältnissen und im sinne eines interesses; *du* ist der materielle vertreter der gleichen richtung; es bezeichnet ebenfalls die zweckbeziehung, aber in nicht persönlicher verbindung' . . . wenn aber *du* nur der materielle vertreter des dativs ist, so ist eben der dativ wenigstens in nicht materiellem sinne casus der richtung. die nichtmaterielle geltung hat sich aber überall auf materieller grundlage entwickelt! das örtliche will W. natürlich nur dem *du* zuschreiben und behauptet, gerade dies *du* beweise, dass der dativ selbst kein casus der richtung sei, weil er dieses zeichens nicht entraten kann, wo die letztere auszudrücken ist. aber er zeigt weiter, dass auch bei *du* 'die blofs örtliche richtung gegenüber der des zweckes fast zurücktritt', und übersieht, dass er also für *du* c. dat. eine ganz genau parallele entwicklung vom rein örtlichen zum übertragenen sinne statuiert, wie man sie auch beim präpositionslosen dat. wol am richtigsten wird voraussetzen müssen. endlich, wenn etwas die ursprüngliche identität des blofsen dativs mit dem dativ mit *du* (uzw. im unzweifelhaft örtlichen sinne!) geradezu handgreiflich beweisen kann, so ist es die tatsache, dass das verbum *qiþan* im got. texte gerade so oft mit als ohne *du* erscheint uzw. in völlig gleichem sinne. W. bemüht sich zwar (s. 296—306), einen unterschied zwischen beiden zu ermitteln — und die art wie er es tut, erweckt bewunderung für seine sorgfalt und die schärfe seiner beobachtung —, aber einen würklichen unterschied beweist er trotz alledem nicht. höchstens könnte man sagen, dass der eintritt der präposition den ausdruck etwas plastischer macht, dass man dabei die wendung des sprechenden zum angesprochenen sozusagen mit der hand greifen kann, während der blofse dativ etwas schwächer, abgeblasster ist. in diesem sinne höchstens mag gelten, was W. mit den worten ausdrückt, dass *du* 'den nichtamtlichen unterhaltungston' bezeichnet (s. 302).

Nachdem W. alle 'örtlichen und halbörtlichen verhältnisse

zum gegenstand dieses 1 teiles seiner casussyntax gemacht, muss er nun auch über den ablativartigen und instrumentalartigen genitiv sprechen, da es (s. 314) 'ein weites gebiet halb örtlicher halb geistiger beziehungen' gibt, 'die recht eigentlich die domäne des ablativs bildeten', die jedoch der gesamte germanische kreis, so weit sie nicht eine präpositionale vertretung mit dem dat. finden, meist hat 'im genitiv aufgehen lassen'; mehr noch: 'der genitiv hat durch diese verbindung neue zeugungskraft gewonnen, er hat sich ... ein gebiet auf verbalem boden erobert', den partitiv (neben einigen anderen functionen). eine klare sonderung des eigentlich genitivischen und des ablativischen ist natürlich undurchführbar, die grenzen verfliefsen innerlich völlig: 'ein ausgeprägter casus der angehörigkeit, wie es der idg. genitiv ist, enthält implicite die beiden scheinbar entgegengesetzten pole: angehörigkeit und trennung'. nebstdem hat der gen. einen wenn auch kleinen bruchteil des instrumentals in sich aufgenommen.

Ablativischen nebencharakter sieht W. schon im einfachen subjectiven gen. dieser ist ihm 'im eminenten sinne casus der angehörigkeit, aber auch, was damit innig zusammenhängt, der des ausgehns; er trägt in sich den unverkennbaren keim einer reichen entwicklung im ablativischen sinne'. so weit stimm ich W. unbedingt bei; aber W. täuscht sich, wenn er meint, dies sei eine eigenart des gen. im ganzen germanischen kreise, die ihn von allen ähnlichen erscheinungen der verwanten sprachkreise abhebe; denn diese eigenschaft hat der subjective genitiv eben in allen unseren verwanten sprachen. auch der partitive genitiv ist ein casus der angehörigkeit (possessiv), aber mit betonung des ausgehns von, wie schon daraus ersichtlich ist, dass er im ahd. ganz gewöhnlich durch die präp. *von* ersetzt wird. während jedoch bei diesen zwei arten von genitiven die ablativische richtung nur nebenbei zur geltung kommt, gibt es andere fälle, wo das ablativische 'die führung übernimmt', so bei: von etwas heilen, reinigen, etwas bedürfen, entbehren, sich vor etwas vorsehen, schämen, dann bei adjectiven wie *framaþs, freis, laus, wans*, bei subst. *þaurfts, wan.* die genitive sind übrigens nicht in allen fällen gleich, wie W. (s. 331) selbst richtig anerkennt; es sind genitivi separationis, copiae, inopiae, causae zusammengeworfen. keineswegs handelt es sich aber, wie W. (s. 329) erinnern zu müssen glaubt, 'immmer um geistige beziehungen'. aber richtig ist wider was auf s. 332 steht: 'es kann nicht stark genug betont werden, dass vielfach mehrere auffassungen zusammenfliefsen, so die partitive und ablativische, die ablativische und die instrumentale ... so dass schliefslich der verbale genitiv teilweise eine der verwickeltsten erscheinungen in der anwendung der casus darstellt ... so hat sich ... eine eigene feste genitivische verbalsphäre gebildet': der genitiv wird rein zum casus des objectes. wenig aufklärend ist, was W. (s. 333)

als erklärung versucht: 'während der accus. das object blofs als solches, der dativ als besonderes lebhaft betroffenes hervorhebt, macht man bei dem genitivobject gewissermafsen emphatisch wie auf etwas eigentlich unerwartetes aufmerksam, für das gleichwol hier raum sei; der eindruck der spannung kann in vielen solchen fällen nicht weggeleugnet werden' (??). viel besser ist die weitere 'allgemeine bemerkung' (s. 334): 'das idg. zeigt in verschiedenen zweigen die eigentümliche neigung, eine objecthandlung nicht nach ihrer richtung auf das object hin, sondern wie eine beziehung, die vom object ausgeht und gewissermafsen auf das subject zurückgeht, zu betrachten; ebenso wird oft bei rein örtlichen verhältnissen nicht das subject in seinem verhältnis zu dem in rede stehnden object, sondern von diesem aus das verhältnis zum subject berücksichtigt'. diese erklärung ist unanfechtbar; mit ihr kommt man, wo es mit der partitiven auffassung nicht geht, überall aus: der genitiv bezeichnet den ausgangspunct des verbalen vorganges und ist also überall ablativisch, uzw. ganz unzweifelhaft von rein örtlicher grundlage aus, die freilich wie alle örtlichen verhältnisse, dann auch ins abstracte übertragen wurde. so hätte es W. bereits bei *skaman sik* uä. verben sagen können, so ist es auch bei den übrigen objectiven verben, die er an dieser stelle (s. 334) endlich einmal auch in gruppierender übersicht anführt.

In einzelnen fällen geht die ablativische auffassung ebenso natürlich in eine instrumentale über, wie der latein. ablativ die instrumentale function übernommen hat. dies ist namentlich bei verbis des füllens, sättigens, geniefsens, gebrauchens der fall, sowie auch bei entsprechenden adjectiven, wobei man nicht selten auch noch partitive function herausfühlen kann. nie steht übrigens im got. der genitiv rein für den instrumental des mittels. häufiger sind adverbiale genitive, die W. auch vorwiegend als instrumentale ansieht, obwol er (s. 354) ausdrücklich bemerkt, dass ihre auffassung verschieden sein kann. den abschluss bildet der 'auffallende' genitiv bei der präposition *in*, in welchem W. 'ein halb nominales, halb partitiv ablativisches verhältnis' sieht; eine eingehndere deutung verweist er in den 2 teil seines werkes.

In jedes weitere detail einzugehn ist hier auf dem eng begrenzten raume unmöglich. so muss auch die nachprüfung der 'probe', die nun W. am ags., an., ahd. und mhd. macht, unterbleiben. sie bewegt sich in dem über das got. entwickelten ansichtenkreise, und W. findet natürlich seine theorie überall bestätigt. dass er dabei den eigentlich deutschen zweig zu kurz kommen lässt, ist bereits oben gesagt. sonst zeichnet jedoch diesen abschnitt seiner arbeit dieselbe strenge methode, derselbe scharfe blick der beobachtung, dasselbe streben nach genauigkeit der logischen deduction aus, wie den vorangehnden hauptteil des werkes — mit derselben eigentümlichkeit, vielfach subjectives

bedenken und widerspruch zu erregen, und mit derselben fülle mannigfacher belehrung für den leser, in dem der wunsch rege wird, auch den versprochenen zweiten teil des buches recht bald in die hand zu bekommen [1].

Zingst a. d. ostsee, 28 august 1896. V. E. Mourek (Prag).

Gotisches elementarbuch. von dr W. Streitberg, o. ö. professor der indogermanischen sprachwissenschaft an der universität Freiburg in der Schweiz. [Sammlung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte. hsg. von dr W. Streitberg, 2.] Heidelberg, Carl Winters universitätsbuchhandlung, 1897. 8°. xii u. 200 ss. — 3 m.

Wir alle oder doch die meisten, welche der jüngern germanistengeneration angehören, verdanken unsere erste kenntnis des gotischen der Gotischen grammatik Braunes. dieses vortreffliche werk, dessen stete verbesserung sich der autor bei jeder neuen auflage angelegen sein lässt, bedarf keines lobes. Streitberg hat deshalb selbst das bedürfnis empfunden, das publicum darüber aufzuklären, wie er dazu kam mit einem lehrbuch gleicher art vor die öffentlichkeit zu treten. 'während Braunes Gotische grammatik überall vom buchstaben ausgeht, ist mein ausgangspunct stets der laut'. ich glaube nicht, dass damit der unterschied beider bücher glücklich gekennzeichnet ist. St. hätte besser darauf hingewiesen, dass er die lautlehre vergleichend behandelt. die got. laute werden auf die urgermanischen zurückgeführt und die entsprechungen der urgerm. laute im got. angegeben. darin besteht die eigentümlichkeit seines werkes und das gibt ihm seinen wert. wer nicht in der lage ist, vorlesungen über got. und germ. grammatik zu hören und an das got. hauptsächlich mit linguistischen interessen herantritt, dem sei St.s Elementarbuch empfohlen, das von dem pädagogischen talent seines verf. beinahe überall zeugnis ablegt. alle andern, insbesondere freunde knapperer darstellung, haben keinen grund von Braune abzugehn. ich werde mich bestreben im folgenden, so gut es geht, von einer vergleichung der beiden bücher abzusehen; manchmal wird dies freilich nicht möglich sein.

Was die darstellung der lautlehre betrifft, muss ich mich hier kurz fassen [2]. in den litteraturangaben s. 19 vermiss ich Kräuter Zur lautverschiebung. — woher weifs man (vgl. s. 21), dass *ει* im 3 jh. 'e n g e s' *ī* war? — s. 22 wird die schreibung *au* für

[1] es sei mir gestattet, hier einen irrtum zu berichtigen, der mir in der besprechung von Wustmanns Verba perf. im Heliand (Anz. xxi 200) untergelaufen ist, wo ich Wustm. beistimmend sage, dass 'Streitbergs trennung des perfectivierenden und localen *ga-* ungerechtfertigt ist'. ich hatte übersehn, worauf mich Streitberg selbst freundlich aufmerksam gemacht hat, dass er diese beiden *ga-* tatsächlich n i c h t s c h e i d e t. V. E. M.

[2] ich setze mich Zs. 41, 369 ff mit St.s ansichten über got. aussprache auseinander.

ǒ dadurch erklärt, dass im vulgärlatein *au* vor *u* der folgenden silbe zu *å* geworden sei. allein selbst wenn dies richtig wäre [1], so ist für die erklärung der got. orthographie nichts gewonnen. denn in *Agustus* wird dieses angebliche *å* durch *a* widergegeben. — s. 25 anm. 2 wird behauptet, man dürfe, 'wie ESievers und EsTegnér N. Tidskrift for filologi n. r. vii 304 ff erkannt haben', aus schreibungen wie *Abraham* gegenüber Ἀβραάμ nicht auf die natur des got. *h* schliefsen, da Wulfila für hebräisches ה und ח stets *h* schreibe, während א und ע unbezeichnet bleiben. das ist ganz verkehrt [2]. 'erkannt' hat diese vermeintliche tatsache nicht Tegnér, sondern OHoppe Tidskr. 6, 245 ff. Tegnér hat diese 'erkenntnis' mit guten gründen Tidskr. 6 (nicht vii wie St. schreibt), 304 ff bekämpft. Tegnér führt das *h* von *Johannes* und *Abraham* auf lat. einfluss zurück, in den andern (4) fällen beruhe es auf einer orthographischen theorie Wulfilas.

In der flexionslehre gestattete der rahmen des Elementarbuches keine bedeutende abweichung von den bisherigen darstellungen. allein St. hat sich die sache nicht leicht gemacht, der aufmerksame beobachter erkennt beinahe bei jedem artikel die selbständige durcharbeitung des materials. es gelingt auch St., in einigen puncten kleine versehen Braunes zu berichtigen [3]. besondere sorgfalt ist auf die constatierung der würklich belegten und auf die vollständige aufzählung der seltenen formen verwendet. allein St.s bemühen ist nicht immer von erfolg gekrönt. es ist ihm offenbar entgangen, dass Ernst Schulze in der seinem Gotischen wörterbuch Züllichau 1867 angehängten flexionslehre ihm vorgearbeitet hatte. mit hilfe dieses freilich mit vorsicht zu benutzenden buches [4] gebe ich folgende berichtigungen.

Dass die 1 sg. ind. des mediopassivs der st. verba nur einmal belegt sei, ist falsch. es fehlt *fraqimada* ἐκδαπανηθήσομαι ii Cor. 12, 15. zu den belegen für die 1 pl. ind. füge man *þreihanda* θλιβόμεθα ii Cor. 1, 6, zu den belegen für die 1 sg. opt. *fragibaidau* χαρισθήσομαι Philem. 22 und *anaqiþaidau* βλασφη-

[1] St.s ansicht geht wol in letzter linie auf Seelmann zurück, der Ausspr. d. lat. s. 223 dem sporadisch für AV erscheinenden A ohne ersichtlichen grund den lautwert *å* zuerteilt. die einschränkung auf die stellung vor *u* hat St. wol mit rücksicht auf die romanischen sprachen gemacht. diese weisen aber auf reines *a* zurück, vgl. Meyer-Lübke Gramm. d. rom. sprachen i s. 53 § 29.

[2] ich sehe davon ab, dass Sievers überhaupt nicht in der Tidskrift über die sache gesprochen hat. es ligt wol nur ein unglücklicher ausdruck vor und St. hat wahrscheinlich irgend eine mündliche mitteilung im auge. ebenso unterlässt er eine nähere quellenangabe s. 32, wo er Sievers schöne und überzeugende deutung der auslautenden *-b(s)*, *-d(s)* mitteilt.

[3] § 146 4 belege für gen. *gawairþeis*, § 161 anm. n. pl. von *weitwoþs* nachgewiesen (war auch in der 2 aufl. von Braunes Gr. erwähnt), § 206 ein zweiter beleg für *þriskan*, §§ 203—210 gröfsere consequenz in der angabe der nur mit präfixen vorkommenden verba. § 215, 2 drei belege für die 2 sg. imp. der 4 schw. classe.

[4] die Uppströmschen lesungen konnte Sch. nur zum teil verwerten.

μοῦμαι I Cor. 10, 30. da St. das dreimal belegte *qiþaits* Mc. 11, 13. 14, 14, Luc. 19, 31 übersehen hat, gibt er an, dass die 2 du. opt. nicht belegt sei und klammert im paradigma *nimaits* ein. — erwähnt konnten auch die belege für die 2 pl. ind. pass. werden, sie sind nicht so häufig: *þreihanda* II Cor. 6, 12 (zweimal), *tiuhanda* Gal. 5, 18, *fraletanda* Luc. 6, 37.

In dem verzeichnis der st. verba der 2 classe fehlt *biugan*, unter den verben der 5 classe *rikan* (belegt ist *rikis* R. 12, 20, möglicherweise gehört das wort zu cl. 4), ferner *ligan* und *gawigan* (belegt durch *gawigana* Luc. 6, 38). falsch ist die behauptung, dass von *gaskapjan* nur präsensformen belegt seien; in wahrheit kommt nur éine präsensform (Eph. 3, 9) vor, während das prät. ind. 3 mal, das prät. opt. 1 mal und das part. prät. 5 mal belegt ist. gänzlich unbegründet ist der zweifel, ob *skaþjan*, *wahsjan* und *hlahjan* auf eine stufe mit *hafjan* und *fraþjan* zu stellen seien. präsensformen von *(ga)skaþjan* sind belegt Luc. 4, 35. 10, 19, präteritalformen II Cor. 7, 2, Gal. 4, 12, Col. 3, 25, Philem. 18. von *wahsjan* sind präsensformen öfters belegt, das prät. *wohs* ist Luc. 1, 80. 2, 40, das part. prät. *uswahsans* Joh. 9, 21. 23 zu finden. von *hlahjan* kommt das part. präs. *hlahjandans* Luc. 6, 25, das prät. *bihlohun* Mt. 9, 24, Mc. 5, 40, Luc. 8, 53 vor.

Es ist nicht richtig, dass verba, deren präteritum nicht belegt ist, nur nach dem zeugnis der übrigen germ. dialekte in die reduplicierenden classen eingereiht werden können (s. 101, § 211). wenn wir die participialformen *unsaltan* Mc. 9, 50, *usalþanaizo* 1 Tim. 4, 7, *anapragganai* II Cor. 7, 5, *ufblesans* I Cor. 4, 6, Col. 2, 18 finden, so müssen wir doch schliefsen, dass wir es mit starken verben zu tun haben und müssen sie zu den reduplicierenden rechnen, weil sie in keine ablautsclasse hineinpassen. es ist auch schwer zu sagen, wieso die andern germ. dialekte für *usalþan* und *anapraggan* zeugnis ablegen können, wenn St.s meinung nicht etwa dahin geht, dass diese dialekte im verein mit dem got. die tatsache erhärten, dass verba mit stammhaftem *a*, auf welches liquida- oder nasalverbindung folgt, nicht zur 6 ablautsreihe (*faran*) gehören. das zeugnis der andern germ. dialekte bildet den einzigen entscheidungsgrund nur bei *ushlaupan*, *stautan*, *waldan*, *blandan*, *blotan*, die nach den belegten formen auch schwache verba der 3 cl. sein könnten, und — allerdings blofs indirect — bei *þlaihan*, das auf das got. beschränkte betrachtung der 5 cl. der st. verba zuweisen dürfte. — s. 102 fehlt *faian*, das im index als red. verbum bezeichnet ist. in der übersicht s. 103 vermisst man die 3 cl. der schw. verba. — s. 106 § 216 anm. 1 werden als die einzigen belege für *ei*-formen der mehrsilbigen *ja*-verba nur *mikileid* Luc. 1, 46 und *riqizeiþ* Mc. 13, 14 angegeben. übersehen sind *weitwodeis* Joh. 8, 13; *weitwodeiþ* 3 sg. Joh. 8, 18. 15, 26, Sk. 4c. 6c; 2 pl. Joh.

15, 27. vielleicht wollte St. ursprünglich nur die dreisilbigen verba mit kurzer mittelsilbe anführen. — unter den formen von *wait* war auch der infinitiv *witan* Mc. 7, 24, I Cor. 11, 3, Gal. 3, 2 anzuführen. — s. 97 § 201 anm. 2 wird gelehrt, dass vor dem *t* der 2 sg. prät. alle labiale zu *f* und alle gutturale zu *h* (*ƕ*) werden, *magt* wird als unregelmäfsig bezeichnet. allein das 'unregelmäfsige', 8 mal vorkommende *magt* ist die einzige belegte form eines verbs auf *-g*, beispiele für die 2 p. prät. von verben auf *-k* und *-þ* mangeln vollständig. dass die regel im urgerm. gegolten hat, ist natürlich keine frage. es hätte auch erwähnt werden sollen, dass *saisost* Luc. 19, 21 der einzige beleg für die 2 sg. prät. eines verbum purum ist.

Für die declinationslehre beschränk ich mich auf folgende bemerkungen [1]. § 145 anm. 4 : *fadrein* kommt nur im n. a. pl. undecliniert vor, im dat. heifst es immer *fadreinam*, auch in n. pl. erscheint einmal das declinierte *fadreina* II Cor. 12, 14. — § 146. *gawi*, *hawi*, *hiwi*, *taui* gehören zu den kurzstämmigen, der wechsel von *aw* und *au*, resp. von *au* und *o* in der declination war zu erwähnen. — § 147. *snaiws* kann auch *i*-stamm sein. — § 150. da St. *þusundja* für eine dualform hält, hätte sie hier angemerkt werden sollen. — § 157 fehlen die drei nominative auf *-ein* (§ 34 a werden sie fälschlich auf *-eini*-stämme bezogen). — § 178. im nom. f. kommt nur *ainnohun* Phil. 4, 15 vor [2]. — § 180. von den cardinalzahlen wird doch nur *ains* wie ein st. adj. decliniert. — § 184 anm. 1. St. ist so fest davon überzeugt, dass *grunduwaddjus* II Tim. 2, 19 masc. ist, dass er in meiner bemerkung Beitr. 16, 318 anm., aus der er vermutlich zuerst diese tatsache erfahren hat [3], ein zugeständnis an eine von jeher feststehnde lehre zu sehen wähnt. — § 194 steht bedauerlicherweise *fimftaihunda* statt *fimftataihunda* und es fehlt der ausdrückliche hinweis auf die flexionslosigkeit des ersten gliedes. — in ein elementarbuch, das auch philologischen interessen dienen will, gehört die angabe, dass neben dem im A. T. belegten *twa þusundja* Mc. 5, 13 *twos þusundjos* vorkommt. — zu § 195 vgl. Braune § 147 a. 1. — § 231 fände man gern ein wort über die quellen unserer kenntnis der got. accentuation. —

[1] auch hier scheint St. vollständige aufzählung der selteneren formen udgl. angestrebt zu haben, ohne sein ziel zu erreichen. zu den langstämmigen *ja*-masc. § 146 füge man *silbasiuneis* und *faurstasseis*, zu den *w*-stämmen § 147 *lew*, § 159 fehlt *fraujinonds* (vgl. Luc. 2, 29), dagegen hätte St. *fraweitands* und *midumonds* anzweifeln können mit rücksicht auf § 244 a. 1, wo freilich bessere beispiele zu geben waren. § 164 *ugkara* ist nicht belegt. § 177 *ƕoh* ist auch als acc. belegt (I Cor. 15, 30). § 194 fehlt der hinweis auf die bildung der zwischenzahlen zwischen den dekaden (vgl. Luc. 15, 7). andere kleinigkeiten übergeh ich.

[2] es ist wol schreibfehler, wie umgekehrt *ainohun* im acc. sg. masc.

[3] wer von der sache schon weifs, kann sie auch bei Grimm Gr. III 429 finden, aber weder Gabelentz-Loebe, noch Schulze, noch LMeyer, noch Heyne, noch Schade haben sie dort gefunden.

§ 233 wird wider die falsche lehre vorgetragen, dass nur langstämmige *a*- und *i*-stämme den stammvocal in der compositionsfuge synkopieren. dabei wird ohne ersichtlichen grund *guþ* als ursprünglich consonantischer stamm und das *u* von *þuthaurn* als lang bezeichnet, *þiumagus* und *niuklahs* werden ignoriert. auch die regel über die *ja*-stämme ist nicht ausnahmslos, vgl. einerseits *freihals*, anderseits *hrainjahairtans* Mt. 5, 8.

Etwas knapp ist der dritte hauptteil ausgefallen; St. hat ihn mit richtiger selbsterkenntnis nicht 'syntax' sondern 'syntaktisches' genannt. dass er Braunes litteraturverzeichnis nicht einfach abdrucken wollte, ist sehr begreiflich, aber für den besitzer des Elementarbuchs erwächst daraus die notwendigkeit, sich auch Braunes Grammatik anzuschaffen [1]. auf St.s syntax einzugehn, muss ich mir versagen, nur einen seltsamen fehler, der sich auch noch im glossar der letzten auflage von Heynes Ulfilas findet, möcht ich berichtigen. § 244 a. 1 wird *inwitoþs* I Cor. 9, 21 als particip bezeichnet. in wahrheit ist *inwitoþs* ἔννομος aus *in* und *witoþ* zusammengesetzt, ein adj. nach art von *afguda*- oder *ufaiþja*-. schon Bernhardt z. st. hat das richtige angedeutet.

Die lesestücke sind gut ausgewählt und — soweit mir meine nachprüfung ein urteil gestattet — correct abgedruckt. nur Sk. II a hätte angegeben werden sollen, dass *leik is* conjectur für *leikis* ist, vgl. Uppström z. st.

Wien, 15 december 1896. M. H. JELLINEK.

Deutsche metrik nach ihrer geschichtlichen entwicklung von FRIEDRICH KAUFFMANN. neue bearbeitung der aus dem nachlass dr AFCVilmars von dr CWMGrein herausgegebenen 'Deutschen verskunst'. Marburg, NGElwert, 1897. VIII u. 235 ss. 8⁰. — 3,60 m.

Bei Vilmar-Greins 'Deutscher verskunst' war eine erneuerung eine weit schwierigere aufgabe, als bei Vilmars Deutscher grammatik. ein metrisches lehrbuch, rein dogmatisch, ohne begründung und abwehr, ohne innere fragezeichen, — man darf zweifeln, ob der versuch heute schon erfolgreich ausfallen konnte. K. ist frischen mutes ans werk geschritten und hat gar manchen gordischen knoten, der sich der lösung oder lockerung widersetzte, mit schnellem hiebe durchhauen.

Von den gelehrten, die das vorwort nennt, hat wol Minor, wenn ich recht sehe, am meisten mit K.s ganzer richtung gemein. es äufsert sich nebenbei auch darin: das 'volkstümliche' wagt sich bei K. nicht recht hervor. und wo das wort 'deutsch'

[1] ich erlaube mir hier zu Braunes liste zwei schriften nachzutragen: VilhUppström Gotiska bidrag in Upsala universitets årsskrift 1868 und EWilhelm De infinitivi linguarum sanscritae ..... goticae forma et usu, Isenaci (1873).

mit nachdruck gebraucht wird, da hat es einen akademischen beigeschmack. zb. klopstockische verse, die nur ein Deutscher von ansehnlich hohem bildungsgrad überhaupt als verse zu lesen und zu fühlen vermag, sind 'ganz deutsch' (§ 169). das volle, verklärende licht fällt nicht auf die folgenreichste metrische tat des vorigen jhs. — dass sich die kunstpoesie wider mit den volksmäfsigen formen in zusammenhang setzte —, sondern auf die 'germanisierung' des hexameters und auf die freien verse. darum ist nicht Goethe, sondern Klopstock der heros des buches geworden [1].

Wichtiger ist dies : der 'ausdrucksvolle vortrag' ist für K. wie für Minor das worauf es ankommt; 'der der poesie eigene rhythmus kommt nicht beim singen und nicht beim scandieren zum ausdruck' (§ 3). während sich aber Minor als empiriker an den tatsächlichen ausdrucksvollen vortrag der modernen bühne hält, finden wir bei K. vortragsarten angedeutet, die dem ref. wenigstens bisher nicht begegnet sind; zb. § 166:

heràus in éure Schàtten, rége Wípfel
des àlten hèilgen, dichtbelàubten Háines.

da ich in der mislichen lage bin, dass mir K.s accentuierungen nhd. verse selten richtig und sachgemäfs erscheinen, hab ich ein gefühl von schwankendem boden, wenn ich lese, dass eben der vortrag, über den man schon bei lebenden versen so verschieden denken kann, den 'ausgangspunct für die metrische untersuchung' zu bilden habe (§ 3).

Radicaler als Minor, verweist K. den tact aus dem metrischen gebiete; 'tactfrei aber gleichförmig widerkehrende wortfüfse' lautet die geheimnisvolle formel für den vers (§ 5). demgemäfs setzen sich die versbilder, zwar nicht consequent aber doch weit überwiegend, aus dem zeitlich neutralen symbole × zusammen. die aufgabe, die sich Sievers beim altgerm. verse gestellt hatte: die rhythmen zu fixieren, soweit sich dies bei vermeintlich irrationalen zeitproportionen erreichen liefs, kann nach K.s anschauungen nicht mehr in betracht kommen. das versmafs hat nichts mehr, was man mit fug 'geordneten rhythmus' nennen könnte. es ist bezeichnend, dass die sätze, die in den §§ 4 und 169 dem wesen des poetischen rhythmus gelten, auch für die prosa zutreffen : auch die prosa 'besteht aus nichts anderem als aus klopstockschen wortfüfsen, dh. aus einem dominierenden rhythmischen hauptaccent und sich angliedernden nebentonigen und unbetonten silben' (s. 156).

K.s stellung zu etlichen der historischen fragen sei kurz angedeutet.

[1] gerade die moderne deutsche verskunst setzt im wesentlichen das fort, was Goethe in den 1770er jahren begründet hatte. bei K. tritt das vor den klopstockischen neuerungen in schatten.

Beim stabreimverse finden wir eine abart des fünftypensystems, mit eigenartiger begründung (§ 23 f), mit der annahme, dass im typus A die quantität der beiden hebungssilben freigegeben sei (§ 25), und mit einer viel weitern fassung des begriffs 'schwellvers' (§ 27). — bei Otfrid trägt K. seine neuen ansichten vor, wonach dreihebige verse wie *joh réht minnonti* zu lesen sind (§ 47 f); s. u. s. 338. — die 'überlangen' frühmhd. verse fasst K. als 6—8 hebige langzeilen (§ 62). — der altdeutsche reimvers in bausch und bogen ist 'dipodisch', dh. die eine hälfte der hebungen ist stärker, die andere schwächer. 'monopodie' kommt erst mit Opitz. Klopstock und zeitgenossen fangen dann wider an, auch fremde versarten dipodisch zu bauen (§ 169). — für die mehrsilbige senkung auch im 13 jh. tritt K. sehr energisch ein (§ 139 f). — die Hans Sachs-verse list K. nicht iambisch; er wagt auch zb.:

in dem wintèr der lánczknecht háuffen (§ 147)
als der káisèr rit áus (§ 144).

Opitzens neuerung wird demgemäfs als ärmung aufgefasst. die §§ über Rebhun, Weckherlin, Opitz ua. (§ 150 ff) seien als die besten und klarsten des buches besonders hervorgehoben. — composita wie *obsiegen*, meint K. § 163, werden seit Klopstock unbedenklich als ⏗ × × in den vers gestellt : *wóltätig ist des feùers mácht.* — das grundsätzliche verhältnis der deutschen nachbildungen zu den antiken schemata wird § 164 ff mehr umgangen als klar formuliert. nach § 154 teilt K. die herkömmliche meinung, dass gewisse griechische mafse für uns deshalb nicht nachbildbar sein, weil wir das accentuierende versprincip haben. § 202 heifst es von hexametern Vossens, AWSchlegels, Platens, sie seien zu 'antik-regelmäfsig'; worin das grofse misverständnis, die selbstteuschung dieser dichter lag, konnte nicht gezeigt werden, weil dafür der begriff des tactgeschlechtes notwendig wäre. —

Man wird K.s buch gern und widerholt zur hand nehmen, um sich mit den oft so originellen ansichten des autors bekannt zu machen. der charakter eines lehrbuches kommt m. e. dem werke nicht zu. die allgemeinen definitionen sind fast durchweg selbst für den fachmann schwer verständlich, oft bis zur dauernden rätselhaftigkeit. aber sie stehn auch in zahlreichen widersprüchen zu einander. nach den ersten §§ müste man eine völlige umstürzung aller bisherigen metrischen begriffe erwarten, ein neuaufbauen der methode von grund aus. aber das tritt nicht ein. die 'wortfüfse' geben unversehens die leitung an die versfüfse ab (§§ 22, 55 uö.). auch der 'tact' spielt da und dort herein. verse, die für den gesang bestimmt sind, werden nur § 10 anm. 2 zurückgewiesen, 'weil wir die melodie nicht kennen', — im weitern verlaufe werden sie genau nach der art der unsangbaren verse behandelt. die lehren des buches hängen nicht zusammen.

die beseitigung des *μέτρον* aus der *μετρικὴ ἐπιστήμη* ist auf halbem wege stehn geblieben[1].

Aber ich zweifle, ob ein andrer von denselben voraussetzungen aus bis zum ziele vorgedrungen wäre. so lange die auffassung herscht, dass rhythmen, dh. zeitproportionen, in die metrik nicht hingehören; so lange man mit dem schlagworte des 'sprechverses' die naheliegende erkenntnis abweist, dass die gesprochenen und die gesungenen rhythmen wesensgleich sind, und dass auch die freie declamation, genau wie der künstlerisch freie gesang, die festen zeitwerte nur verschleiert, nicht aufhebt, — so lange wird man über compromisse und unsicheres tasten nicht hinausgelangen. —

Zu einem capitel, das aufserhalb der umstrittenen principienfragen ligt, will ich noch ein paar bemerkungen geben: zu reim und versmafs bei Otfrid.

K. sagt § 38 (womit zu vergleichen Zs. f. d. phil. 29, 24): 'männlicher und weiblicher reim sind streng auseinander zu halten. ..... und zwar hat der männliche reim (*homoeoteleuton*) seine stelle in den lateinischen rhythmen, der zweisilbige weibliche reim in den leoninischen hexametern. ... Otfrid hat ... die männlichen reime der rhythmen mit den weiblichen der leoninischen verse verschmolzen'. ich glaube vielmehr, dass sowol der einhebige wie der zweihebige reim (diese namen ziehe ich vor) dem nämlichen vorbilde, dem dimeter iambicus, ihr dasein verdanken. man halte nebeneinander:

1)	*turbida* : *robora*	*filu fram* : *sune zam*
	numero : *calculo*	*redino* : *oboro*
2)	*flammiger* : *Lucifer*	*nidiri* : *ebini*
	graciliter : *minaciter*	*samanon* : *theganon*
	inruptio : *correptio*	*berahta* : *worahta*
	cecini : *reddidi*	*redina* : *selida*
	spiramina : *agmina*	*habeti* : *sageti*

[1] daran krankt auch die terminologie. zb. der ausdruck 'tactfüllung' ist treffend, sobald man dem verse ein ideales tactmafs zugesteht, in welches der sprachliche stoff gleichsam hineingelegt wird. wem aber der vers einfach eine verbindung von wortfüfsen (sprachlichen kola) ist, der kann doch logischer weise nicht von 'fufsfüllung' sprechen: sollen sich die wortfüfse mit sich selbst anfüllen? — noch einen punct will ich erwähnen. unsere metriker haben ja mit erfolg darauf hingewürkt, das zwischen den beiden schwestern, der tonkunst und der verskunst, ein hoher zaun aufgerichtet werde, und von K. möchte ich nicht behaupten: 'er låt iedoch die stigelen unverdürnet'. aber ist das nun zu loben, wenn ausdrücke, mit denen man von der musik her einen bestimmten begriff verbindet, in der verslehre in ganz anderm sinne gebraucht werden? so bei dem worte 'tempo'. wenn in einem musikstück auf eine reihe von viertelnoten eine reihe von achtelnoten folgt, spricht kein mensch von einem wechsel im tempo. 'tempo' bezeichnet den absoluten mafsstab, nicht die verhältnismäfsige dauer der einzelnen teile. bei K. erscheint das wort in der andern bedeutung — dazwischen allerdings auch einmal richtig (§ 30).

3) *numina* : *lumina* *worahtun* : *forahtun*
sonantibus : *cantibus* *githageta* : *sageta*.

dh. bei Otfrid wie bei seinem vorbilde finden wir den einhebigen reim 1), den zweihebigen 3), und verschiedenartige stufen des überganges 2). sobald Otfrid den schritt tat, seine verse nicht blofs auf x́ × | x̀ zu schliefsen, wie sein lat. vorbild, sondern auch, und zwar weit überwiegend, auf –́ | x̀, waren die zweihebigen reime wie *lante* : *halte*, *funtan* : *stantan*, *saxun* : *maxun* für ihn gegeben. dass es für diese reime ein besonderes vorbild, und zwar den leoninischen hexameter, gebraucht hätte, ist um so weniger anzunehmen, als ja der leon. hex. nicht das rhythmische muster für den klingenden schluss –́ | x̀ abgeben konnte. die reimart *saxun* : *maxun* folgt unmittelbar aus der cadenz –́ | x̀, ebenso wie die reimart *worahtun* : *forahtun* aus der cadenz x́ × | x̀.

Der satz 'männlicher und weiblicher reim sind streng auseinander zu halten' wird gerade durch Otfrids reime, die ein sehr breites übergangsgebiet aufweisen, widerlegt. auf diesen satz aber hatte K. zum guten teil seine hypothese abgestellt, dass sich bei Otfrid sehr viele dreihebige verse fänden (Zs. f. d. phil. 29, 23 ff). leider habe ich die beweisführung dieses aufsatzes nicht verstanden: es entgeht mir bei den meisten schlussfolgerungen, wieso sie aus dem vorher gesagten herauswachsen[1]; auch die eigentümliche terminologie bleibt mir dunkel[2], und bei vielen versgruppen weifs ich nicht, wo man schliefslich die hebungen hinsetzen soll (vgl. anm. 1). so kann ich nur auf ein paar puncte hinweisen, die K. nicht beachtet oder nicht gebührend gewürdigt hat, und die, wie ich glaube, entscheidend gegen seine theorie sprechen.

Die annahme hatte guten grund, dass versschlüsse wie *nirsmáhetin* deshalb so überaus selten sind (Wilmanns § 83), weil sie sich der natürlichen sprachbetonung nicht genau anschmiegen. K. erklärt s. 26, davon könne keine rede sein; und so list er *ér irbléichetà*, *joh wíson héimortès*, *ward wóla ménnisgòn* usw.,

[1] ein beispiel: s. 44 werden verse wie *thiu arma múater min* (P *mín*), *nu wird thu stúmmer sar* (P *sár*) angeführt; darauf heifst es: 'diese verse legen die vermutung nahe, dass der hauptictus des zweiten tactes markiert worden, der erste ictus des verses unbezeichnet geblieben sei. folglich (!) sind auch verse wie *so sun zi múater scal*, *ih druhtin férgon scal* als dreihebig nicht zu beanstanden'. daneben halte man s. 43: 'aber auch in den auf ein einsilbiges wort schliefsenden, männlich reimenden, stumpfen versen ist von Otfrid offenbar stets die erste hebung durch den rhythmischen accent ausgezeichnet worden. was vor der ictussilbe steht, ist als auftact gedacht'. wie will denn nun K. verse wie die hier angeführten gelesen wissen?

[2] zb. sehe ich nicht, nach welchen objectiven merkmalen die grenze zwischen den 'zwei tacten' des otfridischen kurzverses bestimmt wird. K. geht nämlich von dem merkwürdigen satze aus: 'einig ist man ja längst darüber, dass wir den otfridschen vers als zweitacter aufzufassen haben' (s. 33).

in grofser menge (s. 26—30). allein da erhebt sich die frage: warum hätte Otfrid diese schlüsse nur in dreihebigen versen und fast nie in vierhebigen gebraucht? diese frage, auf die doch alles ankommt, finden wir bei K. nicht einmal gestellt.

Wenn Otfrid den dreihebigen vers als eine vollberechtigte form pflegte, so wäre zu erwarten, dass in seiner umfänglichen dichtung zahlreiche verse vorkämen, die aus sprachlichen gründen nur dreihebig gelesen werden können, denen man nur bei verletzung der sprachlichen quantität die vier hebungen geben könnte. bekanntlich aber finden sich solche verse nur in äufserst geringer zahl (Wilmanns § 77) und fast nur im ersten buche: ein genügender beweis, dass Otfrid keine dreihebigen verse bauen wollte. das ganz andere verhalten der frühmhd. gedichte ist nicht zu verkennen : der Merigarto, die Wiener genesis usw. bringen viele verse, die schlechterdings nur drei hebungen tragen können; verse wie *so er gote gizam*, *wib ode man* begegnen in Otfrids grofsem werke nicht ein einzig mal. indem K. diesen unterschied mit keinem worte erwähnt, glaubt er den nachweis geführt zu haben, dass die frühmhd. poesie hinsichtlich der dreihebigen verse gleich zu beurteilen sei wie Otfrid.

'Geschichtswidrig' nennt er die ansicht, die den frühmhd. versbau nicht einfach aus dem otfridischen erwachsen lässt, sondern mit gewissen überlebseln der vorotfridischen technik rechnet (s. 49). dieser tadel hätte doch nur unter der voraussetzung einen sinn, dass die erhaltenen deutschen gedichte aus dem 9—11 jh. die gesamte production jener zeit darstellen. nun kann man aber vernünftiger weise nicht bezweifeln, dass neben der kirchlichen eine weltliche deutsche poesie hergieng; und dass diese von dem ältern versbau genau ebenso weit abwich wie Otfrid, das müste uns K. erst bewiesen haben.

Berlin, 26 februar 1897. ANDREAS HEUSLER.

Geschichte der isländischen geographie von TH. THORODDSEN. autorisierte übersetzung von AUGUST GEBHARDT. erster band : Die isländische geographie bis zum schlusse des 16 jahrhunderts. Leipzig, BGTeubner, 1897. 8⁰. XVI u. 238 ss. — 8 m.

Dieses buch wird den deutschen lesern eine ungewöhnliche erscheinung sein. der verfasser ist naturforscher und schreibt doch geschichte, er ist ein gelehrter und schreibt eine populäre darstellung in breiter, gemeinverständlicher abfassung. beides ist durch seine nationalität erklärlich. der verfasser ist Isländer, der ganzen bevölkerung ist historischer sinn angeboren, und die niedrige volkszahl sowol als die geringen standesverschiedenheiten bewürken, dass man in seinen publicationen das ganze lesekundige publicum vor augen hat. in diesem fall ist das als ein vorteil anzusehen. es verleiht der darstellung auch durch ihre form das interesse der neuheit, und da sie keine vorkenntnisse voraussetzt,

werden die leser bequem in dieses für sie fremde gebiet eingeführt. das lesen wird sich auch lohnen. T. schreibt lebhaft und unterhaltend. als specialist wird er den deutschen fachmännern bekannt sein, und seine vieljährigen untersuchungsreisen in Island werden hoffentlich bald als endresultat eine geologische karte ergeben. ganz natürlich hat er nun auch gewünscht, eine geschichtliche übersicht über die geographie der insel zu geben.

Diese aufgabe hat er mit energie, praktischer umsicht und gesunder urteilskraft gelöst, und er bewältigt die betreffende, weit verstreute und verschiedenartige litteratur, was um so mehr zu rühmen ist, als das buch hauptsächlich in Island ausgearbeitet ist. der hier vorliegende erste teil zerfällt in drei abschnitte: I) Berichte über Island vor seiner besiedelung; II) Vorstellungen über Island vor der reformationszeit; III) Die reformation, schmähschriften über Island, selbsterwachen der Isländer.

Unter I) findet man eine auseinandersetzung der alten frage Thule-Island, und die identität wird zunächst (im anschluss an Müllenhoff) natürlich verneint, es hat aber sein interesse, hier alle einschlägigen quellenzeugnisse in ausführlichem referat zu haben. — abteilung II) gibt eine kurze übersicht über die entdeckung Islands durch die Norweger und über das geistige leben in dem goldenen zeitalter der isländischen litteratur. mit recht hebt der verf. die unbedingt nationale entwicklung der isländischen geistlichkeit als ein hauptmoment hervor, wozu teils eine eigentümliche verbindung gelehrter ausbildung und weltlicher macht bei den häuptlings-geschlechtern, teils die völlige verschmelzung der niederen geistlichkeit mit der masse des volkes kommt. — unter den älteren ausländischen beschreibungen von Island ist hervorzuheben die genaue beschreibung der isländischen springquellen und gletscher bei dem bekannten dänischen geschichtsschreiber Saxo grammaticus; man hat auch hier ein zeugnis von unmittelbarer mitteilung an ihn isländischerseits. — die 1558 in Venedig erschienene, viel debattierte reisebeschreibung der gebrüder Zeni umfasst auch Island, T. aber constatiert mit gutem grunde, dass die völlige unzuverlässigkeit dieses bestrittenen werkes als erwiesen betrachtet werden kann, nachdem prof. OBrenner aus der kgl. hof- und staatsbibliothek zu München die originale karte des Schweden Olaus Magnus von 1539 hervorgezogen hat, auf welche das buch grofsenteils gebaut ist. — mit recht weist der verf. (wie vorher schon GStorm) die vermutung ab, dass Columbus auf seiner angeblichen reise nach Island erkundigung über die frühere entdeckung der nordleute von Amerika (Vínland) eingezogen haben kann, ja er ist sogar geneigt, den ihm zugeschriebenen bericht für erdichtet anzusehen.

Die darstellung der isländischen verhältnisse im 16 jh. wird für deutsche leser besonders interessant sein; in diesem zeitraum war nämlich der isländische handel fast ausschliefslich in den

händen der Hanseaten (insbesondere Hamburgs), wie es in einer specialuntersuchung von EBaasch erläutert ist; so verdankt man denn auch einem Deutschen aus dieser zeit die erste auf eigene ansicht gestützte beschreibung der insel, das niederdeutsche gedicht Van Island des Gories Peerse (neulich durch WSeelmann instructiv herausgegeben im Jahrb. f. niederd. sprachforschung 9, 110 ff). der verf. lässt übrigens Peerse recht widerfahren, trotz dem tone des buches, der bewürkt hat, dass das werkchen, seit seiner ersten publication 1561, bis es vor kurzem durch neudruck zugänglich gemacht wurde, als unübertroffen an unzuverlässigkeit gegolten hat. in der tat findet man hier über die natur des landes, die tierwelt und die producte ungemein genaue mitteilungen, die einwohner aber sind ohne sympathie geschildert, ja mit solchen ausdrücken bedacht, dass man insofern mit grund das buch als eine schandschrift bezeichnen kann. als solche wurde es von dem 'vater der isländischen renaissance', dem gelehrten isländischen pfarrer Arngrímur Jónsson, aufgefasst, und das kleine buch hat so indirect Jónssons wichtige antiquarisch-geschichtliche schriften veranlasst, die dazu bestimmt waren, den zeitgenossen eine richtigere auffassung des landes und volkes zu geben.

Als derartiger schriftsteller erhält AJónsson, dem übrigens naturwissenschaftlicher sinn gänzlich fehlt, eine gewisse bedeutung in der isländischen naturforschung, und da es bisher an einer lebensbeschreibung dieses vielleicht berühmtesten gelehrten Islands gebrach, hat der verf. es unternommen, sowol dessen biographie als die seines freundes und verwanten, des bekannten bischofs Guđbrandur Thorláksson, welcher bedeutung für die isländische chartographie hat, seinem buche einzufügen. diese schilderungen, die mit sachkenntnis und gutem urteil abgefasst sind, wird jeder forscher der isländischen litteratur mit freude empfangen, und es lässt sich nach dem plan des buches wol verteidigen, dass sie hier ihren platz gefunden haben.

Selbstverständlich muss der verf. sich ausführlich mit den isländischen handelsverhältnissen beschäftigen, da diese immer für die bewohner eine grofse rolle gespielt haben und von eingreifender bedeutung für die geschichte des landes gewesen sind. in dieser wie in jeder hinsicht steht die zeit des freistaates (bis 1264) als das goldene zeitalter da. wenn der rückgang der nationallitteratur ungefähr mit dem verlust der selbständigkeit zusammentrifft, ist dies doch kaum so sehr dieser begebenheit zuzuschreiben, als der veränderten geschmacksrichtung, die in der letzten hälfte des 13 jhs. von süden aus über Norwegen einbrach.

Schon im 13 jh. war der isländische handel mit dem auslande nur gering. in dem unterwerfungsvertrage bedangen die Isländer sich von dem norwegischen könig eine jährliche zufuhr

von 6 schiffen aus. dass dieses, wie der verf. die stelle, im anschluss an den ausgezeichneten kenner Islands KvMaurer, verstehn will, nicht buchstäblich aufzufassen ist, sondern in der bedeutung, dass der könig niemals verbieten dürfte, dass wenigstens 6 schiffe jährlich nach Island giengen, kommt mir unwahrscheinlich vor. in der folge wurde der isländische handel als regal betrachtet, und viele verbote wurden erlassen, im 15 jh. besonders gegen englischen handel, im 16 gegen deutschen, bis mit anfang des 17 jhs. das dänische handelsmonopol durchgeführt wurde. dieses beurteilt der verf., wie die übliche ansicht ist, sehr hart. vielleicht würde doch ein specialstudium der geschichte des isländischen handels eine mildere auffassung herbeiführen und zeigen, dass der bis ende des 18 jhs. andauernde rückgang des landes nicht durch die handelsverhältnisse verursacht ist, die kaum anders geregelt werden konnten, wenn den verschiedenen gegenden des landes eine gleichmäfsige proviantierung, vorschüsse in schlechten jahren usw. gesichert werden sollten, dass dagegen als haupturs ache naturrevolutionen und die dürftigen, wenig ausgenützten erwerbsquellen des landes, besonders der durch mangel an capital und einsicht immer mehr degenerierende landbau, gelten müssen, — übelstände, die erst mit dem grofsen materiellen aufschwung unseres jahrhunderts haben erleichtert werden können.

Von berichtigungen im einzelnen hab ich nicht vieles zuzufügen, und verchiedenes von dem hier berührten beruht auf später publicierten einzeluntersuchungen. s. 21, 23 ist 15 jh. druckfehler für 13 jh. (richtig dagegen s. 16, wo doch die schrift besser nach Storm Monumenta hist. Norv. hätte citiert werden sollen). — zu dem s. 21 genannten mönche Þjóðrekr kann bemerkt werden, dass er gewis nicht diesen namen getragen hat; selbst nennt er sich Theodoricus, was wahrscheinlich Þórir entspricht (vergl. Norsk hist. tidsskrift III R. 3). — s. 30 wird dieselbe localität Vínverjadal und Hvinverjathal genannt, Hvinverja- ist vorzuziehen. — s. 41 anm. 3 definiert der verf. *klerkr* etwas ungenau, da das wort auch wie clericus einen geistlichen bezeichnen kann. — die mehrmals citierte computistische schrift 'Rýmbegla' ist mit *í* statt *ý* zu schreiben. — die s. 49 besprochene *útiseta* (wenig correct mit draufsen liegen übersetzt) ist wahrscheinlicher geisterbeschwörung als wahrsagen aus den sternen. — *sólarsteinn* (s. 51) kann wol kaum etwas andres als linse (brennglas) sein. — s. 55—56 wird das als ein wunder Islands bei mehreren älteren autoren erwähnte brennbare treibeis angeführt. die legende ist wahrscheinlich dadurch zu erklären, dass das treibholz durch friction in brand geraten ist; wenigstens erzählt man davon noch heutzutage in den betreffenden landschaften, und diese erklärung findet sich schon in dem reisebuche Olafsens und Paulsens aus dem vorigen jh. (s. 548). — s. 62 ist Saxo als wahrsch.

Roskilder geistlicher angeführt, er scheint aber doch Lund angehört zu haben (vgl. Arkiv f. nord. filol. 12, 222 ff). — s. 91, 2 sind sicher die worte 'nicht schlecht' zu streichen (das original hatte allerdings *gott*, aber wie es scheint mit ausgefallenem *eigi*). auf derselben seite wird eine karte von Island erwähnt, wo an der südwestlichen spitze des landes die unverständlichen wörter *Madher* und *Coas* vorkommen — sollten sie *maður* und *kona* sein, entsprechend den strandfelsen *karl* und *kerling* auf der Reykjaneshalbinsel? — s. 112, 11 scheint 'Indien' schreibfehler für 'Vinland' zu sein. — bisweilen bekommen die dänischen personennamen ein sonderbares aussehen, weil sie islandisierte oder latinisierte form beibehalten haben, zum beispiel bischof 'Erik von Drontheim' (s. 138) für 'EBredahl', bischof 'Paul Matthiasson' (s. 189 ff) für 'PMadsen', 'Resenius' und 'Kragius' für 'Resen' und 'Krag'. da s. 236 die altbekannte volkssage von einer grofsen schlange in dem see Lagarfljót berührt wird, kann es vielleicht interessieren, dass seit alters ein entsprechender aberglaube für den norwegischen see Mjösen geherscht hat (vgl. Norsk hist. tidsskrift III R. 1, 116 f).

Die neu-isländische sprache mit ihrem grofsen wortvorrat, reichtum an redensarten und eigentümlichen wendungen ist für ausländer nur schwierig zugänglich, um so mehr als lexikalische hilfsmittel zum teil fehlen. eine im ganzen so gute übersetzung wie diese verdient alle anerkennung. dass alle attributiven ausdrücke, phrasen udgl. überall ganz genau widergegeben werden, ist nicht zu erwarten. einige ungenauigkeiten, die ich, ohne die übersetzung im einzelnen mit dem original verglichen zu haben, antraf, werde ich mir in der anm.[1] zu berichtigen erlauben.

[1] s. 21, 34 *Naddodr*, l. *Gardarr* (das orig. *hann*); s. 27 ff *-hverf*, l. *-hverfi*; s. 29, 21 und 201, 13, die interpunction muss geändert werden ('meines wissens diesen namen' und 'Þorkel, trotzdem — hatte; es heifst doch'); s. 30 anm. 1 wird ein hundert in silber erklärt, ohne rücksicht auf die abhandlung VGuðmundssons 'Manngjöld-hundrað' (Germ. abhandlungen, Gött. 1893), woraus sich ergibt, dass 1 hundrað silfrs = 120 aurar = 15 merkr = c. 550 rm. (oder nach geldwert = c. 5500 rmk.); s. 31, 33 'Þorgerð der stillen' (*lygnu*), l. 'Þ. der lügnerischen'; s. 33, 22 'sich unterrichteten', l. 'ruhig wurden'; s. 37, 8—11 'Þórðr — hörner' ist so widerzugeben: 'Þ. lebte allerdings ziemlich unregelmäfsig . . er und seine zechbrüder balgten sich mit den hörnern und laternen' (als waffen); s. 37, 25 'es — ging', l. 'sie sich in der fremde nicht gut vertrugen'; s. 43 anm. 5 die hypothese über 'Kynn in England' ist nicht glücklich, 'Kynn' ist, wie allgemein angenommen, Lynn oder Kings-Lynn in Norfolk (vgl. s. 75); s. 45 anm. 2, 'stroh' (orig. *stryi*), l. 'werg'; s. 62, 31 'feuerausbrüche', l. 'ausbrüche' (der heifsen quellen); s. 96, 5 'könig Magnus schmitz', l. 'k. M. der liebkosende'; s. 96, 21 'Einmal' l. 'auch'; s. 104, 21 'am sunde', l. 'an den sunden' di. die gegend von Reykjavík; s. 104, 35 'von dem Bergenschen handel', l. 'von der B. taxe'; 119, 25 'auf dem strande' (*fram í eyri*), l. 'auf die halbinsel Hvaleyri dicht bei Hafnarfjörður'. s. 137, 20—21 ist 'den zeitgenossen' zu streichen und statt 'geblieben sein' 'bleiben' zu lesen; 146, 30 die hier genannte 'seekuh' ist ein fabelhaftes wesen (gehört dem isl. aberglauben an); s. 147, 21 'graf Christian', l. 'graf Christopher'; s. 151, 16 'geschlecht der

Schliefslich kann das buch als ein guter führer für geographen und naturforscher, die über die ältere Island behandelnde litteratur aufschluss wünschen, als eine interessante und instructive lectüre für die vielen deutschen freunde Islands, charakterisiert werden. wenn das werk mit einem 2 und 3 teil (bis 1880 fortgeführt) vollständig vorligt, wird es eine fühlbare lücke ausgefüllt haben.

Kopenhagen, märz 1897. KR. KÅLUND.

Det arnamagnæanske haandskrift 310 quarto. saga Olafs konungs Tryggvasonar er ritaði Oddr muncr. en gammel norsk bearbeidelse af Odd Snorresøns paa latin skrevne saga om kong Olaf Tryggvason, udgivet for det norske historiske kildeskriftfond af P. GROTH. Christiania, Grøndahl, 1895. LXXVIII und 156 ss. 8°. — 2,40 kr.

Wir erhalten hier eine neue ausgabe von jener fassung der Olafssaga, welche schon im 10 bande der Fornmannasögur ediert ist, und die Morgenstern in seiner abhandlung Oddr Fagrskinna Snorre mit OA bezeichnet hat.

Die hs. ist norwegisch und zeigt eine reihe von orthographischen eigentümlichkeiten, über welche G. in der einleitung sehr gewissenhaft berichtet. ich hebe hier nur das wichtigste hervor.

Die prät. von verben wie *virða hirða* werden regelmäfsig mit *rð*, nicht mit *rð* geschrieben, während in Reykjaholtsmáldagi sich *ovirþar* neben *virðo* findet. ebenso erscheint bei langer, auf *r* ausgehnder silbe *ð* in *firrðan* von *firra* und in *fegrð*, vgl. *felda* 'fällte'.

Anlautendes *h*, das im norw. bekanntlich schon vorlitterarisch vor *l n r* geschwunden ist, findet sich in dieser hs. sehr oft; die formen mit *h* sind sogar häufiger als die ohne *h*. man ist zunächst versucht, die hs. für isl. zu halten; aber dagegen sprechen die häufigen *œ* und vor allem die consequente verwendung von *ꝍ* für den *ǿ*-laut. Storm hat angenommen, dass die hs. von einem Norweger geschrieben sei, aber nach einem isl. original. G. äufsert die vermutung, dass der schreiber als gelehrter mann

Finnbogar' (vgl. 156, 21 'gesch. der Bogar'), l. 'geschl. des Finnboga, des Boga'; s. 151, 32 'nichts half', l. 'nötig war'; s. 172 anm. 2, die function der isl. 'lögmenn' war eben die, richter zu sein : hier ist von den zwei lögmenn und ihren beisitzern (*lögréttumenn*) die rede; s. 184, 28 'Magnús der weltmann' ist derselbe mann, der s. 155, 24 'M. der stattliche' genannt ist; s. 186, 27 'seines schülers', l. 's. dieners'; s. 190, 39—40 'als streber — erzielt', l. 'oft sich als fürsprecher der dänischen königlichen gewalt erwiesen'; s. 193, 29 'hinten in der scheune', l. 'ostwärts an dem hofplatz'; s. 196, 26 'verbreiten', l. 'erhalten'; s. 200, 16. 27 als 'beisitzer' kann der *ráðsmaður* (der bischöfliche verwalter) nicht widergegeben werden, besser (wie 105, 32) durch 'vogt'. die übersetzung folgt dem original sehr genau; sollte dann nicht s. 207, 5 (nach 'übernahm') eine zeile überschlagen sein ('muste Illuzi zurücktreten, ungefähr gleichzeitig heiratete er, war aber eine zeitlang ohne anstellung')?

einer antikisierenden richtung in der orthographie folgte, und weist darauf hin, dass das *h* gerade in den gebräuchlichsten wörtern wie *lutr*, *laupa* fehlt. man hat aber wol auch daran zu erinnern, dass in den wahrscheinlich isl. Krákumál die formen ohne *h* diejenigen mit *h* überwiegen, und dass auch in isl. hss. unter norw. einfluss das *h* häufig ausgelassen wird, s. FJónsson Litthist. II 154; auch Klockhoff meint in seiner anzeige von G.s buch, Gött. gel. anz. 1896, 411, dass der schreiber ein Norweger war, der sich längere zeit auf Island aufgehalten hat.

Wichtig ist das auf s. XXXIV ff über den gebrauch der sogenannten ags. *p* (*v*) bemerkte. anlautend erscheint *p* gewöhnlich nur in schwach betonten wörtern wie *vera verða*, oder wenn ein proklitisches wort vorausgeht. sonst findet sich im anlaut die schreibung *u* oder *v* für das *v* der normalorthographie. häufiger erscheint das ags. *p* am beginn eines 2 compositionsbestandteiles. im inlaut wechselt es mit *f*, und *v* kommt hier nur ein einziges mal vor. es geht daraus mit sicherheit hervor, dass der schreiber mit *p* einen von *v u* verschiedenen laut bezeichnet hat. wenn ferner im inlaut vor vocal die zeichen *p* und *f* wechseln, aber vor consonant und im auslaut nur *f* verwendet wird, so muss *p* das zeichen für die tönende spirans, *u v* für den halbvocal, und *f* für den tonlosen spiranten sein.

Die folgenden abschnitte der einleitung handeln über das schwierige quellenverhältnis, und G. wendet sich hier vor allem gegen die genannte abhandlung von Morgenstern.

G. sucht zu zeigen, dass A eine directe übersetzung des lat. originals ist, und das ist ihm wol auch gelungen. er führt dafür an die häufige verwendung von *at* mit dem part., das zur widergabe des lat. abl. absol. geeignet ist, ferner eine form wie *Oddineri* (dat.). ansprechend ist auch die vermutung, dass der satz in A *toc hann þa við trausti Þrœnda fyrst at uphafi oc Gauldœla* dem lat. original, das *que* explicativum hatte, näher stehe, als B *ok tók hann þa við trausti Gauldœla at upphafe ok þar með allra Þrenda.* am stärksten spricht aber für den vorrang von A die stelle am schluss des cap. 77, wo von Odds verfasserschaft die rede ist; nämlich der satz *þo at eigi se gert með malsnilld,* der in B fehlt, zeigt, dass hier die bescheidenen worte Odds getreu widergegeben sind.

Morgenstern hat ferner den anhang, der in A und B dem eigentlichen schluss der saga folgt, für einen späteren, nicht von Odd verfassten zusatz erklärt. G. stellt dem eine andere auffassung entgegen. er verweist nämlich auf das cap. 80, wo Odd über seine gewährsmänner und die entstehung des werkes berichtet : *ek synda oc bokina Gitzure hallz syni oc retta ec hana eptir hans rade. oc hafum ver þui halldit siþan.* ob man nun den schlusssatz mit G. übersetzt : 'an dieser form haben wir in den abschriften, welche nachher genommen wurden, festgehalten',

oder mit Klockhoff: 'nachher haben wir keine änderungen noch zusätze im manuscript vorgenommen', jedesfalls ist hier von zwei fassungen die rede, von einer ursprünglichen und einer jüngeren, welche nach der beratung mit Gissur Hallsson angefertigt wurde. G. meint, dass C, wo der anhang fehlt, die ältere redaction repräsentiert, A und B dagegen, welche den anhang haben, die spätere bearbeitung, und dass der anhang von Odd selbst hinzugefügt worden ist. ebenso sei die berufung auf könig Sverrir in A und B bei der schilderung der Svoldr-schlacht (s. 109) — C beruft sich dagegen auf *snotrir menn* — erst nach einer mitteilung Gissurs aufgenommen worden.

Auch das verhältnis Odds zu den übrigen bearbeitungen der Olafssaga stellt sich nach G. wesentlich anders dar als nach Morgenstern. G. meint, dass die Fagrskinna und auch Snorri entweder ein lat. exemplar von Odds werk benutzt haben, oder eine von den uns vorliegenden redactionen unabhängige übersetzung. auch die grofse Olafssaga und mit ihr die Flateyjarbók benutzte neben der Heimskringla eine fassung von Odd, welche zwar A nahe steht, aber nicht identisch ist mit A. dass die Flateyjarbók neben ihrer hauptquelle, der grofsen Olafssaga, eine redaction von B benutzt hat, wird von G. acceptiert.

Es ist schwer, sich aus den widersprechenden meinungen eine eigene ansicht zu bilden, aber G.s untersuchung scheint mir doch insofern den vorzug zu verdienen, als sie die möglichkeit berücksichtigt, dass es neben den vorliegenden redactionen von Odds werk auch noch andere gegeben haben kann.

Wien, november 1896. F. Detter.

Deutsche chroniken und andere geschichtsbücher des mittelalters, herausgegeben von der gesellschaft für ältere deutsche geschichtskunde. [Monumenta Germaniae historica. scriptorum qui vernacula lingua usi sunt tom. I.] erster band. [Deutsche Kaiserchronik.] Trierer Silvester. Annolied. Hannover, Hahnsche buchhandlung, 1895. VI und 145 ss. 4°.

Nur über den zweiten, selbständig paginierten teil des ersten bandes, in dem Kraus den Silvester, Rödiger das Annolied herausgegeben hat, hab ich zu berichten. — als Rödiger die fragmente des Trierer Silvester in dieser zeitschrift zum ersten mal herausgab, suchte er nachzuweisen, dass die legende und der entsprechende abschnitt der Kaiserchronik aus einer gemeinsamen quelle geflossen seien, einer deutschen reimchronik des römischen reiches, und dass diese reimchronik auf einer lateinischen Vita sancti Silvestri beruhe, die in dem Sanctuarium des Mombritius abgedruckt ist. Kraus kommt in gründlicher untersuchung zu folgenden ergebnissen: 1) eine alte reimchronik, die zugleich für den Silv. und die Kchr. quelle gewesen wäre, ist nicht vorauszusetzen, vielmehr beruht der Silv. auf der Kchr. selbst.

2) die Silvesterpartie der Kchr. stimmt in ihrem phrasenbestande mit den übrigen teilen des werkes und dem Rolandsliede vollkommen überein; sie ist also nicht weniger das werk des pfaffen Konrad oder von ihm in allen teilen überarbeitet als andere partien der Kchr. 3) seine quelle war nicht die lateinische vita bei Mombritius, sondern eine andere unbekannte, die der des Mombritius allerdings nahe verwant war. 4) obschon der Silv. auf der Kchr. beruht, lag dem dichter doch nicht ein exemplar der Kchr. vor, sondern er schrieb aus dem gedächtnis. 5) daneben benutzte er die vita des Mombritius, sei es um die gedächtnislücken auszufüllen, sei es um eine als schlecht erkannte überlieferung durch eine authentischere zu ersetzen. — mir scheinen diese ansichten alle wol begründet zu sein; auch der annahme, dass der Silvesterdichter aus dem gedächtnis schrieb, wird man sich schwerlich entziehen können, denn nur sie macht die zahlreichen und willkürlichen abweichungen von der Kchr. begreiflich.

Für die ausgabe hat Kraus eine neue vergleichung der hs. vorgenommen, deren resultat er sehr genau verzeichnet. sein text schliefst sich eng an die überlieferung an. nur die abkürzungen sind aufgelöst und die interpunction hinzugefügt, sonst aber ist die schreibweise der hs. streng bewahrt, auch die übliche quantitätsbezeichnung nicht angewant. den schreiber setzt Kraus nach den eigentümlichkeiten der sprache und schreibung in den nördlichsten teil Ostfrankens (s. 43, 28); woher der dichter war, ist nicht zu bestimmen; denn das material, das übrig bleibt, wenn man die aus der Kchr. entlehnten verse ausscheidet, ist gar zu gering; nur so viel sieht man, dass er kein Baier war (s. 43, 45). die sehr consequente orthographie des schreibers hat Kraus auf s. 39 f genau dargestellt.

Spröder als die Silvesterdichtung hat sich das Annolied gezeigt, und manche schon oft behandelte frage ist auch durch Rödigers angestrengtes bemühen nicht zu einer sichern und befriedigenden entscheidung gebracht. was zunächst das verhältnis zur Kchr. betrifft, so hält R. an der annahme fest, dass sie und der historische teil des A. eine ältere reimchronik als quelle voraussetzen. mit der unbestrittenen ansicht, dass dieser abschnitt mit dem ganzen übrigen gedichte 'offenbar aus einem gusse ist', sucht er sich s. 84 f abzufinden; den einwand Schröders, dass man eine alte reimchronik als grundstock für A. und Kchr. darum nicht annehmen könne, weil die Kchr. in dem beiden dichtungen gemeinsamen teile eine reihe von ungenauen und besonders von archaischen reimen habe, wie sie später in der Kchr. nicht widerkehren, s. 83, 30 f zu entkräften. den positiven beweis, dass beide werke eine gemeinsame quelle voraussetzen, findet er s. 74 f darin, dass bald das eine, bald das andere gedicht die ältere lesart gewähre; ja in dem fragment eines gedichtes von Christi geburt (Kraus Deutsche gedichte nr 1) glaubt

er sogar ein urkundliches zeugnis gefunden zu haben, dass im 3 oder 4 jahrzehnt des 12 jhs. in der gegend von Köln noch die alte gereimte weltchronik vorhanden war (s. 88, 23). — was dies urkundliche zeugnis betrifft, so scheint es mir Kraus in seiner recension (ZfdöG. 1896. s. 233 f) schon mit überzeugenden gründen abgelehnt zu haben, und auch im übrigen vermag ich den ausführungen R.s nur zum teil beizupflichten. unglaublich ist mir namentlich die vermutung, die er s. 78, 15 vorträgt, um die wunderlichen entstellungen, die der traum Daniels in der Kchr. erfahren hat, zu erklären (vgl. auch Kraus aao. s. 232). für unrichtig halt ich auch die ansicht, dass in dem abschnitt über die Schwaben v. 281 f die Kchr. dem A. gegenüber den ursprünglicheren text zeigte (s. 79, 16). freilich wäre es begreiflich, dass der verfasser des A. den herzog Brenne übergangen hätte, aber die darstellung des A. bietet zu dieser annahme gar keinen grund, während die Kchr. ganz deutliche spuren der bearbeitung an dieser stelle zeigt. was im A. v. 279 f richtig von den Deutschen gesagt ist : *ci jungist gewan hers al ci gedinge daz soltin ein êrin brengin,* ist Kchr. 285 auf die Schwaben übertragen, obwol es doch augenscheinlich den zusammenhang unterbricht; und während im A. der name der Schwaben richtig dadurch erklärt wird, dass sie zuerst ihre zelte auf dem berge Suebo aufgeschlagen haben, lässt die Kchr. dies den Caesar tun, wodurch die erklärung des namens unsinnig wird. wir haben im A. nicht, wie R. will, anklänge an die verschmähten verse der Kchr., sondern die Kchr. hat verse, die im A. in verständigem zusammenhange stehn, willkürlich mit fremden bestandteilen versetzt. aber doch : in der hauptsache hat erneute prüfung mich zu einer änderung früher gehegter ansichten geführt und dem standpunct Kettners und Rödigers näher gebracht. zwar halt ich daran fest, dass das Annolied in der Kchr. benutzt ist, daneben aber ist mir eine deutsche dichtung als gemeinsame quelle beider wahrscheinlich geworden. der grund dafür ligt in dem verhältnis von A. v. 503 ff zu Kchr. v. 379 ff. wie allgemein anerkannt ist, findet im A. v. 398 ein sprung in der erzählung statt. der zusammenhang lässt keinen zweifel, dass hier ursprünglich ein abschnitt gefolgt sein muss, in dem wie an der entsprechenden stelle der Kchr. v. 379 von den städtegründungen Caesars und seinen kämpfen gegen Trier in Bellica Gallia erzählt wurde. den umstand, dass diese partie im A. fehlt, während sie in der Kchr. sich findet, erklärte ich früher durch die annahme, dass der Annodichter einen abschnitt seiner lateinischen quelle, weil er seinem zwecke nicht entsprach, ausgeschieden, einiges daraus aber später (v. 495 ff) im anschluss an die gründung von Köln nachgeholt habe. der verf. der Kchr. habe dann nach derselben lateinischen quelle die lücke wider ausgefüllt, von dem abschnitt, in dem das A. die stadtgründungen erzählt, in folge dessen nur den zweiten teil

aufnehmen können (v. 509—518 = Kchr. v. 651—660), aus dem vorangehnden aber doch vorher einige verse benutzt (A. v. 503—505, vgl. Kchr. v. 379 f. 385 f). wäre jedoch diese hypothese richtig, so müsten die verse A. 503—505 im Annoliede in ihrer ursprünglichen fassung stehn; in würklichkeit aber erscheinen sie richtiger und natürlicher im zusammenhang der Kchr. (vgl. auch Schröder zu v. 381. 387). es muss also, wenn der schein nicht trügt, an dieser stelle der Kchr. ein deutsches, von unserem A. verschiedenes gedicht zu grunde liegen, das in freierer weise auch im A. benutzt ist. da nun anderseits daran festzuhalten ist, dass dem dichter der Kchr. doch auch die stelle bekannt war, an der im A. von den stadtgründungen die rede ist — denn nur so lässt sich die erwähnung von Trier und namentlich die von Metz in der Kchr. v. 651 f begreifen (auch R. s. 75, 44 scheint das anzuerkennen) —, so ergibt sich, dass in der Kchr. neben dem A. nicht ein lateinisches buch, sondern ein deutsches gedicht als quelle benutzt ist, das schon dem Annodichter vorgelegen hatte [1]. zweifeln könnte man, ob der dichter der Kchr. selbst die contamination vornahm, oder ob schon vorher das A. aus seiner eigenen quelle interpoliert war.

Da nun die Kchr. in Regensburg zu hause ist, so ligt die vermutung nahe, dass dorthin auch die ältere reimchronik gehört. R. behauptet das s. 82 mit grofser zuversicht. er findet, dass der dichter die Kölner und die Franken durch das weit wärmere, freudigere lob Regensburgs und der Baiern kränke. 'ein Rheinländer hätte schwerlich seine landsleute so herabgedrückt und selbst ein bequemer compilator und ausschreiber würde in diesem falle geschwächt und gestrichen haben'. ich vermag von einer so starken auszeichnung der Baiern gar nichts wahrzunehmen. jedem der deutschen stämme aufser den Sachsen spendet der dichter ein charakteristisches lob. die Schwaben nennt er *redespæhe*, ein lob, das der anteil der Schwaben an der mhd. litteratur bald wolbegründet erscheinen lässt, die Baiern kriegerisch, die Franken edel. 'die edeln heifsen sie', sagt R. s. 81, 39, 'mehr fällt nicht für sie ab!' ja, ist das denn nicht gerade genug nach dem sinne unserer vorfahren? schon durch die stellung, die die Franken in der composition des werkes einnehmen, ist ihnen der erste platz eingeräumt, und die einnahme Triers schliefst Caesars werk in Deutschland ab. auch dass Regensburg v. 296 als eine alte, schon zu Caesars zeiten vorhandene stadt erwähnt wird, fällt auf; der Baier Konrad wuste, dass das nicht richtig sei, er fand anlass zu ändern und erzählt uns später, dass Tiberius die stadt gegründet habe. mit viel besserem recht als einen Baiern darf man einen Franken aus der diöcese Trier für den verfasser der

[1] ähnlich scheint sich Schröder (Kchr. v. 381. 388 anmm.) die sache zurecht gelegt zu haben.

alten reimchronik halten, und diese annahme würde auch in der nahen beziehung unserer gedichte zu den Gesta Trevirorum eine nicht zu verachtende stütze finden. was sie bedenklich macht, ist die seltsame unordnung, in der die Kchr. die rheinischen städte paart; für einen Siegburger wäre sie unglaublich, befremdlich aber auch für einen Trierer. aber kann die verwirrung hier nicht auf schuld der bairischen bearbeiter kommen, ebenso wie die verwirrung im traume Daniels? die darstellung in der Kchr., die dreimalige widerholung des schlechten reimes *guot* : *huote* kann nicht gerade das vertrauen zu einer unversehrten überlieferung heben. gut und für den alten zusammenhang sprechend ist nur der umstand, dass unter allen städten am Rhein Deutz zuerst genannt wird, die nördlichste, der *lüzelen Troie* der Franken zunächst gelegene. wenn die vermutung von Kraus (aao. s. 232 f), dass der verf. der Kchr. die ganze partie aus dem gedächtnis aufschrieb, richtig ist, so würde sich die unordnung in dem losen verzeichnis einzelner namen am leichtesten erklären.

Als quelle des legendarischen teiles sieht R. s. 110, 22 wie der rec. nicht die uns erhaltene Vita Annonis, sondern eine ältere vita an. warum er den ausdruck vita auf der folgenden seite modificiert : 'ältere vita oder wie ich lieber sagen möchte ältere einzelaufzeichnungen' ist mir nicht klar. mir scheint das verhältnis zwischen A. und Vita auf mehr als blofse einzelaufzeichnungen hinzuweisen. — die frage, in welchem verhältnis die ältere vita zu Lamberts annalen und zur jüngern vita steht, geht den herausgeber des A. unmittelbar nichts an und wird noch genauerer prüfung bedürfen. R. nimmt an, dass bereits Lambert vielleicht ältere aufzeichnungen der Siegburger mönche über reden, gerichte, taten und wunder Annos benutzt habe (s. 110, 49), dass aber anderseits die alten denkwürdigkeiten, die dem dichter des A. vorlagen, auszüge aus Lamberts annalen enthalten hätten (s. 111, 17; vgl. rec. in seinen Beiträgen II 88 f). hatte etwa Lambert selbst eine vita verfasst, die er dann auch seinen annalen einverleibte?

Durch die annahme, dass das A. auf einer ältern vita beruhe, ist die möglichkeit gegeben, das gedicht in das 11 jh. hinaufzurücken; um 1080 setzt es R. an (100, 8). die genauere bestimmung des rec. (zwischen der wahl Rudolfs im frühjahr 1077 und dem tode Hildolfs gegen ende 1078), die auf der annahme beruht, dass das wunder Vollbrechts, wie es das A. erzählt, auf einer von Hildolf in Köln abgehaltenen synode nicht anerkannt wurde, lehnt er ab. denn es stehe nirgends geschrieben, dass die synode das wunder nicht anerkannt habe. das ist richtig, der verf. der Vita sagt das nicht ausdrücklich; aber wie hätte er das tun sollen, da es seinem interesse direct widersprach? umgekehrt ist daraus, dass er es nicht sagt, zu schliefsen, dass die anerkennung damals nicht erfolgte. auch die von R. an-

geführten worte der Vita zeigen, wie mir scheint, deutlich genug, dass erst allmählich sich der glaube an das wunder festigte.

Was die heimat des gedichts betrifft, so zweifelt R. nicht daran, dass es von Siegburg ausgegangen ist, aber den dichter erklärt er für einen Baiern. aus den reimen und dem sprachschatz sucht er s. 89 f den beweis zu erbringen. gelungen ist er schwerlich. — die reime bieten nur wenig brauchbares material, da der dichter sich mit assonanzen der unbetonten endungen genügen lässt und stumpfe reime, die auf eine betonte silbe fallen, verhältnismäfsig selten, auch nicht immer rein sind. wenn R. mit recht betont, dass reime wie *irgezzin* : *hetti* 413, *riche* : *Criechen* 233. 377, *inzuschin* : *vluzzin* ua. nicht für md. herkunft zeugen, so zeugen umgekehrt auch solche wie *giengen* : *schieden* 5, : *viere* 185, *vuhten* (oberd. *vâhten*) : *brâchen* 3, *quâmin* (bair. *chômin*) : *Rôme* 495, *gedinge* : *brengin* (oberd. *bringen*) 279 nicht für oberdeutsche herkunft. das part. prät. *bistên* v. 82 ist nicht 'speciell bajuvarisch' (R. 90, 3), wie die von Weinhold Mhd. gramm. s. 362 an der von R. selbst citierten stelle angeführten belege zeigen. auch das ist nicht richtig, dass der reim *herige* : *menige* v. 102. 443 mehr bairisch als fränkisch sei, wo eher *herie* : *menie* geschrieben wäre; auch im md. wird der gleitlaut ganz gewöhnlich durch *g* bezeichnet; Whld. § 234[1]. übrigens würde diese bemerkung nur den schreiber, nicht den dichter angehn. besondern wert legt R. 91, 10 auf den reim *an diu* : *ungeleidigete* (n. pl.) v. 133; er list *an diu* : *ungeleidigetiu*, denn einen instr. *di* : *ungeleidigeti* anzusetzen, verbiete sich, wie seine ganze untersuchung zeigen werde. ich sehe das nicht ein. die form *thiu, diu*, die ursprünglich allgemein gilt, auch im as., erscheint im md. als *dû, die, di, de* und im n. pl. kommt im ältern md. neben *e*, *i* auch *u* vor. im mndl. heifst der instr. *di*, und der dichter der Jolanthe braucht neben unbetontem *de* betontes *di*. warum sollte also der reim *di* : *ungeleidigeti* unmöglich sein, oder, wenn man den nicht will, *du* : *ungeleidigetu*? auch dass der dichter v. 171 nicht *hô* sondern *hôch* : *dannoch* reimt, nicht *deit* sondern *duot* : *guot* v. 9. 649, beweist nicht, dass er kein Ripuarier, noch viel weniger, dass er ein Oberdeutscher oder gar ein Baier war. wir sind nicht in der lage zu behaupten, dass im 11 jh. die formen *hô* und *deit* in Ripuarien allgemein gelten, und wenn es der fall wäre, so würden sich einzelne hochdeutsche formen immer noch durch den einfluss litterarischer tradition erklären lassen. auch in der Jolanthe finden wir *nâch* im reim und *duot* neben *deit* (Meier s. XLVIII. LXI). anderseits ist zuzugeben, dass die reime auch nicht zwingen, die heimat des

[1] diesen gleitlaut nehme ich auch in *igizen* v. 469 an; R.s erklärung, die schreibung *ig* drücke nur palatales *j* aus, ist mir nicht glaublich. *igizen* bedeutet nicht *gizen*, was natürlich auch möglich wäre (ableitung von *gi* = *ir*), sondern *iizen* (ableitung von *i* = *gi, ir*).

dichters aufserhalb Oberdeutschlands zu suchen. nur die reime des verbums *haben* sind mir unter dieser voraussetzung auffallend; es kommen vor *havit* : *Arardt* 313, : *virgab* 55, *havin* : *man* 61. 577, : *ceichan* 785, : *al* 269. richtig bemerkt R. 89, 11, dass hier überall trotz der zweisilbigen schreibung einsilbige aussprache anzunehmen sei, aber unbemerkt lässt er, dass auf diese formen nur in dem eigennamen *Arardt* *â* reimt, sonst immer *ă*. das wäre bei einem Baiern auffallend. auch die formen der prät. reimen, wo sie mit zweisilbigen wörtern gebunden sind, in der regel auf kurzvocalische wörter : *havite* : *lébarte* 208, : *lante* 404, *havitin* : *lantin* 407, *hetti* : *irgezzin* 414, nur zweimal auf *â*: *havitin* : *sprâchin* 341, : *dâdin* 621.

Ebensowenig dürfte sich aus dem wortschatz die bairische heimat des dichters dartun lassen. R. stellt auf s. 94 eine stattliche reihe von wörtern zusammen, die er nach den belegen in den wörterbüchern als oberdeutsch, zum teil sogar als bairisch glaubt bezeichnen zu können. er verhehlt sich zwar nicht, dass die wörterbücher keine sichere gewähr für die verbreitung liefern; möglicherweise müsse dieser oder jener ausdruck von der liste gestrichen werden, im ganzen aber halte er sie doch für ausreichend, um seine ansicht zu festigen. ich habe grofse bedenken dagegen. vor allem darf man doch nicht vergessen, dass in unsrer ältern mhd. litteratur die oberdeutschen denkmäler viel zahlreicher sind als die mitteldeutschen, bes. als die mittelfränkischen. wir kennen also den oberdeutschen sprachschatz viel vollständiger und dürfen daraus, dass wir ein wort nur aus dem oberdeutschen belegen können, nicht schliefsen, dass es im fränkischen fehlte. besonders anfechtbar erscheint dieser schluss für alle wörter, die wir im ahd. auf fränkischem gebiete oder aufser im oberdeutschen auch im niederdeutschen oder benachbarten nördlichen mundarten nachweisen können. so sind aus R.s liste folgende wörter zu streichen : *dannin* in der bedeutung 'deshalb, in folge dessen', vgl. as. *thanan* im Hel. und *thanana* bei Otfr.; *fram*, gemeingerm.; *dünen* 'dröhnen' (v. 453 *d'erde diunite*, vgl. Hel. 5801 *thiu erda dunida*); *touwen* 'sterben', vgl. ahd. *touwen* (Otfr.), as. *dôjan* etc.; *geben* swv. *einem mit etwas*, ebenso as. *gebôn*; *lîchen* 'gefallen', vgl. as. *lîcôn*; *sich entuon* 'sich öffnen' 'lässt sich nur noch aus dem Melker Marienlied nachweisen', aber im ahd. ist das wort häufig, auch bei Otfr. und im Tat., vgl. auch as. *antdôn*; *gewegen* swv. 'helfen', vgl. as. *wĕgôn*. auch das swv. *erkunnen*, dessen partic. *irkunnit* v. 407 auf *guot* reimt, erklärt R. für oberdeutsch; der dichter brauchte natürlich *erkunnôt*; 'im reimzwang' sagt R., denn im ahd. folgt das wort der dritten schwachen conj., wie g. *kunnan*; aber as. *gikunnôn* bietet uns die form, die A. verlangt. nur wenige wörter bleiben übrig: die altertümlichen, poetischen substantiva *herebrant* 436 und *merigarte* 447; das veraltete, nur in adverbialen verbindungen

mit *in* und *ze* gebrauchte *antwurte* (vgl. Is. *azs antwerdin*); *sceirphe* v. 603 neben *scarph* 238 (dieses ist auch im oberd. die gewöhnliche form) und ein paar verbale composita : *sich erkennen* 'sich besinnen, in sich gehn' 828, *bedriezen* = *verdriezen* 696 und, vielleicht das auffallendste, *vermanen* 663 in der bedeutung 'verachten, verschmähen' (vgl. aber O.s *fir-monên*). beachtenswerter als dass diese in md. denkmälern nicht nachweisbar sind, scheint mir, dass mehrere wörter und formen des A. in der reichen oberdeutschen litteratur nicht begegnen : *glümen* 'dröhnen' 454, vgl. an. *glymja*; *enste* v. 604 'wolwollend'; *stirne* in der bedeutung, die das wort in dem compositum *ougistirne* 849 'augenhöhle' hat. auch *kimboum* (di. *kien-boum*) 369, was R. ganz willkürlich durch das *tanboum* der Kchr. ersetzt, scheint wenigstens im bairischen unbekannt; das adv. *êre* v. 307 in der verbindung *wilenêre*, das er gleichfalls durch emendation beseitigen möchte, obwol es durch den reim geschützt ist, kommt im oberd. nicht vor, wol aber im mndd. (Mndd. wb. v 715[b], 34; vgl. auch *wannêre* ebenda 592[b], 28); *wilenêr* ist dort und im mndl. in häufigem gebrauch, im oberdeutschen *wilenê* nur spärlich belegt. *haben* im sinne von *heben* v. 282, das R. 93, 11 beanstandet, braucht auch Hermann von Fritzlar; *undersitzen* in der bedeutung 'sich fürchten' v. 502. 592 (an der ersten stelle eine andere bedeutung anzunehmen, hat man keinen grund) ist nur aus dem A. nachgewiesen, ebenso *untirquam sich* = erschrak; ohne das reflex. auch sonst, aber nicht im oberd.; und derartiges wird wol noch mehr zu finden sein. mir scheint also nach wie vor die mundart des dichters nicht sicher bestimmt.

Die verse im A. sind wie in andern gleichzeitigen gedichten sehr frei gebildet. eine erhebliche zahl, freilich nicht die hälfte, lassen sich als nach strenger regel gebaute viertacter lesen. die hebungen fallen immer auf sprachlich betonte silben; der einzelne fuſs enthält nicht mehr als éine senkung, wenn die betonte silbe lang, nicht mehr als zwei, wenn sie kurz ist; der auftact überschreitet nicht das maſs zweier unbetonter silben. aber neben solchen versen stehn einige, in denen man mühe hat, vier hebungen unterzubringen, und anderseits nicht wenige, die ein so umfangreiches silbenmaterial umschlieſsen, dass man sie leicht mit 6. 7. 8 hebungen lesen kann; zuweilen lassen sich diese langen verse in zwei regelmäſsige viertacter zerlegen : 316 *Pêière vúorin ie ci wíge gérnò.* 716 *wiz állinthálben wǽrè bihángèn mit góldè.* 718 *sánc ùnti wúnnè wàs dir gróz ùnti mánigvàlt.* 748 *Dàz her wídere kérìn sóldè zir érdìn* etc. woher diese mannigfaltigkeit stammt : ob sie sich aus den strengeren formen, die uns in den altdeutschen, wol sämtlich von geistlichen verfassten gedichten vorliegen, entwickelt haben, oder ob neben diesen andere, freiere formen existierten (vgl. die freiheit des as. allitterationsverses), die erst später in der litteratur zur

geltung kamen, will ich nicht entscheiden. für möglich halt ich jedesfalls das erstere. schon bei Otfr. finden wir verse, in denen im auftact und im ersten fufs auch nach langer silbe zwei, drei, im auftact sogar vier unbetonte silben neben einander stehn, auf die kein ictus entfällt. sie konnten die bahn zu gröfserer ungebundenheit öffnen und bewürken, dass nicht nur der umfang der einzelnen füfse gelegentlich vermehrt, sondern auch die zahl der hebungen verändert wurde. denn wo mehrere unbetonte silben neben einander stehn, sind sie doch nicht in gleichem mafse unbetont. im vortrag erscheinen die weniger unbetonten als untergeordnete hebungen, die, wenn sie auch zunächst im verse nicht mitgezählt wurden, doch den keim zu neuen selbständigen hebungen enthielten. und da ferner auch die ictus des regelmäfsigen verses nicht gleich stark sind, haupt- und nebenhebungen wechseln, so konnten im vortrage die nebenhebungen so sehr zurücktreten, dass sie als haupthebungen überhaupt nicht mehr empfunden wurden. auf diese weise konnte also das gefühl für das normalmafs des verses abgestumpft werden und neben den versen von vier hebungen sich andere von einer gröfseren oder kleineren zahl von hebungen ergeben[1]. voraussetzung für diese entwicklung aber scheint mir zu sein, dass die vortragsweise die versicten nicht stark hervortreten liefs; denn wenn die verse mit starker hervorhebung des rhythmus gesprochen wären, hätte unsicherheit über die zahl der hebungen nicht entstehn können. in einer der gewöhnlichen rede stark genäherten vortragsweise vermut ich den grund für die lockerung des versbaues.

Je gröfser nun die freiheit ist, die sowol die einzelnen füfse als das mafs der verse gestatten, um so schwerer ist natürlich zu entscheiden, wie die einzelnen verse zu scandieren sind. soll man zb. v. 623 mit sechs hebungen lesen : *dá dìz àrmi wî́f mit dèmi kìndi lág*, oder mit doppeltem auftact und fünf hebungen, oder mit vier hebungen und überfülltem zweiten fufs : *dá diz àrmi wî́f mit demi kìnde lág*, oder mit vier regelmäfsigen füfsen und viersilbigem auftact : *dá diz armi wî́f mit dèmi kìnde lág*. ich ziehe die letzte form vor, andern möchte die vorletzte besser gefallen. ich glaube, wenn hundert gelehrte unabhängig von einander die tacte in den versen des A. abgrenzen sollten, nicht zwei würden zu ganz gleichen ergebnissen kommen. und viel anders wird es auch bei den recitatoren des 11 jhs. nicht gewesen sein, denn die dichter selbst wurden in diesen versen wol nicht durch bestimmte regeln, sondern nur durch ein in der überlieferung wurzelndes gefühl geleitet, das zwar nicht ein blindes ungefähr, aber doch grofse freiheit gestattete. — die darlegungen R.s auf s. 95f lassen wahrnehmen, dass er im ganzen

[1] der versuch Kauffmanns, auch für Otfried verse von drei hebungen als eine regelmäfsige form nachzuweisen, hat mich nicht überzeugt.

die verse so lesen will, dass sie das mafs von vier hebungen nicht überschreiten. lieber nimmt er vielsilbige auftacte und senkungen an, als verse von mehr als vier hebungen. ich glaube mit recht, denn wenn sich auch oft mehr als vier hebungen anbringen lassen, so treten doch bei weitem in den meisten dieser langen verse vier silben als haupthebungen hervor. die, für welche er fünf hebungen annimmt, hat er s. 96 aufgezählt; mehr als fünf lässt er nicht zu. ja auch einige von den fünfmal gehobenen versen möcht er auf das normalmafs zurückführen, indem er annimmt, dass ihre klingenden reime nicht wie gewöhnlich auf zwei tacte zu verteilen sind. diesen ausweg möcht ich jedoch nicht benutzen. der gebrauch, wörter der form ⏊ × im versschluss als doppeltacte zu betonen, behauptet sich vom ahd. bis in das mhd. und in gewisser weise darüber hinaus, und da in diesen rhythmisch wenig geregelten versen das charakteristische des poetischen vortrags ganz wesentlich in den gereimten schlusscadenzen gelegen haben muss, so glaub ich nicht, dass der dichter ihre eigentümlichen, fest ausgeprägten formen irgendwo aufgegeben habe, um ein doch nicht festgehaltenes gleichmafs in der zahl der füfse zu erzielen. zweifelhaft dagegen ist mir, wie er wörter der form ⏑́ × im versschluss behandelt habe, wo sie die dichter der ahd. zeit bekanntlich mieden. gleichbedeutend mit ⏊ × waren sie ihm nicht; aber v. 282 reimt er doch *haben* : *Sudben*, v. 743 *stundin* : *willicumin*, v. 603 *widewin* : *sidde* (di. *site*), und mehrere verse lesen sich bequemer, wenn man im reim die betonte kurze silbe den ganzen tact füllen lässt : 521 *duo wàrd gibórin ein kúning*, 542 *demi dìenit himilschi dúgint*, 553 *her vìeng sich cè demí gráse*, 554 *schiere ílter ` ùz demo grávi*. auch der vers 216 *in èimo gláse* (: *sé*), den R. als unerträglich mit dem folgenden zur einheit verbindet, wodurch denn auch die verbindung der beiden vorhergehnden zu einem verse nötig wird, wäre dann nicht unmöglich. übrigens scheint mir, dass manche verse, die R. mit fünf hebungen list, andern, die er als viertacter nimmt, wesentlich gleich sind und wie diese scandiert werden können. so les ich v. 53 mit dreisilbigem auftact *her screif diu búrg ci Cristes éiginè*; v. 346 *si muostin Rṓmèrin álle dìenèn* mit drei silben im auftact und im ersten fufs. (drei silben im ersten fufs sind sehr häufig, ein schwach betontes verbum im dreisilbigen auftact nicht selten; vgl. 233. 421. 616. 685. 818, vielleicht auch 697; jedesfalls hat auch in diesem verse das verbum nur geringen sprachlichen ton, und je freier der bau der verse ist, um so weniger darf man verletzung der natürlichen betonung im vortrage annehmen.) in v. 565 ergibt die natürliche betonung vier silben in der senkung des ersten fufses : *si lértin si wider súnde véhtèn*; ebenso lässt sich 659 scandieren : *dicke in ánevuhtin die lántheirrin* und 747 *Crist havit dir disi díng irṓugit*, wo *havit* einsilbig gelesen werden kann; (vgl. solche

und verschmitztheit des hofmannes; auch der gegensatz zwischen Persern und Juden bot nicht selten den anlass zur hervorkehrung antikatholischer tendenzen.

Was in dem vorliegenden buche zunächst tadel verdient, ist die aufserordentliche breite der darstellung und die 'naive offenherzigkeit', mit welcher der verf. den alten dramatikern, die ihre sache einmal nicht besser verstanden, seine eigene überlegenheit zu fühlen gibt. so wird Sch. nicht müde, die naive technik mitleidig zu belächeln und jeden verstofs gegen die aristotelischen einheiten mit kopfschütteln zu rügen. mit sichtlichem behagen geht er den realistischen neigungen des 16 jhs. nach und manches derbe zötlein wird wie eine oase in der wüste einer ermüdenden lectüre begrüfst und aufgetischt.

Es wäre aber unbillig, einen tadel gegen die fleifsige arbeit zu richten, die sich im wesentlichen an das muster jener arbeiten gehalten hat, die für andere stoffkreise bereits vorlagen. der tadel trifft die arbeiten dieser art überhaupt. es ist bekannt, dass sie in letzter linie auf anregungen WSchercrs zurückgehn, der übrigens durch seine knappen analysen und die artikel in der ADB. die sache mehr gefördert hat, als die umfangreichen zusammenstellungen, die darauf gefolgt sind. quo usque tandem? möchte man unwillkürlich ausrufen. sollen diese übersichtlichen behandlungen einzelner stoffkreise in solcher weise weitergeführt werden, so bietet sich allerdings noch einer langen reihe von candidaten gelegenheit zu dissertationen, die immerhin den vorteil für sich haben, dass sie neues material zu tage fördern, aber derjenige, der schliesslich daran gehn wird, die resultate all dieser forschungen zusammenzufassen, wird dadurch weniger gefördert werden, als wenn er das ganze wüste material selbst nochmals durcharbeitet. es ist nun in diese entlegenen winkel der litteraturgeschichte genug hineingeleuchtet worden. vielleicht bietet der zweite band von Creizenachs geschichte des dramas eine zusammenfassung, die derlei detailarbeiten überflüssig macht.

Haben sie aber noch irgendwelche berechtigung, so mögen dabei folgende grundsätze befolgt werden : langatmige analysen von dramen, die nichts weiter als den dialogisierten text der Bibel bieten, sind ebenso zu vermeiden wie die breiten inhaltsangaben jener stücke, die in neudrucken zur benutzung bequem vorliegen. sudelwerke, wie sie namentlich gegen das ende des 16 jhs. immer häufiger zu tage treten — in der vorliegenden arbeit bietet das drama des Markus Pfeffer ein beispiel —, verdienen nicht eine so eingehnde beschäftigung. es genügt, wenn wir wissen, dass das stück aus Voith, Pfeilschmidt und Locke zusammengetragen ist, und dass namentlich die entlehnungen aus Locke auf ein fremdes dramengebiet hinübergreifen, ohne dass der versuch gemacht wird, sie mit der handlung in zusammenhang zu bringen. es erscheint lächerlich, autoren, die in er-

füllung einer schweren amtspflicht nichts gescheut haben, um ihre schüler auf den schauplatz zu bringen, nun scene für scene, ja vers für vers ihre plagiate nachzuweisen. die arbeiten werden dann in demselben mafse an übersichtlichkeit gewinnen, als sie an umfang verlieren; wir brauchen aber nicht das material, sondern nur die resultate der untersuchung.

Diese unnötige breite macht das vorliegende buch zu einer recht unerquicklichen lectüre; sie verführt aber auch zu einer unbeholfenheit und schwerfälligkeit der darstellung, die auch an andern arbeiten dieser art mit recht gerügt worden ist. daraus erklärt sich die vorliebe des verf.s für verbalsubstantive auf -ung: 'die umherführung der Juden bringt Hans Sachs nicht auf die bühne'. — 'Mardocheus erhebung in Hamans rang und stellung und gewährung der bitte Hesters, die Juden rache üben zu lassen, der die meldung . . . auf dem fufse folgt'. 'ihre belauschung durch Mardochäus' . . . s. 17 werden 'wir nun getreu dem bibeltexte sofort auf das gastmahl versetzt' usw.

Alle anerkennung verdient der grofse fleifs des verf.s, der ein umfangreiches material, das fast nirgends lücken aufweist, aus den entlegensten bibliotheken (in Wien existiert eine königliche bibliothek nicht!) zusammengebracht hat. in der lust des sammelns ist er weiter gegangen, als bisher üblich war, und hat auch die Jesuitendramen und -scenarien herbeigezogen. bei der aufmerksamkeit, die man neuerdings auch diesem gebiete der litteratur schenkt, muste der verf. natürlich bald überholt werden. so macht Bahlmann in seinen Jesuitendramen der niederrheinischen ordensprovinz (Beihefte zum Centralblatt für bibliothekswesen xv. Leipzig 1896) allein 7 Estherdramen namhaft, die sich jedesfalls noch zahlreich auch sonst vorfinden. das Jesuitendrama aber kann doch nur ein rein stoffliches interesse darbieten.

Auch die umfangreiche litteratur über das alte drama ist mit sorgfalt benützt worden. einzelnes scheint dem verf. entgangen zu sein oder hätte doch eine anführung verdient, da bei der grofsen zerstreuung des materials zusammenstellungen immer wider am platze sind. befremden muss es, dass gleich anfangs der hinweis auf jene arbeiten, in denen bereits eine übersichtliche zusammenstellung der Estherdramen gegeben wurde, fehlt (JMinors einl. zu Hall. neudr. h. 79 s. xxvii und HHolstein Die reformation im spiegelbilde der dram. litt. des 16 jhs. s. 108 ff). auch die artikel der ADB. boten manche anregung, so der artikel über Naogeorg und dessen eigenartige behandlung des Estherstoffes.

Wien. F. Spengler.

GChrLichtenbergs schriftstellerische tätigkeit in chronologischer übersicht dargestellt. mit nachträgen zu Lichtenbergs Vermischten schriften und textkritischen berichtigungen. von dr Friedrich Lauchert. Göttingen, Dieterich, 1893. IV und 192 ss. 8°. — 3,60 m.

Der erste versuch, den werken des grofsen satirikers zu einer gereinigten gestalt und zur vollständigkeit zu verhelfen, ligt hier vor. wie notwendig ein solches unternehmen ist, zeigt aufs deutlichste Adolf Wilbrandts geschickte auswahl, die ungefähr gleichzeitig erschienen ist (Stuttgart 1893); sie bringt wider die alten fehler der Vermischten schriften, so in der köstlichen parodie auf Lavaters physiognomik, dem Fragment von schwänzen, die stelle von dem Göttinger schweinsjüngling, den der autor *bitterweinend* statt *bittewimmernd* empfiehlt, der *heugeist* statt *haugeist* zeigt, und unendlich mehr. die herausgeber der Vermischten schriften, besonders der zweiten ausgabe von 1844, haben in einer weise mit Lichtenbergs erbe geschaltet, die von L. viel zu milde beurteilt wird, obgleich er selbst falsche lesarten, auslassungen einer grofsen zahl von artikeln und dafür die aufnahme eines Forsterschen aufsatzes nachweist. die gröste schwierigkeit freilich, die sich bisher einer historischen erkenntnis Lichtenbergs entgegenstellt, kann auch L. nicht beseitigen, nämlich die grofse masse der Bemerkungen vermischten inhalts in den beiden ersten bänden der Schriften zu ordnen, chronologisch zu fixieren und in zusammenhang mit den ausgeführten werken zu bringen. auf einige solcher bezüge weist L. s. 169—173 hin, aber im ganzen und grofsen kann diese aufgabe, die für Lichtenbergs denken und dichten von gröster bedeutung ist, nur durch die auffindung des bisher verschollenen nachlasses gelöst werden. das wenige, was Grisebach (Die deutsche litteratur 1770—1870 s. 68—72) aus dem einzigsten und letzten von Lichtenbergs 'waste-books' mitteilt, beweist, was aus diesen Gedankenbüchern für eine kritische ausgabe noch zu gewinnen ist.

Sehr dankenswert ist L.s gabe trotzdem. indem er, etwas breit und raumverschwendend freilich, die ersten drucke verzeichnet und die abweichungen der Vermischten schriften aufführt, erhalten wir zu gleicher zeit eine bibliographie, chronologie und textkritik. kleinere nachträge werden abgedruckt, die gröfseren leider nur verzeichnet. die nachweise L.s, die ich an eigenen sammlungen prüfen konnte, erweisen sich durchweg als zuverlässig; einen nachtrag und zugleich einen weiteren einblick in das unkritische verfahren der früheren herausgeber bietet der seltene, L. unbekannt gebliebene einzeldruck : Patriotischer Beytrag | zur | Methyologie | der Deutschen | nebst einer Vorrede | über das | Methyologische Studium | überhaupt. | 1773. (16 ss.) 8°, den ich aus EGrisebachs sammlung (vgl. Katalog der bücher eines deutschen bibliophilen, 1894, nr 1034) benutzen durfte. diese zusammenstellung von *Kunstwörtern um die Trunckenheit eines*

Menschen zu bezeichnen empfiehlt Lichtenberg in der fein ironischen vorrede seinen *theuresten Landesleuten* mit den worten [s. 8] : *Ich übergebe ihnen nemlich hier* 144 *oder gerade* 12 *Dutzend ähnliche Redensarten* und fügt hinzu : *Lacht aber auch nicht, dass ich euch diesen Rath* [mit absicht und vernunftmäfsig zu trinken] *in einem Büchelchen gebe, das kaum* 3 *gr. kostet, denn es wäre mir ein leichtes gewesen es zu* 12 *gr. auszuarbeiten, ohne dass ihr für einen Pfennig mehr Waare bekommen hättet.* dass L. mit künstlerischer absicht sich auf diese zahl beschränkte, beweist er auch dadurch, dass er Bürgers sieben beiträge (an Boie 10 v 73 bei Strodtmann I 116) unberücksichtigt lässt. seine herausgeber dagegen fahren plump dazwischen, indem sie an ganz willkürlicher stelle zwei hochdeutsche und am schluss zwölf plattdeutsche redensarten hinzufügen und die 144 *oder gerade* 12 *Dutzend* in *eine Anzahl* verballhornen. zahlreiche sonstige änderungen der Vermischten schriften übergeh ich hier, da sie nur die beobachtungen L.s, die er s. 163 ff zu allgemeinen orthographischen und sprachlichen bemerkungen zusammenfasst, bestätigen.

Zum schluss folgt ferner ein verzeichnis von unausgeführten litterarischen plänen Lichtenbergs und eine nachlese von kleinen schriften, die in den ausgaben fehlen. einige nachträge dazu haben schon ASauer (DLZ 1894 sp. 304) und BSeuffert (Euphorion 1, 164) gebracht. Lichtenbergs beiträge zu den Göttingischen gelehrten anzeigen zu ermitteln (s. 174), wäre wol möglich gewesen, da die Göttinger universitätsbibliothek ein exemplar besitzt, dem die namen der recensenten für die in frage stehende zeit vollständig beigeschrieben sind. auch Lichtenbergs anteil an Bürgers Münchhausen war zu erwähnen, vgl. darüber die ausgaben von Ellissen und Grisebach (collection Spemann 292 s. XXVIII). dass Bürgers 'vorschlag, dem büchernachdruck zu steuern', sich in seinen werken nicht finde (s. 16), ist unrichtig; er steht in Reinhards ausgabe (Wien 1812) 5, 225 und bei Grisebach[3] 290. — über die drucklegung des Timorus durch FNicolai (s. 9. 164) vgl. Ramler an Nicolai [ungedruckt, Kerstin 12. VII. 73] : *Mir ist dieser Tage ein Werkchen zu Gesicht gekommen, welches von der Bekehrung zweyer Juden durch Lavaters Schriften und durch Metwürste, handelt : der Verfasser des Sebaldus mufs mir sagen, wer es geschrieben hat, oder, im Fall der Weigerung oder des vorgegebenen Nichtwissens, soll er selbst für den Verfasser gehalten werden. V.*[*on*] *R.*[*echts*] *W.*[*egen*], worauf Nicolai antwortet [Berlin 21. VII. 73] : *Den Verfasser des Timorus kenne ich in der That nicht.* [vgl. dagegen Verm. schriften VIII 81.] *Er mufs vermuthlich in Göttingen seyn. Dafs dies Werkgen nicht von mir, werden Sie freilich merken. Ich hätte verschiedenen allerliebsten Witz vielleicht nicht in meinem Gehirn angetroffen, aber vielleicht, hätte ich mich gehütet, hin und wieder, den einmahl angenommenen Charakter fester zu beobachten. Sonst hat mir dieses Werkgen sehr*

viel Vergnügen gemacht, ob ich gleich noch mit keinem Menschen davon gesprochen. Denn unsre Theologen ziehen darüber den Mund ein wenig in die Breite, und thun als ob es nicht in der Welt wäre.

Lichtenbergs briefe, in denen seine laune oft am freiesten spielt und die auch Wilbrandt nicht ausgeschlossen hat, fehlen leider ganz in L.s übersicht. auch bei diesen zeigt sich dieselbe willkür der herausgeber. wie zb. WMeyers musterhaftes Verzeichnis der handschriften im preufsischen staate I 1, 276 nachweist, ist der erste von Lichtenbergs briefen an den consistorialsekretär FFWolff in Hannover (Verm. schr. 8, 326) ein ganz eigenmächtiges conglomerat von sätzen aus drei umfangreichen briefen, dazu mit falschem datum. ähnlich steht es bei den meisten briefen, deren originale ich collationieren konnte. eine neue sammlung, die Wackernell schon 1879 in Edlingers Litteraturblatt 3, 365 versprach, steht heute noch aus, obwol allein aus gedruckten quellen manches nachzutragen wäre. ich verzeichne ohne anspruch auf vollständigkeit folgende briefe, die auch bei Goedeke[2] IV 239 fehlen:

an Althof 30. VI. 98 Holtei Dreihundert briefe II 139.

Archenholz 16. VI. 94 ebda II 136.

GFBeneke 15. VIII. 84 Anz. XXII 124.

Bürger 8. XI. 88 Strodtmann III 201.

Dieterich undat. Gesellschafter 1836 bl. 9 s. 42. [das urteil über Bürgers Frau Schnips Verm. schriften VII 73 ist ebenfalls an Dieterich gerichtet, vgl. Strodtmann II 276.] — 11. III; 19. III; 9. IV. 72 Grisebach Die deutsche litteratur 1770—1870 s. 18—36.

Klein 20. VI. 83 Zeitung für die elegante welt 1821 nr 38.

Matthisson 21. II. 94 Matthissons Litterar. nachlass IV 103.

Merck juli 79; 20. X. 86 Wagner Briefe aus dem freundeskreise von Goethe, Herder usw. (1847) s. 162. 269.

FLWMeyer märz 89 Zur erinnerung an FLWMeyer I 285.

JGMüller 16. VII. 94 HSchröder Joh. Gottw. Müller (Itzehoe 1843) s. 118.

JDReuss 14 briefe mitgeteilt von Wackernell in Edlingers Litteraturblatt 1879 nr 23 und 26. [die undatierte nr 13 gehört in den juli 1797, s. 417 z. 28 ist statt 'Grewurt' zu lesen 'Grecourt'.] 10 nummern, ohne kenntnis des ersten drucks, widerholt von Schemann: Einiges aus dem Reussschen briefwechsel (1888) s. 18 ff.

vRiedesel 18. VII. 67 Neueste weltkunde von HMrMalten (1847) III 103.

Spener 22. X. 78 Holtei Dreihundert briefe II 135.

Von den 17 briefen an Schernhagen in Spangenbergs Neuem vaterländischen archiv 1825 I 108 sind in den Verm. schriften nur 12 widerholt; die briefe an Nicolai (kgl. bibliothek in Berlin), Ebert und Eschenburg (jetzt in Wolfenbüttel vereinigt) lohnen eine collation. [das Goethe- und Schiller-archiv besitzt aufser den zwei in den Verm. schriften VII 232 abgedruckten

briefen an Goethe noch drei ungedruckte vom 7. x. 93, 18. iv. 94, 15. i. 96, ferner die drei briefe an GForster Verm. schr. vii 196. 197. 200, einen brief an Blumenbach, undatiert, und drei an Büttner, 17. iii. 73, 8. vi. 86, 22. vii. 91.] von ungedruckten briefen lässt sich leicht eine stattliche anzahl zusammenbringen; WMeyers schon erwähntes hssverzeichnis zeigt im register i 3, 115 bequem die in Göttingen liegenden, vieles befindet sich im privatbesitz und bei händlern. oft bewahrheitet sich selbst in den kleinsten billets Goethes wort: 'Wo er einen spafs macht, ligt ein problem verborgen'. die wertvollen briefe an Heyne sind leider zerstreut, einen vom 14. vi. 94 über Bürgers begräbnis hab ich auszugsweise in einem privatdruck zur einweihung des Göttinger Bürgerdenkmals veröffentlicht, den frühesten von Lichtenbergs erster reise nach England (London, 17. iv. 70, an demselben tage an Kästner, Verm. schriften vii 297), den OASchulz besitzt, teil ich hier unverkürzt mit, da er die ersten mächtigen eindrücke englischen wesens auf Lichtenberg veranschaulicht:

London den 17 April 1770

Wohlgebohrner HE.
Hochzuehrender HE. Hofrath

Heute vor 8 Tagen bin ich endlich nach einer sehr beschwerlichen Reise von 15 Tagen gesunder als ich vermuthete hier in dieser ungeheuern Stadt angelangt. Es ist unglaublich was die Menge von neuen Gegenständen, die ich nicht so gleich immer in meinem Kopf unterzubringen wufste für eine Würkung auf mich gehabt hat. Ich vergafs im̄er über das lezte das erste völlig, und lebe noch jetzo würklich in einer solchen Verwirrung dafs ich mich, da ich sonst mit kleinen Stadtneuigkeiten Bogen anfüllen könte, in grofser Verlegenheit befinde aus London und aus dem Wust von Dingen die ich sagen könte, so viel klar zu bekommen, als zu einem kleinen Brief nöthig ist. Ich habe die See, etliche Kriegsschiffe von 74 Canonen, den König von Engelland in seiner gantzen Herrlichkeit mit der Crone auf dem Haupt im Parlaments Haus, Westmünsters Abtey mit den berühmten Gräbern, die Pauls Kirche, den *Lord Mayor* in einem grosen Aufzug und unter dem Gedränge von vielen tausenden, die alle *huzza*, *God blefs him*, *Wilkes and liberty* schrien gesehen, und zwar alles in einer Woche. Euer Wohlgeb. werden mir gerne glauben, dafs dieses alles auf einmal für eine so eingezogene Seele wie die meinige eben das seyn mufs, was für meinen Körper eine Woche von Doktorschmäufsen und Hochzeitfesten ohne Ruhe und ohne Schlaf seyn würden. Ausserdem lebe ich hier in einem Hause, wo ich keine Zeit und Ruhe habe mich zu sam̄eln, und wie an einem Hofe, ich mufs mich des Tags zweymal ankleiden, speise um halb fünfe zu Mittag und offt um halb zwölfe zu Nacht, gewöhnlich in grosen Gesellschaften. Geht man aus, so ist die Zerstreuung auf der Strafse noch gröser, das ungeheure Getöfse überall, und die Menge von neuen Dingen wohin man nur sieht, das Gedränge von Chaisen und von Menschen, sind Ursache,

dafs man gemeiniglich spat oder wohl gar nicht dahin komt, wo man hin will. Mir ist es neulich so gegangen, ich gieng aus mit dem festen Entschlufs nach HE Dietrichs Correspondenten auf dem Strand zu gehen, allein ich blieb ehe ich hinkommen konte, an Silberboutiquen, Boutiquen von Indianischen Waaren, Instrumenten u. dergleichen hängen, dafs ich kaum Zeit hatte noch zu rechter Zeit zum Ankleiden nach Haufs zu komen, und HE. *Elmsleys* Haufs wurde bey dieser *Expedition* nicht erreicht. Die Plätze die ich besehen habe, habe ich in der Chaise des *Lord Boston* und in seiner Gesellschafft besucht, sonst läge ich vielleicht noch jetzo in einer Herberge zwischen hier und *St. Pauls*. Weil ich vermuthlich mit den jungen *Adams*, und eher als ich glaubte, wieder zurück nach Göttingen kommen werde, so verspare ich alle Beschreibungen von dem, was ich gesehen habe bis dahin. Ich wünschte gerne hier zu bleiben, es müste aber nothwendig in andern Umständen seyn, als jetzo. Man hat mich hier so aufgenommen, und begegnet mir mit einer Achtung, die ich auf keine Art erwarten konte, aber ich mufs mich dafür zu einer Lebensart gewöhnen, die ich im künfftigen nie brauchen kan, und wozu es überhaupt mit mir zu spät ist, und die ich äuserst hasse. Solte ich gar anfangen ein Vergnügen daran zu finden, so wäre ich völlig verlohren. Desto angenehmer solte es mir aber seyn, wenn ich mehr für mich und niedriger leben könte; wenn ich gleich dieses Glück mit Verrichtungen erkaufen solte, denen ich mich zu Hause nicht unterziehen würde. Ich habe schon einige sehr vornehme Freunde hier, worunter ich auch den *Lord Marchmont* zählen kan, der neulich öffentlich im Parlamentshaus mit mir sprach und des Tags darauf mich auf meiner Stube gantz allein besuchte, aber ich getraue mir keinen solchen Vorschlag zu thun, weil ich gewifs dadurch den alten ehrlichen *Lord Boston* äuserst beleidigen würde.

Ich habe mich mit *Lord Marchmont* über allerley Gegenstände unterredet. Man hält ihn hier für einen der grösten Staatsmänner und Köpfe in Engelland, er ist dabey ein groser Liebhaber der Mathematick und Physick, und hält ausserordentlich viel auf Göttingen und die Deutschen. Mit der hiesigen Königlichen Societät ist er gar nicht zufrieden und sagt, dafs gemeiniglich die unbeträchtlichsten Sachen abgelesen würden, er wolte nicht einmal, dafs ich hinein gehen solte. Als ich ihn nach der Ursache dieses Verfalls fragte, so antwortete er mir mit einem Achselzucken.

Göttingen steht hier in einer allgemeinen Achtung, ich werde überall nach der Einrichtung gefragt, und jederman wundert sich, dafs man keine englische oder frantzösische Beschreibung davon habe. Ich dächte man könte mit leichter Mühe diesem Verlangen willfahren. Es brauchte ja keine völlige Uebersetzung der Pütterischen Beschreibung zu seyn, denn ich zweifele ob diese ihr Glück hier bey dem Frauenzim̄er machen würde, das sich doch vorzüglich darum bekümmert. Wenn Göttingen daran gelegen ist, dafs es von Engelländern besucht wird, so ist dieses unumgänglich nöthig, denn sonst werden nur im̄er junge Officiers dahin geschickt gröstentheils der deutschen Sprache

wegen, die sie doch zugleich mit Deutschland in ihrem allem Studiren gerade entgegen laufenden Dienst und Lebens Art wieder vergessen, da, wenn diese Universität von andern besucht würde, die Aufnahme der gantzen deutschen Litteratur in Engelland befördert werden könte, Es dürften nur noch einige *Lords Marchmonts* seyn, und doch versteht dieser nicht einmal deutsch, sondern kennt nur die lateinischen Deutschen und die übrigen aus den Beschreibungen seines Sohnes. Ich kenne hier einige vornehme Frauenzim̄er, die eine Beschreibung von Göttingen beym Thee so begierig lesen würden, als den *publick advertiser*.

Es kom̄t seit einiger Zeit hier ein Blat heraus *the whisperer*, das wieder voller Schmähungen gegen die Regierung und den König ist, man macht sich aber hier nicht viel daraus, und wie man mir die Sachen erklärt hat ist alles nicht so gefährlich als man es in der Ferne halten mufs. Morgen wird *Wilkes* losgelassen, jederman ist voller Erwartung was es geben wird, einige glauben die gantze Stadt werde müssen *illuminirt* werden, die meisten versprechen sich eine grösere Stille, als bey andern Gelegenheiten. Nun weifs ich, was englischer Poebel ist. Wir kamen am zweyten Feyertage bey *Ludgate hill* just mitten unter den Trupp, der sich durch viele Strasen durch erstreckte, sie wolten den *Lord Mayor* den grosen Freund von *Wilkes*, der mit grosem Pomp nach der Kirche fuhr, empfangen. Wir sassen in Lord Bostons Chaise, das sicherste war für eine Chaise mit Wappen, stille zu halten und zu thun, als wäre man aus gleicher Absicht mit dem Trupp hieher gekom̄en. Dieses gefiel dem Trupp der sich freute gleichsam eine Hof Kutsche auf seiner Seite zu sehen, ich hatte das Glas herunter gelassen und sah mit einem sehr neugierigen Gesicht heraus, alle die vorbey giengen beguckten die Wappen an der Kutsche, sahen mir freundlich ins Gesicht und etliche schrien in dem sie auf die prächtige Livree und die Chaise wiesen *there is Wilkes for you, damn me! Wilkes and Liberty, huzza* und giengen ohne uns nur das mindeste zu Leide zu thun weiter. Was für Gesichter ich da gesehn habe läfst sich unmöglich beschreiben, halbnackende Männer und Weiber Kinder, Caminfeger Kesselflicker, Mohren und Gelehrte, Fischweiber und Frauenzim̄er in grosen Staat, alles war in sich selbst vergnügt und jedes mit seiner eigen (!) Grille berauscht und schrie und lachte ohne jemanden zu kränken. Ich denke ein Trupp muthwilliger Studenten ist viel gefährlicher, als 10000 solcher Leute, gegen jenen kan offt keine Art von List schützen, da ein englischer Anzug und ein bisgen Verstellung hier jederman sicher stellt. Ich werde ehestens mehr schreiben, und erwarte Ew. Wohlgeboh. Befehle. Ich werde, wenn mich der Brief noch antrifft, alles mit der grösten Genauigkeit besorgen. HE. v. *Isby* sowohl als HE. v. Swanton empfehlen sich Ihnen und ich verharre Zeit Lebens

Ew Wohlg.
ergebenster Diener
GCLichtenberg.

[Noch ehe diese anzeige in druck geht wird der wunsch nach einer benutzung des Lichtenbergschen nachlasses erfüllt: Albert Leitzmann hat ihn mit glücklichem spürsinn bei L.s nachkommen in Bremen entdeckt. er enthält neben physikalischen papieren auch die kladden für die vermischten bemerkungen, sodass deren chronologische bestimmung und sonderung nun ermöglicht wird; daneben unbekannte briefe von Lichtenberg an seine frau, an sonstige familienangehörige, an Dieterich; endlich briefe an L., darunter fünf von Goethe, einen von Lessing, das druckms. von Ernst und Falk mit Heynes imprimatur usw. — Weimar 16. XI. 96.]

Roßla a. Harz (Weimar). CARL SCHÜDDEKOPF.

Goethes 'Geheimnisse' und seine indischen legenden. von HERMANN BAUMGART. Stuttgart, Cotta, 1895. VIII und 110 ss. 8°. — 2 m.

Von den vier abschnitten, in die sich B.s schrift zerlegt, ist der erste der anfechtbarste. B. versucht hier, die Zueignung (WA. 1, 3—7) und die Geheimnisse (WA. 16, 171—183) mit den sonst noch bekannten fragmenten zu verknüpfen, und gerät dabei zu dem resultat, dass die stanzen eine lückenlose reihe bilden. nämlich : auf die Zueignung lässt er folgen die stanze *Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken* (WA. 3, 44, mit der überschrift 'Für ewig') und *Gewiss, ich wäre schon so ferne, ferne* (aus dem brief an frau vStein vom 24 august 1784, auch WA. 5[1], 66); dann sollen sich die beiden eingangsstrophen der Geheimnisse (v. 1—16) anschliessen, und hierauf die stanzen *Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet* (WA. 4, 60) und *Unmöglich ists den Tag dem Tag zu zeigen* (WA. 3, 163, mit der überschrift 'Heut und ewig') zu dem eigentlichen gedicht überleiten. von alledem vermag ich gar nichts anzunehmen und fasse meine bedenken kurz zusammen:

1) Die stanze *Denn was der Mensch* kann B. in der einleitung des gedichts nur dann unterbringen, wenn er in der schlusszeile die worte *In ihr* umändert zu *In euch* oder *In dir*. dies hält B. ohne den geringsten beweis 'ganz sicherlich' für die ältere lesart, die erst 1820 bei der ersten veröffentlichung abgeändert worden sei. dann müste ja aber die handschrift, die frau vStein besaß, und die ebenfalls die worte *In ihr* enthält, auch erst aus dem jahr 1820 stammen. welchen grund sollte Goethe nun wol in so hohem alter gehabt haben, der freundin drei gar nicht zusammenhängende strophen des weit zurückliegenden gedichtes aufzuschreiben, von denen obendrein die eine seit jahrzehnten gedruckt war? nein, das hsl. fragment, das frau vStein gehörte, verrät schon durch die reihenfolge der stanzen, dass es aus einer zeit stammt, als Goethe noch lebhaft an der arbeit war und der geliebten jede neue strophe sorglich mitteilte. die lesart *In ihr* ist alt; Goethe

lässt hier einen dritten die gefühle aussprechen, die er für frau vStein hegte. und wir gehn wol nicht fehl mit der vermutung, dass im verlauf des gedichtes bruder Marcus aus dem vorhof ins innere des klosters geführt werden, und dass die stanze *Denn was der Mensch* zu der erzählung des Humanus gehören sollte, in der er (natürlich nach Goetheschen erfahrungen) berichtete, welche rolle in seinem leben neben der treu-demütigen pflichterfüllung das ewig weibliche gespielt habe. denn dass in dieser vereinigung erst sich des mannes schicksal erfüllt, ist gewis eine durchaus goethische deutung des symbols des rosenumflochtenen kreuzes.

2) Von der stanze *Gewifs, ich wäre schon so ferne, ferne* hat allerdings Goethe selbst gesagt: *qui sera placé dans le Poeme que je cheris tant.* aber mit vollster zuversicht können wir hinzufügen: in der form, wie sie uns vorligt, konnte sie gar nicht in das gedicht aufgenommen werden. denn hier gibt ein philologisches kriterium den ausschlag. sämtliche stanzen der Zueignung und der Geheimnisse, so verschieden sie sonst gebaut sind, enden stets mit einem paar klingender reime. nur diese eine stanze hat stumpfen ausgang; sie hätte, um in dem gedicht eine stelle zu finden, völlig umgearbeitet werden müssen. so wie sie jetzt vorligt, gehört sie zwar inhaltlich hierher; aber wir dürfen sie nicht ohne weiteres in die reihenfolge der strophen einordnen. der zusammenhang mit der unter 1 betrachteten stanze ist, wie B. richtig gesehen hat, sehr grofs; es war daher auch wol diese zweite für die beichte des Humanus bestimmt.

3) *Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet.* wie ist es nur möglich, dass B. Goethe die geschmacklosigkeit zutraut, er habe mit dem hinweis auf die kunst, die pracht, den reichtum usw. sein eignes gedicht glorificieren wollen! die beziehung ist doch so klar. Goethe selbst hat gesagt, diese strophe sei ein 'bruchstück, das der denkende anzuschliefsen wissen' solle. anzuschliefsen, nicht in den schon fertigen teil einzufügen! in der fortsetzung des gedichts sollte die strophe ihre stelle erhalten, und wir können vermuten, welche. Marcus ist vorläufig nur durch das erste thor in den vorhof gelangt. jeder leser sieht voraus, der wandrer wird fortschreiten und erkennen, wie wunderbar, bedeutend und zweckmäfsig Humanus den grofsen complex von gebäuden errichtet hat. die vorliegende strophe malt das staunen des beschauers beim betrachten der inneren höfe.

4) Die stanze *Unmöglich ists* gehört, wie ich glaube, überhaupt nicht zu den Geheimnissen. wir haben wenigstens keinerlei zeugnis dafür; auch muss B., um sie einzugliedern, sehr gewundene erklärungen abgeben und sogar die vermutung aussprechen, die beiden schlusszeilen habe der alte Goethe an stelle irgend welcher uns verlornen verse sehr unpassend hinzugedichtet. wo ist nur eine wahrscheinlichkeit dafür?

So fällt denn B.s ganze construction in sich zusammen. von den vier isolierten stanzen gehören die ersten drei den späteren, nicht ausgeführten partien an, die vierte hat mit den Geheimnissen nichts zu tun. wenn würklich die reihenfolge der strophen so ohne lücke und so klar erkennbar wäre, so erschiene es doch unbegreiflich, dass Goethe ihnen auch in der ausgabe letzter hand nicht die gebührende stelle angewiesen hätte, nachdem sie einzeln längst publiciert waren.

Von dem zweiten capitel hat man mehr gewinn. hier sucht B. das fragment der Geheimnisse zu erläutern und zeigt im anfang überzeugend den zusammenhang mit Herders Ideen zur philosophie der geschichte der menschheit, die ja in ihren ersten büchern gleichzeitig entstanden sind und deren spätere teile gewis schon vor der niederschrift im freundeskreise erörtert wurden. das einigende in der beurteilung der 'geheimnisse', dh. der religiösen symbole, die so leicht in gefahr geraten, inhaltsleer und unwahr zu werden, wenn sie nicht stets wider neuen inhalt und leben gewinnen, und auf der gegenseite das trennende in der beurteilung des christentums hat B. für beide dichter klar begrenzt. indem er sodann den blick stets auf das ganze von Goethes religiöser entwicklung lenkt, gibt er vortrefflich die allgemeinen grundgedanken der dichtung wider; auch manche einzelheit, die gestalt des Humanus, der zusammenhang mit dem gedicht Das göttliche, die bedeutung des alten ist treffend gewürdigt. jeder wird diese anregenden partien willkommen heifsen. aber B. kann seiner lust zu deuten nicht halt gebieten. trotz Goethes warnung *Glaube Keiner, dafs mit allem Sinnen das ganze Lied er je enträtseln werde,* sucht unser erklärer doch für jede schwierigkeit die lösung. und da mangelt seinen ausführungen oft genug die überzeugende kraft. ob die beiden schilde mit dem drachen und dem bären gerade fegefeuer und metanoia symbolisieren sollen, ist sehr fraglich; man könnte ebenso gut bei diesen ungeheuern des südens und des nordens an die specifisch südliche, romanische, bezw. nördliche, germanische erscheinungsform des christentums denken. — das auftreten der drei jünglinge als eine 'allegorie für die christliche kunst' zu erklären, scheint mir gleichfalls gewagt. — auch in der charakteristik des Marcus ist B. zuversichtlicher, als es erlaubt sein dürfte. wir ahnen ja, dass Goethe eine fromme einfalt, etwa wie Lessings klosterbruder, hat schildern wollen, nur holder, schöner, jugendlicher; aber dabei müssen wir auch stehn bleiben, sonst könnten wir gar noch aus der namensverwantschaft mit dem evangelisten weitere schlüsse ziehen, und der hypothesen wäre kein ende. — vollends ligt es im dunkel, welche lösung Goethe beabsichtigt hat. die hübsche formulierung bei B. s. 60 f kann im ersten augenblick gefangen nehmen. 'die geheimnisse schwinden, aber das geheimnis bleibt', das klingt bestechend, lässt sich auch recht wol mit Goethes anschauungen

vereinen; aber das ziel der dichtung könnte ebenso gut eine vertiefung der religiösen symbole sein, wie ihre aufhebung. man vermag für die in frage kommende periode aus Goethes leben seine anschauungen zu entwickeln, aber nicht nachzuweisen, wie viel er davon in seinem grofsen gedicht hat zum ausdruck bringen wollen. viel eher lassen sich gewisse episoden der handlung erschliefsen, auf die B. nicht eingegangen ist. das ganze spielt in der charwoche; ein hoher, verehrter lehrer weifs, dass er in diesen tagen von seinen getreuen, deren zwölfzahl an die apostel gemahnt, scheiden muss. ein saal ist bereit mit dreizehn sitzen; wir hören von weihevollen gesprächen, in denen das ganze leben der beteiligten noch einmal vorüberzieht. da wäre es doch unbegreiflich, wenn Goethe sich bei solchen voraussetzungen die situationen aus der leidensgeschichte Jesu hätte entgehn lassen: das letzte mahl, die fufswaschung und andres, das wir im einzelnen nicht festlegen können. und weiter : in diesen kreis der geistlichen ritter tritt, einem geheimnisvollen rufe folgend, ein reiner jüngling, der stufenweise in die geheimnisse eingeführt werden soll, bis er am ende zum oberhaupt der bruderschaft berufen wird. und nun war gerade im februar 1784, wenige monate bevor Goethe den plan zu den Geheimnissen entwarf, der Parcival wider durch Myller zugänglich gemacht worden. auch das eröffnet perspectiven, ohne dass wir doch bestimmte hypothesen aufstellen dürfen, die sonst vielleicht bei Richard Wagner enden möchten.

Vielleicht könnte es nun scheinen, als verhielte ich mich gegenüber B.s arbeit ganz ablehnend. das ist durchaus nicht der fall. nur wo B. in den vorliegenden problemen das blofs mögliche nicht streng genug von dem würklich vorhandenen geschieden hat, da versuche ich die grenzen etwas schärfer zu ziehen oder bescheide mich früher als er mit einem 'ich weifs nicht'. wo aber B. abgeschlossene gedichte Goethes (Das göttliche, Der gott und die bajadere, Paria) zu deuten bemüht ist, da bin ich, gewis mit vielen andern, ihm für manche anregung dankbar. denn ich rechne mich freudig zu den werdenden, nicht zu den fertigen, denen nichts recht zu machen ist. der beweis, dass sich Goethes religiöse grundanschauungen seit den achtziger jahren nicht wesentlich mehr geändert haben, und dass aus diesen anschauungen heraus die indischen legenden schon in den achtziger jahren concipiert worden sind, und zwar höchstwahrscheinlich als teile der Geheimnisse, — dieser beweis ist B. durch eine eingehnde interpretation der gedichte völlig gelungen.

In diesen letzten teilen des buches ist nur eines unerfreulich: ein polemisches intermezzo, eine rede pro domo gegen die 'philologen'. die antwort auf solche invectiven kann immer nur subjectiv gehalten sein; mag darum jeder, den es angeht, B.s anklagen lesen, überdenken, und sich entscheiden. ich brauche

nur wenig worte. der gegensatz zwischen philosophischer und philologischer litteraturbetrachtung, interpretation und geschichtschreibung, der in letzter zeit so oft betont wird, ist für den litterarhistoriker (der nachdruck ligt auf dem zweiten bestandteil des wortes) überhaupt nicht vorhanden. wer diesen gegensatz als ein 'entweder — oder' empfindet, der bekennt damit schon seine einseitigkeit. natürlich überwigt bei einigen menschen die speculative begabung, bei andern die befähigung für eigentlich philologische aufgaben. wer aber ausschliefslich bei dem einen oder dem andern stehn bleibt — und deren gibt es manche —, der ist noch weit vom ziel. ob von diesen halb vorbereiteten nun wider die philosophen oder die philologen es weiter bringen, weifs ich nicht; eines tages bleiben sie eben beide stecken. das aber weifs ich : unter denen, die von philologischen studien ausgegangen sind, ist in der letzten zeit ein eifriges bemühen zu erkennen, die resultate philosophischer litteraturbetrachtung historisch zu verwerten; die gröfsere unduldsamkeit jedoch, das beharrlichere nicht-verstehn-wollen ist bis heute auf seiten der 'philosophen'.

Marburg i. H., 24 december 1896. ALBERT KÖSTER.

Schillers briefe. herausgegeben und mit anmerkungen versehen von FRITZ JONAS. kritische gesamtausgabe. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche verlagsanstalt. o. j. 7 bände. VIII und 517. 484. 560. 564. 576. 528. 415 und CXXVIII ss. 8°. — 21 m.

Wenn die schlussrecension dieses werkes, dessen erste lieferung der Anzeiger XVIII 296 begrüfst hat, spät erscheint, so ist dafür der recensent im stande, sein urteil auf einen längeren gebrauch des buches, namentlich der älteren bände, zu gründen. es hat alles, was die erste lieferung durch ankündigung und probe versprach, in vollem mafse gehalten. der herausgeber hat — eine unglaubliche mühwaltung bei etwa 2080 zum teil weit verstreuten und versteckten briefen — für jeden brief womöglich das original, selbst oder durch fremde geeignete augen und hände, verglichen; wo dies nicht ausführbar war, auch abschriften von zuverlässigen leuten nicht zu gebote standen, hat er sich an die besten, resp. an die ersten drucke gehalten, die den späteren als grundlage gedient haben. so ist der text an vielen stellen um wichtige stücke vervollständigt, zb. die briefe an Körner bringen manches neue, und bis ins kleine ist der gebotene wortlaut so zuverlässig wie nur möglich, ja auf die widergabe von äufserlichkeiten, wie den willkürlichen wechsel deutscher und lateinischer buchstaben in Schillers schrift ist ein nach meinem geschmack zu grofses gewicht gelegt, doch das ist eben geschmackssache. mit unrecht, scheint mir, sind dagegen die correcturen des briefschreibers und die streichungen, die doch oft recht bezeichnend

sind, meist übergangen; wenigstens habe ich dies an den zu dem briefwechsel zwischen Schiller und Lotte gehörigen briefen beobachtet. was die vollständigkeit der sammlung betrifft, so kann ich versichern, dass ich keinen mir bekannten brief vermisst habe, und wo es anfangs ein oder zweimal der fall war, da hat der nachtrag im VII bande die lücke ausgefüllt. übrigens umfasst dieser nachtrag nur 27 nummern, meist ungedruckte, und einige, die erst während des druckes dieser 7 bände veröffentlicht sind. überhaupt bietet diese sammlung zahlreiche bisher ungedruckte briefe, wenn ich recht gezählt habe, sind es 52. die jedem bande angehängten anmerkungen geben für jeden brief den gegenwärtigen besitzer des originals an, soweit sich derselbe hat ermitteln lassen, ferner die vorlage, die für den druck mafsgebend gewesen ist, die wichtigsten bisherigen drucke, und — eine sehr dankenswerte einrichtung — wo es sich feststellen liefs, angabe des briefes, auf den Schiller antwortet, wie des briefes, mit dem der andere antwortet. daran schliefsen sich nach bedürfnis und belieben sachliche erklärungen, auch nicht selten nachträge zur textgestaltung, wenn zwischen dem druck des briefes und der anmerkungen sich material dazu gefunden hat. der umfang dieser erklärenden anmerkungen ist sehr verschieden, viel ungedrucktes material ist in sie verarbeitet, briefe an Schiller oder über ihn von Reinwald, Kosegarten, Knebel, Iffland, Zelter ua. im VII bande folgt auf die anmerkungen s. 332—415 ein schlusswort des herausgebers, das in knappen, lichtvollen zügen eine geschichte der hauptsächlichsten bekanntschaften des dichters und damit, nach Schillers eigenem worte, eine geschichte seines lebens gibt, die leider bei dem beginn des verkehrs mit Goethe abbricht. die geschichte dieses verkehrs, zu der jetzt auch Goethes tagebücher in der 3 abteilung der Weimarer Goethe-ausgabe wertvolle beiträge liefern, bleibt noch zu schreiben. den schluss des werkes bildet das von Albert Leitzmann bearbeitete, vorzügliche register, das durch seine praktische, schon in den briefbänden der Weimarer Goethe-ausgabe bewährte einrichtung auch ein verzeichnis sämtlicher briefe, nach empfängern geordnet, gibt. die ausstattung der 7 bände ist tadellos, nur die porträts, die jedem bande beigegeben sind, scheinen mir nicht alle auf der höhe der heutigen anforderungen und technischen möglichkeiten zu stehn. auch wäre in dieser kritischen ausgabe bei jedem porträt angabe des malers oder stechers, womöglich der entstehungszeit und des heutigen besitzers wünschenswert gewesen. aufserdem aber muss ich bekennen, dass mich hier, wie in andern ähnlich illustrierten werken, nicht selten eine dissonanz stört zwischen den porträts und dem text, den sie illustrieren sollen. das crasseste beispiel, was mir für diese dissonanz begegnet ist, kann man in Goethes leben von Düntzer s. 417 finden, wo die schilderung der niedlichen kleinen blondine Christiane Vulpius mit schönen blauen augen,

hübschem näschen, schwellenden lippen, von denen Goethe sich 1788 fesseln liefs, auf derselben seite des buches von einem bilde begleitet ist, bei dessen erstem anblick man zurückfährt: es wäre eine authentische illustration zu Bettina Brentanos 'blutwurst'. so fallen in unserm werke zb. das fast noch knabenhafte gesicht Karl Augusts im VI und das altemannsbild Wilhelm vHumboldts im V bande völlig aus dem rahmen ihres verkehrs mit Schiller. es ligt eine solche dissonanz doch wol an dem mangel des zusammenwürkens von verleger und verfasser. hiervon abgesehen, spreche ich beiden, besonders aber natürlich dem letzteren, meine rückhaltlose anerkennung und meinen herzlichen dank für die ganz vortreffliche leistung aus und die reiche förderung, die die Schillerstudien durch dies werk erfahren haben. der herausgeber weist das ansinnen, das an ihn gestellt worden ist, nun auch die briefe an Schiller in möglichster vollständigkeit zu sammeln, wenigstens nicht entschieden von der hand (VII s. 334); wenn die menge der wünschenden ihn zu diesem unternehmen ermuntern kann, schliefs ich mich dem wunsche Minors von ganzem herzen an. zum schluss noch ein paar einzelheiten.

Zu dem billet I nr 42 s. 81 hätte in der anmerkung die auf dem blatt geschriebene bemerkung Reinwalds mitgeteilt werden können : 1782 *gegen d.* 7 *xbr. Erstes Billet v. S. an mich aus dem Gasthof zum Hirsch.* — in dem billet I nr 77 sind s. 135 z. 6 zwei worte ausgefallen : *Sie ..... werden mir auch den Grad des Unwillens nicht verdenken, den mir* usw. die hier gesperrten worte stehn in den für diesen brief als quelle benutzten 'Beziehungen', fehlen aber bei Jonas.

Den zum ersten male gedruckten brief I nr 235 kann ich noch etwas genauer datieren. Schiller kehrte aus Rudolstadt, wohin er aus Meiningen mit WvWolzogen geritten war, am 7 dec. 87 nach Weimar zurück. Wolzogen hat über seine reise tagebuch geführt, aus dem Paul Schwenke Kleine beiträge zur Schillerlitteratur (1890) s. 13 die notizen über den gemeinsamen aufenthalt in Bauerbach, Meiningen, Rudolstadt mitgeteilt hat. auf meine bitte hat er mir das original geliehen und ich habe weitere abschrift daraus genommen. Wolzogen gieng am 10 dec. ebenfalls nach Weimar. er notiert : *d.* 10. *nach Weimar — Berse* [?] *Clubb* [das ist doch wol der club der bürgerlichen, der am 1 oct. 87 gegründet war, Jonas I s. 420], *d.* 11. *Comoedie — gut — Kalben gespeist — Mamsell Schrödern. d.* 12. *wieder zurück.* obiges billet ist also nach mittwoch dem 12 geschrieben und mit der post geschickt. diese gieng, 1788 wenigstens, sonnabends und dienstags von Weimar nach Rudolstadt (Schiller und Lotte I s. 48 neue ausgabe), also ist es nicht vor freitag d. 14 dec. geschrieben. Wolzogens tagebuch notiert leider von dem mit obigem billet übersanten Carlos nichts, wol aber am 20 : *Räuber vorgelesen.*

Zum II bande habe ich seiner zeit die für die neue ausgabe

von 'Schiller und Lotte' geplante neuordnung der undatierten Schillerbriefe des jahres 88 dem herausgeber mitgeteilt. die rechtfertigung dieser neuen daten wird etwa gleichzeitig mit dem erscheinen dieser recension die ausgabe meines buches bringen, das nun endlich seiner fertigstellung entgegengeht; aber einen fehler muss ich richtig stellen, an dem ich die mit-, ja vielleicht hauptschuld trage. herr bibliotheksdirector dr Schwenke in Königsberg hat in seinem oben genannten büchlein auch ein in seinem besitz befindliches, bis dahin unbekanntes billet ohne datum und unterschrift als ein Schillersches aus dem Rudolstädter sommer 88 mitgeteilt; ich setzte es für meine ausgabe in den zweiten teil des sommers und brachte es in zusammenhang mit Carolinens nr 59 (nach meiner neuen ausgabe citiert), und dieser ansetzung zufolge hat Jonas es II nr 305 ende august gesetzt. ich hatte von dem billet, das mir der besitzer im original gütigst geschickt hatte, eine durchpausung gemacht, nachlässiger weise habe ich aber erst, als es an den druck meines eigenen buches gieng, dh. im laufe des vorigen jahres, dieselbe an das Weimarer archiv zur begutachtung geschickt, und dessen verdict lautete: 'schrift nicht von Schiller'. eine abschrift ist es nun entschieden nicht, es bleibt also nur übrig, es aus dem Schillertempel hinauszustofsen.

Ähnlich so ligt die sache mit dem VII nr 1968 veröffentlichten billet an Iffland vom 1 mai 1804, ähnlich, aber doch anders. der Schwenkesche brief ist jedesfalls als eine Schillerreliquie in der Wolzogenschen und dann in der Schwenkeschen familie vererbt; ist er nicht von Schiller, so ist er von einem zeitgenossen. bei dem briefe an Iffland kann es sich nur um die drei fragen handeln: echt, abschrift oder gefälscht? der inhalt ist so vollkommen sachgemäfs, die sprache so ungezwungen natürlich, dass ich schwer an eine fälschung glauben kann und dem herausgeber beistimme, dass er ihn aufgenommen hat. ich möchte aber wol, dass auch dieser der competenten Weimarer behörde vorgelegt würde.

Bei den briefen III nr 531 (an Lotte und Caroline, vom 31 juli 1790) und VI nr 1586 (an Lotte, vom 30 mai 1800) gibt der anhang irrtümlich an: 'AH [dh. druck nach der originalhandschrift], Weimar, Goethe-Schiller-archiv'. ich habe seiner zeit diese 2 briefe auf Greifenstein nicht gefunden, meinen text also nach den drucken gegeben. da der Jonassche text nun mit dem meinen in beiden briefen genau übereinstimmte, so bezweifelte ich die richtigkeit obiger angabe, und aus dem archiv erhielt ich auf anfrage die mitteilung, dass die beiden briefe sich in der tat n i c h t daselbst befinden. —

Für die 11 briefe an Unger hat Jonas, soweit er nicht die originale aufgespürt hat, leider den ganz schlechten abdruck in Goedekes Geschäftsbriefen zu grunde gelegt. dieser druck ist eine

völlig nachlässige widergabe des alten druckes von Bitkow Ungedruckte briefe von Schiller, Goethe und Wieland, Breslau 1845. dieser muste benutzt werden, denn die von Jonas nach den originalen gegebenen texte vi 1606. 1621 (vgl. s. 480 ff). 1635 zeigen ausnahmslos die richtigkeit der Bitkowschen, die unrichtigkeit der Goedekeschen varianten. nach Bitkow notiere ich also hier, unter weglassung des rein orthographischen, die besserungen. v nr 1286 s. 302 absatz 1 : *bestens dafür danke* (*dafür* fehlt bei Goedeke-Jonas); letzte zeile : *Sie müſsten aber* (G.-J. *Sie müſsten also*); s. 303 z. 3 *im Auslande unterhalten* (G.-J. *halten*). — vi nr 1574 s. 148 z. 3 *der vergangene Winter bei mir* (das gesperrte fehlt bei G.-J.). — zu vi nr 1621 gibt der anhang varianten nach einer collation des originals; übersehen hat vielleicht diese collation die lesart zu s. 193 z. 4 : *Abkürzungen* (*Abkürzung* G.-J.), so list wenigstens Bitkow. — vi nr 1641 s. 223 z. 1 : *so viel im Publikum ist geschwazt worden* (G.-J. *Publikum geschwatzt werden*). — vi nr 1664 s. 246 absatz 2 : *mein hochgeschätzter Herr und Freund* (gesperrtes fehlt bei G.-J.). — *Sie die Güte für mich gehabt, mir* (*gehabt haben, mir* G.-J.). bei diesem briefe gibt Bitkow auch die adresse, die immerhin erwähnenswert ist: *An Herrn Professor Unger, Buchhändler in Berlin, frei.* Unger wurde, wie mir aus der redaction dieser Zeitschrift freundlichst mitgeteilt wird, nach Naglers Allgem. künstlerlexicon im j. 1800 mitglied der akademie der künste mit dem titel eines professors der holzschneidekunst. — vi nr 1689 s. 274 vorletzte zeile des 1 absatzes : *mit poetischem Sinn* (*praktischem* G.-J.). — vier zeilen weiter : *ein sehr edler idealer Kopf* (*edler* fehlt bei G.-J.).

Doch genug des ährensammelns. möge der, der den vollgeladenen erntewagen so glücklich unter dach gebracht hat, die paar nachgetragenen halme als einen dank ansehen für sein verdienstliches werk.

Breslau. W. Fielitz.

Karl Immermann. eine gedächtnisschrift zum 100 geburtstage des dichters. mit beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer und Fr. Schultess. mit einem porträt Immermanns in photogravure und einer lichtdrucktafel. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1896. vi und 220 ss. 8°. — 6 m.

Die herausgeber Otto Heinrich und Johannes Geffcken bestimmen ihre schöne, sympathisch anmutende sammlung von aufsätzen über Immermann der kleinen gemeinde warmer anhänger des dichters. ich meine, in der mehrzahl der abgedruckten studien wird weit genug ausgegriffen, um dem buche eindringliche beachtung seitens der litteraturgeschichte zu sichern. Immermanns persönlichkeit zunächst nimmt einen viel zu breiten raum in ihrer zeit und durch dauernde nachwürkung auch noch in der gegenwart ein, als dass sie einer kleinen gemeinde vorbehalten bleiben

müste. und gerade der vorliegenden gedächtnisschrift kann nachgerühmt werden, dass sie durch die erhellung der gestalt des dichters zugleich auf weite gebiete des geisteslebens der zeit einen vollen strahl aufklärenden lichtes wirft. gleich die erste studie, OHGeffckens behandlung des deutschen patrioten Immermann, erörtert das wichtige problem, wie in den jahren nach dem befreiungskriege individuelles nationales gefühl sich auch frei von den conventionellen formen eines deutschtümelnden patriotismus entwickeln konnte. Geffcken zeigt, wie bei Immermann die lebhafteste begeisterung für das deutschtum durch ein nicht minder klares preufsisches staatsgefühl und durch echt monarchische gesinnung discipliniert war (s. 21). von diesem in liebevoller beachtung der jugendeindrücke gewonnenen standpunct aus konnte G. zu einer wolberechtigten ehrenrettung von Immermanns Hallenser studentenhandel gelangen, der wolfeiler phrase als anfechtbar gelten mag. warum Immermanns vornehme schwerflüssigkeit nicht zur publicistik taugte, und wie er nur als dichter die schuld seines patriotismus tilgen konnte, setzt G. feinsinnig auseinander. nur den vorwurf der Napoleonverherlichung hätte er weniger energisch von Immermann abwehren sollen (s. 25ff). ein hauptvertreter des preufsischen staatsgedankens, Hegel, steht ihm da zur seite; Goethes, Chamissos, Gaudys uaa. nicht zu gedenken.

In einer geistreichen, weit ausgreifenden und auf eindringlicher kenntnis des dichters Immermann ruhenden abhandlung interpretiert und würdigt RMMeyer das Tulifäntchen. er bleibt nicht beim kleinen und beim einzelnen stehn, sondern sucht aus der masse der notizen zu aufklärenden beobachtungen allgemeiner art emporzusteigen. scharf beleuchtet treten einige seiten von Immermanns individualität hervor: die unfähigkeit, sich vor einem überlegenen geiste zu beugen, die überhebung des menschen, des politikers, des dichters. I.s spitze urteile über Goethe und Schiller werden kritisch gemustert. erwiesen scheint mir allerdings nicht, dass in dem 'verehrten, altbewährten meister', der 'das spiel unreif geborner geister' spielt, Goethe zu suchen sei (Hempel 11, 297). und wenn I. den jungen Goethe gegen den alten, den ersten teil des Faust gegen den zweiten ausspielt, so wäre ihm lediglich vorzuwerfen, dass er sich nicht von dem urteile seiner zeit emancipiert und den standpunct eines Tieck nicht überwunden habe. dem köstlichen parodisten politischer kannegiefserei seine eignen kühnen politischen aphorismen zum vorwurfe zu machen, heifst doch das recht des dichters beeinträchtigen. oder soll dem dichter nicht gestattet sein, eine die kritik herausfordernde zeiterscheinung satirisch zu treffen, weil er selbst an gleichem fehler gelegentlich krankte? mit besserem rechte kann man mit M. dem scharfen kritiker fremder form sein eignes, wenig verfeinertes formgefühl vorhalten. einspruch erheben muss ich indes gegen die art, in der M. die dichterische armut I.s erweisen will.

auf anderthalb seiten werden ein paar entlehnungen zusammengestellt; sie beweisen lediglich, dass I. dieses oder jenes motiv von einem andern übernommen hat. aber sollen sie ihn gleich zum plagiator stempeln? durch solche schlussfolge käme die litterarhistorik am schlechtesten weg. ists doch eine ihrer aufgaben, quellen und vorbilder aufzudecken; allerdings, um zu zeigen, was ein dichter aus diesen quellen und vorbildern gemacht hat. bleiben wir bei der tatsache der entlehnung stehn, machen wir sie gar dem entlehner zum vorwurf, dann hat die schaffende dichtung recht, wenn sie sich unmutig von der litteraturgeschichte abwendet. welcher grofse und gröste schöpfer hat vorbearbeiteten stoff nicht verwertet, vorgezeichneter form sich nicht bedient? doch wozu widerhol ich, was von andern vor nicht langer zeit bei gelegenheit eines berüchtigten und bedauernswerten plagiatenthüllers gesagt worden ist? betrachten wir lieber die von M. angeführten entlehnungen.

Dass I. kein gottbegnadeter lyriker ist, wer bezweifelt die tatsache? M.s belege jedoch scheinen mir nicht glücklich gewählt. gewis ist Der schäfer (Hempel 11, 119) von Goethes gedicht Schäfers klagelied (warum citiert M. Des schäfers klage?) beeinflusst. aber ist nicht auch das genannte Goethische gedicht einem volksliede der Elwertschen sammlung (1784, s. 34) nachgebildet? noch mehr : Schäfers klagelied hat in der deutschen lyrik der ersten zehn jahre unsers jahrhunderts aufsergewöhnlich stark nachgewürkt. ich hoffe an anderer stelle noch zeigen zu können, wie gerade dieses lied Goethes für das volksliedartige der lyrik Uhlands, Eichendorffs, Heines uaa. entscheidend gewürkt hat (vgl. vorläufig Chronik des Wiener Goethe-vereins 1896, 10, 15). I.s nachahmung steht also nicht allein. in der Recensenten-idylle (11, 103) setzt der dichter dem regenschwer bei ihm eintretenden krittler brot und käse und punsch vor : *Zucker und Arrak, siedendes Wasser und der Citrone beizenden, markdurchdringenden Saft.* hätte I. diese altbekannten ingredienzien ohne Schillers Punschlied würklich nicht anführen können? I.s Abenteurer und seine Ideale berühren sich mit Uhlands Unstern in der schilderung eines pechvogels; aber hat Chamisso, der decan der Schlemihle, in seinen gedichten Pech und Geduld nicht gleiches gewagt?

Meyer hebt auch hervor, wie häufig I. eigne erfindungen widerhole. ich könnte einen der mit recht zu höchst geschätzten dichter der gegenwart nennen, der es nicht verschmäht, einzelheiten seiner jugendlichen schöpfungen den gereiften kunstwerken seines alters einzufügen. ich möchte sie aus dem kunstvolleren rahmen nicht verbannt wissen, blofs weil sie schon einmal in anspruchsloser umgebung aufgetaucht sind. eine inductive poetik liefse diesen brauch gewis allgemeiner verbreitet erscheinen. die correspondenz mit dem arzte am schluss der Epigonen und

der burleske briefwechsel zwischen autor und verleger im Münchhausen entstammen übrigens beide der romantechnik Jean Pauls (vgl. Schultess bemerkung in dem bespr. buche s. 116) und gehören zu den beliebtesten mätzchen romantischer ironie. die widerholung desselben motivs ist also gerade in diesem falle sehr begreiflich.

Trotz dieser einwände sei M. rückhaltlos recht gegeben, wenn er die hauptquelle I.scher anschauungen in der 'gedruckten welt' und nicht in der natur sucht. JohGeffcken liefert in seiner studie über die entstehung des Münchhausen einen wahrhaft glänzenden beleg. bisher galt I.s schilderung des westfälischen bauernlebens als ergebnis eingehendster beobachtung. Geffcken berichtet, dass auch sie wenn nicht der gedruckten, doch der geschriebenen welt entstammt. briefliche mitteilungen einer freundin haben ihm das material geliefert (vgl. s. 130).

Sehr fein zeigt M., wie I., unfähig sich willig zu ergeben, doch widerum nach unterwerfung unter einen höheren willen ringt, wie aus diesem widerstreit sein strenger glaube an die gnadenwahl erwächst, wie er zu der überzeugung kommt, dass es in der hand höherer mächte stehe, jeden augenblick das kleine über das grofse herr werden zu lassen. mit dieser gedankenreihe gelangt die untersuchung endlich zum Tulifäntchen. die bekanntschaft eines kleinen geckenhaften grafen in Münster als anregung festhaltend, des kampfes mit Platen trotz WAlexis gedenkend, bringt M. die dichtung auf die formel: der widerspruch zwischen anspruch und leistung soll aufgelöst werden. der kleine renommistische heros, dem leben entnommen, muss zu einem triumphe gelangen. denn — so argumentiert M. — wie alle bedeutenderen dichtungen I.s soll auch das Tulifäntchen auf inneren widersprüchen und auf ihrem ausgleiche ruhen. der däumling muss einen riesen besiegen. ich möchte da übrigens weniger an David und Goliath oder an klein-Roland denken, als an das volksmärchen, dem auch Brentanos pendants Vom schneider Siebentot auf einen schlag und Von dem baron von Hüpfenstich entkeimen. hier wie dort triumphe der 'kleinsten der kleinen'. merkwürdigerweise aber nennt M. weder hier noch in der folgenden eingehnden interpretation und commentierung des gedichtes das eigentliche vorbild, auf das ihn schon Scherers Litteraturgeschichte aufmerksam machen konnte (s. 666. 775): Arnims Geschichte des mohrenjungens aus der Gräfin Dolores (Sämtl. werke VII 233 ff). nicht nur die auf komische gegenstände angewendete grandezza des spanischen romanzentons hat I. von Arnim gelernt; wie mir scheint, viel mehr. doch zunächst die metrik des gedichtes.

Das Tulifäntchen bedient sich, ebenso wie Arnims gedicht, der form des Herderschen Cid, strophisch nicht gebundener vierfüfsiger trochäen ohne durchgeführte assonanz. am häufigsten stellt sich assonanz bei Arnim ein; I. nähert sich noch mehr der

art des Cid. natürlich hat Arnim nicht aus eigenem die komische verwertung der spanischen form gewagt, nicht etwa, was Herder ernst verwendet, zu komischen zwecken ausgebeutet. denn schon die spanische poesie kennt 'romances burlescos', die obendrein auch strophischer gliederung entbehren. Arnim benutzt ferner zu einer lyrischen einlage (aao. s. 239) eine spanische lyrische strophe von 12 zeilen mit der reimstellung abbaccdeedff, deren 3. 6. 9 und 12 viersilbige zeile durch zweihebige, deren übrige achtsilbige zeilen durch vierhebige trochäen widergegeben werden; wie mir scheint, die nachbildung einer form, die etwa in Jorge Manriques Coplas á la muerte de su padre (LLemcke Handbuch d. span. litteratur II 171) allerdings mit der reimstellung abcabcdefdef, anzutreffen ist. in seinen lyrisch-dialogischen einlagen hat I. einer verwanten italienischen madrigalform sich bedient. die madrigale I.s, in ihrer dialogischen verwertung an Guarinis Pastor fido und an seine romantischen erneuerer anknüpfend, paaren gereimte dreihebige und fünfhebige iamben und vertreten eine art des madrigals, die FrSchlegel besonders lieb war (vgl. s. Sämtl. werke, Wien 1823, VIII 159 : Die sonne oder IX 142 An den retter). während also Arnim sich streng an spanische formen hält, mischt I., gewis nicht zum nachteil des gedichts, spanische mit italienischen. zu komischer würkung eignet sich ja die von ihm gewählte madrigalform gewis. ebenso sicher scheint mir aber, dass bei Arnim das ursprünglichere, bei I. die freie nachbildung festzustellen ist.

Die stoffliche und gedankliche verwantschaft der dichtungen Arnims und I.s ligt auf der hand. Arnims herzog Pripert steckt seine heiratslustige schwester Fikette ins kloster, weil er die von den ständen gelieferte ausstattung, samt und seide, lieber für sich behält, um sich einen neuen schlafrock schneidern zu lassen. Fikette schmachtet nach dem verlorenen liebsten; in finsterer nacht wähnt sie, brünstig einen baum zu umfassen. *Dafs der Mann kein Baum gewesen, Mufs sie endlich doch wohl glauben, Dafs er aber der geliebte Prächtig glänzende Offizierer, . . . Glaubt sie mit demselben Glauben.* die folgen ihrer schwärmerischen verirrung zu verhüllen, legt sie dem bruder nahe, die herzogin solle sich guter hoffnung stellen und das kind für ihr eignes ausgeben, für den langersehnten erben. Pripert genehmigt den plan, er findet sich leicht in seine rolle; nach allen glückwünschen wähnt er sich zuletzt würklich vater, spricht *von nichts, als von der Ehre, Von der Würde eines Vaters, Von der Mühe es zu werden.* endlich erscheint der langersehnte, entpuppt sich aber als mohrenjunge. um schande zu verhüten, wird an seiner stelle ein affe begraben, er selbst wächst auf dem lande bei bauern auf. er entwickelt wundergaben; das Merlinmotiv spielt herein: sein vater ist ein mohr, ein schwarzer teufel, seine mutter 'in reiner unschuld gefallen'. seine allwissenheit empfiehlt ihn dem herzoge,

der ihn endlich zum hof- und staatspropheten erhebt. das ganze gedicht echter Arnim! kunstlos, pointenlos, ohne abrundung zerflatternd. ein gewanterer konnte und muste, was Arnim schier gleichgiltig hinstreut, sorgsam fassend, die motive zu stärkerem effecte ausnützen. sicher steht das Tulifäntchen himmelhoch über jenem embryo, aber es borgt die hauptmomente: aus schäbig glänzendem milieu geht der held hervor, vater Tulifant und herzog Pripert gehören beide zum geschlechte Don Ranudos, und neben dem zerrissenen schlafrock des herzogs bauscht sich donna Tulpes reifrock, der gesehn drei menschenalter. sehnsüchtig wird der erbe erwartet, seine ankunft feierlich vorbereitet, der vater bläht sich da wie dort in kühnster hoffnung. bittere enttäuschung! auf der einen seite ein zwerg, auf der anderen ein mohrenknabe. dennoch bringen es beide zu hohen ehren, sind schon als kinder über ihr alter weise; der mohrenjunge wird erster diener Priperts und Tulifäntchen günstling Grandiosens. Pripert indes und Grandiose bewegen sich beide auf dem throne nach dem grotesken vorbild des königs von Tiecks Gestiefeltem kater, der auch sonst — wie mir scheint — von einigem einflusse auf Tulifäntchen war.

Allerdings ergeben alle angeführten übereinstimmungen nur das kahle gerippe eines teiles der handlung I.s. ich kann mir aber sehr wohl vorstellen, wie I., in dieses gerippe an die stelle der mohrenjungen ein satirisches abbild jenes kleinen grafen aus Münster setzend, zu weiterer ausgestaltung vorgedrungen ist. der widerspruch, auf dem M. das Tulifäntchen aufbaut, ligt bereits bei Arnim vorgezeichnet da. eine litterarhistorische darstellung des I.schen gedichts hätte lediglich zu zeigen, wie die ideellen und stofflichen ansätze Arnims von I. weiter getrieben worden sind. von solchem festen ausgangspuncte aus liefse sich vielleicht auch eine stilistisch gebundene interpretation geben, die M.s aphoristischen commentar zu höherer einheit brächte. dieser commentar, so kenntnisreich er gearbeitet ist, so lichtvolle ausblicke er uns gönnt, er fordert doch auch widerspruch heraus. M. scheint mir mehrfach allzu kühner combination geneigt. war es notwendig, von der stählernen mauer des riesen Schlagadodro aus bis zur künstlichen landschaft Klingers oder Baudelaires vorzudringen (s. 76)? die stählerne mauer und ihr schöpfer werden ja von M. ganz richtig als typen des maschinenzeitalters erkannt. die gewis echt romantischen tendenzen Klingers und Baudelaires gehören aber in ein ganz anderes capitel, und von einer künstlichen landschaft kann doch bei einem festungsbau nicht die rede sein. wenn M. in gleichem zusammenhange I.s spottvers von dem wie kattun bedruckten himmel mit Villiers de l'Isle Adams 'affichage céleste' in verbindung bringt, so wäre doch auch das grandiose bild des 6 liedes von Heines erstem nordseecyclus, der mit feuergetränkter riesenfeder an die dunkle himmelsdecke schreibende dichter, nicht zu vergessen. — der vogelkäfig, in d

Tulifäntchen gesteckt wird, scheint mir doch nicht zweifellos dem käfige vom Lamberti-kirchturm in Münster nachgebildet (s. 82). — ganz und gar aber kann ich einer gedankenfolge nicht nachkommen, die M. s. 62 f entwickelt. Ls Merlin will sich nicht unter menschen drängen; er klagt: *Sie schwanken zwischen Zukunft, Gegenwart Im Lieblich-Ungewissen; Vor meinem Geist steht alles klar und hart, Ich schmachte nach den Finsternissen.* deutlich sind hier zunächst zwei erkenntnisarten geschieden: eine unklare, ungewisse, subjective (1) und eine klare, deutliche objective (2). jene kommt den menschen zu; diese ist Merlin, dem Antichrist, eigen, er leidet unter ihr, er will aber auch zu der niedriger stehnden menschlichen form (1) nicht zurück. nur ein drittes bleibt als ausweg: die finsternis, das nichts, ein versinken im Nirwâna. schon Levin Schücking (vgl. DNL. 159, 2, 119 n.) scheint mir irre zu gehn, wenn er hier den grundgedanken der romantik ausgesprochen finden will, 'die selbst dem himmel kein prosaisch klares tages- und sonnenlicht, wie die philosophie, sondern mystische strahlen, so in wunderbaren farbenbrechungen vom throne gottes ausgehn, geben möchte'. 'finsternisse' bedeuten ihm 'der dämmerung schleier, der über dem unendlichen, unausfindlichen ligt'. im besten falle passen Schückings schwülstige umschreibungen auf die unklare menschliche erkenntnisform (1). Merlin fragt aber ausdrücklich: *Warum mich unter Menschen drängen, Da ich das Menschliche nicht teile?* er hat also mit dieser form gar nichts mehr zu tun. Meyer interpretiert anders (s. 62). ihm beleuchten die worte mit elektrischem lichte die krankheit jener zeit, die die charaktere a priori construiert, klar und hart hinzeichnet, wie figuren Schnorrs von Carolsfeld, ohne luft und atmosphäre. er erblickt in ihnen einen angriff auf die überweisheit der aus der theorie heraus producierenden reflexionspoesie, die von dem schleier, den Goethes dichtung um die wahrheit legt, nichts wissen will. bei Schücking also ein romantisches, bei M. etwa ein antihegelisches programmwort. doch auch M. verfällt dem fehler Schückings, jenem rein individuellen bekenntnisse Merlins den wunsch nach einer rückkehr zum lieblich-ungewissen unterzulegen, wo Merlin doch nur ins nichts hinabtauchen will. M. geht aber noch einen schritt weiter. wol durch den ähnlichen klang verführt, stellt er neben Merlins ausruf *Ich schmachte nach den Finsternissen* den stoßseufzer von Heines Tannhäuser: *Ich schmachte nach Bitternissen.* Heine habe jene bedeutungsvollen worte zu der berühmten losung seines Tannhäuser 'umgebogen'. gerne säh ich an stelle dieses bildlichen und stumpfen 'umgebogen' eine schärfere formulierung, denn bisher kann ich einen zusammenhang zwischen Merlins Nirwana-sehnsucht und der katzenjämmerlichen confession Tannhäusers nicht finden. ich schätze den Tannhäuser Heines sehr hoch; ob aber jene losung der modern-asketischen poesie von

Richard Wagner bis zu Huysmans den weg gewiesen hat, ob sie überhaupt Heine zum fahnenträger der décadence stempelt, wie M. annimmt, das möcht ich billig bezweifeln.

Trotz allen einwänden bekenn ich gern, aus M.s aufsatz reiche anregung geschöpft zu haben. leider fehlt es an raum, seine vorzüge gleich ausführlich zu würdigen; darum seien auch nur noch ein paar kleine nachträge notiert. wenn Tulifäntchen gleich nach der geburt spricht, so darf wol an Schelmuffsky gedacht werden (s. 68). die worte Balsaminens (Hempel 11, 62) zu Schlagadodro : *Titan du, ich Titanide* weisen deutlich auf Jean Paul. I. braucht also nicht blofs an die romantischen frauen gedacht zu haben (s. 70). unter den gesellschaftlichen gegnern der musik wäre Kant zu nennen gewesen (s. 73).

Dankbar nehmen wir den aus den Preufsischen jahrbüchern von 1893 wider abgedruckten aufsatz 'Zeitgeschichte und zeitgenossen in I.s Epigonen' von Friedr. Schultess hin. Max Koch hat zum ersten male versucht, den Münchhausen zu erklären, seine anspielungen zu deuten, seine masken zu lüften. wenn die gleiche aufgabe bei den Epigonen auch viel leichter zu lösen ist, sie gewinnt doch noch an interesse, da die starke verwertung des erlebten und erschauten den roman zum teil aus den fesseln einer sklavischen nachbildung Wilhelm Meisters befreit. freilich, der im treibhause aufgezogene goethische ableger Flämmchen tritt kaum in besseres licht, wenn wir hören, dass I. an Bettina gedacht und an die Goethe tanzende Taglioni[1]. aber weit von Goethe weg leiten uns die gleichungen: Medon = Varnhagen + Karl Follen; den gegensatz zwischen dem herzog-

[1] soviel ich sehe, hat man bisher den merkwürdigen widerspruch nicht beachtet, in den I. durch die nachahmung des nächtlichen abenteuers Wilhelm Meisters und durch die aus Jean Paul entlehnte technik seines 8 buches verfallen ist. auch Donner (Der einfluss Wilhelm Meisters auf den roman der romantiker. Berlin 1893) berührt ihn nicht. buch 7 cap. 14 sinkt Hermann in Flämmchens umarmung, meint aber Johanna zu umfangen. das ganze 8 und einen teil des 9 buches leidet er unter dem wahne, wie Oedipus gesündigt zu haben, um erst im 12 capitel des 9 buches zu richtigerer, erlösender erkenntnis zu kommen. fatal berührt es uns ja schon, dass Johanna nach ihrer eignen mitteilung (buch 8, VII 125) die ersten sieben bücher, also auch jene episode des 14 capitels gelesen haben muss. unglaublich indes bleibt, dass sie nicht sofort Hermann über den tatbestand aufklärt, sondern ihn in seinem sinnbethörenden wahne verharren lässt. ein glänzender beleg für die gefahren, denen sich ein conventionell die technik andrer nachahmender schriftsteller aussetzt. — wenn von der nachahmung des Wilhelm Meister, die I. sich gestattete, die rede ist, pflegt man immer hervorzuheben, dass I. auf lyrischem gebiete dem vorbilde nicht nachkommen kann (vgl. Schultess s. 112, Donner aao. s. 207). in ganz sonderbarer weise hat I. diesen mangel seiner begabung zum ausdruck gebracht. VII 222 f spricht das sterbende Flämmchen in einer art gereimter prosa, dh. in versen, die wie prosa gedruckt sind. V 146 ironisiert I. sich aber selbst, wenn er Wilhelmi von dem arzte sagen lässt: *Weil er nicht selbst Dichter ist, paraphrasiert er den Byron und schüttet dessen Schmerzenstöne verdeutscht in die Lüfte.*

lichen standesherrn und dem, 'königlichen kaufmann', dem oheim Hermanns, führt Schultess auf magdeburgische und westdeutsche reale verhältnisse zurück, die dem roman Goethes ganz ferne liegen. glücklich werden ETAHoffmann (s. 106) und WvHumboldt (s. 110) ausgespürt. über madame Meyer, ihre präraphaelitischen anwandlungen und ihren kreis hätte wol unschwer mehr gesagt, genaueres festgestellt werden können. ohne auf die vermutung irgend welchen wert zu legen, möchte ich doch auf eines hinweisen. mehrfach erscheint im kreise von madame Meyer ein junger dichter, der das leben der grösten maler in terzinen zu beschreiben unternommen hat (Hempel VI 146. VII 51). er findet sogar anerkennung in Weimar (VI 168). August Hagen, dessen romantischem epos Olfried und Lisena (1820) eine allzugünstige recension Goethes zu teil geworden ist, hat 1833 Lorenzo Ghibertis chronik von Florenz ins deutsche übertragen (vgl. Goedeke III 1, 768). Chamisso entnahm dem buche Hagens sofort den vorwurf seines terzinengedichtes Ein Kölner meister (vgl. meine Chamissoausgabe s. 376). zwei weitere künstlergeschichten, in terzinen gefasst, folgten: Francesco Francias tod und das Kruzifix. sollten jene anspielungen der Epigonen Chamissos arglose, aber I. tief verletzende bemerkung (vgl. s. 107) quittieren[1]?

Über die drei noch übrigen aufsätze kann und muss ich mich kurz fassen: das von Johannes Geffcken zur entstehungsgeschichte des Münchhausen beigebrachte material[2] gibt einen tiefen, noch weiter auszubeutenden einblick in die gestaltung des romans. eins der wichtigsten resultate wurde oben vorausgenommen. — Fellner widerholt aus seinem gröfseren werke die charakteristik des dramaturgen I.; er kann zum teil aus jüngster praktischer erfahrung sein urteil ergänzen und erhärten. — in anziehender gestalt steht I.s frau Marianne, deren züge uns JGeffcken liebevoll schildert, am schlusse des reichhaltigen buches.

Wien, 25 juni 1896. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Prähistorische zeichen und ornamente. (sa. aus der Bastian-festschrift.) von K. v. d. STEINEN. Berlin, Dietrich Reimer, 1896. 42 ss. lex. 8. 1,20 m. — den grösten teil der ebenso gelehrt als anregend geschriebenen abhandlung bildet eine herleitung der ethnographisch so wichtigen zeichen svastika und triskeles aus stilisierter naturnachahmung. wie Grosse das 'geometrische ornament' überhaupt

[1] den educationsrat, der über den künftigen beruf seiner vier knaben so wenig unsicher ist, dass er sie schlechtweg naturforscher, förster, pastor, baumeister nennt, hat Gutzkow in s. roman Blasedow u. s. söhne nachgeahmt.

[2] [weitere mitteilungen über das urbild des hofschulzen, den schulzen Ewald in Meckingsen, findet man bei FLKvSybel Nachrichten über die Soester familie Sybel 1423—1890 (München 1890) s. 65 ff. E. Schr.]

(Anfänge der kunst s. 113 f), vdSteinen selbst einige charakteristische beispiele desselben (Unter den naturvölkern Centralbrasiliens s. 245 ff) auf nachzeichnung solcher realer dinge zurückgeführt hat, die durch häufigkeit oder wichtigkeit bei den 'wilden' symbolisch geltung erlangen, so leitet er die svastika von bildern des storches, das triskeles von solchen des hahns ab und fügt nachweise über die verbreitungsgebiete dieser vögel und ihrer symbolischen nachzeichnungen bei[1]. so interessant diese untersuchungen sind, haben sie doch naturgemäſs für den germanisten nur entferntere wichtigkeit. es mag sein, dass man früher oder später analogieschlüsse auf litterarhistorischem boden ziehen muss; vielleicht kommt man auf die schon früher ausgesprochene ansicht zurück, der sog. 'sinnlose refrain' beruhe auf traditioneller entstellung bestimmter sätze; was ich einstweilen nicht für wahrscheinlich halte. aber ganz direct geht uns der dritte teil der abhandlungen an: über das runenalphabet (s. 37 f). verf. meint, Wimmers (von Kirchhoff angebahnte) erklärung aller abweichungen der germ. runen von ihren lat. mustern vermittelst der technik des einritzens in holz sei nicht in allen einzelheiten erschöpfend; er nimmt 'schematische fibelbilder' zu hilfe und möchte zb. das X nicht aus zwei lat. k entstehn lassen, sondern ihm ideographische bedeutung geben: es könne das schema eines vogels und zwar eines mit dem erwünschten g anlautenden, zb. einer gans, vorstellen. in der allgemeinen richtung treffen diese erwägungen mit meiner aufstellung urgermanischer runen (Beitr. 21, 162 f) zusammen, in der ich (s. 184) die möglichkeit alter ideogramme zugab; im einzelnen muss ich dagegen zb. gerade für die rune F Wimmers etymologie als völlig befriedigend ansehen. des weitern sucht vdSt. die reihenfolge der runen zu erklären. er weist zunächst (s. 39) nach, dass das zeichenmaterial m e c h a n i s c h geordnet sei: der scheidestrich des I in der mitte, N und A, T und R symmetrisch aufgestellt usw. dann aber fordert er doch einen inhaltlichen schlüssel, erst (s. 40) nur für die drei ersten zeichen, dann, in fortschreitender entdeckerfreude, auch für die anfänge der beiden andern reihen. dieser schlüssel sei in dem vaterunser gegeben. könig Aelfreds übersetzung gibt die drei ersten runen und die beiden anfangszeichen der folgenden, allerdings 4) und 5) in versetzter folge: F, U, Þ — N, H — T, B; dazu kommt noch als schluss das Y von yfle. — litterarhistorische und grammatische fortschritte über den vom verf. benutzten text in Adelungs Mithridates heraus ändern nicht das geringste an der möglichkeit dieser kühnen vermutungen. aber aus andern gründen

[1] ich möchte dazu anmerken, dass schon Clemens Brentano die kreuzähnliche gestalt des fliegenden storches hervorhob: 'Da flog ein langer schatten her, Ins kreuz gestaltet ungefähr . . . Es war der storch, der Langbein', Schriften IV 74. sonst war Brentano freilich in deutung volkstümlicher zeichen nicht gerade glücklich: Schriften VI 425 über die signa satyrica!

will sie mir je länger je weniger wahrscheinlich scheinen. 'als ethnolog', sagt vdSt., 'gedachte ich der missionare, die schrift und bildung zu fremden völkern trugen'; aber bei der aufserordentlich spärlichen verwendung der runen zu eigentlich christlichen zwecken bleibt trotz dem kreuz von Ruthwell die vermittlung der missionare bedenklich. zweitens : stand das vaterunser in der missionszeit würklich so sehr im vordergrund, dass man es als mnemotechnischen schlüssel hätte wählen können? in den synodalbeschlüssen steht fast ausnahmslos das glaubensbekenntnis voraus (was sich auch wol begreifen lässt), und oft begnügt man sich ganz mit dessen hersagen (zb. MSD[3] 334). drittens : wäre es nicht schwierig gewesen, ein in der allgemeinen kenntnis noch sehr lose sitzendes gebet selbst als gedächtnismittel zu verwenden? noch von der karolingischen zeit sagt Kelle (Gesch. d. d. litt. I 56) : 'selbst die ausdrücke für das, was die neubekehrten glauben, und um was sie Gott anrufen sollten, waren erst seit kurzem geschaffen, und wurden erst allmählich erfasst'. so hatte gerade auch ein ausdruck des Vaterunsers zur zeit des Ulfila wol noch gar nicht seine dogmatische bedeutung erlangt : das wort 'heilig'. Henning polemisiert allerdings (Deutsche runendenkmäler s. 31) mit recht gegen die anschauung, als sei das wort jung und christlichen ursprungs; aber gerade weil es einen specifisch heidnischen sinn hatte, vermied es der gotische bischof. wir übertreiben kaum, wenn wir dem altgerm. wort die bedeutung des ethnolog. terminus 'tabu' geben : unverletzlich, von keinem ungeweihten anzurühren, was 'heilig' erklärt wird, das ist, wie der goldring von Pietroassa, 'nationaleigentum des volkes'. es musten jahrhunderte vergehn, eh man für 'veihs' das inzwischen seiner heidnischen cultusbedeutung entkleidete wort wählen durfte. um aber 'die verbreitung des alphabets zu erleichtern oder auch zu weihen', war ein text mit diesem wort schwerlich anzuwenden. — viertens : die benutzung des akrostichons trotz allem zugegeben — warum ward es dann nicht auch würklich folgerecht als 'goldenes ABC' durchgeführt oder mindestens weiter als für nur acht runen? und endlich — macht es sich verf. nicht doch mit den runennamen zu leicht? die runengedichte zeigen eine systematische anordnung, die kaum erst nachträglich hineingetragen sein kann; und deshalb ist die ursprünglichkeit ihrer reihenfolge anzunehmen. wenn das runenalphabet der Goten, wie verf. (s. 42) als möglich hinstellt, die ordnung des urgerm. fuþark noch nicht besafs, so ist die übereinstimmung weit entfernter denkmale (Wimmer s. 74f) kaum zu erklären. war dagegen schon damals die alte folge vorhanden, wurde zu ihrer einschärfung ein system sinnvoll gewählter runennamen benutzt, so bleibt die klare entwicklung in ehren, die Wimmers meisterwerk uns zeichnet.

Doch ich habe schon fast mehr gegen vdSteinens geistvolle vermutung geschrieben, als er selbst zu ihrer unterstützung. über-

dies hoff ich in einiger zeit in einer untersuchung der runenreimereien meine ansichten hierüber ausführlicher vortragen zu können. doch wenn ein mann wie vdSteinen seine kenntnisse und seinen scharfsinn in den dienst einer germanistischen untersuchung stellt, so kann der deutsche philolog wol nicht weniger tun, als alle bedenken sammeln, die an völliger übereinstimmung einstweilen leider hindern.

Berlin, 22 juli 1896. RICHARD M. MEYER.

Das mitteldeutsche in Ostpreufsen II von JOHANN STUHRMANN. abhandlung zum 41 jahresberichte des kgl. gymnasiums zu Deutsch-Krone, 1896. 33 ss. 4°. — diese fortsetzung der Anz. XXII 392 gerühmten arbeit bringt beiträge 'zur kenntnis der sogen. breslauischen mda. in Ostpreufsen', dh. der rechts der Passarge gelegenen hälfte des hochpreufsischen, und behandelt die vocale, den lautwandel im starken zeitwort und die consonanten. auf lautliche erklärungen verzichtet der vf. im allgemeinen und mit recht; denn er kann a priori nie wissen, ob eine dialektische erscheinung nicht schon von einem teil der buntsprachigen colonisten mit importiert wurde, oder ob sie erst aus dem nivellierungsprocess dieser bunten mdaa. sich als neue gröfse ergab, oder endlich: ob sie gar erst nach dem abschluss dieser nivellierung sich lautgesetzlich an ort und stelle entwickelt hat. so ist selbst die kleine notiz s. 12, dass *därf* 'dorf' seinen vocal dem plur. *därfa* verdanke, gewis nicht stichhaltig; vielmehr ist *därf* ein mda.liches ausgleichsproduct, das im vocal dem allgemein nd. *dörp*, im consonanten dem hd. *dorf* folgte und erst aus diesem **dörf* durch die preufsische entrundung hervorgieng: die erklärung seines umlauts gehört also in letzter instanz gar nicht in die lautgeschichte des hochpreufsischen, sondern in die heimatliche der einstigen besiedler. ein andres hierfür lehrreiches beispiel will ich für s. 29 nachtragen, wo das häufige plur.-*s* der substantiva angeführt wird, nämlich den plur. der diminutiva auf -*ches* (neben -*che*): die alten deutschen stammlande des westens kennen nur -*kes* (in Ostfriesland, Westfalen, am Niederrhein), auf hd. boden nur -*chen*, -*che*, -*cher*, hingegen nirgend -*ches*, das vielmehr erst im hochpreufs. erstand als compromissform zwischen jenen nd. und hd. elementen.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

GUSTAV STORM, Historisk-topografiske skrifter om Norge og norske landsdele, forfattede i Norge i det 16 aarhundrede. udgivne for det norske historiske kildeskriftfond. Christiania, AWBrøgger, 1895. 257 ss. gr. 8°. — GStorm hat mit dieser publication in dankenswerter weise seine Monumenta historica Norvegiae ergänzt. die sammlung bringt 1) 'Om Norgis rige' von mag. APBeyer (1567). der ausgabe ist die hs. nr 95 des dänischen reichsarchivs zu grunde gelegt; sie ist c. a. 1570 geschrieben (enthält auch von einem Niederdeutschen in Bergen herstammende nd. zusätze) und nun

zum erstenmal verwertet werden. das werk (ausg. s. 1—116) handelt einleitungsweise von der herkunft der bewohner; ihre und des landes geschichte wird unter dem bilde der lebensalter (pueritia—senectus) abgehandelt. den beschluss bildet recht und verwaltung. für norwegische geschichte hat der verf. vorzugsweise die isländischen sagas als quellen gewählt, auch die rechtsbücher vor sich gehabt, aber anscheinend nur mit hilfe von übersetzungen gearbeitet. — 2) 'Om Hamar' (ausg. s. 117—146), eine chronik der bischofs- und handelsstadt bis zur einführung der reformation. die letzte begebenheit fällt ins jahr 1542. über den verfasser ist nichts sicheres bekannt. — 3) 'Om Agershuus' (ausg. s. 147—156) von einem anonymus, der zwischen 1550—55 geschrieben zu haben scheint. — 4) 'Nommedals lens beskriffuelse' (ausg. s. 157—175) aus d. j. 1597, wahrscheinlich von einem pfarrer in Nerö, der ein Däne gewesen ist; vgl. stellen wie: *denne kiellde kalles almindelig Sancte Oluffs kiellde: thi de Norske sige at han skulle der verit kommit udi haffuet och lidet nöd for dricke, och paa samme sted at haffue giort sin bön till Gud om dricke, och der op sprang en kiellde, huilcken de kallede Sancte Oluffs kiellde. Thi samme vand smager lige som godt vin oc smager paa denne tid* (s. 171, 14 ff). *Wdi Nerö prestegieldt ehre tre besynderlig fiskett om aaret. Det ene kallis* vaar fiisket *och begyndis om Loffuers wise som wi kalde Sancte Matie dag i faste* (s. 172, 26). *mene de gamle fiskere, at lige som veret er udi julle helligedage, lige saa skulle fisken komme til lands och staa enten dybt eller grunndt; Er det östen weir, som* her kalldes *landvejr, da kommer fisken seendt* (s. 174, 9 ff) ua. — 5) 'Lofotens och Vesteraalens beskriffuelse' von EHSchönneböl 1591 (ausg. s. 177—219). der verf. erzählt nach eigenen beobachtungen oder erzählungen anderer, hat keine schriftlichen quellen benutzt. — 6) 'Om Findmarcken' (ausg. s. 219—233) wahrscheinlich auch von einem pfarrer verfasst (c. a. 1570—1590) nach seinen persönlichen erfahrungen.

GStorm hat diesen texten eine über die hss. und drucke sowie die litterarhistorischen fragen gründlich orientierende einleitung beigegeben, für sprachliche verwertung der texte durch reichhaltige variantenverzeichnisse gesorgt, zur erleichterung der lectüre erläuternde anmerkungen und ein doppeltes register beigegeben. das werk sei den freunden der volkskunde wärmstens empfohlen.

Kiel. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Geschichte der isländischen dichtung der neuzeit (1800—1900) von m. phil. CARL KÜCHLER. 1 heft: Novellistik. Leipzig, Hermann Haacke, 1896. vi und 85 ss. 8°. 2,40 m. — das büchlein ist hervorgegangen aus begeisterter liebe zu dem isländischen volke, und der vf. hat viele mühe auf sich genommen, um das zerstreute und schwer erreichbare material zusammen zu bringen. an kennt-

nis der neuisländischen schriftwerke wird es unserm vf. nicht leicht ein zweiter in Deutschland gleich tun. mit der vorliegenden schrift will er den *skáldsögur*, die in den arbeiten von Jónas Jónasson (Tímarit h. i. b. 2) und PhSchweitzer sehr kurz wegkamen, freunde und leser werben : er verfährt mehr lobend oder auch kritisierend als beschreibend und zergliedernd. da K. auf leser rechnen muss, die nur einen kleinen teil der besprochenen denkmäler kennen oder vorzunehmen gedenken, möchte man wol wünschen, dass mehr von den sachen als über die sachen geredet würde. auch kann man nicht umhin zu bedauern, dass K. den fragen nach den litterarischen vorbildern und zusammenhängen nicht nachgegangen ist (nur s. 22 wird kurz auf Auerbach, s. 26 auf GBrandes hingewiesen). die neuisländische novellistik ist ja in mancher beziehung nicht autochthon; einen 'ausläufer der alten saga' (s. 12) würde ich sie nicht nennen. die ganze erzähltechnik ist nicht die der sögur, sondern mit französischen, norwegischen und wol noch andern mustern verwant.

Da man es hier mit würklichem neulande zu tun hat, wird man lieber das gebotene dankbar annehmen als auf das vermisste tadelnd hinweisen.

Berlin, 17 september 1896. A. Heusler.

Über Lessings Minna von Barnhelm. von Gustav Kettner. gratulationsschrift der kgl. landesschule zu Pforta zum 350 jährigen jubiläum der kgl. klosterschule Ilfeld. Berlin, Weidmann, 1896. 40 ss. gr. 8⁰. 1 m. — der vf. legt die figur Tellheims psychologisch dar und sucht so dem kern des Lessingschen werkes nahe zu kommen, weil er in der dramatischen entwicklung der hauptcharaktere die eigentliche 'handlung' sieht. dieser ausdruck ist nicht glücklich gewählt, wahrscheinlich sollte nur der zutreffendere, aber etwas verpönte ausdruck 'idee' (natürlich künstlerische idee) vermieden werden. freilich merkwürdig, dass K. auch vom 'leser', nicht vom zuschauer des dramas spricht und Lessing zumutet, er trete 'vielfach mit postulaten an den leser heran'. trotzdem darf man dem heftchen nachrühmen, es suche mit möglichster schärfe das charakterbild Tellheims zu entwerfen und gelange dadurch zu einem richtigeren erfassen wenigstens für die erste hälfte des stückes. der vf. bemüht sich auch um das komische des werkes, ohne die schwierigkeiten zu verhehlen, die einer würklich komischen würkung durch das verwerten des peinlichen und quälenden entgegenstehn. es fällt nur auf, dass er dabei eines charakterzuges nicht gedacht hat, in dem sich komische mit tragischen charakteren begegnen können und die beiden hauptfiguren des Lessingschen dramas würklich begegnen, indem sie 'verblendet' sind; bes. bei Tellheim in der zweiten hälfte des stückes fällt dies stark ins gewicht und kann seine von K. hervorgehobene leichtgläubigkeit, mit der er, um volkstümlich zu sprechen, seiner geliebten 'aufsitzt', erklären. auch für Minna ist die er-

kenntnis der verblendung wichtig. für den ausdruck vgl. Anz. xv 275. anderseits scheint sich K. das verständnis der figuren zu erschweren, indem er manche ausdrücke zu ernst auffasst und die ironie übersieht. wenn er s. 18 annimmt, Tellheim vernichte den schuldschein, weil 'trotz der innern erhebung' das mistrauen gegen sich selbst in ihm wurzle, oder wenn er s. 31 annimmt, Minna glaube würklich 'durch ihre hand dem manne alles ersetzen zu können', so übersieht er, dass beide ausdrücke, auf die er sich stützt, doch ebenso ironisch aufgefasst werden können und dem zusammenhang nach ironisch gefasst werden müssen, weil wir sonst 'einen tropfen fremden blutes' in den charakter brächten. K. vergisst zudem, dass Minna in der zweiten hälfte mit Tellheim spielt, dass ihre 'widersprüche' mit parodistischer absicht übertrieben sind und komisch würken sollen. allerdings hat Lessing dies etwas weit ausgedehnt, aber durch die worte: 'noch nicht genug' im munde Franciscas auf die komische übertreibung hingewiesen. das komische ist jedesfalls beabsichtigt, nur fragt es sich, ob es auch überall erreicht wird, und da dürfte jeder, der Lessings werk auf der bühne geschaut hat, dem vf. beistimmen, dass es vielfach vom peinlichen überwogen wurde. andrer ansicht ist Stefan Grudziński 'Minna von Barnhelm und L'école des amis. progr. der realschule in Krakau 1896.

Vorzügliche beachtung verdient in K.s heft der gelungene nachweis, dass die witwe Marloff nicht blofs episodenhaft würke, sondern tief in die entwicklung des hauptcharakters und damit des stückes eingreife. K. hat den leichten wink Erich Schmidts glücklich genutzt und erst zur vollen klarheit gebracht.

Es ist ein schönes zeichen der zeit, dass die alte klosterschule Pforta ihrer schwesteranstalt in einem festlichen augenblicke durch eine arbeit über ein modernes thema einen ehrengrufs bietet, recht zum beweise, dass, wie es in der widmung heifst, 'die neue zeit gebieterisch ihre rechte verlange'. jener 'geist strenger zucht, die ein- und unterordnung des einzelnen innerhalb einer festgefügten gemeinschaft', waltet freilich gerade in dem charakter Tellheims, und darum passt K.s untersuchung vortrefflich zu einer festschrift für Ilfeld.

Lemberg, 28 october 1896. R. M. Werner.

Geschichte des gothaischen hoftheaters 1775—1779. nach den quellen von Richard Hodermann. [Theatergeschichtliche forschungen herausgegeben von Berthold Litzmann ix.] Hamburg und Leipzig, Vofs, 1894. viii und 181 ss. 8°. 3,50 m. — es war ein guter gedanke, in die Litzmannsche sammlung auch eine geschichte des gothaischen hoftheaters aufzunehmen. denn in engstem rahmen und in der festen umgrenzung weniger jahre durchlebt hier eine kleine residenz eine folgenreiche episode deutscher bühnengeschichte. aber so lohnend die aufgabe war, so wenig erweist sich H. gerüstet, sie zu lösen. er scheint zu den vielen zu ge-

hören, die gewis bona fide, aber doch in voller selbstteuschung an ihr werk herantreten. gerade auf dem gebiet der neueren litteratur- und theatergeschichte wähnen manche ohne sonderliche vorbereitung lorbeeren ernten zu können. kein wunder denn, dass sich hier der dilettantismus unter dem schein wissenschaftlicher bemühung immer erschrecklicher breit macht. darum wäre es zu wünschen, dass die Theatergeschichtlichen forschungen in zukunft strenger gesichtet würden, auch wenn sie darum seltener erscheinen sollten. findet sich doch in der reihe dieser publicationen neben vortrefflichen werken nun schon manche niete.

Eine geschichte des gothaischen hoftheaters lässt sich auf mannigfache art schreiben. man kann sie als einen ausschnitt aus der grofsen nationalen kunstgeschichte auffassen, oder sie als ein stück gothaischer localgeschichte behandeln, man kann sich als leser die bevölkerung der einen residenz oder das ganze deutsche volk oder blofs die gelehrtenwelt vorstellen, man kann sein interesse mehr den litterarhistorischen fragen zuwenden, oder die ganze alte kulissenwelt mit ihren reichen farben wider erwecken. kurzum, der formen sind viele, wenn nur etwas entsteht, was den titel 'geschichte' verdient, dh. wenn nur der verfasser die ereignisse mit einem gefühl für historische entwicklung und bedeutung darlegt. aber eben da fehlt es bei H.

Sein fleifs ist ja nicht zu verkennen; doch in dem blofsen compilieren aus bekannten theatergeschichten und schauspielermemoiren oder im emsigen abschreiben bereit liegender acten kann man noch kein sonderliches verdienst erblicken. die ernste arbeit beginnt bei aufgaben von der art der vorliegenden erst da wo H. aufhört, dh. bei der verarbeitung des rohmaterials. bringt nun ein autor nicht einmal eine spur von darstellerischem reiz in sein buch, so gehört er in der neuern theatergeschichte gewis nicht zu den berufenen. wie viel H. in dieser hinsicht fehlt, zeigen schon die ersten seiten. auch ist rein äufserlich das buch von einer verstimmenden nachlässigkeit: es wimmelt von druckfehlern, ganze worte sind falsch gesetzt (37, 10) oder fehlen (113, 2); auf s. 110 sind volle 5 zeilen doppelt gedruckt. wie leicht es sich der vf. gemacht hat, dafür nur ein beispiel. in der mitte der gothaischen hofschauspieler stand bekanntlich, sie alle überragend, Konrad Ekhof. wenn es nun einen ort gibt, an dem durch alle erreichbaren symptome zu zeigen ist, wie die ausgebildete kunst dieses grofsen mimen beschaffen war und wie er sie zum besten der deutschen bühne vererbt hat, so ist es die geschichte des gothaischen hoftheaters. denn bis Ekhof zur Ackermannschen truppe kam, war er ein werdender, und selbst in Hamburg war er nur neben grofsen der gröste, neben fertigen der fertigste. bei Seyler erst und in Gotha ist er der bedeutende lehrmeister geworden, der seine kunst den jüngern zum vermächtnis liefs. dies erbe nach seinem wert und wesen zu be-

messen, ist eine unerlässliche aufgabe des geschichtschreibers der gothaischen bühne. wie hilft sich aber H.? er sagt s. 86 wörtlich: 'es konnte getrost auf eine würdigung Konrad Ekhofs verzichtet werden, da Hermann Uhdes buch die verdienste Ekhofs wie seine lebensschicksale mit nobler wissenschaftlicher popularität darstellte'.

Denkt der vf. so, dann müssen wir uns bescheiden und aus seinem werke, das uns als ganzes nicht befriedigen kann, retten, was zu retten ist. es stehn dort neben belanglosen memoranden, die aber von einem geschickteren schriftsteller ganz hübsche verwertung hätten finden können, vereinzelte interessante actenstücke, durch die uns der innere betrieb des gothaischen theaters gegenwärtig wird, besonders die verteilung der obliegenheiten zwischen dem litterarischen und dem theatralischen director, zwischen Reichard und Ekhof. es wird ferner aus manchen briefen klar, wie viel die schauspieler selbst dazu beigetragen haben, dem herzog das ganze unternehmen zu verleiden. und schliefslich bringt der anhang zu dem buche das beste, nämlich ein sorgfältig controlliertes repertoire des theaters. aber auch das ist nur rohmaterial. keinen versuch macht H., dies repertoire einmal im grofsen zu charakterisieren. und doch sollte man meinen, dass alle theatergeschichte zum guten drittel etwa aus der charakteristik des spielplans bestehn müste.

Solche wolgeordnete übersichten sind übrigens sehr willkommen. und vielleicht entschliefst sich der herausgeber der Theatergeschichtlichen forschungen einmal, mit hilfe einer reihe von mitarbeitern kritische repertoireverzeichnisse auch untergeordneterer städte und wandertruppen zu einem grofsen nachschlagebuch mit einheitlichem register zusammenzustellen. wir würden uns dann besonders über die örtliche und zeitliche verbreitung schnell auftauchender und schnell wider verschwindender erzeugnisse der theatralischen mode bequem orientieren können.

Marburg i. H. ALBERT KÖSTER.

Kleine schriften. von FR. ZARNCKE. I band: Goetheschriften. Leipzig, EdAvenarius, 1897. XII und 441 ss. 10 m. — in hübscher ausstattung legt Ed. Zarncke die Goetheschriften seines vaters in einer reichlichen auswahl vor, die er mit einem warm empfundenen lebensbild einleitet. das hauptgewicht des buches ligt in jenem längst vergriffenen aufsatz über den fünffüfsigen jambus (s. 311—424), den in der individualisierung der metrik aufser Kösters Schiller als dramaturg kaum éine unserer zahllosen metrischen einzeluntersuchungen erreicht. um so schmerzlicher empfinden wir es, dass auch im nachlass (aufser dem schon früher gedruckten nachtrag s. 425—28) eine fortsetzung sich nicht gefunden hat. so bleibt auch diese musterarbeit vor dem thor des tempels stehn, und die metrik Goethes wird nur eben noch gestreift: ebenso sind ja Zarnckes

arbeiten zum Parzival, zur geschichte der universitäten, zur geschichte der Faustdichtung über vorarbeiten nie herausgerückt; und der gegensatz des in erschöpfender vorbereitung aufgehnden gelehrten zu einem kühn überfliegenden forscher wie Scherer macht ihren unversöhnlichen kampf (vgl. zb. s. 295) nur zu begreiflich. und kam Zarnckes sammlernatur mit ihrer überaus gründlichen systematisierung einer aufgabe wie der bibliographie des Faustbuches (s. 258 f) zu gute, hat sie vor allem in den studien zu Goethes bildnissen (s. 29—143) für die interessante frage nach der entwicklung seiner äufsern erscheinung in den augen der mitwelt die unveränderliche grundlage gelegt, so muste sie bei interpretationen wie der von Goethes notizbuch auf der schlesischen reise (s. 157—196) durch zu weit getriebene akribie den widerspruch nicht blofs grundsätzlicher feinde aller 'Goethephilologie' hervorrufen. auch in den vielleicht etwas zu zahlreich mitgeteilten recensionen begegnen wir gröfseren gesichtspuncten nur selten (etwa in der auseinandersetzung mit 'Goethes frühzeit' s. 27 oder in der berechtigten abweisung von du Bois-Reymonds unglaublicher rectoratsrede s. 228), sehr oft dagegen schätzenswerten nachträgen und berichtigungen (so zu vdHellen s. 223 f). die herzliche freude, mit der Z. fortschritte der erkenntnis begleitet (zb. s. 83 f. 209 f), gehört wesentlich mit zum bilde : als ein sammler, dem die bei Moriz Haupt gelernte 'reinliche ordnung der tatsachen' nahezu der endzweck bleibt, hat der unermüdliche gelehrte sich immer wider bewährt, und eine instinctive abneigung gegen jede störung dieser ordnung ist ihm eigen, sei diese auch selbst durch vorausnehmende genialität verursacht; eine freundliche teilnahme für jede förderung derselben ist ihm nicht minder natürlich, auch wo die förderung nur an sich unwichtigen dingen gilt. und so gehörte Friedrich Zarncke zu den glücklichen, die eine beruhigung in der geleisteten arbeit mit stillem behagen erfüllt; so gehörte er auch zu den vortrefflichen, die in der arbeit ihrer freunde wie in eigenem werk aufzugehn vermögen. blieb seine eigene philologie oft im vorhof stehn — an den leistungen seiner schüler ist sie teilweise zur erfüllung gediehen.

Berlin, 11 januar 1897. RICHARD M. MEYER.

Goethe und Schiller in briefen von Heinrich Vofs dem jüngeren. briefauszüge in tagebuchform zeitlich geordnet und mit erläuterungen herausgegeben von dr HANS GERHARD GRÄF. mit Heinrich Vofs bildnis. Leipzig, Phil. Reclam jun. [univ.-bibl. 3581. 82] o. j. 191 ss. kl. 8°. 0,40 m. — was Heinrich Vofs, der schreibselig wie wenige gewesen ist, in briefen über Goethe und Schiller geschrieben hat, denen er eine kurze spanne zeit hindurch wie ein pflegesohn nahestand, ist in diesem büchlein, zeitlich geordnet und von widerholungen gesichtet, aneinandergereiht und bietet so eine überaus anregende lectüre. neben nachrichten aus längst

veröffentlichten briefen treten solche aus bisher ungedruckten schreiben an Abeken und den Flensburger conrector Friedrich Karl Wolff hinzu. eine fülle kleiner freundlicher bilder schildern uns, wie die beiden grofsen dichter der gute tag bequem gesellig, und auch leidenstage freundlich teilnehmend gezeigt haben, und manches bedeutsame urteil namentlich Goethes ist uns daneben auch durch Vofs briefe aufbewahrt worden. so ist das kleine büchlein mit seinen guten erläuterungen für den forscher wie für ein weites publicum bedeutsam und anregend und soll auch hier bestens empfohlen sein.

Nebenbei sei bemerkt, dass die bezeichnung des jungen Vofs als 'Heinrich Vofs der jüngere' unrichtig ist. er führte wie sein vater die namen Johann Heinrich : aber während er Heinrich genannt wurde, war der rufname seines vaters Johann. denn dieser erzählt selbst in seinen Erinnerungen aus meinem jugendleben (Briefe von Johann Heinrich Vofs nebst erläuternden beilagen von Abraham Vofs I 18) : 'mein hausname war Henning oder Hennichen'.

F. JONAS.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZUM 'GOTISCHEN EPIGRAMM'.

Inter eils Goticum scapiamatziaiadrincan
Non audet quisquam dignos educere versos.

In diesem stofsseufzer des lateinischen dachstubenpoeten, den der Goten zecherlärm in seinem zwiegespräch mit den Musen störte, sind die verderbten gotischen brocken noch nicht zu allgemeiner billigung gedeutet worden. die vier mir bekannten erklärungsversuche (Mafsmann Zs. 1, 379ff; JGrimm Gesch. d. d. spr.[3] 318; Dietrich Ausspr. d. got. 26; Grabow Festschrift an AStinner XXI ff) leiden an dem fehler, dass sie der metrik keine genüge leisten. die got. worte, so verderbt sie uns auch überliefert sein mögen, müssen sich m. e. denselben metrischen regeln fügen, nach denen die lateinischen worte gesetzt sind. eine erklärung der got. worte muss demgemäfs damit anfangen, durch herstellung einwandsfreier daktylen oder spondeen einen regelrechten hexameter zu construieren. ich erlaube mir von diesem gesichtspunct aus einen neuen erklärungsversuch hier zur prüfung vorzulegen.

Bei schulgerechter scandierung sehen wir, dass der 1, 3 und 4 versfufs nicht in ordnung sind (– ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ | ⏓ ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑). den trochäus *inter* ergänzen wir, da sich ein daktylus wol kaum herstellen lassen kann, am besten zu einem spondeus. das geschieht, wenn wir vor *eils* einen consonant einfügen, der mit *r* zusammen position bildet, von einem nichtgotischen schreiber zur not aber vernachlässigt werden konnte. nun haben bisher alle interpreten angenommen, dass in *eils* der germ. willkommengrufs 'heil!' stecken müsse (vgl. zb. Mc. 15, 18 *hails, þiudan*

Judaie!). aber got. *hails* kann hier unmöglich zu grunde liegen. einmal bildet ja der hauchlaut im lat. gar nicht position. anderseits steht sehr in frage, ob wir für das got. *h* im 6 jh. noch den phonetischen wert eines hauchlautes annehmen dürfen, es deuten vielmehr alle anzeichen darauf hin, dass es schon geschwunden war (vgl. Wrede Ostgoten 175); ein position bildender spirant war es sicher nicht mehr. warum soll denn aber hier durchaus eine begrüfsungsformel vorliegen? oder falls 'heil' diese function überhaupt hatte, ein wort des zutrinkens? ebenso nahe ligt, an eine aufforderung zur freude und lustigkeit zu denken, ein gaudeamus also oder gaudeas, womit ja so viele unsrer trinklieder und trinksprüche beginnen. dann bietet sich ein anderes wort von selbst dar, nämlich *gails*. zunächst würden wir damit wol kaum gegen die überlieferung sündigen. eine zweite hs. bietet *citz*, das jedesfalls für *cilz* verschrieben ist. wir dürfen ohne bedenken beide laa. mit einander verschränken, und da das *c* der lat. uncialschrift dem *g* fast gleich war, erhalten wir unser *gails* ohne jede schwierigkeit. **gails* selbst ist zufällig nicht belegt, das denominativ *gailjan* (*εὐφραίνειν*) und eigennamen wie *Gaileswentha* setzen es auch fürs got. voraus. zur bedeutung vgl. man DWB. IV 1 b, 2581 ff s. v. *geil*, besonders II 1, a und c. zur aussprache des *ai* als *ei* und des *g* als *j* vgl. Dietrich aao. 26; Wrede 173 f. 'Ubi dicit. genuit. *j*. ponitur' sagt die notiz in der Salzburger hs., und von der gutturalen media in den classischen sprachen ist die palatale aussprache vor *i* und *e* ebenfalls erwiesen. da *j* nun im lat. position bildet, würde uns ein *geils* an unserer stelle aus jeder verlegenheit helfen.

Um in *scapia* die nötige anzahl silben zu erhalten, muss man zunächst *scap-i-a* lesen. das ergänz ich zu *scapi i ia*. *scapi* ist der imp. des stv. (*ga*-)*skapjan*. mögen wir ihn nun als wulfilanisch *skapi* oder mit besserem rechte als *skapei* ansehen, wir kommen in unserm fall nur zu einem pyrrhichius oder trochäus. beides hilft uns nichts. der 3 versfufs wird nur regulär, wenn entweder *scap* eine lange silbe darstellt oder noch eine kürze eingefügt wird. schieben wir ein wort mit vocal. anlaut ein, so wird den gesetzen des got. sandhi gemäfs *scapi* zu *scapj*, *scapei* zu *scapij*. da das auslautsgesetz die länge *ei* schon gekürzt haben wird, entscheide ich mich für die lesung *scapj*. ich schiebe nun die conj. *ei* ein, diese brauchte von einem Nichtgoten bei der abschrift, da *i* vorhergeht und folgt, nicht besonders geschrieben zu werden, und eine lautfolge $\underset{\frown}{i} + \bar{i} + \underset{\frown}{i}a$, die im lat. nicht möglich wäre, konnte von einem unkundigen schreiber leicht zu (*scap*)*ia* zusammengezogen werden.

Den trochäus *ei ja* des 4 versfufses können wir fortschaffen, wenn wir *gamatzia* lesen. in der wortfolge *ja ga*, wo die silben fast gleich sind, konnte ein copierender Nichtgote leicht die eine

oder die andre auslassen. denn wenn auch der dichter des epigramms ohne zweifel gotisch verstand, von den abschreibern der anthologie dürfen wir es nicht annehmen. die conj. *ei* regiert nun den ind. oder conjunctiv, welch letzteren wir hier bei seite lassen können. entweder streichen wir nun in *drincan* das letzte *n* und sehen in *gamatzia* und *drinca* die 1 pers. singularis, oder wir ergänzen beide verbalformen, wie schon Mafsmann verschlug, zu *gamatziam* und *drincam*. das auslautende *m* ist in spätgotischer zeit nur noch schwach gesprochen worden, schon in unsern bibelhss. wechselt es mit *n* oder wird ausgelassen. im spätlatein war es jedesfalls schon verklungen, position mit einem andern consonanten zu machen war es schon in relativ alter zeit nicht mehr im stande (vgl. zb. CIL. I 542, Ritschl Opusc. philol. II 623).

Nach diesen ausführungen seh ich also in den gotischen worten gewissermafsen den prototyp unseres 'ça ça geschmauset' (ede, bibe, lude bei Fischart), und lese den hexameter:

inter geils Goticum scapi i ia gamatzia ia drinca[*n*].

in bibelgotischer orthographie:

inter gails Goticum skapei ei jah gamatjam jah drigkam.

zu übersetzen wäre demgemäfs : bei dem geschrei der Goten: 'lustig! schaffe, dass wir essen und trinken mögen', kann kein mensch vernünftige verse zu stande bringen. W. Luft.

Zum Väterbuch. die hs.liche überlieferung des Väterbuchs ist neuerdings durch ein von dr FSpina als zweite beilage zum jahresberichte des stiftsobergymnasiums der benedictiner zu Braunau in Böhmen 1895 in phototypischer widergabe veröffentlichtes, jedoch nicht näher bestimmtes hs.fragment bereichert worden. der herausgeber war so freundlich, mir das original zuzustellen, und es ergab sich alsbald, dass das von dem hintern deckel eines aus Ingolstädter drucken der jahre 1582—1588 bestehnden sammelbandes abgelöste, schön geschriebene pergamentblatt aus der ersten hälfte des 14 jhs. (11 cm breit, 23,3 cm hoch) zu einer hs. des Väterbuchs (= cod. msc. nr 816 der Leipziger universitätsbibliothek bl. 120^d v. 17 ff—121^c v. 13 von unten, nach Frankes zählung v. 23287—23450, vgl. Frankes ausg. s. 9) gehört und zwar zu jener Regensburger hs., aus der KRoth grössere bruchstücke mitgeteilt hat, s. seine Denkmähler der deutschen sprache s. XIII. 49 ff und Dichtungen des deutschen ma.s s. VII ff. 39 ff. auch das bruchstück, das das germanische museum in Nürnberg unter nr 18066 besitzt, gehört der gleichen hs. an. vgl. JHaupt Wiener sitzungsberichte, phil.-hist. cl., 69, 136 ff, Franke s. 31 ff. der sammelband wurde von Wolfgang Selender, benedictiner zu SEmmeram in Regensburg, mit nach Braunau gebracht, als er 1602 als abt dorthin berufen wurde. da sich nun das Braunauer fragment den Regensburger Väterbuch-bruchstücken, die einem zu Ingolstadt gedruckten buche des abtes

SEmmeram als decke dienten, zugehörig erweist, findet Spinas vermutung, es handle sich um den teil einer ursprünglich Emmeramer hs., bestätigung; diese muss um 1589 zerschnitten worden sein (Roth Dichtungen s. VIII). was den inhalt des Braunauer fragments betrifft, dürfte hier folgendes zur orientierung genügen, wofür ich mich den herren drr Günther und Hilliger verpflichtet fühle. die legende, die in der Leipziger hs. 70 weitere verse vor beginn des fragments, 126 nach demselben zählt, folgt auf die des bischof Basilius und geht einer andern voraus, in der Arsenius als gewährsmann genannt wird; quellenangabe und namen fehlen. es wird erzählt : ein 'guter alt vater' sieht eine nonne, die ohne keuschheit und tugend bis an ihr alter gelebt hat; er fragt sie, welches der anfang ihres jetzigen, gottergebenen lebens gewesen sei. sie erzählt hierauf unter vielem seufzen die geschichte ihrer eltern, wie ihr vater, von krankheit geplagt, ein frommes, arbeitsames leben geführt habe, während die mutter munter und hübsch, aber tugendlos und trunksüchtig war. beim tode des vaters nun brach ein lang anhaltendes unwetter los, [beginn des fragments] so dass der leichnam nur mit mühe beigesetzt werden konnte und die bürger kopfschüttelnd meinten, wie unlieb der tote wol gott sein müsse, weil die erde nichts von ihm wissen wolle. als aber darnach die mutter starb, wurde sei beim schönsten wetter mit vielen ehren begraben. es folgen dann die erwägungen der zurückgebliebenen tochter und die erscheinung des 'gottesknechts'. dieser führt sie zuerst ins paradies, wo sie von ihrem vater zur tugend ermahnt wird, hierauf [ende des fragments] in die hölle, wo die mutter im glühenden ofen gepeinigt wird. sie fleht die tochter um rettung und hilfe an, wovon diese aufs tiefste erschüttert wird. ihr seufzen ruft die mit ihr schlafenden herbei, man weckt sie, sie erzählt was ihr widerfahren und fasst den festen entschluss ihrem vater nachzufolgen.

Halle a. S. PHILIPP STRAUCH.

FRAUENLOBS VOGEL VELLICA (spr. 237) ist von Lauchert Gesch. des Physiol. s. 179 auf die Fulica gedeutet worden, in gutem anschluss an die überlieferung (C hat einmal *Vellica*, einmal *Volita*), aber sachlich ohne jede stütze : von der Fulica werden ganz andre dinge erzählt. dass Ettmüllers alte vermutung *Vênica* 'phoenix' (vgl. Minneleich 17, 6 Weim. hs.) das rechte trifft, war freilich aus dem Physiologus, den Ettmüller citiert, nicht zu beweisen: Frauenlob folgt hier wie sonst der moderneren naturwissenschaftlichen gelehrsamkeit, wie sie zb. Vincentius von Beauvais repräsentiert. der grundgedanke des gedichts ist : der vogel stirbt nicht, nur *sîn vederen werdent bluoticvar*; ebenso ist Christi gottheit unsterblich, nur seine menschheit starb. purpurfarbnes gefieder hatte schon Isidor aus dem namen erschlossen (*phoeniceus*); Vincentius citiert aus Solin, dass der vogel *postera parte purpureus*

sei, *extra caudam in qua roseis pennis interscribitur color caeruleus.* von den *pennae roseae* zum rosenfarben blut und schweiß wars für allegorisierende phantasie nicht weit, und würklich deutet Megenberg 187, 32 die purpurfarbe des aftern teils bereits auf die *nâchvolg der martrær Christi.* dass bei Frauenlob die federn erst *bluoticvar* w e r d e n, könnte, wenn der text richtig ist (das wort *werdent* fehlt der Weimarer hs.), gradezu ein misverständnis des *posterus* sein. R.

Zu herzog Friedrichs meerfahrt. *die abschrift des cod. mus. britt.* 16592, *nach der Röhricht in der Zs. f. d. phil.* 23, 26 *ff das gedicht von der fahrt herzog Friedrichs von Österreich ins h. land* (1436) *herausgegeben hat, war ziemlich fehlerhaft. da R. ausserdem von der überlieferten schreibung mehrmals abgeht (ohne die abweichung anzumerken) und auch die schreibfehler der hs. nur in willkürlicher auswahl verzeichnet, diese einzelheiten aber für die beurteilung der geschichte des cmbr.* 16592 (*die ich in den Mitt. d. inst. f. österr. gesch.* 17, 596 *ff darzustellen versuchte*) *nicht ohne belang sind, bringe ich im folgenden die ergänzungen zum text und zu den laa. Röhrichts, die eine* 1895 *vorgenommene collation der hs. ergab.*

Die hs. hat : 2 -dreiſſigiſtn 28 haben haben dz 37 Umb] un 60 wär 61 dann] dam 65 den] der 67 nimbt enkhainen] mibt erkhainen 89 ow] ew̃ 90 merckhōn 95 Jorg 96 main 97 erberstarffer 98 -tor] -er 102 vol g·] wolgemüet 104 pernckler 116 ëtzenstoffer 120 Antoni 128 tåhenstainer 131 Jörg 139 lügüster 152 für] fur All 153 kamen 163 kappeln 169 am] ain 170 stockh 171 hoh] höll 173 am — stain] ain alter derstain 176 hin drucket im] Im drucket ein 182 meltūn 184 so] Do 188 Johanns 199 herrn 208 im] Inn 209 Öll- 214 Simanis 218 haūſfraw̃n 222 pettriß 224 het 227 v̈ber den pach zedron man get 235 ubrig mocht] möcht v̈brig 241 wegenn 244 Rüebten 248 altor 251 dy] dz 260 tottn 263 herterñ 293 altn 295 an der 301 furstn 303 ma v̈ber 311 Österr. 313 dann] dünn 316 des 319 Sebalt 321 da nu] dann 327 dass] Sam vechtn 334 paÿdent- 337 darnan] daman 339 hünnd 342 weit er 346 Hörtzog 353 zaigätten edls gstain 356 -kait 358 frew̃nden 362 fuer] Inn 363 ronnsamk- 364 v̈ber 368 pērl edls gstain 369 der] den

Überall wo R. vund, vuns(er), vunder *schreibt, ist* vnnd, vnns(er), vnnder *zu lesen*; *in* 109. 215. 220. 237. 307 *steht nicht* -ss *sondern* -ß; *statt* wæt 53, hälig 195 *war* wät, hålig *zu drucken*; *dasselbe diakritische zeichen steht noch über* w *in* Auentew̃r 305, *über* ū *in* aūß- 220, praūß 307, -zū 339. *die bei R. durch puncte angedeuteten lücken sind in der handschrift unbezeichnet.*

Innsbruck. J. Seemüller.

Ein brief Dedekinds. *hr privatdocent dr Herm. Diemar hat mir aufser den oben s. 205 gedruckten hübschen kleinigkeiten aus dem Kölner stadtarchiv das folgende unter den briefeingängen aufbewahrte schreiben mitgeteilt, das die zusendung eines exemplars des Grobianus, wahrscheinlich der zweiten Egenolffschen ausgabe, begleitet haben wird. es ist einer jener verschämten bettelbriefe, auf welche die stadtrechnungen des 16 jhs. ('titel insgemein') so vielfach hinweisen, und es wäre interessant zu erfahren, ob sich nicht auch anderwärts ähnliche widmungsbriefe Dedekinds erhalten haben.* E. Sch.

Denn erbarnn, hochberümbten, wolweisenn herrn, bürgermeisternn unnd radtmannen der stat Collen, meinenn günstigenn herrn, dienstlichen geschriebenn.

Meinenn freuntlichenn grufs und willigen diennst zuvornn. Erbare, hochberümbte, wolweise herrnn. Dieweil es ist ein alter brauch unnd gewonheit, das man pflegt loblichenn stedtenn bücher zuzuschreiben unnd sie darinnen zuvermanen, die guten künste handtzohabende, der ursache halben habe ich difs büchlin ewer erbaren, hochberümbten weisheit dediciert, mit bitte, e. e. h. wolle dasselbige mit dancke annemen, auch ansehnn, das die edlin künste von vielenn vorachtet werden. Hiemit befelh ich e. e. h. w. dem almechtigen gott. Datum zu Hannober 12 novembris anno 1550.

E. e. h. w. williger M. Fredericus Dedekindus Neostadianus.

'Schwing dich auf, frau nachtigall!', Froschs volkstümliches reimpaar in Auerbachs keller, ist in seinen elementen aus volks- und gesellschaftslied reichlichst nachgewiesen. vereinigt haben die Fausterklärer die beiden zeilen seltsamerweise nie gefunden; Erich Schmidt spricht noch in der 3 ausgabe des Urfaust p. xliii nur vorsichtig von einem 'widerhall des volksliedes', auf Uhland nr 265 verweisend. indessen hat Erk schon 1852 in seinem Liederhort s. 290 aus quellen des 18 jhs., Goethes gedenkend, den reim beigebracht, freilich als eingang einer innern strophe dés liedes, das in éiner fassung anfängt *Hoffnung, hoffnung, komm nur bald*, in andrer *Jetzund fällt die nacht herein*; so im Bergliederbüchlein, in dem unsre zeilen nach Böhmes neuausgabe des Liederhorts ii 389 lauten: *Schwing dich auf, frau nachtigall, Grüfs mir mein schätzchen tausendmal!* eine geringfügige variante dieser zweiten fassung bei Ditfurth Fränk. volksl. ii 102 sagt: *Nun flieg nur hin, du nachtigall!*; interessant ist durch seine herkunft das den liedern des ersten anfangs zugehörige lothringische lied (Jahrb. d. gesellsch. f. lothring. gesch. 1894 s. 98) *Frage nach frau nachtigall Grüfse sie mir zu tausend mal*: hat Goethe auch dies lied von Strafsburg aus kennen gelernt? indessen hatte die uns interessierende strophe, wie Goethe sie kannte, wol ebensowenig den eingang *Hoffnung hoffnung komm nur bald* vor sich, der bei Erk und Irmer 4, 26 ohne die bitte an die nachtigall erscheint, wie den anfang *Jetzund fällt die nacht herein*, den

ich eben in Köhlers Volksliedern von der Mosel und Saar nr 131[1] ohne unser reimpaar finde. dies, meine ich, war selbst liedanfang; und als bestätigung mag dienen, dass in Hruschkas und Toischers sammlung deutscher volkslieder aus Böhmen nr 23 ein geistliches lied anhebt:

Schwingt euch auf, ihr nachtigallen!
Grüfst mir Maria zu tausend malen!

die selbstverständliche rückübersetzung ins weltliche ergibt bis auf den numerus fast genau Froschs liedeinsatz. R.

Faust i 2634. der vers *'lass er mich mit dem gesetz in frieden!'* ist vom Urfaust an bis auf die Weimarer ausgabe unbeanstandet geblieben. aber was soll *gesetz* heifsen? 'lex', wie auch Hildebrand es im DWb. fasst, kann es nicht sein; wo hat Mephisto denn an das gesetz appelliert? eher würde ich es verstehn im metrisch-musikalischen sinne als altmodischen ausdruck für 'strophe': des magister Lobesans alte leier will Faust nicht hören. aber auch das ist künstlich und gesucht. obs nicht ein alter schreibfehler ist? das verlockend naheliegende *gefetz* 'altercatio' weifs ich für Goethe nicht nachzuweisen; aber gleich im Urf. 659 hat er *petzen* (W. A. 2807 *kneipen*), und *gepetz* 'gequäle', 'gequängel' entspricht ganz dem, was allein in Fausts ärgerlicher antwort zu erwarten ist. R.

Entgegnung.

Die besprechung, welche mein schriftchen Der mittelalterl. minnedienst in Deutschland im Anz. oben s. 163f durch RMMeyer erfahren hat, veranlasst mich, wenigstens in einigen hauptpuncten an meinem, wie ich denke, unschuldigen kinde die vaterpflicht des schutzes zu üben.

1) M. macht als hauptgrund für die bisherige ansicht vom minnedienst folgende 'von B. überhaupt nicht berücksichtigte erwägung' geltend: bei den Provenzalen gelte der dienst so gut wie ausschliefslich verheirateten frauen und es sei also wahrscheinlich, dass auch dieser hauptpunct nachahmung gefunden habe. — darnach sollte man mir eine arge gedankenlosigkeit zutrauen. indes s. 9 sagte ich doch: 'eher (als die romanischen epen) gienge es noch an, die lebensbeschreibungen der provenzalischen troubadours zum vergleich heranzuziehen, die Diez bearbeitet hat. da ist man doch in der hauptsache auf dem boden der würklichkeit' . . . weiterhin betonte ich dann im anschluss an Uhland, dass das ähnliche gepräge der formen des lebens und der richtungen des geistes im ma. doch die eigentümlichkeiten der einzelnen stämme nicht auslöschte. ausführlicher hatte ich mich über diese verschiedenheit, auf die die germanisten meist zu wenig achten, schon im j. 1888 in dem büchlein Wahrheit

[1] die litteraturangaben John Meiers zu diesem liede haben mich auf das lothringische lied aufmerksam gemacht.

und dichtung in UvLichtensteins Frauendienst ausgesprochen, auf das ich in der anmerkung verwies. da dieselbe auch in dem charakter der minnedichtung selbst deutlich hervortritt, schloss ich: 'es muss also dabei verbleiben, dass für die gestalt, die der frauencultus in deutschen landen annahm, nur ursprünglich deutsche quellen beweiskräftig sind'. ich weise demnach die irrige behauptung zurück, ich hätte jene erwägung überhaupt nicht berücksichtigt; ich liefs sie nur nicht als 'hauptgrund' gelten.

2) als besonders starken innern grund für den dienst bei der verheirateten frau macht M. 'die analogie aller, geradezu aller in liebeslyrik schwelgender epochen' geltend. 'selbst in unserm lyrisch ärmeren jh. sind die dichter an den fingern herzuzählen, die nur sangen, wo sie freien wollten'. ich bin in der tat neugierig zu erfahren, wo ich eine so naive behauptung aufgestellt hätte. damit der leser meine verwunderung verstehe, citiere ich einige stellen meiner schrift:

S. 13 heb ich hervor, dass in vielen fällen das ziel des dienstes nicht ehe gewesen sein wird. 'wie sollten die *jungen man*, die Walther 91, 17 zum minnedienst auffordert, gleich an verheiratung gedacht haben? junge herzen sprechen auch ohne das'. ein solcher dienst lief nach s. 58, wenn er nicht ganz auf bewunderung aus der ferne beschränkt blieb, auf eine art 'flirten' hinaus. weiterhin unterscheide ich s. 59 im erfolgreichen dienst nach Walther 91, 17 einen lohn verschiedener art. 'er kann nach v. 25 *offenbâre* oder *stille und eine* sein. je nachdem die verhältnisse sind, kann aus einem erfolgreichen minnedienst ehe oder auch geheime *friuntschaft* di. *tougen minne* werden'. am beispiel des Thüring zeige ich s. 62, dass man unter umständen aus der 'tougen minne' zu offener ehe zu kommen sucht, erkenne aber auch an, dass es späterhin für junge Don Juans vielfach kein höheres ziel gab, als an mädchen zum minnedieb zu werden. widerholt betone ich (s. 5. 18. 61), dass nach den vorstellungen der zeit nur die frau, nicht der verheiratete mann zu ehelicher treue verpflichtet war. demgemäfs macht mir s. 39 UvSingenberg (wie übrigens manche andre) den eindruck, 'dass es ihm mehr um poetische anregung in romantischer aventiure als um ernsthaftes werben zu tun gewesen sei'. schliefslich mache ich s. 50 auch 3 fälle von werben um ehefrauen geltend und vermute, es möchten sich, auch wo kein bestimmter nachweis zu führen ist, noch einige weitere fälle finden, — immerhin aber ausnahmen, die keineswegs durch die höfische mode begünstigt wurden.

Da M. demnach meine ausführungen in dem entscheidendsten punct so gründlich misverstanden hat, fühl ich mich weder durch seine kritik noch durch die eingestreuten scherze getroffen; auch ich glaube, jene fahrenden, die Eleonore von Poitou ansangen, trugen sich nicht mit ernsten heiratsgedanken. dass indessen

solche fälle, 'wenn die verhältnisse annähernd gleich waren', nicht selten vorkamen, und auch die ehe selbst vielfach zwar nicht als minnedienst, aber als minneleben aufgefasst wird, das hat man kein recht zu übersehen, wie bisher meist geschehen ist. eben deshalb muste ich diesen punct etwas eingehnder behandeln.

3) M. erstaunt über die 'unmethodische art', wie ich die einzelnen zeugnisse für mädchenminne verwende. 'er polemisiert selbst gegen die unbedingte ausnutzung epischer stellen (s. 8. 26 uö.) und benutzt doch, wo sie für ihn sprechen, etwa stellen des Nibl. unbedenklich'. — ich meine, wer die romanischen aventiuren als belege für deutsche sitte verwirft und auch Lichtensteins renommistische erzählung weder für zuverlässig noch für typisch hält, hat immer noch ein recht, für sich die stellen geltend zu machen, wonach im Nibl. die ritter den mädchen in Kriemhildens gefolge den hof machen und mit verliebten blicken auf Rüdigers tochter schauen, — ligt doch zwischen der objectiven und darum die sitte glaubhaft darstellenden volksdichtung und dem Frauendienst des eiteln Steirers ein tiefer abgrund! zwar sind manche züge im Nibl. älter als die zeit des minnedienstes, aber ich möchte doch den germanisten sehen, der unsere stellen dazu rechnete. ich versteh also trotz M. noch nicht, weshalb ich diese guten zeugen für das, was damals in Deutschland sitte war, nicht hätte vorführen sollen, und wie man mir daraufhin den landesüblichen vorwurf mangelnder methode machen kann. —

Aus mangel an raum kann ich auf weiteres nicht eingehn; soviel wird aber aus diesen proben hervorgehn, dass M., wenn er mein schriftchen widerlegen will, es etwas genauer lesen muss.

Düren, 17 juni 1897. REINHOLD BECKER.

ERWIDERUNG.

Ich bedauere es aufrichtig, wenn sich hr B. durch den ton meiner kritik gekränkt fühlt; die ausführlichkeit meiner darlegungen hätte ihm zur genüge dartun können, dass ich sein schriftchen wie jedes von einer ernsthaften überzeugung getragene ernst genommen habe. im übrigen kann ich der empfindlichkeit, die sich durch jeden scherz gleich beleidigt fühlt, ein recht nicht zugestehn und werde mir auch in zukunft in kritik und polemik gestatten, wo ein autor mich erheitert hat, mich in meiner weise dankbar zu zeigen.

Ich komme kurz zu den von B. hervorgehobenen puncten:

1) die von mir vermisste erwägung hat B. weder in seinem 'Minnedienst' noch in seiner Entgegnung angestellt. trotz der von niemandem bezweifelten verschiedenheit der stämme — die B. allein betont — ist der minnedienst der Provenzalen von den Deutschen nachgeahmt worden; bei jenen bildet der dienst vor verheirateten frauen einen hauptpunct, und dass dieser hauptpunct in der nachahmung fehlen soll, fehlen ohne dass auch nur

die hauptträger des minnesangs darüber ein wort verlieren — das bleibt die grofse unwahrscheinlichkeit, die B. sich auch jetzt noch nicht klar gemacht hat.

2) an der angeführten stelle (s. 169) zieh ich die analogie aller in liebeslyrik schwelgender epochen für den dienst bei der verheirateten frau heran. der von B. citierte satz bezieht sich ausdrücklich nur auf unser jh.; B. hat den nachsatz fortgelassen: 'je weiter wir aber zurückgehn, desto seltener werden sie'. ich habe also B. durchaus nicht die naive behauptung zugeschoben, die er überflüssiger weise abwehrt. nicht ich habe sein buch schlecht gelesen, sondern er meine kritik.

3) die verwendung eines rein formelhaften zugs als historisches zeugnis erscheint mir nach wie vor unmethodisch; dass B. nicht einmal versteht, weshalb, finde ich doppelt bedenklich.

Berlin, 19 juni 1897. RICHARD M. MEYER.

Zu Zs. s. 72 macht JBOLTE darauf aufmerksam, dass das (leider ohne die melodie gegebene) lied '*Wer, Els, wer*' [vgl. auch Zarncke Die deutschen universitäten im ma. s. 126, 10] aus der gleichen hs. schon in Birlingers Alemannia 9, 164 gedruckt sei, und verweist für den gedanken auf seine bemerkungen zu VSchumann 67, 28 (s. 397) und JFrey s. 282. — zu s. 66 n. u. s. 96 unten bemerkt er, dass er eine vierte hs. der Beichte des ehepaars Zs. f. vgl. littgesch. 7, 470 habe abdrucken lassen.

Zu Anz. s. 203 — lateinisches gedicht auf das Kölner Caecilienstift — schreibt LTRAUBE : '.... *nomine difficili* scheint am ehsten auf einen namen zu gehn, der nicht ins versmafs passt (nach ovidischem vorbild); freilich ... bei dieser etymologischen auslegerei konnte man so auch auf einen zu viel oder zu wenig versprechenden namen hinweisen : dieser aber scheint mir nicht v. 10 *Sophie*, sondern v. 11 *Una*, was sonst gar keinen sinn gibt ... den namen kenn ich nur aus Libri confr. ed. Piper I 323 bis; er wird vom dichter ausgelegt, als ob er lateinisch sei'. ich bemerke, dass jener bisher einzige beleg für den namen *Una* sich in einer liste des klosters Herford findet, also aus dem deutschen nordwesten stammt. E. SCH.

In Zürich ist am 8 august prof. JAKOB BÆCHTOLD gestorben, dem die deutsche litteratur seiner schweizerischen heimat eine durch ihre consequent beschreibende haltung auch methodisch bemerkenswerte gesamtdarstellung und zahlreiche wertvolle ausgaben und monographien von Notker bis auf Gottfried Keller dankt.

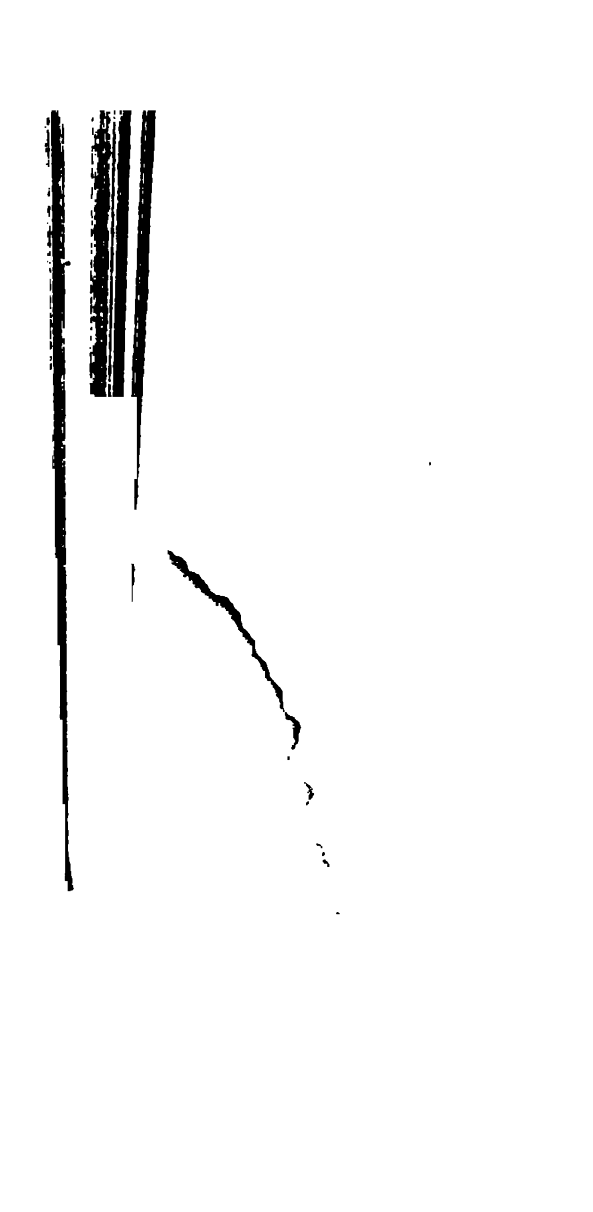
Der privatdoc. dr OSKAR FWALZEL in Wien ist als ord. professor d. d. sprache u. litteratur an d. univ. Bern gewählt worden.

Der privatdocent dr FSOLMSEN wurde zum ao. professor der vergleichenden sprachwissenschaft in Bonn ernannt. — In Graz habilitierte sich dr KŽWIERŽINA für deutsche sprache und litteratur.

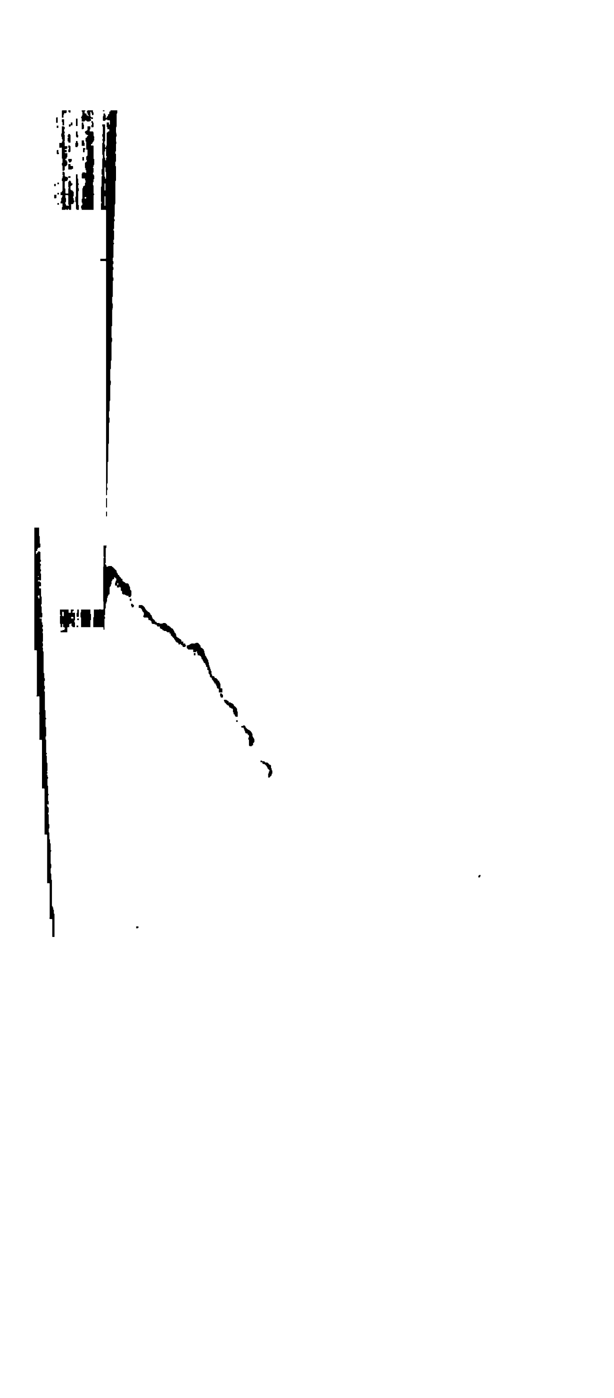
REGISTER

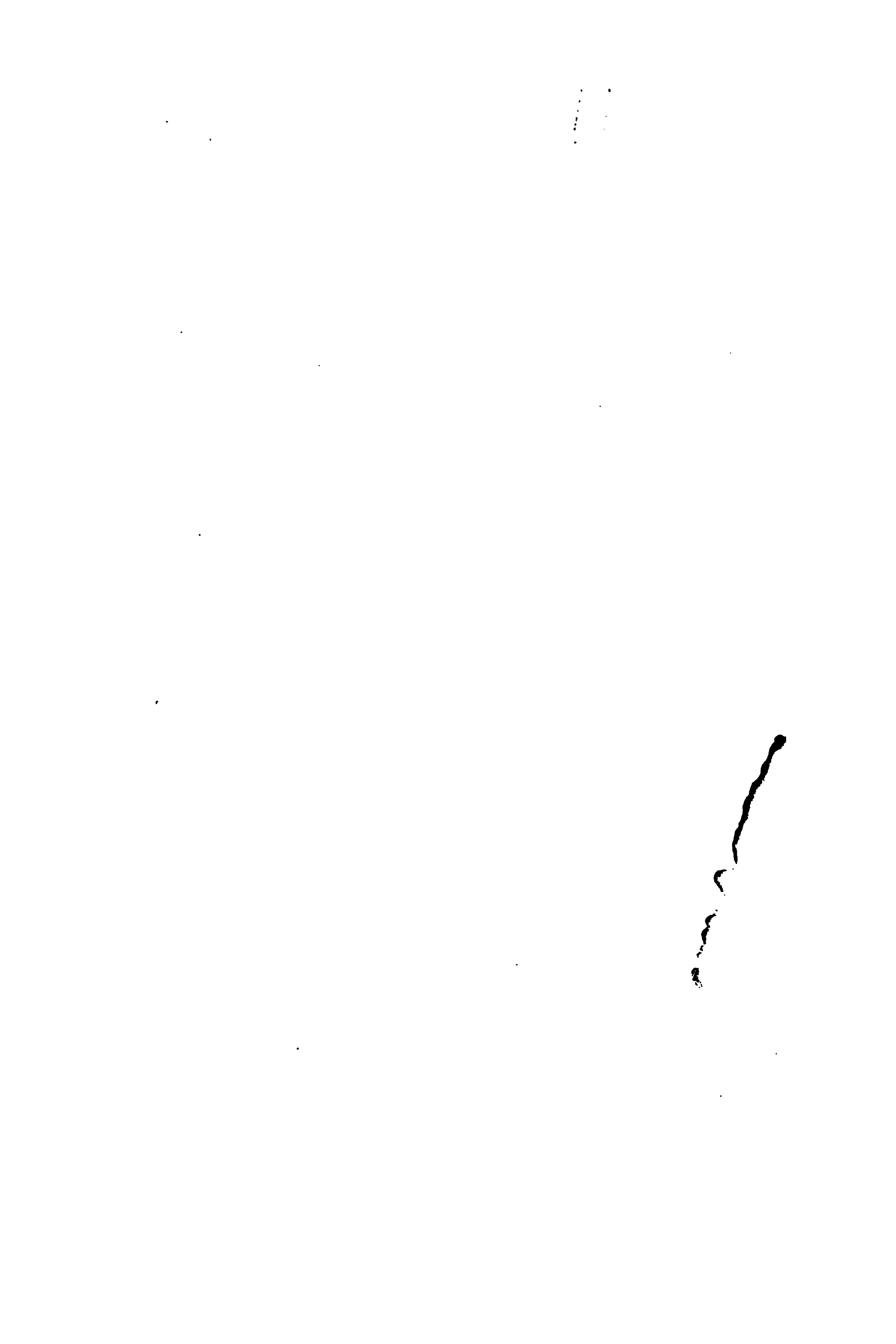
Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

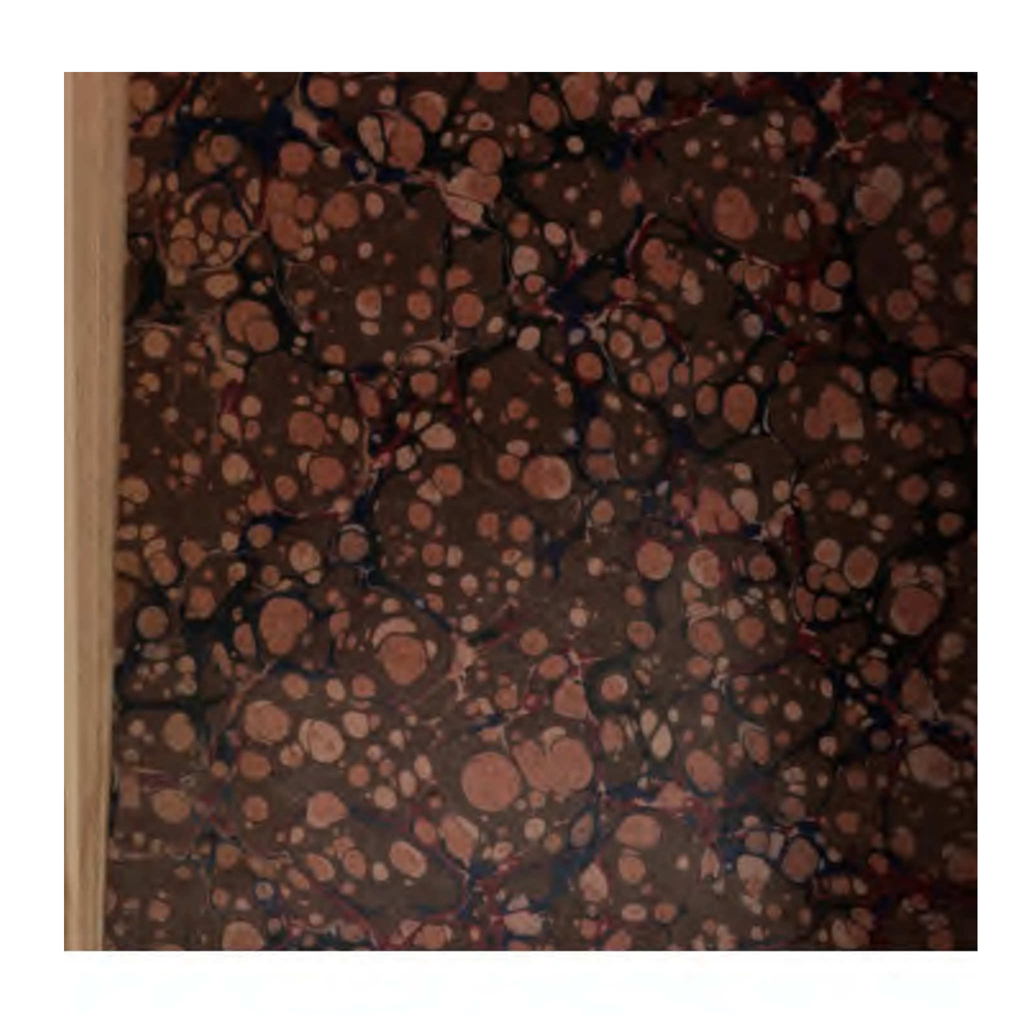
Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

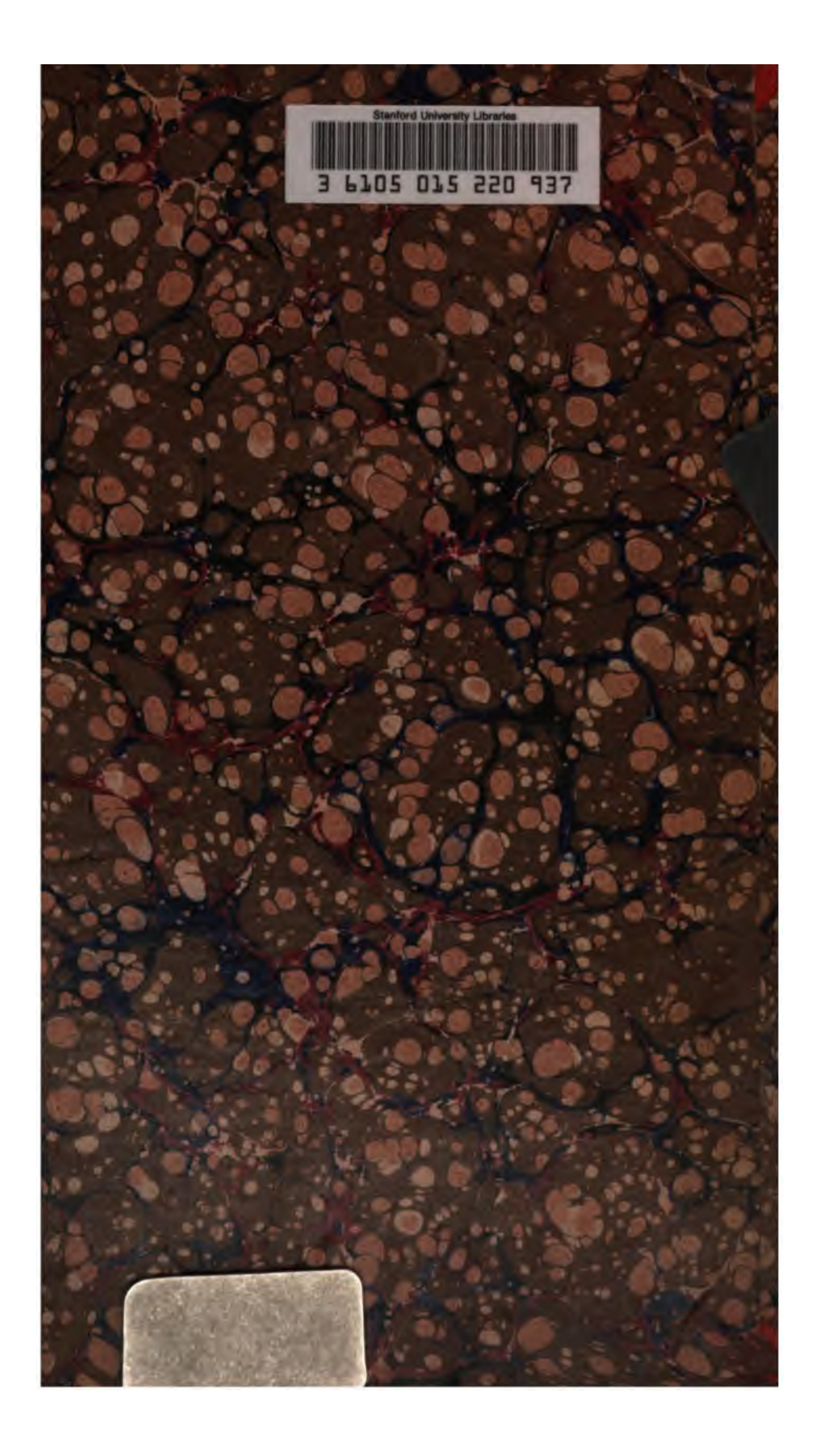











Stanford University Libraries
3 6105 015 220 937

